GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BEGRÜNDET VON FRANZ PFEIFFER.

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BARTSCH.

ZWEIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.
NEUE REIHE ZWANZIGSTER JAHRGANG.

WIEN.
VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1887.

INHALT.

Seite

LITTERATUR.

MISCELLEN.

ANMERKUNGEN ZU HEINRICHS VON FREIBERG TRISTAN.

VON

REINHOLD BECHSTEIN.

In der Florentiner Handschrift (F), die Gottfrieds Tristan und Hartmanns Iwein enthält, findet sich bekanntlich auch, unmittelbar auf Gottfrieds Dichtung folgend, Heinrichs von Freiberg Tristan. Beide Tristanepen wurden von Müller im zweiten Baude der Sammlung deutscher Gedichte nach einer Abschrift, welche der Canton Zürich von der Originalhandschrift hatte nehmen lassen, abgedruckt. Über den Abdruck des Gottfried'schen Tristan fällte E. von Groote in der Einleitung (S. LXVI) seiner Tristan-Ausgabe (vom Jahre 1821) ein wenig günstiges Urtheil. Indessen habe ich mich überzeugt — ich besitze eine Collation v. d. Hagens mit der Florentiner Hs.*) — daß der Abdruck doch nicht ganz so übel und unbrauchbar ist, als es nach v. Grootes Worten scheint. Gar manche Fehler fallen nicht dem Abschreiber und Corrector, sondern schon dem ersten Schreiber zur Last.

Bedeutend mehr Correcturen des Müller'schen Abdruckes (M) finden sich in v. d. Hagens Collation des Tristan von Heinrich von Freiberg. Ein Theil dieser Correcturen erstreckt sich auf Abkürzungen, die bekanntlich in den jüngeren Handschriften häufiger sind als in den älteren. Schon aus dem Urtheile v. d. Hagens, daß die Florentiner Hs. des Gottfried'schen Tristan aus dem 13. Jahrh. stamme**), müßten wir schließen, daß der Tristan Heinrichs von einem anderen Schreiber herrühre.

*) Es ist wohl die, die v. d. Hagen im 4. Theil der Minnesinger S. 611 Anm. erwähnt: „Aus der Florenzer Hds. (139 Bl., 4) habe ich 1817 den Müllerschen Abdruck berichtigt."

**) V. d. Hagen im Grundriß (S. 123), ebenso Maßmann in der Ausgabe (S. 591). Nach der Beschreibung scheint mir F in den Anfang des 14. Jahrhs. zu gehören. Dazu bestimmen mich auch zwei Äußerungen v. d. Hagens in der Vorbemerkung zu seiner Collation. 1. Die Reime [d. h. die Reimzeilen, Verse] abwechselnd eingerückt, nur die obere Zeile mit großen Buchstaben, hinten keine Punkte. 2. Das *i* hat einen Strich.

Ausdrücklich bemerkt aber v. d. Hagen gleich im Anfange seiner Collation: „Scheint von anderer, größerer Hand, mehr Abkürzungen. Alle Zeilen gleich vorgerückt und mit großen Buchstaben.“ Und öffentlich bemerkt er im 4. Theil der Minnesinger (S. 616, Anm. 2): „Heinrichs Fortsetzung findet sich nur in zwei Hds., und vollständig allein nur in der Florenzer, es scheint, von späterer Hand, als Gottfrieds Gedicht. (Er meint natürlich: von jüngerer Hand). Rechnen wir aber auch die zahlreichen Fälle ab, wo v. d. Hagen die von Müller aufgelösten Abkürzungen des Originals wieder in ursprünglicher Gestalt in den Druck einzeichnete, so ist der Abdruck des Heinrich bedeutend weniger gut gerathen als der des Gottfried. Wahrscheinlich hat der Züricher Abschreiber die jüngere Schrift nicht so leicht lesen können als die deutlichere der älteren Zeit. Aber man wundert sich doch, daß Müller, der zwar einen genauen, aber wie schon aus der Auflösung der Abkürzungen hervorgeht, keinen streng urkundlichen Abdruck zu liefern beflissen war, so unsinnige Fehler durchließ, die jedem aufmerksamen Leser sofort auffallen mußten.

So begegnen gleich im Anfang eine Menge *t* für *c*, hervorgerufen durch die Ähnlichkeit der beiden Buchstaben: *vundit* (= *vündic*) 5*). *sin nit* (= *sinnic*) 5. *stit* (= *stîc*) 58. *senetliche* 63. *herte* (= *herce*, *herze*) 70. *luchtenburt* (= *burc*) 75, trotzdem vorher *luchten burgonoys* steht. *trut* (= *truoc*), *grut* (= *gnuc*, *gnuoc*) 125. *wert* (= *werc*) 81. Dieser Verwechselung verdanken wir ja auch den Namen *Vribert* 82, der dann auch in der Überschrift in Capitalschrift figurirt. Später werden die falschen *t* seltener, aber für *wenine* (= *wênic*) kommt 389 doch noch *wenint* vor; 1044 ist das Wort *wenic* sogar in *wemt* verwandelt. Wenn für *ot* (*ôt*, *oht*, *eht*) *oc* gesetzt wird, das vielleicht einen Anklang an *ouch* haben mochte, so wollen wir das dem Herausgeber nicht weiter übel nehmen. Ich unterlasse es noch weitere Fehler dieser Sorte anzuführen, da sie sich Jedem, der auf sie aufmerkt, zu Dutzenden darbieten.

Umgekehrt findet sich *c* für *t*, aber selten, z. B. *chyof* für *thyost* 1757 (während vorher 1749 ganz richtig gelesen ist), *ellenchefte* für *ellenthefte* 2004.

Vielleicht wegen Mangels an Lettern läßt Müller kein *ú* (= *ü* und *üe*) setzen, sondern nur einfaches *u*, wie ja auch die Hs. meist

*) Citirt ist nach den Zahlen in v. d. Hagens und meiner Ausgabe, die nicht durchaus mit denen bei Müller stimmen. Die betreffenden Citate stehen aber, wenigstens zu Anfang, immer in der Nähe und sind leic' zu finden.

bietet, aber nicht durchaus; er löst auch auf, z. B. *geheuge* : *teuge* 27 fg. *gleunder* 50. Auch *uo* verwendet er für *ů*: *betruobet* 182.

Die Hs. vermischt nach der Sitte der Zeit vielfach *s* und *z*; Müller geht noch weiter. So bietet der Druck ein wirres Durcheinander. Beispiele verlohnen nicht. Manchmal corrigirt er auch richtig die Überlieferung, z. B. *amis* für das hsl. *amiz* 61. Auch sonst noch bei ihm einzelne richtige Verbesserungen, z. B. *sie* statt *sin* (: *hie*) 3512. *kurtoys* statt *kurteys* (*luchtenburgonois*) 73. *vrunt* statt *vurnt* 2496. Im Ganzen sind aber die Fehler der Hs. treu bewahrt.

Eine gewisse Normalisirung zeigt sich bei Behandlung der Eigennamen, die in der Regel klein geschrieben erscheinen. Aber es kommen auch einzelne mit großen Anfangsbuchstaben vor; diese sind ebenfallls gegen die Hs. klein geschrieben, z. B. *reymunt* st. R. 77, *kaedin* 91. *caridol* 1578. *gawan* 1855 ffg.

In der Auflösung der Abkürzungen begegnen wir auch mancherlei Fehlern. Die Vorsetzsilbe *ver*, in Abkürzung *v̓*, wird in *ver* aufgelöst, während sie ausgeschrieben als *vor* erscheint. Aber auch *vor-* ist öfters zu *ver-* verwandelt, z. B. *vermezzen* 920.

Allerlei kleine Versehen: *o* statt *v*, *v* statt *u*, *ie* statt *i*, *r* statt *n* u. a. brauchen nicht einzeln angeführt zu werden. Es mögen nur noch eine Reihe stärkerer Fehler folgen, die v. d. Hagen ohne die Collation der Originalhandschrift schwerlich hätte verbessern können; manchmal gibt die falsche Lesart auch einen Sinn. *dar* (statt *clar*) 558; ähnlich ist *verdagen* (*vorclagen*) 2998. *unter* (*vuter*, *vuoter*) 580. *biner* (*siner*) 686. *vulle* (*wille*) 745. *air* (*an*) 807. *sie* (*hie*) 807. *und* (*vil*) 905. *nar* (*lac*) 957. *quer* (*einer*) 1600. *hilf* (*hilt*, *hielt*) 2164. Der zuletzt angeführte Fehler würde wohl bei einigem Nachdenken corrigirt werden können. Derartige Fehler sind ferner *sin* (für *min*) 1090. *kumt* (*kunic*) 1219, *smcher* (*sweher*) 1475.

Die Collation v. d. Hagens gibt uns nun ein Bild der Originalhandschrift. Freilich scheint er mit seinen Eintragungen nicht auf alle Einzelheiten Rücksicht genommen zu haben. So wird im Anfang *u* mit *e* bezeichnet (*ů*), später aber nicht mehr. Es ist doch nicht anzunehmen, daß der Schreiber das *e* später ganz verschmäht habe. Sodann ist *und* immer in *vñ* corrigirt. Da liegt doch die Vermuthung nahe, daß *vñ* geschrieben stand. Hätte v. d. Hagen nur eine Bemerkung über sein Verfahren gemacht, dann hätte er sich getrost die Mühe der Veränderung des *u* in *v* ersparen und sich mit jener Abkürzung begnügen können, die uns nur andeuten soll, daß das Wort nicht in voller Form vorliegt. Sonst aber macht v. d. Hagens Collation

den Eindruck einer mühseligen und zuverlässigen Arbeit, die ihm nicht allein für seine eigene Ausgabe sehr zu statten kam, sondern die auch mir ausgezeichnete Dienste leistete.

Betrachten wir nun die Überlieferung, soweit wir sie im collationirten Abdrucke zu beurtheilen vermögen, so müssen wir sie als eine im Ganzen gute anerkennen. Vollkommen gut ist sie aber leider nicht. Ganz abgesehen von den verschiedenen Auslassungen, die sich der Schreiber — oder sein unmittelbarer Vorgänger — zu Schulden kommen lies (V. 1026. 1218. 1280. 1292. 1634. 5108. 6720, von M. einigemal unten an der betreffenden Stelle, von v. d. Hagen consequent durch Punkte im Texte bezeichnet), finden sich doch recht viele Verschreibungen, Ungenauigkeiten, Auslassungen. Bei den meisten dieser Schreibfehler liegt die Verbesserung nahe, zumal wenn sie im Reime stehen, z. B. *quan* statt *quam* 776. *vazzer* statt *wazzer* 1572. *mager* statt *māger*, *manger* 923 und so öfter. *mutschal* statt *muntschal* 3031. *wode* st. *wolde* 3062. *brach* st. *bracht* 658. *geschich* st. *geschicht* (: *licht*) 233. *gezil* st. *gezilt* (*schilt*) 5609. *vur* st. *vru*, *vrů* 2037. *vrusten* st. *vursten* 512. *vrit* st. *wirt* 5868. *pfalc* st. *pflac* (: *tac*) 6455. *erbort* st. *erbot* (*ysot*) 95. *kart* = *kraft* 1426. Alle Fehler solcher Art sind von v. d. Hagen corrigirt. Nur in einzelnen Fällen brauchten sie in der folgenden Lesartensammlung berücksichtigt zu werden. Nun gibt es aber auch Fehler in M, die schon schwerer wiegen und deren Verbesserung nicht so ohne Weiteres geschehen kann. V. d. Hagens Textherstellung wird in den meisten Fällen durch Hs. O bestätigt. Es mag daher nach Betrachtung dieser jüngeren Überlieferung auf einzelne gelungene Lesungen v. d. Hagens besonders aufmerksam gemacht werden.

Aus der Sprache der Hs. darf vielleicht geschlossen werden, daß für den Schreiber auch einigemal eine zweite Kraft eintrat, aber nur auf eine kleine Weile. Von Vers 3909 an (in M's Abdruck S. 29, Spalte 2) beginnt auf einmal ein ganz anderer Dialekt. Statt *aventiwer* oder *abentiwer* erscheint *aventeuwer*; ferner *eu* in *trew*, *treuwe*, *deuchte* 3939, für *î* stellt sich *ei* ein: *leip* : *weip*; *reich* : *geleich*; *sei* : *peī* u. s. w., sogar *kaedein* : *dein*. Ganz entsprechend begegnet auch *au* für *û*: *trauten* 3941. Aber ganz consequent ist dieses österreichische Intermezzo nicht durchgeführt. So steht doch *himelrich* : *gelich* 3923. *hundelin* (: *mein*) 3969. *kaedin* (: *mein*; M hat *min*) 3993. [*zit* bei M 3956 ist in F *zeit*]. Für *loube* 3964 sollte man *laube* erwarten, für *verneme* (M *verneme*) 3952 würde ein Österreicher doch *verneme* geschrieben haben. Auch V. 4001 (M S. 30, Spalte 1) tritt der erste

und allgemeine Lautstand wieder ein. Später wiederholt sich dieselbe Erscheinung von Vers 6481 bis erweislich 6516 (M S. 42, Sp. 3 unten bis S. 43, Sp. 1 Mitte), aber auch hier einzelne Inconsequenzen. Sollte dagegen, was ja nur die Hs. selbst lehren kann, derselbe Schreiber bei der Arbeit geblieben sein, so würden wir die Abweichung von der sonst geübten Sprache als einen Versuch zu betrachten haben, auch ein- oder einigemal eine andere angelernte Mundart zu verwerthen. Zu einer solchen Annahme würde jene Inconsequenz führen, dann aber auch die Wahrnehmung, daß auch sonst ganz vereinzelt österreichische Elemente eingemischt sind. So z. B. findet sich *leichte* 3469*). *sei ... geschreit* 3480. *mein* : *gesein* 3485 fg. *neuwes* 3458. Alle diese Stellen in der Nähe beisammen. Aber auch sonst findet sich z. B. *euch* statt *uch* 288. *taugen* (: *ougen*) 309. *saite* = *seite*, *sagete* (: *leite*) 672. *saite* auch im innern Vers 3600.

Sonst aber stellt sich die Sprache als vorwiegend mitteldeutsch dar. Neben *ie* erscheint *i* (*î*) [das lange *i* ist auch bisweilen mit *ie* bezeichnet]; für *iu* in der Regel *u* (*û*), aber daneben auch vereinzelt *iu*, *iw*. Mitteldeutsch ist ferner *vor* für *ver*, *zu* für *ze*, *zur* für *zer* (*unzurgenclich* 6859), *er* für *her* (*herre*). In Verbindung mit diesen Erscheinungen wird nun auch *e* (*ê*) für *æ* als ein mitteldeutsches Charakteristicum zu gelten haben. Die Anwendung von *ch* in der Verbindung *cht* für mhd. *ht* wird zunächst der jüngeren Zeit zufallen, dagegen ist der Abfall des *t* in der 3. Person des Praesens nicht bloß modern, sondern auch eine Eigenthümlichkeit des Mitteldeutschen, die schon im 13. Jahrhundert in der Dichtung für den Reim verwerthet wird. Der Schreiber hat aber daneben noch einzelne *t* aufzuweisen. Die Apokope des *e*, die recht häufig vorkommt, deutet wieder auf den Süden. Dieser nicht ganz einheitliche Charakter der Sprache des Schreibers, welche der Sprache des Dichters parallel läuft, in Verbindung mit den vereinzelt auftretenden österreichischen Elementen legt die Annahme nahe, daß der Schreiber des Gedichtes wohl auch im böhmischen Lande gesucht werden darf, wo der Dichter zu Hause war und für seinen Gönner wirkte.

Auf Grund seiner Collation unternahm nun v. d. Hagen seine neue Ausgabe (vom Jahre 1823). Wie ich schon in meiner Ausgabe (Einleitung S. XXIX) bemerkte, hat v. d. Hagen die jüngere Hand-

*) Daß *leichte* nicht etwa ein übersehener Druckfehler ist, sondern daß es in der Hs. wirklich so steht, deutet v. d. H. an, indem er das Wort unterstreicht, wie er überhaupt die interessanten Dinge so bezeichnet.

schrift O wahrscheinlich nicht benutzt, „sonst hätte er die Lücken der Hs. F ergänzt“.

Ich begreife darum nicht, wie Ernst Kraus in seinem sonst so werthvollen Aufsatze „Über Heinrich von Freiberg“ (Germ. 18 [30], 1 ff.) sagen konnte (gleich zu Anfang), daß in v. d. Hagens Gottfriedausgabe II. Band die Tristanfortsetzung Heinrichs nach der Hs. F gedruckt sei „mit Ergänzung der Lücken aus O“. Die Lücken sind in v. d. Hagens Ausgabe ja deutlich genug bezeichnet. Eher könnten einzelne Verbesserungen v. d. Hagens, die mit O stimmen, eine Benutzung vermuthen lassen. Es ist möglich, daß sich v. d. Hagen von E. v. Groote für einzelne schwierige Stellen die Lesarten von O erbat und solche Mittheilungen noch bei der Correctur eintrug.

In der sprachlichen Behandlung des Textes verfuhr v. d. Hagen wie vorher in der Gottfriedausgabe. Er schreibt das jüngere und mundartlich gefärbte Gedicht in das ältere correcte Mittelhochdeutsch um, sowie dies damals, vor dem Jahre 1823, geschehen konnte. Da v. d. H. zudem den Dichter damals in Schwaben suchte, so war für ihn kein Grund vorhanden, die Sprache anders zu gestalten. Vom Mitteldeutschen wußte man vollends noch gar nichts. Die Normalisirung weicht vielfach von der später eingeführten ab, stimmt aber auch mit ihr zusammen. Bedenkt man, daß der Arbeit v. d. Hagens nur wenige Muster, wie Köpkes Barlaam (1818), Beneckes Wigalois (1819), Lachmanns Auswahl (1820) vorausgingen, so müssen wir seine Leistung, wenn wir auch im Einzelnen an unnöthigen und unrichtigen Änderungen oder an unterlassenen Besserungen Anstoß nehmen, als eine sehr tüchtige anerkennen, und dies um so mehr, als neben der correcten materiellen Textherstellung auch im Vergleich zu dem unvollkommenen ersten Abdruck und zugleich zur vielfach fehlerhaften Überlieferung auch wirkliche Textverbesserungen dargeboten werden.

In der folgenden Lesartensammlung war auf v. d. Hagens Ausgabe (H) gebührend Rücksicht zu nehmen. Sowohl seine Zusammenstimmungen mit F wie seine Abweichungen mußten notirt werden. Da ich zumeist F folge, so zeigen sofort die beiden Buchstaben F (H), die mehr ins Auge fallen als ein einzelner, die Fälle an, wo ich von F abweiche und mit O gehe oder eine selbständige Änderung vornehme. Die Verbesserungen, die von v. d. H. herrühren, verdienten auch aufgenommen zu werden. Wenn ich auch sehr oft ohne H selbständig zur gleichen Änderung von F gelangt wäre, so ist er mir doch vorausgegangen, und darum durfte ich seinen Text nicht bei Seite lassen. Manchmal verzeichnete ich auch von ihm vorgenommene Änderungen,

wo ich mich der Hs. anschließen konnte oder mußte. Besonderes Gewicht lege ich aber auf die Verbesserungen in v. d. Hagens Text, die über das materiell Sprachliche hinausgehen und meist durch Hs. O bestätigt werden. Man ist wirklich manchmal versucht anzunehmen, daß v. d. H. nur mit Beihilfe dieser zweiten Quelle zu so ansprechender Textherstellung gelangen konnte. Einige wenige Beispiele dieser höhern Art mögen hier folgen.

1201 M: *mertzi geltel spir* (*fyr* F).
H: „ *gentil sir.*
O: *gramertzi gentil fier* (wohl verlesen für *sier*).

1622 M: *manliches herren* (*h'rē* F) *was ein man.*
H: „ *herzen* „ „ „
O: „ *hertzē* „ „ „

Hier führte allerdings *hertzte* in V. 1624 leicht auf *herzen.*

5014 M: *ir rechter vrunt mit kusche was* (H am Rande *huse*?)
H: „ *rehter friunt* „ *huse* „
O: „ „ *frūt* „ *huse* „

5478 M: *halt mir ein oder* (*od'* F) *wetzelin.*
H: „ „ „ *orewetzelin.*
O: „ „ „ *ore wetzelin.*

6551 M: *wan daz sie umbe mit der hant.*
H: „ „ „ *winkte* „ „ „
O: *dan* „ „ *winkete* „ „ „

6644 M: *und im daz homel vur zuge* (H am Rande zu *o* in *homel*: „*e*?")
H: „ „ „ *helmel fúr zûge.*
O: „ „ „ *helmel vur zoges.*

Einmal stimmt H mit O nicht mit Recht zusammen. Er corrigirt die treffliche Lesart von F in V. 787 *recht als ein brehend' sunnenschin* ganz in der Weise eines mittelalterlichen glossirenden Schreibers in *brennender s.* Hs. O hat wirklich auch *byrnēder.*

Hinsichtlich der Hs. O verweise ich zunächst auf Minnes. 4, 611 und auf die Einleitung zu meiner Ausgabe S. XXIX fg. und füge dem noch Einiges hinzu. Die aus v. d. Hagens Nachlasse stammende treffliche Abschrift der Hs. O ist sicher von der Hand Wilhelm Wackernagels. Am Ende findet sich eine Notiz v. d. Hagens, datirt Berlin 10. Dec. 1824: „Hiemit bricht die alte Abschrift ab, vermuthlich weil die Urschrift mangelhaft war und etwa das letzte Blatt fehlte. — Ich habe vorstehende Abschrift aus Oberlins (jetzo Dr. Groote's) Papierhandschrift mit dieser genau verglichen." In der That finden sich

manche Bemerkungen von v. d. Hagens Hand am Rande, auch im Texte einzelne Correcturen. Den zahlreichen *o* über *u* ist, da sie mit blasser Tinte geschrieben, daher etwas undeutlich erscheinen mochten, mit der Feder nachgeholfen. Diese Zeichen sind nicht immer ein rundes *o*, sondern erscheinen auch wie zwei Punkte oder wie ein unvollkommenes *e*: eben ganz so, wie wir es in den Hss. des 15. Jahrhunderts zu finden gewohnt sind. An einer Stelle hat auch v. d. H. einen ausgelassenen Vers nachgetragen. Die Abschrift sammt der Collation ist so vorzüglich, daß ich mich ganz auf sie verlassen konnte. Ich habe in Köln die Hs. O in Augenschein genommen. Sie ist äußerlich nicht weiter von Bedeutuug. — Die Hs., Papier, Folio, zweispaltig geschrieben (meist 42 Zeilen auf der Spalte), ist nicht vollständig. Sie beginnt mit der Rückseite des ersten Blattes (Bl. 114 der ganzen Hs.) in der Mitte der zweiten Spalte mit V. 85 und endet mit Zeile 9 der ersten Spalte von Bl. 38 (151). Die ersten Zeilen jeder Spalte sind eingerückt und roth ausgezeichnet. Öfter stehen zwei Verse in einer Zeile.

Die Sprache ist die niederrheinische des 15. Jahrhs. Es scheint nicht nöthig deren Lautstand darzulegen. Aus den Lesarten ist Sprache und Schreibart hinlänglich zu erkennen. Ihr Werth für die Textherstellung ist hoch zu schätzen, wenn sie natürlich auch viele Modernisirungen aufweist. An vielen Stellen hat sie auch das Wort des Dichters bewahrt. An Flüchtigkeiten fehlt es freilich nicht, namentlich finden sich ungemein viele Auslassungen; auch ihr fehlen einzelne Verse: 1018. 1636. 2378—81. 5750. Trotz ihrer mannigfachen, nicht wegzuleugnenden Vorzüge tritt sie aber doch weit hinter F zurück. Darum ging es nicht anders: ich mußte doch den alten bekannten Text zur Richtschnur wählen. Hs. O ist von der Zeit des Dichters doch so weit entfernt, daß er mit der älteren nnd auch sprachlich dem Dichter näherstehenden Überlieferung nicht concurriren kann. Dieses Verhältniß habe ich erst bei näherer Prüfung erkannt; im Anfang war ich geneigt, Hs. O zu überschätzen. Wenn ich in meiner Ausgabe das Bekenntniß ablegte, daß ich wegen Unzulänglichkeit des Materials auf eine „in strengem Sinne“ kritische Ausgabe verzichten müsste, so habe ich doch damit nicht gesagt, daß ich meine Ausgabe überhaupt nicht für eine kritische halte und angesehen wissen will. Kinzel scheint der Unterschied zwischen einer streng kritischen und einer schlechthin kritischen Ausgabe nicht klar gewesen zu sein, sonst hätte er in seiner Anzeige (Z. f. d. Ph. IX, 240) nicht sagen können, indem er das nicht prägnant gemeinte, sondern nur von mir

für „Veröffentlichung" gebrauchte Wort „Abdruck" dahin mißversteht oder absichtlich (böswillig?) verdreht, daß meine Ausgabe nur „den dritten Abdruck von Heinrichs Tristan" biete. Er hätte ja nur einen Blick in Müllers Abdruck zu thun brauchen, um zu sehen, welche Bewandtniß es mit meinem „Abdruck" habe.

Bei dem Übergewicht von F über O mußte auch in kleinen Dingen die alte Lesart bewahrt werden. Das Verfahren, O zur Verbesserung des Textes heranzuziehen, konnte nur ein eklektisches sein, denn ein bestimmtes Abhängigkeits- oder Verwandtschaftsverhältniß ist nicht zu constatiren, trotzdem sich auch gemeinsame Fehler zeigen, wie in falschen Absätzen. Wo mir die Benutzung nicht nothwendig schien, habe ich sie unterlassen, selbst auf die Gefahr hin, die echte Lesart verschmäht zu haben. Ich habe daher bei der Sammlung der Lesarten öfter Gelegenheit genommen, auf die Möglichkeit, daß wir in O das Ursprüngliche besitzen, aufmerksam zu machen. Daß mir auch für die Versgestalt die Lesarten der Hs. O willkommen waren, brauche ich nur anzudeuten. Daß ich mit der vorsichtigen Aufnahme der Lesarten von O nicht immer das Richtige getroffen habe, daß ich vielmehr auch in solchen Fällen bei F hätte beharren sollen, will ich gerne zugeben.

Materiell sprachliche Abweichungen der Hs. O von F waren natürlich nicht zu verzeichnen. Sobald aber diese äußerlichen Formen zugleich für die Metrik in Betracht gezogen werden können, mußten sie berücksichtigt werden. Die junge niederrheinische Hs. weicht öfter consequent alten Wörtern aus (z. B. dem Worte *knappe* = *knabe*, für welches sie *jüngeling* setzt). Da war nur im Anfang die Lesart zu geben. Die Partikel *ôt* verschmäht sie durchaus und läßt sie in der Regel ganz hinweg, aber doch ersetzt sie sie manchmal durch andere Wendungen. Deshalb mußte das Fehlen doch immer verzeichnet werden.

Auf eine Alterthümlichkeit in O mag noch besonders hingewiesen sein. Das ist die Negation *en-* vor dem Verbum, die in F schon dem modernen Sprachgeiste fast immer zum Opfer gefallen ist. Daß dieses *en-*, durch welches sich meist zu Anfang des Verses doppelter Auftact nöthig macht, wirklich vom Dichter herrührt, zeigt seine vereinzelte Bewahrung in F. In V. 5998 z. B. findet sich in F die Negation: *ich enkan sîn nicht,* wo seltsamerweise O nur das einfache Verbum *kan* bietet. Ebenso V. 4132: *so enhât si dar an zwîvel nicht* F. *so hat* O.

Auf einzelne Sprachformen, die als Lesarten in Betracht kommen, aber nicht Aufnahme finden können, muß noch ein für allemal hingewiesen werden.

Gleich das erste Wort des Gedichtes erscheint in F in der modernen Form *Wo*. Auch wenn O das alte *wa* nicht bieten würde, müßte *wâ* für den Dichter angenommen und eingeführt werden.

Umgekehrt ist das alte *do* in F meist in *da* verwandelt, dann findet sich auch vereinzelt *do* für *da*. Hs. O ist hierin conservativer. Von v. d. Hagen hat das alte Verhältniß ein- und durchzuführen gesucht. Ich that dasselbe, kann aber unmöglich, wenn nicht der Apparat ins Ungeheuere angeschwellt werden soll, jede Lesart, von der ich abweiche, verzeichnen, sobald sie nämlich außer Zweifel ist. Es finden sich aber recht viele Fälle, wo die Wahl zweifelhaft ist, die Überlieferungen auch auseinandergehen, und dann ist es allemal angemerkt.

Der Dat. plur. des 2. Pron. lautet in F immer *uch*. Ich habe keinen Anstand genommen, dem Dichter die alte Form *iu* zuzuerkennen.

Dasselbe gilt von den Correlativen, die auch in der älteren Hs. F bis auf einen kleinen Rest verschwunden sind. Daß sie aber höchst wahrscheinlich in der Vorlage noch standen, beweist eben dieser kleine Rest. In V. 1073 steht richtig *swenne*, während sich sonst immer *wenne* vorfindet. Aber auch ohne diesen Fingerzeig wäre für den Dichter das Bestehen der Correlativa vorauszusetzen gewesen.

Wo ich in der Ausgabe ein cursives *e* gesetzt habe zum Zeichen, daß es beiden Hss. fehlt, für den Vers aber nothwendig ist, da ist es in den Anmerkungen nicht wiederholt worden.

Im Übrigen würde es für diese Vorbemerkungen zu weit führen, wollte ich auch auf mein Verfahren der sprachlichen Behandlung des Textes, über welche schon meine Einleitung (S. XXV ff.) das Nöthigste beibrachte, nochmals und eingehender zu sprechen kommen, zumal ich dann auch genöthigt wäre, mich mit Kinzel, der in seiner Anzeige hinsichtlich der Sprache auf kleinem Raume eine Menge Unsinn producirte, auseinanderzusetzen. Ich muß mir dies vorbehalten.

Schließlich sei bemerkt, daß im Folgenden auch einzelne Berichtigungen zum Texte gegeben sind, wobei ich die Besserungen und Änderungsvorschläge in der Anzeige Kinzels, in dem Aufsatze von Kraus und in der Recension von Hermann Paul (Jenaer Literaturzeitung 1873, Nr. 13) mit herangezogen habe. Die von mir schon in der Ausgabe (Einleitung S. XXX fg. Anm. und S. 338) veröffentlichten Berichtigungen brauchten in den folgenden Anmerkungen aber nicht wiederholt zu werden.

Die schon lange in Aussicht gestellte und mir pflichtmäßig obliegende Arbeit hat geraume Zeit auf sich warten lassen. Sie würde vielleicht noch länger hinausgeschoben worden sein, wenn mich nicht der genannte treffliche Aufsatz von Kraus gemahnt und ermuntert hätte.

ROSTOCK, October 1885.

Eingang.

1—84 *nur in F.* 2 red *F*(*H*). 3 fiolen gevar *F*: *s. Anm.* 11 dis mere *F* (diz mær' *H*). 13 red *F*(*H*). 20 sinnen *F* (sinne *H*). 28 red *F*(*H*). 31 schopfer *F* (schepfer *H*). 33 vroden *F* (broden *M hat das Richtige getroffen;* snoeden *H*). 35 blûnde *F* (blûnden *H*). 39 (lebenden *H*). 40 sint daz er diz buch verlie (berichtet *F*). *v. d. Hagen bemerkt zu letzterem Worte unten am Rande: „hat spätere Hand zugeschrieben, sowie zur folgenden Zeile:* vn̄ tichtend'"; *H löst auf:* tichtender 42. *Das Häkchen ist aber nicht immer = er, sondern auch manchmal = e, analoge Wendungen (s. Anm.) sprechen auch für* tichtende. 48 red *F*(*H*). 51 so lange lat *F*(*H*). *H benutzte seine eigene Correctur nicht; es steht in F:* ob er mich ˣso lange ˣlat leben, *also das Zeichen* × × *für Umstellung.*

54 minen *F* (minem *H*). 61 vrowen *F* (frouwen *H*). 68 *Paul will nach* hât *Punkt setzen; dann aber müßten* 69 *und* 70 *umgestellt werden.* 73 kurteys *F* (kurtoys *M*; *ebenso H*). 76 si man *F* (sin nam *H*). 77 er *F* (her *H*): *s. Anm.* 81 rat *F* (ræt *H*). *Höchst wahrscheinlich hat sich schon der Schreiber von F verschrieben, denn* r *und* t *werden leicht verwechselt. Stünde* tat, *dann würde wohl H corrigirt haben. Sollte der Dichter wirklich* ræte *beabsichtigt haben, dann würde* ret, rete *stehen. Synonyme Ausdrücke wie* tât *und* werc *liebt Heinrich.*

I.

85 *Hier beginnt Hs. O.* 86 armidel *O* u. s. w. 89 lovelin *FO.* 92 tet *fehlt O.* 96 wie *fehlt O.* wizgehand' *F* (wizgehand *MH*). 98 wol gewassen *O.* 102 edel *O.* 103 sigebern *F.* sigeberen *O*(*H*). 104 vinde *F.* viende *O*(*H*). 105 sie *fehlt O.* 107 han wir alles *O.* 108 sullen *F.* (sule *H.*) sulle *O.* 109 gelan *O.* 110 diz *F.* (*H* dis.) dusses *O.* erst *O.*

112 geborn *F.* 113 hat *O.* geflogen *F.* geplogen *O.* 117 bedechte *O.* 118 jekeliche *O.* 119 jrlant *O.* 125 gnuc *F.* genug *O.* 127 blunde *F.* (blunden *H.*) bluenden *O.* bele *O.* van j. *O.* 128 (enphant *M.*) infant *O.* 129 (selben *H.*) selbe *O.* 130 wonderte *O.* 131 hertzelich *O.* 132 jekeliche *O.* 134 er *fehlt O.* 135 *lies* und gedâchte. dechte *O.* mak *F*(*H*). enmach *O.* 137 zwein hertzen

liebe *O.* 138 dicke horen *O.* 139 me lieb *O.* 140 hat *F(H).* enhat da lieb k. *O.* 142 hat *fehlt O. Der Schreiber wird* pflicht *verstanden haben* = pfliget. treit *F(H).* h'tzeliebe *O.*

146 eya *O.* und *fehlt O.* 149 dragen *O.* trage doch sie *F(H).* 150 rechten *F(H), vielleicht die echte Lesart.* hertze smertzē *O.* 151 jckeliche *O u. s. w.* 153 herzenliebe *F.* (herzen liebe *MH*). hertzeliebe *O.* 154 sprech wort *O, ebenso* 318. 156 sinnē *F.* (sinne *H*). 157 ysoten *F(H).* 158 ysoten *F(H).* 159 eya *O und so fast immer.* wanne *O.* geschiet *FO.* (geschiht *H.*) 160 *das zweite* meine *fehlt O.* 163 bluenden *O.* 164 dine *O.* 166 trůlos *F.* werdē ich eyn t'weloser man *O.* 168 gedenken. 169 dechte *O.* 170 ouch *fehlt O.* sine *O.* 172 von j. *O.*

173 dechter *O.* 174 daz *fehlt O.* 176 obe *O.* 177 dich *O.* 178 werden *O.* 182 di muzen ez *F.* die mussēt des *O.* 183 obe *O und so öfters.* 185 waz *F(H, wohl Versehen).* 187 ouch nit *O.* 188 verirreter *F.* (veriereter *M.*) veryrter *O.* 189 gedechter selber *O.* 190 wer furet *O.* 191 wer bin ich *O.* 192 so *O.* 194 jnnē *O.*

197 gedacht *F.* gedechte *O.* 198 sins *O.* 199 bluende *O* u. s. w. 200 sine *O.* 203 alle *FO.* (*H* al.) vur *F(H).* alle (*das zweite*) *fehlt O.* 204 gedechte *O u. s. w.* lit *F(H).* 207 ohemes *O.* 213 zumale *O.* zehen *O.* 214 wil *fehlt O.* flehen *O.* 216 iren *FO* (ir *H, bei H niemals die Flexion.*): *s. Anm.* 217 sinen *O*: *s. Anm.* 223 kunygin *O.*

229 jren a. *O.* 230 jren lauff *O.* spêre *s. Anm.* (sfære *H.*) *Das mhd. Wb. citirt unsere Stelle nach v. d. Hagen, sonst meist* spêre, spære, *einmal* sphêre; *ebenso das mhd. Handwb. in den nachgetragenen Stellen nur* sp... 233 an der s. *O.* an dē mane *O.* 234 ůblichet *O.* 238 eclypsin *F.* (eklipsin *H.*) 242 irz *F.* 245 vnderwilen *O.* 246 mogē wir *O.* 247 ander hemelssterren *O.* 248 Vnderwilen ouch enbern *O.* 249 jrs *zweimal O.* 252 mocht *F(H).* sterren *O.* 253 gemeyne *O.* 254 erscheyne *O.* 257 genaturt *O.* 260 mac *F(H).* sinē *O.* 262 want *O.* reden *O.* 265 der konst werden ich jm mede gan *O.* 268 er vaste *O.* 269 want *O.* 272 jn syme hertzē *O.* 276 da *F* (*H richtig geändert in* do). 277 jren l. *O.* 278 sins *O.* 280 dan *O.*

281 Die bluende *O.* 283 iu (uch *F*) *fehlt O.* lebendingem *F.* 285 dicke *O.* 286 vrlobe *O.* 287 wistēt ir *O.* 289 wentēt. 293 red *F(H).* 295 verlosschē *O.* 297 myñē drang sinē *O.* 298 hat bewart *O.* 300 *das zweite* ir *fehlt O.* 301 jren *O.* 303 laissen wir *O.* 305 der *fehlt O.* 308 mỹneclichen bot *O.* 309 Offentlich *O.* 312 Blantzemans *O.* 314 clug *O*: *diese Lesart hübscher als* gnuoc *der Hs. F*; gnuoc *bei Heinrich ein sehr häufig im Reim angewandtes Wort,*

vom Schreiber von O als zu gewöhnlich erfunden und dann glossirt. 315. 16 erseheȳte: mȳte vnd meȳte O. 319 hertzelieb O. 321 iene F. (jene M.) je O, *ebenso* 323.

326 *kein Absatz in F und O. Ein Absatz aber empfiehlt sich, weil etwas Neues beginnt.* 327 genûg O. (genûk H.) 328 (magete M, magede H.) mede O. 329 gedaeht F. gedechte O. 331 sazehant F(H). so zuhant O. 332 was O. 333 tristane F(H). 334 heymeliche O. 335 willenkur O. 336 sins O. 338 diz (dis H) wortes F. 340 forstentliehen O. 341 ellenden O. *Die jüngere Form* enlende *der Hs. F für das Mitteldeutsche charakteristisch; weitere Stellen s. Anm.*

342 meȳstu O. 343 oder *fehlt* O. 344 sines F(H). 345 antworte O. 346 sprach O. mae F (mak H). 349 Blantzemañes O. 352 lit alle O. 353 gehẘer F. (gehuwer M, gehiuwer H.) gehure O. 354 stiwer F. (stiuwer H). sture O. 356 bi dir O. belibe O(H). 358 jrs O. 362 wille O. 364 vor F(H). megede O(H).

367 do O. ernst (ernest H) saeh F(H). 368 sinneclîeh *nach beiden Hss.; besser wäre:* sinneelîchen. 369 und *fehlt* O. 370 der *fehlt* O. 371 jch legen dins O. 373 vnd oueh O. 376 si dir oueh nicht ist F(H). 377 ê *fehlt* O. 378 mit O. 381 so zu hant O. 384 jsoten O. vant er O. 386 laehend F(H). 388 sehoner O. magt F. maget O(H). 388 myne O. sitzi F. 389 ein wenine F. (wenik H.) ewenieh O. 390 mînem] minen F. mynē O. 392 vrou] vrowe F. frauwe O. 393 orē. 394 red F. (rede H.) der reden O. 395 vor (*zweimal*) O. 396 Sinē mut fro O. 398 spraeh O. vnse O. 400 er (H her) *fehlt* O. 401 gesant F(H). 402 des (es H) worden F. 403 (genade H *unnöthig*). 406 (belibe H *gleichfalls*). 408 merē O. vrouten] vrowten F. freuwet O. 409 hertzoeh O *u. so öfter.* (hertzoge 427). 412 zu jm O. 413 wanne O. red F(H). 415 lieber merē O. 416 diz F (dis M, H). duß O; *systemgemäß müßte im Texte stehen:* dises. 417 ẘlich si F(H). 418 gen O. duser O. 420 radens O. sint er mir hat O. 423 do sullē wir O. 424 si geben O. 426 wît *fehlt* O.

430 seleeliche O. 432 vur beraden O. 434 red' F, *d. i.* rede (rede M, red' H). 435 als F(H). hie O. 436 balde O. bereden O. 438 yrē O. 439. 40 tʳstandē : wisgehandē O: *diese Lesart an sich besser; da aber der Acc. des femin. Adj. schon in starker Form auftritt, auch im Reim* 526 (*F u. O*), *war die ältere Überlieferung nicht zu ändern, zumal* Tristande *die häufigere Form für den Dativ ist.* 441 der rede O. 442 begert hatten O. 445 zuehen F (zühtigen H), *wohl aus* eusehen *verlesen.* 448 vrow k. F. die hʳtzogin K. O 450 leit F(H). 453 frachte O. 454 obe is O. 455 hern F(H). 456 einem *fehlt* FO: *s. Anm.*

457 Blantzemans *O.* 463 (wol *von M ausgelassen; in F nach H's Correctur am Rande nachgetragen, trotzdem nicht in der Ausgabe von H verwerthet. Die Lesart wird durch O bestätigt*). 464 Sulde *O.* sin ouch bedr. *O.* 465 sprech *F*(*H*). sp͛ch *O* (= sprach); *offenbar die rechte Lesart.* 467 und der l. z. *F*(*H*); *durch* und *wird aber der Vers zu lang.* lieber *O.* 468 in wederstrit *O.* 470 want *u. so öfter.* 471 hatte *O.* alleynē *O.* 472 wart ouch t'stan *O.* 476 waz *F* (was *H*). 478 jekeliches *O.* werde bot *O.* 480 schone *O.*

483 h'en *O.* 485 site *O.* 486 an d' zite *O.* 488 vmb die sache *O.* 489 het *F*(*H*). hette *O.* 490 gnade *O.* wart *F*(*H*). 491 hertz *O.* 492 zu keynē wibe *O.* 493 in *O.* 496 sullēt. 497 willkome *F* (wilkome *H*). willekomē *O.* 500 wir han *O.* 502 heiltom *O.* 503. 4 habt : gestabt *O.* 506 jsotē wulde *O.* 507 sine liebe *F* (sinem libe *H*). zu sinē libe *O.*

511 bekreigieret *O.* 513. 14 pinxsten : Ringesten *O.* 517 barun *F.* 518 mȳren. merē O. 521 Solt *O.* 524 Nu *O.* 526 *das erste* die *fehlt F*(*H*). 528 wuns *F* (wunsch *H*) wuntzes *O.* 529 edeler *O.* 532 jnneclichen *O.*

534 ôt (oc *M öfter*) *fehlt O.* 536 mangen *fehlt O.* 538 ôt] jet *O.* 543 hochzit *F*(*H*). 544 zirter *O.* 549 waz *F*(*MH* was). herlichem seden *O*: *s. Anm.* 550 hochzit *F*(*H*). 551 da *F* (*H richtig corr.* do). 553 hogetzit *O.* 554 manche gesellesch aff *O.* 555 ritterē *O.* 557 ritterlicher *O.* 559. 60 gefeigeteret : getzeret *O.*

563 Da *F*(*H* Do). 566 nūme mocht gehan *O.* gehan *bei dem Verbum zweiter Anomalie vielleicht die echte Lesart; doch begegnet auch der einfache Infinitiv in beiden Hss., z. B. 570, darum war die Lesart der Hs. F beizubehalten.* 569 pellē *O.* ouch *fehlt O.* 572 augenweide *O* (*und so immer*). 573 hus *F*(*H*). 576 mûst *O.* 577 all wis *O.* 578 min (hin *H*) in der vrowē p. *F.* hin *fehlt O.* 584 duse kreigerie *O.* dicke *O.* 585 ein *F* = *H* (sin *M*). jungeling *O* (*und so sehr oft*). wen *F* (wan *H*). 588 knappe v̊uter *F* (ruter *M*, frûter *H*). jungeling ynder *O.* 592 ôt *fehlt O.* 599 obe *O.*

604 do w. *O.* 607 do w. n. *O.* 611 wonnēclich *O.* 612 die *fehlt F*(*H*). 614 w. bericht spisen genůg *O.* 615 schenkten *O.* 617 obe ich is mache *O.* 618 man geaß *O.* 619 dannē *O.* 622 hiez *fehlt F: die Wiederholung von* hiez *zwar nicht geboten, aber natürlicher und wegen der Bevorzugung des jambischen Rhythmus empfehlenswerth.* 624 richer *O.* 626 tantz *F* (tanze *H*). hort *F*(*H*). 629 tantz *F* (tanze *H*). 630 ritter *O, während sonst O* rittere *bevorzugt.* 631 die alten zuchtenclich vn̄ die j. *O.* 632 gemeynclich zu dantze *O.* tantz *F* (tanze *H*).

634 *lies* vmbe (vm *F*, vmb *O*). 635 irren des *F*. jn des *O* (innen des *H*). 636 ichs *O*. 638 het] hat or *F*(*H*). hatter *O* (*und so öfter* hatte). *Das Praeter. von* hân (*in Kraus' Untersuchung nicht berücksichtigt*) *erscheint im Reim als* het : Antret 4476; *ferner nicht ganz streng beweisend im Reim mit* tet 2607. *Der Conj. in doppelter Form* het : tet (*ind.*) 3444 *und* hête : tête 5993. 642 sorge *O*. 643 furtē si *O*. 646 magde *F* (magede *H*). megede *O*; *ebenso* 672. 651 zvischen *F* (zwischen *H*). tusschē *F*. 655 ire *F*. ir *O*(*H*). 656 saissen *O*. 657 entzůnt *O*. 658 brach *F* (braht' *H*). 660 Tristan *O*. 662 entwete *O*. 663 leit *F*(*H*). 664 ysote *F*(*H*). wonneclich *O*(*H*). 666 vrolichen *F* (frǒulichen *H*). den freuwelicher *O*. 667 in *F* (ir *H*). 670 Tristande *O*. armē *O*. 671 liebe *O*. 677 an *O*. 678 ouch do datē. 679. 80 vor : dur *O*. 682 dar vor *O*.

685 sines *F*(*H*). 686 nuen *F*. nuwer *O*. 688 besorgete ir *O*. 689 jren *O*. 690 jrē *O*. magettum *F*; *doppeltes* t *schreibt F öfter, dazwischen auch* magetum 836. *Da diese Schreibart sonst die gewöhnliche ist, auch in O, habe ich sie für den Text gewählt.* 691 zwo obē ir kertzē br. *O*. 693 w. m. der schonheit na gelich *O*. 695 gedenkens *O*. 697 hermelw. *O*. 698 feitel *O*. 699 wisse *O*. ir l. *F*(*H*). 701 bark *F*(*H*). warr *O*. 703 jrs *O*. 704 tristand 'ern *F* (tristanden ern *M*, Tristand' ernern *H*). 706 bůchelen *O*. 707 *Haupt will Z.* 15, 253 *lesen* inneclichen; *s. Anm.* 711. 12 schrenkete : lenkete *O*. 712 sie sich *F* (sie sie *H*). sie die *O*. 713 druckte si *O*. eyne glustel *O*. 721 dest' *F* (dester *F*, *H*). deste *O*: dester *wäre nicht zu vermeiden, wenn das Wort ausgeschrieben wäre.* 724 in eyme *O*. 725 zu samē *O*. *Die Form* samme *der Hs. F wie* sammen *aus* samnen. 727 magetl. *O*. 728 hette jrē *O*. 729 *gegen die Hs. schreibt H* gebouwet, *ohne Grund.* 730 gezogē *O*. 732 ellebogē *F*(*H*). *Diese Form hätte bewahrt werden sollen, wenn sie auch selten ist; aus ihr ist das neue* Ellbogen, Elbog *erwachsen. Gegründet ist sie auf der Assimilation von* nl *zu* ll: elne, elle. 734 besten *O*. 735 heimde *F* (hemde *H*). 737 vernet *O*; *s. Anm.* 738 daz is *O*. daz sin halt n. i. m. *F*(H). *Die Vorlage war wohl* hu^e^t, *aus der der Schreiber* halt *machte.* 740 vnd entrant *O*.

742 vnd l. s. zu der m. *O*. 743 kerte *O*. 744 alle *O und so öfter.* 745 sin syn *O*. 747 na *O*. smůcketer *O*. 749 die maget *O*. 753 *besser zu lesen:* begonde *mit zweisilbigem Auftact.* na ir *O*. 754 armē *O*. slichen *O*. 755 lecht *O*. 756 dacht *O*. 759 megtlicher *F* (megetlicher *H*). 760 dem *fehlt F*(*H*). 761 lost *O*. 765 er g. ir sie begerte *F*(*H*). er begerto ir si begerte *O*; *also Wechsel in F*,

Einheitlichkeit in O. Das Metrum weist auch an zweiter Stelle auf gerte *hin.* 766 auwe nu hat er *O.* 768 etzwas *O.* 771. 72 *in umgekehrter Folge in O.* 771 erbebete *O.* 772 hertze ersufftzede *O.* 774 rechte *F(H).* 775 war vmb *O.* lac *F(H).* lebend'e *F* (lebende *H*); lebender *durch O bestätigt.* 776 jene *O.* 777 Curnûwale *O.* 778 dâ *fehlt O.* 780 da *F(H).* 784 bi d. k. *O. Zur Aenderung der Lesart* mit *in F lag kein zwingender Grund vor, doch spricht für* bî *G. Trist. V.* 18241 *fg.* daz Tristan und diu künigîn bî einander solten sîn.

785 bel *F(H).* 786 morgē got *F* (morgenrot *H*). 787 *s. Anm.* 788 Tristande *O.* 791. 92 *F wechselt zwischen* sturm *und* stormerinne, *O beidemal* storm. *Ich habe wie v. d. Hagen den hochdeutschen Laut als den maßgebenden betrachtet und deshalb* stürmerinne *geschrieben.* 792 irm *F.* 793 jrem *O.* 796 kamerē *O.* 797. 801 leite *O.* 798 rechte *O.* jnrē *O.* 800 do *O.* 803 da s. g. *O.* leben *F* (lebens *H*). 805 la bele *F(H).* 807 arm *F* (arme *H*). armē *O.* 807 dechte *O.* 810 des nit m. d. enpliget *O.* 812 kunde *O.* 814 jet fragete *O.* 815 dusen *O.* 816 vngeluck *O.* 817 gen mich *O.* 821 wil *F(H).* 822 gedenke *O*; *ebenso* 835. 913; *aus dieser Lesart und der aufgenommenen von F könnte sich für den Dichter* gedanke *ergeben; doch war* gedanken *zu bewahren, da diese schwache Form auch sonst im Md. vorkommt, wie im Allgemeinen schon zu G. Tristan* 3594 *erwähnt. z. B. in Mathias' von Beheim Evangelienbuch, s. Glossar; bei Weinhold*[2] *nicht mit genannt in §. 459.* 824 do *O.* 825 meiste *O.* 826 dachte *O.* 827 vil *fehlt O.* permenie *F* (Parmenie *H*). 828 megede *O(H).* 829 lan *O.* erste *F O* (ersten *H*). 832 Sie hant deste liechterē *O.* 833 wenne *F.* wan *O.* 833. 34 steent : gent *O.*

836 jrs magetoms si maget bl. *O.* 837 wêre *fehlt O.* eyne *O.* 838 tristand ir *F(H).* 841 eyne vinster *O.* 844 kemenate *O.* 845 clopten *O.* 847 det an *O.* 849 karsie *O.* 850 wanebrut *F(H)*; *s. Anm.* 828 leget *F(H).* lechte *O.* 852 So si dye besten konde h. *O.* 855 iren *F.* jrē *O*; *wegen der Übereinstimmung der Hss. hätte auch* irem *gesetzt werden können, da aber sonst das Metrum für die flectirte wie für die unflectirte Form maßgebend sein sollte, so habe ich mich doch für* ir *entschieden.* tristando *F(H).* 856 wizgehande *F(H).* 857 brutellabe *F* (briute labe *H*). brutlobe *O.* stuwer *F* (stiuwer *H*). 858 menschuwer *F* (menschiuwer *H*). manse vre *O.* 860 da *F* (do *H*). zu k. *O.* 861 allen *F(H).* 862 augenweide *O*; *ebenso* 866. schowe *F* (schouwen *H*). 865 *lies* dirre *mit F(H).* duser *O.* freuwenclichen *O.* 868 eyne *O.* 869 eyne *O.* 870 vnd bed. *O.* 871 wer *F* (wære *H*). nichtes nicht *O.* 872 von brutē *F(H).* 878 obe ir was jet gescheen *O.*

879 Do *F* (da *H*). die *fehlt O*. 883 worn *F*. *fehlt O*. 884 geworch *F* (geworht *H*). gewirket *O*. vndersneden *O*. 886 gelwe *F*(*H*) (getwe *M*). 889 sal hie van l. *O*. 890 disschlachen *O*. uffgeleit *O*. 892 da genamen *O*. 894 ysot *F* (yson *M*). 895 und *fehlt O*. 897 Eyne *O*. ritterē *O*. 898 h. w. gelicher w. *O*. 899 brehenden *O*. scheī *F* (schin *H*). 903 uzzer *F* (uzern *H*). usserē *O*. gestes *F* (geste *H*). 904 kurniwal *F* (kurwenal *M*. Kurvenal *H*). 906 dan *O*. (genůk *H*). 907 *das eine* in *fehlt F*(*H*). 909 kipersen *O*; *s. Anm.* 914 jekeliches *O*. 915 dechte *O*. 916 gedenkē *O*. 918 hette *F*. hatte *O*; *s. Anm.*

919 Da *F* (Do *H*) *und so noch oft.* 921 rotteren *O*; *das einfache* t *ist trotz der Etymologie des Wortes das Ursprüngliche.* 922 vil schone *O*. 924 michel buhurt *O*. 925 vur *O und so öfter.* 927 vinster *O*. 928 zuchtenclich *O*. 929 (andern *H*). 932 beviel *O*. 933 wen *F* (wan *H*). dan *O*. edel *O*. 935 behvrt *F*. buhurt *O und so fort.* 936 magen *F* (mägen? manigen *H*). 938 steûbten *O*. 939 ritterlich an d. z. *O*. 940 eyn an wederstr. *O*. 941 pristlichen *F* (prislichen *H*). 942 manch *O*. 948 bi l. l. *O*. 950 hochzit *F*(*H*).

954 gingē si *O*. 955 leiten zu *O*. 957 aber aber *O*; *wohl verschrieben, sonst würde die Wiederholung als rhetorisches Kunstmittel Berechtigung haben, wenn nicht zweisilbiger Auftact dadurch bedingt wäre.* 958 me *O*. 959 vnd wilen *O*. 960 wortlin zu ir *O*. 961 wan *O*. 962 stedes *O*. 963 vnder w. ouch daz gesch. *O*. 965 ach ysot ach ysot *F*(*H*); *s. Anm.* 969 gedechte *O u. s. w.* 971 willēt ir jet *O*. 973 daz is was eyne a. j. *O*. 974 durch d. e. l. duse n. *O*. 975 hogetzit *O*. 976 gantze *O*. 978 ôt *fehlt O*. 982 geleubet m. *O*. sin mir *F*(*H*).

983 hochzit *F*(*H*). zurgie *F* (zergie *H*). uergie *O*. 884 zulie *F O* (zelie *H*); *offenbar ist hier erweiterter Reim beabsichtigt, deshalb mußte von* zurgie *abgesehen und* zugie *gesetzt werden.* 985 ein ende *F*(*H*). 986 so *O*. 987 gewizgehande *F*. 988 gebresten *O*. 994 vnd suldes in ouch bedr. *O*; *streng genommen müßte statt* ez (*F*) es *stehen, und die Correctur wäre nicht zu gewagt, als der Schreiber oft* z *für* s *und umgekehrt setzt; allein* es *für* sîn *ist Heinrich in dieser Wendung kaum zuzutrauen (doch vgl. zu* 1124), *und hätte er den Genetiv gefühlt und gewollt, dann würde er wohl* des *gewählt haben.* 996 mit ir *F* (mit dir *H*). dir mit *O*. all' *F* (aller *H*). 998 liebem libe *O*. 999 hie mit *O*. ouch *fehlt F*(*H*). 1000 vrunt lieber (liebe *O*) herre vn̄ tr. *F*(*H*). 1002 sagz *F* (sagt'z *H*). sagent *O*. 1003 hulden *F*, *wohl vorzuziehen.* 1004 lat *F*(*H*). zu bûssen *O*. 1005 uwern genaden

F(*H*). 1006 sinē *FO* (sinen *M*, sinem *H*). 1008 zam *F*(*H*). 1012 da sit (siet *F*) ir mir geb. *O*. 1013 *kein Absatz in O*. 1014 argewan *O*. 1016 licht eyne *O*. 1018 *fehlt O*. 1019 libes *FO* (liebes *H*); *trotz der Übereinstimmung braucht nach sonstigem System nicht* liebes *geschrieben zu werden, da beide Hss. öfter* i *für* ie *setzen, und die Schreiber schwerlich an* lîp *gedacht haben werden*. 1020 bedrübt *O*. 1024 myne *O*. 1025 solt *F*(*H*). ichs *F* (ichz *MH*). ich *O*. 1026 *fehlt F*. 1029 recht *FO* (rehte *H*, *unnöthige Aenderung*). 1030 herze liep *F*(*H*). hertzenlieb *O*. 1031 koset *F*(*H*). 1032 wen *F*. wan *O*. 1034 waz *F*(*H*). 1035 ofte *F*; *hier Lesart von O zur Vermeidung des Hiatus vorzuziehen*. 1037 albie *O*. 1038 iu *fehlt O*. 1039 wart *F*(*H*). 1041 hie mit *O*. 1050 nur *F*(*H*). het *F*(*H*). hettēt *O*. 1052 sprechēt an *O*. 1053 *Absatz in O*. megede *O*(*H*). 1054 ewetuwer *F* (eventiuwer *H*). auēture *O*. 1055 weisevort *F* (Weisefort *H*). 1060 nu het (hat *H*) *F*. vil gar *O*. 1061 vur hitzen kome *O*. 1062 eyne trube bach na w. *O*. 1063 senkte *O*. 1064 lebnes *F* (lebenes *H*). lebens *O*. 1066 wunderte *F* (wundert *H*). 1068 want *O*. biz an *O*. 1070 magt *F* (maget *H*). megede *O*. eyne gelobde *O*. 1071 vnsen *O* (unsern *H*). 1072 swur im *F*(*H*); *es zeugt von geringer Aufmerksamkeit, daß v. d. Hagen nicht die naheliegende Aenderung der Lesart von F in* ir *vornahm, die O bestätigt*. 1073 wan *O und so meist*. 1074 eyne *O*. 1076 Nemē sulde zu w. *O*. 1077 jn rechte wulde han *O*. 1078 sulte l. *O*. 1080 volbrachte (vollenbrechte *O*) den eit *F*(*H*). 1081 zu helffen *O*. 1082 Eyne *O*. 1086 irn *F*. 1088 obe *O*: *hier könnte sich* obe *metrisch empfehlen, um 4 Hebungen wie im vorigen Verse zu gewinnen, wenn nicht* ez *folgte*. hemel *O*. 1089 zween engel *O*. 1092 hab *F* (habe *H*). 1094 Bis daz myne globde ende n. *O*.

1096 hab *F* (habet *H*). hait *O*. 1101 bin sie *F* (bin sie *M*, si *H*). 1102 in tr. *O*. 1104 vnd nit uersagēt *O*. 1105 als ir e hat (habt *F*, habet *H*)*O*. 1107 v'sundet *F* (versûnten *H*). versûnēt *O*. 1108 reden *O*. 1111 solt enbern (: geweren). 1112 si sprach *O*). 1113 d. num̄er nit dā ein j. *O*. 1115 sine m. befant *O*. 1119 lebet *F* (lebete *H*). als *O*. 1123 lebeter *O*. 1124 frauweten *O*. 1128 (al *H*). gesinde *O*.

II.

1130 vnd kurtois *O*. 1131 jn armidel alda uerleib *O*. bleip *F* (beleip *H*). 1133 zit wol vmb *O*. 1136 Eyns *O*. 1143 hûnre *O*. an z. *O*. 1145 gut *F* (genûk *H*). 1146 trut *F* (trûk *H*). 1151 zu h. *O*. 1152 nachen *F* (nahen *H*). 1153 wonnēclich *O*. 1154 dâ *fehlt O*. 1155 *Absatz in FO*. Nu st. eyne *O*. 1158 wit *F*(*H*); *s. Anm.*

1159 mȳ h're h' *O.* 1162 durch *fehlt O.* 1168 jungeling *O u. s. w.* schier *O.* 1171 *s. Anm.* 1174 sine *O.* 1176 behendes *O*; *vgl. Anm.* 1177 samyt *O*; *s. Anm.* 1179 v. untz uf an *F* (unz uf *H*). dan bit uff *O.* 1182 hubsch *F* (húbesch *H*). 1184 hatte uff sinē heubt *O.* 1185 stoltzelich *O.* 1188 u. n. in die h. *O.* 1194 in ouch (ouch *ausgekratzt*) *F* (*bei H fehlend*). 1196 zam *F*(*H*). 1197 vnd als er *O.* die *fehlt O.* 1198 Sus *O.* 1199 deus tu sal *O.* 1201 gramertzi *O.* 1204 hubschlichen *F* (húbeschlichen *H*). 1206 uwer *FO* (iuwer *H*). 1208 dis *O.* 1209. 10 jm sagete d. v. k. g. h' *O.* 1211 heist *O.* 1212 hin ich uß. 1218 *fehlt F.*

1221 da zu hant a. d. st. *O.* 1222 h. er bat *O.* 1223 gegen herberge *F*(*H*). 1226 der h're *O.* 1227 ichs *O.* 1228 gemynich vnd gemutsam *O*; *s. Anm.* 1229 ouch wol ersch. *O.* 1231 rechtē h. *O.* 1233 Sus zu dem *O.* 1236 stegreif *F* (stegereif *H*). 1238 vrag *F*(*H*). 1239 Beg. s. eyn' dem ande'n v. *O.* 1241 vragt *F* (fraget' *H*). 1244 wer *F* (wære *H*). Er van brytanien were gesant *O.*

1245 zuchtenclich *O.* 1251 jair *O.* 1256 mêre *fehlt O.* ouch d. hek. *O.* 1258 Hant nye gehort s. *O.* 1261 wirt *fehlt F* (ist *ergänzt H*). 1263 daz h. *O.* 1264 Innē des so *O.* 1266 dâ *fehlt O.* 1267 *kein Absatz in F*(*H*). (war nam *M*). 1276 hr. u. t. *F*(*H*). 1279 massaniē *O.* 1280 *fehlt F.* 1281 richer *O.* 1282 und *fehlt O.* 1285 zirlichen *F* (zierliche *H*). 1289 nie nie *F*(*H*). 1290 nû *fehlt F*(*H*). hou g. *O.* 1291 tet *fehlt O.* dar *F* (dan *H*). 1292 *fehlt F.* 1299 si . e. *O.*

1301 reden *O.* 1302 hubschlich *F* (hübeschlich *H und so öfter*). 1312 kundē *O.* 1313 edel *O.* 1317 einer *F* (eine *H*). 1318 vollenbracht *O.* 1319 rich *O.* so *O.* 1320 daz keyn k. *O.* glich *FO* (gelich *H*). 1327 tet *F* (tæt' *H*). dede *O.* 1328 r. sprichet sch. *O.* 1329 *Absatz in F.* eyne *O u. s. w.* 1332 al vmb *O.* 1333 als *O.* 1337 yschlicher *F* (islicher *H*). 1340 houbt *F* (houbet *H*). heubt *O.* 1341 nicht *fehlt O.* 1342 nergen *O.* 1346 die wilt er setzen d. a. *O.* 1348 alle gelich *O.*

1349 Der Tr. *F* (Her *H*). 1351 houesche *O.* 1353 gros *O.* 1357 myns *O.* 1358 erkant *O.* 1361 dan *O.* 1365 uffget *O.* 1366 ach wie lieblich im uff stet *O.* 1367 der freuden brehendē sonnē *O.* 1368 wonnē *O.* 1369 wertlichen *F* (werltlichen *H*). werentlicher *O*; *die Correctur Hagens trifft in Übereinstimmung mit O wohl das richtige; mich bestimmte aber an der Überlieferung von F festzuhalten die Möglichkeit der spielenden Wendung* wertliche werdekeit *in Congruenz mit* wunnende wunne. 1371 rittes *F nach H's Correctur* (rectes *M*, ritters *H*). rechten a. *O.* 1372 luter *O.* 1373 erbn *F*

(erbent *H*). 1377 sâ *fehlt O.* 1381 *Absatz in FO.* 1382 tauel *O.* 1383 noch enkan. 1385 als ein *O.* 1387 bis *O.* 1388 vnd ist nit dan l. *O.* 1390 frauwe *O.* 1391 der tr. *O.* 1394 dem *O.* 1395 groisser *O.* 1396 wit vnd *O.* 1400 were *O.* 1402 da zu houe *O.* 1403 sines *O.* 1405 *kein Absatz in FO.* 1409 dem breue. 1410 die *fehlt F(H).*

1413 sâ *fehlt O.* 1419 houesche *O.* m'e *F* (= mere; mer *M*, mær' *H*). 1421 Sine *O.* 1424 reissete in O. 1426 al sine *F* (al siņ *H*). alle sins *O.* 1427 Sine gedenke *O.* 1428 jm alles da hin *O.* 1434 gan *O.* 1442 wigen *O.* 1443 der jungeling nam das vnd *O.* 1444 er schone dankte er *F.* (sch. d. er *H*). dankter *O.*

1447 n. vns a. *O.* 1449 nû *fehlt F(H).* 1451 die *fehlt F(H).* 1455 an jn begert *O.* 1461 bis *O u. s. w.* (*auch* bit). 1463 stonden *O.* 1467 menlich *O.* 1468 genomē. 1475 sweger *O.* 1476 swegerin *O.* 1477 *lies* zūchten. 1478 *lies* zūchticlich. zuchticlichen *F(H).* 1479 erleubten *O u. s. w.* 1480 gescheben *O.* 1483 *Absatz in O.* 1484 getruwelichen *F* (getriuweliche *H*). gezam *O.* 1487 sullen *O.* 1488 wilt *O.* 1492 obe si es *O.* 1493 daz *O.* sinnē *F* (sinne *H*). 1494 die *fehlt O.* sin *FO* (gesin *H*, *s. Anm.*). 1495 wolde hie *F(H).* 1496 die z. m. u. *O.* 1499 sint daz *F(H). Macht den Vers zu lang oder zu schwerfällig.* 1503 irm *F.* 1510 da *O.*

1511 da *F(H).* 1512 zu duser v. 1516 nun h. *F(H)*; *s. Anm.* 1517 parmenien *O.* 1520 dise z. *F(H).* 1522 jm stoltzelichē *O.* 1524 jm *O.* 1525 gerede *O*; *s. Anm. das zweite* alle *fehlt O.* 1526 ritt'scheft *F* (ritterschaft *M*, ritterschefte *H*). 1529 hefftelen vnd *O.* 1531 ir *O.* 1533 gevast *O.* 1537 Schone *O.* ritterlicher *F* (ritterliche *H*). 1538 an l. vnd an wede gar *O.* 1540 zuchtige *O.* 1541 Cemerere *O.* 1542 gere *O.* 1545 gantzer *O.* 1546 juncherre *F* (junkerren *H*). 1548 alles *F.* alle *O.* 1550 ouch *fehlt O.* 1551 dran *O.* 1552 alle *O.* 1553 die *fehlt F(H).* 1556 in *O.* 1558 geleiten *O.* 1562 sie *fehlt O.* 1563 nû *fehlt O.* 1564 den *F* (der *H*). wilder *O.* 1566 uersan *O.*

III.

1573 *kein Absatz in F.* britanien *O.* 1577 von dem wasser *O.* 1579. 80 *in O umgestellt.* 1579 hubsch *F.* 1580 wol r. *F.* (vol *H*). vollen r. *O.* 1582 quam *F* (kume *H*). kome *O.* 1583 myñecliche *O.* 1586 stetlin *O.* 1593 auēturē *O.* 1594 vmb *O.* 1595 d. s. si bes. *O.* 1599 vñ wile *O.* 1601 vmb den berch *O.* schone *O.* 1603 da jnne *O.* 1604 eya *O*; *s. Anm.* 1610 muste *F* (můste *H*). 1611 vff l. vnd gut vnd vff ere werē (: sperē) *O.* 1613 vnd nit r. sp. *O.* 1615 ayn z. *O.*

1621 Der gar k. *O.* 1629 vnd m. d. *O.* 1631 van harnasch *O.* 1633 ritterlich *O.* 1634 *fehlt F.* ritterlich *O.* 1636 *fehlt O.* 1637 dan *O.* 1638 da *F u. s. w.* 1639 Sl. *H.* menlich *O.*

1642 ich *fehlt F* (*ergänzt H*). 1644 starcke *F*(*H*). vollen h. *F*; *s. Anm.* 1645 ez *fehlt O.* zu maissen *O.* 1647 ros *O.* 1648 do w. *O.* 1649 wan gerosset *O.* 1651 gerosset *O.* 1653 w. mudis h. *O.* 1660 der *F am Rande* (*von M übersehen*). Er *O.* sin jungent *F.* 1667 *Absatz in FO.* 1668 Sulde er *O.* 1669 vnd hette er *O.* 1670 *s. Anm.* 1671 berichtet *O.*

1672 *kein Absatz FO.* 1674 die a. dan *O.* 1677 lone *O.* 1681 von *F*(*H*). v. d. a. was bek. *O.* 1682 zogete *O.* 1684 langsam *O*; *s. Anm.* 1687 ritterliche F(*H*). 1688 vare *O.* 1689 quam *F.* (kume *H*). kome *O*: *wie vorher* 1582. 1690 ros leuffe *O.* 1691 sine *O.* 1692 Nu was *O.* 1694 leisierend' *F* (leisierender *M*, leisierende *H*). leiserēde *O.* grüenen *fehlt O.* 1696 alle *O.* 1697 brach *O.* 1703 an d. st. *O.* 1704 (houbet *H*). heubt *O.* 1705 rechter h. *O.* 1706 hatte er *O.* 1708 Recht als in *O*; *s. Anm.* 1710 *s. Anm. und zu* 3225 *fg.*

1715. 16 *in F umgestellt.* 1716 s. h. d. l. 1718 (houbete *H*). heubte *O.* 1719 in die h. *O.* 1720 der h. *O.* 1721 van d. pl. *O.* 1725 S. h. m. g. *O.* 1726 helden *F* (hielden *H*). 1727 torsten *F*(*H*). helffen *O.*

1731 *kein Absatz in O.* 1738 mynen *O.* 1739. 40 sporen : geboren *O u. s. ö.* 1741 menlich *O.* 1742 trafen *F.* dreben *O.* *Wenn in V.* 1744 *nicht Constr. ἀπὸ κοινοῦ anzunehmen ist, dann möchte ich nicht mit Kinzel Wiederholung von* triben *annehmen, sondern wieder mit H zu Lesart der Hs. F zurückkehren, für die auch Paul eintrat; dann nach* vant *stärkere Interpunction.* 1745 der hartē juste *O.* 1746 *s. Anm.* 1747 zu manchen *O.* 1750 de^r (*wohl* = der) *F* (den *MH. Hagen hat seltsamerweise seine eigene Correctur nicht benutzt*). 1758 Solich *O.* 1764 *lies* enmochten : mochten *F.* enkonden *O.* 1771 val *O*; *s. Anm.*

1775 eyn' den and'n *O.* 1780 den s. *O.* 1782 getenget *F*(*H*); *s. Anm.* 1785 jekelicher in h. dr. *O.* 1786 nu gab eyner dem anderē genug *O.* 1788 nit dan sl. brechten si *O.* 1789 d. deilten si eyn' dem ande'n *O.* 1794 si sl. manch f. *O.* 1795 Eyner dem anderē *O.* dem: *s. Anm.* (den *H*). 1797 gestreuwet *O.* 1798 scharphe *O.* 1799 dicke *O.* des schildes *F*(*H*). 1802 dem pl. *O.* 1803 ritterlich genûg *O.* 1805 stelen *O.* 1806 slaga slag *O.* 1807 klungen *O*: *vielleicht das echte.* 1809 ir *fehlt O.* 1810 her *fehlt O.* 1811 ange-

boren *O.* 1814 nu was *F(H)*, 1815 sinen *F(H)*. (henden *H*). 1818 linke *O.* 1820 rechte *O.* 1821 den *O.* 1823 stritgesellen an *O.* 1824 und *fehlt O.* 1828 nergen *O u. s. w.*

1829 stritgeselle *O.* 1834 liebsten *O.* 1836 tristande da *F* (Tristan do *H*). dô *fehlt O.* 1840 der r. spr. *F(H)*. an *O.* 1842 als *F(H)*. 1846 abe *O.* 1849 ja h. sprach er als *O.* 1850 Beas g. g. *O*; *vielleicht stand ursprünglich* beas amis, *was F in* beamis *kürzte; s. Anm. zu* 2303. 1151 ichs *O*: *wohl die bessere Lesart, die andere* ich *aber auch möglich und darum war es bedenklich,* ichz *zu setzen.*

1856 zwen *O.* 1863 stortztē *O.* (sturtzten *M falsch gelesen; Hs.* st'rtz'e). 1864 wilkomē do w. *O.* 1866 vmbvingen *O.* 1868 jr geb. *O.* 1870 vmvingē *O.* 1871 js d. *O.* 1872 hub *O.* 1873 ritterlicher *O.* 1878 tragen *F(H)*. 1879 uf die *F(H)*. 1884 ritterlich *O.* 1885 hohe *O.* 1889 dine *O.* 1890 werendes *O.* 1891 und *fehlt O.* 1892 Sluges *O.* 1893 reches den den v. *O.* 1895 *Absatz in F.* da *FO* (daz *H*). dine *O.* 1896 an *O.* 1898 dem gedorste *O.* 1899 In sinē getziden *O.* 1900 ayn du *O.* 1901 d. frauwete jnnecliche *O.* 1902 da *F* (daz *H*). slüege *fehlt F(H)*. 1907 lyuilus *F* (sipuilus *M*). 1913 wonnecliche *O.* 1916 wonnecliche *O.* 1918 forstenclichem *O.*

1919 *kein Absatz in O.* 1921 zwen *O.* 1923 caplan *F(H)*. Cappellan *O.* 1927 weder trotz *O.* 1929 gefeigetcret *O.* 1930 ritterlichen *F.* richlich *O.* geleit *O.* 1933 ritterlichem seden *O.* 1935 her *fehlt O.* 1937 zu aller leste *O.* 1938 ein *F(H)*. kappe *O.* 1940 harnasch *O.* 1943 dar uffe *F* (dar uf *H*). 1948 dagen *O* (*wohl* t *aus* r *verlesen*). 1949 zwen *O u. s. w.* 1950 uffetlichē *O.* 1952 diere *O.* 1954 daz *vor* brune *fehlt F(H)*. 1955 ewenich *O und so immer für* ein lützel. 1958 forstenclich *O.* 1959 hubsch *F* (hûbesch *H*). 1960 zu h. *O.*

1961 *Absatz in FO.* 1962 icht (nit *O*) gekaffen (gekaffet *H*) nu wurd an *F(H)*. 1964 *s. Anm.* 1972 die *fehlt O.* 1973 kussen *F* (küssen *H*). 1974 kunige *F* (künegin *H*). 1976 der *fehlt O.* her Tr. *O.* 1979 an k. v. *O.* 1985 herlich jn *O.* 1986 I (*dazu Bemerkungen des Abschreibers am Rande: wol* a) h're p. tr. *O.* 1990 dine *O.* 1995. 96 hogeboren : vsserkoren *O.* 2004 ellenthefte *F(H)*. 2005 *besser ist* dâ *gegen die Hss.* 2007 ritter manh. *F(H)*. 2011 ez *fehlt F(H)*. ot *F.* je *O.* 2014 den hoesten loff entfing *O.* 2015. 16 tauelrunderen : bisonderen *O u. s. öfter volle Formen.* 2017 vñ uch k. *O.* sine *O.* 2021 menlichen *O.* 2023 gevarn *F(H)*. mach *F* (manik *H*). 2026 vmb *O.* 2079 (grôze *ausgelassen H*).

2031 D. von sch. *F(H)*: *s. Anm.* schaualier *O.* 2032 als er *O.* 2033 wan *O.* 2034 mocht *O.* 2035 plegē *O.* 2036 eyns *O.*

2039 auēturē *O*. 2040 dise a. *F*(*H*). daz bůch *O*. 2046 den d. *F* (der *H*). 2048 zymmir *F* (zimier *H*). zymerden *O*; *s. Anm.* 2050 deste *O* (*niemals* dester); *s. Anm. zu* 4696. 2056 reden *O*. hie nu *F*(*H*) *Wäre die Lesart der Hs. O* nu hie, *die entsprechender schien, nicht vorhanden, dann würde für* hie nu *nahe liegen:* hie mite.

2059 vur *F* (*am Rande H*: vru?); *schon vorher V.* 2037 *stand in F* vur. 2067 *besser* dô *gegen die Hss.* 2068 dâ *fehlt O*. 2075 *s. Anm.* 2077 jn d. h. *O*. 2079 zu k. *O*. 2080 kunde ich *F* (kunde ez *H*). kondes *O*. 2081 sâ *fehlt O*.

2085. 86 bedeubt: besteubt *O*. 2086 melme *O*. 2090 weste *F*(*H*). 2091 als ichs l. *O*. 2095 langer venie *O*. 2096 rechter *O*. 2097 dugent *O*. 2101 da *F*(*H*). 2102 einen *F* (einem *H*). einē *O*. 2106 waren eyner dem ande'n *O*. 2107 h. here. 2108 zymmier *F* (zimier *H*) zym̄ere *O*. 2111 speren *O*. 2114 n. mocht erk. w. *O*.

2115 *kein Absatz O*. rosse *O*. 2116 hertlich *O*. 2120 den sedelen *O*. 2121 dalkorsen *O*. den erwelten *F*. *Da der Acc. sonst in der Form* dalkorsen *begegnet* (*s. Namenverzeichniss*), *würde sich vielleicht empfehlen lieber* dalkorsen den erwelten degen *zu lesen, aber auch* dalkorsen den ûz erw. d. *wäre möglich.* 2122 da *FO*. er (*das zweite*) *fehlt F* (*ergänzt H*). 2123 hette *F*. enhatte *O*. 2026 Tr. do s. ros nit enn. *O*. 2127 Er lies is h. *O*. ouch wol *O*. 2129 sine *F* (sines *H*). 2131 ayn done v. ayn w. *O*. 2132 krippē *O*. 2133 vil l. *O*. 2134 dan bi d. jost gen. *O*. 2135 dannē *O*. 2136 d' vorderen *F* (den vordern *H*). 2137 *s. Anm.* do *O*. 2138 da (do *H*) b. *F*. 2140 fragē *O*. 2141 jekelichē *O*. 2143 schier *O*. 2144 daz ir beider r. vnd nit die m. *O*. 2146 sprach *fehlt O*. 2147 w. daz *F*(*H*). ôt *fehlt O*. 2150 an allem *O*. 2151 nie *fehlt O*. kleyne a. *O*. 2154 rumesse *O*. 2156 r. als a. *O*. 2157 wol e. *F* (wa e. *H*). w. a. vnd dugēt nit samit s. *O*. 2158 der a. *O*. 2161 *lies* gesaget. saget *O*. 2164 Sus hielt er *O*. 2168 *s. Anm.* inr des *F* (inredes *H*). jn des *O*. 2170 sines *F*(*H*). hiltz *O*. 2172 zu den j. *O*.

2176 gebōt *O u. s. ö.* 2180 n. kein besser p. *O*. 2181 ritet *F*(*H*). an duser *O*; *und so an fast immer in solchen Wendungen.* 2182 rosgin *O*. 2184 r. was k. *O*. 2189. 90 *umgekehrte Ordnung O*. 2189 kan *fehlt O*. 2191 *s. Anm.* 2194 na ber *O*. 2195 zwolff apostolē *O*. 2197 fragte *O*. 2201 wol *fehlt O*. 2206 kond *O*. 2207 sprach *O*. 2209 (den *H*). 2211 hertelich *O*. 2213 So st. grym̄ich vnd so h. *O*. 2218 ich *fehlt O*. 2219 dar ubel *O*. 2220 rechte *O u. s. w.* rippē *O*. 2222 geviel *F*(*H*). ôt *fehlt O*.

2225 entschumpiret *F* (entschumpfieret *H*). 2226 saissen neder *O*. 2229 tauel *O*. 2230 do d. k. nu *O*. 2231 *s. Anm.* 2232 im *O*. reden *O*. 2233 da *F* (*H*). fragter *O*. 2236 sin *O*. 2238 erst *O*. 2239 jn dem *O*. quam er m. *O*. 2240 i. anerkante *F* (erk. *H*); *es wird zu lesen sein:* ichn erk. 2241 zymer *O*. 2242 merkte ich *O*. daz *fehlt* *F*(*H*). d. her *O*. 2243 h. do f. *O*. 2244 hertlichē *O*. 2245 etzwas *O*. 2246 hortes *F*(*H*). tʳstan h. d. *O*. 2249 die R. *F* (der *H*). 2250 ist *F*(*H*) tʳ nye wedefarn *O*. 2251 keyne a. *O*. 2254 du is *O*; *ebenso* 2259. 2256 dâ *fehlt* *F*(*H*). keyn *O*. 2258 dalkorsen *O*. 2261 van *O*. 2263 den lebne min (: grimmeclin) *F* (*corr. H*). 2264 grym̄elich *O*. 2266 war ich *O*. 2270 do *O*.

2271 *kein Absatz in F*(*H*). werde *O*. 2273 seltzen *O*. 2274 jn s. *O*. 2275 alsus vnpr. was *O*. 2277 der ritterlicher *O*. 2280 menlicher *O*. 2281 het *F*(*H*). hette *O*. 2283 Bit daz d. k. *O*. 2284 l. n. *O*. 2285 jn r. *O*. 2288 hab *F*(*H*). (2289 Dalkorse; *ebenso* 2302 *H*). 2291 red *F* (rede *H*). reden *O*. 2294 dz ich sin bin bedr. *O*. 2295 ichs *F*(*H*). ich *O*. 2301 in vr. *F*(*H*). fragte *O*. 2302 *lies* Dalkorsen (*FO*, Dalkorse *H*). 2303 sprach *O*. beas amis *O*: *dies vielleicht die echte Lesart; vgl. zu* 1850. 2304 l. fr. *O*; *vgl.* 2284. 2305 alle *O*. 2308 dine *O*.

2311 kunyginne meynstů *O*. 2315 in *fehlt* *O*. 2317 zu *F*(*H*). 2318 ist m. sorgen t. *O*. 2319 lebnes *F* lebens *O* (lebenes *H*). 2320 komet *O*. 2325 *s. Anm.* 2329 hin *fehlt* *O*.

2333 G. sprach do *O*. 2335. 36 *in O umgestellt.* 2335 dir *fehlt* *F*(*H*). 2336 bluend *O*. 2337 belen *O*. 2340 alle m. swar (: war) *O*. 2141 minen vr. ein ewic l. *F*(*H*). 2342 und *fehlt* *O*. 2347 gehab *F*(*H*). 2352 reden *O*. 2354 fůchte *O*. 2358 stedes *O*.

IV.

2359 synnē rich *O*. 2360 minnēclichen *F* (minneklichen *H*). listlichen *O*; *s. Anm.* 2366 hetten eine m. *F*(*H*). 2367 ire *F* (ir *H*). 2369 hetten *F* (*gestrichen von H*). hatten si *O*. 2370 fůchte *O*. 2371 der *fehlt* *O*. 2374 Gawans *O*. 2376 vil h. *O*; *wohl die bessere Lesart; eher Wiederholung als Variation von Seite des Schreibers anzunehmen.* heimelichen *F*(*H*). heymelich *O*. 2377 jegeren *O*; *s. Anm.* 2378—81 *fehlen* *O*. 2383 sîn] des *O*. 2389 rechte *O*; *ebenso* 2395. 2390 Recht *O*. vnd als er spr. *O*.

2392 ir *O*. 2396 tristans *F*(*H*). glucke *O*. do *O*. 2397 gluckte *O*. 2400 sins *O* (2401 sines *H gegen Hs.*). 2402 was *F*(*H*). rechter *O*. 2403 fr. vnd n. 2404 noch *fehlt* *F*(*H*). 2406 uberkreff-tige *O*. 2408 der *fehlt* *O*. sin *F* (sine *H*). 2409 Mit jm *O*. 2411

halt *fehlt O.* 2414 *der Gedanke, daß in der Lesart von O* vart *statt der in den Text aufgenommenen von F* wart (= warte), *welche starke Apocope und rührenden Reim bietet, das Echte enthalten sei, liegt nahe. Nicht zutreffend und verständlich scheint mir E. Kraus' Bemerkung Germ. 30, 3 „Die Hs. (O) beseitigt auch T* 2413 *den Reim* entwart : wart, *indem sie, ohne Zweifel richtig, statt* wart vart *einsetzt. Die Jäger können wohl die Fährte, nicht aber die von ihnen selbst ausgestellten „Warte" vermissen." Wenn der Schreiber der Hs. O den vom Dichter herrührenden Reim* entwart : wart *„beseitigt", dann ist es unter allen Umständen eine willkürliche Correctur und wird nicht richtig, selbst wenn die Neuerung dem Sinn anscheinend besser entspricht.* sie *in V.* 2414 *sind nicht die Jäger, sondern die Hunde, die nicht bloß die Fährte, sondern auch die* warte *vermissen, verfehlen können.* 2415 v. ouch die h. *O.* 2417 gelowten *F* (geloubten *H*). geleubten *O.* u'loren *O.* 2419 als *fehlt F(H).* rechte *F* (*von H gestrichen, wodurch der Vers zu kurz wird*). recht *O*; *es hätte besser* rechte *gesetzt werden sollen.* 2420 necht *O*: *wohl verschrieben wegen des vorher stehenden* recht; *doch vgl.* 2436. dar *fehlt O.* 2421 hornetē *O*; *s. Anm.* 2422 brachtē *O.*

2423 *kein Absatz in F(H).* 2425 Sp'ch z. d. jegerē so zu h. *O.* 2428 sie *F.* sin *O.* 2429 w. v. sie wir von C. *F(H).* 2433 haben *O.* 2435 ist *O.* zu sw. *O.* 2436 sullen *O.* necht *O.* 2437 *s. Anm.* 2438 der *fehlt O.* 2439 reisen wol fr. *O.* 2440 na *O.* 2441 der *fehlt O.* 2442 oheyms *O u. s. w.* 2443 hab ir *F* (hab' wir *H*). hait ir *O*; *Hagen's Aenderung, wohl durch den Fehler* hab *veranlaßt und wegen V.* 2433 *u.* 2447, *wird durch Hs. O zurückgewiesen; auch würde* hab wir *der höfischen Antwort nicht entsprechen.* 2447 han *O.* 2450 sulen *F* (suln *H*). sullen *O.* 2452 gutē *F* (gûten *H*). 2455 mucht *O.* 2456 sehen *O.* 2457 solt *F(H).* muste *O.* 2458 redestů dan *O.* 2459 h. wir willē O. 2461 mit *O.* 2464 han *O.* 2465 edel *O.*

2467 *kein Absatz in O.* 2468 na *O u. s. w.* 2469 dan *O.* 2470 freden *O.* 2471 bededingt *O*: *vielleicht die echte Lesart.* 2472 die da *O.* 2474 uwer k. *O.* 2477 tintaiol *O.* 2478 er *fehlt O.* 2479 (vorburge *H*). 2483 seit *F(H).* 2485 britanien *O.* 2487 sa an *O*; *vielleicht* dô sân? 2488 lieber g. *O.* 2489 sprach *O u. s. w* redens ayn sch. *O.* 2490 sunder sch. *O.* 2491 gar *fehlt F(H).* na *O.* 2492 let *FO* (læt *H*); *bei dieser Übereinstimmung hätte sich vielleicht* lêt *empfohlen, sonst steht meist* lat. hie ie. *F(H).* 2493 kome *O.* 2495 freden *O u. s. w.* hab (: ab) *F(H).* 2496 red *F(H).* 2498 wilkomē *O.*

2501 (*kein Absatz bei H*). edel *O; ebenso* 2505. 2502 da *F*(*H*). 2508 dô *fehlt O.* da *F*(*H*).

2510 *kein Absatz in FO.* 2515 kunygis *O.* 2517 t'stan *O.* 2518 jnnē des *O u. s. w.* 2520 kuniclich *F* (kúnekliche *H*). kunygliche̅ *O.* 2521 vmbe hangen *O.* 2522 sparlachen *F* (sperlachen *H*). 2523 gl. gl. schone *O.* 2524 Mit topiten s. *O*; *s. Anm.* 2525 der der *O.* becleit *O.* 2528 alles des *F*(*H*) *O*; *das Metrum verlangt die Umstellung.* 2538 so kunyglich *O.* 2540 reden *O.* tar *F*(*H*). 2541 brist *O.* 2547 den *F* (dem *H*). 2550 gestanden *O.* [2551 Verwar *F* (*H*; Der war *M*). vur wair *O.* 2564 (erblikt' *H*). erblickte *O.* 2566 (doch *H*, *die Aenderung unnöthig*). 2567 weder jn vollen *O.* 2571 kunygyn̄e *O.* 2572 gemeynlich *O.* 2575 do *O.* 2579 red *F*(*H*). (von *H*, *wohl Druckfehler*). 2586 beide hindan *O.* 2588 die rechte *O.*

2589 Zweyfeldich. 2590 kuneginne *F*(*H*). kunygyn̄en *O.* 2591 (ouch *von H gegen die Hs. zugesetzt*). 2594 augen helnge̅ s. *O* (h. *soll wohl* hêlingen *sein*). die (diu *H*) dar *F.* 2595 kunygyn̄e *O.* 2604 ôt *fehlt O.* 2614 spelende *O.* 2615 d. edelen k. *O.* 2616 jrem *O.* 2624 dan *O.* jren *O.* 2626 wêrlich *fehlt O.* 2627 was *F*(*H*). neren *O.* 2628 (andern *H*). ander *O.* (taveln *H*). 2630 in *fehlt O.* 2635 mynne̅ *O.* 2637 einecliche *O*; *das Wort begegnet ferner in beiden Hss. gemeinsam in ähnlicher Wendung* und sach gar einecl̄iche dar 3433 (*s. Anm.*). *An unserer Stelle würde* einecl̄iche *als Synonym zu* stête *gut passen, und die Annahme liegt näher, daß von einem Schreiber* einecliche *in* innecl̄iche *verändert wird. Dennoch war die Lesart der älteren Hs. nicht zu tilgen, zumal sie in dem parallelen Ausdruck* mit ganzem herzen *einen Halt gewinnt.* 2638 dar *F* (*M*; *am Rande bemerkt H* clar? *und setzt* klar *in den Text: die Conjectur durch Hs. O bestätigt*), 2639 vur *F* (für *H*). 2642 ginge spelende *O.* 2643 van ir gen jm van jm van ir *O.* 2644 u'nim van mir *O.* 2645 den s. *O*; *vielleicht die echte Lesart.* 2646 recht *fehlt O.* 2647 kinder *O*; *paßt besser in das Metrum; vielleicht schrieb Heinrich* kinde; *wegen* kint *im Reime* 2649 *war aber an* kint *festzuhalten.* 2649 sie war (waren *H*) des sp. doch n. k. *F.*

2656 vil *fehlt O.* 2657 der *fehlt F*(*H*). 2658 im *fehlt O.* daz (*am Rande* dem) p. *F* (dem *H*). dem *O*; *die Lesart* daz *führt auf* den; in *mit Acc. bei* betten. 2660 waren k. *O.* 2661 alleyne *O.* 2662 die anderen d. n. gem. *O.* 2663 je zw. *O.* 2672 willen *F*(*H*).

2678 ouch *fehlt F*(*H*). (2679 *fg. M versetzt*). 2680 kemenaten *F* (kemenate *H*). 2681 erlich *O.* 2684 besonder *O.* 2689 ander *O.* 2690 wol kant *F* (w. bek. *H*). 2696 dô *fehlt F*(*H*). 2703 listigen *O.*

2704 senzen *F* (sensen *H*). dran *O*. 2706 Solich *O*. 2708 listelich *O*. 2709 den g. *O*. 2710 k. nit sl. *O*. 2711 ycht *O*. 2713 als *fehlt O*. abe sie *O*.

2715 *kein Absatz in O*. 2717 tristand v. sch. *F* (Tristanden und die sch. *H*). 2718 ebhenot *F* (erbenot *H*). 2722 irm'*F*. ir *fehlt O*; *weil* ir *nicht in der Hebung steht, war von der Flexion abzusehen*. gedachtē *F*. gedachten *O* (gedachte *H*). 2723 gewagen *F*(*H*); *des Metrums wegen verdiente* wagen *in O den Vorzug, da auch sonst Heinrich bei den Verben 2. Anomalie das einfache Verbum setzt*. 2727 gedenken *O*. 2730 nimant *F* (nieman *H*). 2731 hedacht *O*. 2732 wagen *O*. 2740 kome her v. m. *O*. 2741 beduchtes *O*. 2746 menlich *O*. 2748 sigbehelderynne *O*. 2750 ôt *fehlt O*.

2751 v. er g. *O*. 2752 leid *F*(*H*). 2753 die rechte jn d. w. *O*. 2754 da jnne er s. versn. *O*. 2755 ůsneden *O*. 2756 vmb in *O*. (2757 sals *H*). 2758 erschrag *O*. 2759 zwifeldigen *O*. 2766 hern *fehlt O*. 2767 liez *F*(*H*). 2768 hlueten *F* (hlûte *H*). hluwete *O*. 2769 gluwendē funkē *O*; *s. Anm.* do *O*. 2773 da umb *F*(*H*). die wonde *O*. 2778 Senfftelich *O*. 2779 *s. Anm.* 2780 horte *O*. 2785 der m. gerende *O*. 2789 i. w. wol s. fr. *O*. 2790 wol *fehlt O*. si zwei nu *O*. 2792 ein wint *O*. 2793 hette alle an *O*. 2795 selber ayn hüt *O*.

2798 plag *O*. 2800 befant *O*. 2801wundē *F*. 2803 kolter *O* (*auch so H*). 2804 von dem blute w. n. *O*. 2805 (sals *H*). 2806 gevbet *F* (geverwet *H*). geferwet *O*. 2807 er leit *O*. 2808 alsus *fehlt F*(*H*). 2809 sonnēsch. *O*. 2813 heymeliche *O*. 2820 sprach *O*. komet *O*. 2825 iemerlichen *F*(*H*). 2826 leitlichem *O*. 2830 nû *fehlt O*. 2831 wille *O*. 2832 v̊lorn *F* (verloren *H*). 2833 *s. Anm.*

2835 dugend *O*. 2836 er horte *FO* (*H, der demgemäß vorher Komma setzt*). 2839 geschicht *F*(*H*): *die Lesart von O paßt besser in das Metrum*. 2843 ir *fehlt O*. 2844. 45 *ungestellt in F und O* (*corrigirt von H*). 2846 g. ouch vnder eynander *O*. 2846. 47 *faßt Paul als Parallele und zieht* 2848 *unmittelbar zu* 2845. *Das ließe sich für Hartmann, der die Parallele liebt, annehmen, für Heinrich nicht. Gegen Paul spricht auch die vorhergehende Umstellung in den Hss.* 2855 sprach er *fehlt O*. 2856 Ein h. k. nit enhat *O*; *vielleicht die echte Lesart*. 2857 als ich s. *O*. künic *fehlt O*. 2859 dusen dingen *O*. 2860 So cleinē v. so ringē *O*. 2861 herz *F*(*H*). 2862 iuch *fehlt F*(*H*). 2863 enruchet *F*(*H*); *gibt keinen Sinn; vgl. Anm.* 2865 hie jnne *O*. 2866 mach *F*(*H*). machē *O*. 2867 Mit fogen *O*. 2868 an d. fr. *O*. 2871 wan *O*.

2876 dunkt *O.* 2877 machen *O.* 2878 ein schallen *F(H)*. rufe *F(H)*; *daß Heinrich gegen den sonstigen Brauch ein* e *an ein Wort setzt, um Reim zu gewinnen, wäre denkbar. Sonst ist* ruofe = ruof *höchst selten, im mhd. Hdwb.* 2, 547 *nur eine Stelle;* geruofe *der Hs. O viel passender und auch dem Verse angemessener, wenn* schal *statt* schallen *gewählt wird, bietet auch erweiterten Reim mit* geruofe. 2879 rümpelen *O*; *s. Anm.* 2880 iglich' *F(H)*. jekelicher *O.* 2881 listich *O.* 2883 wan das *O.* 2885 So enhat *O.* 2886 zu syme Neuen tr. *O.* 2889 dankte *O.* 2894 dem *F(H)*; *s. Anm. zu* 2892. 2898 ob *fehlt O.* 2899 w. jn den ziten *O.* 2900 si schaltē vñ schriten *O.* 2901 wart *fehlt O.* 2902 edl *O.* 2903 dorste *O.* 2904 rümpln *O.* 2905 Must *O.* 2906 mushus *O.* 2910 *s. Anm.* 2911 Begonden si *O.* 2913 duser die hose *O.* 2914 Manch h. *O.* etlich *fehlt O.* 2917 der t. *O.* 2919 (Britonie *H*, Druckfehler). 2920 Curnuwale *O.* 2921 suchten *O.* 2924 volle ante *O.* die d. *O* 2926 von *O.* 2930 meiste w. *O.*

2934 d. er so gr. w. *O.* 2935 alzuhant r. er *O.* 2936 da *fehlt O.* 2937 d' *F* (der *H*). duser *O.* 2941 hette *F* (hete *H*). 2942 gemacht *O.* 2943 den *fehlt O.* 2944 duse not *O.* 2949 groisse *O.* 2951 entrete *O.* hublich *F* (húbeschlich *H*). 2952 degelich sit *O.* 2953 den v. *O.* 2954 vntzucht *O.* 2955 dobent recht als *O.* 2956 und *fehlt O.* 2959 die *O.* 2960 bleip *O.* 2962 do *O.* 2965 iglich *F* (iegelich *H*).

2970 hinkende *O.* 2971 wont *O.* 2976 edel *O.* 2978 vintlichen (vientl. *H*). vienlichen *O.* 2979 truge *F(H)*. 2980 der kunyg gef. *O.* 2981 und *fehlt O.* 2982 einc *F* (einen *H*). 2984 so gewere *O.* 2987 künic *fehlt O.* M. sprach mȳ frūt a. *O.* 2989 n. bietet (bitet *H*) *F.* gebitet *F* (gebietet *H*). dan *O.* 2990 künic *fehlt O.* 2991 *l.* iuweren : iweren *F* (iuwern *H*). uweren *O.* 2992 (iuwerm *H*); *den Acc. bei* gegen *bieten beide Hss.* 2993 als *O.* 2994 d. i. selber w. e. g. *O.* 2998 wold *F(H)*. *lies* vorclagen *nach F.* 2999. 3000 *umgestellt in O.* 2999 *s. Anm.* 3000 Nu s. a. 3001 h. ez *F(H)*. 3002 A. der kunyg m. M. a. *O.* 3003 r. dan *O.* 3004 (beleip *H*).

V.

3005 *ein* owê *fehlt F(H), dadurch der Vers zu kurz.* mynen *O.* 3007 Tristan *O.* 3009 herzenlieben *F* (herzen liebe *H*). 3010 der *fehlt O.* 3017 vor l. *F(H)*. 3022 kundicheit *O.* 3624 listelich *O.* 3026 marke *F(H)*. abe gest. *O.*, *besser, gleichwohl nicht in den Text zu setzen.* 3028 tristant *F(H)*, *öfters, nicht mehr anzuführen; diese*

Form nur im Reim berechtigt. 3030 (und *H*: *Vers zu kurz*). 3033 wie usw. tantrisel w. *O.* 3034 half *F*(*H*). 3035 werelt *O*, *vielleicht echte Lesart, kann aber auch der Ausfüllung der Senkung zu Liebe gesetzt worden sein.* 3036 bederbe *O.* 3038 beneden *O.* 3039 erē gerē t. *O.* 3041 lebne *F* (lebene *H*). lieben *O.*

3045 wart k. m. *O.* 3049 leitlichem *O.* 3063 zu künig a. *O.* 3064 ūn *F* (unt *H*); nnd *hier unpassend, es wird* nu *gestanden haben.* vnd sp̊ch zu t'stande la d. m. h. *O.* 3068 heldest *O.* 3069 da *F*(*H*). bereit *O.* 3070 listlich *O.* 3071 unt r. *F*(*H*). 3072 enen *F* (einen *H*) *wohl Schreibfehler,* enen *wird schwerlich für* jenen *gemeint sein.* 3074 d. b. vnd die vngesl. *O.* 3075. 76 Tristandes viende hat er da gelan zu tintaiol bi tristan *O.* 3082 kemenate *O u. s. w.* 3083 entwetet *O.* 3085 wynde *O.* ayn *O.* 3094 schemelicher *O.* 3095 die di sine zw. *F* (die die zw. *H*). 3100 lac da ouch er *F* (da lac o. e. *H*) alda l. e. *O.* 3108 *Absatz in O.* ouch zu *O.* 3112 der tristandes g. fr. w. *O.* 3114 dar *O.* 3119 smacheit *O*; smâheit *in F entspricht dem mitteld. Lautsystem.* (3121 Tinase *H*; *unnöthige Aenderung*). 3130 *s. Anm.* 3131 jr *O.* 3132 schier *O.* 3135 henden *O.* 3136 duse a. *O.* 3138 selber *O.* 3144 gedeilt *O.* 3147 reinen *fehlt O.* 3148 als *O.* 3153 sie *fehlt F* (si *ergänzt H*). 3154 half *F*(*H*). ôt *fehlt O.*

3156 *kein Absatz in FO*; *in O großer Buchstabe.* 3159 den *O.* 3161 *es wäre zu schreiben gewesen* vorterbenne. 3169 da *O.* 3170 die dragetens jm sa *O.*

3175 inr des *F* (in des *M.* inre des *H*). jnnē des *O.* 3177 *s. Anm.* (bageten *H*). 3181 vmb *O.* 3182 wir sullen *O.* 3185 sine *O.* 3186 mancvalt *F* (manikv. *H*). manchf. *O.* 3188 an ving *O.* 3203 *s. Anm.* 3208 eynch' l. *O.* 3209 im zu hulfe *F* (im ze helfe *H*). 3214 den st. *F* (dem *H*). 3215 in nu *fehlt O.* 3216 *s. Anm.* dan *O.* 3218 *s. Anm.* 3219 unde (*das erste*) *fehlt O.* 3221 fucht *O.* 3224 vaste h. g. der wilde *O.* 3225 *Absatz in O.* eynen bussche *O*; *s. Anm.* er do hielt *O.* 3226 t'wen *O.* 3227 edelen *fehlt O.* 3228 woltes w. jnne *O*; *wohl mit dem nur dreihebigen Verse vorher die echte Lesart.* 3229 gegeben *O.* 3231 dort *O.* 3233 *s. Anm.* 3237 half *F*(*H*). 3240 daz kirchel *O.* 3242 du *O*: *Gemisch aus* do *und* nu? 3243 der *fehlt O.* 3244 do sw. *O.* 3246 *s. Anm.* 3251 do w. *O.* 3253 onch *fehlt F*(*H*). 3255 dan *O.*

3256 *kein Absatz in F.* allez *fehlt F*(*H*). 3261 glûnder *O.* 3265 als eyne. 3271 dan *O u. s. öfters für* danne. 3273 weicher *O.* den *F*(*H*). zîsel: *s. Anm.* 3280 din o. *O.* 3284 die p. *O.* 3286 dan

s. sariande (ebenso 3307). sa *O.* 3287 wan *O.* 3292 bringē *O.* 3296 *s. Anm.* stoubte *fehlt O.* 3304 (bekkelhût *H*): *s. Anm.* 3308 (gesamtes *O.* 3316 *s. Anm.* da *F* (do *H*). 3318 wo *F* (*H, der sonst* wa *schreibt*). komē *O.* 3319 ôt *fehlt O.* 3323 godart *O.* 3324 alagunt *F* (a la gent *H*). alagent *O.* 3326 da jnne jn e *O.* 3328 jn *O.* 3330 von scheltzen *O*; *wie der Schreiber zu dem seltenen und hier unpassenden Wort* (Obstschale) *kommt, ist verwunderlich.*

3334 *kein Absatz in FO* (*in O nur großer Buchstabe*). 3339 *Absatz in F.* 3340 vlizen *F* (flize *H*). 3342 willē *O.* 3345 genyessēt *O.* 3347 vnd gar g. *O.*

3348 *kein Absatz in FO.* wes lebet er nu h. *O.* 3350 die keiner *F* (dekeiner *H*). 3351 (hunger *H*). hunger *O.* 3357 Er briet es schone vnd jsot *O.* 3359 *s. Anm.* 3360 steyne er in spr. *O.* 3363 beste *F*(*H*): *der Vers zu kurz.* 3364 dem lande *O.* 3368 doch *O.* tet in *F*(*H*). ir *fehlt F* (diu *ergänzt H*). 3370 tantrisel da *F*(*H*). da *fehlt O.* 3373 edel *O u. s. ö.* 3375 werelte *O.* 3376 blûnder *O.* 3378 spisete *O.* 3380 alles des daz *O.*

VI.

3383 w. vil nahen *F*(*H*): *der Vers ist zu überladen.* 3384 (gefûgt' ez *H*). gefuchtes *O.* 3390 Bi e. a. l. O. 3391 hutten *O.* 3394 hin *fehlt F*(*H*): *zu kurz.* 3396 vogel *O.* 3398 h. her *O.* 3402 *s. Anm.* 3404 da *F*(*H*). 3405. 6 lûten : hutten *O.* 3408 *s. Anm.* 3409 wan *O.* 3411 da jnne *O u. s. öfter.* 3416 lesen *O.* dem *F*(*H*). dē *O.*

3419 syne *O.* 3422 dise *F*(*H*). 3424 gar *fehlt O.* 3426 da *F*(*H*): *u. s. w.* der *fehlt O.* 3427 vassete vnd l. *O.* 3429 herre *fehlt O.* was is mochte s. *O.* 3431 dan br. hie her *O.* 3432 und *fehlt O.* 3433 eyneclich *O.* 3434 recht *O.* 3435 schon *O u. s. öfters ohne* e. 3436 gedenkē *O.* 3444 als *O.* het *F*(*H*) 3445 w. des n. *O.* 3448 sage mir w. *O.* daz s. *O.* 3453 s. lesterl. h. *O.* 3454 knebelin *O.* 3458 etwas *F* (etwaz *H*). etzwaz *O.* 3459 gruesse *O.* 3460 jm uff die fuesse *O.* dem *F* (den *H*). 3462 Merkte noch enpruffte *O.* 3463 jrs winkes. 3464 reden *O.*

3466 Sus antworte *O.* 3467 kundicheit *O.* 3468 es j. *F* (ez j. *H*). sprach *O.* wissents doch w. *O.* 3471 je zu *O* (*zu* e *in* je *die Bemerkung v. d. H.'s am Rande: undeutlich ob* o). 3472 vrouwe *fehlt O.* ir hant w. *O.* 3474 dunkt *O.* 3477 fochtē *O.* 3480 daz hude si *O.* 3483 ir feltscheit belogen *O.* 3484 vnd so l. *O.* 3485 gen den *O.* 3487 mochte gesin den er ist *F* (m. lieber *H*); *die Verbesserung H's wird durch O bestätigt.* 3491 die valschen tr. *F*(*H*).

lugenere *O.* 3492 gar *fehlt O.* ungem're *F*(*H*). 3495 hie *fehlt O.* 3496 wilde *O*: *vielleicht die echte Lesart im Spiel mit* wildem *des folg. Verses.* 3499 *lies* noch *mit F u. O.* (*nach übersehener Druckfehler, corrigirt auch von Kinzel*). 3502 erden *O.* 3504 ich *fehlt O.* 3505 Mine *O.* 3507 lich *O.* 3508 danken *O.* 3510 kint *O.* 3511 wilde *O.* 3513 jnneclich *O.* 3514 mit l. *O.* lustigem *F* (listigem *H*). 3516 alsus *O.* 3518 mit v. *F*(*H*). 3519 der r. *O.* 3520 (spilnden *H, unnöthige Aenderung*). spelenden *O.* 3521 begonden *O.* 3523 sie *fehlt O.* 3524 wante *F* (want *H*). wisse *O.* 3524 (genûk *H*). genûg *O.*

3526 sol nu d. *F*(*H*). reden *O.* 3527 *Absatz in* O. 3531 hatte alda *O.* 3533 rechte *O.* 3535 Er v. vur (*s. Anm.*) si uff die kn. *O.* 3537 kust *O.* den r. *F*(*H*). 3541 han *O.* 3544 dugende r. *O.* 3549 jch m. daz mit orl. j. *O.* 3550 *s. Anm.* 3559 ros *in beiden Hss. deshalb war nicht* rosses *zu corrigiren. Dadurch erledigt sich Kinzels Frage* (*S. 242*), *ob* ros *der Gen. sein solle, denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß bereits in Heinrichs Sprache* ros *auch der Acc. ist, wie bei* war nemen *auch mit der Zeit der Acc. den Gen. verdrängt hat.* 3563 is *O.* 3565 van s. jagegesinde *O*; *vielleicht die echte Lesart.* 3566 hornete *O.* 3567 sîn *fehlt F* (*der ergänzt H*). so *O.* 3570 jagegesellen *O.* 3571 na *O.* 3574 *s. Anm.* durch dorn *F*(*H*). 3575 h. vnd gev. *O.* 3579 der k. *O.* 3580 des *O*: *wohl die echte Lesart, allein* diz *ist auch in der Sprache Heinrichs schon möglich und darum Correctur bedenklich.* 3585 gemeyclich *O.* 3589 was *O.* 3590 dan *O.* 3593 Seit *O.* im *F*(*H*). 3600 sagete *O.* 3601 d. ez also *F*(*H*). 3602 d. s. sin *O.* 3603 *Absatz in FO.* 3605 hin *fehlt F*(*H*). 3607 mӯneclich *O.*

3608 *kein Absatz in F O.* 3609 n'stoln *O*; *wohl die echte Lesart wegen des erweiterten Reimes; vgl. auch Gottfr. Tr.* 1552. 3614 gestanden *O.* 3616 sprach *O.* 3618 kunyginne *O.* 3620 is spr. o. daz s. ich d. *O.* 3621 ysot vnd ich *O.* 3626 elich *O.* 3629 *s. Anm.* 3630 zu d. *O.* 3632 vorlorn *F*(*H*). 3633. 34 *s. Anm. Wenn auch, wie W. Grimm Z. G. d. R. S. 10* (*530*) *hervorhebt, in den beiden* nôt *allgemeiner und besonderer Begriff verstanden wird, so liegen doch die Begriffe so nahe zusammen, daß der Unterschied erst bei näherem Zusehen zum Bewußtsein kommt. Der rührende Reim hier ist auch deshalb unkünstlerisch, weil* nôt *beidemal in demselben Casus steht. Kraus S. 2 ist geneigt der Lesart von F den Vorzug zu geben, ich vermag ihm nicht zu folgen.* 3635 kint *O.* 3636 l. o. min bis *F*(*H*). *Die Lesart von O* l. o. nû bis *correspondirt mit* 3630. 3637 zu den (dem *H*) lebē *F.* 3640 wie

brechte *O.* ire *F.* 3641 hubschlicher *F* (hübeschlicher *H*). 3643 gieng *O.* 3644 lieblich vmbfing *O.* 3652 so *O.* 3665 *Absatz in FO.* den knaben an eynē p. *O.* 3666 der *O.* zu der st. *O.* 3669 got muze *F*(*H*).

3676 *kein Absatz in FO* (*großer Buchstabe*). was du *O.* 3677 *s. Anm.* 3679 wider *fehlt O.* 3682 frauweten *O*; *die grammatische Correctheit nicht geboten.* 3683 herzoch *O u. s. ö.* (*neben* herzog). 3686 ez im *fehlt F* (*ergänzt H*). 3692 sulde *O.* 3693 wesen s. *O.* 3695 ouch *fehlt F*(*H*). 3697 der gelobte die *O.* 3700 da *F* (daz *H*). do *O*; *wahrscheinlich stand ursprünglich* dc = dz = daz. so lange s. l. *F*(*H*). 3704 ouch tr. *O.* 3706 sulcher *F* (sulchen *H*); *der Genetiv part. möglich, aber eher Druckfehler anzunehmen.* 3707 hertze l. *O.* 3708 dise *fehlt F*(*H*). 3710 balde *O.* 3612 maget *O.* schone *O.* 3713 sagen *O.* 3714 *s. Anm.* recht als *F*(*H*); recht *war in Correspondenz mit* 957 *zu streichen.* 3716 in *fehlt F*(*H*). 3718 sîn *fehlt O.* 3721 nam *F* (name *H*). 3724 hant *O.* 3725 man sprichet doch *O.* 3730 im *fehlt O.* 3733 vnd er *O.* 3734 synne dar an sie *O.* 3635 wie viel gedenkens daz si *O.* 3738 wart *F*(*H*). einem *fehlt O.* 3640 alles *F*(*H*) *und O hätte beibehalten werden sollen, wenn auch die Schreiber möglicherweise* allez *gemeint haben.*

VII.

3741 fúchtes *O.* 3742 der a. *O*, *vielleicht die echte Lesart.* 3743 der *fehlt O.* 3749 v. det b. i. *O.* 3750 mit in r. *O.* 3751 gewerte *O.* 3752 ers *O.* 3753 do *O.* 3756 wanleise *O.* 3754 wezzerlin *F*(*H*) *paßt nicht in den Vers; vielleicht* wezzerl? 3761 gelwe bl. *F*(*H*). 3762 so *O.* *s. Anm.* 3772 die richte *O.* 3776 ire *F.* die w. *O.* 3777 da hetw. *F*(*H*). 3778 vil *fehlt F*(*H*). 3779 daz engerlin *F*(*H*), *vielleicht* engerl? 3782 blumelin *O.*

3785 Enwas do ir daz gesch. *O.* 3786 jsote ersmyerte *O.* 3789 dan *O.* 3790 iglichem *F* (iegelichem *H*). manne *O.* 3796 dis erh. *O.* 3800 sprach *O. u. s. w.* 3801 *s. Anm.* 3802 von dir wirt *F*(*H*). 3803 sach *O.* 3804 ersufftzede *O.* 3807 Sagēs *O.* gnade *O.* 3811 nicht beg. *F*(*H*). 3813 werelt *O.* 3814 duse r. *O.* 3815 sinem *F*(*H*). sinē *O*; *lies* sînen. 3816 j. liebe sw. *O.* 3817 und *fehlt O.* 3820 *s. Anm.* 3822 myne *O.*

3823 sân *fehlt O.* 3825 duser reden (*ausgeschrieben*) *O*; *hier deutlich zu lesen, daß der Schreiber* rede *schwach gebraucht.* 3830 und *fehlt O.* 3832 has *O*, *wohl Schreibfehler.* 3843 vil *fehlt O.* 3845 meynte *O.* 3846 is jm *O.* minneclichen *F*(*H*). bot *O.* 3849 vnd

wie m. *O*. 3850 du bist gentzlich ir geh. *O*. 3851 wile du so bi ir l. *O*. 3852 v. alle der *O*. 3853 menl. *O*. 3854 M. lieben w. libe gewan *O*. 3858 Eyns spils *O* (spils *H, unnöthige und gegen den Vers verstoßende Aenderung*). 3861 lieben *fehlt O*. 3863 so *fehlt O*. edel *O u. s. öfters*. 3864 d. r. la d. m. stan *O*. 3865 laze *F*(*H*). enlaiß *O*. 3867 wo van daz si *O*. 3870 so bed. *O*. 3871 vollen *O*. schon genûg *O*. 3873 minen *F* (nimen *M*. minnen *H*). nemen *O*. 3874 *s. Anm.* 3875 genûg *O u. s. w.* 3877 h. geduldigen m. *O*. 3879 ein sulch' *F* (sulchez *H*). Eyne sulche *O*. *Der Schreiber von F hat wohl* sulchez *für* sulcher *gelesen und danach die Abkürzung gesetzt. Sonst könnte* sulch' = sulche *sein*. 3880 erwerben *O*. 3882 was me' mocht daz sin *O*. 3883 van d. werde mir dan ges. *O*. 3885 jsotē hast gel. *O*. 3886 w. du is vur gut. *O*. 3887 ich ez sagen d. *F*(*H*). 3888 wol *fehlt O*. 3889 hochmute *F*(*H*). 3890 t'stan *O*. 3892 Er sp̍ch nu sage an *O*. 3898 begerde *F* (begernde *H, hier die Ergänzung des* n *gerechtfertigt*). beg'n vnd rûgende *O*. 3900 vil (*das zweite*) *fehlt O*. 3902 man wirde m. *F*(*H*). ere erwerben *O*. 3903 erkerte *O*. 3906 dar vmb daz ich *O*. 3909 *von hier an in F vielleicht ein anderer Schreiber* (*s. die Vorbemerkung*). 3910 han dir *O*. dir vor gest. *O*; *s. Anm.* 3915 als *F*(*H*). so *O*. 3916 jrn glich *O*. 3918 v. an dugent vsserk. *O*. 3920 vber cronet *O*. 3922 wen *F* (wæne *H*). crone *O*. 3924 haben *O*. glich *O*. 3927 *Absatz in FO*. reyne s. *O*. 3929 meine trew *F* (triuw' *H*). myne gew. *O*. 3931 vil *fehlt O*. 3932 jrē suessen l. *O*. 3935 myne *O*. 3936 hor *F*(*H*). 3937 vil *fehlt O*. 3938 kurtzewile *O*. 3941 zarten *O*. 3943 ein v. *O*. 3946 wan *O*. 3948 sold *F*(*H*). 3951 queme *O*. 3954 die gel. *O*; *s. Anm.* 3955 magt *F*(*H*). (beliben *H*). 3957 han hie zu a. *O*. 3962 kein *fehlt F*(*H*). 3964 urloub *O*. 3965 *Absatz in FO*. 3970 sant *F*(*H*). 3971 Mit *O*. 3972 vorworchet ein *F* (verworht *H*). verwirkt in *O*. 3974 *lies* unde: *falls nicht* feien *gesetzt wird oder* feinen. v. hatte eyne kunyginne *O*. 3975 dort *O*. galûnder *O*. 3977 gar *fehlt O*. 3978 hūdelȳ *O*. 3979 die schone j. *O*. noch hie erp. *F*(*H*).

3982 *kein Absatz in FO*. 3983 horte kaedin *O*. 3984 san *fehlt O*. zustīt *O*. vrogte *F* (fraget *H*). 3991 sich din *O*. 3994 sol *F*(*H*). 3998 erfarens *O*. 4005 und *fehlt O*. 4010 grosser *O und so oft die starke Flexion*. 4012 *s. Anm.* 4019. 20 *fehlen in O*. 4021 w. u. od' wie w. w. v. *F*(*H*). 4023 *lies* varen. 4024 hie *F*(*H*). 4025 (*ebenso* 4029) sul *F*(*H*). sullen *O*. clagen v. s. *O*. 4026 als *O*. 4027 *s. Anm.* vnsen *O*. 4028 mynecliche *O*. 4034 legeten jr *O*.

4037 *kein Absatz in O*. sal *O*. 4039 *s. Anm.* (gereite *H*).

4041 bereit schone u. *O.* 4042 jsot *O.* 4044 des *fehlt* *F*(*H*). 4048 w. qu. *O.* 4052 grôze *fehlt O.* 4053 sie g. jn *O.* im *F* (in *H*). dâ *fehlt* *F*(*H*).

4056 *s. Anm.* 4057 So s. si *O.* merner *O.* 4059 reder *F*(*H*). 4060 hielden si *O.* 4061 keme zu jn *O.* 4062 ouch er jr *O.* 4064 nu kam *O*; *vielleicht die echte Lesart.* 4064 grûstē *O.* 4065 dugenthafftige *O.* 4066 Sine gruesse *O.* sus *O.* 4068 gramerzi *O.* 4069 getreuw' *F*(*H*). 4070 (*u.* 4072) vare *O.* 4077 vragt *F*(*H*). fragete *O.* 4078 dâ *fehlt* *F*(*H*). 4083 da die *O.* 4086 nechten do h. *F* (da h. *H*). nechte *O.* 4088 *fehlt in O.* 4091 *Absatz in O.* in *O.* 4093 die rechte als na eyner sn. *O.* (4094 Litane *H*; *unnöthige Aenderung.*)

VIII.

4095 *kein Absatz in O, selbst kein großer Buchstabe.* 4097 an dem *O.* 4101 do *O.* 4102 sach *O.* 4104 aber *fehlt O.* die l. *O.* 4105. 6 *umgestellt in O*: Tinas fruntlich enfing | Tristan do er von sch. g. 4107 vmbf. *O.* 4108 Tristandē kust' an den m. *O.* 4109 furt *F* (fûrte *H*). 4112 v. ouch war vmb k. *O*; ouch *vielleicht die echte Lesart.* 4113 Mit jm w. *O.* 4116 petitrev *O*, *dazu die Bemerkung v. d. Hagen's am Rande zum zweiten unterstrichenen* t: *scheint eher* c; *ebenso später V.* 4457. 4810. 4119 verrer *FO* (verre *H*). schone *O.*

4121 der *fehlt O.* 4122 also *O.* 4124 vnd alle uwer sachen s. *O.* 4127 fruntlich *O.* 4128 daz *O.* 4131 daz *fehlt O.* 4132 hat *O.* 4133 hie *fehlt* *F*(*H*). 4135 vil *fehlt O.* 4138 huse t. *O.*

4139 (*kein Absatz bei H, nur großer Buchstabe; auch nicht bei M: hier kleiner Buchstabe. Von H. aber corrigirt* Vnd *mit Einrückungszeichen.*) Vnd als *O.* 4142 da *O.* 4143 *s. Anm.* 4144 *s. Anm.* 4145 myn̄eclich *O.* 4147 da *F*(*H*) *O.* daz schachz. *O.* 4149 dicke *O.* 4150 zom *O.* 4151 *fehlt O.* 4152 *ausnahmsweise* zutzin *F.* 4154 *fehlt O.* 4156 *s. Anm.* 4159 *s. Anm.* 4160 wirt dir *O.* 4161 dunkt *O.* 4164 sich *fehlt* *F*(*H*). 4167 *Absatz in O.* 4169 ruckte *zweimal O.* 4170 vnder des *O.* 4172 sal hie st. *O.* 4174 aller erst si recht *O.* 4175 Îsôt *fehlt O.* 4177 gentzelich *O.* 4179 ir *fehlt O.* 4183 uber dem sp. *O.* (4184 er *fehlt H, wohl übersehen*). 4185 zu dür z. *O.* 4189 als *O.*

4190 *kein Absatz in FO.* 4194 ûtzurnet *O.* 4195 rîten *fehlt O.* 4196 züchticlîchem *fehlt O.* 4197 gar mude ich *O.* 4200 Tynas bl. *O.*

4202 i. e. eyneit *O.* 4203 si spr. ei nu *F*(*H*). 4207 sage an *O* waz er hat *F*(*H*). 4209 daz *fehlt* *F*(*H*). 4210 wen *F*(*H*). begynnet *O.* 4212 da hin r. *O.* 4216 reisen *O.* 4220 schon *O.* 4222 *will Paul in seiner Liebhaberei für Parenthesen auch in Klammer*

schließen. 4224 smückē *O.* 4225 aller beste *O.* 4226 morne *O u. s. w.* 4228 rident ir *O.* 4229 zu dem *O.* 4230 hern *F* (dem hern *H*). hen *O.* 4233 in d. w. *O.* 4235 schaffet ir *F*(*H*). 4237 wilt uw' schonheit *O.* 4239 in *O.* 4240 h'n tr. an den l. *O.* 4244 wol gesagen baz *O.* 4245 wenten *F* (wetten *H, richtige Correctur*). von *fehlt F*(*H*). 4250 etelich *F*(*H*). 4254 darzu *O.* 4257 v. ouch d. *O.* 4258 Sus spr. *O.* 4259 bin j. *O.*

4262 *kein Absatz in FO*; *in O großer Buchstabe mit rother Auszeichnung.* 4263 vnd als *O.* 4265 (kúnegin *H*). zurnt *O.* 4266 jch zorn. jch zorn. jch zorn doch *O.* 4267 zorn ich *O.* zorn noch *O.* 4268 zorn ich *O.* zorn doch *O.* 4269 war vmb liebe. da zurnt ir zu vil *O.* 4272 daz wil ich *O.* 4274 recht *O*; *es könnte auch heißen* rechtę alse. 4276 zuchtlichen *O.* 4279 sie bot im *F*(*H*). 4280 globt irs *O.*

4285 vnd biede *O.* bit *F*(*H*). 4286 daz *fehlt O.* belanget *O.* 4287 r. nu nicht sp. *O.* 4290 sullen wir *O.* 4292 da beliben *O.* 4295 sullen wir *O.* da *O.* 4296 k. do *F*(*H*). 4297 gehoret *F*(*H*). leng' *F*(*H*). 4298 ichs. 4299. 4300 *umgestellt in O.* 4299 ysot ysalden *F*(*H*). jsolt jsolten *O.* 4300 wen *F*(*H*) wanne wilt *O.* 4301 recht *O.* 4302 Sal is *O.* 4303 über *fehlt O.* alle dem *O.* 4305 richlich *O.* 4306 die *O.*

4309 bl. sch. *F*(*H*). 4311 hen tr. *O*; *vielleicht die echte Lesart.* 4312 Sprich alle s. w. sulle erg. *O.* 4313 vnd morne wan is d. *O.* 4316 den p. *O.* 4317 werffe *O.* 4318 vor *F*(*H*). vur *O.* 4320 ouch *fehlt O.* 4321 erbeitzet *F*(*H*).

4327 *kein Absatz in FO.* 4328 minnenclichen *F* (minnekliche *H*). mineclich *O.* 4329 an *O.* 4332 alle *fehlt O.* 4334 bit jm da enb. *O.* 4339 ie *fehlt O.* 4340 und *fehlt O.* 4341 art *F*(*H*). 4342 schon *O.* 4343 frūtlichen *O.* 4344 als *O.*

4345 *kein Absatz in F.* 4346 der *fehlt O.* 4350 herren *F*(*H*). 4351 uf d. v. waren *F*(*H*). 4354 kuche *F* (kôche *H*). koch *O.* 4359. 60 *umgestellt in O.* 4359 die r. *O.* 4360 *s. Anm.* 4361 jeger v. velken' *O.* 4362 des küniges *fehlt O.* 4364 seymer *O*; *das* ey *setzt* söumer *voraus und stellt sich zu den im mhd. Hdwb. II, 1061 nachgewiesenen Formen* sömer, sämer *und* sêmer. 4366 die w. geladen k- *O.* 4368 caplan *F*(*H*). Cappellan *O.* 4371 riten *F*(*H*). 4376 vast *O.* 4378 Bit d. si her vor geredē g. *O.*

4379 k. vor quam *O.* 4387 schonestē *O.* 4389 *s. Anm.* 4390 roselechtez *F*(*H*). rosenlechter *O.* 4391 dem rosen *F*(*H*). den r. *O*; *jedenfalls der Dativ in beiden Hss., der Kinzel weniger verständlich als der Genitiv erscheint* (*S.* 242). *Mir ist bei der Wendung*

mit geben *der Genitiv nicht allein weniger, sondern gar nicht verständlich. Die von Kinzel im Anschluß an meine Anmerkung zu* 696 *angeführten Parallelstellen überzeugen mich, daß* dem rôsen *doch besser ist als der Plural* den r. 4392 k. der g. *O.* 4393 *s. Anm.* 4394 nû *fehlt O.* 4396 so *O.* 4397 komet *O.* 4400 myne *O.* 4403 v. mit m. *O.* 4406 Selhe a. *O.* 4407 an *F*(*H*). 4410 *s. Anm.* 4411 red genoz *F*(*H*).

4414 er nam *F, doch* er *scheint ausgestrichen* (*nach H's Randbemerk.*) 4417 Eine ander schoner *O.* 4419 Tristā *O.* sellen *F* gesellen *H*). 4420 daz die fraue din *O; vielleicht die echte Lesart.* 4421 *lies:* alles. 4422 als l. bit *O.* 4424. 25 *s. Anm.* 4426 bî der *fehlt O.* 4427 Bi ir die s. *O.* 4430 sach dort her sch. *O.* 4432 schon *O.* 4436 gesach *F*(*H*). ensach *O.* 4438 huhscheit *F* (hübescheit *H*). 4439 daz ist nit myne fr. *O.* 4440 d. w. kome eyne m. *O.* 4444 do er *O.* 4445 zwen zeldere *O.* 4447 schone ein *F*(*H*). eine *O.* 4450 gelankenyeret *O.* 4451 edelen heldekin *O.* 4458 uß aůalůnder l. *O.* 4459 gylan *O.* 4462 M. str. menlich *O.*

4463 *Absatz in FO* (*kein Absatz H*). 4464 aller *O.* 4466 M. vnd fr. *O.* 4468 Si geberte als si *O.* 4469 allē *F* (allem *H*). allen *O.* 4470 van wibe jn duser werleit *O.* 4471 seinften *F* (senften *H*). sanfftē *O.* 4472 glentzet *O.* 4476 ahiw *F* (ahiu *H*). o h're *O.* swie *F* (wie *H*). 4479 heste *O.* 4481 durchwirkt *O u. s. w.* 4486 darvmb br. *O.* 4488 vil *fehlt O.* Saphir smaragde *O.* 4489 mit kunsten *O.* 4490 kosteliche *O.* 4491 hermbelgen *O.* 4494 vher alle j. kleideren *O.* (allen *H, unnöthige Aenderung, s. zu* 203.) 4495 sonne br. liecht j. *O.* 4497 van *O.* 4503 van kunygynē hendē *O.* 4505 gehort *F*(*H*). ie *fehlt O.* 4507 dâ *fehlt O.* 4510 durchzieret *O.* 4511 kostlich genug *O.* (genûk *H*). 4512 heuht *O.* 4513 vher *O.* 4514 wene *O.* 4516 Nie gedr. cr. als f. *O.* 4519 smaragd *F*(*H*). thopazius *F* (topazius *H*). thopasius *O.* 4520 onichnůs *O.* 4523 schone j. *O.* 4531 zu *fehlt O.* 4532 gesehen *O.* 4533 *Absatz in F.* 4534. 35 eyne *O.* 4535 so *O.* 4537 daz *O.* etswaz *F*(*H*). etwas *O*; *die Lesart von F deutet auf das für den Vers nothwendige* etewaz. 4539 dorte *O.* 4542 (mines *H, unnöthige, die natürliche Betonung zerstörende Aenderung*). 4543 h. dür lichter *O.* 4544 myne *O.* 4545 ir lichter *F* (liehtem *H*). jrem liechten *O*; irem *wäre nur bei doppeltem Auftact möglich, die Übereinstimmung in der Setzung der schwachen Declination im Adjectivum würde auf* irm *führen.* 4548 kanstu erseen *O.* 4549 schonde *O.*

4552 *kein Absatz in FO.* 4553 edel *O.* 4554 vnd stoynt *O.*

4558 gew. hatte *O*. 4559 er *O*. 4561 knnygyñe *O*. selbe *O*. 4562 van *O*. do *O*. 4564 hundelin *O*. 4565 tza pittecriw tza *F*(*H*). zu peticrev za za za *O*. 4567 uß d. huselin *O*; *die echte Lesart, die sich zugleich in den Vers am besten einfügt, war wohl:* uz dem hiusel; *der Zusatz* hnnt *lag einem Schreiber nahe, der sich des Wortes von vorher* (*V*. 4454) *erinnerte*. 4568 die bluwende *O*. 4569 walgete *O*. 4571 Sine oyrgin *O*. 4572 *s. Anm*. 4573 weibzelte *O*. 4575 zu h. *O*. 4576 helst is *O*. 4577 an *O*. 4578 obe si is k. *O*. 4579 tar *F*(*H*). nit spr. *O*, 4582 Si lechtes schon jn jrē *O* (*masc. auch in* 4615). 4584 m. den bl. *O*. 4585 streichtes *O*. 4586 *das zweite* die *fehlt O*. 4587 gar *fehlt O*. 4588 also *fehlt O*. 4589 und *fehlt O*. 4590 jch dich eides erl. *O*. 4592 dirs noch nie so w. enb. *O*. 4595 als duse k. *O*. 4596 daz *O*. 4597 *Absatz in FO*. nemens uff m. *O*. mein *F* (min *H*). 4601 als *O*. 4602 ouch *fehlt O*. 4603 satzt *O*. 4604 sparte *O*: *s. die Anm*. 4607 jn *O*. 4611 jn *O*. 4616 suchte *O*. was *F*(*H*). 4619 den *O*. 4620 dan *O u. s. w*. 4621 gar *fehlt O*. *lies statt* was (*F*; *H*) *nach O* enwas. 4624 was *O*. 4626 ich *fehlt F* (in' *H*). 4629 *Absatz in F, in O großer Buchstabe*. 4633 selber *O*. 4635 muge *F*(*H*). daz *fehlt O*. 4636 siech' *F* (siecher *H*); *s. die Anm*. 4638 jch m. dē k. *O*. 4641 dissite *O*. 4643 Bit morn *O*. 4644 krankeit *O* (*ebenso H*). 4647 vrouwe *fehlt O*. 4652 is *O*. 4654 bî ir *fehlt O*. 4655 *s. Anm*. 4656 sine *O*. 4658 die nacht *fehlt F* (*H, der dafür* beleip *schreibt*).

4660 der *fehlt O*. 4665 wist *O*. 4668 bedorfte *F*(*H*). jm nit s. *O*. 4670 jrs *O*. 4672 Geoffenberet *O*. 4675 zu samē *O*. 4680 fl. hint *O*. 4683 eyne *O*. 4684 springēt *O*. 4686 dar vnden *O*. paûlûn *O*. 4688 da s. ir hin g. *F*(*H*). dahin so sullēt ir g. *O*. 4690 singē *O*. 4691 vil *fehlt O*. *lies* dône *O*. 4694 so jch dañē *O*. 4696 daz *fehlt F*(*H*). dester: *s. Anm*. 4699 listelich *O*.

4700 Si sas uff v. reit van d. *O*. 4704 ir schone *O*. 4709 ich dir ge *O*. 4710 mȳ *O*. 4713 *s. Anm*. 4719 greiff *O*. 4723 Mine *O*. 4726 (gelegt *H*). gelechte *O*. 4727 wan ich blasen myn h. *O*. 4728 dan saltu *O*. 4729 verholen *u. s. w. O*. 4732 gang *O*. 4734 na *O*. 4735 *es hätte geschrieben werden sollen* rûnet *O* (rumet *F*). 4736 vor *FO* (für *H*). 4740 dusem h. *O*. 4742 knnygin *O u. s. f*. 4743 Seites *O*. 4745 horte *F*(*H*); *es kann nur das Präsens gemeint sein*. 4747 k. da (do *H*) h. s. *F*(*H*). 4753 die franwē si alle *O*. 4754 bleip *F* (beleip *H*). 4761 dar inne *fehlt O*.

IX.

4770 minnenchen *F* (minneclichen *H*). mȳeclich *O*. 4771 tristande (Tristanden *H*). jren *O*. 4774 tristande lachen *F* (Tristanden

lachende *H*). 4775 wilkome *O*. 4778 ez *fehlt F*(*H*). 4782 eyn' *O*. 4786 gedecket *O*. 4787 edeler *O*. 4790 ôt *fehlt O*. 4792 sie *fehlt O*. 4798 reden *O*. sie *fehlt O*. 4799 daz *O*. magetl. *O*. 4801 schenkten *O*; *diese Form sollte man in F erwarten*. 4802 Morot cl. vnd win *O*. 4804 g. var *O*; *vielleicht die echte Lesart*. 4806 Gar dure *O*. 4811 jrem *O*; *während sonst der Acc.* ire sch. *in F vorkommt, steht hier nicht für den Dativ* irer. 4816 und nicht *F*(*H*). nicht *fehlt O*. 4818 daz *fehlt O*. 4819 hie *O*.

4822 red *F* (rede *H*). reden *O*. 4823 hertz *O*. 4825 dar vmb *O*. 4829 ditz *F* (dis *H*). duß *O*. 4831 Nacht. solde w. nit gl. *O*. 4837 (hiut *H*, *ebenso* 4871, *darum kaum Druckfehler*). 4838 glucke *O*. 4839 da zw. ich an *O*. 4841 Nit gew. *O*. 4842 ja fr. *O*. 4843 hanz *F*(*H*). 4844 all deste wirs *O*. 4845 nicht *fehlt O*. 4847 dinc *fehlt O*. 4848 daz man sin nit *O*. 4849 daz nit *O*. 4850 flislich *O*. 4851 so ged. an daz selbe w. *O*. 4855 *Absatz in F*. 4858 freude *O*. 4864 die ayn allē feltschen sm. *O*. 4865 eyne *O*. 4866. 64. 4917 kussen *O*. *u. s. w.* 4873 in *F*(*H*); *der Acc. auch denkbar, viel besser aber der Dativ*. 4875 *hier hat ausnahmsweise O ebenfalls* kussel. was hek. *O*. 4176 was *fehlt O*. da zu h. *O*. 4878 si ůstoynt v. w. synē art *O*.

4886 die *fehlt O*. bi k. *O*. 4888 wolt *F*(*H*). woldē *O*. 4889 in ir *F*(*H*). 4891 da *O*. 4893 kurtztē *O*. 4894 bit ir *O*. 4898 vaste j. *F*(*H*). ôt *fehlt O*. 4902 liez *F*(*H*). 4904 enwete *O*. 4907 minnenclichen *F*(*H*). jnnecliche *O*. 4911 *s. Anm.* das zawerie k. *O*. 4916 enreckte *O*. 4921 da *F*(*H*). doch lechten *O*; *grammatisch correcter der Plural; freier ist der Singular; vielleicht in der folgenden Zeile stand ursprünglich* mit *für* und. 4922 zu samen *O*.

4928 Eines daz ander *O*. 4930 fruntlich *O*. 4933 ouch *fehlt O*. 4935 hies *O*. 4936 vragen *F* (frageten *H*). fragete *O*. 4938 im *F* (in *H*). 4939 die *fehlt O*. 4940 sie is h. *O*. 4941 iren *fehlt O*. 4945 zu kaedinē *O*. 4947 lecht *O*. armē *O*. 4948 *s. Anm.* 4949 *s. Anm.* 4951 Vnd do er entwachet *O*. 4953 uber jn *O*. vollen v. *O*. 4954 enh. zwar k. *F*(*H*). 4955 zwar *fehlt F*. hie *O*.

4961 K. vil sere *O*. 4963 armē *O*. 4964 wafen *O*. (4966 schônen *H*; *ungünstige Aenderung*). 4969 m. vnd *O*. 4972 und *fehlt O*. 4974 vnder die o. *O*. 4975 meged *O*. 4977 Bilger *O*. 4981 daz *fehlt O*. 4986 kunygynnē *O*. 4987 vnd ouch *O*. 4991 vmbfang *O*. 4993 k. s. an der st. *O*. 4994 *lies* iren (*FO*). *s. Anm.* 4995 Er hot *O*. 5000 vmb daz *O*. 5001 clar *O*. 5002 reyne v. die fynē *O*. 5003 zu w. nicht *O*.

5004 *kein Absatz in FO.* 5505 gar *fehlt O.* 5006 kaedin *O.* 5007 h. hin zu d. *O.* 5009 den w. *O.* 5011 ûf *fehlt F(H).* 5012 ires lebnes *F* (ir lebenes *H*). jrs lebens *O.*

X.

5016 ôt *fehlt O* (*von nun an nur dann anzuführen, wenn an Stelle von* ôt *etwas anderes gesetzt ist*). 5017 zu kunyg m. *O.* 5019 nû *fehlt O.* 5024 daz wil ich uch wissē lan *O.* 5025 Nu *O.* 5026 krang vnd s. zu h. *O.* 5031 gnade *O.* 5033 ie *fehlt O.* 5035 alle *fehlt O.* sin *F* (sine *H*). suchte *O.* 5036 vnd si w. nu z. t. *O.* 5038 als *fehlt F(H).* 5039 tinas *O.* 5041 suchten *O.* 5043 suchte *O.* 5044 in *O.* 5047 ertznie *F paßt hier durchaus in den Vers* (*H corrigirt* erzenie). artzenie *O. Die volle Form auch möglich, dann aber:* brâchten im. 5049 sine *O.* 5050 und ofte *fehlt O.* 5052 jn h. *O.* 5055 allez *fehlt O.* 5057 dem *fehlt O.* 5058 van eyme *O.* 5059 wart s. verres *O.* 5061 suchtē *O.*

5063 Nu *O*; *vielleicht die echte Lesart.* 5065 her *fehlt O.* 5066 zom erstē *O.* 5068 vil liebes kint er sp. *O.* 5070 gehelt *O.* 5071 wes *O; wohl die echte Lesart, doch* waz *auch möglich.* 5074 vil *fehlt O.* kint *O.* 5077 kuneginne *F(H).* 5080 sus *fehlt O.* vß dusē l. *O.* 5081 do sp. daz k. gehabe *O.* 5083 wêrlich *fehlt O.* 5085 mochte *F(H).* so *O.* 5086 als *O.* 5087 sprach er *O.* 5090 *s. Anm.* 5092 myne *O.* 5093 mȳ *O.* 5096 des t'we ich *O.*

5099 was der reden *O.* 5102 *s. Anm.* vnd an o. *O.* 5105 dine *O.* gezogen *O.* 5106 die n. *F* (din n. *H*). vnd dyne n. *O.* dir *fehlt O.* 5107 dine *O.* wange *F(H).* 5108 *fehlt* in *F(H).* 5111 *s. Anm.* 5114 spricht *O.* 5115 du sys ein dore *O.* 5117 du *fehlt O.* 5118 *s. Anm.* 5122 vur der *O.* 5124 du ein *O.*

5125 merē *O.* 5126 so *O.* 5141 wart doren *O.* 5143 stark genůg *O.* 5146 so der *O.* 5147 (Tinas *H*). tynasen *O.* 5148 von dan *F(H).* 5150 die *fehlt O.* da *O.* 5151 dan er w. *O.*

5153 *kein Absatz in F.* Das erste *O.* 5154 so doresse *O.* 5155 nerrich *F, ebenso* 5172. (nerrisch *H*). nerresch, narres *O.* 5156 unde *fehlt O.* 5161 er *fehlt F* (*ergänzt H*). 5164 dor *O u. s. w.* 5166 ouch *fehlt O.* 5167 houbet *F.* h. ging er *O.* 5168 u. begonde *F(H).* mit vuzen *F(H).* 5171. 72 trit : sit *O.*

5173 Als er *O.* 5174 nerreser stymmē *O.* jach *O, seltsam, während sonst für* jach *umgekehrt gewöhnlich* sprach *gesetzt wird.* 5175 *nur 5mal* go *O.* 5178 uwer *O.* 5180 alhie *F(H).* 5184 kum *F(H).* 5190 kogel *O.* 5192 wise dor her tr. *O.* 5193 grym̄elich *O.* 5196 dorē cleit *O.* 5198 dô (da *F*) *fehlt O*; *vielleicht mit Recht; der*

weniger glatte Vers ahmt den Biß nach. 5201 bitz *O.* 5202 muwete *O.* 5204 mit den o. *O.* 5209 da *F*(*H*). 5212 lag *O.* 5213. 14 bedeubt : heubt *O.* 5215 so *O.* 5219 vmb *O.* 5222 einer her, der a. *O.* 5223. 24 *fehlen in O.* 5225 Ritter *O.* 5232 enhorte dar achter nye k. w. *O.* 5235 gar *fehlt O.* 5237 die *O.* 5240 wart lachen *O.* 5245 Starker sper me *O.* 5248 da m. *O.* 5250 vertzurnt *O.* 5252 bi jn sas *O.* 5253 kint *O.* 5255 doressch *O.* 5257 wonderlich genûg *O.* 5259 minnencliche̅ *F* (minnekliche *H*). mynneclich *O.*

5268 satzte nû *O.* 5273 dem *O.* 5274 ers *F* (er'z *H*). sine *O.* 5279 sneyt *O.* guot *fehlt O.* 5280 torischen *F*(*H*). doressche *O. s. Anm.* 5284 als *O. s. Anm.* 5286 gevugete *F* (gefûgte *H*). gefugete *F.* im *fehlt F*(*H*). 5287 im des *fehlt O.* 5290 vnd do mit eyme pf. *O.* 5291 als w. *O.* 5292 dor als heiz *O.* 5294 cleynes menlin *O.* 5295 als *O.* 5296 in *F*(*H; die Correctur in* im *hätte nahe gelegen*). 5297 Sine *O.* 5299 dechte selber *O.* 5300 gerechen *O.* 5305 vnfug *O.* 5306 im (*fehlt O*) durch sine (sin *O*) t. *F*(*H*); *die Umstellung von* im *empfiehlt sich des Metrums wegen. Daß der Vers mit* Durch *begann, läßt die Lesart von O vermuthen.*

5308 zu der kunygynnen *O.* 5314 des i. i. ủdienen *O.* 5318 *lies* daz enmöchte. 5321 die *fehlt F* (*ergänzt H*). 5323 torischem *F*(*H*). nerreschem (*ausgeschrieben*) *O; danach war zu schreiben* tœrischem siten: *s. zu* 3203. 5327 beilnetosi *O.* 5328 vn̄ jsote̅ bin ich lieb *O.* 5331 doris genûg *O.* 5334 dar (da *O*) inne *FO* (dar in *H*); *ebenso* 5336. 5335 schier *O.* 5339 dore *O.* 5340 jn allis *O.*

5345 narrestroel *F*(*H*). 5346 narren *O; vielleicht die echte Lesart.* kemenaden *F* (kemenaten *H*). kemenate *O.* 5348 da jnne *O u. s. w.* vrowe̅ *F* (frouwen *H; die Correctur* frouwe *hätte nahe gelegen*). 5350 der dor doris do lag *O.* 5352 smûckter zu im lieblich *O.* 5353 jn syne̅ arme̅ *O.* 5355 gar *fehlt O.* 5361 hie mit *O u. s. w.* 5363 jsot erh. *O.* 5364 *lies* in irem herzen: *nach beiden Hss.* (irme *F*, jrem *O*). daz *fehlt O.* 5365 dudet *O.* 5370 jre̅ name̅ *O.* 5377 vn̄ d' tore da l. *F*(*H*). 5378 golos *O* (*soll wohl* = goles *sein und dies* = gole̅s, golens).

5381 zu ir gar freudelich *O.* 5387 zu ir *fehlt F*(*H*). 5388 sicher *O.* 5391 und *fehlt O.* 5393 hie mit g. die k. *O.* 5396 gang *O.* zu t. *O.* 5397 gan *O.* 5398 und *fehlt O.* 5399 rase nindert *F*(*H*). 5400 (mines *H*; *ungünstige Aenderung*). 5405 t'standen *O*; *die Wiederholung der vorher im Reime* 5396 *angebrachten seltenen Form ist hier gewiß beabsichtigt.* 5406 mit der h. *O.* 5408 gar *fehlt O.* 5409 hin *fehlt O.*

5411 in im gegin *F* (im engegen *H*). gen jm *O*. 5412 gar *fehlt O*. lieblich *O*. 5416 rode varwe w. *O*. 5419 gl. vnd rûbin rot *O*. 5420 vntzelich si *O*. 5422 und *fehlt O*. 5423 Brangena muste *O*. 5424 nu *O*. 5425 bi sine *O*. 5429 Die liebe betgesellen *O*. 5431 unt d. l. *F*(*H*). 5433 ir *F*(*H*). schaden *O*. 5435 ist bl. *F*(*H*). 5438 n. nȳpt ir d. w. *O*.

5446 kemenate *O u. s. öfters*. 5448 sange *F* (sanges *H*). 5449 (legt' *H*). lechte *O*; *ebenso* 5453. 5456 genug *O*. 5461. 62 vor : dor *O*. 5465 der *fehlt O*. 5466 stroelin *F*(*H*). strohel *O*. 5470 alle s. s. *F*(*H*). 5471 *Absatz in FO*. rumte *O*. 5472 *s. Anm. Nachzutragen ist, daß H zu dem* f *in* fleg (*O*) *am Rande bemerkt: wohl* s; *ein* slec *aber undenkbar*. 5474 mit d. o. *O*. 5475 dan d. schon *O*. 5476 zu wilen *O*. 5477 d. s. jm gr. an ein wengelin *O*. 5478 od' wetzelin *F* (ore wetzelin *H*). 5479 t. ofte (dicke *O*) sie spr. *F*(*H*). 5488 der *fehlt O*. 5490 bit trit *O*. 5491 dorē gang *O*.

5493 *s. Anm.* 5498 der *fehlt O*. 5500 im *F*(*H*). 5501 Er hatte ein bose h'tze genug *O*. 5502 rede *O*. 5503 u. was d. l. *F*(*H*). 5504 icbs recht *O*. 5505 kam er *O*. 5506 det er *O*. 5507 solde *O*. 5508 vnd si *O*; *vielleicht die echte Lesart*. hette *F* (hete *H*). hatte *O*. 5510 hisze *F* (hitze *M*. hiez sie *H*). 5511 gemerlichen *F* (jemerliche *H*). 5514 ysote *F*(*H*). nit me *O*. 5515 dan do (da *F*. *H*) er w. d. *O*.

5517 uß dem burge dor *O*. 5518 g. d. rechte hin vor *O*. 5520 dusē *O*. 5523 so w. *O*. 5524 geziten *F*(*H*). 5528 dor *O u. s. öfters*. 5529 knabe na bi *O*. 5531 *s. Anm.* dore ein *O*. 5532 den die sonne je uber sch. *O*. 5534 wonderte *O*. 5536 heizet *F*(*H*). 5537 d. spr. get. m. n. h. *F*(*H*). 5538 v'wazne *F*(*H*). verwaissen *O*. 5540 weder syns *O*. 5541 name *O*. rechte in (im *H*) *F*. 5542 da jnne *O*. 5548 balde *fehlt O*. 5549 w. u. sit alle ber. *F*(*H*). 5550 myns *O*.

5554 lobsam *F* (lobesam *H*). 5558 d. kam her ph. *O*. 5561 und rante *fehlt O*. 5562 tr. an rief *F* (Tr. an in rief *H*); *s. Anm.* 5564 vmb a. *O*. 5573 dicke in m. l. *O*. 5574 dich l. O. 5575 nu gen. *O*. 5578 vmb her t. *O*. 5580 den vienden *O*. 5582 na genûg *O*. 5583 tristande *F* (Tristanden *H*). Tr. *fehlt O*. 5584 t'standē in d. *O*. 5585 recht w. bekant *O*. 5586 ers w. h'n. 5588 ertzogen *O*; *vielleicht die echte Lesart, doch spricht der erweiterte Reim auch für* gezogen. 5591. 92 heubt : bedeûbt *O*. 5593 an die erde *O*. 5596 tristan *F*(*H*). 5597 tristane *F* (Tristan *H*). 5598 vnd mit dem sw. *O*. 5601 (al *H*). 5602 *s. Anm.* (rehte *H*). 5603 *Absatz in F*. 5604 je die na jagende *O*. 5607 h. in (im *H*) getan

F(*H*). 5608 *Kinzel* (242) *will statt* der nîder, der Neider, der Feind, *ein Wort, das Heinrich schon in V.* 3074 *gebrauchte und das hier sich gut an* nîtlich *in V.* 5599 *anschließen würde, lesen:* der nider, *wahrscheinlich:* der niedere, der unterliegende; *denn er hält* nîder *für Druckfehler, hat also* nîder *nicht verstanden (ist aber im Wb. erklärt). Für* nîder *spricht überdies* nydige *in O.* 5611 *nach diesem Vers, mit dem ein Blatt endet (M 41, 2. Spalte), folgt in Hs. F Vers* 5799 *und kehrt nach V.* 5982 (*M* 43) *wieder zu* 5612 *zurück.* 5615 dan d. sin selbes gen. *O.*

5616 *kein Absatz in FO.* an *O.* 5621. 22 (Pfelerine : sine *H*). 5624. 25 *umgestellt in F (schon von M. corrigirt).* 5624 si beg. s. *O.* 5625 hette *O.* 5627 da *in beiden Hss., darum wurde nicht* dô *gesetzt.* 5630 war vmb *O.* 5636 gar *fehlt O.* 5642 dô *fehlt O.* 5643 dusen *O.* 5645 *s. Anm.* 5646 wal an *O.* 5647 dore *O.* 5648 ouch vns *O.* 5649 wie er sy *F* (wer *H*). 5656 da jnne *O.* 5657 weder syns *O.* 5659. 60 Spch er ich lan d. n. gen. Tristant bist du d. gew. *O.* 5662 gar *fehlt O.* 5664 (groze *H*, *unnöthige Aenderung*).

5667 was van syme schiffelin geg. *O.* 5669 jagetē alle n. *O.* 5671 als *O.* dem *fehlt F*(*H*). 5672 wart ie kein b. r. *F*(*H*); *auch ohne* wâ *ist der Satz als Frage aufzufassen; H. setzt nach* was *Komma.* 5673 der k. do *O.* 5676 *s. Anm.* 5677 wan *O.* 5678 daz er jm *O.* 5680 ze gelde *fehlt O.* daz sch. *O.* 5684 hette *F.* hatte *O.* 5688 wilkom *O.* 5690 nver *F.* nit dan *O.* hembt *O.* 5691 sines *F* (sins *H*). 5692 cleite *O.* 5695 da *O.* (belihen *H*).

5698 der suchte vnd frachte *O.* 5700 vmb *O.* 5705 spchen si *O.* 5708 bluwende kunygin nů l. *O.* 5709 do wart dem k. ges. *O.* 5711 daz w. *O.* 5714 von *O.* 5715 nn sw. *O.* und *fehlt O.* is s. *O.*

XI.

5720 tynasen *O.* 5721 dem *O, ebenso* 5811 (*in V.* 5735 *mit F* der). 5722 w. zu *O.* 5723 zween *O.* 5730 ane *O.* 5731 gediene *O; vielleicht die echte Lesart.* 5733 meynes *O.* 5734 rat *F*(*H*). 5738 Gamaret *F* (Gamaroch *H*). gameroch *O* (*ebenso* 5812). 5740 schone vnd w. *O.* 5741 vnse *O.* 5742 daz heizet gemarke *O.* 5744 gar *fehlt O.* 5748 vnd ist *O.* 5749 Sine *O.* vil m. *O.* 5750 *fehlt O. s. Anm.* 5756 geborn *F*(*H*). torste *F*(*H*). dorste *O*; *es ist der Conjunctiv, darum systemgemäß* törste *zu setzen.* 5758 ist genant *O.* 5759 lieb *O.* 5762 vnd gr l. han *O.* 5763 Mit eina. v. k. *O.* 5765 w. g. *O.* 5766 obe m. daz h. mocht *O.* 5768 vmb *O.* 5769 dâ (*das zweite*) *fehlt O.* 5770 vil wol ich dichs *O.* 5771 hoge *O: danach hätte* hôhe *gesetzt werden können.* 5772 (ligt *H*). vmb *O u. s. w.* 5773 dieff *O.* 5774 nit dan eyne dur *O.* 5775 vnd als die dur *O.* 5777 eyne m. *O.*

5778 daz da m. *O.* 5781 selber *O.* 5782 wan *O.* 5783 lesset *O.* 5784 selbe *O.* 5786 vngetrost *O.* 5790 sint ich die wairheit *O.* 5791 *Absatz in FO.* 5792 vil wol ich dir ger. k. *O.* 5793 (swîc *ausgelassen von H*).

5797 heize *F*(*H*). 5798 nu *fehlt O.* och *O.* 5799 l. die veste *O.* 5801 spr. do k. *O.* 5802 schier *O.* 5803 s. r. hin d. h. *O.* 5806 zu stũt g. in r. *O.* 5807 er *fehlt O.* 5808 kaedin *O.* 5809 wol *fehlt O.* 5813 des leides *F*(*H*). 5815 im *F* (in *H*). 5816 werdenclich *O.* 5817 willekome *O.* 5820 m. gesellen *O.* 5821 Noch h. v. fru b. *O.* 5822 was *F*(*H*). 5823 getriwet *F.* getwete *O.* 5824 eirbe' *O.* 5826 sine *O.* 5827 in d. b. *O.* 5829 alle *O* (*Strich vergessen*). 5832 als *O.* 5835 dechte *O.* 5836 gesellen *F*(*H*). 5839 Sine a. *O.* 5845 ers *O.* solde *fehlt O.* 5846 kem *O.*

5848 vnd als *O.* 5850 sine *O.* 5858 t. iren fr. *F.* d. kaedȳ n. *O.* 5860 zu w. *O.* eynē br. *O.* 5861 m. jren sp. *O.* 5862 m. schouwen *O.* 5864 daz d. h. *O.* 5866 sie *fehlt O.* 5868 d. w. vnd g. *O; vielleicht die echte Lesart.* 5873 slafen v. d. g. *F*(*H*). 5876 k. vnd l. *O.* 5879 keyn mensch nye gew. *O.* 5880 dan sie *O.* 5882 do w. *O.* 5883 lesen *O.* 5885 So sulde *O.* 5886 heymelich *O.* 5887 waiß (wahs 5889. 5892) *O.* 5890 vber der *O.* kemnate *F* (kemenate *H*), *sonst in F schwach.*

5896 w. sie w. *F* (Kassie, w. sie w. w. *H*). 5900 an desē *O.* 5901 schrieft *F; möglicherweise für* schrifte *verschrieben, deshalb H's Correctur* schrifte, *die den Vers glatter macht, nicht ungerechtfertigt, aber doch nicht nothwendig; in O* schrifft. 5902 sich nu hatte *O.* 5904 der wirt entsl. *O.* 5905 Si sl. *O.* 5909 gemacht *O.* 5910 sweich. 5912 drûstudel *O* (drust. 5929).

5915 *kein Absatz in FO.* 5916 gedankes mit jm *O.* gedenkens *F*(*H*); *die Lesart in O schien mir doch die vorzüglichere, weil ursprünglichere, zumal in O* in gedenken *steht.* 5917 obe *O.* 5918 het *F* (hat *H, unnöthige Aenderung*). hatte *O.* 5920 *s. Anm.* in dem p. *O.* 5922 regete (regte *H*) nindert *F.* nergen reckte *O.* 5923 zu m. *O.* 5924 clůg *O.* der w. bed. *F* (der *von H mit Recht gestrichen*). 5925 der *fehlt O.* 5930 da *F*(*H*). 5933 hin *fehlt O.* 5938 bit daz *O.* 5942 der w. spr. is m. *O.* 5943 m. hie essen *O.* 5944 dâ *fehlt O.* 5945 als sie do hatten gessen *O.* 5946 ůmessen *O.* 5950 Rechte *O.*

5951 *kein Absatz in FO.* 5952 vnd daz *O.* 5954 ouch *fehlt O.* 5955 lobeliche *O.* 5960 wol *fehlt F, dafür verschrieben* waren, *aus der folgenden Zeile hineingerathen (von H beibehalten).*

5962 *kein Absatz in FO; so kleine Stücke in den alten Hss. nicht.* 5969 bronnē *O*, ebenso 5971. 5972 laz *F*(*H*). laissen *O.*

5974 sm. was k. *O.* 5976 flisselichē *O.* 5977 mynnē gerende *O.* 5979 slussele *F* (slúzzel *H*). (slúzzeln *H*). 5981 bescheidelich *O.* 5984 getiwe'et *F* (getiuwert *H*). geduret *O; im Anschluß an F hätte* getiuweret *gesetzt werden sollen.* 5990 wol des *O.* 5991 d. er dar zu k. *O.* 5992 guote *fehlt O.* 5994 (her *H, unnöthige Kürzung, in F* h're). 5996 zu sw. *O.* 5997 nicht w. als *O.* 5998 kan *O.* 5999 vollenbrengē *O.* 6000 zauwen dir *O.* 6001 balder m. *O.* 6002 vierzehen *F*(*H*). virtzen *O: Kürzung nöthig des Verses wegen.* 6003 w. d. sl. *O.* 6004 reden *O.*

6008 smyte *O.* 6010 da w. er gereit *F*(*H*). 6011 von im kaedine *F*(*H*): *die Wendung in F verstehe ich nicht.* 6015 sie in *O.* 6017 schone kassie *O.* 6018 dins h. amie *O.* 6019 nu *fehlt O.* geseen *O.; wohl die echte Lesart.* 6020 wanne mag is *O.* 6021 d. dů mir frunt bek. *O.* 6022 wie E. wie b. *O.* 6023 biz *fehlt O.* 6025 war wir s. *O* (wir sîn *von H ausgelassen, so daß der Vers ohne Reim ist*).

6026 *kein Absatz in FO.* 6027 morges *O* (*ebenso V.* 6105). 6029 zween *O u. s. w.* 6030 bit jn *O.* 6032 vor *F*(*H*). 6033 da *F*(*H*). 6041 want *O.* wirt *fehlt O.* 6044 die dur *O.* 6045 hin vor *O.* 6046 die dor *O.* 6050 geberden *O.*

6051 *Absatz in FO* (*bei H kein Absatz*). 6052 hin vaste *F*(*H*)*; durch die sinngemäßere Wortstellung in O kommen eben die hier nöthigen 4 Hebungen heraus.* 6054 gen jn *O.* 6055 vast h. d. *O.* 6058 williger *O.* 6065 (gewalte *H*). 6073 ein *F*(*H*). 6076 kurtzte er *F*(*H*). kurzter *O.* in *fehlt O.* 6078 der konder ne (*wohl statt* me) dan v. *O.*

6079 Hern t'stande *O.* uch *F* (ouch *H*). ouch *O.* 6080 zu t. *O.* 6081 da uch *F* (da im *H*). do ouch *O.* 6082 gab jm ir (ire *F*) m. *O.* 6084 also *fehlt O.* 6085 jrem *O.* 6086 wilt *O.* 6088 jm ouch d. n. *O.* 6089 edel *O.* 6091 kaufft *O.* důr genug *O.* 6092 dise *F.* duse *O; danach hätte* dise *gesetzt werden sollen.* 6093 v. ich uch h. n. machen k. *O.* h. n. es mache k. *F*(*H*). 6098 sorge *O.* 6099 von *fehlt O.*

6102 *kein Absatz in FO.* hat *F*(*H*). hatte *O.* 6104 gemacht *O.* 6106 uff *O.* 6107 sin *F*(*H*). hubscheit *F* (hübescheit *H*). 6108 vnd als *O.* 6111 vast *O.* runtzit *O: vielleicht ist dieses in der jüngeren Hs. erscheinende Wort das vom Dichter gewählte, denn* ravît, *welches grundsätzlich mit F gesetzt werden mußte, bedeutet vorzugsweise „Streitroß“. Ein solches wird aber der Jüngling, der sich auch für sein Liebesabenteuer nicht weiter mit Waffen versah, nicht genommen haben.* 6114 wirs *O.* wol *fehlt O.* 6115 *Absatz in FO.* achte sin *F*(*H*). achtes *O.*

6121 *kein Absatz in FO.* 6122 wider *fehlt O.* 6125 dort *O.*

6126 dunkt *O.* wie wir *F*(*H*). 6128 grymmelich *O.* 6131 oben *O.* 6134 er s. vaste vmb s. *O.* 6136. 37 vant *F*(*H*). nymā do *O.* 6138 so *O.* 6140 laz *F*(*H*). num̄er me *O.* 6142 mir *fehlt O.* stander *O. lies* enseit *nach O.* 6144 frauwe *O.* 6145 sage *O.* 6149 schier *O.* 6151 seben *O.*

6153 erste *F* (ersten *H*). 6154 *glätter wäre* bürge, *mit* burc (*in beiden Hss.*) *wollte der Dichter malen.* vur d. dor *O.* 6159 *s. Anm.*

6160 *kein Absatz in FO.* 6161. 62 synē : kaedinē *O.* 6162 tristane *F*(*H*). 6163 balde *O.* 6164 daz sie *F*(*H*). 6165 an *O.* 6169 keine w. *O.* 6170 dan *O.* 6171 dâ *fehlt F*(*H*). 6172 flehen *O.* 6173. 74 geboren : sporen *O.* 6176 snelle *O.* 6177 tristane *F*(*H*). 6181 ouch *fehlt O.* 6186 la *O.* 6189 die nennet ir ysot *F*(*H*): *ganz unpassend; vgl. auch zu* 6182. 6190 ie *fehlt O.* myn̄ecliche bot *O.* 6193 keret *fehlt O.* d. clare kassie *O.* 6194 amie *O.*

6196 wurden mit *fehlt O.* dē ruff *O: vielleicht stand:* durch den ruof? 6203 rief uf uber s. cr. *F*(*H*): *was heißt das?* 6206 alhie *fehlt O.* 6209 jr vient *O: eine für den jüngeren Schreiber sehr charakteristische Aenderung.* 6211 menlich *O und so auch im Folgenden.* 6212 snydende *O.* 6213 zugtē si *O.* den *fehlt O.* 6214 lange *O.* 6215 gerne *fehlt O.* 6219 wan t'standen *O.* sn (*über* syme *geschrieben, und dieses ist ausgestrichen und unterpunctirt*) genos *O.*

6221 (*kein Absatz bei H*). 6422 kaedynē *O.* 6224 ubercleit *F* (überleit *H*). 6226 *s. Anm., die dahin zu ergänzen ist, daß in O* dē *steht und* der smerzen *erst conjicirt werden muß.* 6227 da *F*(*H*). 6228 kaedynen *O.* 6229 ein sp. *O.* die sch. *O.* 6231 Sinē dynst *O.* 6232 hie *fehlt O.* 6234 tet *F*(*H*). 6235 ellenthaffte *O.* 6236 der *fehlt O.* rechte *fehlt O.* 6239 den rach *O.* menlich *O.* 6241 degen her *O.* 6243 durch hirne vnd durch swarte *O*; durch houpt *F sieht wie Zusatz aus, auch deutet die volle Form* hirne *auf das Ursprüngliche.*

6247 (*kein Absatz bei H*). 6249 vmb *O.* 6251 behaffte *O: s. Anm.* 6255 michel *fehlt O.* 6256 solt *O.* 6258 eyne *O.* 6260 wer *F* (wære *H*). 6261 vnd gevlogen (geflohen *H*) were *F*(*H*). 6263 v. s. h. dot gelag *O.* 6266 flehens *O.* 6269 sluc in sie *F*(*H*). stach durch sie *O.* 6271 gr. sl. vil *O.* 6272 etlichen er *F*(*H*): *gibt holperigen Vers.* er etzlichen *O: letzte Form deutet auf* etelichen. 6273 vnd beschottes *O: diese Lesart rechtfertigt Bech's Vermuthung* (*s. Anm.*) si = slege. 6274 da *F*(*H*). 6275 bit sie *O.* 6276 do *O.* 6281 wunde do (da *F, H*) geving *O.* 6283 do *O.* 6284 er doch *F*(*H*). 6290 mangen (*das zweite*) *fehlt O.* 6292 je doch so *O; vielleicht die echte Lesart.* 6296 vurtē hin *F*(*H*). hin *fehlt O.*

6299 tristan was w. *F*(*H*). 6301 drie *F*(*H*). dru *O*. 6302 grôzen *fehlt O*. 6304 clagenē *F* (klagene *H*). 6305. 6 *umgesetzt in O*. 6305 suessē *O*. 6306 liebē *O*. 6307 cleget *F* (klaget *H*) clagete *O*, *ebenso in V*. 6309. 6311 frometē jm (*ursprünglich, der letzte Strich von m durchstrichen und unterpungiert*) hertzen *O*. 6313 forstelicher *O*. 6315 wart *fehlt O*.

XII.

6316 *kein Absatz in FO*. 6317 an *O*. 6318 jamers n. *O*. 6319 kein ertznie *F* (erzenie *H*). keyne artzedie *O*. 6320 artzat *O*. im *fehlt O*. 6324 dem *fehlt O*. 6331 *Absatz in F*. 6332 v̇ toten *F* (vertoten *M*. *H*). 6333 ůwont so st. *O*. 6335 muge *F*(*H*). keyne *O*. 6336 enwolde *F*(*H*). 6337 var *O*. 6338 beuelē daz (dez *F*) *O*. 6340 (mines *H*). 6341 vnd w. varen van *O*. 6342 mîn *fehlt O*. getr. fr. *O*. 6343 dem *fehlt O*. merner *O*. 6344 ez *fehlt O*. 6347 komet *O*. 6350 (lebene *H*).

6352 *kein Absatz in FO*. tẘen *O*. 6353 tyntaiol *O*. 6354 leide mere *O*. 6355 Er m. gr. j. br. *O*. 6357 vmb (*das erste auch*) *O*. 6358 in ein sch. si snelle s. *O*. 6359 dise *F*(*H*). 6360 wen is l. were. 6361 wêre *fehlt O*. des a. s. vil cl. *O*.

6368 doch *fehlt O*. ich enweis *O*. si is *O*. 6369 halbe dode *O*. 6373 dicke *O*. 6377 wan *O*. 6379 ouch *fehlt O*. 6380 dugende r. *O*. 6385 da oben *O*. 6386 nicht im wolde *F*(*H*). 6387 bele ysot *F*(*H*). 6390 dorecht *O*.

6393 (*kein Absatz bei H*). ernstlich *O*. 6396 lag *O*. 6399 weder *F lies* weder, *doch wäre wohl* noch *vorzuziehen*. noch och *O*. 6402 der s. der ist wis gedan *O*. 6403 den ich han uff dem se ges. *O*. 6404 was *fehlt O*. 6405 wènēs *F* (weinens *H*). weines *O*. 6406 da *O*. 6410 Sich keret vnd nemet *O*.

6414 *kein Absatz in FO*. was *fehlt O*. 6415 was. den *O*. 6417 geberende *O*: *der gleitende Reim wohl ursprünglich*. 6418 jrs lebens enperende *O*. 6420 van l. *O*.

6422 lyfortenant *F u. s. w.* (Lifoitenant *H*). lifeitenant *O*. 6427. 28 Curnůwal : qual *O*.

6429 so z. *O*. 6431 m. feitenande *O*. 6432 heim *fehlt O*; *die kürzeren 3hebigen Verse wohl ursprünglich; da aber Heinrich sonst auch 4hebige Verse mit klingendem Ausgang vereinzelt aufweist nach beiderseitiger Überlieferung, darum mußten die Lesarten von F respectirt werden*. 6434 manlichen *F* (manlich *H*). menlich *O*. 6435 vnd slug d. k. morganē d. *O*.

6437 *kein Absatz in O, auch im Folgenden nicht.* 6439 menlich genuch *O.* 6440 d. effrican morolden *O.* 6441 vnd machte fri van jm d. l. *O.* 6443 sine *O.*

6446 grym̃igen *O.* 6448 van l. *O.*

6451 dem gl. *F(H).* glas *O.* 6452 k. was *O.* 6453 ein trano mit im *F(H).* 6454 in ir m. *F(H): diese Lesart hätte beibehalten werden können.*

6457 edele *fehlt O.* 6459 ir *O.* (da *H*). 6460 w. mit jm so rechte w. *O.*

6470 Mit der menlicher ellenthafte sin *O.* 6472 v. h'tzen leide in liebe *O.* l. starb *F(H).* l. erstarb *O.*

6473 erfarẽ *O.* 6476 vienden *O.* 6480 zu *fehlt O.*

6482 gebalsamt *O.* schon *F(H).* 6483 gebert *F* (gebart *H, unnöthige Aenderung*). geberet *O; ebenso V.* 6549. 6485 wart *fehlt O.* gegen m. *F(H).* zu kirchen *O.* 6487 hort *F(H).* 6489 man *F(H).* Mannẽ *O.* kinde *O.* 6491 wen *F* (wan *H*). want *O.* 6496 jn daz m. *O.* 6497 (*H macht hier Absatz, setzt vorher Punkt, nach* singen *Komma, faßt also* Und *als relative Conjunction*). vnd jm *O.* cristlichen *O.* 6498 Man v. *O.* 6501 durch d. st. *O.* 6502 uß. 6505 da *O.* 6508 den glockensch. *F(H).* 6509 daz übelte *O.* fregetẽ *O.* 6510 h'en *O: vielleicht* herren *das ursprüngliche.* 6511 (fragen *H, wohl Druckfehler*). 6514 vmb ere *O.* eren *F(H).* 6516 suesse w. *O.* 6517 ettewer *F* (etewer *H*) etzwer *O.* 6518 als *O.* 6521 jemerlichen *O.* 6523 u. ir o. gar vorbl. *F(H).* 6524 al (als *H*) ir varbe *F(H).* alle ir k. *O.* 6528 herz *F(H).* 6533 befant *O.* 6534 (lebete *H*). lebete *O.* 6536 winkete gen daz *O.* 6541 dan d. d. tr. si *O.* labte (: habte) *F.* 6542 die ged. *O.* 6543 veige *O.* 6547 (kreftelosen *H*). 6549 gesprach *F(H).* 6550 weder we *F(H).* weder *fehlt O;* weder *hätte bleiben können wie in V.* 6399; noch, *an dieser Stelle von O überliefert, macht aber den Vers glatter.* 6551 wan daz sie umbe mit der hant *F* (*für* umbe *setzt H richtig* winkte). dan *O.* winkete *O. Ich habe* wincte *gesetzt nach V.* 6536. 6552 dort hin dan *O.* 6553 dot *O.* 6557 swinde j. *O.* 6558 gesage *F(H).* 6559 da *F.* do *O; s. die Anm.* den beldekin *O.* 6562 in *fehlt O.* 6563 selber *O.* 6564 iren munt *F(H).* jr mundelī vaste *O.* 6565 ire wangen *F* (ir w. *H*). 6566 armẽ sin *O.* 6567 vmb v. *O.* 6571 (fügte *H*). 6573 daz h. entzwey *O.* 6575 kunygyn̄en *O.* 6574 (weder we n. a. *H; unnötbige Aenderung, zumal sie den Vers schwerfälliger macht*). 6576 u. d. boden *O.* 6577 wib *O.* 6580 Rech obe hundert sp. *O.* 6581 Crechten *O.* 6582 lagen *O.* 6586 myn̄en *O.*

6588 *kein Absatz in FO.* 6590 (gebalsemt *H*). gebalsamet vnd gesalbet *O.* 6592 den der getr. *O.* 6595 jemerlich *O.* 6598 die rechte vnd *O.* 6599 jekeliche h. *O.* 6600 verwarr er vaste vnd w. *O.* 6602 d. kunygyn̄e zarten *O.* 6603 koster *O; ebenso in V.* 6606. 6605 *Absatz in F.* an *fehlt F(H).* 6608 *s. Anm.* jamer *O.* 6610 stete *F(H).* 6611 als *O.* 6612 er sprach *fehlt F(H).* mîn *fehlt O.* min truter *F(H).* 6613 myns lebens *O.* 6614 vorlorn *F(H).* 6616 (ligt *H*). 6618 Manchfalt *O.* 6620 werelt *O.* 6621 gibes *O.* 6622 dinst *O.* 6624 *s. Anm.* 6625 *s. Anm.* lester *O.* 6628 So sie *O.* der z. *O.* 6631 Eyne r. bl. *O.* 6632 witze *F* (weize *H*). weis *O.* 6633 jn w. *O.* wan *O.* 6634 So gebirt nit dan *O.* 6635. 36 *s. Anm.* nagesmag *O.* 6637. 38 dine *O.* 6639 zu lest an *O.* 6641 jrem *O.* 6644 homel (hemel?) *F* (helmel *H*). 6649 Ach werelt *O.* dine *O.*

6656 si b. *O.* 6657 die gel. *O.*

6658 *kein Absatz in F. O (nur großer Buchstabe).* 6659 daz se *O.* 6662 fugete *O.* 6665 redet *O.* 6666 da *O.* 6667 vmb *O und so im Folgenden.* 6668 vber daz se *O.* 6670 (fûr *H*). weste *F(H).* enwist *O.* 6671 wolt *F(H).* 6672 Tristane *F(H).* t'stande *O: danach wäre zu schreiben gewesen:* Tristane. die minne *F(H).* 6673. 74 lebens : ůgebens *O.* 6675 vmb sus *O.* 6677 jsot vnd t'stant *O.* 6679 Curnûwal *O.*

6681 herzoge *F(H).* louelin *O.* 6682 schier *O.* d. kûnff sin *O.* 6683 an d. stat *O.* 6684 zoch *O.* 6691 h' sufzit *F* (er siufzet' *H*). Er sûfftzte *O.* innecliche̅n *F* (innekliche *H*). in hertzen *O.* 6693 kmt *F* (kumt *H*). komet *O.* 6696 (den *H*). 6700 clegelichem *O.* 6704 in jamers sm. *O.*

6708 jrer fûrē *O.* jrē leben *O.* *Hier endet Hs. O. Schluß nur in F.* 6720 *s. Anm.* 6728 da (*H*). 6733 hettest mjr (mir *von H gestrichen*). 6735 suzen (sûzer *H*). 6740 getruhet (getruwet *H*).

6762 legete (legte *H*). 6770 *s. Anm.* 6772 meren (merren *H*). 6773 platen (prelate *H*): *s. Anm.* 6794 (krônete *H; weshalb die Aenderung?*). 6796 *H streicht* von *vor* Engelant). 6800 bischewe (bischove *M.* bischôve *H*). 6804 *M*: alle celle sente marin; *H corrigirt das* c *im zweiten Wort, aber undeutlich, im Texte setzt er richtig:* a l'estelle Sente Maria. 6806 (manigem *H*).

6818 *kein Absatz in Hs.* 6828 edele (*H*). 6837 *lies* anderen (*nach Hs.* and'en. 6840 *lies* rosenpusch *mit Hs.*

6865 *s. Anm.* pînlîch *gebraucht Heinrich ferner in V.* 2807. 6866 rosen roten (*umgestellt H*).

DIE HANDSCHRIFTEN DES REINOLT VON MONTELBAN.

Im Anzeiger für deutsches Alterthum XII, 253—56 hat Karl Kochendörffer einige Bemerkungen zu meiner Reinoltausgabe[1]) gemacht, die mich nöthigen, sogleich, noch ehe mein in Aussicht gestellter Aufsatz 'zur Reinoltsage'[2]) erschien', noch einmal das Wort zu ergreifen.

Erfreulich war mir der Hinweis auf die Kasseler Hs. von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens, welche wie die Reinolths. 340 (A) vorn den Eintrag 1474 attempto zeigt. Es ist in der That wahrscheinlich, daß dieser Eintrag mit der am 4. Juli 1474 abgehaltenen Hochzeitfeier des Grafen Eberhard im Bart von Würtemberg, dessen Wahlspruch attempto war, mit Barbara, Tochter des Markgrafen Ludwig von Mantua, zusammenhängt[3]). Die Hs. A scheint eine Festgabe zu dieser Hochzeit gewesen zu sein. Hier wäre nun auch der Ort gewesen darauf hinzuweisen, daß Eberhard der Sohn der Pfalzgräfin Mechthild war, der Beschützerin der Künste, in deren Besitz sich höchst wahrscheinlich eine Hs. des mnl. Renout befand[4]). Hat nun die Jahrzahl 1474 für die Herstellungszeit der Hs. A keine wirklich zwingende Bedeutung, so wäre es sogar möglich, in dem von Püterich 1462 aufgeführten Reinhart unsern Reinolt zu erblicken. Dieser Schluß wäre jedoch voreilig, denn die von Püterich zugleich mit Reinhart und Malagis genannte Margareth von Lünburg kann kaum etwas anderes sein als das mnl. Original, welches Johann von Soest für seine um Weihnacht 1479 vollendete und 1480 Philipp dem Aufrichtigen von der Pfalz überreichte Übersetzung vorlag[5]).

Wir wissen, daß Eberhard im Bart, obgleich an gelehrter Bildung in der Jugend vernachlässigt, von seiner Mutter litterarische

[1]) Bibliothek des Litterar. Vereins 174.

[2]) Vgl. Reinolt S. 585. 86. Er soll in Max Kochs Zs. f. vergl. Litteraturgesch. abgedruckt werden. Ich werde mich darin auch mit der in den Forschungen z. deutschen Gesch. XXVI, 104—121 erschienenen Abhandlung „Die Reinoldssage und ihre Beziehung zu Dortmund" von J. Hansen beschäftigen, worin der Verfasser gegen besseres Wissen behauptet, daß ich zu derselben Zeit, wie er der Reinoltsage meine Aufmerksamkeit gewidmet habe, während ich doch sicher der Frühere war.

[3]) Vgl. Stälin, wirtb. Gesch. III, 587. Auch Philipp v. d. Pfalz heiratete 1474.

[4]) Vgl. Reinolt S. 474.

[5]) Ich bin im Begriffe eine Arbeit über Johann von Soest fertigzustellen.

Neigungen geerbt batte, daß z. B. Nikolaus von Wyle für ihn arbeitete [6]). Wir wissen, daß Eherhard 1477 die Universität Tühingen gründete. So wäre also der Heidelberger Reinolt nichts als ein Glied in der Kette litterarischer Beziehungen, welche Mechthild und die ihren umgiht.

Strauch hält es mit Recbt für keinen Zufall, „wenn der überwiegend größte Theil der hier [bei Püterich] aus Mechthilds Bibliothek genannten Werke sich gerade auf der Heidelherger Bihliothek handschriftlich erhalten hat"; er führt Malagis, Reinald von Montalban und Margareta von Limburg an als „Poetische und Prosa-Übersetzungen französischer resp. niederländischer Romane", denkt also offenbar bei diesen dreien an deutsche Übersetzungen niederländischer Originale, worin ich ihm freilich nicht heistimmen möchte. Strauch hält es ferner für möglich, „daß uns in dem heutigen Bestande Abschriften Mechtbildscher Exemplare vorlägen" [7]). Auch ich weiß mit Straucb kein directes Zeugniß für die Herkunft der Heidelherger Hss. aus Mecbthilds Bibliotbek beizubringen und halte eine eingehendere Untersuchung für sebr angebracht; bin aher augenblicklich außer Stande sie zu führen.

War die Hs. A im Besitze Eberhards I., so ist wieder ihr Übergang nach Heidelberg dunkel. Meines Wissens hat Eberhard († 24. Februar 1496) bei seinem Tode, der ihn nicht unvorhereitet traf, nicht über seine Bücher im Besonderen verfügt. „Zum Erhen seines meisten Privatvermögens bestellte er, nach Abzug der Legate, seinen mittelbaren Nachfolger in der Herrschaft, den nachherigen Herzog Ulricb (damals noch Heinrich genannt), zu dessen Vormündern bis zur Erreichung des sechzehnten Jahres er den Grafen Eberhard den jüngeren, und, falls dieser stürbe, aus den drei Ständen des Landes zu erwählende Pfleger hestimmte" [8]). Es ist nun möglieb, daß die Hs., wenn sie wirklich in Herzog Ulrichs Besitz gekommen war, im Laufe von dessen fehdereichem Lehen sich verlor und schließlich durch den Bücherfreund Ottheinricb von der Pfalz aufgekauft ward.

Weit einfacher wäre die Sache, ließe sich nachweisen, daß die Hs. nach Eherhards I. Tode nicbt an Ulrich, sondern an dessen Oheim und Vorgänger in der Herzogswürde, Eherhard II. gekommen sei. Dieser traurige Fürst begah sich 1498, als die Mißhelligkeit mit seinen Ständen ausgebrochen war, außer Landes nach Ulm und führte damals *mercklich Clainat vnd Silbergeschyr dem Fürstenthumb Wirtemberg*

[6]) Strauch, Pfalzgräfin Mechthild 55, Anm. 69).
[7]) Pfalzgräfin Mechthild 41, Anm. 43). 42.
[8]) Stälin, wirtemb. Gesch. III. 644.

zugehörig mit jm[9]). Im Horber Vertrag vom 10. Juni 1498 war festgesetzt, daß er dies abgeben solle, damit es dann nach Billigkeit vertheilt werde. *Doch was hertzog Eberhart nach sinem tod über die bezalung siner schulden ichts an barschafft claidern claineten silbergeschir pfandtschafften oder andern güttern ligenden oder farenden hinder jm verließ, das alles soll alsdann benantem hertzog Vlrichen vnd dem fürstenthumb Wirtemberg von allermenglich vnverhindert ouch verfolgen vnd werden.* Eberhard II. begab sich nach seiner Entsetzung in den Schutz des Pfalzgrafen Philipp. Von diesem ward ihm das wunderschön gelegene Schloß Lindenfels im Odenwald als Wohnsitz angewiesen. Dort starb er am 17. Februar 1504. Entgegen dem Horber Vertrag hatte er am 12. Januar 1499 Philipp seine Erblande, seine Kleinodien und sein Silbergeschirr übergeben[10]). Nach Eberhards Tode erhob sogleich Ulrich seine gegründeten Ansprüche an des Ersteren Verlassenschaft. Aber Pfalzgraf Philipp antwortete, er habe Eberhard, der, von Jedermann verlassen, zu ihm gekommen sei, mit schweren Kosten erhalten: so gebühre die Verlassenschaft doch nur ihm[11]). Alsbald entspann sich eine blutige Fehde zwischen Ulrich und Philipp, deren Verlauf nicht hierher gehört. Hiermit ist der Weg angedeutet, auf welchem die Hs. A in Pfälzischen Besitz gelangt sein könnte, denn es ist möglich, daß sie zum Nachlasse Eberhards II. gehörte.

Der Umstand, daß also höchst wahrscheinlich die Hs. A sich einmal im Besitze des ersten würtembergischen Herzogs befand, ändert an ihrer Stellung zu B, an ihrer Beurtheilung durchaus nichts. Es ist ja wohl noch nicht belegt, daß ein Schreiber sein Werk mit einem: „Attempto!" begonnen habe; aber es ist auch ebenso ungewöhnlich, daß ein Buch allein durch den Wahlspruch eines Fürsten als zu dessen Besitze gehörig oder für ihn bestimmt gekennzeichnet ward. Mein Irrthum ist verzeiblich, um so mehr, als schwerlich Jemand ohne besonders eingehende Kenntniß der würtembergischen Geschichte allein durch methodisches Nachdenken auf die Verknüpfung mit Eberhard im Bart gekommen wäre. Was Kochendörffer mir vorhält, verdankt er nur dem Umstande, daß er selbst an der Landesbibliothek in Kassel beschäftigt war und so Gelegenheit hatte, die Hs. des Wilhelm von Orlens, die den gleichen Eintrag hat wie mein A, selbst zu sehen,

[9]) Horber Vertrag bei Sattler, Gesch. d. Hzt. Wirtemberg unter d. Reg. d. Herzogen I, Beylagen Nr. 15, S. 38.

[10]) Sattler a. a. O .I, 42—44.

[11]) Steinhofer, Ehre des Herzogth. Wirtenberg III, 895—98.

oder daß er den Aufsatz über die Erwerbung der Pfälzer Hofbibliothek von A. Duncker[12]) las, was ich aus Zeitmangel bisher versäumt habe. Nach Würdigung dieses bescheidenen Verdienstes muß ich mich aber wundern, daß Kochendörffer die Worte hinwirft, daß mein Irrthum „verhängnißvoll für die Beurtheilung der Hss. geworden zu sein scheint". Dies läßt sich zunächst kaum anders verstehen, als daß meine Ausgabe in Folge unrichtiger Beurtheilung des Verhältnisses der beiden Hss. zu einander auf schwankender oder ganz falscher Grundlage aufgebaut sei. Selbst wenn Kochendörffer es nicht so gemeint haben sollte, was dahinsteht, wird schwerlich Jemand ohne genaue Untersuchung des Falls diese dunkeln Tadelsworte anders auffassen können. Diese Verdächtigung meiner Arbeit ist um so auffälliger, als K. selbst erklärt, sich auf die Sache selbst nicht weiter einlassen zu wollen. Ich bin genöthigt vor Allem der Auffassung gerecht zu werden, welche aus Kochendörffers Worten unmittelbar hervorgehen muß. Die Sache ist an sich eigentlich sonnenklar für jeden billigen Beobachter und Beurtheiler; ich habe es darum nicht für nöthig gehalten in meiner Ausgabe weitläufige Auseinandersetzungen über die Stellung der Hss. zu einander zu bringen. Daß B Abschrift von A ist, kann kaum bezweifelt werden, und daraus folgt, daß A die Grundlage einer Ausgabe des Reinolt bilden muß. Um auch unbilligen Beurtheilern Beweise vor Augen zu halten, theile ich zunächst einige Stellen mit, an welchen B offenbare Schreibfehler von A herübergenommen hat, und aus welchen eine unmittelbare Verwandtschaft der Hss. sich mit der überhaupt erreichbaren Sicherheit ergibt,

2445 *Die storme glock man s a h e n dat.* A und B lesen *sahen* für *slahen*.

2705 *Galsongen* für *Gascongen* AB.

11377. Reinolt hat König Karl ergriffen und vor sich aufs Pferd genommen, die Genossen verfolgen ihn

11375 *vnd daten hynder Reinolt solich sachen*
mit so großem ungemachen
das er den konig moßt k a ß e n. Er wirft ihn ab.

A und B lesen *kaßen* für *laßen*[13]).

14950 *das er es gar w o r pynen mocht.*

A und B lesen *wor* für *wol.* Vgl. Rt 1915. 16
Ende dochtem, dat hi soude mogen
W e l groete pine dogen.

[12]) Centralbl. f. Bibliothekswesen II, 212—225.

[13]) Vgl. 7448, wo A auch *kaßent* für *laßent* schreibt.

1528 *und legent die zugnisse uff mich.*

A liest $\frac{mir}{mich}$! Grammatisch richtig war *mich,* aber der Reim auf *ir* verlangte die Form *mir.* In der mnl. Vorlage stand *gij*; *mij.* B schrieb zuerst das in A durch den Übersetzer als das Richtige bezeichnete *mir* nach, dann kamen dem Schreiber grammatische Bedenken, und er schrieb an den Rand *mich* und versah *mir* und *mich* mit Versetzungszeichen.

Diese wenigen Beispiele werden genügen, um die unmittelbare Verwandtschaft von A und B darzuthun. Niemand wird so thöricht sein wollen die Sache auf den Kopf zu stellen, B als die Vorlage und A als die Abschrift zu bezeichnen. Ich will jedoch noch weitere Fälle vorführen, die B als Abschrift kennzeichnen. Dahin gehören vor Allem die Auslassungen in B, und zwar besonders solche, die sich aus graphischen Gründen erklären lassen.

3755. 56 fehlen B. 3754 und 56 haben am Schlusse als Reimwort *Rolant.*

4984 *vnd neben siner syten Rolant.*

siner fehlt B, wegen des gleichen Anlauts von *syten.*

7273. 74 *Nu blibent zu got, ich faren da hinn,*
blibent alhie mit sußer mynne.

B liest dafür *nu blibent alhie mit sußer mynne.* Der Ausfall ist durch Überspringen vom ersten auf das zweite *blibent* bewirkt.

7481—85 fehlen B. 7480 und 85 schließen mit dem Reimwort *seere.*

8934 fehlt B: dieser und der folgende Vers beginnt mit *Malegys.*

12993 fehlt B, wohl wegen der Ähnlichkeit von *heiß* 92 und *heil* 93.

14415 *vor sie will ich uch (bliben zu pfande*
des ich uch) gysel han gegeben.

Unter Auslassung des Eingeklammerten bildet dies éinen Vers in B. Ursache der Auslassung ist Überspringen von *uch* zu *uch.*

Außerdem fehlen in B die Verse 787, 5399. 400, 6230, 10629. Die Verse 185. 86

Er brant und raupt mit krafft
diß dete er meist by nacht

liest B *Er brant vnd raupt by nacht.*

Nicht selten wiederholt B auch mehrere Verse, und zwar gewöhnlich beim Beginne einer neuen Seite. So 10094. 95 beim Beginne von Bl. 154. 10350—53 beim Beginne von 158. 10878—80 *spot* beim Beginne von 166. 14054—57 beim Beginne von 214. Außerdem werden in B wiederholt die Verse 1263—68, 11973—74.

Damit ist B gegenüber der sich ganz anders verhaltenden Hs. A binlänglich als Abschrift erwiesen. Seben wir uns bei dieser Gelegenheit B noch etwas genauer an, als es S. 469—72 meiner Ausgabe möglicb war! Das an B sichtbare Bestreben, den Text zu bessern, führt oft zu falschen Lesarten.

So 1424 *da schalt er mich glich einen hund.*

In B fälscblich *einem hunde.*

1512 *ir müßt wider keren in den hoff*
und helsen Reynolt und sin bruder.

Für das *helsen* (= umarmen) dieses Judasrathes setzt B unsinnig *helffen.*

4009 liest B für *wān eer* A (= wannêr): *wann ner.* Vgl. h 71 *Wanneer saegt gij Reinout.*

8213 *wir sollen uch alle zu hant*
liefern dem konig von Franken lant,
der uch mit syme gesynde
morn thut henken zu wynde.

B versteht 8215 nicht recbt und setzt statt *syme*] *uwern.*

9982 *ich sagen uch sicherlich, so enmogent ir nit engan.*
engan reimt auf *han,* B setzt dafür *genesen.*

10866 *under diesen worten alle*
rumpt Malegys den sale.

B liest fälscblich *kumpt M. in den sale.*

11026 *in buß hat sie empfangen bar*
gedruckent mit irem har.

B liest *ir buß.* Ryzhart ruft hier in Todesnötben Jesus an, stellt vor, daß auch Maria Magdalena in Gnaden angenommen worden sei, und bittet um Bewabrung vor dem bösen Tode des Hängens. *sie* 11026 ist also Maria Magdalena. Icb nahm hier die Lesart von B irrthümlich auf, denn es leuchtet ein, daß *din fuß* vorauszusetzen ist, welcher Fassung A nocb am nächsten stebt.

14208 zu *got det er sin gebeet* [: *erde*].

B sucht den Reim, der freilich gar keiner ist, zu lassen, indem es für *gebeet* das unsinnige *geberde* einsetzt. Im Renout ist die Stelle erbalten und lautet

1783 *Te Gode dedi sine gebede.*

Das Vorhergehende ist anders gefasst: ... *Malegys* ... *moeste vallen*

1782 *Op die erde te dier stede.*

Daß die Besserungsversuche in B auch öfter das Ricbtige treffen, babe ich a. a. O. gezeigt. Ich trage nach: 920 *kome* A] *kone* B. 1586 *lose* A] *loff* B. 7944 *sluges* A] *fluget* B. 7951 *sliegent* A] *fliegent* B. 8043

al zu hant slugen A] *flugen* B *die Romere.* 13896 *und diente da fryschlich* A] *flißlich* B.

In meinem Reinolt habe ich die Ansicht geäußert, daß eine Anzahl von Besserungen in B nur auf unmittelbarer Kenntniß der mnl. Vorlage von P beruhen könne. Ich hätte zu 588[14]) bemerken sollen, daß die Besserung des falschen *lx tag* A in *xl tag* B auf Erinnerung an 470 *das ir uwern hofe .xl. tag dunt verlengen* beruhen kann. Ähnlich kann es sich mit dem in A fehlenden, dagegen in B erhaltenen Verse 698[15]) verhalten. In diesem und dem vorhergehenden Verse sind die vier von Karle an Heyme gesandten Boten aufgezählt. In A fehlen *Bertram* und *Bernhart.* Diese vier Boten sind jedoch schon mehrfach vorher zusammen genannt. So 485—88, 536—39, 627. 28. Aber bemerkenswerth ist 2267:

2266 *Alsus dienten sie dem konig dar*
ein wenig mynder dann dru B] *ein* A *jar.*

Da erst später 2386 das richtige[16]) *dru jar* AB noch einmal vorkommt und aus den vorhergehenden Versen nichts zu erschließen ist, kann man die bessere Lesart in B kaum anders als aus Kenntniß der Vorlage von P erklären.

2355 ist in A geschrieben:

gang ,˙, *du mit mir* ,˙, *Reynolt.*

Dadurch, daß 2354 hinter *sprach* '*er*' fehlt, ist der Anschein hervorgebracht, als ob hier Adelhart Reynolt anrede, während hier umgekehrt allein etwas werth ist. Auch hier ist es auffällig, daß B nicht mit A *Reynolt* einsetzt, da doch 2354 in B wie in A *er* fehlt. Es will fast scheinen, als ob der Schreiber B an der Schlimmbesserung in A Anstoß genommen und sich aus der besten Quelle Rath geholt habe. Die ebenso nothwendige Verbesserung von 2354 hat er vergesslich unterlassen.

S. 471 oben meiner Ausgabe ist die Bemerkung über 2658 zu streichen, da dieser Vers in Wirklichkeit in A nicht fehlt.

Daß 3224 (*da hatt es sie wunder und sprach*) in A *wunder* fehlt, in B aber nicht, kann nichts beweisen, denn der Schreiber B vermochte selbständig diese Besserung zu finden.

9308 *enwere* (*das vor mich were gestane*
also gebe) *mir got gut fart.*

---

[14]) Vgl. Reinolt S. 470 unten.

[15]) 694—97 sind ohne Reim. Zu 695 mit dem Endworte *schauwen* (*schwauwen* ist Druckfehler) vgl. h_1 10 b *want ik weet ik nooit kinders gewan aen myn Edel vrouwe.*

[16]) Die anderen Texte stimmen zu B.

Das Eingeklammerte fehlt A. Die Überlieferung in B scheint besser zu sein. Sie kann kaum auf ganz selbständige Thätigkeit des Schreibers B beruhen.

Besonders bemerkenswerth ist 10404

Er det an ein ruhen B] *richen* A *slavin.*

Malegys kleidet sich hier als armer Pilger. Dazu passt der *riche slavin* A schlecht. Zudem erweist h_1 68 b[17]) die Richtigkeit der Lesart von B, die als eine bloße Schreiberbesserung wohl kaum angesprochen werden dürfte.

Dadurch also, daß B eine Anzahl von Besserungen enthält, die nur aus unmittelbarer Kenntniß der mnl. Vorlage von P erklärbar zu sein scheinen, im Vereine mit der unten noch zu erörternden Beobachtung, daß die Schriftzüge beider Hss. des Reinolt einander sehr ähneln, bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß beide Hss. einen Urheber, und zwar den Verfasser von P selbst, haben.

Zunächst ist noch zu betrachten, warum A von der Hand des Verfassers von P selbst stammen kann.

Um sich völlig zu überzeugen, daß A nicht etwa Abschrift eines schon verhochdeutschten Textes ist, sondern die erste Niederschrift des Übersetzers, muß man eigentlich den unmittelbaren Eindruck haben, den die Hs. selbst gibt. Einen Ungläubigen durch andere Beweismittel zu überzeugen ist schwer, denn nur ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit ist überhaupt erreichbar. Wer nicht glauben will, kann höchstens genöthigt werden eine Wahrscheinlichkeit zuzugeben. Doch damit wäre ja schon etwas erreicht, und so mache ich den Versuch.

S. 488. 89 meines Reinolt habe ich gezeigt, wie der Bearbeiter seine mnl. Vorlage kürzte, und S. 501 den Verlust, welchen dabei der Renout erlitt, auf etwa 5000 Verse berechnet. Die Hs. A gibt uns Gelegenheit, diese kürzende Thätigkeit des Verfassers von P unmittelbar zu beobachten. Die Verse 5153—56 lauten hier:

er enhat gehort was mir ist geschiet
(noch ensprach er nit in langer stund
das gesach) | *noch mit sinem mund*
ensprach er nit in langer stund
das gesach an sonntag zu nacht im an.

Das Eingeklammerte ist in A durchstrichen, also getilgt. Wie mir scheint, läßt diese Niederschrift keine andere Deutung zu, als daß

[17]) Vgl. die Anmerkung zu Reinolt 10404.

der Schreiber von A ursprünglich die Absicht hatte stärker zu kürzen, d. h. er wollte 5154 bis auf *noch* weglassen; aber dann mangelte ihm wohl der Reim auf *stund,* und er sah sich genöthigt doch genauer seiner Vorlage zu folgen, freilich ohne sie bei seinem Mangel an Gewandtheit in ein gefüges Hochdeutsch zu übertragen. Wäre diese Vorlage bereits hochdeutsch gewesen, also schon P, so wäre der Schreiber A wohl kaum auf ein so schlechtes Deutsch gekommen; aber offenbar bestand für ihn noch die Schwierigkeit, ein nur halb verstandenes Niederländisch auch noch kürzend ins Hochdeutsche zu übertragen.

5842 liest A *Da sprach* (*vil freislich*) *Rolant vil frischlich.* Auch hier ist das Eingeklammerte in A durch untergesetzte Punkte getilgt. Auch hier leuchtet ein, daß wir es mit einer Änderung von der Hand des Verfassers von P zu thun haben. Wahrscheinlich stand *Rolant* in der Vorlage im Reime, vielleicht auf *tehant,* und *vil freislich* gehörte in den folgenden Vers, den der Bearbeiter berichtigen wollte; als er nun ohne Bedenken bis *Rolant* geschrieben, konnte er 5843 oder was an dieses Verses Stelle stand nicht auf Rolant reimen, strich also *vil freislich* und stellte es in den Versschluß, wobei ihm freilich geschah, daß ihm das wohl geläufigere *frischlich* in die Feder kam. Damit hatte er einen Reim auf *mich*; aber der niederländische Reim kann das natürlich nicht gewesen sein.

3867 *Viel es also* (*das jr*) *Zu* „ *tag oder zu jare*
Das jr vber die see kement dar.

Das Eingeklammerte ist in A gestrichen. Auch hier scheint ursprünglich die Absicht, stärker zu kürzen, vorgewaltet zu haben, aber durch die Reimnoth durchkreuzt worden zu sein.

In anderen Fällen kennzeichnet sich A als die Urschrift von P, ohne gerade die Absicht des Kürzens zu verrathen.

5575 *Mit* (*auch*) *augen ensehe ich* (*uch*) *numerme*
Mynen gesellen ...

Hier scheint sich in dem durchstrichenen *uch* ein Rest des alten Textes erhalten zu haben. Vgl. h 91 *adieu gesellen, ik en sie u nimmermeer.* Also geht hier A unmittelbar auf Rt zurück.

6465 ″ *sint* *Nu* (″ *sehent*) *ir* *ver* *eczeichent gut Beiart.*

sint steht vor der Kolumne am Rande, *sehent* ist durchstrichen in A. Ist eine solche Niederschrift mit der Annahme, daß A nur Abschrift sei, verträglich?

Von der Menge nl. Worte und Schreibungen in A seien nur

einige angeführt. 958 *der die* A] *der* B *schouste was.* — 1350 *der diesen stein verwerffe my : sy* (Kj. Praes.), am Rande *mir* mit Versetzungs-
wer
zeichen AB. — 3967 *wie sie sint von sinen magen* A. — 4588 *das ich on* A] *yn* B *nyde.* — 4935 *wel* A] *wol* B. — 4941 *Antoengen* AB. — 4944 *Gryfoen* AB. — 5458 *zehen* A] *sehen* B = nhd. sehen. — 8629 *wedder* A (korrigirt aus *mir*)] *mir* B, geht wohl auf ein *weer* der Vorlage
den
zurück[18]). — 10269 *da man (die) herren empfieng mit großen eren* A. Rt. 1436 ff. entspricht allerdings nicht genau dem Texte von P und entscheidet daher nicht mit Sicherheit. — 11449 *by mynem (ede) eide* A: *mit* (mnl. *mede*). — 11633 *scriben* A] *schriben* B. — 13127 *vnd gingen zu hant (dal) zu tal* A. Ursprünglich stand hier einfach *dal.* — Vgl. ferner die Stellen, wo *v* nach mnl. Brauche für *w* steht S. 487 meiner Ausgabe.

Die Unebenheit von A darin, daß 15204 *karch* männlich ist, während es 15206. 208. 209 weiblich gebraucht wird (in B überall männlich), deutet viel eher auf einen nachlässigen Bearbeiter als auf einen Abschreiber.

A hat Schreibfehler genug, jedoch keine größeren Entstellungen, wie sie eine bloße Abschrift zu haben pflegt. Man halte mit dieser Behauptung nicht Fälle zusammen, wie ich sie S. 487—89 des Reinolt aufführe, denn bei diesen handelt es sich um ein Mißverstehen mittelniederländischer Worte und Sätze, welches dem Verfasser von P zur Schuld zu legen ist, nicht etwa einem Abschreiber. Das Werk eines Abschreibers wird stets häufig Lücken aufweisen, welche durch Überspringen von gleichen zu gleichen oder ähnlichen zu ähnlichen Worten verursacht werden. Während nun solche und ähnliche Fälle in B sehr häufig sind, fehlen sie fast gänzlich in A. Von absichtlichen Kürzungen ist natürlich ganz abzusehen. Soweit die ungelenke Sprache von P ein sicheres Verstehen zuläßt und soweit die Bruchstücke des Renout oder h oder *α* ein sicheres Urtheil gestatten, ist P ohne erhebliche Lücken[19]). Mir sind augenblicklich nur zwei wirkliche Lücken erinnerlich. Die eine findet sich nach Vers 702 des Reinolt. Da ich in meiner Anmerkung dazu nur eine kurze Andeutung des Fehlenden geben konnte, will ich hier ein wenig näher darauf eingehen. Rt fehlt hier, nur h und *α* stehen ergänzend zur Seite. Heyme hat die Gesandten, die ihn zur Krönung Ludwigs

[18]) In den Lesarten meiner Ausgabe lies *wedder* für *weder*.

[19]) Wohlgemerkt! P an sich, nicht im Vergleich mit Rt.

einladen, nun erst auf seiner Gattin Versicherung, daß er wirklich Kinder habe, willkommen geheißen, er geht nun seine Kinder zu sehen bis vor ihre Kemenate. In P sagt er darauf gleich: *„Sizt uff, Ryzhart“* u. s. w., ohne daß sein Eintritt in die Kemenate und seine erste Begrüßung mit den Kindern geschildert wäre. Aber h und α bieten eine in ihrer Handgreiflichkeit und Komik ganz zum Stile des Gedichts passende und sicher echte Erzählung der Begegnung[20]). Heymon bleibt ein wenig vor der Thüre der Kemenate stehen, da hört er, wie der stolze Reinolt sich darüber beklagt, daß sie nur die Überbleibsel vom Herrentisch bekommen, und wie er den Speisemeister übel zuzurichten droht. Adelhart mahnt den Bruder, ihre Mutter habe ihnen anbefohlen sich fein stille zu halten; sie wüßten wohl wer ihre Mutter, aber nicht wer ihr Vater sei; schlüge Reinolt den Speisemeister, so werde Heymon ihn tödten lassen. Da fährt Reinolt heraus: „Sollte mich Heymon, der Hund, tödten lassen wollen, des müßte der Teufel walten; ich wollte ihn schlagen, daß er nicht mehr aufstünde.“ Heymon hört erfreut die kühnen Worte und sagt zu Aya: „Der ist gewiß mein Sohn; aber an den andern zweifle ich noch. Ich will sie einmal erproben.“ Und er stößt mit dem Fuße die Thüre ein. Da ergreift ihn Reynolt, wirft ihn zur Erde und spricht: „Was thut ihr hier, Graukopf? Wärt ihr eher gekommen, so hättet ihr von unserer Milde etwas erhalten können.“ Als nun auch die andern Brüder herzulaufen, da giht sich der bedrohte Heymon zu erkennen. Er küßt die Söhne und drückt Reynolt dabei so heftig, daß er blutet und zornig sagt: „Wärt ihr nicht mein Vater, ich schlüge euch todt.“ Nun wird ein Saal hergerichtet, um darin die Heymonskinder zu Rittern zu schlagen. Und nun erst beim Ritterschlage folgt Heymons Rede an Rizhart P 703 ff.

Für diese Auslassung ist kein graphischer Grund wahrscheinlich zu machen. Absicht hat gewiß ebensowenig gewaltet. Es bleibt nur übrig anzunehmen, daß die Vorlage von P, die Renouthandschrift, hier lückenhaft war, vielleicht eines Blattes ermangelte.

Die andere Lücke, nach 9801 P, läßt dagegen eine graphische Erklärung zu, wie ich bereits in meiner Anmerkung hervorgehoben habe. Doch was beweist der eine Fall? Wenn man mir nicht viele wie in B vorhalten kann', bleibe ich im Rechte. Und man komme nicht etwa mit Einreden, daß der Schreiber A nur sorgfältiger

[20]) S. 18—20 meiner neuen Ausgabe des deutschen Volksbuches von den Heymonskindern.

gewesen sei als B, denn gerade B hatte einen höchst sorgfältigen Schreiber, und die Abschrift eines längeren Textes, die keine größere Anzahl graphisch erklärbarer Auslassungen und Entstellungen enthält, soll noch gefunden werden. Die Hs. A aber hat keinerlei Eigenschaften, die sie als Abschrift kennzeichneten. Daran, daß sie die erste Niederschrift des Verfassers von P ist, muß unbedingt festgehalten werden.

Was nun die Schrift der beiden Hss. A und B angeht, so konnte ich ohne Schriftproben zu bringen dafür keinen augenfälligen Beweis geben; ich mußte also hoffen, daß man mir wenigstens glaube, die Hss. seien einander ähnlich genug geschrieben, um die Annahme eines gleichen Ursprunges zu rechtfertigen. K. redet ganz in den Wind hinein von einer „Verschiedenartigkeit der Schrift, welche Pfaff trotz allen Verklauselirungen zugehen muß“[21]). Unterschiede gebe ich zu, Verschiedenartigkeit niemals. Meine ganz einfachen Darlegungen „Verklauselirungen“ zu nennen, erkläre ich für so thöricht wie ungehörig. Ich kenne viele Hss. des 15. Jahrhunderts, doch ist mir noch nie ein Beispiel vorgekommen, daß zwei Hss. desselben Werkes einen einander so ähnlichen Ductus aufgewiesen hätten wie gerade A und B. A ist weit flüchtiger geschrieben, hat demgemäß auch weit mehr eigentliche Schreibfehler[22]) als B. Beide nebeneinander nehmen sich aus wie Brouillon und Reinschrift. Ich wäre vielleicht noch vorsichtiger mit dem Aussprechen meiner Vermuthung gewesen, daß beide Codices von derselben Hand geschrieben seien, hätte mich nicht das Urtheil des Herrn Dr. J. Wille, Bibliothekars in Heidelberg, darin bestärkt[23]). Übrigens habe ich, wie Herr K. nachlesen möge, mich doch vorsichtig genug ausgedrückt: überall, S. 469, 471, 472, 473 meines Reinolt ist nur von Möglichkeit, Vermuthung u. dgl. die Rede.

Ich trage hier nach, daß die Heidelberger Hs. 315, Malogys, genau dieselben sorgfältigen Schriftzüge hat wie B.

Daß nicht ganz sechs Jahre zwischen der Abfassung von A und der von B liegen, wie K. so klug errechnet hat, ist auch mir nicht ganz und gar dunkel und verborgen geblieben. Daß Jahre über der Herstellung einer solchen Hs. vergingen, wenn man sich der Arbeit einigermaßen widmen konnte, ist nicht gerade anzunehmen. B wenig-

[21]) S. 254.

[22]) Wohlgemerkt! nicht Abschreibfehler.

[23]) Ich habe diesem Herrn für mancherlei Beihilfe, namentlich mehrmals nöthige Nachcollation herzlich zu danken.

stens konnte in drei Monaten fertig sein. Ich habe übrigens nirgends gesagt, daß sechs Jahre zwischen beiden Hss. lägen[24]). Kochendörffers Schlag geht also in die Luft. Bei jedem größeren Schriftwerke läßt sich, wenn es auch nachweislich nach Möglichkeit in éinem Zuge hergestellt ward, gegen Ende eine geringe Umbildung der Schrift nachweisen. Nichts steht still, sondern es findet in Allem eine Entwicklnng statt: so auch in allem Menschlichen und nicht zum Geringsten in der Schrift der kurzlebigen Menschen. Es sind also nicht ganz sechs Jahre, in welchen dic nothwendig anzunehmende Fortentwicklung der Schrift des muthmaßlichen Verfassers von A und B stattfindet, sondern es ist die Zeit vom Beginne von A bis zum Beginne von B: also vielleicht ein viertel, vielleicht ein halbes Jahr weniger als sechs Jahre. Das also gebe ich Kochendörffer gern zu und bedauere nur über eine solche Lapperei noch Worte verlieren zu müssen. Übrigens kann, wie K. richtig bemerkt, auch noch eine weit längere Zeit zwischen A und B liegen, da gar nicht feststeht, ja sogar unwahrscheinlich ist, daß 1474 das Jahr des Anfangs der Arbeit an A ist.

Wirklich wunderbar finde ich, daß K. urtheilen zu können meint, ohne die Hss. selbst verglichen zu haben.

K. meint ferner S. 255: „aber wie bekam der Schreiber seine eigene Arbeit wieder in die Hände, nachdem er sie aus denselben gegeben? Hier ist ein zweiter Punkt, den Pfaff ohne Erwägung umgangen hat .... da von vornherein angenommen werden muß, daß die Abschriften, ebenso auch Übersetzungen und selbständige Gedichte, für den Markt bestimmt waren, und wenn erst einmal diesem übergeben, ihrem Verfasser gänzlich außer Augen kamen.“ Die letztere Aufstellung, welche K. als Beweisgrund benutzt, ist durchaus nicht von allgemeiner Geltung; nicht einmal gilt sie für die Mehrzahl der Fälle. Ein ebenso gewöhnlicher Fall, wie daß die Hss. „für den Markt bestimmt waren“, ist der, daß der Diener eines Fürsten oder Herrn aus eigenem Antrieb, um jenem zu gefallen, oder von jenem aufgefordert, die Abschrift eines durch den Herrn nur von einem Freunde entliehenen Originals, aber auch die Übersetzung eines im Besitze des Herrn befindlichen fremdsprachlichen Originals herstellte. In diesem Falle blieb der Diener stets oder doch meist seinem eigenen Werke nahe und konnte es wohl jederzeit wieder zur Benutzung erhalten. Im „Besitze“ des Verfertigers einer Hs. befand sich sicher meist

---

[24]) Vgl. Reinolt S. 469: „In sechs Jahren, 1474 bis 1480, könnte sich die Schrift eines Mannes wohl so viel geändert haben, um die Verschiedenheiten zu erklären.“

die Vorlage nicht: er hatte sie wohl meist entliehen, oder sie wurde ihm von einem Auftraggeber für die Zeit seiner Arbeit überlassen. So besaß z. B. Johann von Soest offenbar das Original seiner Bearbeitung der Kinder von Limburg nicht selbst. Er sagt ausdrücklich, daß ihn der Pfalzgraf darum gebeten habe das Werk zu übersetzen, und daß er seine Arbeit für M. und P., d. h. für Philipp den Aufrichtigen von der Pfalz und dessen Gemahlin Margarethe von Bayern thue[25]). Philipp aber war schwerlich selbst im Besitze des Originals. Die auf dem Heidelberger Schlosse durch Ludwig den Bärtigen angelegte kurfürstliche Büchersammlung kam bekanntlich unter Otto Heinrich in die Hl. Geistkirche. Darunter muß sich Johanns von Soest Übersetzung befunden haben und hätte auch seine Vorlage gewesen sein müssen. Johanns Werk wanderte 1622 nach Rom und kam 1816 von da zurück; aber von seinem Originale hören wir nichts. Wir wissen jedoch, daß im Besitze von Philipps Muhme, der Pfalzgräfin Mechthild in Rottenburg, sich Margareth von Lünburg und ein Gedicht Himpurg nach Püterichs oftgenanntem Zeugnisse befanden. Ich glaube, daß unter diesen beiden Bezeichnungen dasselbe Werk zu verstehen ist, vielleicht zwei Abschriften, deren eine auf dem Rücken die auf oberdeutschen Ursprung deutende Inschrift limpurg trug, welche dann von Püterichs Gewährsmann falsch gelesen ward als himpurg (*l* und *h* sehen sich oft sehr ähnlich). Wahrscheinlich hat Philipp die Hs. oder eine Hs. des Originals von Mechthild entliehen und seinem Singermeister Johann zur Ausführung der Übersetzung übergeben. Es können Jahre darüber hingegangen sein, bis des durch sein Amt und durch Universitätsstudien gebundenen Johanns Arbeit vollendet war, denn das Gedicht hat 25000 Verse. Mechthilds Eigenthum kann auch noch später längere Zeit in Heidelberg geblieben sein, denn bei ihrem Neffen wußte sie es wohl sicher. Wir haben hier also einen Fall, in welchem es dem Dichter und Schreiber der Hs.[26]) möglich war, noch 15 Jahre nach der Vollendung seines Werkes dieses wieder in die Hand zu bekommen und, wenn er wollte, noch einmal abzuschreiben; ja sogar wahrscheinlich hätte er durch seines Gönners Philipp Vermittelung ohne Schwierigkeit auch noch einmal das mnl. Original zur Einsicht erhalten können. Warum soll etwas der Art in unserem Falle nicht möglich gewesen sein? Sind solche Fälle

[25]) Cod. Pal. 87 (nicht 88, wie ich nach dem Druckfehler bei Wilken Reinolt S. 475, Anm. 2 angegeben habe), Bl. 2 a, 2 b u. s. w.

[26]) Beides scheint Johann selbst zu sein.

überhaupt so ganz selten und unwahrscheinlich? Wie mir scheint, haben die Schreiber von Dichterwerken viel weniger „für den Markt“ gearbeitet als auf bestimmten Auftrag oder wenigstens im Sinne ihrer Herren. Unbedingt sind Fälle der letzteren Art so häufig, daß man sie stets stillschweigend voraussetzen kann, daß man keine langathmige Auseinandersetzung darüber nöthig hat, zumal wenn man mit den Raumverhältnissen rechnen muß. Es ist demnach eine leichtfertige Behauptung, wenn K. sagt, daß ich diesen Punkt „ohne Erwägung umgangen“ habe; ich habe es einfach nicht für nöthig gehalten, den Gang meiner Erwägung, der mir ganz selbstverständlich schien und manchem Vorurtheilslosen auch scheinen wird, öffentlich bis ins Kleinste darzulegen. Übrigens war meine Absicht, nach gehöriger Prüfung des Malegys und Ogier mich noch eingehend mit dem Übersetzer oder den Übersetzern der drei Gedichte abzugeben und den Erfolg meiner Untersuchung in der Ausgabe des Malegys oder Ogier vorzubringen[27]). Das erstaunliche Benehmen und Vorgehen des gegenwärtigen Präsidenten des litterarischen Vereins in Stuttgart hat mir jedoch diesen Weg unmöglich gemacht.

Die Erklärung des Rückentitels von B, welche Kochendörffer versucht, ist nicht geeignet höhnende Bemerkungen über meine vielseitigen Kenntnisse und nicht besonders glückliche Divinationsgabe zu rechtfertigen. K. bringt da vor, was ich nicht der Druckerschwärze werth erachtete, was ich längst selbst überlegt und verworfen habe. Ich könnte K. ruhig mit Müllenhoff antworten, wenn es Lachmanns Autorität bedürfte[28]); indessen nun muß leider auch noch auf die unwichtige Sache eingegangen werden. Es kommt in der That oft vor, daß Schreiber die Über- oder Aufschrift ihrer Werke nach dem ersten Namen bestimmten; das weiß Jeder. Reinolt Vers 2 wird schon König Karle genannt, andere Fürsten sogleich darnach; also konnte ein nachlässiger Bibliothekar den Rückentitel wohl demgemäß einrichten. Aber da bleibt als unübersteigliches Hinderniß die Form Barleti. Und sollte das auch verlesen sein für Karleti so würde doch nichts daraus. Daß der römische Geistliche, von welchem höchst wahrscheinlich die Aufschrift stammt, dabei an einen Karlmeinetus gedacht haben sollte, ist doch etwas viel gesagt[29]).

[27]) Vgl. Reinolt S. 475, 476.

[28]) Zum Georgsleich, Denkmäler² 323.

[29]) Der Einband ist ähnlich dem des Cod. Pal. 87, welcher die Kinder von Limburg des Johann von Soest enthält. Die letztere Hs. ist sicher neu gebunden, und wohl in Rom, denn auf dem Bilde vorn, welches Johann, sein Werk dem Pfalzgrafen

Am wahrscheinlichsten ist noch, daß der Bibliothekar einem Schreiber, nachdem die Hs. neu gebunden war, mündlich Anweisung gab, wie die Aufschrift zu fassen sei, daß aber dem Schreiber statt des regis Karli oder Caroli der bekanntere Name des Verfassers eines weitverbreiteten Buches, des Marinus Barletus in den Kopf und die Feder kam. Dadurch entstand allerdings Unsinn. Ich hielt es nicht für nöthig auf diese ganz unbedeutende Nebensache, die sich Jeder beliebig zurechtlegen mochte, genauer als mit dem einfachen Hinweis auf Barlette einzugehen, und so ist denn dieser außerordentlich erleuchtete und divinatorische Einfall von mir bis jetzt unausgesprochen geblieben, bis ihn jetzt K. aus mir herauslockte.

Ich komme darauf zurück, daß K. meinen Irrthum, den er berichtigt, „verhängnißvoll für die Beurtheilung der Hss.“ genannt hat. Diese Worte sehen nach viel aus, sind vielleicht aber gar wenig. Was kann „Beurtheilung der Hss.“ nicht alles bedeuten! Wohl, soll es wenig bedeuten, warum dann der dunkle Ausdruck, der ein Vorurtheil gegen meine Arbeit erwecken muß? Ist vielleicht dies Vorurtheil die Hauptsache? Sehr möglich, denn Mancher spricht große Tadelsworte und hat schließlich nur einige Druckfehler zu bessern, und er hat, wenn angefochten, die schöne Entschuldigung, daß er ja nur eine Kleinigkeit gemeint. Ich jedoch mußte auf alle Fälle mit der nächstliegenden und für mich nachtheiligeren Auslegung von Kochendörffers Tadel rechnen.

Ich habe noch einige prinzipielle Bemerkungen beizufügen, Vorschläge möchte ich sagen, wüßte ich nicht, daß es nichts nützt Vorschläge zu machen, wo keine Nachfolge zu hoffen ist. Gelegenheit, Nachträge und Berichtigungen zu machen, findet man immer, wenn man ein Werk, auf dessen Gebiete man nicht fremd ist, eingehend studirt. Was nützt es aber, sich damit billigen Ruhm zu verschaffen, daß man diese kleinen Berichtigungen sofort an die Öffentlichkeit gibt? Jedem einsichtsvollen Autor begegnet es, daß er bald selbst Stellen seines Werkes bemerkt, die der Besserung bedürfen. Ich halte es für Pflicht, wenn man sich nicht zum Kritiker eines ganzen Werkes berufen fühlt[30]), den Verfasser selbst unmittelbar, wenn irgend möglich, auf die bemerkten Irrthümer aufmerksam zu machen, um so mehr, wenn er eine weitere Verfolgung des Gegenstandes

Philipp überreichend, darstellt, ist der Einband wie der Schnitt des Buches noch blauweiß geweckt nach dem pfalzgräflichen Wappen; jetzt aber zeigt nur noch der Schnitt des Cod. 87 diese Wecken.

[30]) Wie Kochendörffer. Vgl. S. 253.

in Aussicht stellt[31]). Daß ich selbst bisher mit solchen Berichtigungen noch wenig Dank geerntet habe, ficht mich wenig an, denn ich bin anmaßend genug, der Sache und nicht der Person dienen zu wollen. Ein Verfahren wie das Kochendörffers, nämlich ein größeres und mühsames Werk bei Gelegenheit einiger unbedeutender Nachträge ganz obenhin, sogar mit der ausdrücklichen Bemerkung, auf die Hauptsache an sich gar nicht eingehen zu wollen, mit höhnischem und geringschätzendem Tadel anzustoßen, kann sicher keines Vorurtheilslosen Billigung erhalten. Ich freue mich nur, daß es keine andere als die Zeitschrift für deutsches Alterthum ist, die wieder einmal diese Nörgeleien bringt.

FRIDRICH PFAFF.

ANKLÄNGE AN DAS DEUTSCHE VOLKSEPOS IN ORTSNAMEN.

Besonders in jüngster Zeit hat man sich eingehender mit dem Studium der Ortsnamen beschäftigt, seitdem Arnold (Deutsche Urzeit S. 81 ff.) an der Hand derselben den Lauf des alten Pfahlgrabens festgestellt, ferner aus ihnen die Entwicklung der deutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis zum 13. Jahrhundert nachgewiesen hat (ibid. 210 ff.). Aber nicht nur für den Historiker sind sie von Interesse und Bedeutung, noch wichtiger sind sie für den Germanisten, und da ist es denn wirklich merkwürdig, daß seit Förstemann kaum irgend etwas auf dem Gebiete der deutschen Ortsnamen geschehen ist, während über die Personennamen eine ganze Fluth Bücher und Programme im Laufe der Zeit ans Tageslicht getreten. Die Ortsnamen haben nun in noch viel höherem Grade, als jene, mannigfache Wandlungen durchgemacht, und bei einer großen Anzahl ist kaum ihre Wurzel noch zu erkennen. Würde es sich da nicht der Mühe lohnen, alle jetzt bestehenden Ortsnamen auf ihre älteste Form zurückzuführen, um uns die Wandlungen der Sprache zu zeigen, also den umgekehrten Weg wie Förstemann zu nehmen? Ebenso interessant würde es sein, besonders für den Culturhistoriker, ein Verzeichniß aller untergegangenen Orte zu geben, auf daß wir uns ein klares Bild des früheren blühenden Zustandes von Deutschland machen

[31]) Wie ich. Vgl. Reinolt S. 584, 585.

könnten, ferner so viel wie möglich festzustellen, in welcher Zeit die einst bestandenen Ortschaften zerstört oder verlassen sind.

Ich möchte nun an dieser Stelle die Aufmerksamkeit auf einen Punkt richten, der im Allgemeinen noch übersehen ist. Die Ortsnamen bieten uns nämlich den größten Theil der berühmteren Namen aus dem deutschen Volksepos dar, und es könnte wohl der Mühe werth sein, sie hier im Zusammenhange vorzuführen.

Die Ortsnamen im Deutschen sind mit nur sehr geringen Ausnahmen sämmtlich zusammengesetzt; bei letzteren stellt nun Arnold (a. a. O. S. 212—13) drei Classen auf, die sich streng nach dem Alter scheiden. Die erste Classe, welche die Namen der Urzeit bis znm 5. Jahrhundert umfasst, bietet uns Zusammensetzungen mit -affa -lar -loh -mar -tar. Sie liefern für unseren Gegenstand noch gar keine Ausbeute, da sie nur auf örtliche Lage, Bodenbeschaffenheit, Pflanzen, Bäume und Thiere zurückführen. Sollte man hieraus vielleicht schließen dürfen, daß zur Zeit der Gründung dieser Orte das dentsche Volksepos noch in der Entstehung begriffen, noch nicht allgemein bekannt war? Haben wir doch aus dieser Zeit auch nur ganz geringe allgemeine Andeutungen über deutsche Heldenlieder bei römischen Schriftstellern.

Anders jedoch verhält es sich mit der zweiten Classe der Ortsnamen, die sich bis auf die Merovingische Zeit — 5.—8. Jahrh. — zurückführen lassen. Hier treten uns die Namen des Volksepos in großer Fülle entgegen, und zwar in so bedeutender Anzahl, daß die Namen der dritten Classe (9.—13. Jahrh.) uns nur noch eine Nachlese übrig lassen. Die Namen der zweiten Periode sind die am weitesten verbreiteten, und noch jetzt bilden die Zusammensetzungen mit -au -bach -berg -born -feld -statt -dorf -heim -hausen -weiler -wig etc. den bedeutendsten Bestand aller unserer Ortsnamen, während die Namen der dritten Abtheilung, die auf -hagen -rode -burg -fels -stein -kirchen -münster -leben -zell etc. entweder gar nicht in so großer Anzahl sich finden, oder zum Theil wenigstens mehr auf einzelne Gegenden beschränkt sind.

Kann man nun auch nicht ohne Weiteres annehmen, daß alle Ortsnamen, in denen sich Anklänge an die Namen des Volksepos finden, planmäßig nach den Helden dieses benannt seien, ist es vielmehr wahrscheinlich, daß die meisten der Ortsnamen uns den Namen des Gründers oder Besitzers anzeigen (bei Wielantesheim und Frutenheim werden ausdrücklich die Besitzer Wielant und Frûto erwähnt), so ist es doch interessant genug, zu sehen, daß in den Zeiten der Gründung und Anbauung so vieler Orte die alten deutschen Helden-

namen nicht nur schon der Sage angehörten, sondern noch lebendig im Volke waren. Ich gehe auch wohl nicht fehl, wenn ich behaupte, daß gerade durch Fixirung dieser Namen im Epos dieselben auch in späterer Zeit nicht ausstarben, und daß sich eine so große Anzahl derselben noch lange erhalten hat. Wären diese alten klangvollen Namen dem Volke im Epos nicht stets wieder zu Ohren gekommen, sie hätten wohl kaum den mit der katholischen Kirche herübergedrungenen griechisch-lateinischen Namen Stand halten können, besonders in einer Zeit, in welcher ein Jeder einen Heiligen als Namenspatron verehrte, und Heilige mit deutschen Namen noch zu den Seltenheiten gehörten. Die Helden seiner Sagen jedoch waren mit dem Volke verwachsen, und wie es trotz mehrfacher Verbote seitens der Kirche an seinen heidnischen Sagen festhielt, so suchte es auch die alten heidnischen sinnlichen Namen zu erhalten.

Man kann sagen, sämmtliche Namen des Volksepos begegnen uns noch im 11. und 12. Jahrhundert als Vornamen, in einer Zeit, in der die Christianisirung Deutschlands schon seit Jahrhunderten beendigt war. Nur einige will ich aus der großen Anzahl herausgreifen. So finden wir den Namen Luidiger noch im Jahre 1121, Ortuwîn 1186, Suanahilt 1000, Gernod 1216, Gelfrad 1157, Giselher 1196, Hildebrand 1221, Iring 1141, Ortlieb 1162, Rothger 1197, Volkwîn 1154 (sämmtlich bei Schultes, directorium diplomaticum), ferner Irenfried 1217, Herwig 1114, Fasolt 1396, Volkerus 1240, Hadbrant 1356, Bitterolf 1322, Werhelin 1314 (Urkundenbuch der freien Reichstadt Mühlhausen), Ortnit nach 1100, Azzilo 1028, Rumolt 1080, Hetilo 1037 (Förstemann, Personennamen) etc. etc.

Noch einen Punkt darf ich hier nicht übergehen, der interessant genug ist, um ihn zu erwähnen. Es wird ja allgemein angenommen, daß die Heldensagen, besonders die Lieder über Siegfried am Rhein entstanden seien und sich zuerst im Süden Deutschlands ausgebreitet hätten; dann seien sie dem Laufe der Donau gefolgt, bis sie endlich in Österreich die Gestalt empfangen, in der wir sie jetzt noch besitzen. Auch für diese Annahme bieten die Ortsnamen einen schlagenden Beweis, und an ihrer Hand können auch wir ein stetiges Wandern des Epos vom Rhein nach Osten und Norden feststellen. Wenn wir wenige Zusammensetzungen mit dem Namen Hilde ausnehmen (der jedoch der Gudrun angehört und hier weniger in Betracht kommt), findet sich bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts kein Ort mit Namen des Heldenepos nördlich des 50. Breitegrades in Deutschland, desgleichen auch nicht in Österreich. Vielmehr vertheilen sich die 33 Namen von

Orten, deren Lage bekannt ist (bei 8 anderen hat sie noch nicht festgestellt werden können), auf Deutschland südlich des Main; besonders die Gegenden um den Oberrhein, Schwaben und Baiern weisen die meisten dieser Namen auf. Erst nach dem Jahre 850 begegnen uns auch in Österreich und Mitteldeutschland, besonders Thüringen, Ortsnamen mit Anklängen an das Epos. Hieraus glaube ich nun mit Recht schließen zu dürfen, daß die Namen des Heldenepos, und somit das Epos selbst, vor der Mitte des 9. Jahrhs. erst um den Oberrhein und in Baiern allgemein bekannt waren (ist ja auch das erste uns erhaltene Bruchstück der Heldensage, das Hildebrandslied, in der Nähe des Main aufgeschrieben), und daß erst später mit der Sage auch die Namen derselben sich weiter nach Norden und Osten ausgebreitet.

Nach diesen Ausführungen erübrigt es noch, eine Zusammenstellung aller Orte zu geben, in denen sich Namen des Epos finden; ich werde sie nach den einzelnen großen Sagenkreisen aufzählen und zugleich das Jahr angeben, in dem sie mir zuerst begegnet. Es sind nun folgende:

I. Nibelungen.

1. Alberich: *Alprihchescella* 10. Jh., Alberzell bei Aichach nö. von Augsburg. *Alberichesdal* a. 1000, *a)* in der Gegend von Ansbach; *b)* wahrscheinlich in der Gegend von Zürich (Förstemann, Ortsnamen 49). *Albrichinchofa* a. 879, vielleicht Alnkofen bei Rogging, unweit Regensburg (F. 50).

2. Brunhilde: *Brunhildisdorf* a. 1033, vielleicht Hiddestorf s. von Hannover? (F. 304).

3. Dankwart: *Thancguarderoth* 11. Jh., die Burg von Braunschweig (F. 1369).

4. Etzel: *Ezzilenbuohhun* a. 779, in der Gegend von Würzburg. *Azalunphurt* 11. Jh., im sw. Baiern (F. 150). *Azalunheim* 8. Jh., Asselheim sw. von Worms. *Ecelishusan* a. 1090, wo? *Ezelinchircha* a. 800, Etzelskirchen bei Höchstadt, sw. von Bamberg. *Ezzelendorf* a. 1003, Gr. V, 225. *Ezzeliwangen* 11. Jh., Ezelwang, nw. von Amberg. *Eziliwilare* a. 874, Ezweil, nö. von Laufenburg im südl. Baden (F. 157). *Etzelberg* a. 1125, Etzelbach im Eichsfeld (Schultes, dir. dipl. I, 279). *Azelenrode* a. 1212, bei Beberstedt im Eichsfeld (ib. II, 472). *Hecilescella* a. 1083, wo? (F. 359).

5. Gernot: *Gernoteshagen* a. 1249 (Hennebergisches Ukdb. I, 23).

6. Giselher: *Kisalheringon* a. 820, Geiselhöring sw. von Straubing (F. 582).

7. Gunther: *Guntheringun* a. 831, Guntalingen bei Stammheim, sö. von Schaffhausen. *Guntherowa,* Gr. I, 504. *Guntirsheim* 8. Jh., Gundersheim, nw. von Worms (F. 617). *Gunthereshusum* a. 814, *a)* vielleicht Gundelshausen bei Mainburg sö. von Ingolstadt; *b)* Guntershausen, w. von St. Goar; *c)* wahrscheinlich Gündersen bei Göttingen; *d)* Guntershausen a. d. Fulda. *Gunterespumere* a. 807. *Guntherisdorp,* a. 898, *a)* Junkersdorf bei Köln; *b)* wahrscheinlich Gundersdorf nw. von Freising (F. 618). *Guntherodt* a. 1162, Günterode bei Heiligenstadt im Eichsfeld (SchultesII, 162). *Gundirsleibin* a. 1196 (Schultes II, 376).

8. Hagen: *Haginingan* 770, wo? *Hagenesberc* 11. Jh., wo? *Hagininbrunnin* 1083, nw. von Wien. *Hagenenmunster* 966, infra urbem Magoncie (F. 631). *Hagenanrothe* 993, Hagenrode bei Nienburg (Schult. I, 120).

9. Helche: *Helchenpach* 11. Jh., Helchenbach im Landgericht Abensberg, sw. von Regensburg (F. 720). *Elcheleybin* 1323, in Thüringen? (Henneb. Urkdb. V, 51).

10. Hunold: *Hunoldeshusen* 969, Hundshausen, nw. von Treisa. *Hunoltesvillâre* 835, in Süddeutschland (F. 802). *Hunuldestorpe* 1158, Honsdorf im Fürstenthum Köthen? (Schult. II, 138).

11. Iring: *Iringisperg* 11. Jh. Wüstung in Österreich, unbekannt. *Iringisheim,* Dr. tr. c. 4. 52. *Iringeshusun* 1043, bei Kassel. *Irincheshusa* 812, Irgenhausen bei Pfäffikon, ö. von Zürich (F. 851).

12. Kriemhilde: *Grimhiltaperg* 10. Jh., Grimelberg im Landgericht Trosberg am Chiemsee. *Criemhilterot* 890, Krimderode bei Nordhausen (F. 601).

13. Liudger: *Liudgereshem* 10. Jh., wo? *Lutegeringa* 886, Liggeringen, nw. von Konstanz (F. 937).

14. Ortwin: *Ortwinestorf* (Albert von) 1219 (Schult. II, 539).

15. Rüdiger: *Ruotgeresberg* 980, der Rükkersberg, nw. von Fulda. *Rodigeresrod* 944, Ritterode bei Mansfeld. *Ruotkerisdorf* 1083, Röhrsdorf in Niederösterreich. *Ruotgeriswilre* 1016, jetzt Heiligenzell bei Friesenheim in Baden (F. 779). *Rüdigershagen,* ein Ort auf dem Eichsfelde, den ich jedoch aus älterer Zeit nicht nachweisen kann.

16. Rumolt: *Rumoltesdorf* 11. Jh., Rümbelsdorf, sö. von München (F. 788). *Rymoldes* 1427 (Henneb. Ukdb. VI, 192).

17. Siegfried: *Sifrithusun* 995, die Wüstung Siegfriedshausen bei Halberstadt. *Sigefridismor* 8. Jh., ein Moor in der Nähe der Oste (F. 1261). *Sigefridesrode* 1057, wo? (F. 1262). *Sigefrides* 1057, Wüstung Seifers im Amte Wasungen (Schult. I, 171).

18. Siegmund: *Sigimundesheim* 8. Jh., wohl in der Gegend des Rheins, zwischen Mannheim und Mainz (F. 1263).

19. Suanahild: *Suanahiltadorf* 10. Jh. Schweinersdorf, nw. von Mosburg (F. 1346). *Suanehiltfurt* 1143, unbekannt (Schultes II, 29).

20. Volker: *Folkgeresbrache*, wo? *Folkgereshusun* 874, Volkershausen bei Treffurt a. Werra (F. 536). *Volkerrode* im Eichsfeld, verschieden von dem Dorfe Volkerode (Volkolderode) bei Mühlhausen, habe ich für frühere Zeiten nicht nachweisen können.

II. Gotischer Sagenkreis.

1. Amelung: *Amelungestat* 1013, Amlingstadt, sö. von Bamberg. *Amalungesdorpf* 947, Amsdorf am Salzsee bei Halle? (F. 47). *Amelingesborne* 1299, bei Wernigerode (Urkundenbuch des Klosters Waterler 238).

2. Dietleib: *Dietleiheshuba* 8. Jh., bei Pfungstadt, südl. von Darmstadt (F. 1381).

3. Dietrich: *Dietrichespach* 890, Dietrichsbach in Niederösterreich? *Deotrihhesheimma* 843. Dietersheim, südl. von Freising. *Theotricheshus* 810, Dietershausen, sö. von Fulda (F. 1381). *Diotrichasdorf* 870, Dietersdorf in Steiermark (F. 1382). *Diderichewineden* 1170, Ditterswind bei Königshofen? (Schult. II, 209). *Diethereskiricha* 824. Dieterskirchen, sw. von Ulm (F. 1380). *Thiotheresdorf* 973, Diesdorf, w. von Magdeburg (F. 1381).

4. Ecke: *Eggenbach* 817, Nebenfluß der Ill. *Eccinperc* 10. Jh., Hechenberg, südl. von München (F. 10). *Ekkenhrunnen* 1059, wo? *Eggenheim* 750. Eckenheim bei Frankfurt a. M. *Ekkendorf* 770, bei Ahrweiler (F. 11).

5. Gibike: *Givikansten* 973, bei Halle a. d. S. (F. 543).

6. Grim: *Grimesrode* 868, Wüstung Grims bei Wasungen. *Grimincheim* 8. Jh., wo? *Grimensol* 779, in der Gegend von Würzburg (F. 601). *Grimberg* 8. Jh., wo? (F. 233).

7. Hadubrand: *Hadeprechteshoven* 10. Jh., Alberatshofen am Bodensee. *Hadprechtsdorf* 11. Jh., wo? *Hadubrantesrod* 874, in Thüringen (F. 702).

8. Heribrand: *Heriprehtinga* 777, Herbrechtingen, nö. von Ulm. *Heriperhteshusun* 890, *a*) Wüstung zwischen Wolfhagen und Kassel; *b*) Herbertshausen bei Dachau, sw. von Freising. *Heribrehtesdorf* 1021, Herbersdorf bei Lauf, nö. von Nürnberg. *Haribertusvillare* 777, wo? *Heribrantesdorf* 874, Herbramsdorf, südl. von Regensburg. *Herebranteswilare* 957. Herzweil bei Andweil (St. Gallen) (F. 681).

9. Hildebrand: *Hiltdibrandeshusen* 8. Jh., *a*) Wüstung bei Dilheim, sö. von Wislocb; *b*) Dorf auf dem Eichsfeld. *Hildebrantslant* 1083, wo? (F. 736). *Hildibrechtesrode* 1174, bei Rosslehen (Schultes II, 25).

10. Heime: *Heimenburg* 1051, *a*) Heimburg a. d. Donau hei Preßburg; *b*) am Harz (F 652). *Heimenhusen* 924, Heimhausen bei Heilbronn (F. 653). *Heimendorf* 1225, in Baiern (Schult. II, 608). *Heimenrode* 1118, Heierrode im Eichsfeld (Schult. II, 51).

11. Sibiche: *Sibichenhusen* 1100, Siebichhausen bei Aufkircben am Würmsee. *Sibichenroth* 1050, Siehkenrode, sw. von Mansfeld (F. 1257). *Sibichindorff* 1059, Sittendorf, ö. von Kelbra, Thüringen (Schult. I, 172).

12. Wieland: *Wielantesheim* 800, Willandsheim hei Iphoven, Unterfranken. *Wielantisdorf* 11. Jh., Wellersdorf bei Grillenherg, Niederösterreich (F. 1551).

13. Wittich: *Wittichendorf* 1209, Wittchendorf bei Weida (Schult. H, 464). *Wigthigeshuson* 921, Wightshausen, Amt Kündorf (Sch. I, 50). *Witegestat* 8. Jh., wo? (F. 1297). *Witegislinga* 10. Jh., wo? (F. 846).

III. Lombardiscber Sagenkreis.

1. Amalger: *Amalgereswilare* 910, Ammerscbwyl, sö. von Constanz (F. 59).

2. Berchter: *Perahtkeres* als Ortsnamen. Gr. III 110 (F. 210).

3. Elbrich: *Elberic heroth* 1266, wo? *Helbrichshusen* 1319, hei Schmalkalden (Henneh. Ukdh. I, 73).

4. Hugdietricb (?): *Huochtricheshus* 947, Ichtershausen hei Erfurt (F. 805).

5. Rother: *Rothiereshusun* 990, westlich von Münden. *Rotherimarca* 793, wo? *Rotherisdorfa* 1033, hei Minden. *Ruadhereswilare* 826, Rüterscbwil bei Pfäffikon (F. 780). *Rothirarode* 993, Ritterode bei Mansfeld (Schult. I, 118).

6. Witold: *Witoldeshuson* 1060, Weigoltshausen bei Schweinfurt. *Witoldeswilare* 883, Wittenweil bei Frauenfeld (F. 1517).

7. Wolfrat: *Wolfratesdorf* 1300, Wolferting am Cbiemsee? (F. 1576).

IV. Gudrun.

1. Frute: *Frutenheim*, wo? (F. 534).

2. Hettel: *Hetelinga* 886, Hettlingen, nw. von Winterthur (F. 701). *Hetilendorf* 1022, Hallendorf bei Lichtenherg, Braunschweig (F. 702). *Hettilebaro marca* 838, in Thüringen? (Schult. I, 30).

3. Hilde (Hilte): *Hildibach* 817 bei Prüm. *Hildeberc* 1079, wo? *Hiltesinga* 1005, Hitzingen, nö. von Schaffhausen. *Hiltesheim* 817, Hiltzheim bei Schlettstadt. *Hilteshols*, Gr. IV, 932. *Hildeshusen* 953, Hillersen bei Hardenberg. *Hildesleve* 783, Hillersleben bei Neuhaldensleben. *Hildenhagen* 1062, Hildenhain bei Westerburg, Nassau. *Hildengim* 9. Jh., Hilleghem, Belgien. *Hiltenhusen*, Wüstung bei Kassel. *Hildinrode* 11. Jh., Hüttenrode bei Blankenburg? (F. 734).

4. Morung 1157, *Morungen* bei Sangerhausen? (Sch. II, 131).

5. Ortwin: *Ortwinesdorp* (Albert von) 1219 (Schult. II, 539).

6. Ute: *Uotenbah* 841, wo? *Uotinperch* 858, Uzenberg bei St. Gallen. *Udenbrunnen* 1040, Udenborn bei Fritzlar. *Uotinburg*, Gr. III, 180 (F. 142). *Uotenhecca* 976, Ottenegg, Canton Thurgau. *Utinheim* 817, *a*) Utenheim bei Straßhurg; *b*) Udenheim, Rheinhessen. *Uotinhouun* 10. Jahrh., Uttenhofen bei Pfaffenhofen. *Utenhusun* 891. *a*) Udenhausen bei Fulda; *b*) Udenhausen bei Münden. *Utenrode* 11. Jh., wo? *Utin ruitin* 942, bei Zürich, unbekannt. *Udendorf* 1091, Oedendorf am Kocher. *Uttinwilare* 874, Utwyl am Bodensee (F. 1428). *Uotinburg* 1453 (Henneb. Ukdb. VII, 36). *Udenstede* 1104, in Thüringen (Schult. II, 216).

7. Wate: *Waddanroth* 1055, am Harze? *Wadenheim* 836, Wattenheim bei Lorsch. *Wadenheim*. Wattenheim, sw. von Worms. *Wadinga* 1006, Waddingen, südl. von Magdeburg. *Wattenhoven* 11. Jh., in Baiern? *Wattenuelden* 914, wo? (F. 1454). *Watoneviler* 728, Wattweiler, sw. von Ruffach, nw. von Mülhausen (F. 1455).

Es mag sich das Verzeichniß immer noch um einige Namen vermehren lassen. Auf Vollständigkeit kam es ja auch nicht so sehr an, als vielmehr überhaupt zu zeigen, wie viel Namen des Volksepos in den Ortsnamen sich finden.

MÜNSTER i. W. FRITZ GRIMME.

LATEINISCHE UND DEUTSCHE VERSE UND FORMELN AUS EINER BASLER HANDSCHRIFT.

Der Hs. A I 20 der Öffentlichen Bibliothek zu Basel, 4°, 232 Bll., mehrfach datiert 1435, welche eine Reihe geistlicher Traktate, u. A. das Schachbuch des Jakob von Cessole enthält und aus dem dortigen Predigerkloster stammt (Bl. 1ᵃ: In nomine p. et f. et s. s. | Hic liber est fratrum ordinis predicatorum Basiliensium et est de libris fratris

Alberti Löffler o...), entnehmen wir eine Anzahl lateinischer und deutscher Verse und Formeln, welche in diese Traktate eingestreut oder zwischen dieselben eingeschoben sind.

Einige davon mögen in Einzeldrucken der betreffenden Schriften bereits veröffentlicht sein; Anderes mag lediglich dem Schreiber (und Besitzer?) der Hs. angehören.

89 ff. beginnt der Traktat: *Quasi stella matutina* .. (Im Register Item tractatus nuncupatus *Stella clericorum*); darin liest man:

91ª: Missa, preces, dona, ieiunia, quattuor ista
Absolvunt animas, quas purgans detinet ignis.

92ª: Tangere qui gaudes meretricem: qualiter audes
Palmis pollutis corpus tractare salutis?

93ª: (nach einer etymologisierenden Aufzählung der fünf Würden des Priesterthums):

Sacris dotatus, vel sacris deditus, atque
Dans sacra, sacra docens et dux sacer esto sacerdos.

96ª: Überschrift: *Hoc speculum morum perfectorum monachorum*
Jugiter inspicias, ut tibi proficias.

(Im Reg.: *Item Speculum perfectorum monachorum*).

98ª: *Versus ad contempnendum prospera.*

Si tibi pulchra domüs, si splendida mensa: quid inde?
Si tibi sponsa decens, si sit generosa: quid inde?
Si fueris fortis, pulcher divesve: quid inde?
Si prior aut abbas, si rex, si papa: quid inde?
Que sunt sub celo, si sint tua cuncta: quid inde?
Cum cito pretereunt hec omnia: quid? nihil inde;
Sola manet virtus, quia glorificabimur inde.

Versus ad sustinendum adversa.

Si cecus, claudus, datus es languori: quid
Si deformis, inops, despectus haberis: quid
Si levis es genere, deiectus honore: quid
Si labor infestat, dolor angustatve: quid } inde
Jurgia si pateris, vi premeris: esto; quid
Mors est in foribus, qui te cito liberat
Si paciens fueris, semper letaberis

Prospera sic leviterque per aspera si gradieris,
Invenies breviter, quod multa pace frueris.

98ᵇ; Überschrift: *Est hoc Bernhardi speculum, velut unctio nardi,*
Ut videas clare, tu semper ibi meditare.

100^b bis 102^a deutsch: *Dis gehört zů den anvahenden mönsche* (Acht Stücke zur Gerechtigkeit vor Gott gehörend.) — 101^a Übe schrift: *Diß nach geschriben lere gehört zů den zů nemenden mensche* (Die dazu gehörigen — neun — Stücke.) — 101^b Überschrift: *D. nach geschriben lere gehort zů den mönschen, die volkomen wellent werde* (Über die Vollkommenheit; Arten der Sünde).

124^b: *Explicit liber de arte moriendi.* Sodann nach einer Stel aus S. Augustinus:

In libello de contemptu mundi versus.

Mors est ventura prece neo precio fugitura;
Mors nescit iuveni parcere neque seni.
Mors resecat, mors omne necat, quod in orbe creatur,
Magnificos premit et modicos: cunctis dominatur.
Nobilium tenet imperium; nullum reveretur;
Tam ducibus quam principibus communis habetur.
Mors iuvenes rapit atque senes: nullis miseretur.
Illa fremit: genus omne tremit, quod in orbe movetur.
Cur igitur, qui sio moritur, vult magnificari?
Cur nimias sibi divicias petit ille parari?
Regia maiestas, omnis terrena potestas,
Prosperitas rerum, series longinqua dierum
Transiet absque mora, mortis dum venerit hora.

Vado mori, credens per longum vivere tempus;
Forte dios heo est nltima: vado mori.
Vado mori monachus, mundi moriturus amori;
Ut moriatur homo hic michi, vado mori.

125^a] Omnia, que tua sunt, post mortem nil tibi prosunt;
Non dantur segni oelestis premia regni.

Noli per 'cras, cras' longas tibi ponere metas:
Nam per 'cras, cras, cras' omnis consumitur etas.

Qui non asuescit virtuti, dum iuvenescit,
A viciis nescit divertere, quando senescit.

Lege bene et melius fac.

Multa similia pulchra metra invenies eciam in tractatu de qua tuor novissimis.

Sequitur Tractatus de arte bene vivendi.

(Die sehr unregelmäßig verwendeten Vokalzeichen sind sowohl bei Kürze als bei Länge durch zwei Punkte wiedergegeben, nur das hsl. ú (= üe) ebenfalls durch ú, hsl. ů durch uo.

Diß nachgeschriben sint etlich fragen, die man sol fragen ein siechen mönschen, die wil er vernunft hatt.

Die erst frag. Fröwest du dich zuo sterben in dem glouben ünsers herren ihesu cristi und in der eynikeit vnd gehorsam der muoter der heyligen cristenheit? Ja, sol der mönsch sprechen.

Die ii. Bekennest du dz du nit als gerechtencklich gelebt hast als du soltest getan han? Ja.

Die iii. Rüwet dich alles das da nit geschehen ist? Ja.

Die iiii. Hastn willen dich zuo bessren, soltu lenger leben? Ja.

Die v. Gloubest dn dz der sun gottes ünser herre ihesus cristus für dich gestorhen ist? Ja.

Die vi. Danckest du im deß uß gantzem dinem hertzen? Ja.

Die vii. Gloubest du dz du sust nit macht selig werden denn durch synen tod? Ja.

Die viii. Gloubest du all artickel des heiligen kristenlichen glauben [so]? Ja.

Die ix. Gloubest du der gantzen heiligen geschrift in allen dingen nach der ußlegung der heyligen cristenlichen lere der heyligen cristenheit? Ja.

Die x. Widerseist du aller ketzery, allem yrsal und allem ungelonben, die verworfen syn von der heyligen cristenheit? Ja.

Die xi. Weistu dz du vil und mangfaltenklich und swerlich dinen schöpfer geschmächt und erzurnt hast? Ja.

125b] Die xii. Rüwen dich von gantzem hertzen all din sünd, die dn begangen hast wider den götlichen gewalt, mit lih und guot, und guote werk, die du versumet hast zuo tuon? und ist dir alles leid nit allein von vorcht wegen der pyn oder des todes, sunder vil me von der gûti gottes und liebi wegen und der gerechtikeit? und bitest du dar über gnad und barmhertzikeit? Ja.

Die xiii. Begerest du von gott erlücht werden zuo erkantnisß diner vergessen und unerkanten sünd, dnrch des willen dz du die in besunderheit mügest rüwen? Ja.

Die xiiii. Hast du mit gantzem [*lies: du gantzen?*] willen, mit verdachtem muot wissenclichen niemer tötlichen zuo sünden, ob du ioch lenger leben solt? Ja.

Die xv. Bittest du gnad von gott dz er dir geb in dem willen zuo beharren on allen widervall? Ja.

Die xvi. Vergibest du durch gottes willen, us[ß] liebi und gott zuo lob und zuo er, allen den die wider dich getan haben mit worten oder mit wercken, als du hoffest dz dir gott vergeb? Ja.

Die xvii. Bitest du dir zuo vergeben von allen den, *denen* (*jüngere Korrektur aus die*) du ie leyd getan hast, in welicher ley wiß dz geschechen sy? Ja.

Die xviii. Wiltu alles das wider geben, dz du wider recht genomen hast, ist dz dir gott uff hilft, ob du niit behaben soltist? Ja

Die xix. Gloubest du dz nieman mag sälig werden, denn durch dz war liden ünsers herren ihesu cristi? Ja.

Welicher mönsch warhaftenklich uß guotem gewissen zuo den obgeschribnen stucken allen mag ia sprechen, dz ist ein gewiß zeichen, dz der selb mönsch ist ein kind des ewigen lebens.

145ᵇ, am Schluß des *Speculum ecclesie Hugonis de Sancto Victore*, beziehungsweise eines 'quoddam capitulum de disposicione ad celebrandum missam':

Hoc opus optavi cupiens finire paravi,
Quo iam finito sit laus et gloria cristo.
Amen.
Laus tibi [*ergänze*: *sit?*] criste, quia perficitur liber iste,
Qui ut patet expresse bona multa continet (*corrigirt für*: *gerit*)
in sc

150ᵇ, am Schluß von '*Canon celebracionis divini officii per septem horas canonicas*':

De hiis autem, qui pre tedio, somnolencia et animi cruditate preces et alia divina balbuciendo in ecclesia imperfecte dicunt, notantur isti versus:

Qui psalmos resecat et verba davitica curtat,
Nil plus inde feret, quam si sua lingua taceret.

Item isti:

Fragmina verborum Tytinillus colligit horum
Quaque die mille vicibus se sarcinat ille.

Item:

Cur oblata voras, qui non cantando laboras?

Et item de illo:

151ᵃ *Nota versus. Lege bene et melius fac.*
Canonicas horas si devote legis, oras;
Tunc orantur hore, cum corde leguntur et ore.
Littera neglecta vel sillaba murmure tecta,
Dictio non recta, si sit male lectio lecta:

Colligit hec sathanas, si non cum corde laboras.
Fragmina verborum tytinillus colligit horum;
Quaque die mille vicibus se sarcinat ille [*vgl. oben*].
Quid facis extra chorum, qui debitor officiorum
Es divinorum? cur induis acta vagorum?
Desine stare foras, quia Cristus ponderat horas
Et murmurando moras distinguit, qualiter oras.

Qui psalmos resecat et verba davitica curtat,
Displicet ille deo, dum placuisse putat.
Nil plus inde feret, quam si sua lingua taceret [*vgl. oben*].

Cum domino psalles, psallendo tu tria serves:
Dirige cor sursum, profer bene, respice sensum.

Nunc lege, nunc ora, nunc cum fervore labora,
Nunc contemplare, nunc scripturas meditare.

Si fore vis sapiens, sex serva, que tibi mando:
Quid dicas, vel ubi? de quo? cur? quomodo? quando?

Quitquid agant alii, tibi semper sollicitus sis
Perficiendis divinis intendere iussis
Et, que novisti, servans vestigia Cristi.

Rumores, guerras, mundana negocia, terras
Noli discutere nec ab hiis contendere quere.

Mors tua, mors cristi, fraus mundi, gloria celi
Et dolor inferni sunt meditanda tibi.

Fidem [catholicam], bene, malum, vitam eternam, penam gehenne:
Quid credam? faciam? fugiam? sperabo? timebo?
Ante tuos oculos in cunctis previa sit mors.

BERN. FERDINAND VETTER.

DIE ZWETTLER VERDEUTSCHUNG DES CATO.

VON

Dr. J. NEUWIRTH,

Docent der Kunstgeschichte an der Universität Prag.

Die hohe Verehrung, welche die unter dem Namen des Cato bekannten lateinischen Distichen sowohl bei der Jugend als auch bei den Erwachsenen während des ganzen Mittelalters genossen, läßt es begreiflich erscheinen, daß die Übersetzungen derselben in einer ziemlich bedeutenden Zahl von Handschriften auf uns gekommen ist. Unter letzteren scheint bis jetzt jene noch unbekannt zu sein, welche die Bibliothek des Cistercienserstiftes Zwettl in Niederösterreich besitzt*). Aus zehn Pergamentblättern von 21·8 Ctm. Höhe und 14·8 Ctm. Breite bestehend, bildet dieselbe den letzten Bestandtheil des Codex Nr. 357. Mit Ausnahme der 18 Verszeilen am Anfange und der 12 des Schlusses, die zu je zwei auf eine Zeile gestellt sind, steht der deutschen Übersetzung links der lateinische Text gegenüber. Die Schrift ist durchschnittlich schön und deutlich, ohne Abkürzungen und Zusammenziehungen und trägt den Charakter des 14. Jahrhunderts an sich; hie und da sind einzelne Buchstaben und Worte von einer späteren Hand verbessert und ergänzt, was, wie das stellenweise stark abgegriffene und beschmutzte Pergament, auf eine längere und mehrseitige Benützung der Handschrift zu deuten scheint. Da der Text sich zumeist an den der ältesten Handschriftenfamilie anlehnt und der gemeinschaftlichen Kriterien der gesammten jüngeren Familie**) entbehrt, so gewinnt die Zwettler Verdeutschung für die Frage der Übersetzung von Cato's Distichen an Bedeutung; denn mit der Erhaltung des 'vertrag' in V. 46 geht sie gleich der Gesammtbearbeitung F auf eine über ABCc hinausliegende Redaction zurück. Sie rückt damit in die ältesten, bisher als vollständig geltenden Verdeutschungen der Distichen Cato's ein, deren für die Textrecension wichtigste A, in Melk befindlich, mit vorstehendem Sprachdenkmale

*) Für das liebenswürdigste Entgegenkommen schuldet Verf. vielfachen Dank dem hochwürdigen Herrn bischöfl. Consistorialrathe P. Julius Zelenka, Prior und Bibliothekar des Cistercienserstiftes Zwettl.

**) Zarncke, Der deutsche Cato. Geschichte der deutschen Übersetzungen der im Mittelalter unter dem Namen Cato bekannten Distichen. I. Abtheilung. Leipzig 1852. S. 19.

vielleicht in gleichem Lande entstanden ist. Während A vollständig den Charakter einer Rumpfübersetzung zeigt, die Distichen verschiedener Bücher willkürlich durcheinanderwirft, hält Z die Reihenfolge durchschnittlich genau ein und zeigt nur vereinzelt, wie IV, 37: A Vers 393—394 gegen Z Vs. 444—445, eine Aneinanderreihung von Stellen, welche nicht demselben Buche angehören. Der Gedanke einer wohlüberlegten Verdeutschung an der Hand des gegenüberstehenden lateinischen Textes erhellt auch aus dem Umstande, daß Z für die Einleitung eine selbständige Überschrift hat, die mit denen der übrigen Handschriften nicht übereinstimmt, und außerdem bei dem Beginne jedes Buches eine den Abschnitt markirende Bezeichnung in rothen Lettern zwischen den lateinischen und deutschen Text setzt. Nicht minder abweichend als diese Überschriften ist die bloß 16 Verszeilen umfassende Einleitung, die von den 34 der anderen Handschriften nur die beiden Eingangszeilen in theilweiser Veränderung aufweist, aber als Ganzes betrachtet einen für sich gut verständlichen und eng zusammenhängenden Bestandtheil bildet, sowie der die Verse 694—705 umfassende Schluß; beide entsprechen jedoch vollständig dem Charakter mhd. Dichtungen und können gegenüber der als gebräuchlich bekannten Einleitung und dem so verschiedenartigen Abschlusse durchaus nicht als verfehlt oder matt bezeichnet werden. Der mit V. 18 anhebende Übersetzungstext ist weit vollständiger, als die Zarncke bekannten Handschriften bieten, entspricht mit Ausnahme von II, 12, III, 9 und IV, 40 dem kritisch revidirten Texte und der Aufeinanderfolge der lateinischen Distichen*), bietet also eine Gesammtübersetzung nach einer guten lateinischen Vorlage und zeigt an vielen Stellen eine mit der ältesten Handschriftenfamilie genau übereinstimmende Verdeutschung, welche, wie ein Blick auf Prologus 10 und V. 31, auf I, 31, II, 2, 3, 7, 17 b, 31, III, 7 b, 8 b, 20, 23, IV, 5 b, 9, 13, 18 b, 19, 22 b, 32 und Verse 204—206, 268—275, 288—91, 326—27, 380—383, 418—419, 422—423, 468—471, 488—491, 520, 534—537, 550—553, 573, 574—577, 585, 626—629 ersichtlich macht, den lateinischen Wortlaut strenger als die anderen Handschriften festhält. Dadurch gewinnt aber Z außerordentlich an Bedeutung für die Frage der Catoübersetzungen. Es drängt sich der Gedanke auf, daß vor Abfassung der Rumpfübersetzung eine **vollständige** Verdeutschung der dem Cato zugerechneten Distichen angefertigt worden und mit

*) Hauthal, Catonis philosophi liber post Jos. Scaligerum vulgo dictus Dionysi Catonis disticha de moribus ad filium. Berolini, 1870.

der Verwendung letzterer beim Jugendunterrichte rasch in weitere Kreise gedrungen sei, ehe ein mit der Übertragung vollständig Vertrauter eine Bearbeitung lieferte, die sich vielfach dem Lateinischen anschloß, aber in der Freiheit dichterischer Bewegung nicht durch die Reihenfolge und den Umfang der einzelnen Distichen beschränkt wurde. Betrachtet man z. B. die fast wörtliche Übereinstimmung von Vers 96—97 oder 316—317 mit V. 137—138, beziehungsweise V. 265 bis 266 des von Zarncke kritisch festgestellten Textes, so gelangt man beim weiteren Hinblicke auf die Übertragung des zweiten Theiles von I, 3 und II, 15 in V. 98—99 und 318—319 zur Überzeugung, daß letztere sich harmonisch und eng an den ersten Theil anschließt, mithin mit diesem gleichzeitig entstanden sein muß und nicht erst später zu dem Übersetzungsfragmente der ersten Hälfte ergänzt sein kann. Der Verfasser der Rumpfübersetzung scheint vielmehr eine ihm gut bekannte vollständige Verdeutschung der Distichen Cato's in ziemlich freier Weise und an manchen Stellen offenbar nur aus dem Gedächtnisse, dem bereits einzelne Details entfallen waren und die Reihenfolge nicht mehr vollständig gegenwärtig war, zu einem selbstständigen Werke umgestaltet zu haben, das immer den Stempel der Zusammengehörigkeit mit jener trug; sprechen doch auch die aus Vrîdanc eingeschobenen Verse für eine größere Bekanntschaft mit Lehrgedichten und die Vorliebe, passende Stellen selbst verschiedenartiger mit einander zu verbinden.

Die Zwettler Handschrift, welcher die kürzere und doch in sich abgeschlossene, sowie schöne Gedanken hergende Einleitung gegenüber der fast den doppelten Umfang ausweisenden der Rumpfübersetzung den Vorzug einer älteren Redaction zu sichern scheint, bietet eine Gesammtübertragung der Distichen, welche mit dem nach den ältesten Handschriften A und C hergestellten Texte folgende Übereinstimmungen zeigt, die sich theils auf fast vollkommenen Gleichlaut der Verdeutschung, theils auf gewisse einzelne Ähnlichkeiten derselben beziehen*).

		I.				8	AC	141—144	$\cong$	Z	112—115
2	AC	117—120	=	Z	88 — 91	9		145—148	$\cong$		116—119
3 a		129—130	=		92 — 93	10 a		135—136	$\cong$		120—121
4		137—138	$\cong$		96 — 97	11 a		149—150	$\cong$		124—125
6 a		139—140	=		104—105	12		131—134	$\cong$		128—131

*) $\cong$ Gleichlaut der Übersetzung, = allgemeine Ähnlichkeit der Übertragung, $\stackrel{?}{=}$ zweifelhafte Übereinstimmung.

13 AC	151—154	≅ Z	132—135
14	155—158	=	136—139
17	159—162	≅	148—151
18	163—166	≅	152—155
19	167—170	≅	156—159
20	171—174	≅	160—163
21	175—178	≅	164—167
22 a	179—180	=	168—169
23	181—184	≅	172—175
24 a	75—76	≅	176—177
25 a	185—186	≅	180—181
26	187—190	≅	184—187
27	191—192	≟	188—189
28	193—196	≅	192—195
30	197—200	≅	200—203
31	201—204	≅	204—207
32 a	205—206	≅	208—209
33	207—210	≅	212—215
34	211—214	≅	216—219
35	215—218	≅	220—223
36	219—222	=	224—227
37	223—226	=	228—231
38	227—230	=	232—235
39	231—234	≅	236—239
40 b	79—80	=	242—243

II.

praef. AC	239—244 246—249	≅ Z	244—256
2	235—236	≟	268—271
3	399—400	=	272—275
4	261—264	≅	276—279
5	81—82 271—272	≅	280—283
6 a	273—274	≅	284—285
7 a	275—276	=	288—289
9	277—280	≅	296—297
11	281—284	≅	304—309
12 a	237—238	ohne Parallele	
13	253—256	≅	308—311
14 AC	285—288	≅ Z	312—315
15 a	265—266	≅	316—317
16	289—292	≅	320—323
17	267—270	≅	324—327
18	293—296	≅	328—331
19	297—300	≅	332—335
20 a	301—302	=	336—337
21	303—306	≅	340—343
22	307—310	≅	344—347
23 a	311—312	=	348—349
24 b	313—314	≅	354—355
25 a	315—316	≅	356—357
26 a	321—322	≅	360—361
27 a	317—318	=	364—365
28	323—326	=	368—371
29	327—330	≅	372—375
31	331—332 335—336	≅	380—383

III.

praef. AC	337—338	≅ Z	384—385
	341—344	≅	388—391
3 b	345—346	≅	402—403
4	347—350	=	404—407
6	353—356	≅	412—415
7	357—360	=	416—419
8	361—364	=	420—423
10	367—370	≅	424—427
11	371—374	≅	428—431
12	375—378	=	432—435
13 a	379—380	≅	436—437
14 a	383—384	≅	440—441
15	389—392	=	448—451
16	401—404	≅	452—455
18	405—408	=	460—463
20	409—412	≅	468—471
21	417—420	≅	472—475
23	413—416	=	488—491
24	421—424	≅	492—495

IV.

	AC		Z
praef.	AC 425—426	≅	Z 496—499
	429—430		
	433—434	=	500—501
2	443—446	≅	510—513
3	439—442	≅	506—509
4 a	447	≅	515
5	449—452	≅	518—521
7	453—454	≅	526—529
	459—460		
8 a	461—462	=	530—531
9	455—458	=	534—537
12	463—466	≅	546—549
13	467—470	≅	550—553
15	471—474	≅	554—557
16 a	79—80	=	563—564
17 b	475—476	≅	568—569
18	477—480	≅	570—573
19	435—438	=	574—577
20	481—484	≅	578—581
21	537—540	=	582—585
22 b	AC 485—486	≅	Z 588—589
23 a	531—532	≅	590—591
25	487—488	$\stackrel{!}{=}$	598—601
26	493—496	≅	602—605
27 b	497—498	≅	608—609
28	489—492	≅	610—613
29 b	499—500	=	616—617
31 a	501—502	=	622—623
33 a	505—506	=	630—631
34 a	503—504	=	634—635
37	393—394	≅	444—445
	395—396	=	446—447
38	393—394	$\stackrel{!}{=}$	646—649
39	549—551	=	650—653
41	507—510	=	654—657
42	511—512	≅	658—659
	513—514	=	660—661
43 a	519—520	≅	662—663
44	515—518	≅	666—669
45	527—530	≅	670—673

Die kurzen Sinnsprüche des Prologes, von denen nur 25, 38, 44, 45, 46, welche AC Vs. 85, 98, 103, 104 wiedergeben, in Z nicht übertragen sind, halten außer 5 und 20 die gewöhnliche Reihenfolge ein; letztere wird nicht durch die verschiedenen Büchern entnommenen, in AC zwischen V. 74 und V. 83 eingeschalteten Verse 75—82 unterbrochen.

Die Hs. Z ergänzt die in der oben gebrachten Gegenüberstellung des Textes ersichtlichen Lücken der Übersetzung und weist demnach mehr aus:

I. 1 = 84—87, 3 b = 94—95, 4 b = 98—99, 5 = 100—103, 6 b = 106—107, 7 = 108—111, 10 b = 122—123, 11 b = 126—127, 15 = 140—143, 16 = 144—147, 22 b = 170—171, 24 b = 178—179, 25 b = 182—183, 29 = 196—199, 32 b = 210—211, 40 a = 240—241.

II. praef. 8—11 = 257—263. — dist. 1 = 264—267, 6 b = 286 bis 287, 7 b = 290—291, 8 = 292—295, 10 = 300—303, 15 b = 318 bis 319, 20 b = 338—339, 23 b = 350—351, 24 a = 352—353, 25 b = 358—359, 26 b = 362—363, 27 b = 366—367, 30 = 376—379.

III. praef. 2 = 386—387, 3—4 = 392—395. — dist. 2 = 396 bis 399, 3 a = 400—401, 5 = 408—411, 13 b = 438—439, 14 b = 442 bis 443, 17 = 452—455, 19 = 464—467, 22 = 484—487.

IV. 1 = 502—505, 4 = 514, 516—517, 6 = 522—525, 8 b = 532—533, 10 = 538—541, 11 = 542—545, 14 = 558—561, 16 = 562, 565, 17 a = 566—567, 22 a = 586—587, 23 b = 592—593, 24 = 594—597, 27 a = 606—607, 29 a = 614—615, 30 = 618—621, 31 b = 624—625, 32 = 626—629, 33 b = 632—633, 34 b = 636—637, 35 = 638—641, 36 = 642—645, 43 b = 664—665, 46 = 674—677, 47 = 678—681, 48 = 682—685, 49 = 690—693.

Die Übersetzung, welche die Zwettler Handschrift bietet, läßt nur II, 12, III, 1 und 9, sowie IV, 40 außer Acht und bietet in Vs. 476—483 eine Verdeutschung, welcher im kritisch revidirten Texte nichts von gleichem Sinne gegenübersteht, während die Verse 686 bis 689 auf

Qui cupis esse bonus et vis dinoscere verum
Vt mortis sotium sic mordax effuge vinum*)

zurückgehn; AC hat dagegen II, 12 a, III, 9, IV praef. 2 und IV, 40 a in Vs. 237—238, 361—364, 427—428 und 549—551 erhalten, mithin entschieden eine Übersetzung dieser Distichen aus einer früheren Periode gekannt, mit welcher in Rücksicht auf die vielen sich deckenden Stellen auch der Verfertiger der für Z bestimmenden Redaction sehr vertraut gewesen sein muß. AC und damit auch Bc scheinen also nebst Z auf eine gemeinsame Quelle zurückzugehen, aus welcher auch Z geschöpft und z. B. in V. 320 gleich ACD V. 289 *immer* und in V. 321 das unumgänglich nöthige *dich,* welches nur AC V. 290 fehlt, herübergenommen hat. Von besonderem Interesse ist, daß Z in den Versen 244—263 genau dem lateinischen Texte der einleitenden Verse des zweiten Buches folgt, deren Übertragung, besonders in AC 245—246, sowie in allen anderen Handschriften sehr verderbt und durch Hineinziehung des Lapidarius entstellt ist; da letzterer in Z natürlich fehlt und der Übergang von V. 256 zu 257 fließend und sinngemäß und ganz von der Gewaltsamkeit und Härte, welche in AC zwischen den Versen 249 und 250 besteht, frei ist, so ergibt sich, daß der Zwettler Verdeutschung eine bessere, einfachere und darum vielleicht auch ältere Abfassung zu Grunde liegen mag. Die letztere hat auch D nicht ferne gestanden, wie das Dl charakteristische *Schatz,* welches auch Z V. 520 wieder begegnet,

*) Hauthal, l. c. praefat. p. V.

sowie das mit D V. 64 gemeinsame *vertrag* in Z V. 46 darthut, während *dinem* an letztgenannter Stelle auf CD zurückgeht. Diese Belege ließen sich durch ein weiteres Eingehen auf die verschiedenen Lesarten, welche der textkritische Apparat bei Zarncke bietet, vielfach vermehren; sie leiten insgesammt zur Ansicht hin, daß Z den Handschriften ABCc und D am nächsten steht und von den bisher festgestellten Erkennungszeichen der jüngeren Familie bloß *d* ausweist, obzwar auch zwischen Z Vs. 53 und 107 der älteren Handschriftengruppe eine unleugbare Beziehung zu bestehen scheint. Demnach ergibt sich als Resultat, daß die Zwettler Verdeutschung der Distichen Cato's auf eine der ältesten Handschriftenfamilie nahestehende Gesammtübersetzung zurückgeht, welche vielleicht auch für den mit Z an einzelnen Stellen sich berührenden Hauptrepräsentanten der jüngeren Familie C maßgebend gewesen ist.

Ditz ist das vorgewirbe
Katbonis.

Weren nv di nidere [fol. 1ª.]
Dem getbicbte niht so gevere,
So wold ich gerne scriben
Damit man wol vertriben
Mocbte etsvenne div zit.
Docb laz icb ez niht durh ir nit,
Ich ensage doch mere,
Wie ein wiser romere
Sinen liben svn lerte,
Davon er im gemerte
Beide witze vnd tngent.
Hibi ir alle merken mvgent,
Wi man sicb sol ziben
vnd laster stete vlibcn
vnd tvn tugentliche:
So wird man selden riche.

Sns ving er an vnd sprah.
Do ich gennge lute sah
baben mislicbe site,
Da wand icb in wol varen mite,
Ob icb in gebe den rat,
Daz si lizen di missetat
vnd sich annemen
Dincb, di in gezemen
Vnd ovch von der lere
Gewunnen gut vnd ere.
Liber sun min, hore micb.
Zucbt vnd ere lere ich dich
Mit den din gemute
Vor laster [dihc bibute][1]):
Dar vmbe lis min gebot,
Daz du ez vernemes so dir got.
Sver liset daz erz nit vernimt,
Daz sumet in vnd missezimt.
Vlehe got mit sinne
Vnd dine vriunt mine (*l.* minne).
Habe dinen neven lieb.
Gingan dem markt vli vor den dieb.
Behalt suaz man dir gebe,
Vnder guten nach eren strebe.
Nimer chvm an keinen rat
Da man dicb nicbt gebeten hat.
Wis reine, gruze di levte.
Din elich wip trevte.
Dv salt dem meren entwicheu. [f. 1ᵇ]
vertrag dinem vngelicheu.
Wis dinem megister vndertan.
Dv salt gerne schame han.
Dv salt din ding behuten.
hab vliz, ging mit den guten.
Dv salt din hus beruchen
vnd salt den wecbsel suchen.

[1]) *Von späterer Hand nachgeschrieben.*

Sich wem du icht gehst
Durch gelten vnd
habe wirtschaft selten[2]).
Slaf niht vil durch tragheit.
Behalt gerne gesnornen eit.
mische den win, strit vmh daz lant.
Gelonhe dem hosin niht zehant.
La dir tumpheit vmmere wesen.
Du salt di huch gerne lesen.
Behalt daz man dir gesage.
Lere dine kint zucht alle tage.
Du salt dich sanfte machen
Vnd zv̊rn niht anvachen.
Spote des armen nicht
Vnd wis an dem gericht
Wis da man teding hat
Vnd gih ie den hesten rat.
Dv salt lernen tugend vil.

Nim ein toph vor wurfilspil.
Tv den guten gerne wol
Vnd wis nicht vluche vol.
Rihte recht, den minern niht versmahe.
Dvrch dine chrefte niht vergahe.
Vertrage di e die du gehest.
Gedenke wol di wil du lehest.
Redt in wirtschaft nicht vil,
Hah nimans spot noch spil.
Verteile icht der armen diet,
Ser nimans dinges niht. [fol. 2^{a}]
Tu daz rechte si getan.
Vertrag oh man dich lieh wil [han][3]).

Ditz erste theil ist von der gerechtecheit[4]).

Sol man gotes dinere wesen,
als wirz an den huchen lesen,
So dine im vlizecliche:
so wirstn seldenriche.
Wache gerne, slaf niht ze uil,
wand sner uil tages slafen wil,
Dem ist davon nicht bereit
den laster vnde tragheit.
Swigen ist di erste tugent:
Zu gote si wol chumen mugent
Die geswigen chvnnen wol
vnd reden so man sprechen sol.
Dv salt in deheiner zit
wider dich selben hahen strit,
Wand wizzegot ez missezimt
Swer wider sich selhen zoren nimt.
Wiltu der liute lehen hesehen
Vnd ir site, so mag geschehen,
Wand si einander honen,
So vindestu niman schonen.
Sves du muges schaden han,
Si er dir lip, du solt im lan.
Ettesvenne sal man zern,
Ettesvenne sich zornes wern.
Wis semfte, habe steticheit,
als dir div zeit geseit.
Sine site wandelt ein man
ane laster, sver ez chan.
Enruch waz daz weih gesage,
Sven si tumpliche chlage.
Weih hazzen dicke einen man
Dem der wirt wol gutes gan.
Manestu iman icht vil,
Der sich selhen nicht manen wil, [fol. 2^{b}]
Si er dir li̊h suaz er thut,
So mane in doch, oh iz si gut.
Dv salt mit worten strit nicht han
mit dem der strit wol reden kan.
Igliger ist zv der rede bereit,
vnmaniger zv der weisheit.

---

[2]) *Die Zeilen 53—55 sind genau der Hs. entsprechend festgehalten, doch sollte es eigentlich lauten:*

Sich wem du icht gebst durch gelten
vnd habe wirtschaft selten.

[3]) *Von späterer Hand nachgeschrieben.*

[4]) *Dies steht gerade mitten zwischen beiden Spalten und ist natürlich in die Zählung der fortlaufenden Verszeilen nicht einbezogen.*

La dir di andern so lieb sin
Daz dn niht vergeszest din.
Tn den guten also wol,
Daz dn niht werdest schaden vol.
vleuch niuwe mere,
Wis nicht ein sagere:
Svigen schadet nicht einen ta[ch][5],
Vil reden wol geschaden ma[ch][6].
Hat dir iman gebeizen iht,
Daz sal tn gewis entheizen niht;
Wand maneger geheizet vil
Des er doch nicht geben wil.
Lob dich iman dir ze hage,
So merke ob er dir war sage.
Dv salt von dir der andern diet
Baz dan dir gelovben niet.
Dine dir iman zv deheiner stunt,
Daz tu zehant vil levten chnnt.
Hastu aber iman wol getan,
Des saltu vngerinret lan.
So an diner ingent manigvalt
von dir alten wirt gezalt,
So thv daz dir helfe di tugent
Di dv bigine [*l.* biginge] in der ivgent.
La dich mvhen niht ze vil
Ob iman senfte reden wil.
Svelh man ist bose,
der wirkt afterchose.
Svenne du gewinest gut,
So wis vor vngelnke behut. [f. 3a]
Daz anegen vnd daz ende
Haben dike missewende.
Sint vns allen ist gegeben
Ein vil vngewisses leben,
So ensetze dine zuversicbt
zv eines andern tode nicbt.
Hat din armer vriunt den mut
Daz er dir git ein klinez gut,
Daz enpbah gvtliche
vnd lohez volleckliche.
Wand du wurd nakt geborn,
So la dir niht wesen zorn
Ob dir dine armut
Etteslichen bresten tut.
Vorchtc niht di iungeste not,
Di geheizen ist der tot.
Sver des todes vorhte hat,
Der verlust daz er gelebet hat.
Tvstu dinem vriunde gut,
Oh er dir lihte vbel tut,
So schvldige nicht gote damit;
verzich nicht, so er dich aber bit.
Dv salt zern zv maze,
Daz dich diz gut icht laze.
Svaz du habest daz behalt:
So gebrist ir (*l.* tir) nicht so dv wirst alt.
Dem du maht geleihen iht,
Daz saltu zuin geheizen niht.
Lvg niht, hab steten mut,
Wiltu daz man dich heize gut.
Sver mit rede so seren chan
vnd in den herzen dir vbel gan,
Dem thu du alsam:
So trugestu in an scham.
Verlaz dich an niheinen man,
der vil zv der rede chan. [f. 3b]
Di phife suzen sanch lat,
So man den vogel betrogen hat.
Der kint hat vnd arm ist,
Der sal si leren einen list,
Damit si erwerhen
daz si nicht verterben.
Tv als ein hosez dinch si gut,
Ein gutez hose, so mag din mut
Mit deheiner warheit
Tragen wande (*l.* wan) gerecbtckeit.
Svaz dich dunkc missetan,
Dasz saltu [ze allen ziten lan][7].
Dem lerer es niht wol anstat,
Tvt er daz er verhoten hat.
Retlicher dinge ger,
Wiltu daz man dich gewer:
Ez ist tump suer so gert
Des man in zv rechte entwert.
Ist dir ein dinch vnhechant,
Daz sage im niht der ez habe erchant,
Wan nimans gerichte gat
vher iht wand (*l.* wan) daz er bechant hat.

---

[5]), [6]), [7]) *von späterer Hand nachgeschrieben.*

Sint vns ein vngewissez leben
In gewissen sorgen ist gegehen,
So si dir vor ein lon hereit,
Svelhes tages du lidest arebeit.
Machtn dime gesellen angesigen,
Dv salt doch etsvenne vnderligen,
Wand man sal vriunt hehalden
Mit dinsten manigvalden.
Dv salt eins chleinen dem gewern,
Von dem dn wilt des grozen gern.
Man sal mit vûgen dingen
Vriunt zvsamne bringen.
Habe zorn neheine vrist
Mit dem dir gnade gevûget ist. [f. 4a]
haz gehirt niht wand (*l.* wan) zorn,
Vriuntschaft hat di minne erkorn.
So dich der knelite missetat
In einen zorn hraht hat,
Den saltu selhe vertrihen:
So mvgen si mit dir hilihen.
Dem dn dich maht gelichen,
Dem saltn doch entwichen,
Wand sver hat gednltige site,
Dem volget groze thvgent mite.
Behalt mit gewarheit
Daz du gewinnest mit arheit.
Swem sine arbeit chvmt zv schaden,
Den mvz di armvt vherladen.
Dv salt etsvenne erhaft sin:
So wirstu lieh den vriunden din.
So dn danne wirdest riche,
So hetraht [ez vrnmehliche] [8]).

Ditz ander huech ist von der vorsichticheit.

Wiltn lichte ervaren wol,
wi man die erde hoven sol,
So ile virgilinm svchen.
Wiltu aher geruchen,
Waz chraft die chrute tragen,
Die chan dir macer wol sagen.
Wiltu aher wizzen, wie gestriten
hahen di romer, so saltu hiten
Lvcannm, der von ritterschaft
Wol scrihet vnd von wigescraft.
Hastdu aher in dinen sinnen
Daz dv gerne wollest minnen,
So hite dir nasonem lesen.
Wiltu aber anders wise wesen,
So heize dich di dinh leren,
Di dir mvgen cheren
Den mut von hosen dingen: [f. 4b]
So mag dir wol gelingen.
Davon so wis hizn bereit
Vnd lern lesend div wisheit.
Machtn, so thv den vremden gut
vnd hahe zvn vrivnden gvten mut.
ein riche ist svacher dan ein man,
Des dinest vriunt gewinnen chan.
La di gotes tovgenheit,
La von dem himel vngesait;
Wand dv dem tode salt werden,
So sorg vor der erden.
Dv salt des todes vorchten lan,
Wiltn deheine vrovde han:
Swer den tod vorchten wil,
Der muz verlisen vrovde vil.
Mit zorne hahe deheine zit
von vnbechanden dingen strit:
Zorn irret dicke den mut,
Daz er enweiz nicht waz er thvt.
Vercere ein teil, chomez also,
vnd wis, so dn ceres, vro.
Swelch man wil mit eren leben,
Der mvz etsvenne gvt vergehen.
Nicht vil groz mvte,
Wis vro mit chleinem gute.
Ein schif hat me sicherheit,
Daz ein chleinez wazzer treit.
Verhil daz des dine gesellen
Schame haben wellen.
Sich daz si schelden alle
Daz dir ovch missevalle.
Dv salt niht hahen gesuches wan
Daz sunder hahen missetan.
Svnde ist etsvenne verstoln
vnd etsvenne vnverholn.
Nicht sma craft noch list [f. 5a]
Eines mannes der wenich ist:
Der nicht vil crefte hat,
Der gibt doch dikke guten rat.

---

[8]) *Von späterer Hand nachgeschrieben.*

In etslicher zit entwich
Dem der dir ist vngelich;
Wand der dicke sige behilt
Wider den der e sin wilt.
Hab niht mit einem losen
Deheine rede noch chosen;
Ez chvmt zv etlicher zit
von chleiner rede michil strit.
Dv solt durch gote miden
hazzen vnde niden.
Svem der haz anders (*l.* niht anders) thvt,
Dem machet er doch sueren mut.
Hab an gerihte starken mvt,
So man dir vnrehte tut
Sich vrowet zv lange niman
Der mit vnrehte icht gewan.
Gedenke niht deheine vrist
Eines zornes der versnnet ist.
Er ist tump der niht verlat
Einen zorn so di svne ergat.
Sich daz du immer so gethohe[st][9])
Daz dv dich scheldest ader lobest.
Thoren thvn dicke also,
Di valschez lob machet vro.
Dv salt dem grozen bruche sparn
vnd vor schanden dich bewarn.
Vil schire hat verlorn ein man
Daz er in langer zit gewan.
Dv salt etsvenne sin [fol. 5[b]]
Tvmmer den ein kindelin:
Ez ist dicke ein wisheit
Sver zv einer tumpheit ist bereit.
Dv salt vnchuscheit enpern
Vnd salt durch girde nihtes gern.
Iglich man wirt vnwert
Sver durch gire viles gert.
Dv salt geloben nicht zv vil
Sver ofte vil gesagen wil.
Nimand den gelovben sol,
Di der mer sint zv vol.
La dir lange wesen leit,
Svndes thu mit trunkenheit.
Sver zv vil trinket, der mvz sin
Schuldig vnd nicht der win.
Dinen thovgen rat sage
Einem gesellen, der ia verdage.
Thv einem wisen arzte chvnt,
Ob dir dien leip si vngesunt.
La dirz nicht sin ein vngemach
ob dir von rechte ie leit geschach.
Vrov selde schicket vbel zv
Den luten daz si in leide thv.
Dv salt alles vor besen
Waz dir zv leide mach geschen.
Ez thvt ein theil minner we
Davor sich einer warnet e.
Hab vngemvte chorze vrist,
So dir missegangen ist.
Dv solt haben zvvorsiht,
Di let dich an dem tode nicht.
La niht ein ding daz dir si vrume,
Ob ez dir mit schaden chvme.
Entphach der selden stirnenbar,
Wand du wizzen weist vorvar.
Wiez ergen muge saltu sehen [f. 6[a]]
vnd vorbaz muge geschehen;
Wis gotte volgich daran,
Der schowet ende vnd anegan.
Iz vil lut zil zv etlicher stunt,
Daz du bliben mvges gesunt.
Man muz durch des libes heil
Wollust lazen ein michil teil.
Versmach nicht alleine
Der livte urteil gemeine,
Durch daz du in allen
Nicht muges missevallen.
Dv salt gerne zv aller stvnt
Schaffen daz du seis gesunt,
Vnd zihes nicht div zit
Ob din lip sich gelit.
Dv salt trome nicht ruchen:
Man saget vns an den buchen,
Sves ein man wachenden (*l.* wachende) gert
Daz in des ein trovm gewert.

Ditz dritte buch ist von der mezecheit.

Svelch leser von geschichtte
wil merken ditz [getichte][10])

---

[9]), [10]) *Von späterer Hand nachgeschrieben.*

Vnd hi disen gehoten blihe,
Di sint geneme dinem lihe.
Zvcht tugent vnd ere lerne,
Wand sver nicht lernet gerne,
Dem ist sin leben wilde
Vnd als des thodes bilde.
Sver dise wort minnet,
Thugend er gewinnet:
Sver si versmaht, er sich irret;
Mit (*l.* Mir) lerer ez nicht enwirret.
als dir nicht missesche,
So enruch wes man jeh.
Iglichem stet nicht der mut
Zv reden als vns dvnket gvt.
Wildu imandes geziug sin,
So behalt [vher di] [11]) schame din
vnd versvig tag vnd nacht
Dines vriundes laster sva dv macht.
Behut dich vor einem man,
Der svzliche losen chan.
Einvaltige warheit lohelich ist,
Glisende truge an an alle vrist.
Dv salt von tragheit strehen,
Di der slaf machet dem leben.
Svem der mvt ist svere,
Dem wirt der lib vnmere.
Zv dinen sorgen grozen
Saltu vreude stozen.
Tvstu daz, so vertreit
Din mvt iglig arheit.
Dich sal allez denken (*l.* dunken) gvt
Svasz man gesprichet oder thvt.
Beheldes vleiziglicbe diz gebot,
So hot von dir nimand sinen spot.
Merke wiuil mvge sin
Vherall des gutes din.
Behalt vnd mere den hort,
Daz du icbt chomes in einen wort.
Volge dinem knecbte,
Oh er dir rate recbte.
Versma nimandes rat,
Oh er dir zn nuze stat.
Bistu gewesen riche,
Ob dir daz gut entwiche,
So gehabe dich doch wol vnd lehe
Des daz dir di zit gehe.
Nim nicht ein wip zv é
Durch gut, wand oh es zerge,
So wirt si dir lichte leiden:
Ir blihet doch vngescheiden. [f. 7a]
Dv salt maniger hilde nemen,
waz dir muge missezemen,
Vnd ouch waz dich ere,
Daz ist vns ein lere.
Dv salt dich daran wenden
Daz du muges volenden
Daz iht din arheit verderhe
Vnd din bigundez gewerbe.
Dv salt nicht dir trost geben,
Daz du lange muges leben;
Dv mach (*l.* macht) ninder gevarn,
Vor dem tode dich hewarn.
Svelh dinch ist vnreht gethan,
Daz saltu vnversvigen lan
Daz man icht dnrfte (*l.* durfe) wan haben,
Dv welles mit den hosen snahen.
Dv salt des richters helfe geren
Da man rechtes nicht wil enperen:
Daz gerichte hot den site,
Ez wil daz man ez hite.
Mvstu von schulde liden schaden,
Das sal dich nicht vherladen.
Leid es sven dn schuldig hist
Des ie vnd hitte vrist.
Dv salt di huch gerne lesen,
Doran saltu stete wesen,
Wand da ist vil wunders an,
Da man doch nicht geleohet an.
Sva dn hist zv wirtschaft,
Da wirt nicht vil redehaft
Daz man niht spotte din,
So du wenes hovelich sin.
Vorchte din wip nibt vil,
So si zornlich reden wil:
Wib chunnen zorn chosen
Vnd so si weinen losen. [f. 7b]
Gewinnestn gut, so nim war
wi dnz vercerst vnd doch nicht gar.

[11]) *Von späterer Hand nachgeschrieben.*

Svelh man sin gut zv gar vertbut,
Der nimt, mag er, ander gut.
Dv salt niht zv allen ziten lan
Diu zvuersicht an gire bestan.
Svcs mut an boser giro belit,
Dem horet got nibt zv aller zit.
Behaltn dines vrinndes rat,
Den er dir durch gut geraten bat:
Sin wille ist daz er dir vrnme
Vnd nicht zv schaden chume.
La des todes vorchte sin
Durch di arbeite din.
Swi der tot nicbt si gut,
Dines lebens er doch ende tut.
Dv salt dins wibes rat vertragen,
Ob si dir icht gutes cban gesagen.
Ez ist vbel der niht mag sin leit
Vertragen, daz erz nicbt geseit.
Dv solt mit allen sinnen
Dine altvorderen minnen.
Besvere niht diner muter mut,
Ob du wilt sin dem vater gut.

Ditz virde ist von der sicherheit.

Gerstn daz dir gegeben
Werde ein sicherlichez leben,
So heiz dir thvn zv aller stunt
Dise wort mit lesene chvnt:
Da wirt dir etslicb ding erchant
Daz du mides san zvhant.
Versma schatz vnd ander gut,
Wiltn baben ringen mnt.
Richithvmes girigere
Sint allecalle betelere.
So du nimst deheine war [f. 8a]
Wiez vmbe din dincb var,
So gi (*l.* gich) niht debeine vrist
'Selde ist blint', des sie nicht ist.
Dir gebristet nimmer gntes,
Ob dn zv nil nicbt mntes,
Vnd wiltn daran genug han
Mit dem du dich wol macht began.
Schonbeit dn dich vlizen solt.
Wis phenningen zv mazen holt:
Niemand ist der sicb an schatz chere
Sver wil wesen sorgen lere.
Schaffe daz du sis gesunt,
So bistn riche zv aller stunt.
Schatz hat ein sicher richer man,
Der des libes nicht mag gehan.
Wand dn durch lere hast vertragen
Daz du von meistern bist geslagen,
So vertrage vnd habe verchorn
Schiere dines vater zorn.
Wirb ein ding daz dir vrume
Vnd mide daz dir zv schaden chume.
La dich der arbeit verdrizen,
Der du nicht macht genizen.
Macht du icht vergeben lien,
Das saltu nicht verzihen.
Sver guten luten wol thnt,
Der gewinnet michel gut.
Svaz dir an dinem wane ist,
Das irvar in chorcer vrist.
Ein dinch grozen schaden birt,
Daz von erst versumet wirt.
Als dich hat vberladen
Der minnen gelust mit schaden,
Von luder dn dich chere,
Daz din lip minne sere.
Svenne du betrachtes wol, [f. 8b]
Daz man di thier worchten sol,
So gebiete icb dir e
Daz du einen mau vorcbtes me.
Ob din lib dir stark ist,
So lerne wisheit vnd list:
Machtu dise zvei gehan,
So macbtu sin ein starker man.
Habe diner vrinnde rat,
So ez dir chvmerliche stat:
Es ist nimand besser arzat
Dan ein vriunt, der den hat.
So du einnes gesellen ruchest
Oder einen triuwen vriunt suchest,
Suche einen, der si guter site:
Eines richen du' nicht enbitbe.
So du mit sunden scbulde
Verwircbes 'gotes hulde,
So buze selbe daz ist min rat:
an vremden tode niht beiles stat.

Cere mit eren diu gut,
Vlivh eines girigen mvt.
Dvrch waz wirdestu riche,
Ob du lebes ermeliche?
Gerstn daz dir si gegeben,
Di wil dn lebes ein selig leben,
So schaffe daz dir din mvt
Vor hosen vrovden si behvt.
Gebe dir dekeine witze got,
So habe nicht alter livte spot.
Iglichem alten volget mite
Ein theil chintlicher site.
Lerne erstlich chunst mit vrummen,
Wand wirt dir daz gut henomen,
So blihet bi dir der list
Vnd let dich nicht sva du bist.
Vil stille suigende dage [f. 9[a]]
Vnd merke waz igliger sage.
Di livte helen vnd tvn chvnt
Ir site mit worten zv aller stunt.
Wis zv dem liste din nicht laz
Ob ie dn chanst in deste baz.
Die sorge als gvt ze listen ist
Sam di hant, di hilfet den list.
Enruch nicht chumphtlich geschit;
Dv salt onch den tod vorchten niht,
Wand den tod vorchtet niman,
Der leben vorsmahen chan.
Von dem gelarten lerne;
Lere di vnchunstigen gerne:
Ez ist recht daz man mere
Aller guten dinge lere.
Trinch zv maze in aller stunt,
Ob dv welles sin gesvnt.
Iglich wollust mag machen
Eines sichtnmes sachen.
Svelch ding du offeliehen lobe[st] [12]),
Sich daz du immer so getohest,
Daz dir das loben werde leit,
Wand ez were ein unstetecheit.
Also dir din dinch wol ste,
So vorchte daz dir missege:
So aber dir misselinge,
So habe gut gedinge.
Wis zu der lernunge bereit,
So meret sich din wisheit.
Svelch man lernet chortze stunt,
Dem wirt selten wisheit chvnt.
Lobe zv maze einen man,
Dem din hertze wol gutes gan,
Wand dir wirt in chortzer vrist
Chvnt wi got din vriunt ist.
Wil dich iman leren des du niht [f. 9[b]]
Chunst, des schame dich nicht.
Sver iht chan, der hot lobes vil:
Ez ist schamec sver niht lernen wil.
Nim thvgend in din gemvthe,
vling strit, durch zorn niht wnte.
von vherminne vnd vbertranch
Manigem wollnstigen misselanch.
Vlinch einen vbelgemuten man,
Der truret vnd suigen chan.
Es geschet ofte dem stade
Von stille stende (*l.* stendem) wazzere schade.
So dich dunchet alleine,
Daz din selde si zv chleine,
So saltu rechte nehmen ware
Viez vmb eins anderen seldo ware (*l.* vare).
Dv salt dich daran wenden
Daz du macht volenden,
Wand sver sich niht vor arbeit
Behvtet daz wirt im leit.
Dv salt wider einen rechten man
Vnrechten strit nimmer han.
Got rihthet zv allen ziten
Gerne vnrechtez striten.
Missehabe dich niht, wis ane zorn,
So du din gvt hast verlorn;
Wis vro vnd habe guten mvt,
Dv gewinnes doch wol ander gvt.
Der schaden mit gelde losên muz,
Dem wirt etsvenne sorgen buz.
Man muz vil gutes lazen varn,
Daz man den lib mvge bewarn.
Mit reinem hete ere gote,
Hastu gesvndet an sime gebote.
Laz chalh vnd ander oppfer wesen;
Mit riuwiger buze mustu genesen.
Dv salt vil schire entwichen [f. 10[a]]

[12]) *Von späterer Hand nachgeschrieben.*

Dem du dich niht maht gelichen.
Sver dir mach zv schaden chumen,
Wil er, er chan dir ovch vrumen.
Den vriund dv nicht versmahen salt,
Dem du lange bist gewesen holt
Verchert er sich, so denke welhe craft
hette die erste vrvntschaft.
Gewinnestu ein ammacht,
So libe dich sva du macht:
So gewinnestu neheinen namen
Des du dich nimmer dvrffes schamen.
Schalkheit saltu gerne miden,
Ob du nicht wilt schaden liden:
Sver ein schalc ist ane not,
Der bereitet dicke sinen tot.
Dv salt der knechte schonen,
Di dir dinen durch lonen:
Gedenke daz ir einer ist
Ein mensch als du selbe bist.
Dv salt din ding vorbesehen,
So mag dir nicht misseschehen,
Noch beginnest darnach strebeu
Daz du e bize von dir geben.
Nimt der tod einen vbelen man,
Des saltu nicht vrovde han.
Manig selig man stirbet,
Der nach lasteren nicht wirbet.
Hastu nicht gutes vnd ein wib,
So hvte vor gire dinen lib,
Wand er mvz sich sachamen (*l.* schamen)
Sver hat eines giregen naman.
Als dir wol chvnt ist
Von dinem vlize manig list,
Dannoch vrage vnd lerne
Alleit vnd ovh gerne.
Wildu sin ein gut man (f. 10[b])
Vnd di warheit erchant han,
So vluch den win als den tot
vnd trinck nicht vil ane not.
Hat dich nu icht wunder
Daz ie zwen vers besunder
Sint gescriben, des so saltu ien,
Durch snellen sin ist daz geschen.

Ditz buch hot ein ende.
Vnser here got der sende
Gvtheit dem tichtere
vnd benem im sine svere.
Vnd di ditz buch gerne lesen,
Di muzen immer selich wesin,
vnd got muze vns allen geben
Noch disem leben daz ewig lebn,
Vnd der heilig engel wise
vnsere sele zv dem paradise
Zu abrahames samen . amen.
Nu sprechen alle . amen.

ZUR DEUTSCHEN HELDENSAGE.

Syfridus dictus hůrnein.

In dem Salzburgischen Hofmeistereiurbarbuche der Ämter inner Gebirge saec. 14 (k. k. Regierungsarchiv zu Salzburg, Urbaria 2.) findet sich fol. 14[a] unter dem Titel Jura civilia dcā pūrchrecht in Officio Chůchel folgende Eintragung:

Itm̄ John̄s filiꝰ Syfr' dcī hůrnein d' nouo Orto dn̄. ...

Die Zahl der zu leistenden Denare ist nicht eingesetzt, auch nicht von späterer Hand nachgetragen.

SALZBURG, September 1886. THEODOR v. GRIENBERGER.

EIN NIEDERDEUTSCHES GEDICHT DES FÜNFZEHNTEN JAHRHUNDERTS ÜBER DAS WELTENDE.

Das nachstehende Gedicht, eine Bearbeitung nach dem Scivias der heil. Hildegardis von Rupertsberg III, 12 in Versen, befindet sich in dem Papiercodex Nr. 2194, einem Quartband saec. XV. 5 Blatt zu 32—34 Zeilen von einer Hand in der Darmstädter Bibliothek. Historisch hat das Gedicht keine Bedeutung, auch der dichterische Werth dürfte gering sein, größer aber die Ausbeute für niederdeutsche Sprachformen. Der Abdruck ist ein diplomatisch getreuer, kein kritischer.

F. W. E. ROTH.

Vns hait sante Hildegart vil gesacht,
Dat dar na waer geschach,
Des wyr eyn deil haent geseyn,
Nw hoert, wat sal noch gescheyn.
Ich haen in mynen dagen
Van endekirste horen sagen,
Eyn deil zo we hey komen sal
Ind yrren de welt ouer al
Myt harde wunderlichen seden
Hey sal komen gereden
Gekroent syn pert sal haen
Eyn hoefft, hort ich saen,
Eyme grymmen lewen gelich,
So gerecht verwylt hey sich,
Dat hey vur eme voeren deit
Eyn vanen hedut gerechticheit.
Hey vort dan seluer eynen bogen
Myt eynre stralen vp gezogen,
Eme volget dan na eyn wyff,
Der is dilde alle er lyff
Van harde groesser vn voeren
De sal meysteren al hoeren
Ind onch all hoerere,
Dyt helt sy dan vur ere.
Vrauwe babilon dar mit vert,
Sy sal ryden dan eyn pertt,
Dat sal senen hoefft haen,
Bucken gelich sal id syn gedaen
Myt gewalt, so wa sy hegertt,
Zo leste verdrat sy dat pert,
Dat sy neder vallen sal.
Syn ander gesinde dat moes al
Als moere syn gedaen
Der pert sullen hoeffte haen
Boeser wolue gelich,
In der hant voert er eckelich
Sulche kolnen, sulche geryn
Ind doent geboit irs herin,
Demones heist man sy samen,
Sy haent doch alle sunder namen.

Zo den seluen zyden
Sal der vnselich ryden
Gelich dem gehere
Recht, as hey sy der here,
De vns alle geschaffen hait,
Der werlde hey dan sait
Slechte lugen vur war zale
In dem lant oner alle,
Want hey mit hehendicheit
Ind der duuel mit gewalt deit
De zeichen, de Cristus hait gedaen
Sunder dru, de sal ich uch saen,
De doden sal hey laissen doit,
Ind geyn steyn en wirt ēme hroit,
Wasser enwurt eme neit wyn,
Dese dru moesen hey lassen syn.
Doden doit hey doch vp staen
In des duuels geiste dar yn gaen.

Der werlde sy doch neit endogen
Essen noch drincken sy enmogen.
De duuel sus de doden draen,
Neit stedes leuens sy en haen,
Neirgen der duuel hegeit
Zo hantz hey eynen doit sleit
Sus gedanem gerichte hey deit
De mit ydelicheit vmh geit.
Ind delit verue synen lyff,
Den hait leue dat dilde wyff.
Sy is ouch van den synnen
Wylt eman Cristum mynnen,
Dat clait sy yrme heren
De doet en zo hantz hesweren
Ind den lyff eme engesten,
Alsns sal hey pyngen de besten
Myt allen hoesen wercken
In sal alle vndait stercken
Dat sullen weder sprechen dan
Tzwen propheten vil gode man
De Cristus deit leuen noich,
Dat is Helias ind Enoch.
De sullen eme dan weder staen,
De sal hey zo letst doit slaen,
Want sy dat heste sullen leren,
Alsns sal hey dat volck verkeren
Bis vp de leste zyt.
Als dat volck dan den iamer seyt
Dat ich aff sagen sal,
So hekerent sy sich dan al,
Dan ylent sy zo der doeffen
Ind wyllent halde intloeffen
Dem duuel ind den synen,
Dan enroeckent sy, wat pynen
Sy durch dat recht dolen,
So sal sy Cristus zo lest holen
Zo eme in syn riche,
Des gunne hey vns eweliche.

Nw wil ich uch vort sagen
Van den lesten funffzeyn dagen,
De sente Jheronimus vant,
Hey hait id vns vmhe gewant
Vs dem Hehreschem in dat latin,
Hey deit id vns in duytschem schyn.
Vsser den iodeschen hoichen den eirsten
De aldesten ind de gehersten
Hait sy der heylge man genomen,
Alsus synt sy herkomen.
Dese vele groesse wunder
Er eickelich hait dar syn sunder.
Dat wunder alle den dach steit,
Des nachtes id weder geit,
De wunder nu neit engescheynt,
Ich en weis neit, wanne de dach leynt
Manchen mach jamer dar na,
Dat hey dede syn ende alda,
Hey soulde dan sulchen iamer seyn,
Eme soulde genade dar aff gescheyn.

Des eirsten dages vp geit
Dat mere deiff ind hreit
Ind alle waesser onch also
Veirtzich lateren ho
Bouen allen hergen schyn
Er engeyn sal de breider syn
De richte vp hart als eyn muren
Dat sal alle den dach duren
Ind ouch also de nacht,
Dat is groesse godes kracht
De wasser dan alle stille steyn,
Dat sy her noch dar en geyn.

Des anderen dages sullen sy weder
Syncken vnder de erde neder
Blso deyff, als sy ho waren ee,
Man sal sy kome kunnen geseyn,
So deyff soullen sy vnder de erden leyn.

Des dirden dages laissen sy dat
Ind gent weder vp ir stat,
Recht als eirst waren,
Da zo worens in manchen iaeren.

Des veirden dages sal man seyn
Groessen iamer gescheyn,
Dan wurpelt dat mer bonen sich
Alle deir samenclich.
Ouch hort man sulchen wunder,
Sy haent alle namen sunder,
De moessen zo samen grymmen
Ir eickelich na synre stymmen.
Sulche huylen, sulche luyn
Manchen iamer dat sy doen,

Sulche pyffen, sulche gerren
Wer weis, wat en soulle werren.
Jamer ind wunder doen sy schyn
Ich meyne, sy wyssen, we id sal syn,
Sy wissen wael, wat sy meynen
Id is lichte ir alre weynen,
Sy sullen doen so manche wencke,
We weis den ir gedencke
Nemen, sy en wyssen id dan
Sunder Cristus, de sy wissen kan,
Durch des wille sy dat doen,
Dat sy dan sint in vnroen.

Des vunfften daches soullen al
De wasser breit ind smal
Verbirnen van ouen in den grunt
Als smaltz gar in kurter stunt.

Des sesten dages sal al gekrude
Ind alle bome doen gebude,
Sy sullen alle bloit dauwen,
Dat moes de werlt schauwen,
Dat is boese ougen wede,
Dan leuent sy mit groessem leyde.

Des seuenden dages dan zo geit
Allet dat gezymmer, dat dan steit,
So wa id stee, we vast id sy,
Des enmach neit blyuen vry
In der werlde al vur al
Allet id dan zo brechen sal.

Also kompt der echte dach,
So gewurt manch groes slach,
So sonllen de steyne zo samen varen
Ir engeyn sal den anderen sparen.
Sy soullen sich stoissen mit vlysse,
Dat eyner den anderen bysse
Auy sus genaden nyden
Sullen sy sere stryden
So moes id ruschen ind schallen
Van den steynen allen.

Des nuynden daches sal der erden
Groesse bevinge werden
So sy ney mere ere engeschach
Van anbegynne op desen dach,
Dar ich uch nw aue sagen
Also sere sal sy dan wagen.

Des zeynden daches werdent slecht
De hoge berge ind recht,
De dale werdent alle vol,
Do enhleifft loch noch hol
Gelich eynre slechter erden
Solen berge ind dale werden.

Des eilfften dages leuent
Weder sy en nement noch en geuent
Vsser eren husen, dat sy geynt
Harde cleyne, dat sy steynt,
Ind vsser eren burgen vleynt sy,
Sy en wyssen, wat en sy hy,
Sy en kunnen sich neit gedolen
Ind er engeyn sich erholen
Er ewerlich vp den anderen rint
Recht also sy synt entblynt.
Des dages dan en geyn man
Den anderen bescheyden kan,
Geantworden noch genennen,
Dan enmach neit erschynen
En geyne eir vur groesser pynen,
Vur angeste noch vur leyde
Want sy synt vele arbeyde
Ind moessen doch leuen also,
Dan en is geyn mensche vro.

Des zwolfften daches sal gewerden
Der lude hein bouen erden
Alle gar by eyn bracht
Eckelich vp syn graff gelacht.

Des dryzeynden daches enkunnen
De sterne mane myt der sonnen
De wir nu seyn vele schone,
Neit me blynen an dem trone
Ind soullen vallen zo der erden,
Wat sal dan des gewerden?

Des veirtzeynden daches leuent
De doden sy sich alle erheuent,
Vmb dat sy ersteruen alle samen
Myt aller mynschen namen
De van anbegynne doit synt,
Id sy man, wyff offte kynt.

Des vunffzeynden dages sal de erden
Eyn slecht ende gewerden,
Sy sal in eyner*) kurter stunt
Verbirnen gar durch den grunt,
So is id dan wunderlich gestalt,
Dat en wis dan weder innck noch alt.
De werlt is dan as (-) eyn wynt,
Geyne sachen dan hey en synt,
So ys yd dan geschaffen hye,
Also de werlt en wurde nye.
Wysen nu de gene, dat
De alle zyt er beratt
Mysslich hye in dryuen
Sy leyssent hychte blyuen.

Also dese zeichen synt volkomen
De ir nu hee hait vernomen,
Dan kompt der leyde dach,
Den ich nye lonen een mach,
So kompt Cristus herneder gevaren
Myt mancher engelischer scharen
Zo Josaphat in den dal.
So heist Cristus weecken al
De doden, de ee gestoruen,
So we sy den doit erworuen.
Dat wirt den engelen benolen,
So moessen sulcher verre holen,
Ind onch sulchen vollen na by.
Mit hasnnen weckent si sy
We ee zo eyme menschen gewart,
We deyff hey lyge off we hart,
Do ertrich mochte wesen
Man en darff er beyn noch hoefft aff lesen.
Sy koment dan al gader by eyn
Als eirst der mensche an lyue erscheyn,
We verre sy van iosephat
Sy balde dar syn, wysset dat,
Als de do hy wurden begrauen.
Als sy sich alle haent erhauen
Ind gesament synt in dem dale,
So en is der sunder do neit wale.

Och arme, wat sal dan do geseheyn,
Als Jhesus Cristus leisset seyn
Syne wunden ind synen smertze
In syn durch stochen hertze
Ind allet, do hey mede wart wnnt,
Do steit by eme zo der stunt
De lantze, de nale ind dat vas,
Da essich ind galle ynne was.
De geyselen ind de roeden,
Do man mit sloech den guden.
Da steyt by eme dan velo na
Eitlochender armer sitzet da.
Scharpe wort sal hey sprechen,
De sullen snyden ind stechen,
De eme hee lene hait gedaen
Gehenedyen hey de sal schôn,
De anderen ver domet hey all
Ind bevylcht sy dem duuel mit schal,
De weder en ee gedaden,
Sy en syns dan zo genaden
Myt rechtem ruwen komen,
Ind haent is boesse genomen,
Ind is de hoesse dan volgangenn,
So werdent sy onch intfangenn.

De duuel soullen dan Cristum seyn
Dar en engeyn vroud aff mach gescheyn.
Anders Cristum gesyt
Sunder zo der zyt.
Also komen sal der dach,
Den geyn sunder lonen en mach;
Der dach sich Christum zornen doett,
Dem geyn dynck en mysteit,
We sal eme danne der zorne staen
Zorn sal na zorne syn gedaen,
Dat is der dach, des zorns dach,**)
Der dach doet sunderen vngemach,
Der selue dach hait al vair,
Der dach wirt menchem zo swaer,
Dat is der dach, der vnse lichett,
Der dach macht alle hertze leyt
Der dach is leyder so beworn,
Des dages wirt manch (-) sele verlorn,
Des leyden dages has haen ich,
Der dach hait sorgen vele zo sich,

---

*) Ms. *meyner* (!).

**) Jedenfalls dem dies irae, dies illa nachgebildet.

Der selue dach is ane bede,
Der dach is ouch aen wederrede.
Dyt is der dach, der iamer hait,
Da keyme doit sunder wirt rait.
Dyt is der dach, den ich vorte,
Were ich wys. des ich wael dorte,
Ich mocht is mich wael hůden.
Cristus durch dyne gude
So moes du vns synne geueu,
Dat wyr behalden dat ewige leuen,
Des gunne vns here alle samen
Durch dynee heylgen namen
Ind durch dynre moder ere,
So erbarme dich ouer vns here,
Dat wyr dyns wyllen zamen,
Des gunne vus Jhesus Cristus Amen.

PAULINZELLER RENNERBRUCHSTÜCKE.

Der Artikel Rennerbruchstücke Germ. 31, 393 war eben zum Druck gegangen, als Herr Prof. Einert in Arnstadt mir freundlichst die Abschrift zweier kurz vorher aufgefundener Fragmente einsandte. Ich gebe hier die Mittheilungen von Herrn Prof. Einert und lasse am Schluß eine Bestimmung des handschriftlichen Werthes von Pz folgen.

Die Paulinzeller Handschrift des Renner auf dünnem Pergament rührt allem Anschein nach aus dem vierzehnten Jahrhundert. Die Höhe der beiden aufgefundenen Blätter beträgt 37 Ctm. Sie sind zweispaltig beschrieben und die Durchschnittszahl der Verszeilen beträgt für jede Spalte 47. Blatt A, dessen eine Hälfte bis auf die Anfangsworte weggeschnitten, enthält 46 und 48 Verszeilen; Blatt B, in der Mitte gebrochen, 45, 49, 50, 45. Die Anfangsbuchstaben sind, seitenweis wechselnd, durch dunklere und hellere Striche von oben nach nnten durchschnitten, welche eine scharf markirte Linie bilden. Zierlich ausgeführte Initialen sind nur wenige vorhanden. Blatt A umfasst V. 10609—11057, Bl. B: V. 20072—20346.

Die Blätter wurden von Rector Schmid und Professor Einert unter den Archivalien der ehemaligen gräflichen Rentkammer zu Arnstadt aufgefunden und zwar als Einschlagdecken alter Rechnungen. Dieselben stammen aus Paulinzelle und enthalten die Einnahmen dieses Klosters aus auswärtigen Zinsen. Sie rühren aus der Zeit, als Graf Günther XL von Schwarzburg die Säcularisation des Klosters, den Übergang desselben in die weltliche Gerichtsbarkeit und Verwaltung durchgesetzt hatte, also aus den Jahren 1543 und folgenden. Schösser in Paulinzelle war damals Peter Watzdorf, ein bekannter Volksdichter, der in den Zeiten des Schmalkaldischen Krieges mit großer Überzeugungstreue für die Ernestiner Partei ergriffen und dessen Lieder Liliencron in seiner bekannten Sammlung mit auf-

genommen. Doch rühren die Rechnungen nicht von Watzdorfs eigener Hand.

Obwohl die Paulinzeller Mönche dem Orden der Benedictiner angehörten, kann man doch von ihren wissenschaftlichen Bestrebungen nach alledem, was vorliegt, nur eine geringe Meinung haben. Ein Mönch Sigeboto schrieb in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts das Leben der Stifterin Paulina, das aber nicht mehr erhalten ist (Wattenbach, Geschichtsquellen[4] II, 283), und vom Abt Gerung wissen wir aus einer Urkunde des Jahres 1441, daß er die Büchersammlung des Klosters durch Ankauf von deutschen Übersetzungen der Offenbarung Johannis und des hohen Liedes vermehrt hat. Eine innere Klosterschule wird zwar mehrfach erwähnt, aber doch wurden nach Einführung der Reformation die dem Kloster Paulinzelle entnommenen Geistlichen bei der Visitation als die ungeschicktesten der Grafschaft befunden. — Es ist demnach nicht sehr wahrscheinlich, daß die Rennerhandschrift in Paulinzelle selbst angefertigt worden ist, obwohl einzelnes Dialektische auf Thüringen hinweist.

E. EINERT.

Die Bruchstücke gehören zum md. bez. nd. Auszug (z) der Classe II und verhalten sich zu der Helmstädter Hs. (H) wie Don. Frag. und germ. Mus. Frag. (Germ. 30, 150): sie enthalten die nämlichen Lücken wie H und dazu noch einige weitere. Im Text haben H und Pz folgende Fehler und Abweichungen gemein: V. 10637 dein sele] dich. 10709 kvmt] queme. 10718 böse] gűte. 10745 Vnserm h'ren] Dem warē gote. 10781 vnsanft] *fehlt*. werden] erger werden. 10888 Ich horte daz (wy Pz) eyn prelate satz. 10889 Mit synen gesten vnd gaz. 10890 schenkar] korp. 10892 daz schenkar] dessen korp gar. 10895 Gesche datz. 10904 niht] e nicht. 11052 vil] dyᵉ. 11053 ere] idel ēre. — 20091 Wan] *fehlt*. verblīdet H vor blindit Pz. 20098 Wert zwer alse gůt alse iz vôr waz. 20103 velschlich] *fehlt*. 20104 wol] *fehlt*. 20106 Vnd hinnach (darnach Pz) an dē libe geschendit. 20117 Sente Augustin der scribet so. 20153 wicht. 20187 vnkvst] falsche. 20190 vffe desser erden. 20191 ob] daz. 20221 sprvzzel] spaln. 20229. 30 *umgestellt*. 20235 gavme] rame. 20239 sin gote. 20240 Sin] *fehlt*. 20323 hoher] grotzer.

Keine der beiden Handschriften ist unmittelbar von der anderen abzuleiten, Pz aber hat, abgesehen von der größeren Lückenhaftigkeit, auch den ursprünglichen Wortlaut weniger rein erhalten als H.

PFORZHEIM. G. EHRISMANN.

MITTHEILUNGEN AUS GRAZER HANDSCHRIFTEN*).

8. Legende vom heiligen Ludwig von Toulouse.

Die in der k. k. Universitätsbibliothek zu Graz aufbewahrte Pergamenthandschrift 33/1 in 8° ist die deutsche Bearbeitung eines lateinischen Breviers vom heiligen Ludwig von Toulouse. Das Denkmal ist in ästhetischer Hinsicht ohne Werth und zugleich von roher Sprache und barbarischer Schreibweise. Wenn ich es gleichwohl veröffentliche, so wird sich das theils dadurch, daß es die einzige gereimte Behandlung der Legende dieses heiligen Ludwig in deutscher Sprache zu sein scheint, theils der eigenartigen, in der altdeutschen Literatur ungewohnten Form sowie der localen Beziehungen wegen rechtfertigen lassen, welche am Ende des Breviers unter den dort angeführten Wunderthaten des Heiligen gegeben sind.

Als Urheberin dieser Bearbeitung des Breviers nennt sich Anna Goldekarin 'cze Judenburk sand Clâren orden', die aus Dankbarkeit für eine durch den wunderthätigen Einfluß des h. Ludwig an ihr vollzogene Heilung in Folge eines Gelübdes 'gegenwürtigs puechel in den êren des lîben sand Ludweigen von latein czu der deutsch hat lâssen machen'. An die Legende reihen sich auf den Gesang berechnete Verse, Hymnen und Gebete an, welche die Erzählung begleiten und den Gang derselben mehrfach durchbrechen. Während die ganze Beschaffenheit des Denkmals mit der gewöhnlichen Einrichtung des Breviers in genauester Übereinstimmung steht, ist an éiner Stelle, in der neunten Lection, insofern eine Abweichung bemerkbar, als das Capitulum und der Hymnus 'Der finstern welt das liecht erschein' dem Abschnitte 'Laudes' vorausgeht, statt in ihm enthalten zu sein. Doch ist nur der sogenannte Nocturnendienst mit voller Ausführlichkeit behandelt; von den 'Tagzeiten' sind bloß die Vesperae und die Capitel der Sext und Non angeführt, insofern nämlich dieselben besondere für das Fest des h. Ludwig bestimmte Gesänge und Gebete in sich schließen.

Die einzelnen Lectionen sind der auf die Heiligsprechung Ludwigs bezüglichen päpstlichen Bulle vom 7. April 1317 entnommen und bilden eine bald wörtliche, bald freiere Übersetzung derselben. Auch die an die 'Lecciones infra ebdomadam' am Schluß des Breviers ge-

*) Siehe Germania Jahrg. XX, 437 ff., XXI, 338 ff., XXII, 437 ff.

fügte Aufzählung der Wunderthaten stimmt ganz zu dem Bullarium romanum, nur daß in diesem vier 'miracula' mehr verzeichnet sind, während hinwider in unserem Denkmal acht Wunder, die letzten in der Reihe, neu hinzugethan sind.

Die Handschrift ist auf 12 $^1/_8$ Blättern sauber und deutlich geschrieben; jede Seite enthält 21 rothliniirte Zeilen. Die am obersten Rande der Handschrift vor Beginn des Textes befindliche Jahreszahl 1309 kann die Zeit der Niederschrift schon darum nicht bezeichnen, weil Ludwig (Tolosanus), wie bereits oben bemerkt ist, erst im Jahre 1317 vom Papste Johann XXII. heilig gesprochen wurde. Aber auch die Sprache des Denkmals trägt deutliche Kriterien einer späteren Aufschreibung an sich. Formen wie *derwarfen* (plur. praet. von *derwerben*), *alzehants*, die allgemeine Anwendung von *leich* = *lîch* in Adjectivzusammensetzungen u. v. a. weisen sogar auf eine erst in den Verlauf des 15. Jahrhunderts fallende Entstehungszeit hin. Als hervorstechende theils grammatische, theils orthographische Besonderheiten sind namhaft zu machen:

der bereits vollendete Durchbruch der nhd. Diphthonge *ei* (*ai*), *au* und *eu*; der häufige Mangel des Umlauts von *a* (*machtichait*, *almachtig*, *tagleich*, *vaterleich*, *pabstleich*, *verganchleich* u. s. w.), *u* (*chunich*, *sunter*, *jungeling*, *prustel*, *prustelein*, *stukweis*, *derfullet*, *schutund*, *uber* u. dgl.), *â* (*sâlig*, *sâlichait*, *andâchtichait*, *gedâchtnus*, *jârleich*, *andâchticleich*, *sâlicleich*, *gnâdicleich*, *undertânig*, *wârn*, *charchâr*, *peichtigâr*, *derledigâr*); der durchgängige Gebrauch von *ue* (*u*, *ü*) für *uo*, *üe* z. B. *muet*, *gemuet*, *prueder*, *pruder*, *prüder*, *muem*, *chluechait*, *hueb*, *tuet*, *wuechs*, *ruft*, *fues*, *füs*, *fürt*; der öftere Eintritt von *a* für *o* in *wart*, *warten*, *geparn*, *warden*, *wanen*, für *e* in *macht*, *machten*, *o* für *a* in *nomen*, *voder*, *vond*, *dor inn*, *dor under*, *ô* für *â* in *dô*, für *œ* in *grôs* = *grœze*, *pôs*, von *î* (*ŷ*) für *ie* z. B. *lib*, *lîcht*, *dînst*, *dînen*, *verdînen*, *zîren*, *gehîssen*, *vîr*, für *üe* z. B. *diemîtich*, *diemîtichait*, von *ei* für *eu* in *freien*, *freid*, *leichten*, *derleichter*; die beliebte Schreibung von *y* für *i*, *aü* für *au* (*aüf*, *aüs*, *aüch* u. s. w.), *ö* für *o*, *ô*, *œ* (*möcht*, *grösser*, *gehörn*); die im Anlaut gewöhnlich und öfter auch im Inlaut stattfindende Verwendung von *p* für *b*, z. B. *pant*, *pauch*, *pett*, *perk*, *pild*, *prunn*, *praut*, *prôt*, *plint*, *pôs*, *pinter*, *prâcht*, *gepot*, *gepurd*, *anplik*, *peispil*; der Wechsel von *b* mit *w* und umgedreht in *gewen*, *gegewen*, *swewen*, *Judenwurk*, *awer*, *erwercleich*, *gegenbürtig* neben *geben*, *gegeben*, *Judenburk*, *aber*, *gegenwürtig*; die Erhärtung von inlautendem *d* zu *t* in *henten*, *panten*, *pinter*, *plinten* u. ö.; die allgemein verbreitete Schreibung *ch* für *k* (*c*), *ck*, z. B. *chint*, *chnab*, *chnie*, *chreuz*, *chrank*, *chrancher*, *chunich*,

dertranch, nacht, von *s, ss* für *z,* z. B. *flôs, lies, fues, fleis, gehais, grôsser, lâssen, gehîssen,* von *cz* für *z, tz.*

Daran reihen sich mehrfache theils für die Formen-, theils für die Wortbildungslehre charakteristische Eigenthümlichkeiten, nämlich:

die allgemeine Apokopirung des *e* am Nomen und Verbum, z. B. *hirt, chnab, tag* (pl.), *chnecht* (pl.), *sunn, chrôn, muem, lêr, hœch, diern, der heilig, sâlig, obrist, das êwig leben, sein = seine, an sech = sêhe, west, fürt, rett = redete, rette* u. s. w; die häufige Synkopirung des *e,* z. B. *wârr, volchemêrr, ôrn = ôren, lain = laien, seinn = seinen, reinn = reinen, gots = gotes, fleischs, gegenwürtigs, wechseins, frœleichs, diemuetigs, alz = allez, hœrn = hœren, wârn = wâren*; das öftere Fehlen des genitivischen *s* beim Substantiv und substantivischen Infinitiv, z. B. *got, pischolf, stern, jungeling, himelreich, peichtiger, leben, Ludweig*; *eu* für *e* als beliebter Endungsvocal des acc. fem. sing. vom Adjectiv und Pronomen, z. B. *claineu zeit, grôsseu mitlaidung, besundreu muem, alleu pôsheit, unsreu natûr, diseu welt, andreu,* ja selbst des acc. sing. und plur. masc., z. B. *alleu sein nutz, alleu tag, welcheu,* ferner für *ie* in *deu, seu*; *dei* (acc. pl. masc.) für *die, sei* (acc. sg. fem., nom. acc. pl. masc.) für *sie*; *dê* und *sê* als nom. und acc. pl. masc. und *n.* für *die, sie*; die Bildungsform des schwachen praeteritum auf *at* in *achtat, opfrat, chestigat, versmâhat, derclagat, derledigat*; der Ausgang des participium praes. auf *und* in *leuchtund, schutund*; die beliebte Erscheinung des Praefixes *der = er* in Verben und Nomen als echt österreichische Spracheigenthümlichkeit, z. B. *derchennen, derclagen, derchuchen, derheben, derledigen, derleuchten, derparmen, derschainen, dersehen, dertrinchen, derweln, derwerfen, derzaigen, derleichter, derledigar, derledigung, derfullecht*; die allgemein übliche Form *leich* für *lîch, lich* in Zusammensetzungen wie *tagleich, jârleich, mœsleich, vaterleich, andâchticleich* u. s. w.; die Adverbialform *alzehants.*

Überdiess will ich folgende mehr vereinzelte Abweichungen der Laut- und Formenlehre verzeichnen: *a* steht für *e* in *phart, vargên, heiligan*; *o* für *e* in *hôchfortig, vorgieng*; *e* für *o* in *ungewendleich*; *y* für *e* in *ys, werdyn,* für *ie* in *dy*; *â* für *ê* in *gân* (= *gên, gegen*), für *ô* in *zâch, hârt, genâs* (?), für *ai* in *châser, bizâhat,* für *au* in *hâpt*; *ê* für *æ* in *gechrênt,* für *ei* in *lêd, trêt*; *ô* für *â* in *vrôgt, nôch*; *oi* für *ei* in *erschoin*; — *f* für *b* in *derwarfen, w* für *v* in *weracht, b* für *g* in *säubt, d* für *t* in *tôdes, voder*; ausgefallen ist *r* in *edreich, n* in *afanch, gemaischaft, morges,* t nach *ch* in *nichs, gedâchnus, ch* in *menslachs, besaut, h* in *hôst, c* vor *h* in *zaihen, chranhait*; eingeschoben ist *i* nach *l* in *voligen, d* nach *n* in *ungewendleich, ch* nach *s* in *geschelschaft,* zwischen *a* und *t* in *achtacht, derclagacht, verwundrachten.*

Ich merke ferner an: die Endung *en* als nom. sg. fem. in *chirchen, leczen*, die Pluralformen *tåg, engeln* für *tage, engel*, die synkopirte Form *wern* = *werden*, *lentig* = *lebendig*, praes., inf. und part. *chemen* für *kumen, komen*, das praet. *leuf* = *lief*, die (österr.) Verwendung von *lernt* = *lêrte*.

Weder die Verse der Hymnen und Antiphonen u. s. w., noch die Capitelüberschriften sämmtlicher Bestandtheile des Breviers sind in der Handschrift abgesetzt. Nach den allerwärts vorbrechenden Reimen wird man aber auf eine ursprünglich meistentheils gereimte Beschaffenheit des Denkmals schließen dürfen. Ich habe in dem folgenden Abdruck die Hymnen und jene Theile der übrigen Abschnitte, die einen deutlichen rhythmischen Anstrich zeigen, so gut es gieng, in Verszeilen niederzuschreiben versucht, oder aber wo, wie in einigen Lectionen und an andern Orten vereinzelte Reimklänge wahrnehmbar sind, diese letzteren durch Cursivschrift hervorgehoben. Sprachlicher Besserungen habe ich mich fast gänzlich, zwingende Fälle abgerechnet, enthalten und nur die gröbsten Auswüchse der Schreibart geregelt, z. B. *y* durch *i*, *aü* durch *au*, *cz* durch *z*, bezw. *tz* bezeichnet und ebenso die überflüssige Dopplung der Consonanten in Wörtern wie *chinnden*, *hütter*, *laytter*, *feynn*, *ynn* u. dgl. beseitigt. Um die brevierhafte Einrichtung des Denkmals zu veranschaulichen, gebe ich jedesmal, auch wo sie in der Handschrift fehlt oder bloß durch Anfangsbuchstaben ausgedrückt ist, die Bezeichnung der Titel der verschiedenen Bestandtheile und bei den Antiphonstrophen zugleich der Psalmen, auf welche Bezug genommen wird. Diese Titel sind in der Hs. meist stark abbreviirt, so bezeichnet z. B. *Aŭ* = Antiphona, *P's* = Psalmus, *R'* = Responsio, *Cap̄* = Capitulum, *Orō* = Oratio u. s. w. Den einzelnen Antiphonen hat eine spätere Hand die Ziffern der zugehörigen Psalmen beigefügt. Schließlich bemerke ich, daß die eingeklammerten Worte und Buchstaben in der Hs. fehlen.

Hie hebt sich an die histori von sand L[u]dweig.

[*Vesperae*]

Antiphona. Ps. 109. Der heilig sand Ludweig, ein sun des ewigen chunigs, stet zu der rechten hant in dem vaterleichen hœhsten thron.

Aña. Ps. 110. Er ist ein grosser peichtiger, gepaut in der forchten des herren, und wuechs als ein himlischer man in der lib des almachtigen got.

Aña. Ps. 111. Er tailt sein hab armen leuten und wart gechreftigt in der gerechtichait.

5 in seyns vaterleichen höhstem thron. 7 grösser. 8 förchten.

Aña. Ps. 112. Er lobt den herren leuterleich; wenn er in auz der hœch dersach, ein warr vater der diemütigen, fürt [er] in in die ewichait.

Aña. Ps. 116. Von der gemain der christen*hait* wirt got frœleichs diemütigs lob *gesait*.

Capitulum. Ich hab begert und dar umb ist mir geben warden die chestigung meines leibs.

Hymnus.

Do daz liecht der welt erschain,
do ensprang von der sunn ein stern rain:
sand Ludweig; aus dem nomen sein
beza(ic)hat [man] heilige ler fein.
Er was ein chind seins gemuetes,
doch was er ein volchemerr man seines sinnes.
Er wart gefürt gan Argoniam,
geben für den vater sein,
der liecht stern an dem himel fein,
dor inn er ewichleich beleibt
und tre(i)t ein chron der ewichait.
Des obristen vater machtichait
vercher uns allen presten, der uns ane leit.
Des helf uns der heilig herr sand Ludweig,
das wir chemen in das ewig reich.

Versus. Pit für uns, heiliger sand Ludweig.

Responsum. Das uns nach volig das versprochen reich.

Ad Magnificat, Aña. Sand Ludweig, ein vas des lichts, hat noch gevoligt dem schein der sunn und hat versmacht das reich der welt; dar um sitzt er mit dem scepter zu seines vater zesemer hant.

Oratio. Herr, nu verleich uns durch des werdin willen, des liben sand Ludweigen, das wir nach vol-

1 er; *dieser.* 2 dyemuetigen. 5 fröleichs. 8 ympnus. 8 ff. *Man vgl. zu diesen ersten Versen des Hymnus und zur Antiphona ad Magnificat den Anfang des in den Acta sanctorum vom 19. Aug. (Antverp.) p. 804 mitgetheilten, auf den h. Ludwig gedichteten Hymnus des Sedulius:*

Vergente mundi vespere sol mundo misit hesperum,
Qui, micans ut in aethere, lucem monstravit operum.
Ludovicus per omnia ductu divinae gratiae
Vectus est, ab infantia solem sequens justitiae etc.

14–15 *Ludwig, Sohn Karls II. von Anjou, wurde, als er zwölf Jahre alt war, in Folge der Gefangennehmung seines Vaters durch König Peter III. von Aragonien in Barcellona sieben Jahre lang als Geisel festgehalten.* 21 des. 25 lichcz. 28 zesem. 29 verdynn.

gen seinem weg also, das wir besitzen das ewig leben.

[*Matutinum.*]

Invitatorium. Ps. Venite. Den chunich, der do regiert alleu *ding*,
den loht daz herz geleich mit der *stim*;
in den eren sand Lud*weig* sich freit
ewic*leich*.

Hymnus. Do alle ding geswigen besunder,
do begund ze singen die stimme
der gelaubigen sand Ludweigen grosseu wunder.
In der nacht diser welt
begund ze leichten der grosse helt;
von dem gemuet des jungeling
schain ein licht, daz erleuchtet alleu ding.
In diemitichait opfrat er got sein gepet
und vlog mit seim gemuet in den himel, do
er in stet.
Der claren liligen reinichait
geleicht in den engeln allen,
die gros seiner steten diemitichait
fürt in in den himel mit schallen.
Die mitleidung der gütichait
hat in besessen allen,
durch den dinst der armen leut
mocht er got wol gevallen.
Dem vater, dem sun, dem heiligen geist
wert gegewen aller maist;
aller herzen dimitichait
geit in die salig cristenhait. Amen, das
geschech.

In dem erstem nocturn.

Antiphona. Ps. Beatus vir. Do der heilig sand Ludweig versmahat
den chunikleichen stuel,
do ward er gesatzt in die hoste schuel.

35 Aña. Ps. 2. O ir cha(i)ser und ir chunik, vernempt und fürcht den scheffer: mit dem

8 Ympnus. 13 von des. 19 engel. 20 grös. 32 Betus. 34 schül. 35 chäser. ver nemp.

peispil des lieben sand Ludweigen
lernt lieb ze haben euren derledigar.

Aña. Ps. 3. Den heiligen sand Ludweigen enphie
der herr erwerc*leich* und derledigat in
von allem truebsal tugent*leich*.

Versus. Amavit eum dominus [et ornavit eum].

Responsum. Stola glorie induit [eum].

Die erst leccen.

Pischolf Johannes, ein chnecht aller chnecht gotes, allen getreun Christi, die ansichtig wer(de)n dei gegenbürtigen prif, gib(t) das hail und pabstleichen segen. — Do die sunn der welt erschain, do wart geparn der aingeparn sun des almachtigen vater, der im a(n)fanch mit seiner weishait das e(r)dreich beschuef, mit seiner cluechait die himel zirt mit dem gestirn, der durch als menschla(i)chs hail an sich nam unsreu natur und dekt [mit dem] nebel unsers fleischs sich selbe(n). Do nu cham die letzte zeit, do beschaut er alleu ding und verpracht ein wunderleichs werch vol aller clarhait und derzaigt sein gütichait: sein liebe praut, die heilig mueter der chirchen, begabt er also mit eim edlem sam.

Tu autem, [domine, miserere nobis.]

[Responsum.] Sand Ludweig begund dem herren
ze heiligen den muet sein
und zemen seim leichnam rein;
die welt mit iren chinden
begund er uberwinden.

Versus. Mit seiner aigen vernunft
folgt er nach Marie frucht.

[Repetitio.] Die welt mit iren [chinden
begund er uberwinden].

Die ander leccen.

Der do tuet zai(c)hen ane *mær*, der hat sein lieben peicht*iger*, den heiligen sand Ludweigen, mit clarhait umbgeben, mit gotleicher lieb umbfangen, derwelt mer wenn aus tausent scharen. Dar umb frein sich die himel und derheb sich das e(r)dreich; peideu himel und erdreich mit ein ander froloken mit sand den andern creaturen ane zal, die got dienent alle tag, wenn der mit

1 peyspyld der des. 13 ain afanch. 15 menslachs. dekt *u. s. w.: texit nube nostrae carnis fragilis semetipsum (Bullar. rom. Tom. I. Luxemburg. 1727. p. 191).*
23 sein. 31 mär. 33 tauesent. 35 fröloken.

seinem saligem *leben* begund in dem tempel *swewen*, den hat der chunik almachtic*leich* gechrent in dem ewigen himel*reich*.

Tu autem ...

Responsum. Er ist des waren Salomones speis,
wenn er mit allem seinem fleis
versmacht die welt also clain,
und ward derleucht als ein spiegel rain.

Versus. Er vermaid die poshait diser welt,
dar umb satzt in got in das ewig gezelt.

[Repetitio.] Und ward [derleucht] ...

Die drit leczen.

Der herr des himels gab im das ewig reich,
die engeln und die heiligen namen in in die gesel-schaft reich;
in speist got tagleich in dem himelreich.
Der salig aus chunicleichem sam
entsprang von seim vater Karolo von Silicia, chunik lobsam,
und von seiner muter Maria, hoch genant:
aus Silicia und Ungerlant
nam er sein gepurd wol bechant.
Er versmacht die hohe gepurde sein
und het lieb die diemüetigen herzen rein,
wen er wol west, das der obrist herr
an sech die hochfortigen von verr
und die diemutigen all
fürt er in das himelreich mit schall.

Tu autem ...

Respons. Der heilig sand Ludweig lies diseu welt,
wenn er nicht wanen wolt under irem zelt;
wenn er versmahat des e(r)dreichs aitelchait,
dar umb ward im gewen in dem himel die ewichait.

Versus. Er warf uns für ein lautre ler,
das wir nicht nach folgten der welt er.

[Repetitio.] Wenn er ver[smahat] ...

1 lebem. 4 ist = izzet. 13 geschelschafr. 15 got tugentlich mit ym ynn dem b. *Vgl. Bullar. rom. p. 191, §. 1: Christus hunc reficit idem ipse prandium et convivia.* 19 müter. höch genant. 21 gepürd. 22 versmächt. 25 höch-fortigen. 30 inder irē. 31 edreys.

In dem andern nocturn.

Antiphona. Ps. 4. Er rüft an den herren sein,
do er was in grosser pein,
der im ze staten cham zehant
und ringet im alleu seineu pant.

Aña. Ps. 5. Er het lieb den herren des himelreich,
der im gab das ewig reich.

Aña. Ps. 8. Dem herren wirt das loh volpracht aus der unschuldigen mund,
dar umb bewart sei der ewig hirt heut und ze aller stund.

Die vird leczen.

Wie wol das ist, das alleu reineu guetcu werch des lieben heiligen sand Ludweigen nicht mugen werden volpracht mit wenik warten, doch mit der hilfe gots wil ich etwie vil zu nutz einem iedem menschen dar aus clauhen, do mit seu den himlischen vater geloben mugen und chemen megen auf das phat einer seligen regel. Der heilig sand Ludweig, als is bewart ist mit zeugen, den ze gelauhen ist, in seiner jugent trueg er under seinem *herzen* weishait vil an allen *smerzen*.

Tu autem ...

Responsum. Der heilig sand Ludweig priesterleich
enphie die weich wirdicleich;
das volpracht an im der sun der maid,
wenn er im anlegt ein weisses claid.

Versus. Pit für uns arme, die mit sunden umhegehen sind.

Repetitio. Das volpracht ...

Die v. leczen.

Er wart gefürt in Cathaloniam mit zwain aus seinen prudern, do [er] gegeben wart zu einer derledigung des chunichs, do er sich der lernung also ergab, das er in sihen jaren mit der underweisung seiner prüder, die er mit im het zu gesellen aus sand Franciscen orden, in der heiligen schrift ward ein derleichter man

15 gocz. etwe. — *Vgl. Bullarium rom. p. 191, §. 2: aliqua tamen de quamplurimis ad utilitatem legentium referemus* etc. 19 iungt. inder. 18 ff. *Hiezu vergleiche man das Bullarium rom. ebd. §. 3: Sanctus iste, sicut probatum est testimoniis fide dignis, in aetate existens tenera, sub magistri religiosa diligentia cum suis fratribus tenebatur. Ipse tamen ibi maturis intendendo moribus sub tenello pectore gestare se senilem animum ostendebat.* 27 volprach. 30 derledigund.

also, das er nicht heimleich derzaigt sein ler, sunder offenleich und lobsamleich lernt er die gelerten mit sant den lain das wart des herren, wenn im die selb mer geistleichen wen menschleichen wart gegossen in. Er was emzig an seim gepet, wenn er es dar umb tet, das des menschen diemietichait drung in den himel vur die gothait.

Tu autem ...
Responsum. Sand Francisci sun, der vil rein,
begund versmahen ein pischolf sein.
Versus. Der herr bedacht in seim gemuet,
wie er seineu schafel wol behuet.
[Repetitio.] Beg[und versmahen] ...

Die sechst leccen.

Zu der zeit, do er sich derclagat seiner missetat, do hart er mess mit grosser andacht*ichait* und zu aller hochzeitleicher *zeit* enphie er den minnicleichen leichnam mit grosser *freid*. Als snell er priester ward, do volpracht er alleu tag das ampt der heiligen mess und tracht nicht anders, nuer wie er mächt volpringen das wart gots, wenn das selb ze aller zeit flos aus seim *herzen*, do mit er den armen süntern verchert allen iren *smerzen*. Sein cheusch fürt er von seiner jugent also, das er floch die gemai(n)schaft der fraun, nuer alain mit seiner muter und mit seinen swestern, awer mit chainer rett er besunder.

Tu autem ...
Responsum. Er wuechs dem Joseph zu eim sun,
wenn er got salicleich erchent,
und legt das an seinen frum,
das im got het genent.
Versus. Er versmacht der fraun prustelein,
do mit genert werden der chunik chindelein.
[Repetitio.] Und legt das an ...

In dem dritten nocturn.

Antiphona. Ps. 14. Der salig want in dem sal des himels frœleich,
wenn er uberwand alleu poshait rainicleich.

4 waz enczig. 4—5 dar vmb tet: dar vmb das. 11 schaffel. 18 secht. 14 derclagach. do er — missetat; *nachdem er gebeichtet hatte.* 15 höchczeytleycher. 19 gocz. herczem. 20 sünter. 21 iungt. 22 müter. seinem. 25 wüch. *Dieser Vers ist, im Zusammenhang mit den vorausgehenden Sätzen der 6. Lection, wohl als bildliche Anspielung auf die Keuschheit des Heiligen zu deuten.*

Aña. Ps. 20. Herr, du hast dein heiligen gesegent süssicleich
und hast in pracht in das ewig himelreich.
Aña. Ps. 23. Er was rain in dem herzen und an seim werk
und staig auf den aller obristen perk,
der im von got wart gegewen;
do trank er das wasser des ewigen leben.

Die sibent leczen.

Er west wol, das ein poses weib pittrer wer wan der tod, darumb versmacht er ze hœrn ireu wart und straft se dar umb herticleich, das se nicht teten weipleich. Durch derzeugnus seiner reinichait lagen ze aller zeit zwen oder etwann vir in seim gemach. Mit dem lieben sand Pauel chestigat er seinn leib. Er raib sich auch ze aller zeit mit aisnein cheten. Er trueg auch an plosser haut ein wechs cilicium, dor under ein scharfen strik, der im durch pais seinn leichnam unz auf das pain.

Tu autem ...
Responsum. Er versmacht ein grosser pischolf sein,
do für dint er den armen leuten rein.
Versus. Er riet den sundern vaterleich,
wie se machten besitzen das ewig reich.
[Repetitio.] Do für [dint] ...

Die acht leczen.

Von grosser lieb der ewich*ait* versmaht er der welt aitelch*ait*. Der heilig sand Ludweig versmacht die welt geleich mit aller ir posh*ait* und het lieb die goth*ait*. Die zeit er in der fanchnus was, do versprach er in ze varn [in] den minner orden auf dem perg Pesselano.

Tu autem ...
Responsum. Der diener des herren
dient den armen,
wenn er gab speis irem leib und wuesch
in ireu hent und fues
und legt sein minnicleichs anplik
nider in das chat dik.

4 seynn. 11 hörn. 12 dar vmb das se. der czeugnus. 14 *Vgl. Bull. rom. 192, §. 8.* 15 chethen. 20 do für *doppelt.* 21 sunder. 27 versmächt. 30 *in conventu fratrum de Monte Pesulano (Bull. rom. 192, §. 9).* 34 er yn gab. wüsch. 36 mynnycleys.

Versus. Im derparmt die wunden seines herren fain
und hewaint deu in dem herzen sein.
[Repetitio.] Und legt sein min.....

Die neunt leczen.

Er derchant, das den das gepot gegewen wær, was se ge hissen, das ses scholten halten stet an als gevær. Nach des hei ligen, unsers vater Bonifacio, saligen rat, das er volpræcht da gehais der chirchen Tholosane, do antwurt er, is macht nich gesein als lang, das derfullet [wær] das gehais sein. Alzehan enphie er den selben orden in der gegenwürtichait des saliger pischolf Johannis, der die selb zeit des selben orden was obriste minister. Also volpracht [er] ganzleich sein gehais und was under tanig pabstleichem gepot.

Tu autem ...

Responsum. Die leuchtund lucern auf dem cherzenstab seinei
wirdic*hait* derschain wunder*leich*. Er hielt das recht
in seiner *hant* und pracht die is verdinten in das
ewig *lant*.
Versus. Er pran innen heilicleich
und tailt sein chunst tugentleich.
[Repetitio.] Er hielt das [recht] ...
Responsum. Er leht gar ein claineu zeit
und starh dar nach an seim leip;
dar umb gah im unser her das himelreich
und derledigt in aus dem charchar tugentleich.
Versus. Mit wunderleichen werchen er derschain
und achtat den nutz der welt clain.
[Repetitio.] Darumb [gab im] ...
Capitulum. Ich hab hegert und ...
Hymnus. Der finstern welt das liecht erschoin,
do sich sand Ludweig freit in dem liechten thron.
Er derleucht die plinten wunderleich
und geit den chranchen iren gesund tugentleich.

2 bewart. 5 wär. 6 ff. Nach des heiligen *u. s. w. Papst Bonifaz VIII. wollte Ludwig noch vor dessen Eintritt in den Minoritenorden zum Erzbischof von Toulouse ernennen. Ludwig bestund aber darauf, früher sein in der Gefangenschaft abgelegtes Gelübde, in den genannten Orden einzutreten, zur Ausführung zu bringen. Vgl. die Acta sanctorum vom 19. August, p. 781. Bull. rom. I, 192, §. 9.* 7 volprächt. 8 antwürt. 9 derfullecht. 16 deschain. 27 achtacht. 30 ympn'.

Die orn tut er auf den ungehœrn
und gewert se als, des se begern.
Er derledigt alle, die in trübsal sind,
und geit wider das leben seinen chind.
Frei sich das haus der Franken und Sicilie geleich,
do mit Aroganum und dss Ungerreich;
die chirchen freit sich des lichten stern,
von des gepet si mag gewert werden.

Laudes.

Antiphona. Ps. 92. Das haus der weishait wol gepaut
hat sand Ludweig gnadicleich beschaut.
Aña. Ps. 99. Er chost der gütichait Jhesu süssicleich,
dar umb lebt er imer und ewicleich.
Aña. Ps. 62. Er wacht aus der massen fleissicleich,
unz das er cham in das himelreich.
Aña. [Ps. Cant. Dan. 3.] Lob den herren, der dir geit den segen,
das er dir geb das ewig leben.
Aña. Ps. 148. Sand Ludweig lobt den herren sein,
das er im geb das ewig leben rein.
Aña. Ad benedictus. Sand Ludweig von dem vater sein
gab der welt den ewigen schein.
Er was ein hüter seins ewigen genas
und fürt se do hin, do er was.

Oratio ut supra in vesperis.

In secundis vesperis.

Antiphonae de landibns. Ps. Dixit dominnm cum reliquis de confessore et pontifice.

Capitulum. Optavi et datus est.

Hymnus. Do das liecht der welt erschain ...

Ad Magnificat, antiphona. Ein liecht derschain aus der gothait
der heiligen chirchen der cristenhait,
do sand Ludweig rain nnd clar
uns pracht alle dar.

Oratio. Herr, du pist der, der sein chirchen mit wunderleicher schikung ze aller zeit mit dem schein der heiligen derleuchtst. Nu verleich den, deu sich der gedach(t)nns des

1 tüt. 4 seinem. 6 vngereych. 11 besaüt. 14 aüstemassen. 19 *das zweite* das *doppelt.* 22 ewen. genas = genôz? 29 ympnus. 35—36 derleucxt. 36 gedachnus.

heiligen sand Ludweigen, deins peichtiger und pischolf, frein, das wir zu seiner geselschaft salicleich werden gepracht. Amen, das geschech.

Capitulum ad sextam. Mir sind chemen alleu gueteu *ding* mit sand der weishait an *misseling* und ich hab mich gefreit in allen dingen, wenn mir die weishait vargie und ich nicht derchant, daz si wær ein muter aller *ding*.

Capitulum ad nonam. Mir hat gegeben got aus dem urtail ze lernen, ze nemen die wirdigen, die mir gegeben sind, wenn er ist ein laiter der weishait. Deo gratias.

Infra ehdomadam lecciones.

Leccio prima.

Nach dem gehaiss seins voders trueg er die wat verporgen unz an sand Agathentag. In dem selben tag vor zwain cardinalen enphie [er] sei offenleich und trueg sei darnach steticleich; von dem selben tag unz zu sand Peter trueg er sei und lert do cristenleichen gelauben. O wie ein wunderleichs und ungewenleichs ding, das der tugentreich *man*, der nie weltleichs handel *began*, wart gesetzt in den ewigen thron, er versmacht chunicleichen sal und für die aitelchait und freid der verganchleicher *welt* cham er in das ewig *zelt*! Tu autem etc.

Die ander leczen.

Er het grosseu mitlaidung mit den armen leuten, den er reichleich, haimleich und offenleich mit tailt seiner hab, und do er pischolf was ze Tholosania, do nam er ein, der do west sein haimleichait, und lies beschreiben alleu sein nutz, und was im mæsleich mecht genuegen zu seim hof zu einer clain narung, das hies er behalten und das ander als gehen armen leuten. Tu autem etc.

2 geschelschaft. 8 *Der Reim forderte* gieng *statt* gie. 9 wär eyn müter. 12 laytter. 15 ebdomodam. 17 *Unter* voder *ist hier (wie in der 9. Lectio der 3. Nocturn) der oberste geistliche Vater, nämlich Papst Bonifaz VIII., gemeint. Vgl. Bullarium rom. I, 192, §. 9.* 20 zu sand Peter; *vgl. Acta SS. 781*[b]. 21 vngewendleychs. 29 ein = einen. 30 vnd lyes beschreyben *u. s. w. Vgl. Bull. rom. ebd. §. 11: per unum suum familiarem secretarium mandavit inquiri de suorum quantitate redituum* etc. 31 mäsleich.

Die drit leczen.

Do er zach gan Paris, vand er einn armen nachten menschen, dem er haimleich gab ein chutten, die er selh trueg, und in einer gehaim hies er im ein andreu machen, wenn er des sicher was, das den parmherzigen nach volgt die parmherzichait. Er hedacht, das got derhueh die diemuetigen. Er het auch tagleich in seiner speis XXV armer leut, den er tagleich raicht das wasser zn ieren henten, er trueg in auch die speis für mit seinen henten, er snaid in auch selh für das prot, viel nider für se auf seineu chnie und hesucht oft im tag und in der nacht die spital armer lcut. Tu autem, domine.

Die vird leczen.

Er west wol, das deu giengen in waichem claid, nicht geloht würden von got; darumh als snell er enphie deu ander weich, trueg er ein ainfoltigs gewant als sein gewant und auch do er auf lag, was als von wäschen har. Sein ampt verpracht er mit grossem fleis. Er hielt auch andachticleich alleu tag das ampt der mess. Er volpracht selh mit grosser forchten die heilig weich den, die er hegnaden wolt, und fragt seu fleissicleich, oh se warn cristenleichs gelauhen und eins reinn leben. Mit gotleicher lieh underweist [er] die [juden] und die haiden cristenleichen gelauben, und welcheu er pracht zu der tauf, die hueb er daraus mit aigen henden. Tu antem.

Die v. leczen.

Do der heilig sand Ludweig verzert seineu tåg, und cham zn got, dem lentigen prnnn, darnach in lange zeit gedürst het, und starh in seiner chran(c)hait. Und an seinn lesten zeiten mit grosser andacht und reu enphie er den werden leichnam unsers herren. Do man im den zu trneg, do stuend er also chrancher auf aus dem pett und leuf engegen seim hailant. Man gab das chreuz in sein hant, do für er chniet und ert die marter seines hern. Und als er hie ein reins und ein saligs lehen het gefürt unschuldicleich, also nam in got in das ewig himelreich. Tu autem ...

Die sechst leczen.

Es was ein jnnchfrau zwair jar alt, die das [fieher] het zwai maned und do mit starb. Nu versprach ir vater dem heiligen sand

9 pröt. besücht. 14 trueg er eyn aynfoltigs gewant = *semper veste humili usus fuit (Bull. rom. ebd. §. 15).* alz. 15 wäschen; *s. oben S. 109, 16 und vgl. mhd.* was, wahs. *Schmeller, Bayer. Wb. II², 839.* 18—19 cristenleychz. 20 *Vgl. Bullarium rom. p. 192, §. 17.* 24 *Über die Pluralform* täge *s. Weinhold, Bair. Gr. 341.* 26 grösser. 28 czü 33 secht. 34 iunfräv.

Ludweigen in seinn eren ein wechseins pild ze machen und im ze opfern, ob er wider gæb das leben seiner tochter: do ward si ze hant derchucht und saugt die prustel irer muter.

Exemplum. Es was ein chind sechs jar alt, das umbgeber was mit dem tägleichem fieber und do mit starb, und von den gehaissen seines vater ward [im] geben sein gesunt.

Miraculum. Ein junchfrau im sibenten jar die le(i)d das täg leich fieber drei wochen und starb do mit. Do teten ir freunt ein gehais sand Ludweigen: do enphieng si wider das leben.

[Miraculum.] Ein frau enphie zwo tochter. Nu starb ir einer in dem pauch und fault dar inn. Do das chind stukweis her aus wart gezogen, do warfen is die ammen auf ein mist und ver sprachen dem heiligen sand Ludweigen ein opfer. Do ruert sich die junchfrau und wart getauft und lebt darnach siben maned.

Miraculum. Ein chind in dem sibenten jar wart funden in seim pett todes. Do versprachen sein freunt sand Ludweigen ein gab: alzehants wart das chind gesunt.

Miraculum. Ein frau in grosser chranchait gab auf ir leben Do santen ir freunt zu sand Ludweig und derwarfen ir das leben

Aliud miraculum. Ein chind enphiel der ammen auf die erd das is in acht jarn nicht mocht gehœrn. Do versprachen seu i sand Ludweigen, do ward is gesunt.

Aliud miraculum. Von dem tagleichen fieber verlos ein mar sein red ein ganz maned. Do versprach man in zu sand Ludweiger grab: do ward im wider gewen sein red.

Miraculum. Ein geistleicheu frau von dem starken fieber wart si chrank in allen iren gelidern, das si in xij tagen aus iren pett nie cham. Do pracht man ir sand Ludweigen sekch: als sne man seu ir an deu fues legt, do wart si derledigt.

Miraculum. Ein man wolt nicht gelauben haben an die zei chen sand Ludweigs; do ward im verchert sein hals und sein augen vj tag. Do versprach er sich zu sand Ludweigen grab alzehants ward er gesunt.

Miraculum. Ein frau gewan ein todes chind, do von si ver gicht ward in henten und in füssen. Do versprach si sich in sand Ludweigs chirchen, dor in si entslief: do wart si gesunt.

2 gäb. 3 saübt. müter. 4 *Nach dem Bull. rom. §. 20 ist es ein Knab von fünf Jahren.* 13 ruet. 17 alczehancz. 21 möcht gehörn. 23 verlös. 28 sechk. *Vgl. Bull. rom. §. 27: portato sibi pedali panno, qui quondam sancti huju dicebatur fuisse.* 33 alczehancz. 36 ludweyg.

Miraculum. Es warn zwen ritter in Pehein, die warn ze aller zeit feint. Nu fie der arm den reichen und verderbt in. Nu ward er dar umb gefangen. Do man in scholt verderben, do hegert er eins peichtigar; den vrogt er rat, ob er im icht geraten chund, das er belib bei dem leben. Do sprach er, er scholt an rüfen den neun heiligen sand Ludweigen. Als snel er das tet, do derschain er im in einer chütten und in eim pischolfmantel und derledigt in aus allen panten. Do man in des morge(n)s scholt für füren und sahen in ledigen, des verwundraten seu sich. Do sagt er in, wie in sand Ludweig derledigt hiet. Do gab er all sein [hab] zu eim closter in der selben stat in den eren sand Ludweigen und wart zu eim minner pruder.

Miraculum. Es was ein chaufman, dem dertranch all sein hab in dem mer, der begie jarleich den tag sand Ludweig mit grosser wirdichait. Dô im der schad geschach, das er nich(t)s mer het, do gie er ze Marsilig zu seim alten wirt und hies reichleich beraiten ein mal sand Ludweigen und wirdicleich begen mit allem gotsdinst. Und nach der vesper pracht man dem wirt fisch. Do er de auf tet, do vond er die hab alle in den fischen.

Miraculum. Es was ein pinter ze Stain, der fiel in die Tuenau. Do cham auch sand Ludweig und half im aus. Dem dint [er] unz an sein tod.

Miraculum. Ein minner pruder der hertenchas von Fillach der ward geswollen, das ha(u)pt und herz ein ding was. Do fürten [in] sein prüder ze Wien in sein chapellen: do vor iren angen vorgieng im die geswulst.

Miraculum. Ein closterfrau ze Judenburk sand Clarn orden, genant Anna Goldekarin, die da gegenwürtigs puechel in den eren des liben sand Ludweigen von latein zn der deutsch hat lassen machen, die [was] unweis also, das si sich nich(t)s verwest. Nu het si ein besundreu muem, genant Garalis Goldekarin, und die chranchait veracht sei von der vesper unz des morge(n)s auf die messzeit. Nu versprach ir muem an ir stat sand Ludweig, das er ir hulf: si scholt im dien(en) unz an iren tod. Alzehants cham si zn ir selben und begraif ir vernnft.

Miraculum. Margaretha Goldekarin, ir swester, die het das

1 Pehein *kann auch* Pehem *gelesen werden.* 9 verwundrachten. 14 dem tag. 16 Marsilig; *zu Marseille ist der Leichnam Ludwigs beerdigt worden.* 18 gocz dinst. fischs. 19 in dem. 20 tuenäv. 23 hertenchas; *Hirtenhaus, Hirtenhütte? oder* = hirtenclaus(e)? 29 deuchcz. 32 weracht; *verfolgte.* 34 alczehancz.

schutund fieber fümf ganz jar. Do versprach si dem heiligan Ludweig alle jar ein phunt wachs: do wart si derledigt.

Miraculum. Ein junger chnab ze Florenz fiel ab eim phart, das in trat, das man im das herz sach. Do versprach man sand Ludweig ein phunt wachs: dô wart der chnab gesunt.

Miraculum. Ein diern der fraun ze Judenwurk des closters spot sand Ludweigen und wolt nicht gelauhen an in haben. Do prach si ab ein fus. Do versprach si sand Ludweigen zwen und dreissik pater noster zwen und dreissik tag: do ward ir wider ir fues.

1 hẙligan. 8 füs.

ADALBERT JEITTELES.

ZU KUDRUN.

Str. 196 heißt es vom jungen Hagen nach der Ausgabe von Symons:

swâ er kom ze strîte, er was ein ritter guot.
den hôchvertigen helden swachet er den muot.
von sîner vorgetaene nâhen unde verren
er hiez Vâlant aller künege, daz mochte sînen vînden wol gewerren.

Statt *von sîner* im dritten Verse hat die Hs. *in sein*; bei Bartsch ist dafür *mit sîner,* hei Martin *in sîner* gesetzt. Alle Herausgeber erkennen aber, daß *vorgetaene* wahrscheinlich verderbt ist. Das Wort findet sich sonst nirgends. Martin denkt an *ungetaene* oder *ungetaete*, vgl. Ztschr. f. d. Phil. 15, 208, Heinzel gar an *vogetie.* Ich glaube, der Sinn wird viel ansprechender, wenn man liest:

den hôchvertigen helden swachet ie der muot
vor sîner getaene nâhen unde verren,

d. h. den stolzen Helden sank stets der Muth vor seinem Aussehen, seinem Gebahren, in der Nähe wie in der Ferne. Über *getaene* vergleiche man Lexer I, 942; es findet sich noch im Flore 3432 *iwer antlüt ist sô wünneclich und iwer getaene als edellich* und dazu Bartsch, Beitr. 2. Quellenk. 75; bei Ehernand 3142 *in vleischlichem getêne* (: *seltsêne*) *du hatest engelischez leben*; GAbent. I, 340, 123 *er hât sô tugentlich getân* (: *kapelân*); Braunschw. Reimchronik 1973 *der was sô hêrlîchen getân, daz im daz gethâne êren jach*; Trierer Floyris 99 *dattic besêhe desen turn vil mêre ende ic wiste die getâne*; im nrh. Osterspiel in Haupts Ztschr. 2, 329, 830 *dâ ir reichte als in ein sigel muget ur gedêne beschouwen* und 330, 843 *beschouwet mîn gedêne rechte*; Karlmeinet 259, 2 *mîn gedêne ind mîn gerede*; Schiller-Lübben VI, 133 s. v. *gedane.*

ZU WALTHER 25, 35 f.

Ouch hiez der vürste durch der gernden hulde
die malhen von den stellen laeren.
ors, als ob ez lember waeren,
vil manger dan gevüleret hât.

An dieser Stelle ist bekanntlich von den Herausgebern viel herumgemeistert worden, um ihr einen annehmbaren Sinn zu entlocken. Lachmann hatte, ohne im Texte selbst zu ändern, vorgeschlagen: *die stelle von den märhen laeren*; dagegen läßt sich weiter nichts geltend machen, als daß die Änderung zu sehr von der Überlieferung abweicht. Weniger gelungen scheint die Vermuthung Haupts, vergl. dessen Anmerkung zum Erek 7122, wo der Vers so citirt wird: *die stelle von den malhen laeren.* Allerdings ist hier die Überlieferung mehr geschont; aber dann müßte man erst nachweisen, daß die *malhen* in den Ställen aufbewahrt wurden, oder daß man darunter etwa Futtersäcke zu verstehen habe; denn auch er scheint wie Lachmann *stelle* als den Plural von *stal, stabulum* angesehen zu haben. Die *malhe* aber sowie die *bulge*, den *soumschrîn* oder *leitschrîn* pflegten die Ritter, so viel ich sehe, wenn nicht auf ihrem Rosse, so doch auf einem besondern *soumaere* mit sich zu führen. Darin bargen sie vor andern Dingen ihr Gold und Silber sowie ihre Kleider. Diese ihre Reisetaschen oder Reisekoffer zu leeren nöthigt sie an unserer Stelle die Mahnung oder das Beispiel des freigebigen Fürsten*).

Auf eine andere Weise hatte dagegen Wilmanns in seiner ersten Ausgabe des Walther den Text geändert. Er nahm besonders Anstoß an der Bedeutung, welche hier *laeren* nach der Überlieferung haben müßte, und verwarf deshalb die im mhd. Wörterbuche I, 939[b] vorgeschlagene Änderung: *die marke von den stellen laeren.* Er setzte daher in den Text: *die malhen und die stelle laeren.* Aber auch das Leeren der Ställe scheint mir, selbst als poetischen Ausdruck ge-

*) Ich denke dabei an Stellen wie Nib. 520, 2 *lât mich erfüllen zweinzec leitschrîn von golde und ouch von sîden, daz geben sol mîn hant*; 1373 *der fürste Bloedelîn der hiez dâ laere machen vil manec leitschrîn von silber und von golde: daz wart dâ hin gegeben*; Turnier von Nantes 786 *vil manic rîchiu malhe wart guotes îtel von der kost, diu dâ vertân wart an der tjost*; Gauriel von Muntavel 4149 *diu edel küneginne — — mahte vaste laere die hundert soumaere — — die daz geschirre truogen; dô hiez si teilen âne zil rîcher kleinoete vil.*

nommen, der Situation der freigebigen Spender nicht recht angemessen. Man gab bei Ritterfesten vor Aller Augen seine Gaben, namentlich auch die Rosse fast immer nur aus der Hand, man *swanc* sie, wie es z. B. in der Kudrun 1674, 1 und in Bertholds Crane 2056 heißt. Aus demselben Grunde kann ich mich auch mit der Änderung von Bartsch nicht befreunden: *die malhen sam den stellen laeren.* Vielleicht gelingt es mir, diesen theils mehr, theils weniger gewaltsamen Änderungsversuchen gegenüber mit Wackernagel und Pfeiffer die Überlieferung zu retten, zu der auch Wilmanns in seiner neuesten Ausgabe des Walther zurückgegangen ist.

Unter den *stellen* sind nach meiner Auffassung nicht Ställe, Pferdeställe zu verstehen, sondern Gestelle, Sattelgestelle (Sattelböcke). Darauf leitet mich eine sehr wichtige Strophe im J. Titurel 3138:

die zageheit vertrîben mit tjoste von in kunden,
iedoch muost dâ belîben der ein ân prîs, der ander; überwunden
wart Ascalon: des satelbogen stelle
sich über die goffe erzarte, hinter dem orse gestuont er
ân gevelle.

An das, was hier mit *stelle des satelbogen* gemeint ist, hat man wohl auch bei Walther zu denken. Denn am Sattel pflegt die *malhe* zu sitzen, dort ist sie festgeschnallt. Was aber die sonst unbelegte Construction und Bedeutung von *laeren* betrifft, so verweise ich auf Strickers Daniel von Blumenthal fol. 130ᵃ (= Bartsch, Einl. zu Strickers Karl S. XXIX):

swer kunst unde wîsheit
beide in sîn vaz leit,
der mac wol haben unde geben,
sol er tûsent jâr leben,
swaz er dar ûz gelaeren kan,
ez wirt dô von niemer wan.

Gleich wie hier *dar ûz laeren* = daraus nehmen, ebenso bei Walther *dâ von laeren* = davon wegnehmen, losmachen = *ledigen, loesen*; auch *laere* findet sich einige Male im Sinne von *lôs,* frei, nicht behaftet, z. B. im Urkundenb. von Freiberg ed. Schreiber I, 470 (a. 1358) *dâ vergehent wir, daz wir — — den rât die burgaere u. die gemeinde — — irre eide unbetwungenlichen lidig und laer verlassen haben*; ferner S. 217 (a. 1316) *allen — — künde ich — — das ich geben hân leidig und laere und unverkümbert das hûs*; weit üblicher ist sonst die Formel *ledig und lôs,* vgl. S. 470 und Haltaus, Glossar. germ. medii aevi 1215.

Was übrigens das Wort *stelle* betrifft, so hat man zwischen *daz stelle* und *die stelle* (*stele, stel*) zu unterscheiden. Das erstere scheint nur dem nd. und md. Sprachgebiete gerecht zu sein und bedeutet dort vorzugsweise das Wagengestell oder das Webergestell, vgl. Schiller-Lübben IV, 382, Gerhard von Minden 81, 47 *de wever sîn op orem stelle*; Redentiner Spiel 1530 *werpet den wever mit deme stelle neddene an de dêpen helle*. Ebenso zu nehmen ist es in der Zusammensetzung *stellemecher* bei Hoefer, Ausw. S. 227 (a. 1327); in den Pegauer Stadtbüchern a. 1399 und 1413; *stelmecher* in einer Schweidnitzer Willkür (a. 1344) bei Tzschoppe und Stenzel, Urkundens. S. 554; *stellemacher* im Rechtsbuch nach Distinctionen, ed. Ortloff S. 305 und bei Lexer II, 1171.

Als Femininum und in theilweise abweichender Bedeutung erscheint das Wort nur in oberdeutschen Mundarten. So in *wagenstelle*, f. als Bezeichnung einer Localität, in einem Urbar von Beuron (aus dem Anfange des 14. Jahrhs.) in der Alemannia 8, 196: *zwô juchart zer wagenstelle*; 197 *zuo der wagenstelli ain acker*; 213 *an der stellinen*. Ferner in *himelstelle, himelstel*, f., wovon die Beispiele bei Haupt, Zs. 15, 258 und bei Strauch, Zum Marner I, 35 nachzusehen sind: *er sitzet ûf den himelsteln* beim Marner; *unz an der himel steln* bei Boppe; *dîn trôn, dîn himelstelle* (: *velle*) beim Meißner; dasselbe Wort ist nach meiner Vermuthung auch in der Martina wieder herzustellen, nämlich 3, 89 *ê er daz ertgerüste geschuof und och der himel stelen* (: *gezelen*) und 92, 7 *sîn wîsheit hat geschaffen die hôhin himel und ir stellen* (: *zellen*); das erstemal hat die Hs. *selen* für *stelen*, das andere Mal *sellen* für *stellen*; schwerlich läßt sich hier das überlieferte *sele* oder *selle* halten und im Sinne des lat. *sella* fassen, wie im Mnl. z. B. in den vier Büchern der Könige, ed. Merzdorf S. 8 *dô de man lôpende quam, dô sat Hêlî up sîner sellen*, und S. 9 *dô vîl hê* (i. e. *Hêlî*) *van der sellen thorugghe dale bî de doren*. An *himelstelle* reiht sich noch an das von O. Zingerle in Steinmeyers Zs. 26, 98 mitgetheilte *bercstele* aus einer Dichtung des 14.—15. Jahrhunderts, welches dort als eine Übersetzung von *altitudo montium* nachgewiesen wird, vgl. dazu *stellberg* bei Vilmar, Idiot. von Kurhessen 398; ferner *bogstelle* (Hs. *pogstell*) stf. u. n. in den Chroniken der D. St. X, 374. Über *stalboum, stelboum*, dessen Haupt l. l. gedacht hat, ist noch Woeste nachzulesen in der Ztschr. f. d. Phil. 9, 224; ein *stelboum*, aber in anderem Sinne, findet sich auch in dem Pegauer Stadtbuche vom Jahre 1442, fol. 43^b: *item 1 gr. 3 den. vor remen zu den stelböumen in den wînkelren*. Der modernen Bedeutung nahe kommt *stelle* in dem von Khull heraus-

gegehenen Kreuziger 206: *in der tür halb hin în und halb her vür sold man uf der swelle daz lam nâch der stelle* (in dieser Stellung?) *tôten*. Nicht zu bestimmen vermag ich, ob hierher oder zu lat. *stella* gehört *dîn untirmic stelle* bei Frauenlob, Kreuzleich 2, 5; dasselbe gilt von *steil, steille,* einem Theil des Galgens, in den Weisthümern II, 70, Z. 1 und 340, Z. 16 u. 17.

ZEITZ, October 1886. FEDOR BECH.

ULRICH VON LICHTENSTEIN UND STEINMAR.

In einem interessanten Verhältnisse stehen diese heiden Dichter des 13. Jahrhunderts, der Steirer Lichtenstein und der Schweizer Steinmar.

Die Gedichte des Letzteren nämlich, der, wie wir wissen, 1276 im Gefolge König Rudolfs von Habshurg nach Österreich kam (s. Bartsch, Liederdichter Nr. LXXII), sind vielfach offenhare und wohlgelungene Parodien oder wenigstens Reminiscenzen Lichtenstein'scher Stellen.

1. Die von Lichtenstein bis zum Überdrusse geführte Schilderung der Liehessehnsucht, der Gier seines Herzens, das nicht ruhen kann, sondern immer und immer an die Brust stößt, da es gerne zur Geliehten möchte (hei Lachmann 579, 10 ff. im verhindenden Texte, 580, 21 ff. im Liede u. ö.), mit der Verwendung des komischen Gleichnisses vom *vederspil* (579, 14) ist durch Steinmar MS 2, 155 b (Str. 15) parodirt.

Licht. daz minnegernde herze mîn
wolt ze allen zîten gerne sîn
bî mîner vrowen naht unt tac:
vor gier ez niht geruowen mac,
ez gert als ein vederspil,
mit gir hât ez unmuoze vil.

23. Sin gir ist hinze der guoten
grôz
mit hôhen sprungen mangen
stôz
an di hrust ez stoezet mir:
vil gern ez wolde sîn bî ir.
ez waer gern in ir herzen grunt.

Steinm.
als ein swîn in einem sacke
vert mîn herze hin und dar,
wildeclîcher danne ein trache.

31. Als ez ersiht ir rôten munt,	
vor freuden an der selben stunt	viht ez von mir zuo z'ir gar.
wolde ez sa ûz dem lîbe mîn	*Ez wil ûz durch ganze brust,*
springen zuo der frowen sîn:	*von mir zuo der saeldenrîchen:*
zuo ir ist aller sîn gelust.	*alsô starch ist sîn gelust.*
vil mangen stôz an mîne brust	
stôzt ez mit hôhen sprüngen mir.	

Vgl. bei Lichtenstein noch die Stellen 424, 25:

Nu vert enwer ir habedanc
reht als ein rat daz umbegât
und als ein *marder, den man hât,*
in eine lîn gebunden.

und 69, 1

die naht wir lagen in der gir:
wir gerten *als diu vederspil.*

2. Die bei Steinmar unmittelbar vorhergehenden Worte in Str. 14 mit dem Gedanken, daß die Augen daran schuld sind, daß die Geliebte in sein Herz eingedrungen, gehen ersichtlich auf Lichtenstein 281, 25 zurück:

Licht.	Steinm.
Dâ sint mîn ougen schuldic an	Ich mac wol mîn herze strâfen,
dô si mich sach sô güetlich an	daz ich's gegen ir began,
und ich erblicte ir rôten munt,	*ûf mîn ougen schrîen wâfen,*
diu ougen mîn sâ an der stunt	*diu von erst si sahen an.*
dâ liezen ir vil liehten schîn	*Ach, dô was sô schoen ir schîn,*
enmitten in daz herze mîn.	*daz er kam dur ganziu ougen in daz sende herze mîn.*

3. Dasselbe Lied Steinmars klingt in seiner zweiten Strophe deutlich an Lichtenstein 436, 18 ff. an:

Licht.	Steinm.
Wol dir, *sumer,* dîner süezen *wunneclîchen* schoenen zît.	Saelderîche *sumerwunne,*
Du kanst trûren wol *gebüezen:*	du solt haben mînen gruoz;
dîn kunft hôchgemüete gît.	swie si fröuden mir erbunne,
Du bist süeze:	doch wirt mangem herzen buoz
dâ von ich dich suoze grüeze.	von dir grôzer swaere vil.
	dâ von ich dich, süezer sumer, wilec-lîche grüezen wil.

4. Steinmars V. Lied (MS 2, 155 b) geht auf Lichtenstein 509, 14 ff. zurück, ist eine hübsche und witzige parodistische Antwort auf Lichtensteins Versuch, den Wächter aus der alten Gattung des Tageliedes zn entfernen.

Lesen wir Lichtensteins Stelle, verfolgen wir seinen Gedankengang!

Er findet es nicht begreiflich, wie nur die Vorfahren stets singen mochten, daß sich der Ritter des Tagliedes von einem gemeinen, dem Bauernstande angehörigen Wächter am Morgen habe wecken lassen; denn einmal müsse durch den Ruf des Wächters der Schmerz der Trennung um so unmittelbarer, gäher dem Ritter vor die Seele treten und zweitens müsse er sich so der beständigen Furcht, durch den Verrath des Wächters, dessen *art niht verdagen* kann, seine und der Geliebten Ehre aufs Spiel zu setzen.

Wenn ihm, sagt Ulrich, *von vrowen liep* geschehen sollte, *des liez er ungern wizzen iht für wâr an gebiurschen lîp ... müezt ez iemen wizzent sîn, der müeste reineclîch geborn sîn.* Da es aber gar keine *edelen wahter* gäbe, so sieht Lichtenstein den einzigen Ausweg darin, *einer werden vrowen maget* das Amt des Wächters zu übertragen (wie er das im folgenden Taglied, S. 512, wirklich durchführt).

Es sei ja vor Zeiten doch oft genug geschehen, daß die Liebenden vom Tagesanbruch überrascht worden seien und doch sei die Sache geheim geblieben.

Wehe aber auch demjenigen, den man entdeckt hätte: *er het vi, übel lîht gevarn.* So müsse es im Interesse beider Liebenden liegen auf alle Weise ihren Liebesumgang geheimzuhalten.

Steinmar nun geht in der ersten Strophe seines Gedichtes auf Lichtensteins Bedenken ein:

Swer taugenlîche minne hât,
der sol sich wenic an den lân,
den man sô grôze missetât
an sînem herren siht begân,
dem er bewachen guot und êre sol:
lât er den gast ûf schaden in, wie solt er dem
getrûwen wol?

Die Beziehung auf Lichtenstein ist nur zu deutlich. Zeigt sie nicht schon das *sô* des dritten Verses? *sô groze missetât,* will Steinmar sagen, wie sie Lichtenstein mit Recht betont, den Verrath des Wächters, der eigentlich Gut und Ehre seines Herrn behüten sollte.

Die 2. und 3. Strophe bei Steinmar sagen nun in recht witziger Weise, wie sich er aus der Sache heraushelfen wollte: er brauchte überhaupt einen Wecker nicht,

waer ich sô minneclîch gelegen
bî liebe tougen ûf den lîp,
sô wolt' ich wenic slâfes pflegen;

er würde gar nicht schlafen!

mir selbem sô wollt' ich getrûwen haz,
danne iemen, der mich wechen solte;

und dabei stellt sich der Dichter die üble Lage desjenigen vor, den man entdeckt hätte:

sô wê im des man dâ vergaz!

Also das Verschlafen hätte Steinmar nicht zu fürchten. Aber auch ebensowenig die Aufpasser; denn:

waer' ich zuo liebe alsô geladen,
daz ich dâ hôhe fröude solte hân,
sô müest' er sîn ein staeter vriunt, den ich daz
wizzen solte lân.

Die Beziehung zwischen Steinmars Lied und Lichtensteins gedachter Stelle scheint mir so unbestreitbar, daß ohne die Annahme derselben das Steinmarsche Gedicht seine ganze Klarheit und Pointe verlöre.

5. Was führte Steinmar zur Gattung des Herbstliedes, wie wir es a. a. O. S. 154 a von ihm erhalten haben?

Was gab ihm die äußerliche Anregung dazu, der alten Tradition des Minnesangs so bewußt und entschieden den Rücken zu kehren, jener Tradition, die Mai und Minne so oft gepriesen?

Ich glaube wieder Ulrich von Lichtensteins Dichtung und zwar insbesondere dessen Stelle 504, 22 ff., die in ihrer Art ganz jener oben besprochenen vom Wächter im Tagliede an die Seite zu setzen ist.

Ulrich zieht hier die alte, tiefe Grundlage des höfischen Minnesangs, die Übereinstimmung der Natur mit dem fühlenden Herzen des Menschen in das Gebiet seines grübelnden und meisternden Rationalismus und damit weg von der wahren Poesie zur Parodie hinüber: die so dichten, wie es unsere Vorfahren gethan, sagt Ulrich, deren Brust dann voll Freude ist, wenn der Sommer im Lande waltet, und die *ungemuot* sind, *swenn daz weter übel tuot*, die seien mit Recht *wetersorger* zu nennen, da sie ihre Stimmung nach dem Wetter einrichten.

Ein solcher will Ulrich nicht sein; er hat von nun an keinen Natureingang mehr. Die Geliebte ist nunmehr allein *sinen freuden meyen zît* (505, 5).

swie ez witer ze aller zît,
ir güete mir die freude gît,
die mir daz weter swendet niht (505, 31).

Sein Herz ist von nun an *swie ez witeret, vrô vrô vrô* (507, 23 u. a.).

Nachdem also der Lichtensteiner den großen Schritt von der alten Tradition des absterbenden Minnesangs hinweg gethan, thut Steinmar den nächsten und — besingt ihn, der ihm *tuot sorgen rât, herbest.*

Ulrich von Lichtenstein, dessen „Frauendienst" schildert, wie sein Verfasser sich sein Lebtag vergeblich um Frauengunst geplagt hat, ist ein warnendes Exempel, was für ein *marteraere ein armez minnerlîn* ist — denn sicherlich hat Steinmar bei dieser Stelle Lichtenstein im Auge — so will ich, sagt Steinmar, *die, lân,* zu denen auch ich nicht gehörte, *unt wil inz luoder treten.* — So hat Steinmar in Österreich aus der verstiegenen, abstracten, innerlich lebensschwachen letzten Minnedichtung Lichtensteins die Anregung zu seiner realistischen Reaction empfangen.

In Österreich konnte Steinmar auch die weitere Voraussetzung für sein Herbstlied finden: Neidharts höfische Dorfpoesie, österreichische Ess- und Trinklieder (es ist darauf hinzuweisen, daß die ersten Producte deutscher Weinpoesie, Gedichte wie der „Weinschwelg", um jene Zeit entstanden sind).

6. Was ist endlich Steinmars XIII. Lied (MS 2, 159 a) anderes, als abermals eine Parodie des ganzen Minnesangs überhaupt und, mit seinem Refrain, Lichtensteins insbesonders!

Ich wil grüenen mit der sât,
diu sô wunneclîchen stât,
ich wil mit den bluomen blüen,
unt mit den vogelîn singen.
Ich wil louben, sô der walt,
sam diu heide sîn gestalt,
ich wil mich niht lâzen müen,
mit allen bluomen springen.
Ich wil ze liebe mîner lieben frouwen
mit des vil süezen meien touwe touwen.
Dêst mir allez niht ze vil,
ob si mich troesten wil.

Steinmar packt da den Minnesang abermals in seiner tiefen Grundlage an, dem Zusammenhange von Natur und Liebe; sagten die Minnesänger, spöttelt der Dichter, in allen ihren Liedern, wie der blühende Sommer sie freue, wie ihr Herz selbst blühe im Frühling, wie sie vom kommenden Mai Freude in der Liebe erwarteten, so will ich nun gar „grünen mit der Saat, blühen mit den Blumen, Laub annehmen wie der Wald, ich will michs nicht verdrießen lassen, aufzuschießen wie die Blumen“ — und nun die bittere Satire auf den vielduldenden Liebesmärtyrer, *daz arme minnerlîn* Ulrich von Lichtenstein:

„Das ist mir Alles nicht zu viel,
wenn sie mich trösten will.“

Die beiden folgenden Strophen wieder so ernst, daß sie in jedem Minneliede ihren Platz hätten — der Refrain aber stößt sie aus ihrer ernsten Höhe in die plane Ebene der Satire hinab! —

Wie schon der Tannhäuser, so hat auch Steinmar dem alternden, absterbenden Minnesang Österreichs den Lohn gegeben, den er schießlich doch nur verdiente, den Lohn des Spottes, der Parodie.

Und es ist bezeichnend, daß es dem westdeutschen Steinmar, der nach Österreich kam, vorbehalten war, mit seinem realistischen Spotte, seiner Abschwenkung zum kräftigen, derb-volksmäßigen Ess- und Trinklied und zum bäurischen Minnelied, am Todesstoße des aristokratischen Minnesangs mitzuhelfen.

Im Westen Deutschlands, in Alemannien, hielt sich derselbe ja noch länger.

Wir haben also hier die Abhängigkeit eines westdeutschen Dichters der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts von dem Hauptvertreter der ostdeutschen Lyrik, Ulrich von Lichtenstein, wahrgenommen, eine Abhängigkeit, die wir aber, wie ich glaube, durchaus noch nicht als eine Stütze jener Hypothese auffassen können, welche Kummer in seinem Buche „Herrand von Wildonie und die innerösterreichischen Minnesänger“ 1880, Einl. S. 126, aufgestellt hat, daß nämlich „seit 1276 eine Rückströmung des litterarischen Einflusses von Osten nach Westen“ stattgefunden habe.

LINZ, im August 1886. MAX ORTNER.

ZU NICOLAUS VON JEROSCHIN'S DEUTSCHORDENSCHRONIK. ANNABERGER BRUCHSTÜCKE.

Die Bruchstücke, über welche im Nachstehenden zu berichten ist, befinden sich auf vier Pergamentstreifen, welche zur Herstellung der Einbände zweier Bücher in der Kirchenbibliothek zn Annaberg im Erzgebirge Verwendung gefunden haben.

Die Handschrift, welcher sie entstammen, ist nach allen äußeren Kennzeichen nicht lange nach der Abfassnngszeit des Gedichts, jedenfalls noch im 14. Jahrhundert, geschrieben worden. Die Blattbreite derselben, welche sich allein noch feststellen läßt, betrug nahezu 24 Centimeter. Die Schrift ist — mit Ansnahme der in Majuskel geschriebenen und zugleich ein wenig abgerückten Anfangsbuchstaben der Verse — in der zeitüblichen eckigen Minuskel zwischen Linien, in je zwei Columnen anf jeder Seite, sanber und sorgfältig ausgeführt. Die durchschnittliche n-Höhe beträgt 4—5 Millimeter, die Abstände zwischen den Zeilen sind gering, Abkürzungen nnr sehr spärlich verwendet, Lesezeichen fehlen gänzlich; das D zu Anfang von V. 23880 und die Überschrift nach V. 24075 sind in rother Farbe ausgeführt. Jede Columne hat, wie eine Auszählung ergibt, 32 Zeilen*) gehabt.

Die beiden in dem einen Bande (Ludolfi Carthusiensis .. in psalterium expositio etc., Parrhisiis, impr. p. Berth. Rembolt, 1514, Hoch-Qnart; gegenwärtige Signatur: D 109) enthaltenen Streifen passen mit der die Verse 17980 und 18012, bez. 18043 und 18075 in die Quere durchziehenden Schnittfläche genau aneinander und bilden zusammen den oberen Theil eines Blattes, von welchem somit auf der Vorderseite die Verse 17978—86 und 18010—18, auf der Rückseite 18041—49 und 18073—81 erhalten sind.

Die beiden anderen Streifen sind, wie es das kleinere Format des betreffenden Bandes (Hermanni Buschii Pasiphili in artem Donati de octo partibus orationis commentarius etc., Liptzk, 1511, 4°; gegenwärtige Signatur: E 59) mit sich brachte, am Rande stark beschnitten, auch durch das Heften mehr als die anderen verletzt. Sie enthalten die Verse 23783—86, 23815—18, 23846—50, 23878—82, 24040—44,

*) Die scheinbaren Abweichungen erklären sich wohl daraus, daß auf den durchschnittenen Seiten in verschiedener Höhe angesetzt war.

24072—75 sammt der darauf folgenden Überschriftzeile, 24103—07 und 24133—37. Jedoch ist von Vers 23783 und 23784 je das ganze erste Wort, von V. 23846 und 23878 der obere, von V. 24044 und 24107 der untere Theil weggeschnitten, so daß hier nur noch Weniges sicher zu erkennen ist.

Die nachfolgende Vergleichung mit dem Text von E. Strehlke's Ausgabe (Scriptores rerum Prussicarum, Bd. 1, Leipzig 1861) erstreckt sich auf alle, auch die bloß orthographischen Abweichungen, mit Ausnahme des bloßen Wechsels zwischen v und u: 17979 cil; 17980 ym geczimt; 17981 vneddiln; 17982 siner; 17983 genyrde; 17984 ym; 17986 vnvry; 18011 kegyn, desgl. 18012; 18014 yre; 18015 gebuyre; 18018 yz kegyn; 18041 cire; 18042 czehndin pabist; 18044 Czu; 18047 cit lit; 18048 sarracinen; 18049 widir; 18075 vunfte; 18077 ursprünglich: hilt der rudolf, aber 'der' ist mit anderer Tinte durchstrichen; 18078 citin; 18079 kreftin; 18080 bemyn kvnig;

23783 sy des lebins; 23784 pflage; 23785 slachten; 23786 Dy cristen tribbin; 23815 Sy; 23816 sy kegyn beidin (es fehlt 'der'); 23818 quam di (es fehlt 'ouch'); 23847 ewigin; 23848 Dy; 23850 gevangen; 23881 cit; 23882 pflag;

24041 kunig; 24042 Dy ... gewug; 24043 geslug; 24073 sibinhundirt; 24074 dy sy; nach V. 24075 Von bruder Karle homeister; 24103 swigin; 24104 Eyn; 24105 im; 24106 Dy ... ym; 24107 Vntz (oder 'Vncz?'); 24133 Dy sy; 24135 sy; 24136 dy burg waz. —

Den Herren Geh. Hofrath Prof. Dr. Zarncke in Leipzig, Sup. Dr. Schmidt in Annaberg und Oberlehrer Dr. G. Müller hier bin ich für die mir bei vorstehenden Feststellungen gewährte Unterstützung zu lebhaftem Danke verpflichtet.

DRESDEN. OTTO MELTZER.

MISCELLEN.

Aus alten Handschriftencatalogen.

Gustav Becker hat in seinen dankenswerthen 'Catalogi bibliothecarum antiqui' (Bonn 1885) eine Reihe von alten Handschriftenverzeichnissen abdrucken lassen, die auch manches deutsche enthalten. Die ältesten Notizen sind die bekannten in den alten Reichenauer Katalogen: De carminibus Theodiscæ vol. I (S. 8), in dem Verzeichniss von 822, und in dem vor 842 verfassten: 'In XX primo libello continentur XII carmina theodiscæ linguæ formata. In XX secundo libello habentur diversi paenitentiarum libri

a diversis doctoribus editi et carmina diversa ad docendum theodiscam linguam, et de inventione corporis S. Benedicti et cætera' (S. 22). Unbekannt dagegen ist die Notiz in dem Verzeichniss von St. Riqnier (831), wo sich unter Nr. 206. 207 findet 'passio domini in theodisco et in latino' (S. 28), ein nicht erhaltenes Werk jedenfalls, ob Prosa oder Poesie ist unbestimmbar.

In dem Weissenburger Verzeichniss des 9. Jahrhs. befand sich 'evangelium theodiscum' (S. 37). Die Notiz 'de carminibus theodiscae vol. I' findet sich auch in dem Verzeichniss einer 'incognita Bibliotheca. saec. X' (S. 75), das Hermann Hagen aus einem Genfer Codex des 8. Jahrhs. hat abdrucken lassen. Offenbar haben wir hier ein anderes Exemplar des alten Reichenauer Kataloges vor uns, wie Becker selbst S. IV für wahrscheinlich hält. Die beiden Aufzeichnungen ergänzen sich mehrfach und Hagens Lesung wird oft berichtigt. Daß in dem Genfer Verzeichnisse, das dem 8. Jahrh. angehört, einige Codices fehlen, ist nicht befremdend, wie umgekehrt in dem zweiten Theile desselben, der im 10. Jahrh. geschrieben ist, verschiedene Handschriften mehr als in dem Verzeichniss von 822 sind.

In dem Weissenburger Katalog von 1043 findet sich 'psalī theutonice in III uolum̄.' (S. 133), was doch wohl Notkers Psalmenübersetzung ist.

In der Bibliothek der S. Maximinkirche in Trier, deren Katalog aus dem 11./12. Jahrh. ist, befand sich ein 'liber theutonicus' (S. 181), über dessen Inhalt leider nichts angegeben ist.

In dem Kataloge von Pfäffers (1155) wird verzeichnet 'cantica canticorum metrice et theutonice composita' (S. 208), also Willirams Übersetzung.

Die Bibliothek von S. Emmeram in Regensburg, deren Katalog nach 1163 verfasst ist, enthielt 'sermones ad populum teutonice' (S. 222).

Endlich hat Becker S. 228 auch die Stelle aus dem Briefe des Berthold von Andechs über das deutsche Buch von Herzog Ernst abdrucken lassen.

Von englischen Sachen kommen in einem englischen Katalog des 12. Jahrhs. vor 'vitae sanctorum anglicae' (S. 216) und 'Elfredi regis liber anglicus' (S. 217). In dem Kataloge aus Durham (12. Jahrh.) folgende libri anglici: 'Omeliaria vetera duo. Unum novum. Elfledes Boc. historia Anglorum anglice. Liber Paulini anglicus. Liber de nativitate sanctae Mariae anglicus. Cronica duo anglica.'

Die zahlreichen lateinischen Dichtungen übergehe ich, nur auf die Handschriften des Waltharius sei zum Schluß aufmerksam gemacht. In dem Katalog einer unbekannten Bibliothek aus dem 10. Jahrh. in einer Berner Hs. finden wir 'Waltarium' zwischen einem Avian und Aesop (S. 62); in dem von Toul (vor 1084) 'Waltarius vol. I' (S. 152), ferner 'Auianus cum Esopo et Hincmaro et Waltario vol. I' (ib.) und 'Waltaris per se vol. I' (ib.). In dem Katalog von Pfäffers (1555) 'Waltarius' zwischen Cato, Avian und Homer (d. h. wohl dem Pindarus Thebanus, S. 208) in der Bibliothek aufgestellt. In Muri endlich (12. Jahrh.) 'duo libri de Walthario' (S. 252).

K. BARTSCH.

ZUR TEXTGESCHICHTE DER FROSTUÞINGS-BÓK.

Von den verschiedenen Recensionen der altnorwegischen Frostuþingsbók ist uns bekanntlich in annähernder Vollständigkeit nur die jüngste (c. 1250) überliefert. An die einstige Bedeutung der älteren erinnern nur wenige Bruchstücke, unter denen zwei Gruppen durch ihre rechtsgeschichtliche Wichtigkeit hervorragen. Die eine und umfangreichere ist durch die erst jüngst von E. Sievers veröffentlichten Tübinger Fragmente des Christenrechts gebildet und hauptsächlich für die äußere Geschichte des Gesetzbuchs in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Belang. Die andere, längst bekannt und nur aus kümmerlichen Resten bestehend, führt uns in die innere Geschichte des Drontheimischen Rechtes hinein. Diese Gruppe ist es, wovon ein Theil, und zwar der werthvollere aber auch räthselhaftere, den Gegenstand dieser Abhandlung bildet.

Es handelt sich um das in Norges Gamle Love Bd. II, S. 520 fg. abgedruckte Bruchstück des Rechts vom Wergelde*). Daß sein Inhalt von dem des entsprechenden Abschnittes in der jüngsten Recension des Gesetzbuchs erheblich abweicht, ist freilich auf den ersten Blick erkennbar und auch in der rechtsgeschichtlichen Literatur oftmals hervorgehoben worden. Allein über höchst allgemeine Vorstellungen von dem in unserem Fragment sich offenbarenden Recht ist man nicht hinausgekommen. Die Ursache hievon war der jämmerliche Zustand des Textes. Denn nur wenige Zeilen von ihm sind unversehrt erhalten, die meisten dagegen nur theilweise, die Hälfte sogar überhaupt nur in ihrem zweiten Theil. Diese Splitter zusammenzufügen und zu ergänzen, ist bis jetzt meines Wissens von Niemand versucht worden.

*) Über das altnorwegische Wergeld im Allgemeinen s. Wilda, Strafrecht SS. 372 bis 384, P. A. Munch, Det Norske Folks Historie Bd. I, SS. 139—141, III, S. 968 bis 971, V, S. 117 fg., 197 fg., 486 fg., R. Keyser, Efterladte Skrifter Th. II, Bd. I, SS. 300—305, mein altnorweg. Vollstreckungsverfahren SS. 52—59, E. Hertzberg, Grundtrækkene i. d. norske Proces S. 100—111, K. Maurer, Island, SS. 332—340, Fr. Brandt, Forelæsninger I, SS. 85—91, II, S. 65.

Und auch ich würde mich vor einem derartigen Unterfangen gehütet haben, wäre ich nicht genöthigt gewesen, darüber ins Reine zu kommen, inwieweit das Fragment für die Lehre von Gesammtschuld und Gesammthaftung im zweiten Bande meines nordgermanischen Obligationsrechts zu verwerthen sei. Wenn ich nun daran gehe, eine Textrestitution in Vorschlag zu bringen, so geschieht dies in voller Kenntniß der Unsicherheit und Abschüssigkeit des betretenen Pfades und auch ohne die geringste Illusion bezüglich der Aufnahme meines Versuches bei Denjenigen, die es für die erste Pflicht des kritischen Kopfes erachten, zu jeder Hypothese eines Anderen nein zu sagen.

Doch hoffe ich meine Hypothesen durch Gründe wenigstens wahrscheinlich zu machen. Hiezu dienen nicht nur die paläographischen und grammatischen Anhaltspunkte, welche sich aus den geretteten Zeilenfragmenten gewinnen lassen, nicht nur ferner die gegenseitigen inhaltlichen Beziehungen, welche die letzteren bei näherem Anblick verrathen, sondern auch diejenigen Denkmäler nächstverwandter Rechte, welche über die Vertheilung des Wergeldes Aufschluß ertheilen. Solcher Quellen haben wir fünf: vorab die Wergeldordnung in der jüngsten Recension der Frostuþingsbók oder der „Vulgata“, deren Verfasser seiner Aussage nach eine ältere Wergeldtafel (saktal) vor sich gehabt und in wesentlichen Stücken, die er nennt, geändert hat, — sodann die jedenfalls noch mit fürs Gebiet der Frostuþingslǫg bestimmte Wergeldtafel des Bjarne Mardarson (c. a. 1220), die zwar älter ist als jene der Vulgata, aber einer schon weiter fortgeschrittenen Entwicklung des Wergeldwesens angehört*), — weiterhin zwei Wergeldordnungen in der Gulaþingsbók, endlich das baugatal, welches sich in einer der großen isländischen Rechts-Compilationen, dem Codex Regius der sogenannten Grágás vorfindet**).

Bevor ich jedoch ans Werk gehen kann, bedürfen die drei letztgedachten Quellen einiger Bemerkungen. Was fürs Erste die Gulaþingsbók betrifft, so findet sich die erste Wergeldordnung in der compilirten Recension des Cod. Ranzovianus (Gu. 218—237, 239) vollständig, bruchstückweise in den Fragmenten der ältesten Recension, die jetzt in NGL. IV, S. 10—12 zusammen abgedruckt sind. Die

*) Hierüber vergl. K. Maurer, die Entstehungszeit der älteren Frostuþingslög (in den Abhandl. d. bayer. Akademie 1875) S. 40 und Art. „Gulaþingslög“ in Ersch u. Gruber, Encykl. S. 40.

**) Ich citire: Fr. = Vulgata der Frostuþingsbók, Gu. = Gulaþingsbók, Gr. I a, b, II, III = die Finsen'schen Ausgaben der Grágás-Texte nach der vom Herausgeber eingeführten Citirart, endlich NGL = Norges Gamle Love.

zweite liegt nur im Cod. Ranzov. (Gu. 243—252) vor. Die erste, von mir fortan mit Gu. I bezeichnet, halte ich zwar mit Wilda und K. Maurer und im Gegensatz zu Munch, Keyser und Brandt für ein einheitliches Werk. Doch glaube ich eine Interpolation darin zu finden. Von den drei „Ringen" (baugar) nämlich, welche dieses saktal kennt, wird der dritte vom brœðrungr gegeben und genommen, während der näher verwandte Vatersbruder und Brudersohn ohne Ring ausgebt. Noch unbilliger bevortheilt, bezw. benachtheiligt erscheint aber der brœðrungr dadurch, daß er dann noch mit den genannten und anderen Blutsfreunden unter die upnáma menn eingereiht wird (Gu. 224). Diese Unebenheit kann doch wohl nur so erklärt werden, daß der ursprüngliche Text keinen brœðrungsbaugr gekannt, die baugar also auf den engsten Kreis der Blutsfreundschaft, den ersten Grad der linea recta und der Seitenverwandten, beschränkt hatte. Später, da zu den beiden ersten Ringen als dritter der brœðrungsbaugr hinzugekommen war, hat der Compilator des Textes aus Versehen doch noch den brœðrungr unter den upnáma menn stehen gelassen. Leider sind die Fragmente der ältesten Recension gerade an der einschlägigen Stelle defect, so daß ein endgiltiger Entscheid von dieser Seite her nicht zu erlangen ist. In der zweiten Wergeldtafel (= Gu. II) ist jene Unebenheit dadurch vermieden, daß der brœðrungr nur noch zu den baugamenn gerechnet wird. Aus dem Gesagten ergibt sich auch das Altersverhältniß unter Gu. I und Gu. II. Wenn aber auch Gu. I das ältere saktal ist, so wird es doch, falls nicht eine weitere Interpolation angenommen werden soll, nicht über den Anfang des 12. Jahrhunderts hinaufgerückt werden dürfen. Denn erst unter den Königen Magnus, Eystein und Sigurðr Jorsalafari haben die von freien Weibern außer der Ehe geborenen Vatersbrüder und Brudersöhne neben den ehelichen, aber von Mutterseite halbbürtigen das Erbrecht erlangt (Fr. VIII 15, NGL. II, S. 509, 519, worüber K. Maurer in den Münchener Sitzungsberichten 1883, S. 51), während in Gu. I sogar schon der von unfreiem Weibe geborene Vaters- und Mutterbruder, Bruders- und Schwestersohn neben dem entsprechenden ehelichen, aber von Mutterseite halbbürtigen Verwandten unter den sakaukar steht. Hiernach bestimmt sich ungefähr die Zeit eines noch älteren saktal der Gulaþingsbók, wovon uns eine Spur in Gu. 275 erhalten ist. Hier werden als einzige Geberinnen und Nehmerinnen eines baugr (baugrýgjar) die Tochter und die Schwester genannt. Dieser baugr erscheint aber sowohl in Gu. I wie in Gu. II unter den kvenngjafer, wozu auch noch die Mutter und die

9*

Ehefrau des Erschlagenen auf der Nohmer-, des Todtschlägers auf der Geberseite berufen werden (Gu. 221, 245), nnd nur Gu. I scheint nocb in der die Aufzählung schließenden Formel die kvenngjafer als baugr zu betrachten. Es ist klar, daß die Zahl der baugrýgjar im Lanfe der Zeit eine Vermehrung erfahren bat, welche in Gu. I schon eingetreten ist.

Anlangend sodann das isländische baugatal babe ich anf die eigenthümliohen Beziehnngen aufmerksam zu machen, welcbe zwischen dieser Quelle und der Frostuþingsbók hestehen. Zwar will icb kein Gewicht auf die Uhereinstimmung der beiden Quellen hinsichtlich der Zahl der Ringe legen, obscbon auch dieses Moment nacb dem, was ohen über die Ringzahl in der Gnlaþingshók gesagt wurde, Beachtung zu verdienen scheint. Aber drei andere Punkte müssen hervorgehoben werden, welche ein Schlaglicht auf die angedenteten Beziehungen werfen. Icb stelle nebeneinander einen Text aus der Vulgata der Frostuþingsbók und einen aus dem isländischen baugatal, — Bestimmungen, deren Ähnlichkeit in der Ausdrucksweiso wie im Inhalt schon Finsen bemerkt hat (Annaler 1850, S. 269):

Fr. VI 4.

Nú er mær *ein* er *baugrýgr* er calladr. hon *scal bœđi baugum bœta oc* svá *taca ef hon er einberni* oc til arfs komin þar til er hon setzc á hrúđstól. *þá castar hon giǫlldum* aptr *í cné frændom.* oc scal hon bvárki síđan baugum hœta ne taca. En ef dœtr ero. II. eđa fleire. þá koma þær eigi til at taca bœtr eđa bauga.

Gr. I a 200 fg.

Su er oc kona *ein* er *bæđe scal bauge bœta oc* haug *taca ef hon er einberne* enn su kona heitir *baugrygr.* Enn hon er dottir ens dauđa enda se eigi scapþiggiande til hǫfuđ haugs en bœtendr life þa scal hon taca þrimerking sem sonr. ef hon toc eigi full sætte at vigs bótom til þess er hon er gipt. enđa scolo frændr a lengr taca. Nu er hon dóttir veganda. enn engi er scapbœtande til hǫfuđ bangs enn viđtakendr se til. þa scal hon bœta þrimerkingi sem sonr til þess er bon kömr i vers hvilo enn *þa kastar hon giolldom i kne frændom.*

Eine der beiden Quellen muß aus der anderen, oder beide müssen aus einer dritten ahgeleitet sein. Daß nun die Vulgata der Frostuþingshók aus dem isländischen Text gescböpft habe, ist schon aus dem Grunde unwabrscheinlicb, weil sie den Stoff viel scbwäcber beherrscht. Unwabrscheinlich ist aber auch, daß das isländische baugatal von der Vulgata der Frostuþingsbók heeinflußt wurde. Dazu würde die Compilation des Cod. Reg. denn doch wohl zu alt sein, selbst

wenn man mit K. Maurer als ihre späteste Abfassungszeit das Jahr 1262 ansetzen wollte. Es fehlt aber auch nicht an hochachtbaren Stimmen, welche gerade dem baugatal ein viel höheres Alter zuschreiben, es sogar zu den ältesten Stücken der sogenannten Grágás zählen (J. Sigurđson im Dipl. Isl. I, S. 383, Finsen, om de isl. love S. 23—26). Demnach scheint sich am besten die Annahme zu empfehlen, daß Vulgata und baugatal aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben. Sollte diese eine norwegische gewesen sein, so kann sie doch nicht etwa dem Bereich der Gulaþingslǫg angehört haben, weil dort der Begriff der haugrýgr schon in sehr alter Zeit umfangreicher als in den beiden vorliegenden Texten war, wie oben gezeigt wurde. — Etwas weiter führt uns nun die Art, wie unmittelbar im Anschluß an die baugrýgr das isländische baugatal die uneheliche Geburt behandelt: Schon die weniger isländische als norwegische Unterscheidung des þýborenn vom unehelich, aber von freier Mutter Geborenen erregt unsere Aufmerksamkeit und ist auch bereits Maurer (Münch. Sitzungsber. 1883, S. 14) aufgefallen. Noch bemerkenswerther ist der vorgetragene Rechtssatz selbst: nur der uneheliche Sohn nimmt an der Sühne theil; er ist sakauki. Dieses ist wunderlich, weil in analogen Fragen auch die uneheliche Seitenverwandtschaft vom isländischen Recht berücksichtigt und insbesondere zur vígsakar aðild auch der uneheliche Bruder berufen wird (Gr. I a 168, b 244, 239, II 97, III 461, über II 335 Maurer a. a. O. S. 43). Der Widerspruch zwischen baugatal und sonstigem isländischem Recht scheint sich nun am leichtesten zu erklären, wenn der Verfasser des ersteren einer norwegischen Vorlage gefolgt sein sollte, wie sie sich in der Frostuþingsbók verräth. Die Vulgata betheiligt allerdings außer dem unehelichen Sohne noch den unehelichen Bruder an der Sühne (Fr. VI 10, 17, 24, 38, 45*), nennt aber den unfrei Geborenen erst unter denjenigen Verwandten, denen nach VI 9 im älteren saktal kein bestimmter, ja vielleicht überhaupt kein Platz angewiesen war, wogegen sie den unfrei geborenen unehelichen Sohn unter den sakaukar und zwar unter denjenigen aufführt, die gleich hinter der baugrýgr erwähnt werden (VI 5; s. ferner 14, 21, 28, 35, 42). Bjarne Marđarson geht schon sehr viel weiter, indem er sogar den unehelichen brœđrungr, sofern er nur von freiem Weibe stammt, an der Sühne betheiligt. Daß unter den beiden vollständigen Wergeldtafeln der Gulaþingsbók schon die

*) In Fr. VI 35, Zeile 2 ist offenbar þyborenn zu streichen.

ältere mindestens ebenso liberal ist, haben wir S. 131 gesehen (vgl. Gu. 236 fg.), und es braucht hier nur hinzugefügt zu werden, daß in Gu. II nicht nur kein Rückschlag eingetreten, sondern auch noch der Sohn der (unfrei geborenen) unehelichen Tochter unter den Nehmern des Wergeldes genannt ist (Gu. 246—248). Deutet dies Alles darauf hin, daß das isländische baugatal von einem unserer Vulgata ähnlichen saktal aus Norwegen beeinflußt sei, so kann doch letzteres nicht die Vulgata selbst gewesen sein. Denn sonst würde der Verfasser des baugatal den unehelichen Bruder, der ihm doch in der Vulgata sechsmal hätte begegnen müssen, nicht im Widerspruch mit den sonstigen Principien des isländischen Rechts übergangen haben. Der dritte Umstand, der hier Aufklärung schaffen kann, ist die widerspruchsvolle Art, wie das isländische baugatal von bauggildi und nefgildi spricht. Zuerst wird anläßlich der Vertheilung des baugr unter seine Empfänger eine Definition aufgestellt (Gr. I a 196), wonach unter bauggildi die Quoten zu verstehen sind, welche Blutsfreunden im Mannsstamme, nefgildi diejenigen, welche den Verwandten im Weibsstamme gebühren. Dieser Gegensatz wird nachher auch durchgeführt (Gr. I a 196—199). Schlechterdings unvereinbar damit ist es aber, wenn doch wiederum und sogar zwischen hinein mit bauggildi die Gesammtheit aller Derjenigen bezeichnet wird, die den baugr empfangen (Gr. I a 198, Z. 8; 199, Z. 1, 3, 6; 200). Denn zu diesen gehören auch Männer vom Weibsstamm, wie z. B. der Muttervater, Tochtersohn, Mutterbruder, Schwestersohn u. s. w. Schon von Anderen ist diese Verschiedenheit im Gebrauch der Ausdrücke bauggildi und nefgildi bemerkt worden (K. Maurer, Island S. 335, Finsen in Gr. III, S. 589). Daß nach dem ursprünglichen Sprachgebrauch bauggildi nur, aber auch alle baugþiggjendr bedeuten konnte, ist außer Zweifel. Der davon abweichende und jüngere Sprachgebrauch kann nun vom Verfasser des baugatal nur auf Grund einer Bestimmung aufgenommen worden sein, die erst hinter den baugþiggjendr Männer vom Weibsstamm zur Sühne herief. Eine solche könnte freilich auf Island gegolten haben bis zu dem Zeitpunkt, als das baugatal seine jetzige Gestalt erhielt. Unter dieser Voraussetzung wäre jedoch schwer zu begreifen, daß in einem rechtskundigen Isländer der alte Begriff des bauggildi nicht mehr lebendig genug gewesen sein sollte, um ihn vor einer solchen Verwechselung mit dem neuen zu schützen, wie sie im baugatal begangen ist. Dagegen erklärt sich sein Fehler, wenn er eine Beziehung zwischen den Gegensätzen bauggildi und nefgildi, Mannsstamm und Weibsstamm in einer fremden Vorlage fand. Daß

diese norwegisch war, wird wiederum dadurch nahegelegt, daß das bis jetzt bekannte altnorwegische Recht wirklich den ersten Blutsverwandten vom Weibsstamm, den brođer sammœđra, unter die sakaukar stellt (Fr. VI 5, 14, 21, 28, 42, Gu. 236, 246; vgl. auch Bjarne in Gu. 316—319; über Fr. VI 35 s. oben S. 133 Note). Hier also besteht zwischen den erwähnten Gegensätzen die aufgesuchte Verbindung, wenn sie sich auch nicht decken. Immer dringender wird demnach die Wahrscheinlichkeit, daß bei Abfassung des isländischen baugatal eine norwegische Quelle mit benützt worden ist. Dies Ergebniß darf um so weniger überraschen, als bekanntlich gerade auch die beiden Anhängsel des baugatal im Cod. Reg., die Capitel 114 und 115 entschieden unter norwegischem Einfluß entstanden sind (hierüber s. K. Maurer Grágás, in Ersch und Gruber S. 56). Um so höher steigt aber nach früher Bemerktem auch die weitere Wahrscheinlichkeit, daß gerade ein älterer Text der Frostuþingsbók jene Quelle abgegeben hat. Wenn wir mit dieser Wahrscheinlichkeit bei Restitution unseres Fragmentes rechnen, so müssen wir doch andererseits im Auge behalten, daß das baugatal, von jener nebensächlichen Inconsequenz bezüglich der Unehelichen abgesehen, in isländischem Geiste gearbeitet ist, was sich u. A. namentlich darin zeigt, daß bei der Vertheilung der Blutsfreunde unter die vier baugar die isländische Erbenfolge und Verwandtschaftsgliederung den Grundriß geliefert hat.

Nach dieser ebenso nothwendigen als aufhaltenden Abschweifung zu unserem norwegischen Bruchstück zurückkehrend, beschreibe ich zunächst die Pergament-Handschrift, wozu es gehört hat. Hiebei kommt mir außer den in NGL. IV befindlichen Materialien eine buchstäblich genaue Abschrift des in Rede stehenden Fragments zu statten. Ich verdanke sie der zuvorkommenden Bemühung des Herausgebers jenes Bandes, Herrn Prof. G. Storm in Christiania, der sie zu Anfang des vorigen Jahres eigenhändig gefertigt und mit erläuternden Bemerkungen mir überschickt hat.

Von der Handschrift sind nur zwei Blattfragmente bekannt. Das eine, im Jahre 1712 in Arni Magnussons Besitz gelangt, liegt jetzt in der Kopenhagener Universitätsbibliothek als AM 315 K und enthält ein Stück vom Anfang des Christenrechts, nämlich den größeren Theil von cap. 1, das cap. 2 und ungefährt die erste Hälfte von cap. 3 des zweiten lutr der Vulgata. Es ist bei der Ausgabe der letzteren in NGL. I benutzt und dort mit X bezeichnet. Einen vollständigen Abdruck desselben trifft man in NGL. IV, S. 30 fg., seine

Beschreibung im nämlichen Bande S. 493. Das zweite Bruchstück befindet sich im Reichsarchiv zu Christiania, trägt die Signatur RA 1 C Cod. IV (vgl. NGL. IV, S. 765) und ist das nämliche, womit sich die gegenwärtige Abhandlung beschäftigt. Es besteht aus der inneren Längshälfte eines Pergamentblattes und war um 1619 zum Einband von Vogteirechnungen aus Inderøen benützt worden, scheint also einer Handschrift entnommen, die wenigstens zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Drontheimischen war. Das andere Fragment läßt uns über die Herkunft derselben ohne Aufschluß. Das Format des Codex war Quart von 24 Cm. Höhe und c. 18 Cm. Breite. Genau läßt sich die Breite nicht ermitteln, weil auch AM 315 K stark beschnitten ist. Das Blatt ist dem Anschein nach nicht genau in der Mitte durchschnitten worden, so daß im vorliegenden Streifen die breitere Hälfte erhalten ist. Denn es ist, wie sich zeigen wird, in keiner ersten Zeilenhälfte der Rückseite eine so große Buchstabenzahl zur Herstellung des Zusammenhanges erforderlich, wie sie durchschnittlich auf der zweiten Raum hat, wo sie sich auf etwa 30 beläuft, und auf der Vorderseite, wo die ersten Zeilenhälften bewahrt sind, brechen etliche schon mit dem 25. oder 26. Buchstaben ab. Wenn sich auf der Vorderseite längere Buchstabenreihen finden, so rührt dies nur von der Ungleichmäßigkeit der Schrift her, die auch auf dem lithographischen Facsimile in NGL. IV, Taf. III, Nr. 2 wahrnehmbar ist. Übrigens ist die Schrift eine sehr kräftige und deutliche Fractur. Ohne die Columnentitel füllt sie, quer über die ganze Seite laufend, 24 Zeilen. Mäßige Spatien trennen die Wörter, Punkte sind die einzigen Unterscheidungszeichen. Abkürzungen sind selten: die Verdoppelung des n ist öfter über der Zeile durch ˜ angegeben, welches Zeichen am Ende einer Zeile (B 15) auch den einfachen Nasal oder (B 18) eine Mehrzahl von Buchstaben ausdrücken kann; oo ist bald ausgeschrieben, bald durch ꝯ angedeutet. Am oberen Rand der Seiten stehen Columnentitel. Dazu gehört auf der Vorderseite auch eine Überschrift des Index. Dagegen sind die Capitelüberschriften mit den ersten Worten des ihnen folgenden Textes oder mit den letzten des ihnen vorausgehenden, wie gewöhnlich in den norwegischen Handschriften, auf die nämliche Zeile verwiesen. Zu den Columnentiteln, den Capitelüberschriften und den Ziffern des Index ist rothe Farbe verwendet. Bei den Initialen des letzteren dagegen wechselt ziemlich regelmäßig roth mit blau. Bleibt am Ende der Zeile ein längerer Raum unbeschrieben, so wird derselbe durch eine schmale Kette verschlungener Mäander oder kleiner Ringe in rother Farbe ausgefüllt. Sie ist im unten folgenden Abdruck wie in

NGL. I durch ∼∼ wiedergegeben. Accente kommen in der Handschrift nicht vor. Was früher dafür angesehen wurde, ist lediglich ein am t vom linken Ende des Querstrichs aus schräg aufwärts nach rechts gezogener Haarstrich, der nicht nur bei t nach Vocal, sondern auch bei anlautendem und bei t nach Consonant regelmäßig wiederkehrt. Der gänzliche Mangel der Längenbezeichnung bei Vocalen sowie der Gebrauch von þ im In- und Auslaut, andererseits die Form der Buchstaben a, f, v, das Fehlen des kurzen s, der Wechsel von r und ʀ im In- und Auslaut, endlich auch die Sprache, welche jener der Tübinger Bruchstücke nahe steht, deuten darauf, daß unser Codex um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschrieben wurde. Der Abdruck des Blattstreifens in NGL. II, S. 520 fg. gibt kein ganz klares Bild seiner Beschaffenheit. Denn nicht nur sind die Abkürzungen aufgelöst und den Capitelüberschriften besondere Zeilen angewiesen, sondern es sind auch die am Schnittrand wahrnehmbaren Schriftreste nicht vermerkt und die Länge der auf der Rückseite fehlenden Zeilenhälften auf S. 520 kürzer als auf S. 521 angegeben.

Dem Neudruck der völlig erhaltenen Schriftzüge, welcher hiernach erforderlich ist, füge ich sogleich in Cursiv die von mir beantragten Ergänzungen bei. Im darauffolgenden Commentar sollen dieselben gerechtfertigt werden.

Vorderseite (= A).

þings

her hæfr upp kapitulum af ſetta lut

Heʀ hæfʀ upp ſæctal . **ij** Annaʀ *baugr.* ***iij Hinn þriđi baugr.*** *oc*
Vm fiorþa baug. **iiij** Vm fim dæillt fe. *Vm houuþ baug at ſkiærþæ.*
Um houuþ baug at ſkiærþæ i añnat siñe. *Um añan baug at ſkiærþæ.*
Vm þæt at aller baugar ſculu uppi. v*era.*
En þæt ſtoþar þæim er bœter ero bœ*tendr.*
Vm þriđiu bauga ſkiærđing. ∼∼∼
Sunr hinſ dauđa tæcr viđ allum h*augum.*
Er brođer liuir æiñ hinſ dauđa . ibau*ggilldi.*
Vm bauga ſcipti veganda ſuna ∼∼∼
Hværr æyrir ihaugi hværium er ſki*liđr.*
Eʀ þæir liua bađer ilande vegande oc *veganda ſunr.*
Eʀ faþer veganda liuir oc ſunr hinſ *er ifra fallen.*
Herr ſcill um ſac auka . **xviii.** En *um ſac auka.*
Um frillu ſun oc frialſar kono. ∼∼∼
At ængi bœte mæirum hotom en *hann ſcal taka.*

Vm minztu bauga er þræll ſcal *þræli bæta.*
Um læyſingia . **xxiij** **V**m bauga ſk*ipti.*
þræll ſcall æiþ viñna um ſatt ma*l.*
Hværiar bœtr baugum ero neſta*r.*
Vm tryggva kaup bauggilldiſ *manna* ·
Enn nm tryggua kaup. ∼ ∼∼∼∼
Vm bauggilldiſ meñ oc vegannda.
Enn um tryggva kaup inæf gilld*i.*
Herr ſkill um talu bot . oc tryggv*ar.*

Rückseite (= B).

hinn ſette **lutr** **frosto**

Her bæta næfgilldiſ menn veganda . viþ næfgilldiſ meñ hiñſ dauða.
At uppi ſcolo bœtr veganda. þar er hann er æigi ilande. allar fullar
Um dottor enſ dauða. ef æigi er funr til. ∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼
Um dottor enſ veganda. ∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼
Um frændbœtr ibauggilldi. oc um næfgilldiſ bot. ∼∼∼∼∼∼∼∼
Um fiar skilorđ (?) ∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼∼
Her hæfr upp ſætal. þa er maþr er vegeñ friþ hæilagr. hvoſ
ſug ſcal bauga mannum hann aftr giællda . eða hværia bott er bvær
ſcal taka. eða giællda. ef vegande er ilande. þa ſcal bañ bœtæ
baugum fullum oc allum. nema bañ bave viſendr til. En ef
vegande er æigi ilande. þa ſcal ſunr veganda bœta baugum
fullum oc allum . nema hann have viſendr til. En ef þæir ero ba
đer ilande. þa ſcolo þæir bœta baugum fullum oc allum.
*þæir ſcolo bæta feđr oc ſyn*i hinſ dauða hauuþ baugi. En i
ſunar halfu ſcolo uppi iiij aurar. 7 . xx. oc taka af ſyni hinſ vegañ.
da . 7 ſva fađer. En ã at baug þake . **añnar** **baugr.** ∼∼∼∼∼∼∼∼
Annar hæiter brođor baugr er taka ſcal brođer hinſ danda af brœ
đr hinſ veganda. En i þeſſom baugi ero atian aurar. oc balfr ä
at baug þake . ef brođer er til. **hinn** **þriđi** **baugr.** ∼∼∼∼∼
En þeſſe er hiñ þriđi baugr er taka ſcal fađur brođer oc broþor
ſunr hinſ dauđa . i þæim baugi ero atian aurar. oc æyrir at baug
*þake halfr af fađur brœđr ve*ganda oc af brođor ſyni. En þo at fađ
ur brođer er æigi til eđa brođor ſun. þa ſcal þo fullan baug bœta 7
En þeſſe er hinn fiorđe baugr. er taka . **hiñ fiorđe bavgr** ſva taka.

Anmerkungen zur Vorderseite.

Der Columnentitel besteht aus der zweiten Hälfte des Compositums froſtoþings. Die erste muß auf der vorausgehenden und gegen-

überstehenden Seite sich vorgefunden haben, und zwar nach den Worten hinn fimte lutr. Auch das Christenrechtsfragment unsers Codex zeigt als Columnentitel auf der Vorderseite das Wort froſtoþings, auf der Rückseite [l]utr froſto. Vgl. den Columnentitel auf B. Die Überschrift des Inhaltsverzeichnisses scheint vollständig. Von den Capiteln sind nur II, IV, XVIII und XXIII im erhaltenen Rest der Schrift mit Nummern versehen. Was zwischen cap. IV und cap. XVIII auf den Zeilen 3—13 bewahrt ist, reicht nur zur Inhaltsangabe von elf Capiteln hin. Die beiden, welche auf dem Pergamentstreifen vermißt werden, müssen auf der verlorenen Seitenhälfte angekündigt gewesen sein. Doch lehrt der Augenschein, daß sie weder auf Zeile 6, noch auf Zeile 9 vermuthet werden dürfen. Zwischen XVIII und XXIII sind die Capitelangaben theils unversehrt, theils wenigstens stückweise erhalten. Da nach XXIII keine Zahl mehr folgt, läßt sich nicht feststellen, ob auf den übrigen Zeilen der Seite wirklich nur sieben Capitel verzeichnet waren.

Zeile 1. Die Ergänzung ergibt sich theils aus Zeile 2, theils aus B 16 und B 19. Aber während im Text dem „vierten Ring" ein eigenes Capitel, das vierte, gewidmet ist (B 24), folgt im Index cap. IV erst nach demselben, so daß hier der vierte mit dem dritten Ring ins nämliche Capitel verwiesen ist. Dem letztern mußte eine Ziffer vorgesetzt werden, weil sonst A 1 nicht gefüllt wird.

Zeile 2. Nach dem „fünftheiligen Geld" muß zum ersten Mal von einem Beschneiden des hǫfuđbaugr gesprochen worden sein, weil Zeile 3 schon der zweiten Behandlung dieses Gegenstandes gedenkt. Man wird daher nicht fehl gehen, wenn man in Zeile 2 ein weiteres Capitel „von der skerđing des hǫfuđbaugr" annimmt, das erste der beiden zwischen IV und XVIII vermißten. Die Überschrift, aus Zeile 3 zu entlehnen, füllt mit oder ohne Ziffer die fehlende Zeilenhälfte.

Zeile 3. Für das Wort ſinne spricht nicht nur der Zusammenhang dieser mit der vorigen Zeile, sondern auch die am Schnittrand erhaltenen Überbleibsel vom Anfangsbuchstaben des ersten fehlenden Wortes. Man sieht deutlich den Schaft eines ſ mit der Anschwellung oben links. Ich versetze aber auch noch das zweite der vermißten Capitel in die vorliegende Zeile. Zeile 6 nämlich registrirt die skerđing des dritten Rings. Folglich muß der Inhalt von Zeile 2—5 unter Anderm auch auf die skerđing des zweiten Rings sich bezogen haben. Der natürlichste Platz für ein Capitel „um annan baug at skerđa" ist die fehlende Hälfte von Zeile 3.

Zeile 4. Das am Schnittrand noch stehen gebliebene v legt ein

vera nahe. Der Ausdruck skal uppi vera = „es soll geleistet werden" ist in der Rechtssprache der Landschaft Drontheim besonders beliebt. Vgl. Fr. IV 12 (= NGL. II S. 516), 16, 18, 19, 21, 42, 45, VI 1, XIII 21, Bjark. II 38—40, ferner vera uppi in Fr. IV 11 (= NGL II S. 516, Jarns. 28), X 41. Ganz besonders aber erinnert an unsere Zeile Gr. Ia 195: Baugar allir scolo uppi vera huegi margir er bœtendr ero eđa huegi er margir viđ takendr ero.

Zeile 5. Sie schließt auf dem Pergament mit er hœ. Aber davon sind die drei letzten Buchstaben durch darunter gesetzte Punkte als fehlerhaft bezeichnet. Der Fehler erklärt sich am leichtesten, wenn auf er bœter in der Vorlage zwei ähnlich aussehende Wörter gefolgt waren. Ebenso nahe liegend wie sinngehend scheinen ero bœtendr.

Zeile 7. Die linke Hälfte des a in baugum ist ziemlich deutlich zu erkennen. Die Ergänzung kann daher keinem Bedenken unterliegen.

Zeile 8. Vom g im letzten Wort ist der untere Theil noch erhalten. Man kann vervollständigen: haugum, muß dann aber unter baugar die zum Empfang der Ringe berechtigten Classen verstehen. Vorzuziehen ist aber bauggilldi oder haugamannum. Bauggilldi bezeichnet, wie S. 134 bemerkt, im Isländischen baugatal u. A. die zum Empfang eines baugr berechtigten Leute und ist in dieser Bedeutung auch für die norwegische Terminologie durch Gu. 274 gesichert. Baugamađr kann der zum Nehmen wie der zum Geben eines baugr Berufene heißen (Fr. VI 4, 13, 20, 27, 34, 41, Gu. 243, 249; — Fr. VI 2).

Zeile 10. Das l in skiliđr ist noch an schwachen Spuren auf dem Original zu erkennen. Sie überhöhen die Zeile so beträchtlich, daß p und damit skipađr ausgeschlossen erscheint.

Zeile 11. Die Ergänzung ist durch den Gegensatz der nächsten Zeile dem Inhalte nach gefordert. Freilich hatte, wie aus B 12 flg. zu entnehmen, schon cap. I von dem Fall geredet, wo der Todtschläger und sein Sohn gleichzeitig im Lande sind, aber nur um zu sagen, daß beide mit einander den ho̧fuđbaugr bezw. alle baugar zu entrichten haben. Für das auf A 11 registrirte Capitel war also noch das baugaskipti zwischen Vater und Sohn übrig, was um so mehr der Besprechung bedurfte, als ein Capitel über baugaskipti unter mehreren Söhnen des Todtschlägers voran gegangen war (A 9).

Zeile 12. Jedenfalls handelte es sich in dem Capitel um den noch nicht und auch später nicht geordneten casus, daß kein Sohn des Todtschlägers zum Mitzahlen berufen werden kann. Wegen er ifra fallen vgl. NGL. I SS. 106, 107, 109, 110.

Zeile 13. Der Raum für's Initiale ist leer. Mit En könnte cap.

XVIII einen Gegensatz zu cap. XVII einleiten; vgl. Fr. VIII 15, auch A 5 (?). Aber die Beispiele solcher Capitelüherschriften sind doch selten. Dagegen sind die Fälle, wo En die Fortsetzung eines früheren Capitels anzeigt, massenhaft; vgl. A 21, 23, ferner Fr. IV 27, V 11, VI 3, 9, 19, XII 8, NGL. I SS. 217, 253, 257, Gu. 18, 82, 185, 226, 227, 230—232, 247, 248, 251, 252, 258, 259, 279, 291, 297. Wird schon von dieser Seite her wahrscheinlich, dass cap. XVIII die in cap. XVII angefangene Lehre von den sakaukar weiter geführt hat, so führt eine Betrachtung von A 14 zum gleichen Ergebniß. Wenn nämlich cap. XIX um frillu sun ok frjálsar kono etwas bestimmte, so hat es den nnehelichen Sohn vom freien Weihe entweder mit dem vom unfreien Weibe nnter die sakaukar gestellt, wie die isländische Wergeldtafel (Gr. I a 201), oder den sakaukar vorgesetzt, wie dieß stillschweigend Gu. I und II nnd die Vulgata thun (worüber K. Maurer in den Münchener Sitzungsberichten 1883 S. 62 flg.). Im einen wie im andern Falle kam die Lehre von den sakaukar erst durch cap. XIX zum Abschlnß. Demnach empfiehlt es sich, die auf En in unserer Zeile noch folgenden Worte, der Gepflogenheit der altnorwegischen Gesetzbücher entsprechend, der vorausgehenden Capitelüberschrift zu entlehnen.

Zeile 15. Vom h in hann ist noch die linke Hälfte, der Schaft mit dem von der Mitte aus nach rechts gezogenen Haarstrich auf dem Fragment sichthar. Hann wird also kaum anzufechten sein. Der in der weiteren Ergänzung formulirte Grundsatz beherrscht ehenso das saktal der Vnlgata (insbesondere VI, 3 i. f., 4, 5, 7, 8) wie das des Bjarne Marđarson, wo er affirmativ so gefasst ist: Slikt skal hverr taka af gjǫlldum efter jamskylldan mann, sem bœta međ jamskylldum manne (NGL. I, SS. 106, 107, 110, ähnlich 108), — und das isländische baugatal, wo er negativ und fast mit den gleichen Worten wie in unserer Zeile, nur angewandt auf die baugar, aufgenommen ist: Skal engi mađr meirom haugom bœta en taka (Gr. I a 195).

Zeile 16. Vom Worte nach scal ist nicht bloß der Anfangshuchstahe, sondern auch ein Theil des nächsten erhalten, ein Schaft, der nur einem i oder r angehört hahen kann. Es stehen also þiggja oder þræli zur Wahl. Daß es wirklich einen „Ring" gab, der in bestimmten Fällen für den Todtschlag eines Unfreien gezahlt werden mußte, erhellt aus Gu. 198 (vgl. mit Fr. IV, 61), wo von einer baugshelgi des Unfreien die Rede ist, insbesondere aber aus dem isländischen baugatal (Gr. I a 202, Z. 8 ff.), wo auch die Benennung hiner minnzto baugar von den Ringen gebrancht wird, die für den Unfreien gegehen werden

und kurz vorher þrælbaugar heißen: „þræl baugar skolo þar vera er þrælar ero skapþiggjendr. Nu skal ina minnzto bauga segja er þræll skal þræli bœta“ u. s. w. Hiernach dürfte in A 16 die Entscheidung zu Gunsten von þræli bœta fallen.

Zeile 17—20. Vom k in skipti ist die Hälfte übrig, vom a in næstar der größte Theil. Die Ergänzungen bedürfen keiner Erläuterung. Sie sind die einfachsten und insoferne nächstliegenden.

Zeile 22. Die Capitelüberschrift scheint vollständig, da nach veganda ein Punkt steht.

Zeile 23 fg. Das letzte Wort auf der Seite ist entweder tryggvar oder tryggvakaup. Da schon drei, vielleicht vier Capitel hindurch vom tryggvakaup gehandelt ist, ziehe ich tryggvar vor. Überflüssig war ein Capitel um tryggvar selbst dann nicht, wenn schon der vorhergehende lutr, wie Fr. V 9, die Urfehde berührt hatte. Denn noch war nicht gesagt, in welcher Form das veita tryggvar zu geschehen habe, vielleicht auch noch nicht die vier bauggilldismenn und die vier nefgilldismenn genannt, „er til ero skilder at lǫgum at selja mǫnnum griđ til sættar eđa trygđar veita [a moti baugum]“. Daß wenigstens die Form der tryggvar erwähnt gewesen sei, in dieser Annahme kann nur bestärken Gu. 320, wo an Bjarnes Wergeldtafel sich das Formular eines trygđamál anschließt, und das isländische baugatal, welches der Aufzählung der Wergeldbeträge zwei Friedensformeln nachschickt (Gr. I a 204—206), wovon die erste, das griđamál, keinesfalls isländisch*), die zweite, das trygđamál, eher norwegisch als isländisch, wenigstens am Anfang mit dem in Gu. 320 identisch ist.

Anmerkungen zur Rückseite.

Vom Columnentitel ist am Schnittrand das Wort lutr und fast über dem Zeilenende das Wort frosto gerettet. Auf der nächsten Seite also muß die zweite Hälfte des Compositums, þings, gestanden sein wie auf A. Der Columnentitel bedurfte daher nur am Anfang einer Ergänzung. — Die ersten sechs Zeilen gehören noch zum Index. Von 4 und 6 ist kein Wort erhalten. Inwieweit auf die Ausfüllung dieser Linien verzichtet werden muß, wird sich unten zeigen. Sicher ist aber, daß auf 3, 4, 5, 6 nur je ein Capitel registrirt war. Und von 1 und 2 kann das Nämliche wohl als nahezu sicher gelten. Bei 1—3,

*) Vgl. Andreas Sunesons Andeutungen über den Inhalt eines vorläufigen Friedensgelöbnisses in Exp. 48, — andererseits aber auch das norwegische Friedensformular in NGL. IV, S. 726.

5, 7—24 kommt es nun in den ersten Zeilenhälften vor Allem darauf an, daß die nöthige Buchstabenzahl den Zusammenhang herstellt. Es ist aber hiebei an den Charakter der Schrift zu erinnern, wonach Gleichheit der Buchstabenzahl auf jeder Linie nicht erforderlich ist.

Zeile 1. Von veganda ist nur das v abgeschnitten. Daß veganda Genitiv, kann wegen der Worte viđ nefgilldismenn nicht bezweifelt werden, ebensowenig, daß dieser Genitiv abhängig von einem Hauptwort ist, welches Verwandte des Todtschlägers bezeichnete, die zu den nefgilldismenn des Erschlagenen in einem bestimmten Verhältniß stehen. Man wird zuerst auf die nefgilldismenn des Todtschlägers rathen. Auch nach der Vulgata stehen sie denen des Getödteten unmittelbar gegenüber (VI, 7, 8, 15, 16, 22, 23, 29, 30, 36, 37, 43, 44). Überdies war noch nicht von sämmtlichen nefgilldismenn veganda, so weit es sich um ihre Sühnleistungen handelt, im Vorausgehenden gesprochen. Endlich wäre kaum einzusehen, was hier die bang-gilldismenn veganda mit den nefgilldismen hinns dauđa zu schaffen haben sollten. Das von mir ergänzte Stück wird daher, obgleich 22 Buchstaben beanspruchend, einstweilen seinen Platz behaupten können.

Zeile 2. Der Landesabwesende wird unter den Sühnpflichtigen meistens der Todtschläger sein. Unter den Bußempfängern könnte nach B 1 nur „der" einzelne bauggilldismađr oder eher noch der einzelne nefgilldismađr als abwesend in Betracht kommen. Aber dafür ist das fehlende Stück zu kurz. Ich setze daher vor þar: veganda. Allar fullar können nur Sühnleistungen sein, und zwar solche, die durch ein Femininum bezeichnet werden, — bœtr oder saker, im Gegensatz zu den baugar, deren Zahlung bei Landesabwesenheit des Todtschlägers schon cap. I geordnet hatte.

Zeile 3. Die drei erhaltenen Worte gehören zu einem Conditionalsatz, der entweder die Anwesenheit oder, bei zu ergänzender Negation, den Mangel eines Sohnes setzte. Ich nehme den Mangel an und verstehe unter dem Sohn den des Getödteten. Der Hauptsatz nämlich muß von der baugrýgr gesprochen haben, die weder in der Vulgata noch im isländischen baugatal fehlt (s. oben S. 132). Sie wird an letzterer Stelle zuerst als Empfangsberechtigte abgehandelt. Da für diese außer B 6 kein geeigneter Platz im Index zu finden ist, wird ihr B 3 einzuräumen sein.

Zeile 4. Der baugrýgr als Empfängerin folgt wie in der isländischen Quelle und eigentlich auch in der Vulgata die baugrýgr als Geberin.

Zeile 5. Die Vulgata geht zuerst unter den Rubriken des „großen“ und des „kleinen“ nefgilldi auf Beträge ein, welche Verwandte außerhalb der haugar bis zum dritten Grad der absteigenden, dem zweiten der aufsteigenden und dem dritten gleichen der Seitenverwandtschaft geben und nehmen (Fr. VI 7, 8, 15, 16, 22, 23, 29, 30, 36, 37, 43, 44), darnach auf die frændbœtr, d. h. diejenigen Gelder, welche Blutsfreunde vom vierten bis zum sechsten Grad im haug-, bezw. nefgilldi geben und nehmen (Fr. VI 11, 12, 18, 19, 25, 26, 32, 33, 39, 40, 46, 47). Die letztere Gruppe von Verwandten entspricht den Classen 3—6 der isländischen eptir bauga, während einerseits deren erste und zweite Classe von der Vulgata noch den baugamenn zugewiesen sind, und andererseits das „große“ nefgilldi der Vulgata auf Island unter Anlehnung an die Erbentafel dem 2.—4. hangr einverleiht ist. Jene frændbœtr der Vulgata nun führen gelegentlich den volleren Namen: hauggilldis —, bezw. nefgilldis frændbót (Fr. VI 39, 40, 47 inscr. 12, 26, 39, 47 im Text). Nefgilldis frændbót mochte zu nefgilldisbót gekürzt werden, in unserem Inhaltsverveichniß um so leichter, wenn die nämliche Rubrik eben noch die bauggilldis frændbœtr als frændbœtr erwähnt hatte. Um etwa anzunehmen, daß dem älteren saktal der Frostuþingsbók die frændbót der Vulgata überhaupt unbekannt gewesen sei, würde es an triftigen Gründen fehlen. Aus der Vulgata insbesondere (VI 9) geht nur so viel hervor, daß die einzelnen Quoten der frændbœtr nicht angegeben waren.

Zeile 6. Das Schlußcapitel könnte eine Bestimmung über den tryggrofi enthalten haben, wie sie bei Bjarne Mardarson typisch sich wiederholt. Ein solches Capitel würde auch nach Fr. V 9, 10 nicht für überflüssig gelten dürfen und selbst nicht nach der Novelle von König Magnus Erlingsson in Gu. 32, Fr. V 44—46, falls überhaupt in der Recension unserer Handschrift dies Gesetz schon eingestellt gewesen sein sollte. Auch das isländische haugatal kommt zuerst Gr. I a 203, dann noch einmal Gr. I a 205 (= II 404) zwischen zwei Stellen, worin die Benützung ausländischen Materials so gut wie außer Streit ist, auf den Bruch eines gelobten Friedens zu sprechen und gedenkt im Gegensatz zum „alten Recht in unserem Lande“ des norwegischen über den gleichen Gegenstand: En þat ero lǫg i Noregi ok alla danska tungo, ef madr þyrmir eigi gridom, at sa madr er utlagr fyrir endilangan Noreg fram, ok fer bædi londom sinom ok lausafe ok skal aldregi i land koma sidan. Das sieht uns wie ein Citat aus einem Text, der doch nicht die Magnus'sche Novelle sein kann. Indeß: eine derartige Bestimmung fand sich möglicher Weise schon in cap. XXX

vor, wohin sie dem Zusammenhang nach besser passte. Annebmharer erscheint für den Abschluß des lutr eine andere, die — wenn überhaupt in demselhen enthalten — nur in seinem letzten Capitel gestanden sein kann, nämlich die Angabe der Zablmittel, in denen die in gewogenem Silher berecbneten Sübngelder entrichtet werden durften. Die Begriffe der mǫrk bauggild, des eyrir bauggildr, des bauggilt fé, des kýrlag bauggilt sind den Urkunden vom 14. Jahrhundert an nicht nur als in ganz Norwegen verbreitet, sondern auch als von Alters her feststehend geläufig (Dipl. Norw. II 183, 226, 276, 285, III 256 266, IV 90, 148, 231, 511, V 186, XI 94). Im saktal waren sie um so weniger zu entbebren, als die Frostuþingsbók nach der Vulgata sich sonst nirgends damit beschäftigte. Einschlägige Bestimmungen finden sich denn auch .in anderen Wergeldordnungen, nämlicb in Gu. I (Gu. 223 vgl. NGL. IV, S. 10) und im isländischen baugatal welches bezeichnender Weise mit einer solcben scbließt (Gr. I a 204). Ich glaubte daber die fehlende Rubrik durch die analoge des Cod. Ranzov. der Gulaþingsbók markiren zu sollen.

Zeile 7—15. Die Lücke des cap. I in B 7 kann noch leicht mittelst des Registers ausgefüllt werden (A 1). þa ist grammatisch nothwendig. Die handschriftlichen Überbleibsel von 7 und 8 zeigen, daß wir es mit der Eingangsformel zum ganzen saktal zu thun haben. Demgemäß mußte aucb die Lücke in 8 und der größere Theil derjenigen in 9 ergänzt werden. Das eda bværia etc. in 8 fordert einen parallel vorausgehenden Interrogativsatz. Schwierigkeiten bei dessen Herstellung verursacbt nur die Silbe bvoſ am Schluß von Zeile 7. Ich wage das sonst beispiellose hvossug. In Gu. 51, 136, 273, 274 steht freilich immer bvessug, dafür aber in Borg. II 6, 8 bvorsu. Wir haben also bvǫssug < hvǫrsug (hvǫrsu) < hvarsug < hvarsveg. — In Zeile 9 beginnen die Rechtssätze. Das erhaltene Bruchstück des Capitels beweist, daß zuerst (9—13) vom Entrichten der baugar überhaupt durcb den Thäter und seinen Sohn beim Mangel von vísendr die Rede ist. Die letzteren kennen wir im Allgemeinen aus der Vulgata (VI, 2), wo sogar eine naive Erklärung des Terminus vorgetragen wird. Darnach ist wenigstens so viel klar, daß die vísendr die baugamenn der drei andern baugar sind. Diese haugar müssen von den baugamenn des hǫfuđbaugr gezahlt werden, wenn keine vísendr da sind. So ist es nach der Vulgata (VI 2) und analog nach Gu. 222 wie nacb Gr. I a 198—200. Die entsprecbende Bestimmung gebört in die Zeilen 9—13 unseres Capitels. Es sind aber dabei noch drei Fälle unterschieden, die sicb selbst auf dem erhaltenen

Streifen deutlich erkennen lassen, da in 9 vor egande selbstverständlich ein v zu setzen ist und am Schluß von 12 ba- nur die erste Silbe von bađer sein kann. Entweder ist der Todtschläger im Lande und kein Sohn von ihm da; diesfalls soll jener Alles zahlen (9, 10). Oder der Todtschläger ist außer Landes, aber ein Sohn von ihm da; diesfalls steht der letztere für die ganze Summe ein (10—12). Oder endlich: „beide" sind im Lande; alsdann bringen sie die Ringe mit einander auf (12 fg.). Hiernach ergibt sich die Ausfüllung der ersten Hälften von 10—13 verhältnißmäßig leicht. Am Abschnitt von 12 ist der untere Haken eines Buchstaben übrig, der ein n gewesen sein kann. Zeile 13 hat am Schnittrand Reste vom oberen und unteren Ende eines Buchstaben, der von einem Kenner der Handschrift für ein e erklärt wird, aber dem Facsimile nach ebensogut ein r gewesen sein kann. — Zeile 14 sagte, wem der hǫfuđbaugr gebührt. Am Schnittrand steht ein kräftiger Schattenstrich, den mein Gewährsmann für den zweiten eines n oder u oder a hält, wahrscheinlich weil unten von links her noch ein Haarstrich hingezogen ist. Allein dieser kann zu einem anderen Buchstaben gehört haben, so daß wir ein vollständiges i lesen können: also die nöthige Dativendung, die hierher gehört. Ich ergänze darum vorab syni. Daß der nächste Empfänger des hǫfuđbaugr der Sohn des Getödteten ist, sagen uns Gu. I und II, sowie Bjarne Marđarson (Gu. 218, 220, 244, 316—319). Die Vulgata und das isländische baugatal nennen aber neben dem Sohne den Vater, und zwar mit Kopftheilen, die nur dadurch verschieden ausfallen, daß das isländische Recht noch den Bruder heranzieht (Fr. VI 3, 13, 20, 27, 34, 41, Gr. Ia 193, 195). Daß unser Text den Vater unerwähnt gelassen haben sollte nach der vorausgehenden Casuistik, ist schwer zu glauben. Mit Aufnahme des Vaters wird die Lücke in 14 zur Genüge ausgefüllt. — Zeile 15 bestimmte zunächst den normalen Betrag des hǫfuđbaugr. Die Endsilbe ar fordert das Wort aurar. Die fehlende Zahl muß IV sein, was zu den in cap. II und III genannten 18 aurar allein ein passendes Verhältniß gibt. In der Vulgata haben wir die Proportion $\frac{1}{2}$ hǫfuđbaugr : annarr baugr = 4 : 3. Auch hier kann es sich bei den 24 aurar nur um den halben hǫfuđbaugr handeln, da als ihr Geber nur der Sohn des Todtschlägers erwähnt ist. Daß an dieser Hälfte nicht der Todtschläger selbst mitzahlt, wie nach der Vulgata, ist klar, da er sonst vor seinem Sohn und in den erhaltenen Zeilenresten genannt sein müßte. Er steht vielmehr dem Vater des Erschlagenen gegenüber, was in Zeile 16 angedeutet sein konnte. Zu aurar gehört als Aussage ein ero oder

scolo uppi in Zeile 15 und am Anfang derselben der durch die Schlußworte von 14 En i geforderte Name des Betrags, worin die aurar sein sollen. Ich ziehe scolo uppi dem kürzeren ero vor, weil fjogor doch kaum ausgeschrieben war. — Die Anfangssilbe von 16 ist grammatisch gesichert. Es mußte sodann erwähnt sein, daß der Vater des Getödteten die andere Hälfte des hǫfuđbaugr bekommt. Die Hauptschwierigkeit aber macht das letzte Wort vor der Rubrik des cap. II. Von jenem ist nur der letzte Buchstabe, ein e, und am Schnittrand die rechte Hälfte eines Buchstaben erhalten, der mir für ein ʀ erklärt wird. Es kann aber der Storm'schen Abschrift nach auch ein k gewesen sein. Man könnte an annaʀe denken und einsetzen: oc fađer scal taka viđ halfu annaʀe. Das würde aber zu viele Buchstaben erfordern und überdies würde das Seitenstück zu der in cap. II und III erwähnten Zugabe von ½ eyrir fehlen. Einer solchen Zugabe muß in Zeile 16 gedacht gewesen sein. Die erste Silbe ihres Namens steht am Ende von 21: baug-. Ich kenne keine anderen Namen für eine derartige Zugabe und mit jenem Compositionsglied als den des baugþak oder der baugbót. Beide kommen im isländischen baugatal, dagegen in keinem bisher bekannten norwegischen Text vor. Technischer und hier schon wegen des k vorzuziehen ist baugþak. Sachlich ist dieses „Ringdach" kurz von Wilda, Strafrecht S. 375 und Finsen in Gr. III, S. 588 fg. erörtert, sprachlich sehr gut von Fritzner in Christiania Videnskabsselskabs Forhandlinger 1880, Nr. 16, S. 6—8. Letzterer vergleicht mit dem baugþak treffend die yfirgjǫf, welche sich mehrmals in jüngeren norwegischen Urkunden als eine Zugabe zum Sühngelde, insbesondere zur Todtschlagssühne findet (Dipl. Norw V, 529 a. 1419, III, 691 a. 1427, 741 a. 1437; — I, 785 a. 1443, 868 a. 1464; — vgl. auch I, 523 a. 1390). Sieht man davon ab, daß baugþak eine gesetzlich vorgeschriebene, yfirgjǫf eine, wenigstens formell, freiwillig geleistete Gabe ist, so kommen beide Reichnisse dem Grundgedanken nach überein. Dagegen kann ich Fritzner nicht einräumen, daß baugþak auch noch in den kvenngjafer von Gu. I und II, den gjafer von Borg. II 12 und sogar dem tryggvakaup in Gu. II (und unserem saktal?) „etwas theilweise Entsprechendes" habe. Das baugþak „deckt" dadurch den Ring, daß es als Zugabe an den Empfänger der Hauptleistung geht; die kvenngjafer der Gulaþingsbók dagegen und die gjafer der Borgaþingslǫg sind überhaupt keine Zugaben, werden vielmehr ganz anderen Empfängern gereicht als die baugar, bezw. die größeren Beträge. Das tryggvakaup aber, womit auch schon Wilda S. 376 das baugþak zusammen-

gestellt hatte, unterscheidet sich von vornherein durch seinen Zweck von diesem und im Zusammenhang damit auch wieder durch die Person des Empfängers wie des Gebers und durch die Zeit seiner Fälligkeit: das tryggvakaup ist eine Gegengabe für die Urfehde und insofern kein Sühngeld und wird vom Zahler des baugr an solche baugamenn entrichtet, welche diesen haugr nicht empfangen und ist erst nach deren Friedensgelöhniß fällig (vgl. Bjark II, 32); das baugþak ist eine Zugabe zum Sühngeld, also selbst ein Sühngeld, und wird vom Zahler des baugr an diejenigen baugamenn entrichtet, welche eben diesen baugr empfangen, ja sogar nur an diejenigen, welche zu dessen Bezug primär herufen sind, ferner nur von den zum Zahlen dieses baugr primär Verpflichteten, endlich mit dem baugr, also vor dem Friedensgelöbniß. Es steht mithin von dieser Seite her nichts im Wege, neben dem in A 20, 21, 23 genannten tryggvakaup noch ein baugþak zu denken. Wage ich demnach als Schlußwort von cap. I baugþake einzusetzen, so hleiht nun freilich für den Bezug des Vaters nur noch ein geringer Raum. Aber mit Hilfe der gewöhnlichen Abbreviaturen kann hier alles Wesentliche untergebracht werden, wenn das baugþak gerade einen eyrir hetrug, was sich nach cap. II und III vermuthen läßt. Auch das isländische baugþak ist ahgestuft nach der Größe der baugar.

Zeile 17—19. Die zweite Hälfte von 17 liefert den größeren Theil eines Relativsatzes, der vom zweiten Ring aussagt, daß ihn der Bruder des Erschlagenen bekommen soll. Dem taka muß also die Partikel er vorangehen, ferner der Hauptsatz, worin der baugr benannt wird. Man vergleiche Gu. 219: Sa er annar baugr, er hroðor baugr heitir, worauf dann 220: Broðor baug skal broðer taka. — Zeile 18 muß natürlich zuerst die Dativendung von broðer bringen. Unmittelbar vor baugi andererseits müssen die Worte i þæim oder i þessom stehen. Vgl. Gu. 218, 219: þar ero X (V, III) merkr i þeim. War in Zeile 17 der Empfangsberechtigte als der Bruder des Todten bestimmt, so muß eine homologe nähere Bestimmung auch dem Zahlpflichtigen heigegehen werden, welche die übrige Lücke füllen kann, wenn man den Satz i þessom etc. mit En einführt. — Sehr viel schwieriger ist die Restauration von Zeile 19, da die erhaltene Partie fast ganz von der Überschrift des dritten Capitels eingenommen wird. Doch zeigt ein Punkt am Schnittrand, daß his hieher der Text von cap. II gereicht hat. Nach dem oben Ausgeführten bedurfte wieder das baugþak der Nennung, mit dessen Betrag Zeile 18 endigt. Aher die Worte at baugþake gewähren keinen vollen Ersatz für das feh-

lende Stück. Da nun aber schlechthin gesagt ist, wie viele aurar den zweiten Ring ausmachen und daß noch ein baugþak dazu gehört, so bedurfte dieser Satz einer Clausel, wonach beim Mangel des primär berufenen Empfängers das baugþak wegfällt. Denn daß der brođorbaugr selbst auch in diesem Falle zu entrichten war, lehrt A 7, 8. Nach dem isländischen baugatal unterblieb aber die „Ringdeckung“, wenn der darunter gehörige Ring an die secundären Empfänger zu zahlen war (Gr. I a 197 fg.). Das Nämliche wird für's norwegische Recht anzunehmen sein, welches ja auch in Bezug auf die skerđing nach A 2, 3, 6 mit dem isländischen wenigstens principiell übereinstimmte. Eine Clausel wie die in cap. II vorgeschlagene war in cap. I entbehrlich, weil dort als Empfänger des baugþak die primären Empfänger des baugr genannt waren.

Zeile 20—24. Capitel III. Die Textreste in 20—23 zeigen, daß als Empfänger des dritten Ringes neben dem Vatersbruder noch der Bruderssohn des Getödteten, als Zahler neben dem Bruderssohn noch der Vatersbruder des Todtschlägers, und ferner, daß das baugþak nach Namen wie Betrag angegeben war. Damit ist der Inhalt und der größte Theil des Wortlautes von 21 und 22 festgestellt. Für die Lücke in 20 ergibt sich der Ersatz ungefähr so wie bei 17; die gewählte Fassung eignet sich durch die Buchstabenzahl am besten. Zeile 22 muß die Hälfte des in 21 erwähnten eyrir als Betrag des baugþak genannt haben. Denn auch nach cap. II besteht das baugþak zu einem Ring von 18 aurar aus einem halben eyrir. — Die Zeilen 22—24 knüpfen an einen Concessivsatz die Bestimmung, daß dennoch der „volle“ Ring zu geben und zu nehmen sei. Der Concessivsatz hatte zu Subjecten, wie aus den geretteten Anfangs- und Endsilben hervorgeht, den fađurbrođer und den brođorsun und kann sich nur auf den Fall bezogen haben, wo der Eine von Beiden fehlt. Daß bei Mangel eines baugamađr innerhalb der nämlichen Ringclasse keine Verminderung des baugr eintritt, bestimmt auch das isländische baugatal (Gr. I a 195 fg.) und mit besonderer Anwendung auf die Zahler des hǫfuđbaugr unser cap. I.

Zeile 24. Sie gibt auf dem Fragment die Rubrik eines neuen Capitels, worin vom „vierten Ring“ gehandelt wird, rechts daneben die beiden letzten Worte von cap. III, links den Anfang eines Relativsatzes, der auf dem nächsten Blatt zu Ende geführt war. Daß die Capitelzählung des Textes hier nicht mit jener des Index übereinstimmt, ist schon S. 139 hervorgehoben. Was den Relativsatz betrifft, so fordert er in der Zeilenlücke einen Hauptsatz, der analog dem in

Zeile 17 gefasst werden könnte: fiorđe hæiter brœđrungs baugr, und zwar um so mehr mit dem Schein der Berechtigung, als nach Gu. 219, 222, 243 wirklich ein baugr den Namen brœđrungs baugr führte. Er wurde vom brœđrungr gegeben und genommen, wie jedenfalls auch der vierte Ring unseres saktal. Indeß: die Vulgata betheiligt außer den brœđrasynir (= brœđrungar) noch die epterbrœđrasynir an diesem Ringe, ohne dabei eine Neuerung zu verrathen. Da sie jene zu $\frac{2}{3}$, diese als die entfernter Verwandten zu $\frac{1}{3}$ beisteuern, bezw. empfangen läßt und solchergestalt den Ring, wie sie sich ausdrückt, zum fimmdeillt fé macht (Fr. VI 3, 13, 20, 27, 34, 41), da ferner um fimmdeillt fé unmittelbar im Anschluß an den vierten Ring unser Index handelt (A 2), so sehen wir uns zu der Annahme gedrängt, daß im Gegensatz sowohl zum isländischen baugatal wie zu Gu. I und II schon das ältere saktal der Frostuþingsbók den vierten Ring zu $\frac{2}{3}$ vom brœđrungr, zu $\frac{1}{3}$ vom epterbrœđrasunr geben und nehmen ließ. Ist dies richtig, so wird es bedenklich, dem vierten Ring den Namen brœđrungs baugr zu ertheilen. Ich glaube daher für den vermissten Haupsatz die trockenere, aber auch weniger verfängliche Construction vorziehen zu sollen.

*

Dem Verfasser dieser Untersuchungen wird man es zugut rechnen, wenn er, seine Textrestitution für im Allgemeinen haltbar erachtend, nun auch noch einen weiteren Schritt thut mit der Frage, ob sich nicht auf Grund derselben unsern Vorstellungen vom sonstigen Inhalt des verlorenen lutr bestimmtere Umrisse geben lassen. Ich suche diese Frage für die einzelnen Capitel nach der erweislichen oder vermuthlichen Zählung des Index zu beantworten, und zwar, da über das fimmdeillt fé des cap. IV schon oben das Nöthige gesagt ist, von cap. V an. Wahrscheinlich stimmten von diesem ab die Capitelzahlen des Index und des Textes überein, da die Lehre vom fimmdeillt fé zu der vom vierten Ring gehörte.

Cap. V und VI handeln von der skerđing des hǫfuđbaugr, das von mir vermuthete cap. VII von der skerđing des annarr baugr. Was unter dieser skerđing der baugar zu verstehen, läßt sich aus dem isländischen baugatal ungefähr ermessen. Dieses bedient sich der gleichen Terminologie und „beschneidet“ den baugr, indem es unter seinem Namen einen geringeren als den Normalbetrag geben und nehmen läßt. Diese skerđing tritt in zwei Hauptfällen ein: 1. wenn der Ring an andere baugamenn geht, als an die nächstberufenen (Gr. I a 197 Z. 22 bis 198 Z. 18, 199 Z. 1 bis 15); 2. wenn er von

anderen baugamenn gezahlt werden muß als von den primär verpflichteten (Gr. I a 200). Jeder dieser beiden Hauptfälle erscheint in einer Reihe von Unterfällen. Die sie beherrschenden Grundsätze können so ausgedrückt werden: 1. skerđing des empfangbaren baugr tritt ein, wenn zu seinem Bezug die baugamenn eines nachstehenden baugr gelangen; 2. skerđing des zahlbaren baugr tritt ein, wenn für ihn die baugamenn eines nachstehenden baugr aufzukommen haben. Demnach wird z. B. der hǫfuđbaugr „beschnitten": *a*) wenn er von baugamenn des zweiten Ringes, *b*) wenn er von baugamenn des dritten, *c*) wenn er von baugamenn des vierten bezogen, *d*) wenn er von baugamenn des zweiten, *e*) wenn er von baugamenn des dritten, *f*) wenn er von baugamenn des vierten gezahlt wird. Das Maß der skerđing folgt aus ihrem Princip: Niemand gibt, bezw. nimmt secundär einen höheren Ringbetrag, als welchen er primär zu geben, bezw. zu nehmen hat. Cap. V und VI unseres saktal haben die skerđing des hǫfuđbaugr jedenfalls auch casuistisch abgehandelt, von den obigen sechs Unterfällen aber wahrscheinlich nur die drei ersten berührt, weil erst A 4 auf den Hauptfall zu sprechen kommt, welcher den Unterfällen *d—f* übergeordnet ist. Analog war der Inhalt von cap. VII (A 3): um annan baug at skerđa.

Das nächste Capitel (A 4 = VIII) brachte das Gegenstück zu den drei (oder zwei?) unmittelbar vorhergehenden. Daß „alle Ringe" zu zahlen seien, auch wenn nicht von jedem primär zahlpflichtigen bauggildi die Mitglieder vorhanden sind, steht fest (Fr. VI 2, Gr. I a 200 und insbesondere 195, Z. 2). Den ersten der hieher gehörigen Fälle hat unser lutr selbst in cap. I vorweggenommen. In den andern Fällen trat nach Obigem skerđing ein, weßwegen sie erst nach cap. VII an die Reihe kommen konnten. In cap. IX (A 5) scheint diese Erörterung fortgesetzt. Es wird also in cap. VIII von der Zahlung des hǫfuđbaugr durch den baugamađr des zweiten, in cap. IX von der Zahlung des (ersten und ?) zweiten Ringes durch die baugamenn des dritten die Rede und bestimmt gewesen sein, wie es mit der skerđing und dem baugþak zu halten sei.

Cap. X (A 6) kehrt zur skerđing der empfangbaren Ringe zurück. Sie erreicht mit der skerđing des dritten ihr Ende, da der vierte, zufolge dem oben S. 150 fg. Vorgetragenen, nicht beschnitten werden konnte. Die skerđing der zahlbaren Ringe scheint gleich mit erledigt worden zu sein, da später nichts mehr davon vorkommt.

In cap. XI (A 7) mußte nun gesagt werden, wie es mit dem Empfang der baugar steht beim Mangel aller berechtigten baugamenn

außer denen des hǫfudhaugr. Es war die Parallele zu cap. I, wo man bestimmt hatte, daß beim Mangel von vísondr alle Ringe „voll", d. h. unbeschnitten, von den hǫfudhaugamenn gezahlt werden müssen. Diese Parallele deutet prägnant die Überschrift unseres cap. XI an: „Der Sohn des Todten empfängt alle Ringe." Das nämliche Princip befolgen Gu. 220, 222 und Gr. I a 195 und insbesondere 198, Z. 20 ff. Es mag noch mit angegeben worden sein, daß beim 2.—4. Ring das þak wegbleibt.

In cap. XII (A 8) spielt der primäre Empfänger des zweiten Ringes die analoge Rolle wie im vorigen der des ersten. Ob noch die anderen Fälle durchgeführt waren, wo baugamenn des dritten, bezw. vierten Ringes sämmtliche haugar bekommen, läßt sich nicht sagen. Dagegen konnte die jetzt eintretende skerding (des hǫfudbaugr) nicht übergangen sein.

Cap. XIII (A 9) ist wohl nur theilweise durch seine Überschrift resumirt. Es waren die Quoten bestimmt, welche beim Vorhandensein mehrerer Söhne des Todtschlägers die einzelnen beizusteuern hatten. Sein Bewenden wird es aber bei dieser einfachen Sache nicht gehabt haben, ebensowenig beim Ausschlagen der Quoten auf die etwa vorhandenen Brüder, da der broder sammœdra hier noch nicht zur Sprache kommen konnte (s. unten) und an eine geringere Betheiligung des broder samfedra im Vergleich zum vollbürtigen Bruder nicht zu denken ist (vgl. Fr. VI 9, VII 4 = NGL. II S. 509, auch Gu. 103, Gr. I a 195 Z. 13 fg., 218, b 238, II 63, III 460). Um so dringender nothwendig war ein Aufschluß über die Quoten der baugamenn des dritten Ringes, wenn éin Vatersbruder mit mehreren Brudersöhnen oder éin Brudersohn mit mehreren Vatersbrüdern concurrirte, weiterhin über die Quoten des vierten Ringes, wenn éin hrœđrungr mit mehreren eptirhrœđrasynir oder éin epterbrœđrasunr mit mehreren brœđrungar concurrirte. Es mußte über die Frage: ob Stammtheilung oder ob Kopftheilung, entschieden werden. Auf die analogen Fragen geht das isländische haugatal ein (Gr. I a 195 Z. 9 ff., 196 Z. 18 ff., 197 Z. 14 ff., 199 Z. 21 ff.), wobei die Entscheidung für die Stammtheilung ausfällt. Dieses muß auch für unser saktal und um so eher angenommen werden, als im vierten Ring das fimmdeillt fé zu berücksichtigen war. In der dem dritten Ring entsprechenden Erbenclasse läßt auch die Vulgata Stammtheilung eintreten (Fr. VIII 5, NGL. II, S. 518).

Cap. XIV (A 10) war das Gegenstück zum vorigen. Es bestimmte die Empfangsquoten der baugamenn. Eine Ausführung dieses Punktes

scheint hier unnöthig, eine über den in cap. XV (A 11) besprochenen Gegenstand unmöglich, wenn sie über die schon S. 140 gemachten allgemeinen Bemerkungen hinausgehen soll, da sowohl die norwegischen wie die isländischen Hilfsmittel uns hier im Stich lassen, eine Thatsache, um deren willen das Filiationsverhältniß zwischen dem isländischen baugatal und unserem saktal nicht weniger glaublich wird. Letzteres setzt, dem isländischen Strafrecht gemäß, als das Gewöhnliche voraus, daß der Todtschläger überhaupt nicht zur Sühne zugelassen wird (vgl. Gr. I a 199 unten, wo dieser Fall als problematisch berührt ist). Denn ihn trifft der skóggangr, die strenge Acht, deren er nur mit Erlaubniß der gesetzgebenden Versammlung sich entledigen kann (Gr. I a 145, 174, II 298, 341, III 429, 450).

Die Beitragspflicht des Vaters des Todtschlägers holte Cap. XVI (A 12) nach. Zunächst, vielleicht allein, kam der Fall zur Sprache, wo kein Sohn des Thäters da war. Es wird bestimmt gewesen sein, daß dann die ganze Zahlpflicht so auf dem Vater ruht, wie sie sonst auf jenem ruhen würde. Im gegentheiligen Falle war möglicherweise die Beitragspflicht nicht gleichmäßig vertheilt, wenn man aus der Vertheilung der Empfangsberechtigung bei Bjarne Mardarson und in Gu. I einen Schluß ziehen darf, wonach von 12, bezw. 10 Mark höchstens drei auf den Vater treffen.

Die Capitel XVII—XIX (A 13 fg.) gehören zusammen. Sie zählten die sakaukar auf, deren Begriff nnd Name sowohl dem isländischen baugatal wie der Vulgata und Gu. I, nnd die dem Wesen nach auch dem Bjarne und Gu. II bekannt sind. Zu ihnen gehörte der von unfreiem Weibe geborene, aber freigelassene uneheliche Sohn des Erschlagenen, bezw. des Todtschlägers, der þýborenn sunr. Denn er ist sakauki nicht nur nach der Vulgata (Fr. VI 5, 14, 21, 28, 35, 42), sondern auch nach den Wergeldordnungen der Gulaþingsbók und nach dem isländischen baugatal (Gu. 236, 246, Gr. I a 201). Mit der Erbenfolge steht das nur insofern nicht ganz im Einklang, als diese der Vulgata zufolge den þýborenn sunr zwar nach dem brœdrungr, aber vor dem epterbrœdrasunr zum Erbe heruft (Fr. VIII 6, 8, 9, NGL. II, SS. 518, 519), also zwischen zwei Verwandten, die zusammen den vierten Ring des Wergeldes hekommen. Der Platz, wo unser saktal den þýborenn sunr mit seiner Quote aufführte, muß cap. XVIII gewesen sein. Von hier aus ergab sich dann der Übergang znm frillu sunr ok frjálsar kono. Was nun die bezüglich des letzteren oben S. 141 offen gelassene Alternative betrifft, so denke ich mir in cap. XIX die Bestimmung, daß der freigeborene uneheliche

Sohn nicht erst unter den sakaukar, sondern schon unter den baug: menn und zwar unter denen des hǫfuđbaugr Wergeld zu geben un zu nehmen habe. Dies muß schon deshalb vermuthet werden, we der frillu sunr ok frjálsar kono, wenn sakauki, nicht erst am Enc aller sakaukar erwähnt werden durfte, und wird ferner wahrscheinlic durch die anderen norwegischen Wergeldordnungen (s. oben S. 141), – ein Ergebniß, welches allerdings in Widerspruch steht sowohl mit der isländischen baugatal wie mit der norwegischen Erbenfolge. Die isläı dische Quelle nennt ausdrücklich neben dem þýborenn den laungeten sonr, d. h. den freigeborenen unehelichen Sohn, unter den sakauks (Gr. I a 201, Z. 9 fg.), und zwar an einer Stelle, wo der Verfasse des baugatal des Schöpfens aus norwegischer Quelle verdächtig is (s. oben S. 133 fg.). Allein dieser Widerspruch mit dem norwegische saktal erklärt sich aus dem isländischen Verwandtschaftsrecht, welche den laungetenn sonr principiell nicht besser behandelt, als den þýbc renn, sofern letzterer überhaupt seinem Vater gegenüber rechtsfähi ist. Was aber die norwegischen Erbfolgeordnungen der hier in Be tracht kommenden Zeit betrifft, so berufen auch diese den freigeborene unehelichen Sohn erst mit dem unfrei geborenen zum Erbe (Fr. VIII, = NGL. II, S. 518, Gu. 104). Hierin liegt aber eine Unebenheit nich nur im Vergleich zu unserem saktal, sondern auch zu dem der Vul gata selbst und zu dem von Gu. I und II. Sie erklärt sich durcl den sehr ungleichmäßigen Gang, den in Norwegen die Besserstellun der unehelich Geborenen genommen hat, bis unter Magnus Lagabœte ein Rückschlag gegen dieselbe eintrat, — wenn man nicht mit Maure der Ansicht ist, daß ursprünglich auch das Erbrecht einen scharfe Unterschied zwischen dem freigeborenen und dem unfreigeborene unehelichen Sohn gemacht und den Ersteren dem ehelichen gleich gestellt habe (Sitzungsber. S. 54—61), unter welcher Voraussetzun das saktal der Frostuþingsbók zwar nicht mit der jüngeren, um s besser aber mit der älteren Erbfolgeordnung überein käme. Wie ma sich nun aber auch zu dieser letzteren Streitfrage stellen mag, al nahezu sicher wird zu betrachten sein, daß von den freigeborene sakaukar nicht cap. XIX unsers saktal, dagegen zuerst, wenn nich ausschließlich cap. XVII handelte. Die sakaukar dieses Capitels aus findig zu machen, dazu verhilft uns theils die Vulgata, theils di Gulaþingsbók, wogegen unsere isländische Quelle hier wegen ihre offenbaren Beeinflußung durchs isländische Erbrecht bei Seite bleiber muß. Es nennt aber die Vulgata als freigeborene sakaukar unmittelbaı hinter den baugamenn die nächsten männlichen Blutsverwandten vom

Mannsstamm in der geraden Linie, also den Vatersvater und den Sohnessohn, ferner den nächsten männlichen Seitenverwandten von der Mutterseite, nämlich den brođer sammœđra (Fr. VI 5, 14, 21, 28, 35*, 42). Der letztere nun muß aber schon im älteren saktal dem brođer samfeđra nach- und unter die sakaukar gestellt gewesen sein, weil der Verfasser der Vulgata auf diesen rechtlichen Unterschied der beiden Brüder als auf eine bekannte Sache verweist (VI 9), um darauf seine noch weitergreifende Durchführung des Gegensatzes zwischen Speerseite und Spindelseite zu gründen. Dieses stimmt zu Gu. 236 und 246, wo gleichermaßen der brođer sammœđra mit dem þýborenn sunr zur nämlichen Classe der sakaukar gehört. Dagegen schlägt das isländische baugatal seinen besonderen Weg ein, indem es den brođer sammœđra am bǫfuđbaugr, den Vatersvater und den Sohnessohn am zweiten baugr theilnehmen läßt. Wahrscheinlich gehörten nach unserem saktal noch andere Verwandte zu den sakaukar: freilich nicht der unfrei geborene uneheliche Bruder, über den schon S. 133 das hier Einschlägige gesagt ist, noch auch die halbbürtigen Brüder der Eltern von der Mutterseite her, wie nach Gu. 237, weil die Vulgata am älteren saktal aussetzt, daß es von diesen Verwandtschaftsgraden an nicht zwischen sammœdder und samfedder unterscheide, ja den fađurbrođer sammœđra nicht einmal nenne (Fr. VI 9, 6). Diejenigen Verwandten, welche sich dem brođer sammœđra und dem þýborenn sunr anreihten, werden die Söhne und Sohnessöhne der bisher genannten sakaukar gewesen sein. Die Vulgata gedenkt dieser entfernteren Blutsfreunde im Zusammenhange mit den sakaukar, deren Namen sie ihnen jedoch nicht beilegt. Dieses geschieht insbesondere auch an einer Stelle, für deren Abkunft vom älteren saktal sich bei cap. XXXII Gründe ergeben werden, nämlich in Fr. VI 21. Hier wird, nachdem die den Söhnen und Sohnessöhnen der sakaukar gebührenden Beträge angegeben sind, bestimmt: ok bœti þeir menn sem sakaukar veganda ero, ef þeir ero til; en ef þeir ero eigi til, þá bœti þeir er sakauka eigu at bœta at lǫgum. Diese eventuell Zahlpflichtigen sind der Todtschläger und seine baugamenn nach bestimmter Reihenfolge, wie der weitere Verlauf von Fr. VI 21 zeigt (s. unten). Wir werden aber die Söhne und Sohnessöhne der blutsverwandten sakaukar um so mehr in unserem cap. XVII unterbringen dürfen, als die Vulgata mit keinem Wort zu verstehen gibt, daß erst ihr Verfasser jene entfernteren Blutsfreunde den eigentlichen

*) Über die Textverderbniß in 35 s. oben S. 133.

sakaukar angereiht habe. Die isländische Wergeldordnung wird nicht dagegen ins Feld geführt werden können, weil sie Gesichtspunkten des isländischen Erbrechts folgend überhaupt keinen Blutsverwandten außer dem unehelichen Sohn unter die sakaukar rechnet. Hingegen werden wir nach Anleitung derselben Quelle zu den sakaukar noch die Verschwägerten im ersten Grad der linea recta und der Seitenverwandtschaft zu zählen haben, obgleich sie in der Vulgata übergangen sind. Denn nicht nur werden sie im baugatal (Gr. I a 201) ausdrücklich als sakaukar und zwar im Anschluß an die unehelichen Söhne erwähnt, sondern auch das letzte Capitel von Gu. I*) räumt ihnen eine ganz analoge Stellung ein, und Bjarne Marđarson kennt sie wenigstens theilweise in einem ganz ähnlichen Verhältniß. Als námagar hatten sie aber wie in den anderen Quellen ihren Platz erst hinter den blutsverwandten sakaukar, also in cap. XVIII einzunehmen. — Bezüglich der Zahlpflicht stimmen Vulgata insofern überein, als sie dieselbe primär auf die sakaukar legen. Das Nämliche thaten cap. XVII und XVIII, jedoch kaum ohne über die eventuelle Zahlpflicht des Todtschlägers eine Bestimmung zu treffen, die in Fr. VI 21 erhalten und in cap. XXXII (B 2) vorausgesetzt scheint. Sie lautet: Nú ero sakaukar aller til, en engi til at bœta af hendi veganda, þá skal vegandi bœta ǫllum sakaukum.

Was für eine Anwendung cap. XX (A 15) dem in seiner Überschrift ausgesprochenen Grundsatze gegeben hat, ist schwerlich zu ermitteln. Es ist das nämliche Princip, welches die skerđing der baugar zur Folge hatte. Aber von dieser war doch wohl zur Genüge schon in cap. V—X, XII die Rede gewesen. Dagegen könnte eine skerđing der saker bestimmt gewesen sein für den Fall, daß dieselben von subsidiär zahlpflichtigen sakaukar zu zahlen waren. Eine solche subsidiäre Zahlpflicht ist in den vorhin citirten Regeln aus Fr. VI 21 vorausgesetzt und in Gr. I a 201 ausgesprochen.

Im Gefolge der „kleinsten Ringe“ des cap. XXI kamen die vorletzter Größe, welche für den Freigelassenen zu geben waren, in cap. XXII an die Reihe, eine Anordnung, welche nur durch den Inhalt von cap. XVIII veranlasst war und vom systematischeren isländischen Autor in Gr. I a 202 umgekehrt wird. Es wird nicht zu gewagt sein, unter Führung des baugatal auch in unseren capp. XXI und XXII je vier Ringe anzunehmen. Das baugaskipti in XXIII

*) Daß Gu. 239 nur durch ein Versehen hinter statt vor das erste Capitel vom misvigi (238) zu stehen gekommen ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

kann sich nur auf die kurz zuvor erwähnten baugar bezogen haben, da auch gleich im nächsten Capitel der Gedankengang sich abermals zu den Unfreien wendet. Bei cap. XXIV übrigens müssen wir mit der Überschrift vorlieb nehmen: sie stellt wenigstens einen wichtigen Satz auf.

Dafür legt uns A 19 eine Räthselfrage vor: welche „Bußen" waren die „nächsten", mit denen cap. XXV sich befassen konnte? Denken ließe sich an Bußen, welche die baugamenn außer ihren baugar (primär) zu zahlen, bezw. zu empfangen haben. In Gu. I kommen auch wirklich solche Sühngelder unter dem farblosen Namen saker vor. Dahin gehören die Beträge, welche der Sohn und der Bruder des Todtschlägers, mit anderen Worten seine baugamenn nach dem reinen Text, an Verwandte des Erschlagenen geben, die nicht zu dessen baugamenn gehören, nämlich an die upnámamenn (Gu. 224, 228) und an alle oder doch an bestimmte sakaukar (Gu. 236, 237 239), — ferner diejenigen der sogenannten þversaker (nach dem Cod. Ranz. auch frændbœtr), welche von den upnámamenn des Todtschlägers an die baugamenn des Getödteten gezahlt werden (Gu. 225 bis 227, 237). Indeß von derartigen Beziehungen zwischen baugamenn auf der einen und Nicht-baugamenn auf der andern Seite wissen weder die Vulgata noch das baugatal der Grágás das Geringste. Da auch die sakaukar im Wesentlichen schon erledigt sind, können ihre Leistungen und Bezüge noch weniger unter den „Bußen" verstanden werden, welche den baugar am „nächsten" sind. Es scheinen daher nur die Sühngelder übrig zu bleiben, die als „großes" nefgilldi eine typische Rolle in der Vulgata spielen. Ihre Geber und Empfänger waren ausschließlich Blutsfreunde von weiblicher Seite her, welche dem Grade nach theils den baugamenn des dritten und vierten Ringes, theils den sakaukar gleichstanden. Sie müssen schon in unserem saktal von den entfernteren Verwandten ebenso scharf getrennt gewesen sein wie in der Vulgata. Denn die nächste Reform der letzteren nach Einreihung des faðurbroðer sammœðra unter die sakaukar bezog sich zwar aufs „große" nefgilldi, bestand aber nur darin, daß die lediglich von Mutterseite her halbbürtig Verwandten von den übrigen getrennt und mit geringeren Quoten betheiligt wurden, und daß im Zusammenhang hiemit auch der broðer þýborinn in der neuentstandenen Classe seine Stelle angewiesen bekam. Es bleiben also, auch wenn wir bereits cap. XXV mit den nefgilldismenn den Anfang machen lassen, doch noch für cap. XXXI (B 1) genug Reihen derselben übrig. Dieses Verfahren wird aber um so eher zu

verantworten sein, als cap. XXIX (A 23) vorauszusetzen scheint, daß bestimmte nefgilldismenn in einem früheren Capitel erwähnt seien.

Nachdem alle erforderlichen Blutsfreunde aufgezählt waren, begann mit cap. XXVI (A 20) die Lehre von den trygdir oder tryggvar, d. h. von der Urfehde. Sie reichte bis in cap. XXX (A 24) hinein. Die erste Bestimmung betraf das tryggvakaup bauggilldismanna, d. h. die Gegengabe, welche die baugamenn des Todtschlägers denen des Getödteten für das Gelöbniß des Friedens zu machen hatten. Da eine Mehrzahl von bauggilldismenn mit dem tryggvakaup zu thun hat, so wird es sich mit demselben principiell ebenso verhalten haben, wie in Gu. II. Es hatten, wenn sämmtliche Blutsfreunde oder doch sämmtliche Classen der baugamenn auf beiden Seiten beim Abschluß des Friedensvertrags mitwirkten, die baugamenn des Todtschlägers denjenigen baugamenn des Getödteten, welche keinen baugr von ihnen bekamen, das tryggvakaup zu entrichten (Gu. 243, 244). Der Grundgedanke ist: die Friedensgabe darf nicht ungelohnt bleiben, wenn sie unwiderruflich sein soll. Eben darum gibt man kein tryggvakaup demjenigen, dem man schon einen baugr gegeben hat: dieser vielmehr erwiedert den baugr durch das Friedensgelöbniß. Gu. II ist die einzige Quelle, worauf wir uns hier stützen können. Das isländische Recht hat das norwegische tryggvakaup nicht recipirt, und die Vulgata hat es gestrichen: ihr zufolge geschieht das veita trygđ nur noch gegen den „Ring“ (Fr. VI 9 oben S. 142), in welchen sie es nicht, wie K. Maurer, Entstehung der Fr. S. 38 fg. meint, einrechnen kann, weil es keine Zugabe zum baugr war. Vgl. oben S. 147 fg. — Nach Fr. VI 9 wurde das Friedensgelöbniß nicht nur durch vier Vertreter des bauggilldi, sondern auch durch vier nefgilldismenn abgelegt. Daher ging auch an die nefgilldismenn ein tryggvakaup, dessen Zahler, Empfänger und Beträge in cap. XXIX angegeben waren. Cap. XXVII scheint der geeignete Platz für ein tryggvakaup der sakaukar, denen die Vulgata (VI, 21) ihrem Princip gemäß gegen „ihre Bußen“ den Frieden geloben läßt. cap. XXVIII (A 22) bezog sich, wenn es anders zwischen XXVII und XXIX hinein paßte, auf einen verwandten Gegenstand. Als solcher, der zugleich eine Leistung des Todtschlägers ist, erscheint das skógarkaup, bezüglich dessen ich jetzt von meiner früheren, in Vollstreckgsverf. S. 52 geäußerten Ansicht wie von derjenigen Brandt's (Forelæsninger II 66) abweichen zu müssen glaube. In Gu. II geht das skógarkaup nicht nur parallel dem tryggvakaup (Gu. 244); es wird vielmehr auch mit den baugar, den kvenngjafer und den tryggvakaup zusammengerechnet (Gu. 245), so daß man

annehmen muß, es werde nicht an den König, sondern an die Verwandtschaft gegeben. Nun ist allerdings in den Drontheimischen Quellen skógarkaup vorzugsweise die Geldsumme, wodnrch der Ächter sich heim König „aus dem Wald kanft“ (Fr. III 24, IV 35, 44, Bjark. III Y 72 in NGL. IV, S. 90). Allein in etlichen Fällen von Körperverletzungen ergiht sich das skógarkaup doch nur als eine Gesammtsumme im Betrag von 15 Mark, wovon zwar ein Theil an den König, ein anderer aber an den Verletzten geht (Fr. IV 19, 22, 42). Die hauggilldismenn der Überschrift nnseres cap. XXVIII können wohl nur die des Getödteten gewesen sein. An sie hatte der Todtschläger das skógarkaup zn entrichten.

Cap. XXX (A 24) sprach zuerst von einer talubót. Was ist mit diesem den Lexikographen unhekannten Wort gemeint? „Besserung der Zählung“ oder der „Rechnung“ könnte eine Vergütung für den Ausfall sein, der sich durch zu kleine Bruchtheile an Wergeldquoten ergab, also eine Aufrundung. Über die tryggvar s. ohen S. 142.

Cap. XXXI (B 1) mnßte, falls das „große nefgilldi“ schon in XXV erwähnt war, das „kleine“ nachtragen, welches in der Vulgata stets unmittelhar hinter dem „großen“ hergeht. Dagegen ist wegen B 5 unwahrscheinlich, daß sämmtliche nefgilldismenn schon hier erledigt waren.

Die hœ́tr (oder saker) des Todtschlägers, wovon cap. XXXII (B 2) sprach, konnten nicht die haugar sein. Von diesen war schon im ersten Capitel gesagt, wer sie hei Abwesenheit des Todtschlägers an seiner statt zu geben hat. Auch an ein tryggva- oder skógarkaup ist kaum zu denken, weil dafür in cap. XXVI—XXX genügender Raum war. Andererseits müssen die Sühngelder unseres Capitels doch schon in einem früheren vorgekommen sein. Ich vermuthe in denselben die Beträge, welche an die hlutsverwandten sakaukar gingen und wofür suhsidiär zunächst der Todtschläger aufzukommen hatte (ohen. S. 156). Die Vnlgata nnn herücksichtigt in Fr. VI, 21 noch den weiteren Fall, daß der Todtschläger „nicht da“ ist: alsdann soll sein Sohn für ihn eintreten; ist auch kein Sohn von ihm da, so werden der Vater nnd der Brnder, in Ermangelung des Vaters der Bruder und die baugilldismenn vom dritten Ring herangezogen, in Ermangelung des Bruders die vom dritten und vierten Ring. Hiebei wird das Princip durchgeführt, daß die haugilldismenn des nachstehenden Ringes nur die halbe Last der vorhergehenden tragen. Erst wenn auch vom dritten Ring keine haugilldismenn vorhanden sind, zahlen die vom vierten die sämmtlichen Beträge an die sakaukar.

Auf den ersten Blick muß der Ort auffallen, wo diese Auseinandersetzung von der Vulgata gepflogen wird: bei Vertheilung des Wergeldes von 4 Mark Gold, **nachdem** schon die Wergelder von 6 und von 5 Mark Gold und **bevor** noch die niedrigeren Wergelder abgehandelt sind! Sollte man nicht meinen, ein sehr viel besser geeigneter Platz wäre in VI 5, 6 zu finden gewesen, wo das höchste Wergeld, das von 6 Mark Gold, in Rede stand, oder aber am Schluß des ganzen lutr, nachdem sämmtliche Wergelder vertheilt waren? Schon von hier aus regt sich der Verdacht, daß die zweite und längere, die casuistische Hälfte von Fr. VI 21 sich nicht an ihrem ursprünglichen Platze befindet. Doch würde es übereilt sein, darum sofort ein Abschreiberversehen anzunehmen. Man beachte vielmehr, daß gerade das Wergeld von 4 Mark Gold vor allen anderen der Vulgata demjenigen hinsichtlich des Betrages am nächsten steht, von welchem unser saktal ausgeht: 24 aurar + 24 aurar + 1 eyrir baugþak = 6⅓ Mark Silber sind der hǫfuđbaugr unseres cap. I; (3½ M. — 4 ert.) + (3½ M. — 4 ert.) = 6⅔ Mark Silber sind der hǫfuđbaugr zu Fr. VI 21 (nach VI 20). Ferner: 18 aurar + ½ eyrir baugþak in Silber sind der brođorbaugr nach unserem cap. II, 20 aurar Silber der brođorbaugr zu Fr. VI 21 (nach VI 20). Endlich: 18 aurar + ½ eyrir baugþak in Silber sind nach unserem cap. III der dritte Ring, welchen Vatersbruder und Brudersohn miteinander empfangen, 13⅓ aurar Silber der Betrag, welcher nach Fr. VI, 20*) an diese Verwandten zusammen geht. Dem gegenüber ergeben sich als Beträge für die drei ersten Ringe der Vulgata beim Wergeld von 6 Mark Gold 10 M., 30 aurar, 20 aurar in Silber, beim Wergeld von 5 Mark Gold 8⅓ M., 3. M., $2\frac{1}{12}$ M. in Silber, auf der anderen Seite beim Wergeld von 3 Mark Gold 5 M., 15 aurar, 10 aurar in Silber. Schon diese Erwägungen scheinen zu der Annahme hinzuleiten, daß die casuistische Erörterung in Fr. VI 21 von Anfang an zur Vertheilung des höchsten Wergeldes unseres älteren saktal gehört habe. Beachten wir aber weiter den Ausdruck bauggilldi in eben jenem Text: bauggilldi veganda heißen hier die hinter dem Todtschläger subsidiär den sakaukar Zahlpflichtigen und **nur** sie; bauggilldi ist mithin ausschließlich die Gesammtheit der baugamenn. Dieser Sprachgebrauch weist auf eine Abfassungszeit der einschlägigen Stelle, die hinter jener von Fr. VI zurückliegt. Endlich aber stimmt die ganze Haltung von Fr. VI 21 nicht zu der im saktal der Vulgata sonst beobachteten Me-

*) Die Textverderbniß erhält ihre Correctur durch VI 3, 34, 41.

thode. Dem Urheber desselben kommt es im Wesentlichen nur darauf an, jedem Verwandten in der Tafel der Wergeldzahler und Wergeldempfänger seinen gebührenden Platz anzuweisen und die auf ihn treffende Silberquote zu berechnen bei den sechs Wergeldern von 6, 5, 4, 3, 2½ und 2 Mark Gold. Nicht hingegen will er sich in die sehr viel juristischere Frage einlassen, wie es mit der Subsidiarität der Zahlpflichten und Bezugsrechte beschaffen sei. Man sieht das an denjenigen Theilen seiner Arbeit, wo er älterem Material selbständig gegenübertritt, mit Ausnahme von VI 6, wo aber die Frage der Subsidiarität durchs vorausgehende Capitel angeregt ist. Wesentlich anderen Geistes war das ältere saktal. Hier zieht sich die Casuistik, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die soeben bezeichnete Frage, beinahe durch den ganzen lutr hindurch. Von einem solchen Geist ist auch Fr. VI 21 erfüllt. So vereinigt sich Alles, um zu bescheinigen, daß der größere Theil dieses Abschnittes unserem saktal entstammt. Schwerlich aber hat er im letzteren ein geschlossenes Capitel ausgemacht. Sühngelder nämlich außer den baugar, wofür der Todtschläger subsidiär aufzukommen hatte, kennen wir im Gebiet der Frostuþingslǫg nur in den an die blutsverwandten sakaukar gehenden Beträgen. Gab es wirklich keine andern, so war der subsidiären Haftung für dieselben cap. XXXII gewidmet. Da es aber dem Index (B 2) zufolge gleich mit dem casus der Abwesenheit des Todtschlägers begann, so muß die auf die subsidiäre Schuld des Letztern selbst bezügliche Bestimmung aus Fr. VI 21 einem früheren Capitel zugetheilt werden. Vgl. oben S. 156. Der Inhalt von cap. XXXII bestand also in der Hauptsache aus den Sätzen: Ef eigi er vegandi til — þá skulu þeir þó bœta ǫllum sakaukum.

Über cap. XXXIII, XXXIV (B 3, 4) kann mit Verweisung auf S. 132 fg. über cap. XXXV, XXXVI (B 5, 6) mit Bezugnahme auf S. 144, 145 hinweg und zum Schluß dieser Abhandlung übergegangen werden, der, soweit möglich, das Alter unseres saktal zu bestimmen sucht.

Der Sievers'sche Fund auf der Tübinger Bibliothek hat gelehrt, daß zwischen 1215 und 1247 eine Recension der Frostuþingsbók entstanden ist, die den gesammten Stoff in „Bücher“ — bœkr — und jedes Buch in eine größere Zahl von „Theilen“ — lutir — oder „Balken“ — bælkir —, den Theil endlich in durchschnittlich neun Capitel zerlegte, daß ferner die Stoffvertheilung der Vulgata erst aus einer Reform jener ebenso schwerfälligen als künstlichen Anordnung hervorgegangen ist. Unsere Wergeldordnung gehörte aber einer Re-

cension an, welche zwar der Vulgata voraufging, jedoch schon die Eintheilung der letzteren hatte. Das ergibt sich unzweifelhaft aus den Columnentiteln unserer beiden Fragmente, wonach der lutr nicht mehr Unter-, sondern Hauptabtheilung, und zwar das saktal wie in der Vulgata auch schon die sechste Hauptabtheilung ist. Zwischen der Recension der Tübinger Bruchstücke also und der Vulgata muß demnach das ältere saktal der Frostuþingsbók die Gestalt bekommen haben, in der wir es jetzt kennen. Was den Endtermin dieser Zeit betrifft, so ist die Entstehung der Vulgata von K. Maurer in das Jahr 1260 verlegt und mit der verfassungs- und strafrechtlichen Gesetzgebung dieses Jahres in Zusammenhang gebracht worden, und insbesondere soll nach dieser Ansicht gerade das für die gegenwärtige Erörterung belangreichste Stück der Vulgata, ihr sechster lutr, damals verfasst sein (Entstehungszeit SS. 27—33, 37—42, 46, 71, — Gulaþingslög SS. 11—14, 20, Udsigt over den nordgerm. Retskilders Hist. S. 29). Ich kann jene Ansicht nicht theilen, glaube vielmehr, daß der Abschluß der Vulgata sammt ihrem sechsten lutr vor 1260 stattgefunden hat. Meine Gründe entnehme ich dem stofflichen Verhältniß einmal des Christenrechts zum Verfassungsgesetz, sodann des sechsten lutr zum Strafgesetz von 1260. Das Christenrecht begann zufolge dem Register im Cod. Resenianus mit einem Capitel um konongs kosning. Nun ist aber, wenn dieser Titel noch einen Zweifel lassen sollte, aus der in NGL. IV, S. 31 fg. gedruckten Übersetzung dieses Capitels zu ersehen, daß es nicht die Thronfolgeordnung von 1260, sondern die von 1164 enthielt. Wie dieser Theil der Vulgata im Vergleich zum Verfassungsgesetz von 1260 einen veralteten Standpunkt vertritt, so der sechste lutr im Vergleich zum Strafgesetz des genannten Jahres. Eine Hauptreform dieses Gesetzes bestand darin, daß es die primäre Sühnpflicht der Verwandten eines Todtschlägers theils ganz und gar aufhob, theils in erheblichem Maße beschränkte. Ganz aufgehoben wurde sie für den Fall, daß der Thäter unter des Königs Schwert oder unter der Rache seiner Gegner endigt; alsdann muß seinen Verwandten die Urfehde gewährt werden, wenn sie aus seinem Nachlaß die halbe Sühne entrichten, also möglicherweise selbst dann, wenn sie nichts zahlen (NGL. I, S. 121, c. 3, Jarns. 16). Bleibt dagegen der Todtschläger am Leben, so kommen seine Blutsfreunde primär höchstens für ein Viertel des gesammten Sühngeldes auf, und gegen dieses empfangen sie das Friedensgelöbniß, nur wenn der Thäter aus dem Lande Norwegen entkommt, zahlen sie ein zweites Viertel nach, jedoch aus eigener Tasche nur

soweit sein Nachlaß nicht ausreicht (NGL. I, S. 121 fg., c. 4, 5, Jarns. 17). Immer aber sind es überhaupt nur die beiden nächsten Verwandten von Vater-, bezw. Mutterseite, welche die Zahlung leisten und empfangen. Einen schrofferen Gegensatz zu diesem System kann es nun doch nicht geben, als wenn jede Gruppe der sühnpflichtigen Verwandtschaft ihren ein- für allemal festen Wergeldbetrag direct an die gleichnamige Gruppe der empfangsberechtigten Verwandtschaft abzuführen hat, und wenn überdies noch ausdrücklich bestimmt wird, jeder baugamadr habe nicht bloß seinen Ring, sondern auch die Ringe aller anderen baugamenn zu zahlen, falls diese nicht vorhanden sind, und eventuell auch noch die sakaukar zu vertreten. Das ist aber das System, welches die Vulgata in ihrem sechsten lutr beobachtet, — d. h. die Principien des alten nationalen Systems, welche das Strafgesetz von 1260 abgeschafft hat. Müssen wir folglich „die Recension vom Jahre 1260“ aufgeben, so frägt sich nur noch, wie weit hinter dieses Jahr zurück mit der Vulgata gegangen werden darf, bezw. muß. Maurer hat eine vorletzte Recension im Jahre 1244 nachzuweisen gesucht. Einen entscheidenden Grund dagegen, diese Recension von 1244 in der Vulgata zu sehen, wüßte ich nicht ausfindig zu machen. Einigermaßen befremden würde nur, daß in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 1215—1244 nicht weniger als drei Bearbeitungen der alten Frostuþingsbók veranstaltet sein sollen. Sehr viel später als 1244 kann aber die Vulgata schwerlich redigirt sein, weil sie wichtige Rechtsänderungen aus dem Jahre 1247 unerwähnt läßt (Maurer, Entstehung S. 59 fg., Gulaþingslög S. 17), so daß man schließen muß, zur Entstehungszeit der Vulgata seien dieselben noch nicht eingetreten oder doch noch nicht eingelebt gewesen. Aus allen diesen Erwägungen begnüge ich mich vorläufig damit, die Entstehungszeit der Vulgata und ihres sechsten lutr symbolisch durch das Jahr 1250 zu bezeichnen. Zwischen 1220 und 1244 ungefähr würde dann die Wergeldordnung unseres Bruchstückes ihre jüngste Redaction erfahren haben. Damit ist freilich auch schon auf die Frage hingedeutet, inwieweit ihre Bestandtheile einer älteren Zeit angehören? In der That trägt ihr Grundstock das Gepräge eines sehr hohen Alters, wie ein Blick auf die vorausgesetzten ständischen Verhältnisse ergibt. Die Unfreiheit wird eingehend berücksichtigt und im Zusammenhang damit die Classe der Freigelassenen. Die Capitel XVIII, XIX, XXI—XXIV führen uns daher ins 12. Jahrhundert zurück, und ähnlich steht es mit allen von den baugar handelnden Stücken. Denn bei Bjarne Mardarson scheint der Begriff des baugr,

der in unserer Wergeldordnung geradezu von fundamentaler Wicht keit ist, schon beinahe verflüchtigt und eigentlich nur dem Nam nach vorhanden. Beachten wir weiter den Begriff der baugrý welcher enger ist nicht bloß als in Gu. I, sondern selbst als in c ältesten, nur fragmentarisch erhaltenen Wergeldordnung der Gu þingsbók, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir unser sak sogar ziemlich tief ins 12. Jahrhundert, noch hinter die Recensi von 1164 zurückverlegen. Nur bestärken kann uns hierin der U stand, daß im Widerspruch zum Erbrecht seit den drei Magnı söhnen und im Gegensatz zu Gu. I der uneheliche aber freigebore Vatersbruder und Brudersohn von der Wergeldtafel ausgeschloss waren. Ob man darum freilich das saktal auf oder hinter das Ja 1115 zurückdatiren darf, wird zu bezweifeln sein. Denn éinen se alterthümlichen Zug hat Gu. I vor demselben voraus: diese Werge ordnung kennt in ihrer unverfälschten Gestalt und im Einklang ı der Verwandtschaftsgliederung nur die beiden ersten Ringe, wogeg in der Frostuþingsbók nicht bloß die Vierzahl der Ringe, sonde mehr noch die unorganische Art der Vertheilung des dritten u vierten auf eine Zeit weist, in der die alte Verwandtschaftsgliedern schon anfing in Vergessenheit zu gerathen: Vatersbruder und Brude sohn geben und nehmen den dritten Ring, Vatersbrudersohn u dessen Sohn den vierten; aber Vatersvater und Sohnessohn sind un die sakaukar verwiesen, stehen also sogar den Blutsfreunden vı vierten Ring nach, was dem sonst maßgebenden Princip der V wandtschaftsnähe widerspricht.

FREIBURG i. Br., März 1887. K. v. AMIRA.

DIE CHRONOLOGIE DER SPRÜCHE WALTHERS VON DER VOGELWEIDE.

„Nach der Zeitfolge geordnet und auf die richtigen Verhältnisse bezogen, bilden Walthers Gedichte geschichtliche Urkunden von nicht geringerer Zuverlässigkeit als die lateinischen Geschichtsquellen, die doch ihre Anschaulichkeit und Lebendigkeit bei weitem nicht erreichen. Karl Simrock."

Fast genau zur selben Zeit, kaum durch Wochen von einander getrennt, erschienen im Jahre 1882 drei Publicationen, die sammt und sonders für die Chronologie der Sprüche Walthers, respective seines Lebens, eine entscheidende Stimme für sich beanspruchten. Es ist dies Kalkoffs Monographie: Wolfger von Passau 1191—1204. Eine Untersuchung über den historischen Werth seiner „Reiserechnungen" nebst einem Beitrage zur Walther-Chronologie, Weimar, Hermann Böcklau 1882; ferner Paul: Zu Walther von der Vogelweide in „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 8. Bd." als Einleitung zur „die Gedichte Walters von der Vogelweide, hgg. von Hermann Paul, Halle, Max Niemeyer 1882 (Nr. 1. Altdeutsche Textbibliothek, herausgegeben von Hermann Paul); endlich W. Wilmanns, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide, Bonn, E. Weber 1882.

Ich hatte bereits eine längere, zusammenfassende Arbeit über die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide fertiggestellt und sah ihrem Abdruck entgegen, als mit den obengenannten Publicationen die Sachlage naturgemäß sich derart veränderte, daß die Veröffentlichung meiner Arbeit ohne Bezugnahme auf diese neueste Waltherliteratur gegenstandslos erschien.

Für eine solche Umarbeitung fehlte mir aber damals völlig die Zeit, später die Lust, namentlich angesichts der Monographie Kalkoff's, deren umfassende Widerlegung ein wissenschaftliches Material zu erheischen schien, zu dem ich, in einer kleinen Provinzstadt durch meinen Beruf festgehalten, nicht im entferntesten gelangen kann. Allein bei genauer Durchsicht von Kalkoffs Schrift festigte sich in mir immer durchgreifender die Ueberzeugung, es lasse sich der Nachweis, daß seine Auseinandersetzungen, die nur durch ihre Kühnheit, nicht aber durch ihren Gehalt auffällig und zuerst frappirend erscheinen,

null und nichtig seien, auch dann erbringen, wenn ich nichts anderes an die Hand nehme, als seine Schrift und die „Reiserechnungen“, und so gieng ich denn an's Werk und hoffe ein Versäumniß jener in der Frage über den Pelzrock, den Walther von Wolfger in Zeiselmauer empfieng, nicht minder, als ich selbst, betheiligten Herrn wettgemacht zu haben, die vor den reichen Tischen der Universitätsbibliotheken sitzen und die dennoch Kalkoff gegenüber sich in ein sehr beredtes Schweigen hüllten. Kalkoff kam übrigens schon aus dem Grunde zuerst an die Reihe, weil ein Aufbau der Chronologie von Walthers Sprüchen und Leben unlösbar ist, so lange eben noch die althergebrachte Ketzerei bezüglich der Zusammengehörigkeit der Blätter der »Reiserechnungen« und des Datums vom 12. November 1203 für den Empfang des Pelzrockes seitens Walthers nicht gründlich beseitigt war. Nachdem dies aber in meiner Abhandlung: »Nochmals die Reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen« in voraussichtlich durchgreifender Weise geschehen ist, wende ich mich zunächst den Erörterungen Hermann Pauls zu, Beiträge 8, 161 ff.

Es ist ein gewaltiger Abstand, der zwischen Kalkoff und Paul vorhanden ist, denn dort ist es der phantasievolle, energisch vorwärts dringende Historiker, der mit allen Mitteln der Kritik und Combination jede Schranke, die seinen Anschauungen, ja man möchte sagen, seinen Wünschen entgegensteht, entweder überspringt oder niederreißt, hier dagegen tritt der Abklatsch des classischen Philologen hervor mit all der Engherzigkeit, Nüchternheit und Genügsamkeit desselben. Man kann mit Bezug auf Kalkoff sagen: Qui omnia probat, nil probat, Paul aber könnte seinen Ausführungen das kerntirolische Sprüchwort voranschicken, das schon einmal in der Waltherfrage gebraucht worden ist — »Nix Gewisses woaß man nöt.« Was Paul in seiner Einleitung zur Ausgabe über Walthers Leben und Dichten beibringt, das steht denn doch nicht auf der Höhe der Forschung, indem es ungefähr nur die Vulgata bietet, wie sie in den belletritischen Journalen Deutschlands in breitester Art geboten wurde. Er hätte sich dieselbe füglich ersparen können. Fast eben so leichte Waare ist die Abhandlung, die er a. a. O. veröffentlichte, um sein Verfahren bezüglich der Anordnung der Gedichte und Sprüche Walthers zu rechtfertigen. Hören wir zunächst, was Paul, Beiträge 8, 161 »zur Chronologie der Sprüche Walthers« sagt: »Bei den Versuchen, die Sprüche Walthers zu datiren hat die Uebereinstimmung in der S t r o p h e n f o r m eine große Rolle gespielt. Es läßt sich verfolgen, wie diesem Momente allmählig eine immer größere Bedeutung beigemessen ist. Man vergleiche z. B.

Lachmanns erste Ausgabe mit den spätern, Simrocks Uebersetzung mit seiner Ausgabe und damit die Abhandlung von Nagele in der Germania 24, 151. 298. Meiner Ueberzeugung nach ist die Unbefangenheit des Urtheils dadurch sehr getrübt worden.

Zunächst hat die Tendenz gewaltet die gleichtönigen Sprüche zeitlich möglichst nahe an einander zu rücken. Berechtigt würde diese Tendenz natürlich sein, wenn sich etwa wahrscheinlich machen ließe, daß Walter in keiner Periode seines Lebens mehrere Töne neben einander gebraucht, sondern immer, nachdem er einen neuen Ton gefunden, den bis dahin angewendeten nicht mehr verwendet habe. Es ist daher nur die Consequenz einer schon bei anderen Waltherforschern bestehenden Neigung, wenn neuerdings Nagele so weit gegangen ist, dies wirklich zu behaupten. Das sicherste Beispiel, daß die einzelnen Sprüche mehrerer Töne sich gegenseitig durchkreuzen, liefern 8, 4 ff. und 18, 29 ff. 8, 28 gehört jedenfalls vor die Krönung Philipps (Nageles Verdrehung des Sinnes brauchen wir nicht zu berücksichtigen) 9, 16 nach seiner Bannung. Dazwischen gehört zweifellos 19, 5 (Weihnachten 1199) und höchst wahrscheinlich 18, 29. Wenn wir den letztern Spruch etwa auf die zweite Krönung beziehen wollten, so fände erst recht Durchkreuzung statt. Daß wir noch öfter ein derartiges Verhältniß anzunehmen haben, läßt sich allerdings nicht gegen jeden möglichen Einwand absolut sicher stellen. Man müßte aber z. B., wollte man es für 26, 3 ff. und 31, 13 ff. läugnen, annehmen, daß 36, 1 kurz nach Leopolds spanischer Kreuzfahrt entstanden, dagegen 28, 11 auf die Rückkehr Leopolds aus Palästina zu beziehen sei. Zwischen den beiden Kreuzfahrten müßte Leopold sein Sparsystem einmal aufgegeben haben. Bezieht man beide auf den gleichen Zug, so entsteht jedenfalls eine Kreuzung. Man müsste noch manche auf gute Wahrscheinlichkeitsgründe gestützte und jetzt fast allgemein acceptirte Ansicht aufgeben.« Paul macht außerdem noch die unhöfliche Bemerkung, ich sei mit der fertigen Theorie an die Thatsachen herangetreten und es lohne nicht der Mühe näher auf diese meine Erörterungen einzugehen.

Ich gebe Herrn Paul die Versicherung, daß er sich diese Mühe noch sehr intensiv wird nehmen müssen. Als ich an die Bestimmung der Chronologie der Sprüche Walthers herantrat, fand ich ein solches Chaos von widersprechenden Meinungen und festgefügten »Ueberzeugungen«, letztere spielen in der Waltherliteratur überhaupt eine

grosse Rolle, daß es mir wahrlich nicht zu verdenken ist, wenn ich aus diesem Chaos nicht durch die erste That eine volle Ordnung zu schaffen vermochte, und wenn ich durch die eine oder andere Autorität verleitet auch »reingefallen« bin. Uebrigens tröste ich mich damit, daß auch der Meister der Kritik, Karl Lachmann, sich mehrfach in Bezug auf die Chronologie der Sprüche Walther's corrigirte. Freilich wenn Lachmann die historischen Hilfsmittel seiner »Schule«, die gern, eingedenk ihrer eigenen Lahmheit, mit der Kraft des Altmeisters brillirt, zur Verfügung gehabt hätte, dann gäbe es auf diesem Gebiete wohl kaum eine nennenswerthe Streitfrage mehr. Was mir bei Bestimmung der Chronologie der Sprüche Walthers Schwierigkeiten bereitete, waren zunächst zwei Irrthümer, denen ich mich nach dem Vorgang anderer »Waltherforscher« überließ, nämlich der Gedanke, der in den R. R. urkundliche Walther müsse in eine enge Beziehung zu den Sprüchen des »Wiener Hoftones« gebracht werden und dieser selbst, und das war eben der zweite Irrthum, müsse zum Theil oder ganz in die Zeit gehören, bevor Walther zu König Philipp gieng, demnach in die Jahre 1198—1199. Daß beides falsch und nur ein Vorurtheil war, werde ich unten noch näher begründen, vorläufig aber will ich das nach meiner Meinung Richtige anführen in folgenden zwei Punkten: 1. Der in den R. R. begegnende urkundliche Walther gehört in das Jahr 1199 und in eine Zeit, bevor er noch irgend einen politischen Spruch verfaßt hatte. 2. Die Sprüche des »Wiener Hoftones« gehören in die Jahre 1200 und 1201.

Wenn nun aber, um endlich auf das obige Citat aus der Abhandlung zu Walther von der Vogelweide zurückzukommen, Paul meint, ich sei mit der fertigen Theorie an die Thatsachen herangetreten und wenn er darunter etwa eine kritiklose Theorie versteht, so hat er mit der ersten Behauptung Recht, mit der zweiten aber entschieden Unrecht. Denn die Theorie, mit der ich an die Thatsachen herantrat, hat ihre sehr begründeten Motive. Für die enge Zusammengehörigkeit der Sprüche Walthers in zeitlicher Hinsicht, spricht erstens in geradezu auffälliger Weise die Art der Ueberlieferung derselben. Paul irrt ganz gewaltig, wenn er später a. a. O. p. 163 meint, daß Walther, auch wenn er schon längere Zeit nicht mehr in einem Tone dichtete, doch immer noch die früher darin gedichteten Strophen wiederholt vorgetragen haben wird. Man sieht, selbst so nüchterne Leute, wie Hermann Paul, lassen sich hie und da zu recht unbedachten Aeußerungen fortreißen. Wie Paul zu einer

solchen Vermuthung kam, weiß ich nicht und das um so weniger, als er in seiner Ausgabe auch nicht L. 26, 27, wie Wilmanns, sondern richtig setzt: ezn sî sô vil, ob er der alten sprüche wære frô; wornach unter den alten Sprüchen nicht, wie es verschiedene »Waltherforscher« dachten, alte Dichtungen Walthers zu verstehen sind, sondern eben das Citat, das unmittelbar anschließt, nämlich L. 26, 28—29. Möglich wäre es allerdings, daß auch Paul die »alten sprüche« in der hergebrachten Weise auffasste und am Ende gar im Hinblicke darauf die obige Conjectur machte.

Die Sprüche Walthers sind durchaus ihrem ganzen Wesen nach von völlig ephemerem Charakter, sie sind Gelegenheitsgedichte, die bald auf große, weittragende Ereignisse, wie auf den Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, bald auf den Hoftratsch und die kleinlichen Zänkereien an den Fürstenhöfen etc. Bezug nehmen. Ich folge da unbedenklich gegenüber Paul der Ansicht Lachmanns, indem ich es für völlig taktlos ansehen würde, wenn der Dichter in einem und demselben Tone zweien Königen gedient hätte. Dies ist aber nie der Fall. Wenn nun aber die Sprüche trotzdem nach Tönen geordnet und mit verhältnißmäßig geringen Nachträgen in fortlaufender Reihenfolge vorliegen, so muss man doch zu der Annahme berechtigt sein, es müsse irgend ein bedeutsamer Umstand diese Aneinanderreihung begünstigt haben, es müsse etwas vorhanden sein, was diese Spruchreihen nicht nur in der vorliegenden Ordnung, sondern überhaupt aufbewahrte und da wüßte ich nichts anzugeben, was entscheidender wäre als die chronologische Gebundenheit der Sprüche der einzelnen Töne. Dieses chronologische Band und der durchgreifende Beweis für die Thatsache, daß niemals zwei oder mehrere Spruchtöne neben einander bestanden, tritt uns doch mit voller Deutlichkeit in dem einen drastischen Beispiele entgegen, wo Walther in zwei Sprüchen, die verschiedenen Tönen angehören, die Bagatelle mit dem Gerhard Atze schlichtet.

Aber, für mich wenigstens, noch ausgemachter klärt sich aus dem Studium der Sprüche Walthers die Thatsache ab, mit der Hermann Paul wird rechnen müssen, daß nämlich Walther nie, in den 28 Jahren (1199—1227), aus denen uns Sprüche Walthers vorliegen, zwei oder mehrere Töne neben einander gebrauchte, wenn man die Sache von der ästhetischen Seite betrachtet. Es ist dieses zweite Moment freilich ein solches, das von den zünftigen Philologen sehr unterschätzt und das ihnen nie recht handsam wird. In der Erfindung immer neuer Töne bekundete sich ja eben die Meisterschaft des mittelhochdeutschen Sängers, und da sollte Walther nach weiß Gott wie vielen

Jahren wieder nach Tönen ausgeschaut haben, die längst von den inferioren Gesellen, deren es damals wie zu aller Zeit, in Fülle gab, übernommen, variirt oder gar parodirt waren? Wer fühlt nicht, daß ein solches Gebahren des Sängers nicht würdig ist, den der Dichter des Tristan mit so auszeichnenden Worten an die Spitze der Minnesänger gestellt hat. Nun ich glaube damit vorläufig den Vorwurf entkräftet zu haben, daß ich die fertige Theorie ohne gehörige Motivirung mitbrachte und die Thatsachen in dieselbe hineinzwängen will.

Und es ist mir ein weiterer und nicht zu verachtender Beleg für das Begründete dieser Theorie, daß hervorragende Forscher, allen voran Karl Lachmann der Thatsache immer wieder zuneigten, die Paul, wie wir sehen werden, ohne stichhältige Motivirung, nur seiner »Ueberzeugung« folgend, ablehnen zu müssen erklärte.

Ja selbst Paul wird noch als Hauptzeuge dienen müssen, da er nach seinen eigenen oben citierten Worten, diese Tendenz für berechtigt ansah, wenn die so gewonnene Chronologie durch die Folge der in den Sprüchen hervortretenden geschichtlichen Thatsachen unbestritten bleibt. Was ich nie begreifen konnte ist der Umstand, daß die »Waltherforscher« — der prächtige Ausdruck stammt von J. E. Wackernell — die Geschmacklosigkeit begehen konnten und auch W. Wilmanns, der doch sonst ästhetischen Erwägungen nicht nur nicht aus dem Wege geht, sondern ihnen in ansprechender Weise Raum gibt, schließt sich hiebei der Zunft an, anzunehmen, es seien die Sprüche des »Reichstones« nicht ein durch die edelsten Mittel der Poesie zusammengehaltenes, großartiges und ergreifendes Zeitgemälde, ein Seitenstück zur »Elegie«, nur daß dort noch Muth und Kraft, hier die volle Resignation vorherrscht. Nur der Umstand, daß entsprechend diesem Charakter die »Elegie« fast keine Daten bringt, hat dieselbe vor der Barbarei bewahrt, in die freilich nur ein ganz poesieloser, deutscher Philolog verfallen kann, daß die drei Sprüche, aus denen sie zusammengesetzt ist, nicht auseinandergezerrt und auseinandergerissen wurden, wie es den drei Sprüchen des »Reichstones« leider Gott thatsächlich begegnet ist. Jene nergelnde, kleinliche Kritik, die jedes Wort unter die Loupe setzt, hat es naturgemäß völlig übersehen, daß erstlich beide nahe beisammen stehen und daß beide in völlig übereinstimmender Weise auf einen ganzen Zeitraum zurückblicken und es deshalb als völlig verfehlt, ja, wie hervorgehoben wurde, vom ästhetischen Standpunkte aus geradezu verwerflich erachtet werden muß, den einen oder andern dieser Sprüche an diese oder jene einzelne Thatsache anzuhängen.

Und wem, der sich ernstlich mit Walthers Spruchdichtung beschäftigt hat, ist es denn wohl entgangen, daß nicht gar so selten je drei oder je zwei Sprüche desselben Tones inhaltlich eng mit einander verbunden sind, so daß es unabweislich ist, die gleiche Abfassungszeit für dieselben anzunehmen. Ich will hier im Anschluß an die Sprüche des »Reichstones« und der Elegie nur die bedeutenderen, einschlägigen Fälle namhaft machen: L. 11, 6; 11, 18; 12, 30 — L. 11, 30; 12, 6; 12, 18 — L. 13, 12; 13, 5 — L. 13, 19; 13, 26 — L. 18, 29; 19, 5 — L. 19, 17; 19, 29 — L. 20, 16; 22, 18 — L. 20, 31; 25, 26 — L. 26, 23; 26, 33 — L. 27, 17; 27, 27 — L. 28, 1; 28, 31 — L. 29, 25; 29, 35 — L. 31, 33; 32, 7 — L. 32, 17; 32, 27 — L. 34, 4; 34, 14 — L. 33, 1; 33, 21 — L. 33, 31; 34, 24 — L. 79, 25; 79, 33 — L. 80, 27; 80, 35 — L. 81, 31; 82, 3 — L. 82, 24; 83, 1 — L. 84, 22; 85, 1 — L. 105, 27; 106, 3.

Dazu ist noch zu erwähnen, daß die oben citirten Stellen L. 13, 12; 13, 5; 13, 19 und 13, 26 in liedartiger Weise eng zusammengehören. Ferners, daß die Sprüche des »Kaiser-Ottentones« ein einziges Thema, und zwar jenes berühmte und vielberegte Thema der Stellung des Kaiser- und Papstthums zu einander ausschließlich behandeln. Weiters tritt uns in den Moralsprüchen des »Wiener Hoftones« ein einziger Satz mit scharfen Umrissen entgegen: Es bäumt sich die Welt zum Verderben des Volkes und Reiches auf gegen die althegründete Autorität der Sitte, des Rechts und des Alters, ein Satz, der seine glänzende Durchführung und Vollendung in den herrlichen Sprüchen des »Reichstones« und der »Elegie« gefunden hat und die deshalb mit den Sprüchen des »Wiener Hoftones« zusammengehören müssen, mag dieser oder jener zünftige Philologe dagegen sagen, was er will.

Leute, die ihre Verse nach den Regeln der Poetik fabrizieren, finden nach der Flucht von Jahren dieselben Töne wieder, der Genius ist im Banne einer beherrschenden Stimmung und singt sich in dieser zu Rande, aber es widert ihn an, sein eigenes Echo zu werden. Studirt einmal Goethe ihr hausbackenen Philologen, und ihr lernt dann auch Walther von der Vogelweide verstehen. Für jeden Fall möchte es manchem unter den »Zünftlern« frommen, wenn er ein Capitel über die Anästhesie des nervus aestheticus nachlesen würde. In recht populärer Weise wird darüber »Ausland« 1879, p. 523 gehandelt.

Paul hat Recht, ich bin mit der fertigen Theorie an die Thatsachen herangetreten, mit dem unabweislichen Gefühl, es muß so sein; daß die Töne nicht neben einander, sondern nach einander zu

setzen sind, aber ich glaube, daß ich die Motivirung dieser Theorie oder dieses Gefühls nicht schuldig bleibe.

Und wie armselig nimmt sich doch die Erklärung von L. 9, 8 ff. aus, wie sie selbst von Wilmanns noch in der zweiten Ausgabe der Gedichte angenommen wird. Was können doch die schönen Worte

so wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât.
bekêrâ dich, bekêre,
die cirkel sint ze hêre,
die armen künege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf, und heiz si treten hinder sich.

anders bedenten, als: Es möge das ganze, deutsche Land, das ganze, deutsche Volk einmüthig sich hinter Philipp stellen, der durch seine Abstammung, wie durch seine Macht und seinen Geist der rechte Mann ist, um des Vaterlandes Rechte zu vertheidigen, seine Einheit zu wahren und seine Größe zu fördern. Und diese Auffassung nennt Paul eine Verdrehung des Sinnes. Ich stelle es jedermann frei, der geistreichen Randglosse zu L. 9, 8 ff., wornach dieser Spruch vor Philipps Krönung gesetzt werden müsse, den Vorzug zu geben, aber gegen die Zumuthung Pauls, ich hätte den Sinn der Stelle verdreht, muß ich mich ernstlich verwahren. Zu bemerken kommt übrigens noch, daß auch Paul bezüglich des Spruches L. 8, 4 fg. einräumt: »Die Schilderung der Zustände paßt nicht nur auf die Zeit kurz nach dem Tode Heinrichs VI., in die man den Spruch gewöhnlich setzt, sondern ebenso gut auf die spätere des Kampfes zwischen Otto und Philipp.«

Hält man sich gegenwärtig, daß die öffentliche Bannung Philipps und seines Anhanges durch den Cardinallegaten Guido von Praeneste zu Cöln, am 3. Juli 1201 vollzogen wurde, ferners daß König Philipp am 8. September 1201 seinen glänzenden Reichstag zu Bamberg hielt und daß 9, 30 fg. auf die Bannung Philipps deutlich hinweist, während die tiefwehmüthige Stimmung, die in allen drei Sprüchen in gleichem Grade wiederkehrt, gegen Wilmanns' Ansicht, es könnte L. 9, 16 ff. auf der Bamberger Versammlung entstanden sein, spricht, so würden wir, wenn man noch weiter in Erwägung zieht, daß der Bürgerkrieg gerade im Jahre 1201 bis gegen den Herbst hin am heftigsten tobte, den Sommer dieses Jahres für die Entstehungszeit der Sprüche des »Reichstones« gewinnen und man könnte dieselbe fast auf den Monat

fixiren. Allein so eng zusammendrängen möchte ich die drei Sprüche nicht und hält man sich gegenwärtig, daß der Bamberger Hoftag nur als eine vereinzelte Erscheinung dasteht und doch mehr Parade als wirkliche Machtstellung repräsentirte, so steht nichts im Wege mit Bezug auf Zarnckes sehr ansprechende Datirung von L. 21, 25 fg. die drei Sprüche des Reichstones etwa in den Winter von 1201 auf 1202 zu verlegen oder gar wohl in dieses letztere Jahr, das namentlich unglücklich für Philipp sich gestaltete.

Wenn man übrigens an die Bestimmung der Chronologie der Sprüche Walthers geht, so muß man von einem Punkte ausgehen, der den ruhenden Pol bezeichnet in der Erscheinungen Flucht und das ist L. 19, 5. Denn in Bezug auf diesen Spruch wissen wir nicht nur das Jahr, sondern auch den Tag seines Entstehens anzugeben. Nicht einmal der »urkundliche« Walther ist in Bezug auf das Datum mit solcher Sicherheit nachgewiesen, wie wir wissen, daß Walther um Weihnachten 1199 in Magdeburg weilte.

L. 19, 5 ist nach allem der älteste, nachweisbare Spruch, den Walther dichtete, denn die Sprüche des »Reichstones« weisen mit L. 9, 16 ff. entschieden ins Jahr 1201, die Sprüche des Wiener Hoftones« mit L. 21, 25 fg. ins Jahr 1201, mit L. 25, 26 fg. ins Jahr 1200. L. 25, 26 wird nämlich schon von Lachmann und dann den meisten Forschern mit Ausnahme Simrocks, dessen Chronologie der Sprüche des »Wiener Hoftones« wohl von Niemandem getheilt wird, auf das Fest der Schwertleite, das Herzog Leopold VI. im Mai 1200 beging, bezogen, eine Ansicht, der auch Wilmanns sehr zuneigt, wenn er auch im »Leben« wie in der II. Ausgabe die Frage offen läßt.

Auch Paul schließt sich dieser Ansicht in der Ausgabe (Einleitung S. 5 u. zu 69, 1) an. Die Schwertleite Leopolds am 28. Mai 1200 ist das älteste, historisch nachweisbare, große Fest, das der »junge fürste« gab. Somit dehnt sich der »Wiener Hofton« vom Mai 1200 — daß wir die Lobsprüche auf den Wiener Hof voranzustellen haben, wird wohl von Niemandem angezweifelt werden. — bis in den Winter von 1201, wenn nicht gar in das Jahr 1202 aus. Auf diesen Ton folgt zunächst der »Reichston«. Dem Wiener Hofton unmittelbar voran geht der erste »Philippston«, von dem Wilmanns mit vollem Recht bemerkt, daß alle Sprüche dieses Tones im Winter 1199/1200 am Hofe Philipps vorgetragen sein mögen. Nun wird zwar allerdings L. 18, 29 fg. von den meisten Forschern auf das Krönungsfest zu Mainz am 8. September 1198 bezogen mit Ausnahme Wackernagels, der in den Anmerkungen zu Simrocks Uebersetzung, p. 327 zu 19, 20 bemerkt:

„Was dazu verleiten konnte, den zweiten Spruch (L. 18, 29 fg.) auf Philipps Krönung zu Mainz am 8. September 1198 zu beziehen, ist schwer zu begreifen.“

Und mit Recht. Von einer Krönungsfeierlichkeit ist in dem Spruche nirgends eine Rede. Die Wahrnehmung, daß dem Könige die alte Reichskrone so wohl stehe, als ob sie der Goldschmied eigens für ihn gemacht habe, konnte der Dichter selbstverständlich in gleicher Weise anstellen, wenn er den König auf dem Kirchgang zu Magdeburg „under krône“ sah.

Gegen die Beziehung des Spruches L. 18, 29 fg. auf die zweite Krönung spricht außer vielen andern Gründen vor allem der Schluß der Strophe, der zu 1205 gegenstandslos wäre. Auch Wilmanns ist dafür, daß L. 18, 29 fg. gleichzeitig mit 19, 5 fg. entstand. Damit steht aber zweifellos fest, daß ein anderer Ton in dieser frühen Zeit überhaupt nicht erscheint, daß Walther nicht mit dem „Reichstone“, sondern mit dem Philippstone seine Spruchdichtung eröffnete, und wir haben auch hier wieder einen neuen und glänzenden Beleg für die in der Geschichte oft wiederholte Erscheinung, wornach die Noth eine vorwärtsdrängende Meisterin ist, die das Individuum, wie ganze Völker auf neue Bahnen drängt. Vom Wiener Hof verdrängt, am Thüringer Hof gedrängt, sieht Walther von der Vogelweide am Hofe Philipps den letzten Anker, an den er sein Lebensschifflein ketten kann und will. Und da greift er kühn und muthig in die vollen Saiten seiner Harfe und entlockt ihr neue Töne, Töne so zart und schön, und doch wieder kräftig und erhebend, daß er im Sturme das Herz des sangesfreundlichen Königs und seiner lieblichen Gemahlin erobert und eine feste Stellung an König Philipps Hofe erlangt. Daß diese Stellung am Hofe Philipps von so kurzer Dauer war, wie aus der Thatsache erhellt, daß Walther im Mai 1200 sich in Wien befindet, wird leicht erklärlich, wenn man die Lage Philipp's im Jahre 1200 ins Auge faßt. Denn dieses Jahr war für Philipp kein glückliches. Der Tod seines Bruders Otto, des Pfalzgrafen von Burgund, der verlustvolle Angriff auf Braunschweig, die Vereitlung der Friedensunterhandlungen durch den Tod des hochangesehenen und einflussreichen Mainzer Erzbischofs Konrad, der Abfall der Bisthümer Lüttich und Münster, die immer feindseliger sich gestaltende Haltung des Papstes mochten bei Philipp und seinen Getreuen gar schwere Sorgen um die künftige Lage der Dinge in Deutschland erregen und zwar um so mehr, als namentlich die mitteldeutschen Fürsten sich nicht durch die Macht des Reichsgedankens in ihren Entschlüssen leiten ließen, sondern die Dauer ihrer

Treue abhängig machten von der Höhe der Versprechungen oder der Zahlungen, zu denen Philipp sich herbeilassen wollte, wozu ja L. 19, 17 ein sprechender Commentar ist.

Walther von der Vogelweide ist ein ganz eigenartiger Charakter, dessen Art von den „Waltherforschern“ zumeist verkannt und nie recht begriffen wurde. Und so sehr ich gewiß die Werke Wilmanns' zu und über Walther als wahrhaft glänzende Leistungen respectire, so hat auch dieser Forscher vielleicht nur das eine Extrem verlassen, um in ein anderes und noch ärgeres zu verfallen. Walther ist ein Mann, auf den nicht das Mittelmaß paßt; er ist vielmehr extrem im Lieben wie im Hassen, er ist ein Mann, der allen helfen möchte, vor allem dem Vaterlande, dessen Unglück ihn brennt, wie eine offene Wunde, er ist ein Mann, der in seiner Dankbarkeit nur mehr den Wohlthäter allein sieht, und um diese Dankbarkeit recht eindringlich und offenkundig zu machen, langt er in seinem Uebereifer und ohne ruhig zu überlegen ob es ihn nicht künftig reuen könnte, nach ein paar Steinen, und wirft sie auf die, die er sonst hochhält und die leider seine Bedeutung und sein Talent — und Walther hielt zeitlebens viel auf seine „Würde“ — zufällig nicht recht zu erkennen und zu schätzen vermochten. Und ein solcher Fall liegt uns gerade auch in zwei Sprüchen des „ersten Philippstones“ vor, nämlich in L. 19, 29 fg. und L. 20, 4 fg. Der erste Spruch richtet sich gegen Leopold und den Wiener Hof, der zweite gegen Hermann und den Thüringer Hof, beidesmal mit äußerst scharfer Pointe, doch ist der Spruch, der auf den Wiener Hof geht, in seiner Satyre durch nichts gemildert, während der Spruch auf Thüringen mit einem Lobe schließt, wodurch die ursprüngliche Schärfe bedeutend abgetönt wird. Der Spruch 19, 29 fg. gibt uns zugleich Gelegenheit einen Passus in einem Spruche des Wiener Hoftones, nämlich L. 26, 1: „ezngalt dâ nieman sîner alten schulde“, der die „Waltherforscher“ arg in Schweiß gebracht und sogar zu dem kritischen salto mortale verleitet hat, anzunehmen, Walther habe in Wien Schulden hinterlassen, ins rechte Licht zu setzen. Wilmanns hat über diese Schuld eine ganz eigene freilich auch ganz unbegründete Ansicht. Er glaubt nämlich zunächst L. 8, 28 fg. sei im Frühjahr 1198 in Wien entstanden und habe eine politische Meinung ausgesprochen, die mit der Leopolds contrastirte und darin liege die Schuld, die der Dichter L. 26, 1 erwähnt und die ihm der Herzog lange nicht, vielleicht nie verzieh. Die Sache verhält sich ganz anders, denn L. 19, 29 fg. ist ein persönlicher Affront, den der Dichter dem Herzog Leopold anthut, namentlich durch die

Beziehung des Spruches auf Herzog Friedrich, den Vorgänger Leopolds, den er emphatisch preist, natürlich auf Kosten Leopolds. Die Tendenz des Spruches 19, 29 fg. — und die Dichtung Walthers bringt uns ähnliche Tendenzen öfters — ist die „alte Schuld“, die Walther Leopold gegenüber sich aufgebürdet hatte, denn eine Verschiedenheit in den politischen Ansichten hätte einen solchen Effect nicht haben können, sie hätte überhaupt nicht eintreten können nach der ganzen Stellung, die der Sänger jener Zeit zum Hofe einnahm, denn was Walther L. 36, 4, freilich in anderer Angelegenheit, sagt: »wan sol iemer nâch dem hove leben«, galt zweifellos auch in dieser Hinsicht, und wenn der Sänger eine andere Anschauung in einer öffentlichen Frage hatte als der Hof, an dem er weilte, so schwieg er entweder oder er ging, brauchte sich aber deshalb durchaus keine Schuld aufzuladen. Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, daß Leopold und Walther in Bezug auf Philipp verschiedener Meinung waren und daß dadurch das Scheiden Walthers vom Wiener Hofe veranlaßt oder befördert wurde, aber daß daraus eine so nachhaltige Entfremdung, die nur einer momentanen Annäherung gelegentlich des Festes der Schwertleite wich, eingetreten sein soll, das würde durch eine Unterstellung im Sinne Wilmanns' keineswegs erklärt.

Paul nimmt an, daß Reinmar Walther vom Wiener Hof verdrängte und beruft sich dabei auf die beiden Strophen, die Walther dem todten Sangesberos widmete. Die beiden Sprüche sind schon anderweitig in dem Sinne gedeutet worden und es ist die Berechtigung dieser Auffassung nicht ganz von der Hand zu weisen, denn wenn Walther trotz seines »Mißverhältnisses« zu Reinmar diesem als Dichter volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wirft das nur auf Walthers Charakter ein günstiges Licht. Allein damit wäre wohl erklärt, warum Walther den Wiener Hof verließ, nicht aber die »alte schulde« Leopold gegenüber. Bemerken möchte ich übrigens noch zu diesem Spruche und zwar zu L. 25, 36, eine Stelle, die Paul einfach damit abthut, daß er sie für unverständlich erklärt, daß Lachmanns Ansicht mit Beziehung auf 25, 37—38 zu L. 25, 36 zweifellos das Richtige trifft, nur verstehe ich nicht, warum der Vers L. 25, 36 nicht auch lauten könnte: die mærhen von den stellen læren, wodurch man sich der Ueberlieferung doch um vieles nähert.

Nicht minder unzweifelhaft ist es, wenn wir bezüglich der Alternative, die Wilmanns' »Leben« p. 71 zur Datirung von L. 20, 4 aufstellt, den zweiten Theil derselben als gesichert hinstellen, nämlich, daß Walther von Thüringen nach Magdeburg kam und sich dort nur

ganz kurze Zeit aufgehalten habe. Und damit stimmt denn auch Wilmanns zu, daß diesen Fall eben angenommen, sämmtliche Sprüche des „ersten Philippstones“ am Hofe Philipps vorgetragen sind, was er früher in Folge einer hyperkritischen Auslegung von L. 19, 17: „Philippes, künec, *die nâhe spehenden* zîhent dich“ bestritt.

Damit haben wir aber auch Pauls Gegengründe in ihrem ersten und gefährlichsten Theil widerlegt und dargethan, daß eine Kreuzung zwischen den Sprüchen des „ersten Philippstones“ und denen des „Reichstones“ nicht statt hat, daß aber auch, was Paul nicht speciell hervorhebt, eine solche zwischen jenen und den Sprüchen des „Wiener Hoftones“ nicht vorhanden ist. Wir haben damit aber ein neues, und zwar hochwichtiges Moment gewonnen für unsere aus ästhetischen Gründen angeregte Conjectur, daß die Töne nicht nebeneinander gehen, daß sie nacheinander zu rangiren sind.

Wenn Paul dann darauf hinweist, man müsse, wolle man eine Durchkreuzung des Tones 26, 3 ff. und 31, 13 längnen, annehmen, daß 36, 1 bald nach Leopolds spanischer Kreuzfahrt entstanden sei, dagegen 28, 11 auf die Rückkehr Leopolds aus Palästina beziehen, so steht dem gar nichts im Wege. Denn Leopold kehrte von Spanien nicht nur unverrichteter Dinge, sondern gewiß auch mit einem beträchtlichen Theile seiner Ersparungen zurück und da er doch zunächst an keine Erneuerung seines Kreuzzugsgelübdes dachte, so konnte er von diesen Ersparnissen leicht mittheilen und L. 28, 11 wird ja mit Vorliebe auf die Rückkehr von der Fahrt nach Palästina bezogen, die eben eine ganz andere war, als die Rückkehr von der spanischen Kreuzfahrt, wo er eben post festum gekommen war. Und es kommt eben gerade wieder sehr in Betracht, daß die beiden Sprüche, und darauf legt ja auch Paul ein hervorragendes Gewicht, zwei verschiedenen Tönen angehören, was doch, an und für sich genommen, niemals dafür sprechen könnte, daß sie gleichzeitig entstanden sind. Es darf dann aber weiter durchaus nicht außer Acht gelassen werden, daß die Sprüche des „Kaiser Otto-Rügetones“ L. 26, 3 ff. auf die Umgebung des Jahres 1219 weisen — Wilmanns setzt ja L. 29, 15 ins Jahr 1220, was ich gerade nicht für nothwendig halte, wenn ich auch darin beistimme, daß der Spruch ungefähr in diese Zeit zu setzen sei — allerdings müssen die ersten Sprüche ins Jahr 1218 oder Ende 1217 verlegt werden, weil ja Kaiser Otto nach den „Rügesprüchen“ offenbar noch am Leben sein mußte. Da nun Otto am 19. Mai 1218 starb, da in diesen Sprüchen von Thüringen keine Rede mehr ist und leicht angenommen werden mag, daß Walther nach dem Tode des Landgrafen Hermann, der am

25. oder 26. April 1217 erfolgt war, seinen Wanderstab ergriffen ui sich, wie einst nach Friedrich des Katbolischen Tode, Philipp, so jei Friedrich zngewendet bat, L. 28, 11 auf den Herbst 1219 weist, ferners L. 29, 15, wenn wir entgegen der Ansicht Wilmanns', der il auf den Frankfurter Tag, April 1220 verlegt, der Anschauung Pfeiffe den Vorzug geben wollen, der diesen Spruch mit dem Nürnberg Hoftag vom October 1219 in Verbindung bringt, so würden wir f die Sprüche dieses Tones die Zeit vom Sommer 1217 (frühestens) b Winter 1219 gewinnen, also ungefähr 2 Jabre, was der ganzen Sac lage wohl entspräche.

Der Ton L. 31, 13 ff. weist mit L. 36, 1, L. 34, 4, L. 34, 14 ui L. 35, 7 mit aller Bestimmtheit auf die Jahre 1213 längstens 121 So weit wir also hier chronologisch ungefähr bestimmbare Sprücl vor uns haben, ist eine Durchkreuzung dieses Tones mit dem To L. 26, 3 entschieden ausgeschlossen.

Ich glaube, daß damit auch dieses Hinderniß, das freilich v Anfang an als nicht vorhanden zu betrachten ist, aus dem We geräumt ist.

Nun kommt Paul leider mit einer so allgemein gehaltenen Thes daß es schwer fällt, sie zu widerlegen. Allein das gibt Paul gewi auch zu, daß die Kritik ein zu ernstes und zu hohes Amt bat, a daß sie leichtfertig auf sogenannte Lieblingsideen der »Waltherforsche reflectiren kann.

Ich werde wohl im Laufe meiner Untersuchung manche hocl feine Lieblingsneigung zerstören müssen, indem man seit dem erst großen Interpreten des Lebens Walthers, seit dem Unvergessliche Ludwig Uhland, gewohnt ist, die »Elegie« als Walthers Schwane sang zu betrachten und zugleich als Heimatslied, das der Greis a den Boden rückkehrend sang, den er in früher Jugend verlasse Eine diesbezügliche Andeutung wurde ohnedies schon oben gemac und so leid es mir thut, daß dieser mit so besonderer Liebe geheg Schlußeffect in Walthers Leben und Dichten sich als eine arge Täuschu erweist, so muß ich doch im Interesse der Wahrheit, die die Krit allein im Auge zu behalten hat, darauf hinweisen, daß die »Elegi ganz unbezweifelbar in die Zeit des vierten Kreuzzugs und die u mittelbare Nähe der Sprüche des »Reichstones« und des Wiener H tones gehört, und zwar so, daß sie zunächst an die Sprüche d »Reichtones« L. 13, 5 — 13, 32 anschließt. Es ist seitens der »Walthe forscher« mit auffallend geringem Glück L. 13, 5 zu erklären versuc

worden, man hat den Vers — ich erinnere nur an Rieger — Owê waz êren sich ellendet tiuschen landen! hin und hergedreht, man hat in die Strophe Worte und Gedanken hineininterpretirt, die kein nüchterner Kritiker dort finden kann und bei alledem hat man doch niemanden überzeugt. Die Sache verhält sich aber höchst einfach, wenn man an den Kreuzzug von 1202—1204, den sogenannten lateinischen Kreuzzug, denkt, zu dem fast ausschließlich die Romanen das Aufgebot bestritten. Der Tenor der vier hieher gehörigen Sprüche ist in seiner sittlichen Art, in seinem ganzen Gedankengang so beschaffen, daß man sofort einerseits an den »Wiener Hofton« und den »Reichston«, andererseits an die Elegie erinnert wird. Man wird daher keineswegs fehlgehen, wenn man die vier erwähnten Sprüche und die »Elegie« in den Frühling gegen Wilmanns' Deutung (Leben 144) des Jahres 1202 setzt. In dieselbe Zeit müßten denn auch die Kreuzlieder fallen, wenn man sie beide auf einen und denselben Kreuzzug beziehen will, was aber nicht gerade nothwendig ist. Das eine der beiden Kreuzlieder, nämlich L. 19, 38 klingt mit seinem Eingang wohl an die »Elegie« an; ich möchte daher dieses Lied der angegebenen Zeitperiode zuweisen.

Bezüglich des zweiten und »berühmtern« Kreuzliedes, nämlich L. 76, 22 fg. hat Wilmanns (Leben 137) eine ansprechende Meinung vorgetragen, indem er annimmt, daß der Spruch L. 84, 22 fg. auf die Abfassung dieses Kreuzliedes hinweist, wornach dieses Kreuzlied auf Veranlassung Engelberts von Köln gedichtet ist. Ich möchte aber bezüglich des Spruches L. 84, 22 und zwar zu Vers 27 bemerken, daß mir die übliche Interpunction falsch scheint. Der Vers sollte nach meiner Meinung so lauten: der mittel gar ze spæhe. an disen twerhen dingen etc.

Wie auch Wilmanns, nur um wieder einer Lieblingsidee ihr Recht zu lassen, den Thatsachen Gewalt anthut, das zeigt sein chronologischer Ansatz für dieses zweite Kreuzlied, dessen Entstehungszeit er auf 1228 verlegt, wobei aber wegen der Beziehung von L. 84, 22 fz. auf die Abfassung desselben angenommen wird, daß zwischen dem Gedanken ein solches Kreuzlied abzufassen, der von Engelbert von Köln angeregt war und zwischen der thatsächlichen Ausführung dieses Gedankens durch den Dichter Jahre, zum mindesten drei, dazwischen liegen. Wie ungerechtfertigt das ist, abgesehen davon, daß es ein Nonsens wäre anzunehmen, daß Walther in L. 84, 22 in einem eigenen Spruch in einer Sache sich an den Kölner wendet und einen gewaltignn Anlauf nimmt, um dann vier Jahre auf den Effect warten zu lassen geht schon

daraus hervor, daß die Sprüche L. 84, 14 ff. nirgends auf die späte Zeit der Jahre 1227 oder 1228 hinweisen. L. 85, 9, der Spruch, der den Tod des Kölners behandelt, ist derjenige, der als der späteste zu betrachten ist. Auch in der andern Spruchreihe, die zu L. 84, 4 ff. gehört, nämlich 10, 1 ff. kommt kein Spruch vor, der in eine spätere Zeit zu setzen wäre, als L. 85, 9, der unmittelbar nach dem 8. November 1225, dem Todestage des großen »Kölners« entstand. Man hat nun wohl versucht, um einer »Lieblingsneigung« Genüge zu thun, den Spruch L. 10, 33 in das Jahr 1227 zu verweisen, indem man L. 10, 35, 36 der fürhtet aber der goteshûse, ir meister werden kranc. er seit, *ob* si die guoten bannen und den übeln singen etc. zur Bannung Friedrichs seitens Gregor IX. am 29. September 1227 in Beziehung brachte, und um dies noch eher thun zu können, that man dem voraufgehenden Verse L. 10, 35: dô uns der *êrre* bâbest alsô sêre twanc eine Gewalt an, die von jeder gesunden Kritik verurtheilt werden muß. Ich beziehe den Spruch nicht mit mehr Recht, sondern allein richtig auf die Zeit nach dem 3. Juli 1225.

Die Kreuzzugsangelegenheit war zwischen 1223 — 1225 eine brennende Frage geworden. In den Unterhandlungen, die Friedrich mit der Curie im März 1223 führte, wurde der 24. Juni 1225 als äußerster Termin für die Durchführung des Kreuzzuges festgesetzt. Gerade um diese Zeit entfaltete der sonst etwas schwerfällige Papst Honorius III. eine umfassende Thätigkeit für die Förderung des Kreuzzuges. Zahlreiche Kreuzprediger durchzogen die deutschen und romanischen Lande, um zu reger Theilnahme zum heiligen Werke zu ermahnen; König Johann von Jerusalem, dessen Tochter mit dem Kaiser verlobt war, wirkte persönlich bei den Königen von Frankreich und England für die Sache der Kreuzfahrt; ferners wandte sich der Papst in eigenen Schreiben an hervorragende, deutsche Fürsten, so an den Herzog Leopold von Oesterreich und an den Landgrafen Ludwig von Thüringen, ferners an zahlreiche, deutsche Bischöfe und an den König von Ungarn und forderte sie auf, den Kaiser in diesem gottgefälligen Werke zu fördern. (Schirrmacher II, p. 82). Im März 1224 berichtet der Kaiser an den Papst, daß in den Häfen des Königreichs hundert Galeeren ankern, hinreichend 10000 Kreuzfahrer überzuführen. Außerdem habe er 50 Schiffe für 2000 Ritter bereit sammt ihren Pferden und ihren Knechten. Und als neuerlich der gewünschte Erfolg ausblieb, obwohl der Kaiser für den Unterhalt der Kreuzfahrer in ausgiebiger Weise zu sorgen sich bereit erklärte, da ordnete der Kaiser, den die drohende Haltung der Saracenen zurückhielt, den

angesehenen Hochmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, der Papst den Cardinalbischof Konrad von Urach nach Deutschland ab. Auf dem glänzenden Hoftage in Frankfurt, der im Mai 1224 stattfand, kamen sie ihrem Auftrage nach, aber auch diesmal mit geringem Erfolg. (Schirrmacher II, 188.)

Wilmanns hat gewiß Recht, wenn er („Leben" 137) sagt, daß die Kreuzzugsangelegenheit den Erzbischof und den Sänger, die in ihrer ganzen Lebensstellung sonst doch sehr weit von einander entfernt waren, einander genähert hat. So sehr war die Kreuzzugsaffaire eine Angelegenheit geworden, die die leitenden Kreise der Kirche und des Reiches in voller Spannung erhielt, daß der Reichsverweser direct bei Walther, den die begeisterte Loheserhebung Gottfrieds von Straßburg als ersten der Sänger jener Zeit hinstellte, intervenirte, um auch das erprobte Lied Walthers als Hebel zu gewinnen, der die stockende Bewegung vorwärts bringen sollte. Also nehmen wir doch auch da Jahr 1224/25 als jenes Jahr an, da Walther für diese Sache thätig war. Auf diese Zeit beziehe ich auch L. 85, 17 die Mahnung an Ludwig von Thüringen. Nach dem Juli 1225, in welche Zeit der Vertrag von San Germano fällt, setze ich L. 10, 33.

Denn der „êrre hâbest" ist allerdings Innocenz III., aber der Papst, gegen den sich der Spruch richtet, ist eben Honorius III., da Vers 35—37 ein Ereigniß erst als künftig ins Auge fasst, das mit dem energischen Gregor IX. rasch und rücksichtslos eintrat. Wenn dann Wilmanns mit Bezug auf die Tendenz der Sprüche L. 10, 25 fg. und 10, 33 fg. glaubt, daß dieselbe durch ein Schreiben des Kaisers, das „vielleicht" in diese Zeit gehöre, veranlasst sei, so übersieht er, daß dieselbe um Vieles älter ist, und daß diese Frage mit besonderer Schärfe durch Heinrich V. mithin hundert Jahre früher vertreten wurde, und etwa in gleicher Weise an der Oberfläche des Tages vorhanden war, wie in unserer Zeit die Frage von der Trennung der Schule und der Kirche*). Und ich erwähne nur einen Fall, wenn ich darauf verweise, daß die Gesandten des Königs von Leon, dessen Land vom Papste Innocenz III. wegen der Ehe des Königs mit einer Verwandten mit dem Interdict belegt worden war, sagen: „Wenn der Clerus den Laien die geistlichen Güter nicht spenden könne, so würden ihm die zeitlichen entrissen."

*) Gerade zwischen 1160 und 1230 steht das Ansehen der Constantinischen Schenkung in voller Blüthe; noch das Zeitalter Dante's hatte den Glauben an ihre Echtheit unbestritten, vgl. Döllinger, „Die Papstfabeln" p. 61—106.

Ich muß aber nochmals auf die Kreuzzugsangelegenheit und auf den Spruch L. 84, 22 fg. zurückgreifen, und zwar auf die Verse:

Ich traf dâ her vil rehte drîer slahte sanc,
den hôhen und den nidern und den mittelswanc
— — — — — — — — — — —
der hôhe der ist mir ze stark, der nider gar ze kranc,
der mittel gar ze spæhe.

Wilmanns gibt in der Ausgabe S. 318 zu dieser Stelle einen Commentar, der gewiß interessant, aber nicht erschöpfend ist. Ich denke, L. 84, 22 wird am ehesten durch 84, 1 fg. erklärt, und zwar durch die Verse 7—10, auf die sich die Eintheilung der Gedichte Walthers in die drei Rubriken: Herrendienst, Gottesdienst und Frauendienst stützt, oder in Leich, Spruch und Lied, wie Pfeiffer-Bartsch in ihren Ausgaben die Unterscheidung treffen. In der That scheint diese Eintheilung den oben aus 84, 1 citirten Versen zu Grunde zu liegen. Der „hôhe" ist der Leich, der „nider" ist der Spruch, der „mittel" das Minnelied. Daß dies thatsächlich richtig ist, scheint aus folgender Erwägung hervorzugehen. Der Spruch 84, 22 hat gewiß seinen bestimmten Zweck gehabt; daß er lediglich eine Höflichkeitsphrase Engelbert gegenüber sei, ist nicht leicht anzunehmen. Der Zweck des Spruches ist der nämliche, den eine Einleitung zu einem Buche hat. Man will in der Einleitung entweder die Existenz des Buches überhaupt rechtfertigen oder doch erklären, warum man dies so und das anders gemacht hat. So belehrt uns denn auch der Spruch 84, 22, warum das Kreuzlied so gedichtet wurde, wie es vorliegt, daß weder die Form des Leiches, noch die des Spruches, noch aber jene des Liedes ausschließlich zur Geltung kommen, sondern daß es von allen drei Arten etwas habe, etwa vom Leich die tiefreligiöse Stimmung, vom Spruch die Einfachheit, vom Lied die Sangbarkeit. Ich denke aus diesen Gründen noch besonders an das Kreuzlied L. 76, 22, das überdies schon im Vorhinein für eine Menge bestimmt erscheint. Denn das andere Kreuzlied L. 14, 38 hat einen flotteren Ton und klingt — es läßt sich das nicht leugnen — an Sprüche des Wiener Hoftones und der anderen Töne, die in die Zeit von 1199 bis 1202 gehören, an. Meine, wie ich denke, begründete Hypothese, würde auch dafür sprechen, daß Walthers Leich nicht in die letzten Lebensjahre zu setzen ist, wie man dies gern thut.

Sehr viel Tinte hat der Spruch L. 84, 14 fg. consumirt. Es würde zu weit führen, all' die mehr oder minder vertrakten und für die Heimatsfrage adaptirten Meinungen, die namentlich bezüglich des

V. 21 vorgetragen wurden, hier weitläufig zu erwähnen. Der Vers hat zweifellos zu lauten: daz Liupolt eine müeste geben, wand er ein gast da wære, und ist dahin zu verstehen, daß Leopold an diesem Hoftage **nicht** anwesend war. Es ist von Seiten Walthers durchaus keine Ironie gegen Leopold vorhanden, sondern das ungetheilte Lob gegenüber seiner ja auch historischen Freigebigkeit. Und doch ist Absicht dabei. Es wurde oben hervorgehoben, daß der Papst namentlich zwei hervorragende deutsche Fürsten, nämlich Ludwig von Thüringen und Leopold von Österreich für die Sache des Kreuzzuges zu animiren suchte, und daß er in dieser Hinsicht wohl nur einem Wunsche des Kaisers Rechnung trug, ferners wurde des Spruches L. 85, 17 Erwähnung gethan, der in diesem Sinne an den Landgrafen gerichtet wurde, und so dürfte wohl auch L. 84, 14 eine captatio benevolentiae zu dem angestrebten Zwecke bedeuten, und das Lob, das hier dem Herzog von Österreich geschenkt wird, wird eben durch den Gegensatz zu den heimischen Fürsten erhöht. Man muß auch bei Erklärung dieses Spruches sich vor Allem gegenwärtig halten, daß Walther nicht selbst spricht, sondern die Fahrenden sprechen läßt, was Wilmanns als einen Beweis für die seltene Redegewandtheit des Dichters ansieht. Und doch ließ sich Wilmanns beifallen, trotz dieser an Walther gerühmten Eigenschaft das „êrre bâbest“ in der oben erwähnten Art aufzufassen, obwohl die Unrichtigkeit dieser Redewendung um so auffälliger erschien, als ja Honorius elf Jahre im Besitze des Pontificats war.

L. 84, 30 dankt für eine Gabe, die Walther nach allen bisherigen Erörterungen für seine Thätigkeit in der Kreuzzugsangelegenheit vom Kaiser empfing. Der Gedanke, den Daffis ausgesprochen hat und von dem seinerzeit Menzel („Leben“ p. 294) behauptete, er sei „ein glänzendes Resultat combinirenden Scharfsinnes“, dürfte heute wohl gründlich beseitigt sein, es ist eine Conjectur ohne jedes Substrat, ja eine völlig unmögliche Conjectur*).

Da dieser Spruchton der letzte ist und kein Spruch dieses Tones über das Jahr 1225 hinausweist, so müssen auch alle Conjecturen, die

*) Nicht minder abzuweisen ist die freilich auch sehr reservirt vorgetragene Hypothese, die erst Wackernell in ebenso aufdringlicher als leichtfertiger Weise für ein pures Evangelium ausgegeben hat, die von Ficker in „Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ I, 303—304 lancirt wird, wernach wir unter dem „Ansbund“, mit dem der Dichter in alten Tagen sich geplagt haben soll, Friedrich den Streitbaren, der um 1224 etwa dreizehnjährig war, zu verstehen haben. Gegen eine solche Annahme spricht eben Alles; einmal Walthers Stellung überhaupt,

Walther in irgend eine Beziehung zu König Heinrich bringen, zurückgewiesen werden.

Wilmanns sagt in seiner ersten Abhandlung zu Walther von der Vogelweide Haupts Zeitschrift XIII, 267: „Wenn er (Walther) noch im Juni 1228 gelebt hätte, würde sich wohl eine Erwähnung des Kreuzzuges, der damals angetreten wurde, finden (dasselbe könnte man übrigens auch für 1227 annehmen). Die letzten Jahre seines Lebens von 1220 an brachte er in Würzburg zu; öffentlich trat er in den Angelegenheiten des Kreuzzuges auf, als er vom Kaiser dazu aufgefordert war; im Übrigen hielt er sich in der Zurückgezogenheit. Die Beziehung mehrerer Sprüche auf die Regierung Heinrich VII., die zuerst Daffis annahm und Rieger weiter ausführte, ist durch nichts begründet und hat zu nichts geführt, als eine arge Verwirrung in die Chronologie seiner Sprüche zu bringen." Es ist diese Ansicht zweifellos richtiger, als was Wilmanns später im „Leben" S. 151 ff. ausführt. Ich möchte mir übrigens nur die eine Frage noch erlauben: Ist es nur reiner Zufall, daß Walthers Spruchdichtung da abschließt, wo die Reinmars von Zweter ihren Anfang nimmt, oder darf nicht etwa angenommen werden, daß der jüngere Mann das Schwert ergriff, das der Tod dem greisen Kämpfer abgerungen, um es, wie es dem wackeren Erben ziemt, zu neuen Ehren zu bringen? Mir erscheint dieses merkwürdige Zusammentreffen ein sehr hervorragendes Beweismoment zu sein, daß Walther den Sommer 1227 nicht mehr überlebt hat.

Ja es erscheint die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß Walther den Reichsverweser, den er so hoch gepriesen, nur kurz überlebte, daß er ihm, der von dem Chronisten als die Säule der Kirche, als die Zierde des Clerus, als die Stütze des Reiches gerühmt wird, sehr bald im Tode gefolgt war. Wir haben wenigstens, was man etwa erwarten möchte, keinen Spruch, der auf den bedeutsamen Hoftag, der im November-December 1225 mit einer Doppelhochzeit abgehalten wnrde, sich bezieht. Nicht mit der herzbewegenden Klage der „Elegie", in der Walthers Kampfesstimmung zu einem wehmuths-

---

ferners seine Stellung zu Leopold VI., die ja doch von durchsichtiger Klarheit ist, ferners mit aller Bestimmtheit L. 101, 23 fg. nnd L. 84, 11 fg. Der hochverdiente Forscher sah eben den schweren Jammer der „Waltherforscher" darüber, daß sich aus dem kühnen, politischen Sänger kein Schulmeister machen ließ, sah eine complete Serie höchst genialer Leute am Rande — einer fixen Idee, und goß daher das glättende Öl auf die hochgehende Fluth. Es haben ihn ja auch Alle verstanden — bis auf Herrn Wackernell.

vollen Friedenswort abgedämpft erscheint, sondern mit dem Worte leidenschaftlichen Zornes, das er dem Mörder Engelberts, des Mannes, dessen Geist und Kraft allein Deutschlands Einigung und des Kaisers Machtstellung zu verbürgen schien, ins Elend nachschleuderte, wäre Walther zur ersehnten Ruhe heimgegangen, die er im Leben nicht zu finden vermochte. Was er im Leben gewesen, das blieb er im Tode, ein Kämpfer für Deutschlands Einheit und Größe gegen die Feinde von Innen und von Außen. So effectvoll freilich ist dieser Abschluß nicht, wie jener, den man bisher angenommen mit der Elegie und der Kreuzfahrt.

Bemerkenswerth ist noch, daß die Verse L. 84, 22—24 und 29:

Ich traf dâ her vil rehte drîer slahte sanc,
den hôhen und den nidern und den mittelswanc,
daz mir die rederîchen iegeslîches sagten danc.
— — — — — — — — — — —
daz wir *als ê* ein ungehazzet liet zesamene bringen.

mit aller Deutlichkeit darauf hinweisen, daß in Walthers Dichtung eine Pause eingetreten war, und daß Walther nur durch eine besondere Veranlassung wieder zur Harfe griff. Die Panse ist durch die Belehnung Walthers 1219/20, die erneute Sangesthätigkeit durch die Kreuzzugsangelegenheit, als dieselbe in ein acutes Stadium trat, 1224, bedingt. Ein neuer Beleg dafür, daß die Sprüche des letzten Tones in die Jahre 1224/25 gehören, und daß wir neben diesen Sprüchen keine anderen anzusetzen haben.

Paul hat denn auch nur mehr e i n e Lieblingsneigung, die mit dieser Ansicht collidiren würde, indem er nämlich den Spruch L. 78, 24 in die Zeit Kaiser Friedrichs setzt, da die Krenzzugsangelegenheit den Dichter lebhaft beschäftigte (Ausgabe 126 zu 78, 17). Allein er selbst hat diese Hypothese nicht zu tragisch genommen, indem er bemerkt: „Eine genauere Datirung ist nicht möglich.“ Das dürfte aber kaum richtig sein.

Die Spruchreihe L. 78, 24—82, 10 enthält 1. die vier liedartig vereinigten Sprüche L. 78, 24—79, 16; 2. L. 80, 27 und 80, 35; 3. L, 81, 15; 81, 31; 82, 3; 4. L. 79, 17—80, 2; 5. L. 80, 3; 80, 11; 6. L. 80, 19 nnd 81, 7 u. 81, 23. Die erste Partie bezieht sich auf einen Kreuzzug, die zweite auf einen Grafen von Katzenellenbogen, die dritte auf Frauenminne nnd Frauenwürde, die vierte auf einen unsteten Freund und endlich die fünfte, deren völlige Zusammengehörigkeit freilich nicht erhärtet werden kann, zunächst auf einen hochmüthigen Mann, der von seiner Höhe herabstürzte, dann auf falsche

Verwendung des Reichthums, auf die „Unmâze“, die sich überall breit mache und die Selbstbeherrschung, die allein zu vollem Siege führe. Schon Wilmanns bemerkt in der zweiten Ausgabe p. 303 in seiner Einleitung zu diesem Tone: „Durch ihren allgemein reflectirenden Inhalt erinnern die Sprüche dieses Tages namentlich an L. 20, 16 („Wiener Hofton“).“ Er findet allerdings, daß die Darstellung in dem vorliegenden Tone L. 78, 24 ff. weniger poetisch sei als in L. 20, 16 fg. und daß sie der warmen, subjectiven Färbung des Wiener Hoftones entbehre. Allein gerade den vier ersten Sprüchen dieses Tones weist Wilmanns ein „munteres Leben“ zu, das sich in ihnen geltend mache, was wohl nur den poetischen Werth derselben erhöhen kann. Man kann nun gewiß mit Rücksicht auf diese Verhältnisse daran denken, daß die Sprüche L. 78, 24 ff. in die Nachbarschaft des Wiener Hoftones gehören, und die geringere poetische Kraft läßt sich einerseits daraus erklären, daß ein und dasselbe Thema länger ausgesponnen auch beim gediegensten Dichter allmählig zu matterer Gestaltung führt, und ferners, daß diese Sprüche nicht mehr in Wien, sondern auf der unstäten Wanderschaft gedichtet sind. Diese Annahme führt uns in das Jahr 1202, denn der letzte datirbare Spruch des „Wiener Hoftones“ L. 21, 25 ist ja nach Zarncke's gut begründeter Ansicht etwa im December 1201, jedenfalls nach dem 27. November 1201 gedichtet. (Vgl. auch Wilmanns „Leben“ S. 456.) Es würde damit auch dieser Spruch auf den vierten Kreuzzug Bezug haben. An diesem Kreuzzuge nahm auch ein Mann einen hervorragenden Antheil, der vielleicht in diesen Sprüchen, und zwar L. 80, 27 und 80, 35 gemeint ist, nämlich Graf Berthold von Katzenellenbogen.

Uhland nennt in seiner Walterbiographie einen Grafen Wilhelm von Katzenellenbogen als den Spender der kostbaren Gabe, deren Walther in dem Spruche L. 80, 35 gedenkt. Allein einen Grafen Wilhelm von Katzenellenbogen gab es weder in der Zeit von 1200 bis 1230 noch sonst überhaupt in diesem berühmten deutschen Adelsgeschlechte. Vor Uhland hat Bodmer „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts“ p. XXXIV den Lobspruch Walthers auf Diether III. bezogen, und ihm ist Wenk, Hessische Landesgeschichte I, 252 ff. gefolgt — natürlich ist diese Ansicht unmöglich richtig. Nach Wenk a. a. O. und Hopf, historisch-genealogischer Atlas Nr. 191, p. 108, ergibt sich folgendes für unsere Frage in Betracht kommende genealogische Schema derer von Katzenellenbogen:

Heinrich III. von Katzenellenbogen
c. 1151—1173.

Diether I. c. 1214, † 1219. — Heinrich Domherr in Mainz 1196—1213. — Berthold I. 1189—1204 und dann Fürst von Gardiki in Thessalien 1204—1212.

Diether II. 1219—1244. — Heinrich IV. c. 1222— c. 1245.

Diether III. von Alt-Katzenellenbogen 1245—1276. — Eberhard I. von Neu-Katzenellenbogen 1245—1312.

Man hat nun zunächst an Diether II. und neuerlich, da man, wie es auch Paul thut, die Sprüche mit gutem Grunde in die Wanderzeit Walthers verlegt — in der That muß es ihm in der Zeit, wo die beiden Sprüche entstanden, herzlich schlecht gegangen sein — an Diether I. gedacht und speciell daran, daß Diether I. ein Kampfgenosse des Landgrafen von Thüringen gegen den deutschen König Philipp oder den Kaiser Otto gewesen und Walther so in Beziehungen zu dem „Bogenære“ getreten sei. Allein das ist nur eine vage und durch nichts unterstützte Vermuthung, bei der man zunächst annehmen müßte, Walther habe sich gerade um diese Zeit in Thüringen befunden, was allerdings möglich wäre. Allein mit Rücksicht darauf, daß die Sprüche von Thüringen überhaupt trotz ihrer großen Zahl gänzlich schweigen und auch sonst nichts darauf Bezügliches bieten, möchte ich eher an Berthold I. denken, weil damit die Kreuzzugsangelegenheit in Verbindung tritt, denn eine solche Beziehung möchte in der großmüthigen Gabe des „Bogenære“ wohl zu suchen sein.

Nun kommt aber noch eine andere Spruchreihe in Betracht, bei der sich eine sehr auffällige Übereinstimmung mit dem Tone L. 78, 24 ff. nicht verkennen läßt, nämlich L. 101, 23 ff. Man vergleiche doch nur L. 102, 1 ff.: Diu minne lât sich nennen dâ mit L. 81, 15; 81, 31 und 82, 31, die wir oben als dritte Gruppe des Tones 78, 24 ff. aufführten und ferners L. 102, 15 mit L. 81, 23. Es werden nun zwar — und in der zweiten Ausgabe sowie im „Leben“ hat dies auch Wilmanns gethan — L. 102, 15 und L. 102, 1 auf König Heinrich bezogen, aber ohne jeden Grund, und bezüglich des letzteren Spruches ist diese Annahme eine der thörichtesten, die in Bezug auf irgend eine „Waltherfrage“ je geäußert worden sind. Denn Walther war überhaupt nicht der Mann, der einen Streit muthwillig heraufbeschwor — er weist ja selbst in dem dritten hiehergehörigen Spruche, und zwar L. 101, 32 darauf hin, daß er gelegentlich bis zur Selbstvergessenheit sich zu bescheiden vermochte — der kennt den Dichter schlecht, der in ihm bei aller Entschiedenheit in

der Abwehr einen frivolen Stänker und Krakehler sieht, der emsig ein Haar sucht, wo es für ihn nichts zu suchen gibt. Und da conjecturirt man, Walther habe sich in die ganz privaten, häuslichen Angelegenheiten König Heinrichs gemischt und ihm stellvertretend für die Gemahlin eine Gardinenpredigt gehalten. Und Leute, die zu solchen Conjecturen kommen, setzen Himmel und Hölle in Bewegung, um der Hypothese Lachmanns zu 101, 23 ein homerisches Gelächter nachzusenden. Und dann muß man sich doch gegenwärtig halten, daß in Walthers Dichtung, und ich betone das nochmals, nicht ein Jota vernünftigerweise auf König Heinrich bezogen werden kann. Und dann möchte ich einmal Herrn Paul fragen, welche Theorie in Bezug auf das Verhältniß der Spruchtöne zu einander zu einem vernünftigen Abschluß, und welche zu purer Willkür führt?

Ich denke, zum ersteren Ziele führt die meine, die die Sprüche eines Tones chronologisch bindet, zum letzteren aber die seine, die einfach erklärt: stat pro ratione voluntas.

Man darf übrigens auch das keineswegs vergessen, daß Walther circa 1220 sich mit einem unendlichen Ruhebedürfniß — man beachte nur seine Dichtung zwischen 1213—1219 — auf sein Lehen, auf das so sehnsüchtig erwartete und erbetene Heim zurückzog, und da soll dann Walther hergekommen sein und dem Sohne seines größten Wohlthäters, von dem er etwa einige Monate vorher eine neue, glänzende Gunstbezeugung erhalten, und der selbst ihm ja nie etwas zu Leide gethan, die ärgsten Grobheiten zugeschleudert und an die Spitze der Kampfpartei getreten sein, die gegen den jungen König Front machte? Eine solche Hypothese ist nicht mehr unglücklich, sondern rein unmöglich.

Führt uns nun das deutlich erkennbare, lebhafte Anklingen von L. 102, 1 und 102, 15 an Sprüche des Tones L. 78, 24 ff. dazu, beide Töne in die allernächste Beziehung zu einander zu bringen, so scheint der dritte Spruch des in Rede stehenden Tones, der vielbehandelte Spruch L. 101, 23 fg.: Selbwahsen kint, dû bist ze krump, diese Anschauung zu bestätigen. Ich will nicht darauf hinweisen, daß der doch seltene Ausdruck selbwahsen auch in einem Spruche des anderen Tones L. 79, 22 vorkommt, das ist ja Nebensache, aber L. 80, 3 fg.: Sich wolt ein ses gesibent hân möchte ich auf König Philipp, und zwar auf das Unglück, das den König im Jahre 1202 mit ausdauernder Hartnäckigkeit verfolgte, deuten, während Otto's Stern in diesem Jahre rasch aufleuchtete.

Welcher Art die Mißhelligkeiten waren, die Walther vom Hofe

Philipps wieder forttrieben, vermag ich freilich nicht anzugeben; daß Walther diesen Hof nach sehr kurzer Zeit, sei es freiwillig, sei es gezwungen, mied, deutet mit Bestimmtheit seine Anwesenheit in Wien 1200/01 an. Und wenn man L. 19, 17 in Vergleich setzt mit L. 80, 11, so versteht man den ersteren Spruch erst recht, der sonst nach Allem, was wir über Philipp wissen, schwer verständlich würde. Vielleicht erscheint Walther hier als der Sprecher einer Partei, die von Philipp sich zurückgesetzt fühlte und zu der Walther selbst in näheren Beziehungen stand. Jedenfalls steht fest, daß das ursprünglich so herzliche Verhältniß zwischen dem Sänger und dem König — selbstverständlich von Walthers Standpunkt aus gesprochen — sich sehr bedeutend abgekühlt hat, so daß die Annahme durchaus als wohlbegründet dasteht, daß es zu einer förmlichen Absage seitens Walthers gekommen ist. Dieser völlige Bruch müßte aber erst um das Jahr 1202 eingetreten sein, nachdem die Sprüche des Reichstones und der Elegie vorgetragen waren. Es ist ja möglich, daß gerade die heftige Art, mit welcher Walther in den Sprüchen des „Reichstones“ gegen die Curie zu Felde zog, bei Philipp und seiner nächsten Umgebung, wo man noch immer auf eine friedliche Austragung der Affaire, die zwischen der Curie und dem Könige schwebte, hoffen mochte, großes Mißfallen erweckte, und daß Philipp den Sänger, der für ihn mit dem edelsten Eifer, man darf es ja sagen, mit Leib und Seele eingetreten war, einfach desavouirte und fallen ließ. Von solchen Gesichtspunkten aus erklärt sich die Strophe L. 101, 23 in ihrem ganzen Inhalte sehr leicht — man versteht das zornige Wort:

Ich hân mich selben des ze tump,
der ich dich ie sô hôhe wac.

Walther hat für Philipp noch zu einer Zeit mit seinem begeisternden Liede gekämpft, als der Abfall in Mitteldeutschland von der Sache des Staufers bereits bedeutende Dimensionen angenommen hatte — denn wir setzen ja L. 8, 28 fg. in das Jahr 1202 — und er wohl auf vielstimmigen Widerstand gestoßen sein mag:

ich barc dîn ungefüege in friundes schôz,
mîn leit bant ich ze beine,
mînen rugge ich nâch dir brach.

Ist es da zu verwundern, wenn Walther, den die Leidenschaft, das wissen wir ja aus seiner gesammten Spruchdichtung, ungestüm mit sich fortzureißen pflegte, wenn er im tiefsten Inneren sich verwundet fühlte, Worte voll niederschmetternden Ingrimms gegen Philipp schleuderte, so vernichtend, wie ihn früher seine Sprüche gewaltig

erhoben hatten. Ich denke, der Meister der Kritik hat auch hier wieder einmal Recht trotz allen Geschrei's und aller Grimassen der „Waltherforscher". Ich glaube, die sehr complicirte Strophe, die ich vor der anderen setzen möchte, veranlaßte Walther den Ton so rasch zu wechseln. — L. 78, 24 ff. ist sehr einfach, freilich gestattet sie auch nicht die volle Machtentfaltung der poetischen Mittel wie L. 101, 23 oder L. 20, 16. L. 101, 23 ff. setze ich demnach ins Jahr 1202, L. 78, 24 ff. 1202/03.

Man möchte nun wohl glauben, daß es nach einer so energischen Absage, wie dies L. 101, 23 zweifellos ist, zwischen Walther und Philipp definitiv aus war. Eine solche Annahme wäre aber unrichtig. Die besten Philologen sind nicht immer auch gute Psychologen. Das hat z. B. der besten Einer, Franz Pfeiffer, klar erwiesen, indem er einmal meinte, der gleichgiltige Ton sei eine häufige Eigenthümlichkeit der jüngeren Jahre! Walthers Dichtung, und an die muß man im Streite mit den Philologen eben immer appelliren, denn sonst würde man nie fertig, straft auch hier die Urheber einer entgegengesetzten Meinung Lügen. Ich denke eben dabei zunächst an das Verhältniß Walthers zu Leopold von Österreich. Es ist dies ein sehr complicirtes Verhältniß, das man überhaupt nur versteht, wenn man Walthers Charakter recht erfaßt, und das vermögen, wie schon erwähnt, die Wenigsten.

Walther war zweifellos dem Herzog Leopold VI. im Herzen ergeben, weil er überhaupt ein Mann war, der jeden trefflichen Charakter erkannte und würdigte, allein daneben vergaß er nie, was er selber werth war, und das ist ja auch das Zeichen einer edel-männlichen Gesinnung. Wenn man ihn in dieser seiner „Würde" verletzte, da stellte er sich mit der scharfen Waffe, die ihm zu Gebote stand, und hieb darauf los, wenn er sich auch dabei manchen Zukunftsplan zerstörte und er stand auch mit dem Bewußtsein, daß er allein stehe. Walther wußte sich auch zu demüthigen und verstand zu bitten, aber nie zu betteln, und das möge sich Herr Wilmanns merken! Freilich hat es dabei Walther in seinem langen Leben und trotz seines Genies, wenn man selbst das magere Lehen, das ihm im letzten Quinquennium seines Lebens zufiel, mitrechnet, zu nichts gebracht, weil ihn seine Armuth nie verleitete, der Lakei dieser oder jener Clique zu werden. Daß Walther von Fehlern frei war, das hat er selbst nie behauptet, sondern stets das Gegentheil, aber daß er ohne Grundsätze war, gleich dem Gauklertroß, der sich in jenen Zeitläuften auf Wegen und Stegen umhertrieb, das zu behaupten blieb erst den modernen „Waltherforschern" vorbehalten.

Und wenn dann Paul die verwitterte Hypothese Simrocks und Wackernagels, L. 35, 17 Herzoge ûz Ôsterrîche, lâ mich bî den liuten sei ein harmloser Scherz, wieder aufgereift und in der Ausgabe (120 zu 75, 251) meint, Walther wünsche den Herzog auf die Heide, „wo er zwar auch die Gesellschaft der Menschen entbehren muß, es aber bequemer hat“, so kann man über die so zu neuen Ehren gebrachte, altehrwürdige Hypothese wohl nur die Achsel zucken. Wilmanns stimmt da Lachmann bei, daß dadurch das Zerwürfniß zwischen Walther und Leopold definitiv geworden sei. Definitiv? Ja wohl von Seite Leopolds, nicht von Seite Walthers, denn mit dem Triumph war auch die Galle zum großen Theil weg und hinderte den Dichter nicht, die Kreuzfahrt Leopolds zu feiern, wenn auch diesem Lobspruch die ätzende Beigabe nicht fehlte, und hinderte ihn nicht, an Leopold heranzutreten, als die persönliche Meinung hinter dem allgemeinen Interesse zurücktrat in jener Zeit, wo er auf Kaiser Friedrichs, respective des Kölners Aufforderung hin für die Kreuzzugsangelegenheit mit seinem autoritativen Worte warb. Ein ähnliches Verhalten Walthers begegnet uns fortwährend in seiner Spruchdichtung, wenn auch nirgends so auffällig wie in seinem Verhältniß zum Wiener Hofe und zu Leopold. Aus diesem Grunde möchte die Ansicht irrig sein, daß Walther wegen L. 101, 23 mit Philipp für immer und ewig abgebrochen hat. Ich denke eben, daß die Sprüche des „zweiten Philippstones“ ins Jahr 1204 gehören, wo Philipps Macht wieder wohlbefestigt dastand. Paul will zwar L. 17, 11 auf Otto beziehen und sieht darin ein Symptom für dessen bevorstehenden Übertritt zu Friedrich — aber ich sehe den Grund hiefür nicht ein, denn der Spruch gehört dem Tone nach zu L. 16, 36, in dem Philipp genannt ist und führt nur weiter aus, was dieser Spruch und L. 19, 13 besagen. Und überdies bezieht sich L. 17, 11 ja auf ein Ereigniß, das gerade zu dieser Zeit ein lebendiges Memento für Philipp sein mußte. Wenn dann Paul in der Ausgabe (104 zu 70ᵃ, 15) sagt, es sei (mit dem Hinweis auf die Vorgänge in Byzanz) nicht erklärt, wie Walther zu dem Gleichniß von dem Braten komme, daher müsse ein sagenhafter Bericht angenommen werden, in dem das, was Walther als Parabel verwendet, als wirkliches Factum erzählt war — so finde ich das erst recht hinfällig. Wie ein Dichter zu einem Gleichniß kommt, darüber wundert sich Paul, das ist wohl sehr naiv. Das historische Factum schließt Walther eben an die Allegorien und verbindet es damit, wie es eben einem Dichter zukommt; ich finde darin nichts Absonderliches oder Unverständliches. Aber ebenso möchte ich

auch der Ansicht, die auch Wilmanns acceptirt hat („Leben“ 98), entgegentreten, daß unter den Köchen die Reichshofbeamten zu verstehen seien. Ja haben denn die Herren nie eine Allegorie gesehen oder gelesen, daß sie nicht wissen, daß man dabei nicht auf Silben und Buchstaben herumreiten darf?

Diese Ansicht wird überdies ganz bestimmt durch die Verse L. 17, 18. 21. 23 u. 24 ausgeschlossen und bestätigt, daß unter den „kochen“ thatsächlich nur der König zu verstehen ist.

Ganz unbegründet ist zweifellos auch Pauls Ansicht bezüglich des Spruches L. 18, 15 fg. Paul wählt nach Holtzmanns Vorgang die Leseart liet, die gewiß zu verwerfen ist, schon mit Bezug auf L. 84, 30 fg. Dann mißt er das Lob dem Meißner zu, wogegen ja der ganze Wortlaut spricht — er hat freilich da nur die Meinung Anderer aufgenommen, wie auch sonst häufig. Wie übersetzt denn Paul die Verse?:

kūnd ich swaz ieman guotes kan,
daz teilte ich mit dem werden man,
der mir sô hôher êren gan.

Ich verstehe sie wenigstens so, daß Walther für das „licht“ dankt. Wann Walther diesen Spruch dichtete, läßt sich nicht bestimmen, doch sind Zarnckes Ausführungen PBb. 7, 593 vortrefflich; darnach wäre derselbe, der überhaupt im Ganzen den Eindruck der Isolirtheit macht, im Frühling des Jahres 1205 entstanden. Er meint dann weiter, die Beziehung auf Ludwig von Baiern sei problematisch, allein unter den gegebenen Verhältnissen ist sie es nicht. Man hat diesen Spruch auf 1211 bezogen und damit den ganzen Ton etwas später anzusetzen versucht — Wilmanns setzt ihn auf 1207—1211 — ohne Grund. Wir wissen jedoch, daß Walther vom Kärnthner Herzog oft Geschenke erhielt, er erhielt ein solches später vom Kaiser Friedrich, ein anderes vom „Bogenære“, warum sollte ihm nicht auch ein solches einmal vom Herzog Ludwig von Baiern zugekommen sein, sei es aus einem speziellen Grunde, den wir nicht kennen, sei es aus freien Stücken mit Hinblick auf seine damals allgemein anerkannte Bedeutung als Sänger. Welcher Art diese Gabe der Ehrenbezeugung war, läßt sich nicht ermitteln, jedenfalls aber war sie von hervorragender Bedeutung, dafür spricht das begeisterte Dankeslob des Spruches.

Nur nebenher sei bemerkt, daß Riegers („Leben“ 14) Hypothese: „vom Hoftage des Kaisers zu Frankfurt im März 1202 — von Franken, wie Walther sagt, bringt er (der Meißner) dann diesem ein Geschenk Ludwigs von Baiern mit“ völlig in der Luft schweht. Denn

„Vranken“ = Frankfurt findet sich nie und nirgends. Franken bedeutet als Ländername stets das deutsche Frankenland, als Volksname den alten Stamm der Franken in merovingischer und karolingischer Zeit und später den deutschen Stamm der Franken (vgl. übrigens weiterhin Du Cange-Henschel III, 394).

Wie weit übrigens die Splitterrichterei zu gehen vermag, beweist der Umstand, daß man in Vers 3 des Spruches den Ausdruck „vert“ beanstanden zu müssen glaubte, obwohl der Gebrauch dieses Verbs in dem hier vorliegenden Sinne nichts absonderlich Neues ist, denn schon bei Spervogel (MS. 20, 4 fg.) heißt es:

ezn wart nie mannes lop sô guot
sô daz von sînem hause vert
dô man in wol erkennet.

In dieser wie in jener Stelle bedeutet „vert“ so viel wie „stammt“, „kommt her“; was da Bedenkliches oder Zweifelhaftes daran sein soll, verstehe ich nicht.

Näheres läßt sich in Bezug auf diesen Ton leider nichts sagen; für circa 1204 spricht aber die Thatsache, daß Philipps Stellung nach den vorliegenden Sprüchen nicht eine so gefestigte war, wie der Ansatz zu 1207 dies bedingt, ferners die Beziehung auf die Vorgänge am goldenen Horn und endlich daß uns weder Sprüche, die auf Philipps zweite Krönung, die am 6. Januar 1205 stattfand, noch auf dessen jähes Ende Bezug nehmen, erhalten sind. Rieger dürfte hier wohl das Richtige getroffen haben. Daß Pfeiffers Interpretation des Verses L. 17, 18: sît ez in also hôhe stê mit „nachdem es so kritisch mit ihnen steht“ entschieden falsch ist, brauche ich wohl kaum erst hervorzuheben. Was Walther für sich selbst bei Philipp suchte, hat er zweifellos nicht gefunden, und es ist daher begreiflich, daß er weitere Versuche aufgab, wie denn auch Philipp um diese Zeit des Sängers leicht entrathen konnte und im Hinblick auf seine Verhandlungen mit Rom gewiß auch entrathen wollte. Man hat sich nun wohl vielfach darauf gesteift, es seien zahlreiche Sprüche Walthers verloren gegangen und hat sich auf das bekannte Citat Wolframs berufen (297, 24): des muos her Walther singen „guoten tac, bœse unde guot“, allein es geht aus dieser Stelle, wie ich mit Simrock glaube, kaum hervor, daß Walther einen Spruch, in welchem dieser Vers vorkam, gedichtet hat, wir hätten denn auch einen vereinzelten und eigenartigen Ton vor uns, zu dem wir in Walthers Spruchdichtung kein Seitenstück finden. Auf derartige Eventualitäten soll man sich nie berufen und namentlich nicht angesichts des reichen, thatsächlich überlieferten Materials.

Es erscheint mir übrigens gar nicht unwahrscheinlich, daß in Wolframs Worten nur eine Anspielung auf ein Minnelied vorliegt, nämlich L. 58, 21 fg., das nach meiner Meinung um 1203 entstanden ist, und zwar auf die Verse L. 58, 35—38:

wan daz ich scheide
die guoten von den bœsen. seht daz ist ir haz.
lobt ich si heide
gelîche wol, wie stüende daz.

Was wir aber aus dieser Spruchreihe mit voller Sicherheit entnehmen können, ist, daß sich Walther mit Bezug auf L. 18, 15 fg. am Hofe des Markgrafen von Meißen aufhielt, wohin er sich wohl, da es in Thüringen damals sehr traurig aussah, von dort her begeben haben mag. Dadurch wird auch die doppelte Mahnung an Philipp L. 19, 17 und 16, 36 sowie L. 17, 11 leicht erklärlich; Walther erscheint als der Sprecher des Thüringer und Meißner Hofes, und diese Herrschaften waren bekanntlich sehr schwer zu befriedigen.

Es wäre übrigens auch leicht denkbar, daß gerade diese Beziehungen Walthers zu Thüringen und Meißen und der Einfluß des Hoftratsches dortselbst erkältend auf sein Verhältniß zu Philipp wirkten, der überhaupt mit dem Gebahren namentlich Hermanns ihm gegenüber mit Recht sehr unzufrieden war. Denn hier wie in vielen anderen Verhältnissen bekundete Walther die natürliche Abhängigkeit von seiner Umgebung, und es ist daher verfehlt, aus Walthers Worten ohne Weiteres ein verdammendes Urtheil jenen gegenüber abzuleiten, gegen die sie sich richteten. Am widerlichsten ist es aber sehen zu müssen, daß Walthers Verse als Motto dienen für fade Zeitungsphrasen, mit denen unsere heutige Welt so arg geplagt wird.

Ganz unglücklich ist auch Pauls Hypothese bezüglich des Spruches L. 25, 11 (Beiträge VIII, 166 ff. und Einleitung zur Ausgabe S. 6), der Constantins Schenkung behandelt. Er selbst behauptet ja doch gegen Abel, daß der „pfaffenwal“ auf die Stellungnahme der Curie zu deuten ist, und wenn auch Pauls Ansicht, die Curie hätte von Otto's Wahl nichts gewußt, recht naiv erscheint, so ist es gleichwohl zweifellos, daß wir darunter die entschiedene Parteinahme der Curie zu Gunsten des Gegenkönigs, also entweder zu Gunsten Otto's im Jahre 1201 oder zu Gunsten Friedrichs im Jahre 1211 zu verstehen haben. Nun sprechen aber gegen die letztere Annahme drei sehr gewichtige Gründe, und zwar 1. daß der Spruch im „Wiener Hoftone“ abgefaßt ist; 2. daß die Constantinische Schenkung vor

Walther später für Friedrich gebraucht wurde, und 3. daß Walther bei aller Parteinahme für Kaiser Otto doch nirgends direct feindlich gegen König Friedrich auftritt, denn L. 31, 32 kann jedoch nicht als eine solche Feindseligkeit aufgefaßt werden. Auch Wilmanns („Leben" p. 116) spricht sich in diesem Sinne aus, und man braucht dabei nicht einmal Simrocks wenig ansprechende Hypothese anzunehmen, wornach nicht an das Gegenkönigthum, sondern an die Gegnerschaft des Papstes zu denken wäre. Aus diesen Gründen wird man L. 25, 11 unbedenklich mit Wackernagel, Bartsch, Zarncke und Wilmanns in den Herbst des Jahres 1201 setzen können.

Sehr lebhaft beschäftigt sich Paul noch mit jener vielcolportirten „Lieblingsidee", wornach Walther nach seinem Scheiden vom Wiener Hofe öfter dort ab- und zuging. Was nun die hiefür in Betracht kommenden Sprüche anlangt, so ist folgendes zu bemerken.

L. 28, 11 spricht ja durchaus nicht dafür, daß Walther damals in Wien weilte, im Gegentheile zeigen die anderen Sprüche dieses Tones deutlich, daß dies nicht der Fall war; das aber mag eingeräumt werden, daß Walther damit einen neuen und den letzten Versuch machte, an den Wiener Hof zu kommen, und es erhellt aus diesem Spruche, daß Walther im Sommer 1209 noch nicht im Besitze seines Lehens war. Der Ton L. 31, 13 ff. enthält mehrfach Sprüche, die auf Leopold Bezug nehmen neben Sprüchen, die positiv ins Jahr 1213 gehören und neben Sprüchen, die bitter darüber klagen, daß der Dichter keine Heimat habe. Es ist natürlich, daß wir auch in diesen Sprüchen, die nach Walthers spanischer Kreuzfahrt anzusetzen sind, das Bestreben des Dichters vor uns haben, wieder an den Wiener Hof zu kommen, ein Bestreben, das im Hinblick auf L. 35, 16, es ist dies der bekannte „launige" Spruch, sich nicht erfüllte. L. 36, 12: Dô Liupolt spart ûf gotes vart, ûf künftige êre, sie behielten allesamt, sie volgeten sîner lêre, hat zwar zu der Meinung Anlaß gegeben, Walther habe diese Sparsamkeit am Wiener Hofe persönlich kennen gelernt, und zwar mit Bezug auf das päpstliche Schreiben an den Herzog vom 25. Februar 1208, in diesem und etwa den folgenden Jahren, allein diese Meinung trifft nicht das Richtige, da, wie schon oft hervorgehoben wurde, eine solche Sparsamkeit sich auch anderwärts zeigte und zeigen konnte, wie denn auch Leopolds Freigebigkeit thatsächlich, wie der Spruch lehrt, bei seinem Aufenthalt in Deutschland sich manifestirte.

L. 34, 34 bringt ein vollklingendes Lob auf Leopold, Herzog Heinrich, Leopolds Oheim und, wie auch Paul mit Recht annimmt,

auf den Patriarchen Wolfger von Aquileja. Walther hoffte eben bei einem dieser durch ihre Freigebigkeit bekannten Fürsten anzukommen; am liebsten wäre er nach Wien gegangen. Deshalb klingt Leopolds Lob am kräftigsten. Wir wissen, daß das Alles vergebens blieb.

Nun kommt aber Walthers Wunsch, an den Wiener Hof zurückkehren zu können, noch in einem Spruche zur Geltung, nämlich L. 84, 1 fg.: „Drî sorge habe ich mir genomen." Wilmanns bemerkt in der Einleitung zu diesem Spruche (zweite Ausgabe p. 316), es gehe daraus, daß Walther als eines seiner drei Lebensziele seiner Frauen Minne bezeichnet, hervor, „daß der Spruch in einer Zeit gesungen ist, da er in dem Vortrag von Minneliedern noch seine wesentliche Aufgabe sah." Wilmanns will dadurch offenbar andeuten, daß der Spruch in eine ziemlich frühe Zeit zu setzen ist. Der Ton, zu dem der Spruch gehört, weist mit Bestimmtheit nach Thüringen, und wenn wir L. 82, 11 in Zusammenhang mit L. 104, 7 bringen, so ergibt sich zweifellos, daß L. 104, 7 vor L. 82, 11 zu setzen ist, denn letzteres wird erst durch ersteres verständlich. Es sind ohnedies nur drei Sprüche dieses Tones vorhanden, der wohl deshalb so rasch ausklang, weil Walther ein Ereigniß besingen mußte, für das er anstandshalber nicht den Ton wählen konnte, in dem er die Bagatelle mit Gerhard Atze, den allezeit lustigen Kumpanen am Thüringer Hofe mitgetheilt hatte. Daß aber beide Töne unmittelbar nacheinander stammen, dafür bildet die Geschichte mit dem Gerhard Atze einen glänzenden Beleg, da sie nur, so lang sie neu war, Zugkraft haben konnte. Und gerade diese Geschichte zeigt mit aller Deutlichkeit, daß Walther, sobald er einen neuen Ton angestimmt hatte, den alten nicht wieder hervorholte.

Und während sich der kurze Ton L. 103, 13 ff. nur mit Angelegenheiten am Eisenacher Hofe, freilich mit sehr unerquicklichen und kleinlichen befaßt, erlangt Walther in dem anderen Tone L. 82, 11 ff. wieder für seine Spruchdichtung jene volle Höhe und Bedeutung, die sie von 1199—1203 besessen. Und in das Jahr 1203, und zwar in die zweite Hälfte dieses Jahres möchte ich die Sprüche L. 103, 13 ff. und und L. 82, 11 ff. setzen und zwar mit Rücksicht auf Erwägungen, denen man ihre große Berechtigung schwerlich wird versagen können.

(Fortsetzung folgt.)

ANTON NAGELE.

ZU WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

Ist es mir gelungen das bisher rätselhaft gewesene wilde Kind in Walthers Dichtung zu deuten, so glaube ich auch sagen zu können, wen Walther mit dem Klausner gemeint hat, dessen er in so geheimnisvoller Weise Erwähnung thut, indem er ihn zweimal weinen und klagen läßt angesichts des Umstandes, daß die Pfaffen und der Papst selber ein gottloses, ehrloses, nnweises[1]) Leben führen, die Christenheit irreleiten, daher die Seelen der Laien gleich ihren eigenen dem Teufel verfallen lassen (Lachm. 9, 20: Ich hôrte in Rôme liegen, zwêne künege triegen. dâ von huop sich der meiste strît, der ê was oder iemer sît, dô sich begunden zweien die pfaffen unde leien. daz was ein nôt vor aller nôt. lîp unde sêle lac dâ tôt........ si bienen die si wolten und niuwet den si solten. dô stôrte man diu goteshûs. ich hôrte verre in einer klûs vit michel nngebaere: dâ weinte ein klôsenaere, er klagete gote sîniu leit: owê der bâhest ist ze junc: hilf, hêrre, dîner kristenheit. — L. 34, 24: Swelch herze sich bî disen zîten niht verkêret, sît daz der hâbest selbe dort den ungelouben mêret, dâ wont ein saelic geist und gotes minne bî. nû seht ir waz der pfaffen werc und waz ir lêre sî. ê was ir lêre bî den werken reine: nû sint si aber anders sô gemeine, daz wirs unrehte würken sehen, unrehte hoeren sagen die uns guoter lêre bilde solden tragen. des mugen wir tumbe leien wol verzagen: waen aber mîn guoter klôsenaere klage und sêre weine) — und indem er ein drittes Mal von ihm sagt, er fürchte abermals, es möchten die Meister der Gotteshäuser erkranken, da sie ja die Guten in den Bann thäten und das Lob der Bösen sängen, um ihn nun raten zu lassen, wie man diesen Meistern begegnen solle (L. 10, 33: Mîn alter klôsenaere, von dem ich sô sanc, dô uns der êrre bâbest alsô sêre twanc, der fürhtet aber der goteshûse, ir meister werden kranc. er seit, ob si die guoten bannen und den übeln singen, man swenke in engegene den vil swinden widerswanc: an pfrüenden und an kirchen müge in misselingen u. s. w.) Ich lege hier den Forschern meine Erklärung desselben vor.

[1]) Daß Walther ein gottloses, ehrloses Verhalten gleich einem unweisen achtet, sagt er u. a. deutlich L. 22, 18: Swer honbetsünde nnd schande tuot mit sîner wiszende umbe guot, sol man den für eiuen wîsen nennen? Swer guot von disen beiden hât, swerz au im weiz nnt sichs verstât, der sol iu zeinem tôren baz erkennen u. s. w.

Einem Klausner eigentümlich war der fromme Zug des Herzens die Abwendung und Abgeschiedenheit von dem menschlichen Treiben die stille Zelle, in der er sein Leben verbrachte. Hierzu tritt zunächs bei unserem Klausner das starke Mitgefühl, welches ihn seiner christ ichen Mitwelt verband, sowie die gute Bekanntschaft und innige Ver trautheit des Dichters mit ihm.

Es kommt mir nun vor, als ob sich das alles in schönster Ar bei Walther selber fände. Sein Herz zeigt sich ja so tief von den Gefühle und Bewußtsein erfaßt, daß das herrlichste aller Dinge di 'gotes hulde' sei[2]), und wir können es verfolgen, wie sie drei Jahr zehnte hindurch bis zu seinem Tode immer ausschließlicher Gegen stand seines Sinnens und Trachtens wurde. So in den Stellen L. 8, 9 dô dâhte ich mir vil ange, wie man zer welte solte leben: deheine rât kond ich gegeben, wie man driu dinc erwurbe, der keines niht ver durbe. diu zwei sint êre und varnde guot ..... daz dritte ist gote hulde, der zweier übergulde. die wolte ich gerne in einen schrîn. j leidor des enmac niht sîn, daz guot und weltlich êre und gotes huld mêre zesamene in ein herze komen u. s. w.[3]) — L. 20, 25: ja enis ez niht wan gotes hulde und êre, dar nâch diu welt sô sêre vihtet swer sich ze guote alsô verpflihtet, daz er der beider wirt entwert dern habe ouch hie noch dort niht lônes mêre wan sî eht guotes hi gewert.[4]) — L. 22, 24: Der wîse minnet niht sô sêre, alsam die gote hulde und êre: sîn selbes lîp, wîp unde kint, diu lât er ê er disi zwei verliese u. s. w. — L. 24, 31: als pflig (got hêrre und kris hêrre) ouch mîn, daz an mir iht erwinde daz dîn vil götelîch gebot. — L. 84, 1: Drî sorge hab ich mir genomen: möht ich der einer zend komen, sô waere wol getân ze mînen dingen. Iedoch swaz mir dâ vo geschiht, in scheid ir von ein ander niht: mir mag an allen drin noc

[2]) Walthers Denkweise über den Wert der Dinge trifft offenbar nahe mit der jenigen zusammen, die sich in dem weisen Spruche ausdrückt:

Gut verloren, wenig verloren,
Ehre verloren, viel verloren,
Gott verloren, Alles verloren.

Vgl. Walther L. 8, 16 f. — L. 20, 25 ff. — L. 22, 24 ff. — L. 31, 17 f.

[3]) Ich schließe mich der allgemeinen Ansicht an, daß dieser Spruch 1198 ent stand.

[4]) Nach meiner Überzeugung aus der Zeit etwa von Friedrichs Erscheinen i Deutschland (Ende Sommer 1212) bis zur Schlacht von Bouvines (27. Juli 1214), al Ottos Unterthanen sich mehr und mehr für Friedrich erkaufen ließen. (Vgl. Winkel mann, Otto IV., S. 324—377), ebenso die beiden folgenden Stellen L. 22, 24 un L. 24, 31.

wol gelingen. gotes huldc und mîner frowen minne dar umbe sorge ich, wie ich die gewinne u. s. w.[5]) — L. 81, 31: Diu minne ist weder man noch wîp, si hât noch sêle noch den lîp, si gelîchet sich dekeinem bilde. ir nam ist kunt, si selbe ist aber wilde, unde enkan doch nieman âne sie der gotes hulden niht gewinnen......[6]) L. 82, 3: Ez ist in unsern kurzen tagen nâch minne valsches vil geslagen: swer abe ir insigel rehte erkande, dem setze ich mîne wârheit des ze pfande, wolt er ir geleite volgen mite, daz in unfuoge niht erslüege. minne ist ze himel sô gefüege, daz ich si dar geleites bite. — L. 67, 28: Lîp, lâ die minne diu dich lât, und habe die staeten minne wert: mich dunket, der dû hâst gegert, diu sî niht visch unz an den grât. — L. 125, 4: wolte got, waer ich der sigenünfte wert! sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt. joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt: ich wolte selbe krône êweclîchen tragen: die möhte ein soldenaerc mit sîme sper bejagen. möht ich die lieben reise gevaren über sê, sô wolte ich denne singen wol und niemer mê ouwê. — L. 14, 38: Allerêrst leb ich mir werde, sît mîn sündic ouge siht daz hêre lant und ouch die erde, dem man vil der êren giht. Mirst geschehen, dcs ich ie bat, ich bin komen an die stat, dâ got menneschlîchen trat[7]).

Aber wir sehen zugleich, wie das Herz unseres Dichters durch sein frommes Sehnen und Streben in ärgsten Widerspruch zu seiner Mitwelt geriet, wie es zerfiel mit ihr und vereinsamte in seinem christlichen und sittlichen Trachten [so aus L. 8, 4: Ich saz ûf eime steine....... jâ leider des enmac niht sîn, daz guot und weltlich êre und gotes hulde mêre zesamene in ein herze komen. stîg unde wege sint in benomen u. s. w. — Aus dem ersten Klausnerspruche L. 9, 16: Ich sach mit mînen ougen manne und wîbe tougen[8])....... ich hôrte verre in einer klûs vil michel ungebaere u. s. w. — L. 31, 13: Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore, von dem Pfâde unz an die Traben erkenne ich al ir fuore: diu meiste menege en-

[5]) Meines Dafürhaltens nicht vor Otto's Regierungszeit (November 1208 bis Juli 1215) zu setzen.

[6]) Diese und die folgenden Stellen gehören offenbar in Walthers spätere Lebenszeit, unstreitig in Friedrichs Regierungszeit.

[7]) Ich meine, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Lied von Walther im heiligen Lande (etwa 1228) gedichtet ist. Meine Begründung dieser Behauptung schließe ich meinem Nachweise des Klausners an.

[8]) Ob Walther so etwa gesagt, oder nach BC: man unde wip tougen, lasse ich dahingestellt. Übrigens vergl. Walther L. 99, 27 ff. und Freid. 44, 16: des herzen ouge hât niht bant, ez siht durch mer und ellin lant, durch himel und durch helle siht ez u. s. w.

ruochet, wies erwirbet guot. sol ichz alsô gewinnen, sô gane slâfen, hövescher muot u. s. w. L. 90, 23: Wê wie jâmerlîch gewin tegelich vor mînen ougen vert! Deich sô gar ertôret bin mit mîner zuht, und mir daz nieman wert! Mit den getriuwen alten siten ist man nû zer welte versniten. êr unde guot hât nû lützel ieman wan der übel tuot. — L. 21, 10: Sô wê dir, Welt, wie übel dû stêst!......Dû bist vil nâch gar âne scham. got weiz wol, ich bin dir gram : dîn art ist elliu worden widerzaeme u. s. w. — L. 117, 8: Leider ich muoz mich entwenen maneger wünne der mîn ouge an sach. War nâch sol sich einer senen, der niht geloubet waz bie vor geschach? Der weiz lützel waz daz sî: gemeit. deist nû senender muot mit gerender arebeit u. s. w. 117, 23: des man dâ pfligt, daz widerstuont mir ie: u. s. w. L. 101, 23: Selbwahsen kint, dû bist ze krump...... nû slâf unde habe gemach n. s. w. — L. 91, 13: Hie mite sô künd ich in daz : din werlt enstê dan schiere baz, sô wil ich leben so ich beste mac und mînen sanc ûf geben. — L. 62, 1 : umb einez, heizet êre, lâze ich noch vil dinges under wegen : mag ich des niht mê geniezen, stêt ez als übel ûf der strâze, sô wil ich mîne tür besliezen. [9])], wie er sich hinweggezogen fühlt von dem Vergänglichen und abgestoßen von dem Gleißenden; so ans L. 42, 7: Ich bin einer der nie halben tac mit ganzen fröiden hât vertriben. swaz ich fröiden ie dâ her gepflac, der bin ich eine hie beliben. nieman kan hie fröide vinden, si zergê sam der liehten bluomen schîn : dâ von sol daz herze mîn niht senen nâch valschen fröiden mê. — L. 102, 29: Mirst diu êre unmaere, dâ von ich ze jâre wurde unwert, und ich klagende waere: 'wê mir armen hiure! diz was vert'. Alsô bân ich mangen kranz verborn und bluomen vil verkorn. jô braeche ich rôsen wunder, wan der dorn.

Nichtsdestoweniger bemerken wir weiter, daß Walthers Herz unausgesetzt den umfassendsten und gründlichsten Anteil an dem Wohl und Wehe seiner Mitwelt nimmt, wozu er sich von Gott berufen fühlt [10]). Wir vernehmen unter anderem, wie er nicht eber wieder froh werden kann, als bis deutsche Leute wieder gut geworden sind, wie er um der Leute willen sich freuen, um der Leute willen sich sorgen will (L. 117, 1: Maneger waenet, der mich siht, mîn herze sî

[9]) Nach meiner Ansicht vor dem Spruche: Ich saz ûf eime steine u. s. w. entstanden.

[10]) Dieses bekundet er meines Bedünkens u. a. in den Worten L. 12, 6: Hêr keiser, ich bin frônebote und bring iu boteschaft von gote.... er hiez iu klagen.... in sînes sunes landes broget diu heidenschaft iu beiden lasterlîche.

an fröiden hô. Hôher fröide enhân ich niht und wirt mir niemer wan alsô : Werdent tiusche liute wider guot und troestet si mich, diu mir leide tuot......, sô wirde ich aber wider frô[11]). — L. 47, 36: Zwô fuoge hân ich doch, swie ungefüege ich sî : der hân ich mich von kinde her vereinet. Ich bin den frôn bescheidenlîcher fröide bî, und lache ungerne swâ man bî mir weinet. Durch die liute bin ich frô, durch die liute wil ich sorgen u. s. w. — Vergl. L. 66, 27 ff.).

Nichts kannte nun Walther auch besser als sein eigenes Herz, nichts ist ihm vertrauter gewesen. Und wie lieben es doch Walther und die Dichter jener Zeit das Herz als eine Person und gleichsam wie ein zweites Ich, einen Gefährten ihres Leibes, ihrer selbst zu behandeln[12]). So gibt ihm Walther Augen, mit denen es überall hindringt, indem er darunter die Vorstellungs-[13]) und Denkkraft versteht (L. 99, 22: Sint ir mînes herzen ongen bî, sô daz ich ân ongen sihe sie? u. s. w. L. 99, 27: Welt ir wizzen, waz diu ougen sîn, dâ mit ich si sihe dur elliu lant? Ez sint die gedanke des herzen mîn, die dâ sehent dur mûre und ouch dur want u. s. w.) — Er läßt es im Besitze der inneren Sinne sein, mit diesen bei der Frau verweilen und sich selbst in Folge davon seiner Sinne bar finden (L. 97, 34: Mîn schîn ist hie noch : sô ist ir daz herze mîn bî daz man mich ofte sinnelôsen hât. Hei solten si zesamene komen, mîn lîp, mîn herze, ir beider sinne). — Reinmar läßt sich raten von seinem Herzen (M. F. 169, 27 ff.) — Friedrich von Hausen aber, das ist das Allerschönste, erhebt die Klage, wie sein Herz und Leib sich scheiden wollen, nachdem sie nun manchen Tag miteinander ihre Straße gezogen, indem dieser nach dem Kampfe gegen die Heiden verlange, jenes hingegen nach dem erwählten Weibe. (M. F. 47, 9: Mîn herze und mîn lîp die wellent scheiden, diu mit ein ander varnt nû mange zît. der lîp wil gerne vehten gegen die heiden : sô hât iedoch das herze erwelt ein wîp vor al der werlt. daz müet mich iemer sît, daz si ein ander niene volgent beide u. s. w.) Und nun redet er sein Herz an in zärtlicher Sorge, wie es künftig dem armen ergehen werde, wer ihm helfen solle seine Not zu enden so treulich, wie er das gethan.

[11]) Gehört meines Erachtens in die Zeit der Sprüche: Ich saz .. hôrte .. sach ..

[12]) Desgl. Göthe. Hirzel J. G. III, 238: „Auch halt ich mein Herzgen wie ein krankes Kind, all sein Wille wird ihm gestattet." Vgl. 321. — 269: „Die Zeit, da mein Herz so allein war." 593: „Herz, mein Herz, hör auf zu zagen." 423: „Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen." 320: „Dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist." 577: „Pedro war es nicht, mein Herz sagte mir's" u. a.

[13]) Hirzel J. G. III, 237: 'Die warme himmlische Phantasie meines Herzens

(L. 47, 27: Sît ich dich, herze, niht wol mac erwenden, dun wellest mich vil trûreclîchen lân, sô bite ich got daz er dich ruoche senden an eine stat dâ man dich wol enpfâ. owê wie sol ez armen dir ergân! wie torstest eine an solhe nôt ernenden? Wer sol dir dîne sorge helfen enden mit solhen triuwen als ich hân getân?) Vgl. Hartmann MF. 215, 30 f.

Was konnte aber Walther schicklicher als seine Brust mit der stillen Zelle eines Klausners vergleichen! Aehnlich stellt er sich augenscheinlich seinen Körper einmal als Kerker der Seele vor (nach L. 68, 4: Mîn bilde (Leib)[14]), ob ich bekerkelt bin in dir, sô lâ mich ûz alsô [wie der Leib von Walthers entschlafener Frau seine Seele freigab], daz wir ein ander vinden frô: wan ich muoz aber wider in [bei der Auferstehung des Fleisches][15]) — und nennt den Leib der heiligen Jungfrau 'Haus' und 'Klause' des Jesuskindes (L. 5, 35: des selben wunderaeres hûs was einer reinen megde klûs). Vgl. L. 32, 29.

Jedoch noch anderes fällt mir auf, worin sich der Klausner und das Herz unseres Dichters recht merkwürdig gleichen. Wie die Klage bekundet, in welche Walther den Klausner ausbrechen läßt (owê der bâbest ist ze junc: hilf, hêrre, dîner kristenheit), hat dieser sich nach der Quelle des Übels gefragt. So zu denken lag nun recht in Walthers[16]) Art: Er sucht den Dingen tüchtigerweise auf den Grund und an die Wurzel zu gehen. Wir erkennen dieses, wenn er auf die Fragen antwortet, woher es komme, daß die Welt so schlecht steht — (L. 33, 11: Wir klagen alle, und wizzen doch nicht waz uns wirret, daz uns der bâbest unser vater alsus hât verirret...... gîtset er, si gîtsent mit im alle: liuget er, si liegent mit im sîne lüge: triuget er, si triegent mit im sîne trüge u. s. w.) — daß die Männer so Übles thun (L. 48, 25: Ich sage iu waz uns den gemeinen schaden tuot: diu wîp gelîchent uns ein teil ze sêre, daz wir in alsô liep sîn übel

[14]) Ähnlich L. 98, 7: Mîn schîn.

[15]) Ich erinnere mich der hier von mir eingefügten Deutung aus einem Vortrage, welchen Rieger 1878 oder 79 zu Leipzig im evangelischen Vereinshause hielt, abgedruckt in der evangelischen Kirchenzeitung. Ich halte sie für die richtige. S. L. 62, 36: Frowe, ir habet e. werdez tach an iuch geslouft, d. reinen lîp. Übrigens scheinen mir Walthers Gedanken in einer Verherrlichung der Toten zu gipfeln, indem er der Überzeugung Ausdruck gibt, daß sein Leib und seine Seele am jüngsten Tage dann einander froh finden würden, wenn sie ebenso sich von einander schieden, wie Leib und Seele seiner Frau dies thaten. Denn nach Walthers Glauben und dem seiner Zeit hatte nur der auf eine frohe Auferstehung zu hoffen, welcher sein Leben in gottgefälliger Weise beschloß. — S. a. Hirzel J. G. 243. Werther: „Daß er (der Mensch) diesen Kerker (Leib? oder Welt?) verlassen kann, wann er will."

[16]) Ich setze nun beliebig den Dichter für sein Herz, sofern beide sich decken.

alse guot: seht, daz gelîchen nimet uns fröide und êre u. s. w. L. 90, 31: Daz die man als übel tuont, dast gar der wîbe schult: dêst leider sô..... nû siht man wol daz man ir minne mit unfuoge erwerben sol u. s. w. — Vgl. L. 44, 35 ff.) — daß die Ehre schwindet — (L. 21, 23: triuwe und wârheit sint vil gar bescholten: daz ist ouch aller êren slac) — daß das Recht hinkt, die Zucht trauert, das Schamgefühl krankt — (L. 102, 25: Ez hât der tumbe rîche nû ir drîer [der Weisheit, des Adels und Alters] stuol, ir drîer gruoz..... des hinket reht und trûret zuht und siechet schame) — daß Gut, Ehre und Gotteshuld nicht zusammen in ein Herz kommen können. (L. 8, 27: Fride unde reht sint sêre wunt: diu driu enhabent geleites niht, diu zwei enwerdent ê gesunt) — wenn er uns sagt, woher die Unfuoge kam (L. 65, 25: dannen [von d. Bauern] ists [d. Unfuoge] och her bekomen) — woher das Schelten der Fürsten kam und 'der meiste strît' (L. 105, 21: von Rôme fuor ir schelden. Vgl. L. 33, 11. L. 9, 22) — daß man immer fragen soll, wie es um das Herz des Mannes steht (L. 103, 16: Wan sol iemer frâgen von dem man, wiez umb sîn herze stê? Swen des wil betrâgen, der enruochet wie diu zît ergê. Maneger schînet vor den frömden guot und hât doch valschen muot u. s. w. — L. 35, 31: Wilz iu niht versmâhen, sô wil ichz iu lêren, wie wir loben suln und niht unêren. ir müezet in die liute sehen, welt ir erkennen wol u. s. w. L. 80, 35: Den dîemant den edelen stein gap mir der schoensten ritter ein: âne bete wart mir diu gâbe sîne. jô lobe ich niht die schoene nâch dem schîne: milter man ist schoene und wol gezogen. man sol die inre tugent ûz kêren u. s. w.), — daß auch die Frauen sich stets darüber klar werden möchten, warum sie jemandem ihr minnigliches Ja erteilen. L. 102, 11 f.

Weiter hat nun der Klausner in der Jugend des Papstes, des Besitzers des höchsten geistlichen Stuhles, den Grund der Not gefunden. Und Walther leitet den verschlechterten Stand der Welt einerseits darauf zurück, daß die Jungen die Alten verdrängt haben (L. 23, 32: Hie vor dô was diu welt sô schoene, nû ist si worden alsô hoene: des enwas niht wîlent ê: die jungen hânt die alten sô verdrungen) — daß die Richter so jung sind (L. 85, 25: Ich sach hie vor eteswenne den tac, daz unser lop was gemein allen zungen ..... rîcher got wie wir nâch êren dô rungen! dô rieten dalten und tâten die jungen. nû alsô krumb die rihtaere sint..... waz nû geschehe dâ von, meister, daz vint) — daß die Jungen, Unweisen (dabei Reichen) die Stühle einnehmen, auf denen ehedem gewaltig Weisheit, Adel und Alter saßen (L. 102, 17: ich vant die

stüele leider laere stân, dâ wîsheit, adel unde alter gewalteclîche sâzen ê....... Ez hât der tumbe rîche nû ir drîer stuol, ir drîer gruoz...... des hinket reht und trûret zuht und siechet schame.)

Dann weint der Klausner, weil er die Seelen verloren und von ihrem obersten Hüter selber in die Irre geführt sieht, so weit, daß man den Frieden der Gotteshäuser stört; und eben dieses ist es, worin auch Walthers Herz den Gipfel der Not erblickt und die Not aller Not. (L. 9, 16: Ich hôrte in Rôme‚liegen, zwêne künege triegen. dâ von huop sich der meiste strît, der ê was oder iemer sît..... daz was ein nôt vor aller nôt: lîp unde sêle lac dâ tôt.......... dô stôrte man diu gotes hûs u. s. w. L. 33, 24: sô hât sich dirre und al die kristenheit ze valle geben. alle zungen suln ze gote schrîen 'wâfen', u. s. w. L. 34, 24: Swelch herze sich bî disen zîten niht verkêret, sît der bâbest selbe dort den ungclouben mêret, dâ wont ein saelic geist und gotes minne bî...... waeu aber mîn guoter klôsenaere klage und sêre weine. L. 10, 33. Mîn alter klôsenaere, von dem ich sô sanc, dô uns der êrre bâbest alsô sêre twanc, der fürhtet aber der goteshûse, ir meister werden kranc.)

Stracks zu Gott erhebt ferner der Klausner seinen Notschrei: Owê der bâbest ist ze junc: hilf, hêrre, dîner kristenheit. Geradeso macht es unser Walther, wie er überhaupt sich zu Gott gewissermaßen in unmittelbare Beziehuug setzt. L. 25, 23: daz sî dir, süezer got, gekleit. die pfaffen wellent leien reht verkêren. — L. 23, 24: daz tugendelôser hêrren werde iht mêre, daz solt dû, hêrre got, bewarn. L. 24, 18: Mit saelden müeze ich hiute ûf stên, got hêrre, in dîner huote gên u. s. w. L. 26, 2: Vil wol gelopter got, wie selten ich dich prîse! sît ich von dir beidiu wort hân unde wîse u. s. w. — L. 10, 1: Mehtiger got, dû bist sô lanc und bist sô breit u. s. w. — 10, 9: Rich, hêrre, dich und dîne muoter, megde kint u. s. w. L. 76, 22: Vil süeze waere minne, berihte kranke sinne. got, dur dîn anbeginne bewar die kristenheit u. s. w.

Nennt aber Walther den Klausner in dem zweiten Spruche seinen guten und in dem dritten seinen alten Klausner, läßt er ihn somit als einen guten und alten Gefährten erscheinen, so ist ihm auch so zu sagen sein Herz ein gar guter Genosse gewesen, der ihn niemals verließ in einem Dasein reich an Nöten uud Kämpfen, und der ihn lange begleitet hatte, als er am Abeude seines Lebens noch einmal seine mahnende Stimme zum Kreuzzuge erhob.

Bedenke ich dieses alles, so zweifle ich nicht, daß Walther unter dem Klausner sein Herz verstand, und verweise nun zu guter-

letzt noch auf ein sinniges Lied[17]), worin das treue deutsche Herz in einem Bilde verherrlicht wird, welches dem Klausnerhilde Walthers sehr ähnlich sein würde. Soviel ich mich entsinne, spricht der Dichter dieses Liedes zuerst geheimnisvoll von einem schönen, hellen Edelstein, den Gott gar tief in ein dunkles Kämmerlein senkte. Er deutet hierauf heides und schließt etwa so:

Die Menschenhrust ists Kämmerlein,
da senkte Gott so tief hinein
den schönen hellen Edelstein,
das treue deutsche Herz.

* * *

Ich setze nun kurz auseinander, weshalb ich überzeugt bin, daß das Lied L. 14, 38 ff. wirklich im heiligen Lando entstand.

Wenn es in dem Liede heißt: „Ich hahe erreicht, was ich mir stets erflehte, ich bin an die Stätte gekommen, wo Gott einherging in Menschengestalt“ (L. 14, 42: mirst geschehen, des ich ie hat, ich bin komen an die stat, dâ got menneschlîchen trat), so können diese Worte offenhar nicht jeder beliebigen Person in den Mund gelegt werden, sondern nur einer solchen, welche nach der Fahrt zum heiligen Grabe stets Verlangen getragen hatte[18]). Das wäre nun ehen hei Walther insofern der Fall gewesen, als sein tiefstes Sehnen und Trachten heständig der 'gotes hulde' galt, die nach dem Glauben Walthers und dem seiner Zeit durch die Fahrt zu den geweihten Stätten erworhen wurde. Schon einmal (ich denke, der allgemeinen Annahme heistimmend, etwa im Jahre 1212) hatte Walther zu einem Kreuzzuge ermahnt, indem er erklärte von Gott dazu enthoten zu sein, und ich meine, es läßt sich daraus erkennen, daß ihm damals ein Kreuzzug sehr am Herzen lag. Nun hat er aber in dem vor dem Kreuzzuge Friedrichs gedichteten Liede[19]): Owê war sint verswunden u. s. w. mit den Worten: „wolte got, waer ich der sigenünfte wert! sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt“, und: „möht ich die lieben reise gevaren über sê, sô wolte ich denne singen wol, und niemer mê ouwê“ auch ganz ausdrücklich gesagt, daß es sein sehnlicher

[17]) Auch sehr schön (von Otto) in Musik gesetzt.

[18]) Ich sage dieses gegen den Einwand (Lachmann, Walther S. 137), daß Walther das Lied aus eigener Empfindung persönlicher gedichtet haben würde.

[19]) Ich setze voraus, daß die „unsanften Briefe L. 124, 26“ den am 29. Septemher 1227 gegen Friedrich erlassenen Bannfluch meinen und das Lied also nach diesem Zeitpunkte entstand.

Wunsch sei die Kreuzfahrt machen zu können, und es läßt sich gar nicht folgern aus ihnen (wie das gefolgert worden ist von Lachmann), daß Walther dieses für unmöglich hielt, vielmehr daß er an die Möglichkeit dachte. War er etwa zu arm dazu, warum konnte einem solchen Hindernisse nicht Kaiser Friedrich abhelfen, sobald ihm der Wunsch seines Sängers nur zu Ohren kam? In seinem Dienste forderte Walther ja zum Kreuzzuge auf, und für ihn trat er gerade jetzt gegen den Papst mit seinem Bannfluche so tapfer in die Schranken; er hatte sich gegen den Dichter als einen milden, guten Herrn bewiesen. (L. 26, 23 ff. 26, 33 ff. 27, 7 ff. 84, 30 ff.) Und wohl könnte ich mir denken, daß Walther mit den Worten „wolte got, waer ich der sigenünfte wert! sô wolt ich nôtic man verdienen rîchen solt“ und „möht ich die lieben reise gevaren über sê, sô wolte ich denne singen wol und niemer mê ouwê“ in sein Lied einen leisen Wink, eine entfernte Bitte an Friedrich einfließen ließ, ihm die Teilnahme am Kreuzzuge möglich zn machen.

Setzt ferner das Lied mit dem Gedanken ein: „Nnn erst verdient mein Leben in m e i n e m Sinne ein w e r t e s Leben zu heißen, seit das hehre Land, dem man viel der Ehren zuspricht, vor meinem sündigen Auge liegt“ (L. 14, 38: Allerêrst leb ich mir werde, sît mîn sündic ouge siht daz hêre lant und ouch die erde der man vil der êren giht), so läßt sich auch dieser Gedanke nicht jedermann zuschreiben, sondern nur einem Menschen, der in der Gottgefälligkeit die höchste Würde des Lebens erblickte und erfüllt war von dem Gefühle der Sündhaftigkeit, der Schuld gegen Gott, des Bedürfnisses nach Entsühnung. Daß das Erste Grnndzug in Walthers Sinnesweise war, glaube ich in meiner Erörterung der Frage nach dem Klausner erwiesen zn haben, und ich hebe dazu hier nur zwei Stellen hervor, worin mir diese Sinnesart ganz besonders noch sich auszusprechen scheint. Den vom Kreuzzuge nach Spanien heimkehrenden Herzog Leopold von Österreich begrüßt Walther mit den Worten L. 28, 11: Herzoge ûz Österrîche, ez ist iu wol ergangen, und alsô schône, daz uns muoz nâch iu belangen. sît gewis, swenn ir uns komet, ir werdent h ô h enpfangen. ir sît w o l w e r t daz wir die gloggen gegen iu linten, dringen unde schowen als ein wunder komen sî: ir komet uns beide s ü n d e n unde s c h a n d e n f r î ..... d i z l i e h t e lop volfüeget heime unz ûf daz ort: sît uns biderbe für daz ungefüege wort, daz ieman spraeche, ir soldet sîn beliben m i t ê r e n dort. Und den Kaiser Otto fordert er folgendermaßen zum Kreuzznge auf L. 12, 18: Hêr keiser, swenne ir Tiuschen fride gemachet staete bî der wide, sô bietent iu

die fremeden zungen êre. Die sult ir nemen ân arebeit, und süenent al die kristenheit: daz tiuret iuch —. Daß aber Walther auch das Gefühl der Sündhaftigkeit, der Schuld gegen Gott in sich trug und dieses Gefühl in ihm sehr lebendig war, als er von Otto zu Friedrich überging, das bekundet er L. 26, 2: Vil wol gelopter got, wie selten ich dich prîse! ..... wie getar ich sô gefreveln under dîme rîse? ichn tuon diu rehten werc, ichn hân die wâren minne ze mînen ebenkristen, hêrre vater, noch ze dir: sô holt enwart ich ir dekeinem nie sô mir. frôn krist vater nnd sun, dîn geist berihte mîne sinne. wie solt ich den geminnen der mir übele tuot? mir muoz der iemer lieber sîn der mir ist guot. vergib mir anders mîne schulde, ich wil noch haben den muot. L. 104, 29: Ich schiltes niht (daß der Mönch als Trunk bloß Wasser mir vorsetzte), wan got genâde uns beiden (mir und dem Mönche). L. 67, 21 ff. ich hân zer welte manegen lîp gemachet frô, man unde wîp: künd ich dar under mich bewarn! Lobe ich des lîbes minne, deis der sêle leit —. Und ganz besonders in dem Leiche[20]) L. 7, 33: Wir biten umb unser schulde dich, daz dû uns sîst genaediclich, sô daz dîn bete erklinge vor der barmunge urspringe: sô hân wir des gedinge, diu schulde werde ringe, dâ mite wir sêre sîn beladen. hilf uns daz wir si abe gebaden mit staete wernder riuwe umb unser missetât —.

Beginnt sodann die zweite Strophe des Liedes: „Was ich auch bisher an schönen Landen gesehen, Landen reich und hehr, du bist die Krone von allen" (L. 15, 6: Schoenin lant rîch unde hêre, swaz ich der noch hân gesehen, sô bist duz ir aller êre), so lassen sich auch diese Worte nicht einem jeden, sondern nur dem zusprechen, der da meinte eine gute Anzahl von Ländern gesehen zu haben, und der auch schoeniu lant rîch unde hêre kennen gelernt hatte. Daß Walther ersteres meinte, sagt er uns mit den Worten „Ich hân lande vil gesehen"; nnd daß auch das andere bei ihm der Fall war, daran läßt sich nicht zweifeln[21]). So gewiß nnn aber Walther in den Worten

[20]) Ich behalte mir vor darauf znrückznkommen.

[21]) Wenn Walther den Franen und Männern Deutschlands verkündigt: „tiuschin znht gât vor in allen" nnd dieses als Ergebnis einer in vielen Ländern von ihm gehaltenen Umschau hinstellt, so geht daraus hervor, daß er vor Abfassnng des Liedes: Ir sult sprechen u. s. w., oder während derselben Landstriche von nichtdeutscher Art und Sitte kennen lernte. Vgl. die Variante der Würzburger Handschrift: Wälschez volc ist gar betrogen, sie enkunnen êren niht begân: tiusche man sint wol gezogen, rehte als engel sint diu wîp getân. Ich bekenne mich zu der Ansicht, daß Walther damals Landstriche französischer Znnge durchzogen hatte. Darauf scheinen mir auch seine Worte zu deuten „Von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz

„swaz ich der noch hân gesehen“ von Wirklichem spricht, um so viel weniger scheint es mir glaubhaft, daß er mit dem Gegenübergestellten „sît mîn süodic ouge siht daz hêre lant“ bloß Erdachtes meine.

Bedenke ich dazu, von welchem Ernste das Streben Walthers nach der 'gotes hulde' uod seine damit verbundene Sehnsucht nach dem heiligen Lande getragen ist, so kann ich nimmermehr glauben, Walther habe es vermocht dieses Streben und Sehnen als befriedigt darzustellen, ohne es in Wirklichkeit erfüllt zu sehen, nur um auf solche Weise für die Kreuzfahrt zu begeistern. Ich wüßte aber auch gar nicht, wie er hätte hoffen können einen solchen Zweck mit solchem Mittel zu erreichen, zumal in einer Zeit, wo die Lust zu Kreuzfahrten erloschen war und es mehr als je des eigenen guten Beispieles bedurfte, um für die beschwerliche und gefahrvolle Sache zu werben.

Endlich sagt auch das Gedicht des Sängerkrieges, daß Walther io Konstantinopel, Bagdad und Babylon gewesen sei, also im Oriente.

* * *

Ich lasse nun die Erklärung einer Stelle folgen, der es meines Bedünkens und Wissens noch an der rechten Beleuchtuog fehlt.

Obschon ich nie daran gezweifelt habe, daß Walthers Spruch L. 11, 30: Hêr keiser, sît ir willekomen u. s. w. auf den Reichstag geht, welchen Otto IV. im März des Jahres 1212 zu Frankfurt abhielt, so ist es mir doch eine Zeit lang so vorgekommen, als wollte nicht alles in diesem Spruche auf die Lage der Dinge zur Zeit dieses Reichstages passen. Wie Winkelmann in seinem Buche „Philipp von

---

au Ungerlant mugen wol die besten sîn, die ich in der werlte hân erkant“, sowie „das Loh des französischen Königs, das ihm im Wartburger Krieg in den Mund gelegt wird“ (Rieger, das Lehen Walthers p. 12). Ließ sich nun schon das Donau- und Elbland mehr oder weniger schönes, reiches und hehres Land nennen, so auch das Land am Rhein und jenseits des Rbeines, welches letztere ganz besonders anch reiches Land war. Was übrigens den Spruch L. 31, 13 betrifft: Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore, von dem Pfâde unz an die Trahen erkenne ich al ir fuore u. s. w., so hin ich zwar durchaus überzeugt, daß Walther hier die Seine in Frankreich meint, glauhe aber nicht ans dem Spruche allein folgern zu dürfen, daß Walther, hevor er ihn verfaßte, von der Seine bis zur Mur, vom Po his an die Trabe gezogen war. Vgl. 9, 16: Ich sach mit mînen ougen manne und wîbe tongen, daz ich gehôrte und gesach, swaz iemen tet, swaz iemen sprach. Ich hôrte in Rôme liegen u. s. w. Wohl aher geht aus einer Reihe anderer Umstände hervor, daß Walther in der Zeit, als er den Spruch: Ich hân gemerket u. s. w. ertönen ließ, viel deutsches Land durchritten hat und von einem Hofe zum anderen zu ziehen sich genötigt sah.

Schwaben und Otto IV. von Braunschweig" II, S. 250 ff. nämlich dargethan, hatten die Aufreizungen des Papstes und des Königs Philipp von Frankreich gegen den Kaiser bei zwei mächtigen deutschen Fürsten, dem Landgrafen Hermann von Thüringen und dem Könige Ottokar von Böhmen, von vornherein den besten Boden gefunden, und hatten wohl beide schon etwa im Juni 1211 sich offen vom Kaiser losgesagt, nachdem ihr Gesinnungsmann, Erzbischof Sigfried von Mainz, zu Bamberg es gewagt, auf Befehl des Papstes den Bann über den Kaiser zu sprechen. Ihrem Beispiele waren noch im Laufe des Sommers die Herzöge von Baiern und Österreich gefolgt, alle zusammen hatten im September dieses Jahres zu Nürnberg beschlossen, den jungen Staufer Friedrich zum künftigen Kaiser zu erwählen. Kam nun Otto im März des Jahres 1212 aus Italien von seinem Krönungszuge nach Deutschland zurück, um die Aufrührer wieder in ihre Schranken zu weisen und die Stärke des ihm gebliebenen Ansehens zunächst auf dem Tage in Frankfurt zu erproben, so zeigte sich dieses allerdings wieder im Steigen begriffen. Die Abtrünnigen hielten nicht mehr zusammen, und es trat zunächst Herzog Ludwig von Baiern in Frankfurt auf die Seite des Kaisers zurück, dessen Verzeihung er erhielt und dem er schwor, sein Leben lang nun ergeben zu bleiben. Auch der Schwiegersohn Hermanns, der erst neuerdings zu ansehnlicher Macht gelangte Markgraf Dietrich von Meißen, fand sich zu diesem Reichstage ein und bekräftigte von neuem dem Kaiser die Treue, die er wenigstens äußerlich noch gehalten hatte, wenn auch schwerlich aus Pflichtgefühl, vielmehr wohl in eigennütziger Berechnung und Erwägung der Frage, wie er am besten und bequemsten seinen Vorteil finden würde [22]). Der Bruder

[22]) Dietrich und der Erzbischof Albrecht von Magdeburg hatten nach dem Chronicon Sampetrinum in aller Stille Frühjahr 1211 mit dem Landgrafen von Thüringen, dem Könige von Böhmen und dem Erzbischofe von Mainz über einen Anschluß an die gegen den Kaiser geplante Empörung beraten, und sie hätten nach der Meinung des Chronisten ihr zugeschworen, doch wäre den übrigen Fürsten diese Verschwörung verborgen worden. Wofern nun bald nach der Zeit, in der dieses nach der Thüringer Chronik geschah, Sigfried, Ottokar und Hermann sich als offene Gegner des Kaisers erklärten, von Dietrich aber so etwas nicht berichtet wird, und wofern der Thüringer Chronist recht unterrichtet war, scheinen mir Walthers Worte L. 105, 16: Wand er was doch zewâre (der Landgraf) sîn (des Kaisers) vîent offenbâre: die *zagen* truogen stillen rât; si swuoren hie, si swuoren dort, und pruoften ungetriuwen mort u. s. w. unter anderen auf Dietrich zu passen und mit Recht von Wilmanns (Ausgabe Walthers von 1869, S. 274) auf ihn und solche, die sich ähnlich wie er verhielten, bezogen zu sein, nur daß sich nicht sagen läßt, Dietrich habe sich wäh-

des Kaisers, Pfalzgraf Heinrich vom Rhein, und fast sämtliche Großen Niederlothringens waren gleichfalls erschienen. Immerhin ist es aber nur ein Teil der deutschen Fürsten gewesen, welche auf jenem Reichstage dem Kaiser sich unterwürfig zeigten. Noch hielten die Herzöge von Österreich und Kärnthen zurück, während der Landgraf Hermann von Thüringen und der König von Böhmen, wie auch Erzbischof Sigfried von Mainz sich kampfbereit machten. Wie konnte nun Walther gegenüber einer solchen Sachlage in seiner Begrüßung des Kaisers bei Eröffnung des Reichstages sagen: die fürsten sint iu undertân, si habent mit zühten iuwer kunft erbeitet. Das ist es, was ich mir anfänglich nicht zu erklären vermochte, worauf ich aber nun hoffe die Antwort zu haben. Dann denke ich, konnte er das, wenn er eben nur die in Frankfurt erschienenen Fürsten meinte, wenn er hinwies auf diese Fürsten durch stärkere Betonung des 'die'[23]) und 'si', vielleicht auch durch eine schickliche Bewegung der Hand.

Bleibt nun immer noch eine Schwierigkeit darin bestehen, daß auch die zum Reichstage in Frankfurt versammelten Fürsten nicht durchweg 'mit zühten' die Ankunft des Kaisers erwartet hatten (ich meine seine Rückkunft aus Italien), indem eben Herzog Ludwig des Aufruhrs gegen Otto sich schuldig machte, und daß Walther dennoch sagt, diese Fürsten da hätten der 'kunft' des Kaisers 'mit zühten' geharrt, so weiß ich mir dieses Mißverhältnis nur insofern zu erklären, als ich mir denke, daß Walther den strafwürdigen Abfall Ludwigs absichtlich nicht berührt und nur dasjenige hervorgehoben hat, worin sämtliche Fürsten, auf welche er hinzuweisen hatte, erfreulicherweise zusammentrafen und gelobt werden konnten, um den Kaiser auch gegen Ludwig somit milde zu stimmen. Dieses ihnen allen Gemeinsame lag nun eben darin, daß sie alle jetzt dem Kaiser sich unterthan zeigten und, wie die Zucht es gebot, ihn in Frankfurt

rend Otto's Abwesenheit in Italien gegen diesen erklärt, s. Winkelmann II, S. 272, A. 2, aus dem ich alle meine geschichtlichen Angaben nehme. Ist es ferner so gewesen, wie die Thüringer Chronik sagt, und verhält es sich so, daß Walther in den angeführten Worten auf den Markgrafen zielt, so wäre die weitere Frage, ob Walther von der feindlichen Zusammenkunft und Verschwörung Dietrichs schon gehört hatte und wußte, als er in unserem Spruche dem Kaiser die Versicherung gab: und ie der Missenaere derst iemer inwer âne wân : von gote wurde ein engel ê verleitet.

[23]) Ebenso findet sich ein durch den Sinn betontes 'die' in der ersten Senkung des Verses L. 124, 48: die möhte ein soldenaere mit sîme sper hejagen; L. 18, 37: die ougenweide sehent die fürsten gerne; und in gleicher Eigenschaft und Stellung ein 'daz' L. 83, 39: daz anegenge ist selten guot, daz hoeses ende hât; ein 'des' L. 102, 27.

erwarteten. Frage ich mich aber, wie Walther dazu gekommen sein dürfte, auf Herzog Ludwig jene Rücksicht zu nehmen, so bin ich sehr versucht zu glauben, daß er hierzu von Ludwig selbst auf irgend eine Weise veranlaßt worden war.

* * *

Ich teile nun noch einige Beobachtungen, bez. Folgerungen mit, welche sich an meine Antwort auf die Frage nach dem zuchtlosen *Kinde* fügen.

Sofern sich nämlich unter diesem Kinde *junge Ritter* verstehen lassen[24]), wie sie Walther in den Worten L. 24, 3: Wer zieret nû der êren sal? der jungen ritter zuht ist smal kennzeichnet ff. (vgl. damit L. 101, 23: Selbwahsen kint ..... dû bist dem besmen leider alze grôz, den swerten alze kleine), Leute, denen es an Zucht so sehr gebricht, und denen doch eben dieser Mangel zur 'werdekeit', zum Ansehen gereicht (L. 24, 11: nû ist ez ir [der jungen Ritter und Knechte] werdekeit), insofern scheint mir zu dem Kinde recht merkwürdig der *tumbe rîche* der *junge reiche Thor* zu passen, von welchem Walther L. 102, 17 spricht (ich vant die stüele leider laere stân, dâ wîsheit,

[24]) Wie Winkelmann, Otto S. 335 bemerkt, war der achtzehnjährige Friedrich besonders in romanisehen Gegenden halb liebkosend, halb mitleidig „das Kind von Apulien“ genannt worden, als er Otto entgegenzutreten wagte. So ruft der Verfasser des welschen Gastes v. 10569 ans in Freude über die Fortsehritte, die Friedrieh bis zn nnd mit seiner Krönnng (9. Deeember 1212) gemacht hat: Nû nemet oneh bilde dâ bî, wie nnser kint gestigen sî. Und Rich. Senon. III, 19 heißt es: Frid. qni infans Apnlie, quia jnvenis erat, tnnc appellabatur. S. Winkelmann II, 335, Anm. Die in dieser Behandlung des achtzehnjährigen Friedrich sich beknndende Anschauungsweise entspricht nnn gewissermaßen derjenigen, die icb bei Walther suche, wenn ieh annehme, daß er junge Ritter als Kinder betraehtete. Daß aber Walther in dieser Behandlnngsart eines erwachsenen Alters (Gengler, Schwabenspiegel Cap. XLIV, 2: Als ein man knmpt ze aehtzehen jaren, so hat er sine volle tage) noeh erheblich weiter gehen konnte als z. B. der Verfasser des welsehen Gastes an der angeführten Stelle, das lehrt, wenn es überbanpt hierfür eines Bewcises bedarf, der namenlose Spruch, in dem ein Mann von 24 Jabren „kaum volljährig“ und „cin Kind an Mut“ genannt wird. Lachm., Walther S. 140: Swelch man din jâr bât âne mnot, din doch manzîtie sint, den machet lîhte bntzen grinl bî vier und zweinzic jâren kûme jaeree: So ist im der lîp wol mannes grôz, der muot klein als ein kint n. s. w. — Sagt übrigens Walther zu dem Kinde L. 101, 33: mînen rügge ich nâch dir brach, und meint er damit, er habe das Kind gleiehwie eine Bürde auf seinem Rüeken getragen, so begegnet sich dieses Bild mit einem Znge der Sage, die sich über die Abbolung Friedriehs ans Sicilien bildete und wonaeh Anselm von Justingen „den immer als Kind gedachten Friedrich in einer Krächsen anf dem Rücken nach Deutsehland trägt“. Pez, Seript. rer. Austr. II, 543; s. Winkelmann II, S. 317, Anm. 3.

adel unde alter gewaltecliche sâzen ê..... ez hât der tumbe rîche nû ir drîer stuol, ir drîer gruoz. owê daz man dem einen an ir drîer stat nû nîgen muoz! des hinket reht und trûret zuht und siechet schame u. s. w.). Auch bei ihm leidet die Zucht, und offenbar ist weder bei ihm, noch bei dem Kinde, noch bei den jungen Rittern jemand zugegen, der sich der Zucht annimmt. Wie die jungen Ritter obenauf sind und in Ehren stehen, so ist das bei dem jungen Thoren der Fall. Hierzu fällt in das Gewicht, daß der 'tumbe rîche' und das 'kint' in Sprüchen von gleichem Tone behandelt werden.

Weiter zeigen nun mit dem thörichten Reichen, den Rittern und dem Kinde jene *Jungen* eine auffallende Ähnlichkeit, auf welche Walther mit seiner Klage L. 23, 42 hinauskommt: Hie vor dô was diu welt sô schoene, nû ist si worden alsô hoene : ..... die jungen hânt die alten sô verdrungen. nû spottent alsô dar der alten! u. s. w. Gleich dem jungen reichen Thoren haben diese Jungen das Alter verdrängt. Unter ihrer Herrschaft wurde die Welt so 'hoene', die doch vorher so schön war, als die Alten regierten; und unter der Herrschaft jenes Thoren begannen Zucht, Recht und Schamhaftigkeit dahin zu siechen, wie es doch zuvor nicht war, als Adel, Weisheit und Alter ihrer hüteten. Sie sind zuchtlos wie die jungen Ritter und Knechte und verspotten die Alten, wie diese den zuchtvollen Mann verhöhnen, dessen auch bei ihnen niemand sich anzunehmen scheint. Dazu hat der Ton, in dem sie uns begegnen, gleiche Gestalt mit dem, worin sich Walther über die jungen Ritter und Knechte beklagt.

Zu dem thörichten Reichen ferner samt dem Kinde, den jungen Rittern und Jungen, welche die Alten verdrängt haben, bequemen sich vortrefflich die *nidern*, mit denen es Walther L. 83, 14 zu thun hat: Swâ der hôhe nider gât und ouch der nider an hôhen rât gezucket wirt, des ist der hof verirret. Wie sol ein unbescheiden man bescheiden des er niht enkan? sol er mir büezen des mir niht enwirret? Ez stênt die hôhen vor den kemenâten, sô suln die nidern umb daz rîche râten. swâ den gebrichet an der kunst, seht, dâ tuont si niht mê wan daz siz umbe werfent an ein triegen : daz lêrent si die fürsten, unde liegen. die selben brechent uns diu reht und stoerent unser ê. nû sehent wie diu krône lige und wie diu kirche stê. — Der 'tumbe rîche' besorgt, was vielmehr Weisheit, Adel und Alter besorgen sollten, und die 'nidern' versehen das Amt, welches die 'hôhen' versehen müßten, während diese vor den 'kemenâten' stehen und treiben, was den 'nidern' zukommt. Offenbar nun sind da mit den 'hôhen' nicht Leute bloß von hoher Geburt gemeint, vielmehr solche, die zugleich

in einem würdevollen Alter standen, die ein höheres Alter, eine größere Erfahrung über andere stellte. Denn nach Walthers Worten geziemt es eigentlich ihnen, das Wohl des Reiches zu beraten. Im Rate aber sollten nach Walther die Alten sitzen, oder, wie er sich darüber genauer ausdrückt, Weisheit, Adel und Alter. Dabei kam ihm offenbar alles auf die Weisheit an, diese aber fand er in der Regel eben nur bei dem Alter[25]) und Adel, doch auch bei dem Adel nur insofern, als er sich mit dem Alter verband. Andererseits sind mit den 'nidern' augenscheinlich nicht Leute bloß von niedriger Geburt bezeichnet, sondern solche, die in einem unerfahrenen Alter standen und den Bejahrten, Erfahrenen, wofern es nach Gebühr ging, deshalb untergeordnet waren und sich fügen mußten, gleichviel ob sie von hoher oder niedriger Herkunft waren. Denn sie versehen ein Geschäft, welches nach Walther nicht ihnen, sondern eben dem Alter gebührt. — Sind nun der 'tumbe rîche' und die 'jungen' an Stelle des Alters und der Weisheit getreten, so sind das also auch die 'nidern'; und findet bei den jungen Rittern und Knechten sowie dem Kinde der zuchtvolle Mann, der zuchtvolle Sänger keinen Schutz, verkümmern unter dem jungen thörichten Reichen Zucht, Recht und Schamhaftig-

[25]) Eine gewisse Weisheit kann nnd soll allerdings anch die Jugend zeigen. Sie kann und soll die weise Lehre des Alters voll Ehrfurcht achten und sie befolgen. Je edler die Jngend ist, desto mehr wird sie das thun, desto mehr wird sie anch von selber den rechten Weg finden, der nach Walther immer nur der Weg der Ehre und Gottesbnld ist. Wenn nnn nach der Überlieferung die eine der beiden Klagen Walthers auf den entschlafenen Reinmar mit den Worten anhebt L. 82, 24: „Owê daz wîsheit nnde jugent, des mannes schoene noch sîn tugent, niht erben sol, sô ie der lîp erstirbet", so haben meines Erachtens diejenigen unstreitig Recht, welche die Reime 'jugent' und 'tugent' nicht umstellen wollen. Ich denke, Reinmar war einer der Edleren, Ungemeinen, die nach Walthers Sinne schon in ihrer Jugend den Weg der Weisheit gewissermaßen suchten nnd fanden, sei es nnter der Weisung des weisen Alters, sei es nnter der des eigenen Herzens. Eben das ist es, worauf mir Walther hinznweisen scheint. Wie wohl aber würde sich dieser Hinweis und diese Klage einer Zeit einfügen, da Walther ein Geschlecht heranwachsen sah, welches jeglicher Weisheit nnd weisen Leitnng nicht sowohl entbehrte als spottete, da die Welt den Leitstern der Ehre nnd Gottesbuld immer mehr aus dem Herzen und Auge verlor, da Walther meinte, es wellte sich der Traum des Königs von Babylon erfüllen, es wollte schlimmer in den Reichen werden nnd einem verdorbenen Geschlechte ein noch verdorbeneres folgen (L. 23, 11 ff.). Reinmar mochte ein bejahrter (?), ein müder Mann sein, als der Tod ihm den Wanderstab aus der Hand nahm (ich meine das bildlich) und ihn znr Ruhe bettete. Walther gedenkt nun seiner weisen Jugend und vergleicht sie bei sich mit der jenes Geschlechtes, mit welchem scheinbar Alles zn Grunde gehen wollte. Wie nahe lag ihm da der Gedanke: Ja, hätte ein Reinmar seine edle, weise Jugend vererben können!

kcit, wird durch jene 'jungen' die Welt so 'hoene', die vorher unter den 'alten' so schön war, so werden nun durch die 'nidern' die Fürsten zu Lug und Trug verleitet, so werden von ihnen und unter ihnen die Rechte und Gesetze mißachtet; kurz, durch sie alle reißt sittliche Verderbnis ein, der man leider keinen Einhalt thut.

Nun gibt aher auch Walther seinem Unwillen über den bösen Einfluß der 'nidern' in einem Tone Ausdruck, welcher sehr erhoblich mit demjenigen übereinstimmt, in dem er sich über die Zügellosigkeit der jungen Ritter und die Verderbnis der Welt durch die 'jungen' beklagt. Beide Töne nämlich haben gleichen Aufgesang und ähnlichen Ahgesang, und einer scheint demnach auf einer Abwandlung des anderen zu heruhen.

Abermals wollen sich zu dem thörichten Reichen, den niedrigen Räten, den 'jungen' und dem Kinde sehr leicht die *Richter* gesellen, über welche sich Walther L. 85, 25 in Klage ergeht: „Ich sach hie vor eteswenne den tac, daz unser lop was gemein allen zungen. swâ uns kein lant iender nâhe lac, daz gerte suone oder ez was hetwungen. rîcher got, wie wir nâch êren dô rungen! dô rieten dalten, und tâten die jungen. nû alsô krumh[26]) die rihtaere sint, — diz bîspel ist ze merkenne hlint — waz nû geschehe dâ von, meister, daz vint." Denn wie der 'tumhe rîche', die 'nidern' und 'jungen', die 'alten und hôhen' vom Platze gedrängt hahen, so haben es offenbar auch diese Richter gethan; und wie der 'tumbe rîche' und die 'nidern' unserem Walther zu thöricht für das wichtige Würdenamt sind, welches sie bekleiden, so sind es ihm auch die Richter. Er heißt sie 'krumb' wie das 'kint' und läßt sie augenscheinlich Schuld daran sein, daß man in deutschen Landen nicht mehr nach 'êren' ringt und es nicht mehr so steht wie ehedem, als das Lob der Deutschen allen Zungen gemein war.

Woher kommt es nun, daß die Ritter, das Kind, der Reiche, die 'jnngen', die 'nidern', die Richter so übereinstimmen mit einander oder doch sich so ähnlich sind? Ich denke daher, daß ihnen mehr oder weniger dieselben Leute zum Vorhilde dienten; und ich glaube dieses um so mehr, als jene Personen in Tönen hehandelt werden, die his auf einen (L. 85, 23: Ich sach hie vor u. s. w.) einander teils gleich (L. 101, 23: Selbwahsen kint, dû hist ze krump u. s. w. L. 102, 15:

[26]) Ich kann an dem 'krumb' keinerlei Anstoß nehmen. Gewiß erfordert der Gegensatz, daß Walther junge, 'tumbe' Richter meint. Solche Richter sind aber eben krumme Richter. Vgl. L. 80, 23: ich wil dir (*Unmâze*) ..... geben ... alte junchêrren für eigen: ich wil dir junge althêrren zeigen, daz si dir *twerhes* helfen lehen; und L. 101, 23: Selbwahsen kint, dû hist ze krump, sît nieman dich gerihten mac u. s. w.

Ich was durch wunder ûz gevarn u. s. w. — L. 24, 3: Wer zieret nû der êren sal? u. s. w. Die veter hânt ir kint erzogen u. s. w.) teils ähnlich sind (L. 83, 14: Swâ der hôhe nider gât u. s. w. — L. 23, 36: Die veter hânt ir kint erzogen u. s. w. L. 24, 3: Wer zieret nû der êren sal? u. s. w.). Denn wenn Walther denselben Ton wiederholt oder einen ähnlichen gebraucht, so scheint mir dies darauf zu deuten, daß der betreffende Ton noch fortklang, fortlebte in seiner Seele. Es dürfte aber ein Ton um so länger in der Seele unseres Dichters fortgelebt haben, je länger die äußeren Verhältnisse andauerten, unter deren Einwirkung er entstand; andererseits möchte ein Ton um so mehr in unserem Sänger abgestorben sein, je mehr Zeit verfloß, seitdem er zum ersten Male erklang in ihm.

Hat nun Walther in dem Kinde das ganze verwahrloste junge Geschlecht von damals begriffen, so hat er mit dem thörichten Reichen, den niedrigen Ratgebern, den krummen Richtern und mehr oder weniger den 'jungen' angenscheinlich diejenigen von dem bösen neuen Geschlechte gemeint, die da mehr und mehr die Leitung der Dinge in ihre Hand bekamen, indem sie sich in den Rat der Fürsten und Großen drängten, die Stühle besetzten, welche ehedem Weisheit, Adel und Alter einnahmen, und nun über nichts Geringeres als das Schicksal des Reiches und der Krone entscheiden halfen.

Stand es so an den Höfen, so erklärt es sich wohl, weshalb ein Mann von strenger Zucht, wie Walther, keinen Schutz vor der lästernden Zunge junger Ritter und Knechte fand und mit seiner edeln Kunst der jungen schlimmen Brut gegenüber in sündhafter Weise schirmlos und ratlos war. Natürlich nahm sich der junge, thörichte, emporgekommene Höfling nur seines Gleichen an.

Nun läßt sich aber meines Erachtens mit diesem allen noch gar Manches und Wichtiges verbinden.

Zunächst, scheint es mir, könnten Leute wie der 'tumbe rîche', die 'nidern' und die krummen Richter jene *alten junchêrren* sein, die Walther der Unmâze anheimgeben will L. 80, 19: Unmâze, nim dich beidin an, manlîchiu wîp, wîplîche man : pfaflîche ritter, ritterlîche pfaffen, mit den solt dû dînen willen schaffen : ich wil dir si gar ze stiure geben, und alte junchêrren für eigen u. s. w. Denn wenn der 'rîche', die 'nidern', die Richter junge Leute sind und als solche Geschäfte erledigen, die vielmehr alten 'hêrren' zukommen, konnte sie da Walther nicht mit billigem Spotte 'alte junchêrren' nennen?

Wenn sodann Walther neben den alten 'junchêrren' der Unmâze auch *junge althêrren* will, damit sie ihr helfen sollen der Quere zu leben (L. 80, 25: ich wil dir junge althêrren zeigen, daz si dir twerhes

belfen leben), so dürften hinwiderum mit diesen Männer wie die 'hôhen' gemeint sein, die sich da gleich den 'nidern' gebahren und vor den 'kemenâten' stehen, anstatt über das Wohl des Reiches zu beraten, was an ihrer Stelle die 'nidern' besorgen. Diese 'hôhen' waren ja offenbar alte 'hêrren'. Es ist mir aber um so wahrscheinlicher, daß Walther unter den alten 'junchêrren' Leute wie den Reichen, die 'nidern' und Richter verstand und unter den jungen 'altbêrren' solche wie die 'hôhen', als die alten 'junchêrren' und jungen 'althêrren' in einem Tone auftauchen, welcher stark anklingt 1. an den Ton, in dem die 'nidern' und 'bôhen' vorkommen, 2. an den Ton, in welchem die 'jungen ritter', 'knehte' und jene 'jungen' behandelt werden. Ich deute die drei Töne an, indem ich die Hebungen mit ˈ bezeichne, die Senkungen gar nicht, die letzte Silbe des klingenden Reimes mit ◡, die gleichen Reime durch gleiche Buchstaben, die Zeile, worin sich alle Töne völlig gleichen, mit großen lateinischen Buchstaben, die Zeile, worin sich alle oder nur ein paar von ihnen mehr oder weniger ähnlich sind, mit kleinen griechischen Buchstaben.

1. Der Ton mit den junchêrren.	2. Der Ton mit den nidern.	3. Der Ton mit den jungen Rittern.
ˈ ˈ ˈ ˈ A	ˈ ˈ ˈ ˈ A	ˈ ˈ ˈ ˈ A
ˈ ˈ ˈ ˈ A	ˈ ˈ ˈ ˈ A	ˈ ˈ ˈ ˈ A
ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ Bβ	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ Bβ	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ Bβ (s. S. 217)
ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ Bβ	ˈ ˈ ˈ ˈ C	ˈ ˈ ˈ ˈ C
ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ γ	ˈ ˈ ˈ ˈ C	ˈ ˈ ˈ ˈ C
ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ δ	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ Bβ	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ Bβ
ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ δ	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ ζ	ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ ζ
ˈ ˈ ˈ ˈ γ	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ ζ	ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ ζ
	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ γ	ˈ ˈ ˈ ˈ γ
	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ δε	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ ε (s. S. 217.)
	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ δε	ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ δ
	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ γ	ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ δ
	ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ γ	ˈ ˈ ˈ ˈ γ
		ˈ ˈ ˈ ˈ ˈ ◡ ε (s. S. 217.)
		ˈ ˈ ˈ ˈ γ

Wie man sieht, hebt der Ton mit den 'junchêrren' gleichsam mit einem der Stollen an, aus denen der Aufgesang der anderen beiden Töne besteht. Darauf wiederholt er zwar nicht diesen ganzen Stollen, was jene beiden Töne thun, wohl aber die letzte Zeile davon, scheint also den Aufgesang der anderen beiden Töne nur nicht ganz entwickelt oder zusammengezogen zu haben. Nun schließt er mit einer Reimgruppe ab, welche sehr an diejenige erinnert, womit der Abgesang des Tones mit den 'nidern' dem Ende zugeht, ferner aber auch in dem künstlicheren Reimgefüge wieder eingeflochten scheint, worin der Abgesang des Tones mit den Rittern ausklingt. Ich ver

gleiche zunächst die ersten beiden Reimgruppen. Das Ähnliche derselben besteht 1. darin, daß beide ein klingendes Reimpaar in der Mitte von zwei stumpfen Reimen erscheinen lassen; 2. darin, daß die eine den Abschluß des ganzen Tones bildet, die andere zu diesem Abschlusse überleitet; 3. darin, daß in beiden die zweite der stumpfen Reimzeilen um eine Hebung kürzer als die erste ist. Wenn nun aber der Ton mit den 'nidern' auf zwei stumpfreimende Zeilen noch eine dritte Zeile mit gleichem Reime folgen läßt und damit den Abschluß des Ganzen bildet, so geschieht dasselbe in dem Tone mit den Rittern und auch in diesem ist zwischen die beiden ersten dieser stumpfen Reimzeilen ein klingendes Reimpaar geschoben. Beide Reimgruppen unterscheiden sich jedoch darin wieder, daß die erste eben nur ein klingendes Reimpaar zwischen zwei der drei stumpfen Reime setzt, die andere aber noch zwei klingende Reime zwischen alle drei stumpfen Reime verteilt. Anderseits stimmen die Töne mit den 'nidern' und den Rittern wieder darin überein, daß sie den eben verglichenen Reimgruppen ein klingendes Reimpaar unmittelbar vorausgehen lassen und hiermit den Abgesang beginnen. Davon hat der Ton mit den 'junchêrren' nichts. Alle drei Töne aber entwickeln sich in Sätzen von 4 und 5 Hebungen, ausgenommen zwei Sätze von 3 Hebungen, welche in dem Tone mit den 'nidern' die zweite Hälfte der beiden letzten gleichartigen Langzeilen bilden.

Fasse ich Alles zusammen, so scheint mir der Ton mit den 'junchêrren' dem Tone mit den 'nidern' am nächsten zu stehen, um ein Weniges ferner dem Tone mit den Rittern, durch alle drei aber scheint sich mir ein und dieselbe Grundform [27] zu ziehen und diese am meisten

[27]) Dieselbe Form stellt sich, wie mir scheint, mehr oder weniger noch in zwei Tönen Walthers dar, nämlich 1. dem Tone, worin Walther den Kaiser begrüßt, 2. dem Tone, worin er der höhnischen Bewirtung gedenkt, die ihm durch den Abt von Tegernsee widerfuhr. Ich deute beiläufig auch diese Töne behufs einer Vergleichung an, indem ich mich der schon gebrauchten und erklärten Bezeichnungen bediene und in der begonnenen Bezifferung fortfahre:

4. Der Ton mit dem Kaiser.	5. Der Ton mit Tegernsee.
' ' ' ' A	' ' ' ' A
' ' ' ' A	' ' ' ' A
' ' ' ' ' ◡ Bβ	' ' ' ' ' ' ◡ β
' ' ' ' A	' ' ' ' A
' ' ' ' A	' ' ' ' A
' ' ' ' ' ◡ Bβ	' ' ' ' ' ' ◡ β
' ' ' ◡	' ' ' ' ' ◡ ε
' ' ' '	' ' ◡ δ
' ' ' ' ' ◡ ε	' ' ◡ δ
' ' ' ◡	' ' ' ' ' ◡ ε
' ' ' '	
' ' ' ' ' ◡ ε	

entwickelt zu sein in dem Tone mit den Rittern, am wenigsten in dem Tone mit den 'junchêrren'.

Ich gehe über zu einer neuen Deutung. Wenn Walther in dem Tone mit den 'nidern' von 'fürsten' spricht, welche durch diese 'nidern' zum Betruge verleitet werden, so scheinen mir auf solche Fürsten die 'hêrren' zu passen, denen er lehren will, woran sie die guten und bösen Ratschläge erkennen könnten. L. 83, 27: Ich muoz verdienen swachen haz: ich wil die hêrren lêren daz, wies iegeslîchen rât wol mügen erkennen. der guoten raete der sint dri: drî ander boese stênt dâ bî zer linggen hant. lât iu die sehse nennen. frum unde gotes hulde und weltlich êre, daz sint die guoten: wol im der si lêre! den möht ein keiser nemen wol an sînen hôhsten rât. die andern heizent schade, sünde und schande. da erkennes bî der sie ê niht bekande. wan hoeret an der rede wol wiez umb daz herze stât. daz anegenge ist selten guot daz boeses ende hât. — Die 'fürsten' waren 'hêrren'. Wie die fürsten', so waren die 'hêrren' offenbar in den Händen schlechter Berater. Die Berater der 'fürsten' rieten zu einem Betruge, die der 'hêrren' augenscheinlich zu einem Handel, der den 'hêrren' nicht bloß Schaden bringen konnte, sondern sie auch mit Sünde und Schande befleckte, und vor welchem Walther warnt mit den Worten: daz anegenge ist selten guot, daz boeses ende hât. Die fürstlichen Ratgeber ferner fanden Gehör bei ihren Herren [28]), und die Ratgeber der 'hêrren'

Vergleichen wir den Ton mit dem Kaiser, den Ton mit den Rittern und den Ton mit den 'nidern', so finden wir, daß alle drei Töne einen ganz gleich geformten Anfgesang haben. Nnr im Abgesange geht der Ton mit dem Kaiser sehr anders als die anderen beiden Töne. — Der Ton mit Tegernsee entwickelt sich zunächst in zwei Stollen, die nur darin abweichen von den Stollen der übrigen Töne, daß sie die dritte Zeile um eine Hebung verlängern. Dann schließt er in seinem Abgesange mit einer Art von Reimgruppe, wie sie sich im Abgesange des Tones mit den Rittern findet. Sollte nun der Ton mit den Rittern in der Colmarer Handschrift etwa deshalb als 'Wendelweise' bezeichnet sein (Bartsch, Germania 6, 197), weil er eine Form hat, welche in so mannigfacher Weise von Walther abgewandelt wnrde?

[28]) Was die Worte besagen: daz lêrent si die fürsten, unde liegen. In Erinnerung solcher Znstände an gewissen Höfen dürfte Walther später die Fürsten ermahnt haben L. 36, 19: gloubt niht daz iu die lügenaere sagen und volget guotem râte: sô mugt ir in himele houwen. Denn obschon man den Spruch, den diese gewichtigen Worte beschließen, nnserem Walther seiner Zeit abgesprochen hat, so trägt er doch den Stempel seines Geistes, seiner Gesinnnng und seiner Erfahrung durch und dnrch. Was Walther uns sonst in vielen Sprüchen und Strophen vereinzelt offenbart hat, meist heftig nnd stark bewegt durch das Leben, das er nicht mit der Sehnsncht und Forderung seines Herzens im Einklange fand, das gibt er hier mit einer Art gewaltiger Ruhe in einem Stücke heraus, ich meine den Begriff von der Anfgabe, Stellnng und Würde der Fürsten und zugleich der Franen, den er in sich trng; auch der

hatten es scheinbar auch nicht mit tauben Ohren und unempfänglichen Gemütern zu thun. Auch kommen die 'fürsten' und 'hêrren' in dem nämlichen Tone zum Vorschein. Ich glaube daher, daß Walther mit den 'hêrren' vornehmlich die 'fürsten' meinte.

Nun aber denke ich auch sagen zu können, auf welchen Vorgang und welche Verhältnisse Walther in den Sprüchen mit den 'hêrren' und 'fürsten' hinausgeht. Ich meine auf die Meuterei, die Empörung der Fürsten gegen ihren König und Kaiser Otto, von der ich schon einiges zu erwähnen hatte und die ich jetzt von ihrem Anbeginne bis zu einem gewissen Abschnitte ihrer Entwicklung genauer vorführen muß.

Sie wurde zuerst vom Papste betrieben, jedenfalls aber sehr bald durch den König Philipp von Frankreich unterstützt. Der Papst wußte wohl, daß ein Angriff des Kaisers auf das Königreich Sicilien nicht die Billigung der deutschen Fürsten finden würde, und als nun Otto etwa in der ersten Hälfte des November 1210 die Grenze des Königreichs überschritt und deshalb am 18. November gebannt wurde von Innocenz, hat dieser augenscheinlich schon seine Anstalten getroffen die Mißstimmung der Fürsten gegen den Kaiser sich zu Nutze zu machen, ohne doch die Hoffnung auf eine Verständigung mit Otto gänzlich aufzugeben. War es nicht schon vorher geschehen, so geschah es doch wenigstens damals, daß der Papst Briefe an alle deutschen Fürsten mit der Aufforderung sandte, den Kaiser Otto zurechtzuweisen[29]). Und kurz vor der Bannung am 12. November war es, als Innocenz dem abgesetzten Erzbischofe von Köln, Adolf von Altena, dem Feinde Otto's, einen Teil der bischöflichen Befugnisse wieder erstattete und dabei demselben zu verstehen gab, er könne sich durch ein gutes politisches Verhalten noch mehr verdienen. Was der Papst

Frauen (mit den Worten: sît milte, fridebaer, lât iuch in wirde schouwen: sô lobent iuch die reinen süezen frouwen. Vgl. damit z. B. L. 28, 17); denn darin beruht nach Walther die Würde und der große veredelnde Einfluß der Frau, daß sie nur dem guten, frommen Manne ihre Huld schenkt und ihr Lob erteilt (vergl. z. B. L. 91, 17 ff. 91, 29 ff. 44, 1 ff. 28, 17, 13, 9), wohingegen die Welt schlechter wird nach Walther, wenn die Frauen böse Männer ebenso gern als gute haben (vgl. z. B. L. 48, 25 ff., 90, 31 ff.). Mir erscheint der Spruch als ein Juwel in der Dichtung Walthers. Er gipfelt und schließt auch ganz so ab wie Walthers Sprüche und Lieder. Vgl. besondere L. 124, 35: möht ich die lieben reise gevaren über sê, sô wolte ich denne singen wol, und niemer mê ouwê.

[29]) Magdeb. Schöppenchron. S. 135 zum Jahre 1210: des sande de pawes sine breve allen vorsten, dat se keiser Otten berichten scholden u. s. w. s. Winkelmann II, S. 250, Anm. 2.

damit sagen wollte, war deutlich, wenn er nicht verfehlte sich gleichzeitig über den undankbaren Otto zu beschweren und dem wieder in Gnaden angenommenen Adolf darin Recht zu geben, daß er sich einst von diesem Menschen losgesagt hatte. Diese Klagen sollten wohl ihren Weg zu den deutschen Fürsten nehmen, und Adolf dürfte nun das Seine gethan haben, sie an die rechten Leute zu bringen (Winkelmann II, S. 250 n. 269).

Um diese Zeit, scheint es, hat nun auch der Papst Annäherung an den König von Frankreich gesucht, den politischen Freund des Staufergeschlechtes und eifrigsten Fürsprecher des jungen Friedrich, den ängstlich-wachsamen Feind Johanns von England und seines Neffen, des Kaisers. Beide reichten jetzt einander die Hand zum gemeinsamen Vorgehen gegen den Welfen Otto. Auch Philipp kannte die Gänge, welche zum Ziele führten und hatte sie schon zu benutzen verstanden. Eben damals im November 1210 hat er bereits mit Hermann von Thüringen unterhandelt, „dem schlimmsten Intriguanten unter den deutschen Fürsten" (Winkelm. II, 251), und dem Landgrafen versprochen „eine Tochter von ihm zur Königin von Frankreich zu machen, wenn sie nicht gar zu häßlich sei und wenn der Landgraf es durchsetzen könne, daß der Papst dem Könige endlich die Scheidung von der dänischen Ingeborg gewähre" (Winkelm. a. a. O.). Es ist offenbar, daß der König dabei schon gegen Otto schürte. Denn wenn der Papst im Herbste des Jahres 1210 „durch seinen in Frankreich weilenden Capellan Peregrin" den König auffordern ließ, vor allem die Fürsten des Reiches zu bearbeiten, damit Otto durch ihre Empörung genötigt werde Italien zu verlassen, so schrieb nun der König zu Anfang des Jahres 1211 dem Papste darauf: „Wisset, daß wir dies gut und gründlich schon besorgt zu haben glauben. Aber die Fürsten verlangen von uns ein offenes Schreiben von Euch und den Cardinälen, daß Ihr nie und nimmermehr mit Otto Frieden schließen werdet, und auch ein Schreiben. in welchem Ihr Alle von der Treue gegen ihn losspreeht, so daß sie dann einen Anderen wählen können" u. s. w. (Winkelm. II, S. 252 f.). Nunmehr sandte der Papst am 1. Februar 1211 zwei Schreiben an den König, von denen das eine für ihn selbst, das andere für die deutschen Fürsten bestimmt war und von Frankreich aus an diese befördert werden sollte. Jenes war augenscheinlich bestimmt dem Könige eine Handhabe zu bieten, um seine Vasallen und Unterthanen opferwillig für seine und des Papstes Sache zu machen. Dieses brachte den deutschen Fürsten die amtliche Anzeige von der Bannung des Kaisers und sprach sie vom

Eide des Gehorsams los, weil Otto — und das sind nun die Worte von Innocenz — „unserer Wohlthaten uneingedenk und seiner eigenen Versprechungen nicht achtend, böswillig den König von Sicilien, welcher als Waise unter päpstlichem Schutze steht, verfolgt und mit Unrecht das Königtum desselben und anderes Land der römischen Kirche angreift, gegen seine Eide und Verbriefungen und gegen unser Recht und Verdienst.“ Innocenz verstand es, in diesem Schreiben die Punkte hervorzuheben, welche geeignet waren die Abneigung und Besorgnis der deutschen Fürsten gegen den Kaiser, sei es zu steigern, sei es erst wachzurufen. Er sagte ihnen weiter darin: „Wie hoch er Euch achtet, das könnt Ihr daraus zur Genüge erkennen, daß er, ohne Euern Rath einzuholen, eine so wichtige und gefährliche Sache einzig nach seinem eigenen Gutdünken begonnen hat. Erreicht er hier seinen Zweck, dann wird er Euch in solche Verhältnisse herabdrücken, in welche die englischen Barone durch seine Verwandten gebracht worden sind; in England erzogen, wird er nach Kräften die Gewohnheiten dieses Landes auch im Reiche einzuführen trachten.“ Innocenz verstand es auch, ohne in das freie Wahlrecht der Fürsten einzugreifen, ihnen Denjenigen doch zu bezeichnen, den sie wählen sollten, und über den er sich vorher mit Philipp ohne Zweifel verständigt hatte. Er habe sich eben in Otto geirrt, wie Gott selbst, der doch das Zukünftige weiß, den von ihm erhobenen Saul nachträglich wieder habe verwerfen müssen, um einen frommen Jüngeren an seine Stelle zu setzen. Dieser Vorgang biete ein Bild für die gegenwärtige Lage. Endlich ruft er den deutschen Fürsten zu: „Lernet an mir, damit es Euch nicht etwa so gehe, daß Ihr nicht wollt, wenn Ihr könnt, und nicht könnt, wenn Ihr wollt“ (Winkelm. II, 254—257. 278).

Während dieses Manifest seinen Weg über Frankreich nach Deutschland nahm, war offenbar der Landgraf durch Philipp schon heimlich für die Empörung gewonnen, und dürfte man auch des Erzbischofs Sigfried von Mainz und des Königs von Böhmen so ziemlich sicher gewesen sein, obschon Sigfried noch am 31. Januar 1211 für Otto thätig war (Winkelm. II, 270, Anm. 3). Etwa Mitte Februar aber erst erfolgte der vollständige Abbruch der Verhandlungen zwischen dem Papste und Kaiser. Hermann, Ottokar und Sigfried jedoch betrieben nun heimlich die Werbung gegen den Kaiser fort. Ich habe, als ich erstbin diese Verhältnisse berührte, schon angemerkt, daß Hermann, Ottokar und Sigfried im Frühjahre (März oder April) 1211 mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen und dem Erzbischofe Albrecht von Magdeburg zu Naumburg in aller Stille gegen den Kaiser geplant

haben sollen. Vielleicht befand sich das Schreiben des Papstes nunmehr in ihren Händen und war es schon bei dieser geheimen Beratung im Spiele. Noch zögerte man aber den Bann zu verkündigen und sich offen gegen den Kaiser zu erklären, wie der Papst es einesteils wünschte, andernteils befahl. Augenscheinlich wollten die Verschworenen erst noch andere Fürsten zu sich herüberziehen, bevor sie diesen gefährlichen Schritt unternahmen. Das, hoffte man wohl, sollte auf der öffentlichen Versammlung gelingen, welche nun (etwa Juni 1211) Erzbischof Sigfried nach Bamberg berief, angeblich zum Zwecke der Wiedereinsetzung des geächteten Bischofs Ekbert von Bamberg, dessen Schuld oder Unschuld (an Philipps Ermordung) zu untersuchen Sigfried vom Papste beauftragt war. Diese Angelegenheit konnte schicklicher Weise die Herzöge von Baiern und Österreich nach Bamberg führen, welche an ihr ein besonderes Interesse hatten, und welche nun wirklich mit Hermann, Ottokar und Sigfried daselbst zusammentrafen. Jetzt tauchte, wie es scheint, zum ersten Male vor einem größeren Kreise der Gedanke auf, Otto durch Friedrich zu ersetzen (um mich an Winkelmanns Worte zu halten), doch fand derselbe nicht den Beifall der Mehrheit und die Versammlung löste sich auf, ohne in der Reichsfrage irgend Etwas beschlossen zu haben (Winkelm. II, 273). Dennoch wurde mit diesem Tage ein wichtiger Schritt vorwärts gethan, indem Erzbischof Sigfried noch in Bamberg den Bann über Otto sprach. Ihm folgte auf dem Fuße König Ottokar mit seiner Lossagung vom Kaiser und gleichzeitigen Erklärung für Friedrich[30]), und nun dürfte auch Landgraf Hermann nicht mehr lange hinter dem Berge gehalten haben. Etwa zu Anfang des September fanden sich sowohl Ludwig von Baiern als Leopold von Österreich mit Hermann, Ottokar und wohl auch Sigfried zu Nürnberg ein, um nun einstimmig Friedrich zum künftigen Kaiser zu erwählen.

(Fortsetzung folgt.)

P. WALTHER.

[30]) Winkelmann II, 274.

DIE MIT DEM SUFFIXE NI GEBILDETEN VERBALABSTRACTA IM GOTISCHEN.

VON

Dr. FRIEDRICH LOSCH*).

In den nördlichen europäischen Sprachen ist Suffix NI häufiger angewandt, als in den südlichen[1]). Auch die gotischen Sprachreste bieten uns eine beträchtliche Anzahl von Nominalbildungen auf n mit i-Declination, d. h. Ableitungen durch Suffix NI. Die gotischen NI-Bildungen sind augenscheinlich aus Verbalstämmen abgeleitet und generis feminini. Im Sanskrit sind mit dem Suffix NI nomina agentis gebildet[2]); betrachtet man das femin. als genus der Abstraction, so dürfen die gotischen Bildungen auf -ni- nomina actionis genannt werden.

Das Suffix NI tritt an den Verbalstamm, und zwar:

1. unmittelbar an den einfachen Stamm *a*) der gesteigerten Wurzel, *b*) des Präteritums, *c*) des Präsens;

2. an den erweiterten Stamm *a*) einer einzigen Ableitung auf -a-; *b*) der schwachen Verba auf -ja-, -ei-; *c*) derjenigen auf -ai-, und *d*) derjenigen auf -ô-.

So entstehen die Nominalbildungen I. auf einfaches -ni-; II. auf -a-ni-; III. auf -ei-ni-; IV. auf -ai-ni-; V. auf -ô-ni-. Der Anzahl nach überwiegen weitaus die gotischen nomina auf -ei-ni-.

I. Suffix NI, hier auch, mit vorgeschlagenem S, SNI, tritt unmittelbar an den einfachen Verbalstamm[3])

a) der gesteigerten Wurzel:

1. *rôhsns,* Thema rôh-sni-, αὐλή; wohl zu rah, sanscr. rac anordnen, Fick 3, 250.

2. *sôkns,* Thema sôk-ni-, nur im plur., ζητήσεις; zu sakan, μάχεσθαι sc. mit Worten.

3. *taikns,* Thema taik-ni-, σημεῖον; zu tik = dig, dik zeigen, Fick 3, 114.

*) Diese Abhandlung wurde von Herrn Prof. Dr. M. Heyne zur achten Auflage des Stamm'schen Ulfilas benützt.

[1]) Schleicher, Compend. §. 223, unter „Altbulgarisch".

[2]) Bruno Lindner, altindische Nominalbildung §. 67.

[3]) Vgl. Leo Meyer 225. 399.

4. *dauns,* Thema dau-ni-, ὄσφρησις, ὀσμή, εὐωδία; zu dhu, fachen, schütteln, Fick 2, 389.

b) des Präteritums:

5. *garêhsns,* Thema ga-rêh-sni-, προθεσμία, οἰκονομία; consilium, dispensatio, Bernhard Skeir.; nach J. Grimm, Kl. Schr. 5, 195 zu rikan, congerere, wahrscheinlicher aber mit Gabelenz und Löbe, Diefenbach II, 169, zum gleichen Verbum, von welchem sich garaihts, garaihtjan etc. herleiten.

6. *anabusns,* Thema ana-bu-sni- für ana-bud-sni-, ἔνταλμα, ἐντολή; zu anabiudan, ἐντέλλεσθαι.

c) des Präsens:

7. *siuns,* Thema siu-ni- für sihv-ni-, ὄψις, ἀνάβλεψις, ὀπτασία, εἶδος; zu saihvan, ὁρᾶν, βλέπειν.

8. *a*) *andavizns,* Thema anda-viz-ni-, wahrscheinlich aus anda-vis-sni-, ὀψώνιον, χρεία; *b*) *vailavizns,* Thema vaila-viz-ni-, wahrscheinlich aus vaila-vis-sni-, victus, Bernhard Skeir. 49; zu visan, J. Grimm, Kl. Schriften 5, 56; vgl. got. vizôn, 1 Tim. 5, 6: sô vizôndei in azêtjam, ἡ σπαταλῶσα.

9. *usbeisns,* Thema us-bei-sni für us-beid-sni-, μακροθυμία, ἀποκαραδοκία; zu usbeidan, μακροθυμεῖν, προς-, ἐκδέχεσθαι.

Anmerkung. Vielleicht gehört auch der accus. *lûn,* λύτρον, Mc. 10, 45 zu einem Thema lû-ni-; vgl. griech. λύω; ebenso der accus. *andavleizn,* πρόσωπον zu einem Thema anda-vleiz-ni- für anda-vleit-sni; derselbe kommt viermal in der Verbindung ana andavleizn, einmal in der Verbindung in andavleizn vor, so daß zwischen neutr. andavleizn oder masc. andavleizns, Suffix NA, oder fem. andavleizns, Suffix NI, die Entscheidung zweifelhaft ist[4]).

Bemerkungen zu I.

1. Die Nummern 1—4 unter *a*) könnten unter Umständen, jedoch nicht so bestimmt, wie 5 und 6 unter *b*), auch direct zu entsprechenden Präteritalstämmen gerechnet werden.

Obige neun Bildungen auf NI und SNI gehören zu den ältesten, und nur hier treffen wir NI-Ableitungen vom Präteritum.

2. Zu Suffix SNI. Unzweifelhaft liegt es vor in rôhsns und garêhsns. Das s ist nach Schleicher[5]) als ein bloß der Lautlehre angehörender Suffixvorschlag aufzufassen, der unter gewissen lautlichen Bedingungen auftritt.

[4]) Leo Meyer p. 718.

[5]) Compend. §. 182, A, 7, b, und §. 223 unter „Altbulgarisch".

Für usbeisns und anabusns beruft man sich gewöhnlich auf den von Grimm autorisirten Übergang von D, T, Th in S und leitet die Formen ab von den Themen ns-beid-ni-, ana-bud-ni. Viel natürlicher scheint mir, vor Suffix SNI einen Ausfall des d anzunehmen[6]), analog folgenden Beispielen: siuns = sihvns, vaurstv = vaurkstv, gilstr = gildstr etc., denen sich ganz ungezwungen anabusns = anabudsns und usbeisns = usbeidsns anreihen. Man vergleiche übrigens Begemanns Schrift „Das schwache Präteritum", worin die ganze Lehre vom Übergang der Mutae in die Spirans energisch in Zweifel gezogen ist, p. 32—59.

Einer näheren Betrachtung bedarf das z in andavleizn, andavizns, vailavizns. Für ersteres ist vlits maßgebend, z also secundär. Sollte hier nicht auch jenes dem Suffixe vorgeschlagene S verborgen sein, so daß andavleizn(s) aus anda-vleit-sni- (oder sna-), andavizns und vailavizns aus anda- oder vaila-vis-sni- zu erklären wären? Im Gotischen steht ja öfters z für s. Dann wäre das Verbum vlizjan 1 Cor. 9, 27 als eine secundäre Bildnng, die sich dem Lautbestand in andavleizn(s) anlehnte, aufzufassen; ebenso verhielte sichs mit vizôn 1 Tim. 5, 6 im Vergleich zu andavizns und vailavizns.

Das dem Suffix NI vorgeschlagene S ist dem Germanischen und Slavischen gemeinsam[7]); im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen findet es sich nicht. Parallel sind außerdem: sanskr. -ika-, gr. -ικο-, lat. -icu-, slav. -ĭskŭ-, got. -iska-; sanskr. -ti-, gr. -τι-, lat. -ti-, slav. -tĭ- nnd -stĭ-, got. -ti- und -sti; sanskr. -tva-m, griech. -τυ-, lat. -tu-, slav. -stvo-, got. -dva- und -stva-.

3. Zu taikns. Nach Fick 3, 114 ist dieses Nomen in den germanischen Sprachen überall neutr., Thema taik-na-; nur an. findet sich daneben fem. jarteikn (jarteign) Wahrzeichen; ags. soll es gelegentlich auch als fem. vorkommen[8]). Das gotische taikns, Thema taik-ni-, übersetzt griech. σημεῖον. Die Belege, die auch ein neutrales Thema taik-na- gestatten würden, sind Mc. 8, 10. 12 acc. sg. taikn; Mc. 8, 12; Joh. 6, 30; 12, 37; 1 Cor. 1, 22 gen. pl. taiknê. Aber

[6]) Übereinstimmend mit K. v. Bahder. Verf. hatte bei seiner Arbeit die Schriften von Leskien, „Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen" in den Preisschriften der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft, Leipzig 1876, und K. v. Bahders „Die Verbalabstracta in den germanischen Sprachen", Halle 1880, noch nicht gekannt und stimmt in einigen Einzelheiten selbständig mit denselben überein, was nunmehr ergänzt nnd jedesmal erwähnt ist.

[7]) K. v. Bahder p. 80. Schleicher, Comp. §. 223, „Altbulgarisch" und §. 182, A, 7, b.

[8]) Ettm. 536. K. v. Bahder p. 81.

man hat keinen Grund, aus diesen Stellen ein neutr. taikn zu folger Nichtsdestoweniger deutet ein Beleg auf gotisches neutr. taikn[9]); es i die Stelle 2 Thess. 1, 5: taikn garaihtaizôs stauôs guths: ἔνδειγ τῆς δικαίας κρίσεως τοῦ θεοῦ. Leitet man hier taikn aus fem. taik ab, so muß es accus. sein; aber für die Auffassung als nom. neut taikn spricht, daß für den accus. keinerlei Nothwendigkeit vorhande sondern derselbe nur für die Auffassung als acc. fem. taikn e zwungen ist. Ferner ergibt die natürliche Construction taikn als App sition zu den zwei nom. galauheins, friathva Vers 3; mit der Co struction vergleiche man etwa Joh. 8, 25: anastôdeins, thatei jah rôd du izvis; τὴν ἀρχὴν ὅτι καὶ λαλῶ ὑμῖν. Aber auch abgesehen dav ist 2 Thess. 1, 5 die einzige Stelle, an welcher taikn griech. ἔνδειγ wiedergibt, während fem. taikns immer griech. σημεῖον entspricht.

II. Suffix NI tritt an die mit a erweiterte Wurzel.

1. *asans*, Thema as-a-ni- θερισμός, θέρος, wahrscheinlich zu dörren, davon azgô Asche, essa Esse; vgl. lat. ardor.

III. Suffix NI tritt an den Präsensstamm der Verha a -ja-, -ei- an; vgl. Leo Meyer 226; 399; 468.

1. *usbaltheins*, Thema us-halth-ei-ni-, διαπαρατριβαί, got. sing. f griech. plur.; zu *usbalthjan, balthjan, audacter se gerere (Bern Skeir. 39).

2. *balveins*, Thema balv-ei-ni-, κόλασις, im plur. βάσανοι; balvjan, βασανίζειν.

3. *gamalteins*, Thema *ga-malt-ei-ni-*, ἀνάλυσις [Tod]; zu *gama jan vgl. angels. meltan = miltan; daraus causativ maltjan.

4. *a) marzeins*, Thema marz-ei-ni-, σκάνδαλον; zu marzjan σκα δαλίζειν; *b) frathjamarzeins*, Thema frathja-marz-ei-ni-, Gal. 6, 3: silbin frathjamarzeins ist, φρεναπατᾷ ἑαυτόν; zu marzjan; *c) afma eins*, Thema af-marz-ei-ni-, ἀπάτη; zu afmarzjan σκανδαλίζειν; *d) g marzeins*, Thema ga-marz-ei-ni-, σκάνδαλον; zu gamarzjan σκανδαλίζε

5. *ufarranneins*, Thema ufar-rann-ei-ni-, nur im plur., aspersion Bernh. Skeir. 41; zu *ufarrannjan vgl. urrannjan.

6. *ufsvalleins*, Thema uf-svall-ei-ni-, nur im plur., φυσιώσει zu *ufsvalljan causativ von *svillan, ahd. swellan.

7. *talzeins*, Thema talz-ei-ni-, παιδεία; zu talzjan, παιδεύειν.

8. *usvalteins*, Thema us-valt-ei-ni-, ῥῆγμα, καταστροφή; zu usva jan, καταστρέφειν, ἀνατρέπειν.

[9]) Von Heyne Ulfilas 8. Auflage ins Wörterbuch aufgenommen.

9. *a*) *gavandeins*, Thema ga-vand-ei-ni, conversio, Bernh. Skeir. 38; zu gavandjan, *στρέφειν*, *στρέφεσθαι*; *b*) *usvandeins*, Thema us-vand-ei-ni, Eph. 4, 14: du listeigai usvandeinai airzeins: *πρὸς τὴν μεθοδείαν τῆς πλάνης*; zu usvandjan (intrans., ohne sik) *ἀποστραφῆναι*, *ἐκτραπῆναι*.

10. *fravardeins*, Thema fra-vard-ei-ni-, *ὄλεθρος*; zu fravardjan, *φθείρειν*, *διαφθείρειν*, *ἀφανίζειν*.

11. *gavargeins*, Thema ga-varg-ei-ni-, *κατάκρισις*; zu gavargjan, *κατακρίνειν*.

12. *hazeins*, Thema haz-ei-ni-, *αἶνος*, *ἔπαινος*, im plur. *ὕμνοι*; zu hazjan, *αἰνεῖν*, *ἐπαινεῖν*.

13. *a*) *aflageins*, Thema af-lag-ei-ni-, *ἄφεσις*; zu aflagjan, *καταργεῖν*; *b*) *analageins*, Thema ana-lag-ei-ni-, *ἐπίθεσις*; zu analagjan, *ἐπιτίθεσθαι*; *c*) *faurlageins*, Thema faur-lag-ei-ni-, *πρόθεσις*; zu faurlagjan *παρατίθεσθαι*.

14. *naseins*, Thema nas-ei-ni-, *σωτηρία*, *σωτήριον*; zn nasjan *σώζειν*.

15. *a*) *afsateins*, Thema af-sat-ei-ni-, *ἀποστάσιον*; zu afsatjan, *ἀπολύειν*, *μεθιστάνειν*; *b*) *gasateins*, Thema ga-sat-ei-ni-, *καταβολή*; zu gasatjan, *ἱστάναι*, *καθιστάναι*, *τάττειν*; *c*) *ussateins*, Thema us-sat-ei-ni-Glosse zu Eph. 2, 3: ussateinai urrugkai, Stamm-Heyne: ab origine reprobati; zu ussatjan, *ἐξανιστάναι*, *συνιστάνειν*, *φυτεύειν*.

16. *hlêthrastakeins*, Thema hlêthra-stak-ei-ni-, *σκηνοπηγία*, zu *stakjan, stecken.

17. *distaheins*, Thema dis-tah-ei-ni-, *διασπορά*; zu distahjan, *σκορπίζειν*, *διασκορπίζειν*.

18. *gavaleins*, Thema ga-val-ei-ni-, *ἐκλογή*; zu gavaljan *ἐκλέγεσθαι*.

19. *gavaseins*, Thema ga-vas-ei-ni-, *ἱματισμός*; zu gavasjan, *ἀμφιεννύναι*, *ἐνδύειν*, *περιβάλλειν*.

20. *ufblôteins*, Thema uf-blôt-ei-ni-, *παράκλησις* in der Bedeutung Bitte, Gebet; zu blôtan, *σέβεσθαι*, *λατρεύειν*; siehe nnter „Bemerkungen".

21. *a*) *afdômeins*, Thema af-dôm-ei-ni-, condemnatio Bernh. Skeir. 51; zu afdômjan *καταδικάζειν*, *καταθεματίζειν*; *b*) *faurdômeins*, Thema faur-dôm-ei-ni-, *πρόκριμα*, zu *faurdômjan.

22. *a*) *fôdeins*, Thema fôd-ei-ni-, *τροφή*; zu fôdjan, *τρέφειν*; *b*) *usfôdeins*, Thema us-fôd-ei-ni-, *διατροφαί*; zu *usfôdjan.

23. *gôleins*, Thema gôl-ei-ni-, *ἀσπασμός*; zu gôljan, *ἀσπάζεσθαι*.

24. *birôdeins*, Thema bi-rôd-ei-ni-, *γογγυσμός*; im plur. *ψιθυρισμοί*; zu birôdjan, *γογγύζειν*, *διαγογγύζειν*.

25. *sôkeins*, Thema sôk-ei-ni-, quaestio, Bernh. Skeir. 41, *ζήτησις*; zu sôkjan, *ζητεῖν*, *συνζητεῖν*.

26. *a*) *anastôdeins*, Thema ana-stôd-ei-ni-, ἀρχή, ἀπαρχή; Lc. 1, 70: ἀπ' αἰῶνος: fram anastôdeinai; zu anastôdjan ἄρχεσθαι, ἐνάρχεσθαι; *b*) *aftraanastôdeins*, Thema aftra-ana-stôd-ei-ni-, renovatio, Bernh. Skeir. 38; zu *aftraanastôdjan.

27. *usthrôtheins*, Thema usthrôth-ei-ni-, γυμνασία; zu usthrôthjan vgl. Phil. 4, 12: in allaim us-thrôthiths im: ἐν πᾶσιν μεμύημαι; thrôthjan γυμνάζειν.

28. *veitvôdeins*, Thema veitvôd-ei-ni-, judicium Bernh. Skeir. 48; zu veitvôdjan, μαρτυρεῖν, καταμαρτυρεῖν.

29. *a*) *hnaiveins*, Thema hnaiv-ei-ni-, ταπείνωσις; zu hnaivjan ταπεινοῦν; *b*) *ufhnai-veins*, Thema uf-hnaiv-ei-ni-, ὑποταγή; zu uf-hnaivjan, ὑποτάττειν.

30. *a*) *hraineins*, Thema hrain-ei-ni-, καθαρισμός; zu hrainjan; καθαρίζειν; *b*) *gahraineins*, Thema ga-hrain-ei-ni-, καθαρισμός; zu ga-hrainjan, καθαρίζειν, καθαίρειν.

31. *laiseins*, Thema lais-ei-ni-, διδαχή, διδασκαλία; zu laisjan, διδάσκειν.

32. *inmaideins*, Thema in-maid-ei-ni-, ἀντάλλαγμα, commutatio, Bernh. Skeir. 46; zu inmaidjan, ἀλλάττειν, μετασχηματίζειν.

33. *naiteins*, Thema nait-ei-ni-, nur im plur., βλασφημίαι; zu *naitjan, ganaitjan Mc. 12, 4: ganaitidana: ἠτιμωμένον.

34. *garaideins*, Thema ga-raid-ei-ni-, διαταγή, κανών, im plur. δόγματα; Röm. 9, 4: vitôdis ga-raideins: νομοθεσία; zu garaidjan, διατάττειν, προτίθεσθαι.

35. *gaskaideins*, Thema ga-skaid-ei-ni-, διαστολή; zu gaskaidan [sik] στέλλεσθαι, siehe unter „Bemerkungen".

36. *daupeins*, Thema daup-ei-ni-, βάπτισμα, im plur. βαπτισμοί; zu daupjan, βαπτίζειν.

37. *dautheins*, Thema dauth-ei-ni-, νέκρωσις, im plur. θάνατοι zu dauthjan, νεκροῦν.

38. *hauheins*, Thema hauh-ei-ni-, δόξα; Phil. 2, 3: bi lausai hauheinai: κατὰ κενοδοξίαν; zu hauhjan, ὑψοῦν, δοξάζειν.

39. *hauneins*, Thema haun-ei-ni-, ταπείνωσις, ταπεινοφροσύνη; [ταπεινοφροσύνη: hauneins ahins Col. 3, 12; hauneins hairtins Col. 2, 23; hauneins gahugdais Phil. 2, 3; hauneins allein Eph, 4, 2; Col 2, 18.] zu haunjan, ταπεινοῦν.

40. *a*) *hauseins*, Thema haus-ei-ni-, ἀκοή; zu hausjan, ἀκούειν; *b*) *gahauseins*, Thema ga-haus-ei-ni-, ἀκοή; zu gahausjan, ἀκούειν; *c*) *ufhauseins*, Thema uf-haus-ei-ni, ὑπακοή, ὑποταγή; zu ufhausjan

ὑπακούειν, ὑποταγῆναι; *d*) *ufarhauseins*, Thema ufar-haus-ei-ni-, nur im plur. παρακοή; zu *ufarhausjan.

41. *a*) *galaubeins*, Thema ga-laub-ei-ni-, πίστις; zu galaubjan πιστεύειν; *b*) *ungalaubeins*, Thema un-ga-laub-ei-ni-, ἀπιστία, ἀπείθεια; zu ungalaubjands, ἄπιστος; un- gehört zum Nominalbegriff, also kein ungalaubjan.

42. *uslauseins*, Thema us-laus-ei-ni-, λύτρωσις, ἀπολύτρωσις; zu uslausjan, ἐξαιρεῖν, κενοῦν, ῥύεσθαι ἀπό, [ἐκριζοῦν].

43. *a*) *gamaudeins*, Thema ga-maud-ei-ni-, ὑπόμνησις; zu gamaudjan, ὑπομιμνήσκειν; *b*) *ufarmaudeins*, Thema ufar-maud-ei-ni-, oblivio, Bernh. Skeir. 47; zu *ufarmaudjan.

44. *bisauleins*, Thema bi-saul-ei-ni-, nur im plur., μολυσμός; zu bisauljan, μιαίνειν.

45. *gafêteins*, Thema ga-fêt-ei-ni-, καταστολή; zu *gafêtjan, fêtjan, κοσμεῖν.

46. *a*) *gilstramêleins*, Thema gilstra-mêl-ei-ni-, ἀπογραφή; zu mêljan, γράφειν; *b*) *gamêleins*, Thema ga-mêl-ei-ni-, γραφή; im plur. γράμματα; zu gamêljan, γράφειν.

47. *a*) *mêreins*, Thema mêr-ei-ni-, κήρυγμα; zu mêrjan, κηρύσσειν; *b*) *vailamêreins*, Thema vaila-mêr-ei-ni-, κήρυγμα; zu vailamêrjan, εὐαγγελίζεσθαι; *c*) *vajamêreins*, Thema vaja-mêr-ei-ni-, βλασφημία; zu vajamêrjan, βλασφημεῖν.

48. *unvêreins*, Thema un-vêr-ei-ni-, ἀγανάκτησις; zu unvêrjan, ἀγανακτεῖν.

49. *a*) *bairhteins*, Thema bairht-ei-ni-, φανέρωσις; zu bairhtjan φανεροῦν; *b*) *gabairhteins*, Thema ga-bairht-ei-ni-, ἐπιφάνεια; zu gabairhtjan ἐπιφαίνειν.

50. *liteins*, Thema lit-ei-ni-, nur im plur., ἐντεύξεις; zu *litjan?; got. litjan ὑποκρίνεσθαι und lita, ὑπόκρισις gehören nicht dazu.

51. *a*) *qisteins*, Thema qist-ei-ni-, ὄλεθρος; zu qistjan, ἀπολλύναι; *b*) [*fra* ?] *qisteins*, Thema fra-qist-ei-ni-, ἀπώλεια; Mc. 14, 4 nur der Rest -teins; Stamm-Heyne ergänzt fraqisteins; Bernh. läßt die Wahl zwischen qisteins und fraqisteins; Leo Meyer 226 hält fraqisteins für wahrscheinlich; zu fraqistjan, ἀπολλύναι.

52. *garaihteins*, Thema ga-raiht-ei-ni-, ἐπανόρθωσις; zu garaihtjan, κατευθύνειν.

53. *bibaurgeins*, Thema bi-baurg-ei-ni-, moenia, Bernh. Skeir. 42, vom Lager der Israeliten in der Wüste; zu *bibaurgjan.

54. *usfulleins*, Thema us-full-ei-ni-, πλήρωμα; zu usfulljan, πληροῦν.

55. *andhuleins*, Thema and-hul-ei-ni-, ἀποκάλυψις; zu audhuljan ἀποκαλύπτειν.

56. *unkaureins*, Thema un-kaur-ei-ni-, nur im plur., 2 Cor. 11, 9 in allaim unkaureinôm: ἐν παντὶ ἀβαρῆ; zu kaurjan, βαρεῖν, κατα- ἐπιβαρεῖν.

57. *a*) *bleitheins*, Thema bleith-ei-ni-, οἰκτιρμοί; im sing. Röm 12, 1; Col. 3, 12; im plur. 2 Cor. 1, 3; zu bleithjan Luc. 6, 36: bleith jands οἰκτίρμων; *b*) *ga-bleitheins*, Thema ga-bleith-ei-ni-, nur im plur οἰκτιρμοί; zu ga-bleithjan, οἰκτείρειν.

58. *a*) *gafreideins*, Thema ga-freid-ei-ni-, περιποίησις; zu *ga freidjan, freidjan, φείδεσθαι; *b*) *unfreideins*, Thema un-freid-ei-ni- ἀφειδία: zu freidjan, φείδεσθαι.

59. *skeireins*, Thema skeir-ei-ni-, ἑρμηνεία; zu *skeirjan, ga skreirjan, ἑρμηνεύειν, μεθερμηνεύειν.

60. *niuhseins*, Thema niuhs-ei-ni-, ἐπισκοπή; zu *niuhsjan; vgl biniuhsjan, κατασκοπεῖν.

61. *thiutheins*, Thema thiuth-ei-ni-, εὐλογία; ἀγαθωσύνη; zu thiuth- jan εὐλογεῖν.

62. *uslûneins*, Thema us-lûn-ei-ni-, redemptio, Bernh. Skeir. 37 zu *uslûnjan.

63. *mathleins*, Thema mathl-ei-ni-, λαλιά; zu mathljan, λαλεῖν.

64. *tveifleins*, Thema tveifl-ei-ni-, διακρίσεις, διαλογισμοί; zu tveifl jan, Skeir. 47 causativ: tveifljan thuhtu: perturbare conscientiam, Bernh

65. *ustaikneins*, Thema us-taikn-ei-ni-, ἀνάδειξις, ἔνδειξις; zu us taiknjan, ἀναδεικνύναι, ἐνδείκνυσθαι.

66. *svikneins*, Thema svikn-ei-ni-, καθαρισμός; zu *sviknjan.

67. *a*) *timreins*, Thema timr-ei-ni-, οἰκοδομή, οἰκοδομία; zu timr jan, οἰκοδομεῖν; *b*) *gatimreins*, Thema ga-timr-ei-ni-, οἰκοδομή; zu gatimrjan, οἰκοδομεῖν.

68. *a*) *thrafsteins*, Thema thrafst-ei-ni-, παράκλησις; zu thrafstjan παρακαλεῖν; *b*) *gâthrafsteins*, Thema ga-thrafst-ei-ni-, παράκλησις, ἄφε σις, παρηγορία; zu gathrafstjan, παρακαλεῖν.

69. *ahmateins*, Thema ahmat-ei-ni-, 2 Tim. 3, 16: πᾶσα γραφὴ θεόπνευστος: all bôkô gudiskaizôs ahmateinais; zu *ahmatjan.

70. *gaaggveins*, Thema ga-aggv-ei-ni, Skeir. 38 coercitio, Bernh. in garaihteins gaaggvein, in justitia extorquenda, Bernh., justitia coarctione, Vollmer; vitôdis gaaggvei legis coercitio, Bernh., vitôdis gaaggvein (acc.) Vollmer; zu gaaggvjan στενοχωρεῖν; siehe unter „Bemerkungen“.

71. *gaskadveins*, Thema ga-skadv-ei-ni-, σκεπάσματα; zu *ga skadvjan; vgl. ufarskadvjan, ἐπισκιάζειν.

Bemerkungen zu III.

1. Zu Leo Meyer 226, 399, 468. — Ein Vergleich unserer Aufzählung mit Leo Meyers Zusammenstellungen ergibt, wenn wir noch die aus seinem Register nachzutragenden Themen berücksichtigen, daß 1. in unserer Aufzählung die von Meyer aufgestellten Themen liuhadeini- und fadreini-, fehlen; 2. bei Leo Meyer die von uns aufgeführten usbaltheins, unvêreins, bairhteins, bleitheins, gaaggveins fehlen. Für letztere setzt Leo Meyer die Themen usbalthein-, unvêrein-, bairhtein-, bleithein-, gaaggvein- an. hairhtein- und bleithein- kommen allerdings neben hairhteini- und hleitheini- vor, für die drei andern aber behaupten wir nur das Thema -ei-ni-; s. zu den einzelnen Bildungen.

2. Zu Thema „fadreini-". — Luc. 2, 4: fadreinais Daveidis, πατριᾶς Δαυείδ, hat veranlaßt, für den genit. fadreinais ein Thema fadreini-, oder auch einen Nom. fadreins [10]) anzusetzen. Wir führen vor Allem die Parallele Eph. 3, 15 an: all fadreinis in himina jah ana airthai: πᾶσα πατριὰ ἐν οὐρανοῖς καὶ ἐπὶ γῆς. Hier ist fadreinis genit. von fadrein, substantivirtem Adjectiv neutrius, welches außer πατριὰ noch γονεῖς und πρόγονοι übersetzt und in dieser Bedeutung (cf. Heyne, Wb.) theils „im Singular gebraucht, aber mit dem Artikel oder Verbum im Plural verbunden, theils auch im Plural gesetzt ist". Die Ableitung -eina ist hier identisch mit lat. -înus, griech. -ειvος. Das ei ist also = î und nicht = ji. Analoge substantivirte Adjectiva neutr. sind: gaitein Lc. 15, 29; gumein, qinein Mc. 10, 6; 2 Tim. 3, 6; silubrein Matth. 27, 3. 9; svein, von su, lat. sus.

Fürs erste lehnen wir jeden Zusammenhang des genit. fadreinais mit einem Verbum *fadrjan ab; letzteres ist nur für fadreinais construirt, entbehrt aller Parallelen aus den übrigen germanischen Sprachen, ist eine ganz unglückliche Conjectur, weil jeden Sinnes bar. Vgl. Bernhardt zu 2 Cor. 4, 4: „Die Nomina letzterer Art [auf -eins] sind (mit Ausnahme von fadreins?) sämmtlich verbal" und Leo Meyers Ausdrucksweise 226: „fadreini-, Abstammung, Geschlecht, nur Luc. 2, 4, das wie von einem aus fadar-, Vater, gebildeten fadrjan, erzeugen (?), gebildet wurde." Nichtsdestoweniger führt L. Meyer 399 und 468 das Thema fadreini- ohne Weiters unter den Verbalabstracten auf, erklärt also 468 das -ei- als ii, ji, ja auch für fadreini-; zudem vergleiche man das Übergehen des genit. fadreinais 219, wo fadrein ausführlich behandelt wird. Ich behaupte, daß die genit. fadreinais

[10]) Vgl. Heyne 8. Aufl. Wb.

Lc. 2, 4 und fadreinis Eph. 3, 15 sich in keinem andern Punkt, al in der Endung -ais nnd -is unterscheiden, daß also das -ei- be beiden ein und dieselbe Erklärung finden müsse. Ist nun fadreini durch Ableitung -eina- [= -îna-] von fadar abgeleitet, wie sollte fadı einais durch Suffix -ni- als Verbalabstractum von *fadrjan abgeleite sein? Im Griechischen steht ja beidemal πατριά. Die Vergleichung vo Lc. 2, 4 und Eph. 3, 15 führt uns einfach zur Annahme eines in di Analogie der Declination unserer Abstracta auf -ni- verirrten geni sing. auf -ais statt -is, wozu die Ableitungssilbe -ein veranlaßte.

3. Zu Thema „liuhadeini-". — 2 Cor. 4, 4: ei ni liuhtjai ir liuhadeins aivaggeljôns: εἰς τὸ μὴ αὐγάσαι αὐτοῖς τὸν φωτισμὸν το εὐαγγελίου. Cod. B bietet an dieser Stelle liuhadein, Cod. A liuhadeins Letztere Lesart ist, als nomin. aufgefaßt, Anlaß zu Thema liuhadeini und nomin. liuhadeins, st. fem.[11]), geworden. Zu dieser Annahme ma auch der griech. Ausdruck φωτισμός, der Verbalabstractum ist, ge führt haben. Neben liuhadeins begegnet 2 Cor. 4, 6 dat. liubadei von liuhadei, das sich regelrecht neben frumadei und magathei stell

Obwohl ein Verbum *liubadjan nicht ganz so unmöglich wäre wie fadrjan, so wäre es doch neben liuhtjan ziemlich überflüssig Aber auch liuhadjan ist nur zur Erklärung der als nomin. aufgefaßte Form liuhadeins erdacht und fällt mit dem Thema liuhadeini-, sobal liuhadeins eine andere Erklärung findet. Diese gibt Bernhardt zu 2 Cor. 4, 4: „es ist der partitive Genitiv, wie Luc. 2, 7: ni vas in rumis." Dies ist um so einleuchtender, als gerade im Gotischen dies Construction ausnehmend beliebt ist. Es bleibt noch übrig, de Nominativ liubadein des Cod. B zu erklären. Bernbardt sagt selbs „liuhtjai stehe intransitiv wie v. 6 und Matth. 5, 16"; ebenfalls intran sitiv stebt es Mattb. 5, 15 und Skeir. 47; wenn er nun sagt: „allen falls kann man liubadein als Accusativ erklären, 'damit er ihnen nich leuchten lasse das Licht'", so ist dies ein Notbehelf. Vielmehr leuchte ein, daß die Lesart des Cod. B entweder das bier substantivisc gebrauchte Adject. neutr. liuhadein bietet, oder eine in dessen Them analogisch übergesprungene Form des Substant. liuhadei. Letzter Erklärung mag sich auch auf die beiden Formen viljahalthein Col. 3, 2 und gagudein 1 Tim. 4, 8 in dem Sinne erstrecken, als sie einer Zei angehören, in welcher sich die Grenzen der Ableitungen -ein-, -eina- -ei-ni- verwischen und Formen des einen Thema in die des ander überspringen. Vgl. oben fadreinais und diejenigen Formen der Theme

[11]) Heyne, 8. Aufl. Wb. nur noch liuhadei.

auf -ei-ni-, welche sich nach der Declination der schwachen Feminina auf -ein- gebildet haben und unten aufgeführt werden.

4. Zu ushaltheins. — Leo Meyer nimmt ein Thema usbaltbein- an, die Stelle 1 Tim. 6, 5 als Plural Beleg auffassend [12]. Jedoch muß schon wegen der Partikel us- das Substantiv ushaltheins ein Verbalabstractum sein; denn usbalthei würde ein nicht wohl denkbares Adjectiv usbalths voraussetzen; dagegen erklärt sich usbaltbeins ganz natürlich aus einem Verhum *usbalthjan, sich erdreisten, sich erkühnen, welches aus balthjan, audacter se gerere, Bernh. Skeir. 39, gefolgert werden kann. Ist nun ushaltheins Verbalabstractum, vgl. „Erdreistung", wie Meyer, Bernhardt und Heyne übersetzen, so müßten wir einen eventuellen nom. plur. usbaltheins 1 Tim. 6, 5 als Analogieform nach der schwachen Declination annehmen; im Griechischen steht ebenfalls pl. διαπαρατριβαί, auch geben v. 4 lauter Plurale voran. Doch ist auch ein got. Singular für griech. plur. bei Abstracten nicht ausgeschlossen. Unter allen Umständen verwerfe ich ein Thema usbaltbein- oder einen Nominativ usbaltbei.

5. Zu ufblôteins und gaskaidcins. — Leo Meyer erklärt diese Bildungen 226: „uf-blôteini-, Verehrung, Flehen, Corinther 2, 8, 4 von einem neben blôtan, verehren, noch anzusetzenden blôtjan; gaskaideini- Scheidung, Unterschied, nur Römer 10, 12, von einer zu ga-skaidan, scheiden, trennen, zu mutmaßenden Nebenform ga-skaidjan, scheiden." Neben diese Hypothese stellt sich mit größerer Wahrscheinlichkeit die, daß man in ufblôteins und gaskaideins keine lebendigen ni-Bildungen vor sich habe, sondern analogische Ableitungen auf -eini- aus einer späteren Zeit, deren Sprachgefühl nicht mehr -ei-ni- trennte, d. h. in den Substantiven auf -eins nicht mehr das Suffix ni empfand, sondern nach den zahlreichen bieher gehörigen Substantiven analogisch auf -eins ableitete.

6. Zu birôdeins. — birôdeins übersetzt Job. 7, 12 γογγυσμός, birôdjan γογγύζειν. Dieser Bedeutung entspricht 2 Cor. 12, 20 am ehesten griech. ψιθυρισμοί „Geflüster", indem beidemal ein durch eine gewisse Tonvorstellung modificirter Begriff des rôdjan zu Grunde liegt. Man vergleiche auch das schwäb. „b'ruddeln". Demnach wäre birôdeinôs 2 Cor. 12, 20 nicht mehr, wie Leo Meyer (226 „birôdeini-Murren, üble Nachrede") thut, mit καταλαλιαί zusammenzustellen. Gal. 5, 20 ist got. birôdeinôs zugesetzt, ohne daß im griech. Text ein Wort entspricht.

[12]) Heyne, 8. Aufl. Wb. usbaltheins.

7. Zu ufarmaudeins. — Skeir. 47: ith afar ni filu ufarmaudein thô bi ina atgêbun : sed haud multo post oblivioni ejus res tradiderunt, Bernh., sie übergaben das ihn Betreffende der Vergessenheit. ufarmaudein muß nach der richtigen Construction Bernhardts als Dativ aufgefaßt, aber nichtsdestoweniger zu Thema ufarmaudeini- gestellt werden. Leo Meyer, ebenfalls letzteres Thema ansetzend, scheint ufarmaudein dem Thema zulieb als accus. zu fassen; Heyne, Wb. 8. Aufl. hat umgekehrt dem Dat. zu lieb schw. fem. ufarmaudei vorgezogen. Für die Construction, die ufarmaudein als accus. faßt, ist es schwer, einen befriedigenden Sinn zu finden.

8. Zu vajamêreins und vailamêreins. — Daß die Bedeutung von vajamêreins und vajamêrei „ganz dieselbe ist", wie Leskien p. 95 behauptet, glaube ich nicht, so wenig als diejenige von griech. βλασφημία und δυςφημία. Leo Meyer sagt 241: „vajamêrein-, Lästerung, von mutmaßlichem vajamêrja- gelästert." Auch dies ist falsch. Joh. 10, 33 findet sich allerdings gen. vajamêreins als Übersetzung des griech. βλασφημία. Dieser gen. ist aber nicht zu vajamêrein-, sondern als Ausnahms- oder Analogieform zu Thema vajamêreini- zu stellen. Denn überall sonst wird βλασφημία durch letzteres übertragen, wie auch βλασφημεῖν mit vajamêrjan zusammenstimmt.

2 Cor. 6, 8 findet sich vailamêrei, εὐφημία (vgl. Phil. 4, 8 vailamêrs, εὔφημος), und vajamêrei, δυςφημία, beides als dem Paulus etc. widerfahrend, „gute und böse Nachrede" (Weizsäcker).

Also vailamêreins und vajamêreins, κήρυγμα und βλασφημία, sind Handlungen, die einer vollzieht; vailamêrei und vajamêrei, εὐφημία und δυςφημία, sind Dinge, die einem widerfahren[13]).

Für die Bildung vajamêrei ist ein zu Grund liegendes Adjectiv *vajamêrs kaum denkbar; man muß sie auf vajamêriths beziehen. Das Sprachgefühl wenigstens scheint vaja- nicht leicht vor einem Adjectiv, sondern nur vor einem Verbum zu erlauben. Vgl. auch unbeistei zu unbeistjôths.

9. Zu unvêreins. — Leo Meyer mutmaßt zu einem schwachen Thema unvêrein- ein Adjectiv. unvêrja, anstatt auf natürlichere Weise ein Thema unvêreini- auf das Mc. 10, 14. 41 gebotene unvêrjan ἀγανακτεῖν zurückzuführen. Leskien sagt p. 96: „Einzelne Ansetzungen von Nominativen sind ganz willkürlich, z. B. 2 Cor. 7, 11 wird nach dem acc. unvêrein (ἀγανάκτησιν) der nom. als unvêrei angesetzt und dazu ein Adjectivstamm *unvêrja- angenommen, aber mit demselben Rechte

[13]) Heyne, Wb. 8. Aufl.

kann man nom. unvêreins annehmen als Abstractum zu unvêrjan, wie es Schulze (Glossar) und Ga Lö wirklich thun." Freilich ist unvêreins das Richtige, aber ob unvêrei und unvêreins an dieser Stelle „dasselbe Recht" hätten, oder dieselbe Bedeutung, ist sehr zweifelhaft; unvêrei würde höchst wahrscheinlich „Unaufrichtigkeit, Unwahrhaftigkeit", aber nicht „ἀγανάκτησις" bedeuten.

10. Zu bairhteins. — Leo Meyer hat zwar ein Thema gabairhteini, nicht aber das Simplex bairhteini-. 2 Cor. 4, 2: bairhtein sunjôs: τῇ φανερώσει τῆς ἀληθείας heißt nicht „durch Klarheit der Wahrheit", sondern „durch Offenbarung der Wahrheit". Dat. bairhtein ist also dem Sinne nach nichts anderes als Verbalabstractum zu bairhtjan. Dagegen halte man Matth. 6, 4. 6: in bairhtein : ἐν τῷ φανερῷ; hier haben wir das Thema bairhtein-, nom. bairhtei, Klarheit, Öffentlichkeit. Dativ bairhtein [2 Cor. 4. 2] also, anstatt bairhteinai, ist in die Analogie des Thema bairhtein- übergesprungen.

11. Zu liteins. — liteins im plur. ἐντεύξεις, gehört nicht zu litjan, ὑποκρίνεσθαι; vielmehr ist letzteres, sowie lita, ὑπόκρισις, Gal. 2, 13 mit liuta, ὑποκριτής; liutei, δόλος, ὑπόκρισις, κυβεία; unliuts, ἀνυπόκριτος; liutai, γόητες zusammenzustellen.

Hat Leo Meyer Recht, wenn er sagt, 226: daß liteins „dem griech. λιτή Bitten, Flehen nachgebildet zu sein scheint", so haben wir unter unseren gotischen Nominalbildungen auf -eini- sogar ein Fremdwort. In diesem Falle ist wieder, wie bei ufblôteins und gaskaideins, keine ursprüngliche ni-Bildung anzusetzen, sondern Analogieform auf -eini-.

12. Zu garaihteins. — garaihteins heißt nicht, wie Leskien p. 96 erklärt, „Rechtfertigung", sondern „Wiederherstellung, Besserung" (Heyne, Leo Meyer). Die einzige Stelle, wo δικαιοῦν mit got. garaihtjan übersetzt wird, ist 1 Cor. 4, 4; sonst wird δικαιοῦν gotisch ausgedrückt durch garaihtana dômjan Luc. 7, 29; 16, 15; Gal. 2, 17; 1 Tim. 3, 16. Vgl. Luc. 10, 29: usvaurhtana dômjan; Luc. 18, 14: garaihtôza gataihans; Gal. 2, 16: garaihts vairtbith; 5, 4: garaihtans qithith izvis.

13. Zu bleitheins. — Wir setzen, übereinstimmend mit Leskien p. 95, ein Thema bleitheini- an und zwar für folgende Stellen[14]): Röm. 12, 1: thairh bleithein guths : διὰ τῶν οἰκτιρμῶν τοῦ θεοῦ. 2 Cor. 1, 3: atta bleitheinô : ὁ πατὴρ τῶν οἰκτιρμῶν. Col. 3, 12: brusts, bleithein : σπλάγχνα, οἰκτιρμόν [oder οἰκτιρμούς]; Ulfilas las

[14]) Heyne, Wb. 8. Aufl.

nicht οἰκτιρμοῦ oder οἰκτιρμῶν. Mit diesen Stellen vergleichen wir Thema gahleitheini- in Phil. 2, 1: jabai hvô mildithô jah gableitheinô: εἴ τινα σπλάγχνα καὶ οἰκτιρμοί. Leo Meyer setzt nur ein Thema bleithein- an. Aber es ist nicht einzusehen, warum für denselben griech. Ausdruck das einemal ein Thema gableitheini-, das anderemal bleithein- anzunehmen sei. Den Sinn eines Verbalabstractums hat auch griech. οἰκτιρμός von οἰκτείρειν, vgl. Luc. 6, 36: bleithjands: οἰκτίρμων; Röm. 9, 15: gahleithjan : οἰκτείρειν. Für das Thema bleithein-, nomin. bleithei, gilt als Beleg Gal. 5, 22: bleithoi ἀγαθωσύνη, vgl. Tit. 1, 8: bleiths, φιλάγαθος.

Bernhardt stellt Col. 3, 12 einen hypothetischen gen. bleitheins von bleithei auf, so daß brusts bleitheins = griech. σπλάγχνα οἰκτιρμοῦ wäre. Wir halten uns einfach an den handschriftlichen gotischen Text, welcher acc. bleithein bietet, wobei allerdings „der Schreibfehler einer jüngeren griechischen Handschrift: οἰκτιρμόν" in Betracht zu ziehen ist. Wenn Bernhardt sagt: „schwerlich genügte brusts allein, den Begriff 'Mitleid' auszudrücken", so halte ich dagegen, warum brusts nicht genügen sollte, zwar nicht den Begriff Mitleid auszudrücken, wohl aber σπλάγχνα ziemlich genau zu übersetzen?

14. Zu gaaggveins. — Skeir. 38: vitôdis gaaggvei[n][15]): legis coercitio, Bernh. in garaihteins gaaggvein : in justitia extorquenda, Bernh.

Man vergleiche vor Allem, was Bernhardt p. 618—622 über den Text der Skeir. sagt. Der Schreiber war „zu keinem Fehler geneigter, als zu Auslassungen". Er hat die Gewohnheiten, Buchstaben zu überspringen etc. In Zusammenhang des Textes vitôdis gaaggvei ni kann, besonders in der Skeireins, ganz gut ein n vor ni ausgefallen sein, wie auch Vollmer annimmt, welcher gaaggvein ni liest und gaaggvein als accus. faßt. Denn der Satz bricht ab, so daß gerade so gut accus. wie nom. vermutet werden kann. Zu einem nomin. gaaggvei zwingt also nicht einmal der Text. Die Übersetzungen Bernhardts, Vollmers und Löbes erfordern ein Verbalabstractum. Der Sinn desselben stimmt zu 2 Cor. 4, 8: gaaggvidai στενοχωρούμενοι, also zu gaaggvjan. Leo Meyer hat ein Thema gaaggvein-; aber so wenig ein Adjectiv usbalths, oder ein gahleiths angesetzt werden kann, so wenig ein gaaggvs oder gaaggvus. Wir können also für unser Thema gaaggveini- die zwei Belege gaaggvein, als dat. und accus., anführen und nehmen für dat. gaaggvein wieder die Erklärung durch Analogie zu Hilfe. Auch Leskien p. 96 nimmt „das Wort einfach als Verbalabstractum zu gaaggvjan".

[15]) s. u.

15. Zu den Bildungen auf -ei-ni-. — Der Umstand, daß dieselben sehr zahlreich sind, gab Anlaß zu Analogieformen, die wir hin und wieder angetroffen haben. Man darf sicher annehmen, daß manche unserer Nomina auf -ei-ni- erst entstanden sind, als schon nicht mehr -ni-, sondern -eini-, oder gar -ein- als Ableitung galt. Suffix ni wurde nicht mehr empfunden besonders nach der Wirkung des germanischen Auslautgesesetzes[16]), nach welchem im nom. acc. sing. i ausfallen mußte; gen. und dat. sing. zeigen Endung ai, so daß ni nur noch im dat. und acc. plur. gehört werden konnte, was selten der Fall gewesen sein mag, da Plurale von Abstracten in der Umgangssprache zu den Seltenheiten gehören. Die mangelnde Sicherheit des Sprachgefühls veranlaßte bei unseren Nomina auf -eini- vielfache Vermischung mit den Adjectivabstracten auf -ein-, vielleicht auch mit den Adjectiven auf eina-, die häufig substantivirte Bedeutung angenommen haben. Nichtsdestoweniger erfordert die Klarheit der Grammatik und die Klarlegung des Bedeutungsgehalts einzelner Bildungen, auch für ausgeartete und analogisch gebildete Formen kein anderes als das richtige Thema anzusetzen, was nicht ausschließt, daß wir die factische Vermischung anerkennen. Bei letzterer ist aber scharf zu sondern lautliche Vermischung und Functionsgehalt der Themen. Letzterer kann unangetastet bleiben, wenn jene schon begonnen hat; so bei den meisten unserer Ausnahmeformen. Der Grammatiker muß aber bei Aufstellung eines Themas vor Allem nach der Function der betreffenden Ableitungselemente fragen. Dann kann man beurtheilen, wie weit durch Zerfall der Lautverhältnisse Unregelmäßigkeiten in die Sprache hereinkommen. Dies gegen den lautlichen Schematismus Leo Meyers, welcher nach heteroklitischen Einzelformen falsche Themata aufstellt. Auch Leskien begeht einen Fehler, indem er p. 95 und 96 den Bedeutungsunterschied der Verbal- und Adjectivabstracta unterschätzt, was wir oben berührt haben. Eine klare Sonderung einzelner lautlich zweifelhafter Fälle nach Maßgabe des Bedeutungsgehaltes der Bildungen ist notwendig, damit nicht, während der gotische Textbestand höchstens eine lautliche Mischung der Themen zeigt, der Grammatiker die Verwirrung des Bedeutungsgehaltes erst hineintrage.

Anhangsweise besprechen wir noch Röm. 12, 8: sa dailjands in allsvêrein : *ὁ μεταδιδοὺς ἐν ἁπλότητι.*

Leo Meyer stellt ein Thema all-svêrein- „Achtung gegen Jeder-

[16]) R. Westphal, philos.-historische Grammatik der deutschen Sprache 137 f.

mann" auf. Von Bernhardt wird zu Röm. 12, 8 Heyne citirt, dessen Wb. [17]) ebenfalls „all-svêrei Achtung gegen Jedermann" enthält. Bernhardt fügt aber bei: „es [all svêrei] entspricht dem griechischen Ausdruck nicht genau". Eben die unrichtige Deutung, nach welcher sich in allsvêrei ein Verbalabstractum bergen würde, machte mich auf allsvêrei aufmerksam. Letzteres ist jedoch kein Verbalabstractum. svêrei 2 Tim. 2, 20 τιμή ist die Ehre, die man besitzt, die einem widerfährt, nicht eine Ehrenbezeugung, die man abgibt; ebenso un-svêrei 2 Tim. 2, 20 und 2 Cor. 6, 8 ἀτιμία. Nach obiger Erklärung würde allsvêrei vergewaltigt; denn andernfalls könnte es nur bedeuten: die ganze Ehre, die einer besitzt. Umgekehrt entspräche der Bedeutung „Achtung gegen Jedermann" etwa got. *alasvêrains. Stimmt die versuchte Erklärung schon an sich nicht, so stimmt sie noch viel weniger zur griechischen Bedeutung ἁπλότης. Der Fehler liegt in der falschen Trennung des Compositums in all und svêrei. Es ist zu trennen allsvêrei [18]). Das s in alls ist allerdings auffallend; vielleicht darf man thruts-fill vergleichen, wo nach Leo Meyer 180 thruts aus thrutis verkürzt zu sein scheint. vêrei ist Substantiv zu vêrs, wahr, aufrichtig. Demgemäß erklären wir Röm. 12, 8: sa dailjands in alls-vêrein „der in aller Aufrichtigkeit Mitteilende". Dieses alls-vêrei ἁπλότης wirft auch ein Licht auf unvêrein-, welches Leo Meyer falsch ansetzt und Leskien zwar richtig, aber unentschieden in Zweifel zieht. Ein unvêrei könnte nichts anderes, als den Gegensatz von vêrei oder alls-vêrei bedeuten, also „Unaufrichtigkeit", „Unwahrhaftigkeit", aber unter keinen Umständen griech. ἀγανάκτησις.

IV. Suffix NI tritt an den Verbalstamm der Verba auf -ai- an; vgl. Leo Meyer 227; 399; 497.

1. *thahains*, Thema thah-ai-ni-, ἡσυχία, Stillschweigen; zu thahan, σιωπᾶν, σιγᾶν.

2. *vanains*, Thema van-ai-ni-, ἥττημα; zu *vanan; vgl. altnord. vana, verringern.

3. *a*) *gahôbains*, Thema ga-hôb-ai-ni-, ἐγκράτεια; zu gahaban sik, ἐγκρατεύεσθαι; *b*) *ungahôbains*, Thema un-ga-hôb-ai-ni-, ἀκρασία; zu ungahabands sik, ἀκρατής; un- gehört zum Nominalbegriff.

4. *vôkains*, Thema vôk-ai-ni-, nur im plur. ἀγρυπνίαι; zu vakan, ἀγρυπνεῖν.

[17]) Vor der 8. Aufl.

[18]) Nach dieser Erklärung Heyne, 8. Aufl., wo aber im Texte alla-vêrein geändert und so auch im Wb. geschrieben ist. Zu Röm. 12, 8 bemerkt Heyne: „mit Rettung der handschriftlichen Lesart alls-vêrein abzutheilen scheint bedenklich.

5. *bauains*, Thema bau-ai-ni-, *κατοίκησις*, *οἰκητήριον*, *κατοικητήριον*, *πολίτευμα*; zu bauan, *οἰκεῖν*, *κατοικεῖν*.

6. *trauains*, Thema trau-ai-ni-, *πεποίθησις*; zu trauan, *πεποιθέναι*.

7. *libains*, Thema lib-ai-ni-, *ζωή*, *βίος*; Mc. 4, 19: *αἱ μέριμναι τοῦ αἰῶνος*: saurgôs thizôs libainais; zu liban, *ζῆν*.

8. *atvitains*, Thema at-vit-ai-ni-, *παρατήρησις*; zu *atvitan, vitan *παρατηρεῖν*.

9. *anakunnains*, Thema ana-kunn-ai-ni-, *ἀνάγνωσις*; zu anakunnan, *ἀναγιγνώσκειν*.

10. *lubains*, Thema lub-ai-ni-, *ἐλπίς*; zu *luban.

11. *a*) *thulains*, Thema thul-ai-ni-, *ὑπομονή*; im plur. *παθήματα*; zu thulan, *ἀνέχεσθαι*, *στέγειν*; *b*) *usthulains*, Thema us-thul-ai-ni-, *ὑπομονή*; zu usthulan, *ὑπομένειν*.

12. *gahveilains*, Thema ga-hveil-ai-ni-, *ἄνεσις*; zu gahveilan, *παύεσθαι*.

13. *leikains*, Thema leik-ai-ni-, *εὐδοκία*; *πρόθεσις*, zu leikan, *ἀρέσκειν* (galeikan *εὐδοκεῖν*, *ἀρέσκειν*).

14. *midjasveipains*, Thema midja-sveip-ai-ni-, *κατακλυσμός*; zu *sveipan; vgl. altnord. sveipa, einhüllen, Wimmer-Sievers, altnord. Gramm. S. 129, Anm. 1.

15. *birûnains*, Thema bi-rûn-ai-ni-, insidiae, Bernh. Skeir. 41; zu *runan, *birunan; vgl. althochd. rûnên, mittelhochd. rûnen, nhd. raunen.

Bemerkungen zu IV.

1. Zu gahôbains, ungahôhains, vôkains. — Leo Meyer setzt hiefür 227 die Verbalformen gahôban und vôkan an. Wir stellen die Nomina unmittelbar zu gahahan und vakan. Die Steigerung des Wurzelvocals ist bei der Ableitungssilbe -ai- sehr merkwürdig und zeugt jedenfalls für ein relativ hohes Alter dieser Abstracta. Mit Hinweis auf die unter I, a aufgeführten Bildungen kann man vielleicht den Satz aufstellen, daß die frühesten Nominalbildungen auf -ni- Vriddhi erzeugten oder unter Umständen erzeugen konnten.

2. Zu midjasveipains. — Zu midja- vgl. das mythologische midjungards. Die Bedeutung von sveipains wird von Leo Meyer mit „Überschwemmung“ bezeichnet; Heyne übersetzt gleichfalls „Überschwemmung, Sintflut“. Bernhardt zu Luc. 17, 27 vergleicht angelsächsisch âsvîpan und svâpan, sveop verrere und übersetzt: „Die Fegung der Mitte“. Wir halten zusammen gotisch sveipan und altnordisch sveipa, einhüllen, Wimmer-Sievers §. 129, Anm. 1, und übersetzen: „Weltumschweifung, Welteinhüllung.“ Dies muß nun an sich gar nicht „Sintflut“, d. h. eine Katastrophe bedeuten. Im germanischen

Alterthum wurde, wie vielfach bei den Alten, die Welt als vom Me umschlungen gedacht. Eben diese Umschlingung scheint mir mit mi jasveipains gemeint zu sein. Das Abstractum steht hier an Stelle d bekannten, aber der christlichen Anschauung fremden concreten B griffes der Midgardschlange. Die Stelle Luc. 17, 27: qam midjasv pains jah fraqistida allaus bietet gut Raum für die Auffassung, d hier midjasveipains kosmologisch-räumlich gedacht sei: Die midj sveipains, sonst die Erde, midja, umschweifend, kam herein u vernichtete Alle.

V. Suffix NI tritt an den Verbalstamm der Verba auf - an; vgl. Leo Meyer 227; 399; 459.

1. *salbôns*, Thema salb-ô-ni-, *μύρον*; zu salbôn, *μυρίζειν*, *χρίει ἀλείφειν*.

2. *lathôns*, Thema lath-ô-ni-, *κλῆσις*; zu lathôn, *καλεῖν*.

3. *bifaihôns*, Thema bi-faih-ô-ni-, *πλεονεξία*; zu bifaihôn, *πλε νεκτεῖν*.

4. *a*) *frijôns*, Thema frij-ô-ni-, *φίλημα*; zu frijôn, *φιλεῖν*; *b*) *g frijôns*, Thema ga-frij-ô-ni, *φίλημα* zu *gafrijôn.

5. *gafrithôns*, Thema ga-frith-ô-ni-, *καταλλαγή*; zu gafrithô *καταλλάττειν*.

6. *a*) *mitôns*, Thema mit-ô-ni, *διαλογισμός*; im plur. *ἐνθυμήσει λογισμοί*, *διαλογισμοί*; zu mitôn, *λογίζεσθαι*, *διαλογίζεσθαι*; *b*) *gamitô* Thema ga-mit-ô-ni-, nur im plur. *διάνοιαι*; zu *gamitôn.

7. *sunjôns*, Thema sunj-ô-ni-, *ἀπολογία*; zu sunjôn, *ἀπολογεῖσθ*

8. *aihtrôns*, Thema aihtr-ô-ni-, *δέησις*; im plur. *προσευχαί*; Ep 6, 18 got. plur. für griech. sing. *προσευχή*; zu aihtrôn, *προσεύχεσθ αἰτεῖν*, *προσαιτεῖν*.

Bemerkungen zu V.

1. Zu lathôns. — Luc. 2, 25 hat Ulfilas entweder *κλῆσις* gelese oder *παράκλησις* im Sinne von *κλῆσις* aufgefaßt; jedenfalls las er nic *λύτρωσις*.

2. Zu bifaihôns. — Der einzige Beleg ist 2 Cor. 9, 5 accu bifaihôn. Ein bifaihô, schw. fem. anzusetzen ist nicht rathsam. L Meyer hat richtig Thema bifaihôni-, welches sich ganz natürlich a Verbalabstractum zu bifaihôn, *πλεονεκτεῖν* stellt.

Die Declination der Feminina auf -ni- (-sni-), -ani-, -eini -aini-, -oni-.

Die Feminina auf -eini- zeigen Abweichungen von der i-Decl nation. Im gen. plur. haben sie regelmäßig -einô nach Analogie d

schwachen Feminina auf -ein-; für den nom. plur. erwuchs aus dem gen. die Endung -ôs. Der dat. plur. endigt einmal auf -ôm, neunmal auf -im. Außer gen. plur. kommen einige Übergänge in die schwache Declination vor, welche wir oben berührt.

Paradigmata.

Singular.

I. Thema ga-rêh-sni-.

nom. garêhsns Skeir. 41.	dat. garêhsnai Skeir. 40.
gen. garêhsnais Skeir. 44.	acc. garêhsn Gal. 4, 2.

II. Thema as-a-ni-.

nom. asans Matth. 9, 37.	dat. fehlt.
gen.[19]) asanais Matth. 9, 38.	acc. asan Matth. 9, 38.

III. Thema lais-ei-ni-.

nom. laiseins Joh. 7, 16.	dat. laiseinai Marc. 4, 2.
gen. laiseinais Marc. 11, 18.	acc. laisein Luc. 4, 32.

IV. Thema lib-ai-ni-.

nom. libains Joh. 17, 3.	dat. lihainai Joh. 12, 25.
gen. lihainais Luc. 10, 25.	acc. lihain Matth. 25, 46.

V. Thema lath-ô-ni-.

nom. lathôns Röm. 11, 29.	dat. lathônai 1 Cor. 7, 20.
gen. lathônais Eph. 1, 18.	acc. lathôn, vgl. mitôn Lc. 9, 47.

Bemerkung zu III.

Einen nom. gaaggvei nehmen wir Skeir. 38 nicht an, sondern mit Vollmer acc. gaaggvein. Als Ausnahmen sind aber zu verzeichnen: gen. vajamêreins Joh. 10, 33. — dat. ufarmaudein Skeir. 47. hairhtein 2 Cor. 4, 2. gaaggvein Skeir. 38; vielleicht auch gathrafstein Luc. 4, 19, welche wir, obwohl die Declination in die Analogie der schwachen eingetreten ist, dennoch zu den Ni-Bildungen zählen, da wir die Function des Themas entscheiden lassen.

Plural.

Für denselben geben wir eine Zusammenstellung aller Belege:

I. nom. taikneis 2 Cor. 12, 12. — gen. taiknê Mc. 8, 12; Joh. 6, 30; 10, 41; 12, 37; 1 Cor. 1, 22. anabusnê Matth. 5, 19; Mc. 12, 28; Röm. 13, 9; 1 Cor. 7, 19; Eph. 2, 15; Tit. 1, 14. — dat. sôknim 1 Tim. 1, 4. anabusnim Luc. 1, 6; Col. 2, 22. andaviznim Röm. 12, 13. — acc. sôknins 1 Tim. 6, 4; 2 Tim. 2, 23. taiknins Mc. 13, 22; Joh, 6, 2. 26; 7, 31; 9, 16. anabusnins Mc. 7, 7; 10. 19; Luc. 18, 20; Joh. 14, 15. 21; 15, 10 bis; Col, 4, 10. siunins 2 Cor. 12, 1.

[19]) Bernhardt, Halle 1875, wahrscheinlich durch Druckfehler: asanis.

II. Kein Beleg.

III. nom. ufsvalleinôs 2 Cor. 12, 20. birôdeinôs 2 Cor. 12, : Gal. 5, 20. naiteinôs Mc. 3, 28. — gen. hazeinô Phil. 4, 8. hrainei Skeir. 41. laiseinô Mc. 1, 27; 1 Tim. 4, 1. ufarhauseinô 2 Cor. 10, bisauleinô 2 Cor. 7, 1. andhuleinô 2 Cor. 12, 7. bleitheinô 2 Cor. 1, gableitheinô Phil. 2, 1. gathrafsteinô Phil. 2, 1. — dat. *a*) unkaurein 2 Cor. 11, 9; *b*) balveinim Luc. 16, 23. ufarranneinim Skeir. 41. h einim Eph. 5, 19; Col. 3, 16. laiseinim Col. 2, 22. garaideinim E 2, 15. daupeinim Skeir. 41. dautheinim 2 Cor. 11, 23. gamêleinim 2 C 3, 7. — acc. laiseinins Mc. 7, 7. naiteinins Mc. 2, 7; Luc. 5, 21. da einins Mc. 7, 4. 8. liteinins 1 Tim. 2, 1. andhuleinins 2 Cor. 12, 1.

IV. nom. Kein Beleg. — gen. thulainê 2 Cor. 1, 5. 6. 7; Pl 3, 10. — dat. vôkainim 2 Cor. 6, 5; 11, 27. — acc. Kein Beleg.

V. nom. mitôneis Mc. 7, 21; Luc. 2, 35. — gen. mitône Rö 14, 1. gamitônê Eph. 2, 3. — dat. Kein Beleg. — acc. mitônins Mat 9, 4; Luc. 5, 22; 6, 8; 2 Cor. 10, 5. aihtrônins Eph. 6, 18; 1 Tim. 2,

Bemerkungen zu den Pluralformen unserer Nomina.

1. Eine Zusammenstellung der Pluralbelege, abgesehen von d einfachen Bildungen auf -ni-, gewährt auch Leo Meyer 404; d fehlen hraineinô und bleitheinô; gableitheinô wird im Register na getragen. Zu bleitheinô nimmt L. M. gar kein Thema bleitheini-

2. Vielleicht ist usbaltheins 1 Tim. 6, 5, griech. διαπαρατριβ als nom. plur., hier also nach Analogie der schwachen Feminina, a zufassen; dies bleibt jedoch sehr zweifelhaft: vgl. Röm. 12, 1, wo au got. sing. für griech. plur. steht; vgl. oben III, Bemerkung 4.

3. Daß der gen. plur. für die Bildungen auf -eini- Ausgangspun der ô-Formen des nom. und dat. war, folgt aus der naheliegend Analogie mit -einô gen. plur. der schwachen Feminina. Gerade c gen. plur. war im Got. am häufigsten angewandt in der so beliebt Construction des pron. sing. mit gen. plur. des Substantivs. Dies gen. plur. ist ein höheres Alter zuzuschreiben, als den andern pl cas. der Abstracta:

Phil. 4, 8: jabai hvô hazeinô : εἴ τις ἔπαινος.

Mc. 1, 27: hvô sô laiseinô sô niujô? τίς ἡ διδαχὴ ἡ καινὴ αὕτ

2 Cor. 10, 6: all ufarhauseinô : πᾶσαν παρακοήν.

2 Cor. 7, 1: af allamma bisauleinô : ἀπὸ παντὸς μολυσμοῦ.

Phil. 2, 1: jabai hvô mildithô jah gableitheinô : εἴ τινα σπλάγχ καὶ οἰκτιρμοί.

Phil. 2, 1: jabai hvô gathrafsteinô : εἴ τις παράκλησις.

Der Umstand, daß die abweichenden Pluralformen der Themen auf -eini- möglich waren, fällt damit zusammen, daß nicht mehr das Suffix NI als solches, sondern -ein(i) als Ableitung empfunden wurde.

Das Verbalabstractum im Verhältniß zum Verbum und dessen Beziehungen betrachtet.

Es liegt zwar im Begriffe der Abstraction, daß das Nomen abstractum frei sei von den speciellen Beziehungsmodificationen, an welche das je nur in bestimmten Einzelformen auftretende Verbum gebunden ist. Dieses Freisein bezeichnet jedoch keine Lostrennung oder Isolirung von bestimmten Beziehungen, sondern eine Enthebung von dem Zwange, nur einer einzigen, ausschließlich vorgeschriebenen zu gehorchen. Die Abstraction bedeutet also, daß der ins Nomen übertragene Begriff über die Beziehungseinschränkung, die jede Einzelform des Verbums ausdrückt, erhoben wird. Das Abstractum besitzt nunmehr die Eigenschaft, je nach seiner syntaktischen Verwendung oder nach einem bestimmten Vorstellungsgehalte seines Begriffs sehr leicht an Beziehungen sich anzuschmiegen, welche nicht mehr lautlich, wie beim Verbum, sondern nur logisch, also erst durch Satz und Sprachgebrauch zum Ausdruck kommen. Z. B. Luc. 7, 21: blindaim managaim fragaf siun : *τυφλ. πολλ. ἐχαρίσατο* **βλέπειν** und Luc. 1, 11: varth imma in siunai : *ὤφθη αὐτῷ*. Luc. 2, 30. 31: sêhvun augôna meina nasein theina, thôei manvidês: „es sahen meine Augen deine Erlösung, die du bereitetest"; vgl. Röm. 13, 11: nêhvis ist naseins unsara thau than galaubidêdum: „näher ist unsere Erlösung, als wir glaubten." Der Gedanke an den nasjands vermittelt dort durch das Pronomen theina den **activen**, hier durch das Pronomen unsara den passiven Sinn von naseins. Das Abstractum hat sogar die Fähigkeit, logische Beziehungen, sinnliche Anschauungen, mit denen es der Sprachgebrauch vorzüglich verknüpft, schließlich in seinen eigenen Begriffsgehalt aufzunehmen. So bietet in den Abstracten der Sprachgeist dem Sprachgebrauch ein fügsames und fruchtbares Material, und es erklärt sich, wie Nominalbildungen derselben Gattung, ja oft dieselben Nomina zur Verschiedenheit ihrer Function gelangen.

Während wir in hlêthra stakeins, „Zeltsteckung", Laubhüttenfest, vornehmlich an den Act, der dieses Fest begleitet, selbst denken, verschwindet diese Vorstellung beinahe gänzlich in bibaurgeins „Befestigung", Lager, moenia; hier tritt das sinnliche Resultat des Befestigens, das „Lager", in den Vordergrund, Skeir. 42: utana bibaurgeinais, „außerhalb des Lagers".

Die ursprünglichste Bedeutung unserer Verbalabstracta auf NI als nomina actionis tritt in folgenden Beispielen hervor:

a) in activer Beziehung: 1 Tim. 4, 14: afar analageinai handivê praizbytaireis.

Skeir. 41: leikis hraineinô sidus.

Eph. 4, 12: du timreinai leikis Xristaus.

In diesen Beispielen bewirkt der bei den Abstracten stehende Genitivus objectivus das Hervortreten einer lebhaften Verbalität; ähnliches bewirkt ein beigesetztes Adjectiv 1 Tim. 4, 8: leikeina usthrôtheins. Das Pronomen possessivum kann, wie wir oben gesehen haben, den activen oder den passiven Sinn des Abstractums vermitteln.

b) In passiver Beziehung: 1 Cor. 5, 5: du qisteinai leikis. Gal. 4, 4: qam usfulleins mêlis.

In sehr vielen Fällen aber tritt die lebendig verbale Beziehung zurück und den Begriff des Abstractums füllt die Vorstellung des Gegenstandes, des Resultats eines Geschehens oder Handelns.

Joh. 6, 14: gasaihvandans thôei gatavida taikn.

Mc. 1, 22: usfilmans vaurthun ana thizai laiseinai is.

Mc. 3, 28: naiteinôs sva managôs svasvê vajamêrjand.

Mc. 11, 30: daupeins Johannis.

Hier hat sich die Handlung gewissermaßen vergegenständlicht. Besonders bezeichnend ist hiefür Luc. 1, 22: siun gasahv in alh; weiter seien angeführt:

Eph. 5, 19: in psalmôm jah hazeinim;

Eph. 2, 15: garaideinim: ἐν δόγμασιν;

Joh. 7, 38: svasvê qath gamêleins etc.

Beweise, wie aus dem Abstractum bald ein Concretum sich herauszubilden vermag. Noch mehr zeigt sich diese Umwandlung des Begriffsgehaltes in denjenigen Beispielen, wo die Übertragung auf das Mittel oder Werkzeug, womit der Verbalbegriff zur Ausführung kommt, stattgefunden hat: in andavizns, vailavizns, gavaseins, fôdeins, usfôdeins, gaskadveins, gafêteins, inmaideins, salbôns. Ähnlich ist die Übertragung auf den Ort oder Schauplatz des Verhalbegriffs in: bihaurgeins, bauains, midjasveipeins; man vergleiche noch Luc. 1, 11: varth imma in siunai aggilus; und Math. 7, 14: vigs sa brigganda in libainai.

Abgesehen von solchen Umwandlungen und Verschiedenheiten in der Bedeutung unserer Verbalabstracta auf NI wirken auch auf ihren Charakter die verschiedenen Verbalthemen, aus denen sie gebildet sind. Die Conjugation auf -ja hat eine gewisse Lebendigkeit

und lebhaft transitive Beziehungen. Deshalb treffen wir Abstracta, die eine Handlung, einen Act bezeichnen, am häufigsten unter den Bildungen auf -ei-ni-. Ein weiterer Umstand kommt hier in Betracht: Im Unterschied von den Conjugationen auf -ai- und -ô- hat sich diejenige auf -ja- den Unterschied zwischen Praesens und Praeteritalstamm bewahrt. Demzufolge enthalten die Bildungen auf -ei-ni- nicht bloß einen Verbalstamm im Allgemeinen, sondern speciell einen Praesensstamm; darauf gründet sich nicht zum mindesten die Lebendigkeit der Ableitungen auf -ei-ni-.

Im Gegensatz zur Conjugation auf -ja- hat die Conjugation auf -ai- ein weniger energisches Temperament. Auch konnte im Gotischen das ursprünglich praesensbildende -ai- nicht mehr als solches gefühlt werden, da die Conjugation gerade in vielen Praesensformen diesen Charakter entbehrt, ihn dagegen ins Praeteritum aufgenommen hat. Merkwürdig ist, daß über ein Drittel aller Verba auf -ai- (also auch viele Nomina auf -ai-ni-), unmittelbare, meist intransitive Functionen des Leibes und der Seele ausdrückt:

1 Tim. 2, 12: visan in thahainai;
2 Cor. 11, 27: in vôkainim ufta;
Mc. 5, 3: hauain habaida in aurahjôm;
Eph. 3, 12: habam atgagg in trauainai;
Luc. 8, 15: akran bairand in thulainai;
Col. 1, 11: in allai usthulainai jah usbeisnai.
Marc. 4, 19: saurgôs thizôs libainais.
Röm. 15, 13: guth libainais.

Die Conjugation auf -ô- bildet beinahe ausschließlich Denominativa; auf diesem Gebiet macht sie derjenigen auf -ja- Concurrenz, nur entbehrt sie deren Leichtigkeit, da sie schon äußerlich durch ihre Ableitung beschwert ist und ihren denominativen Charakter einförmig zur Schau trägt. Demgemäß zeigen auch die Verba dieser Conjugation eine starke Gebundenheit an die entsprechenden Nominalvorstellungen. Hierin liegt auch die Erklärung des Umstandes, daß im Verhältnis zur Anzahl der Verba auf -ô- sehr wenig Ableitungen auf -ô-ni- vorkommen[21]. Das Verhältnis zwischen den drei Conjugationen und den ihnen zufallenden Verbalabstracta auf NI ist ungefähr folgendes: Verba auf -ja- : ai- : -ô- = 8 : 1 : 2. Verbalabstracta auf -ei-ni- : -ai-ni- : -ô-ni- = 10 : 2 : 1.

[21]) Vgl. K. v. Bahder p. 83.

DER MÜTTINGER.

In einer Constanzer Chronik (in Mone's Quellensammlung zur badischen Geschichte 1, 323) findet sich zum Jahre 1383 die Notiz:

Item anno 83 do starb der sälig Müttinger an sant Polaijgen tag, der was ain gůter tichter ze latin und ze tůtsch.

Keines der uns erhaltenen deutschen Gedichte trägt den Namen dieses alemannischen Dichters, der am 28. August 1383 zu Constanz starb.

Eine Sammlung von Liedern desselhen enthielt eine Handschrift, welche der Verfasser der Zimmerischen Chronik vor sich hatte (2^2, 193). Die Stelle hat schon v. d. Hagen (MS. 4, 883) mitgetheilt, sie ist Mone entgangen, der (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 8, 69) bemerkt, daß der Name *Müetinger, Mietinger* sich noch 1642 in Meersburg, also in unmittelbarer Nähe von Constanz, finde. Mit dem Namen zusammen hängt der in derselhen Gegend vorkommende Flurname *Mútinges geriute* in einer Urkunde Mangolds von Nellenburg und der Grafen von Heiligenberg vom Jahre 1267 (Mone, Zeitschrift 3, 80). Von der Hagen bemerkt (a. a. O. 883[b]), daß *Meutinger* sich urkundlich im Ries im 13.—14. Jahrh. finden und verweist auf Langs Regesten. Ein *Berhtoldus dictus Múttinch* begegnet am 25. August 1295 in einer Salemer Urkunde als Besitzer eines Hofes *ûf dem bühel* (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 39, 273); ein *Hainricus dictus Mütting* am 14. Januar 1299 (ebd. 39, 329).

Mone in der Anmerkung zu obiger Stelle vermuthet, daß mehrere der Gedichte im ersten Bande von Lassbergs Liedersaal den Müttinger zum Verfasser haben. Er führt die Nr. 3. 5. 7. 8. 9. 17. 18 und 23 an, in denen sämmtlich dem deutschen Texte lateinische Stellen eingefügt werden, und zwar nicht nur als Citate, sondern in bunter Mischnng, mitten in der Construction. Mone hätte noch drei andere Gedichte in derselben Gegend der Handschrift anführen können: Nr. 2. 16. 20, die auch Latein einmischen. Bei jener Notiz denkt man allerdings zunächst an deutsche nnd an lateinische Gedichte; indeß neben solchen, die ganz deutsch oder ganz lateinisch waren, können auch Gedichte gemeint sein, in denen beide Sprachen gemischt werden. Die Mischung derselben ist im 14. Jahrhundert schon etwas sehr häufiges*), aber mehr doch in geistlicher Poesie, namentlich zu paro-

*) Die von Hoffmann v. Fallersleben in seinem Schriftchen 'In dulci jubilo' beigebrachten Beispiele lassen sich jetzt reichlich verdoppeln.

dischen Zwecken. In Minnegedichten kommt es selten vor, und es ist daher wohl zunächst keinem Zweifel unterworfen, daß die angeführten Gedichte denselben Verfasser haben. Ehe ich auf andere sprachliche Übereinstimmungen eingehe, will ich die lateinischen Stellen als das am meisten Charakteristische vorausschicken.

2, 33 als Jôh dô er mit jâmer schrê
'tedet animam vita mee',
daz spricht: mîn sêl verdriuzet [1])
mîns lebens: sölich nôt och niuzet
mîn sêl mit jâmer alle stunt.
3, 115 frowe, daz sol wâr gewesen,
ich hân an dem salter gelesen:
adolescentulus ego sum et contemptus.
frow, daz spricht in tiusch alsns:
versmacht bin ich in mîner jugent.
3, 127 frow, och bitt mîn sender muot
daz ir gnaediclichen tuot
waerlich, ald ich wird nimmer frô,
quia amore langweo.
5, 30 frow, waz ir mir dar um tuot,
daz lîd ich, frow, wie ez ergê,
quum amanti nichil est difficile.
dô sprich ich ûz mînem sin:
diz wort ist gesprochen von der min
nnd ist nit wâr an einer sach.
daz wort alsus ze tiusch sprach
daz nit ûf erd dem minnaer
sî ze müelich ald ze swaer.
5, 50 doch tuent mir süez die bitterkeit
die meister, die gesprochen habent [2]):
omnia finem abent.
daz ist in tiusch alsus gewent [3]):
allin dinc habent ent.
7, 35 dâ von, frow, sô wünscht mîn muot
dir friuntschaft lieb und allez guot.
ein teil zergangen ist mîn gebrest:
anima mea liquefakta est
in amoris jaculo.
lieb, daz merk in tiusch also:
ich hân dins trôstes genozzen,
mîn sêl din ist zerflozzen
mit froeden in der süezen strâl [4]),
mit der din minn hât ein mâl

[1]) Laßberg nimmt nach *verdrüsset* eine Lücke an, und in der folgenden Zeile *och ni.....* [2]) hent. [3]) genent (: end). [4]) Hs. zu der s. straul (: maul).

gestochen in daz herze mîn.
ich waen ez eigenlich mag sîn
frisch nnd ouch goltvar,
gestrichen mit eim[5]) bensel dar,
wan mich durchliuht der minne slag
als der snnne tuot der tac[6])
nmh nône zît mit sînem glast.
frow, sns[7]) hitzet in mir vast
diu min mit süezen brenden,
möht ich die hitz erwenden,
daz ich kaem *sub umbraculo*
ejus quam desidero,
das spricht: möht ich gewatten
under ir trôstes schatten,
der ich mit mînem wunsch heger,
waerlich, frow, sô hin ich wer,
vor der hitz schirmpt ich mich dâ
dum inclinaretur umbra,
unz der schat geneigti sich.
8, 1 ich hin ein hrieflîn her komen.
ze hotten hin ich ûz genomen,
daz ich dir, liebe frowe guot,
sol sagen dienstlichen muot
von dem, der mich gesendet hât
zno dir in ellenthafter wât.
er ist *amore verfidus*[8])
und heizt mich sprechen alsus.
fruht in hlüender hlüete[9]),
frow in frowen güete,
meizel des wunden herzen mîn,
dich grüezt der sende diener dîn
mit sêl, mit herzen nnd mit lîp
für alle welt nnd allin wîp[10]).
ze gruoze wünschet er dir mê
gelück und *Gabrielis ave*
und wünscht dir lieh ân allez leit,
staete frôd âu arheit
nnd wünscht daz dir nâch wnnsch ein lehen
geruoche gôt ân ende gehen.
frow, ez stât *in kanticis,*
als ich ez an den huochen lis:
est fortis ut mors dilectio.
lieh, daz merk in tinsch alsô,
daz Salamôn gesprochen hât:
diu min, die man nit ahe lât,

5) ainem. 6) sunn tut dem tag. 7) sust. 8) = *fervidus.* 9) *bluet* (: *gût*). 10) alli. alli.

diu ist stark alsam der tòt.
9, 7 ein wort las ich *in artibus*,
daz spricht, liebez lieb, alsus:
multas [11]) *excedit caritas*
virtutes. lieb, sus tiusche ich daz:
liebi fürtriffet tugent vil,
als ez der lêrer Paulus wil.
dâ von, lieb, sô bitt ich,
daz du der tugent flîzest dich
und hab mich lieb als ich dich hân
mit staeter triu ân allen wân.
doch spricht Ovidius: ez tuot wê
amare sine spe.
lieb, alsus der lêrer spricht:
wê tuot min ân zuoversiht.
sus mag ich kûme [12]) werden frum,
quia volneratus caritate sum.
16, 67 sî ich dîn, sô wis sô frum
und gib mir ein *remedium*,
daz mir mach lîht mîn swaeri nôt
16, 107 lieb, ze aller zît ist sus [13])
in mir ein *conflictus*.
17, 16 lieb, ez spricht Virgilius
cor fidele laeditur [14])
si alteri [15]) *conceditur*
ab es cui fides datur [16]),
et uterque cruciatur.
lieb, disiu autoriteit [17])
diu wort alsô ze tiusche seit:
wâ ein herze triuwe gît
eim [18]) andern und daz widerstrît
diu triu ietweders herz vorsnît,
im der si gît
und der sich och wert.
18, 1 Ez ist ein wort bî mir beliben,
daz in der minne buoch geschriben
stât und heizet, lieb, alsus:
o amantis animus
quam tunc cruciatur,
ab amata si separatur.
daz tiusch ich: ûz dem herzen
des minners muot hât smerzen,
der von sîm gemüete wirt
gescheiden.
23, 37 wan waerlich unser beider muot
anders niht wan minnen tuot,

[11]) multa. [12]) sust—kom. [13]) sust. [14]) *videle laiditur*. [15]) *sy etrium*.
[16]) *Abeo tui vides datur*. [17]) autoritet. [18]) Ain.

des[19]) nempt an dem gediht die kur,
quia ex abundantia cordis os loquitur:
daz tiuschet: wes[20]) ein herz ist vol,
daz ret der muot, ob er ez sol.

Schon aus diesen Citaten ist die Ähnlichkeit des Stils in den si enthaltenden Gedichten ersichtlich. Dieselbe bestätigt die Sprach wie sie aus den Reimen sich ergibt. Ich fasse die Stücke 1—23 zu sammen, um sie darauf hin zu untersuchen. Sämmtliche Stücke habe das gemeinsam, daß sie nur in dieser Handschrift sich finden, wä rend mit Nr. 24 solche beginnen, die, wenn auch nicht alle, auch i anderen Hss. stehen und meist einer älteren Zeit als dem Ende de 14. Jahrhs. angehören.

Die Reime sind im Ganzen sorgfältig. *a* : *â* werden gebunden i *hân* : *an* 1, 3. 15. 13. : *gewan* 18, 17. : *gan* 12, 57. : *kan* 13, 9. 16, 5 und mit doppelter Ungenauigkeit *gehorsam* : *hân* 3, 53. *vernam* : *hâ* 3, 29. Vor *r* nur einmal, *wâr* : *gewar* 12, 59. Auffallend oft vor *n* was überhaupt selten vorkommt, *ir hânt* : *gesant* 2, 13. : *bekant* 4, : *brant* 8, 61. *bant* : *hânt* 9, 69.

e : *ê* nur vor *r*, *swêr* : *mêr* 21, 74, und vor *rt*, *lêrt* : *erwert* 16, 4 *wert* : *versêrt* 17, 27.

o : *ô* vor *rt* in *hôrt* : *wort* 2, 7, außerdem in *gestôzen* : *verdrozze* 11, 6.

Andere Reimungenauigkeiten sind *s* : *z*, ziemlich häufig, *daz* : *wa* 4, 33. 16, 1. : *las* 5, 85. 20, 7. : *caritas* 9, 9. *baz* : *was* 15, 21. *gras* : *na* 21, 39. *ûz* : *Virgilius* 17, 15.

m : *n*, nur einige mal, *vernam* : *hân* 3, 29. *gehôrsam* : *lân* 3, 5 *varn* : *arn* 3, 71. 17, 73.

Von sprachlichen Besonderheiten ist vor Allem die häufige Apo kope von schließendem *e* zu erwähnen. Nach kurzer Stammsilbe ve hältnissmäßig seltener, in *klag* : *mag* 2, 31. 3, 5. 107. 17, 9. 67. 19, 21, 66. *mag* : *ich trag* 16, 123. 20, 37, *herab* : *grab* 8, 83. Reime, di zugleich beweisen, daß die Verschärfung der Media zur Tenuis in Auslaut für den Dichter keine Geltung mehr hat. Ferner noch *sta* : *ich gesat* (= *gesate*) 16, 135. *got* : *bot* 9, 1. *des* : *genes* 7, 93. *lis* : *kan ticis* 8, 21.

Dagegen ungemein oft nach langer Silbe. In vielen Fällen, w in beiden Versen Abwerfung eintritt, könnte man das von den Schreiber der Hs. oft mit Unrecht abgeworfene *e* herstellen, allei der Umstand, daß diese Kürzungen fast immer auf dieselbe Hebun

[19]) Daz. [20]) Was.

fallen, und daß in einer beträchtlichen Anzahl von Versen die Apokope bewiesen wird, läßt auch in den andern sie als sicher erscheinen. Ich trenne daher die Fälle nicht. Es reimen *fród* : *tód* 1, 17. *end* : *phend* 1, 19. : *hend* 3, 101. : *send* 21, 19. 76. : *missewend* 23, 57. *hort* (prät.) : *wort* 2, 7. *wort* : *port* 12, 15. *vant* : *mant'*(prät.) 2, 19. *zart* : *ich wart* 2, 29*) *zart* : *wart* 12, 91. 14, 3. 16, 7. *geding* : *ring* 3, 3. 10, 49. : *bring* 5, 55. : *geling* 9, 49. 16, 89. *bring* : *ring* 5, 113. 12, 47. *trü* : *nü* 3, 55. 5, 21. *trü* : *rüw* 6, 3 (dagegen bei klingendem Reim *trüwe* : *nüwe* 8, 93). *ow* : *tow* (*tou*) 21, 41. *schuld* : *huld* 3, 61. 6, 29. : *duld* 3, 95. 4, 9. 6, 9. *sin* : *myn* (*minne*) 3, 75. 97. 5, 33. 10, 39. 23, 3. *minn* : *brinn* 8, 63. : *entrinn* 23, 51. *gedenck* : *krenck* 5, 13. : *wenck* 12, 39. 20, 23. *minner* : *swer* 5, 37. *swer* : *marterer* 8, 95. *waer* : *maer* 10, 31. : *swaer* 14, 23. 23, 9. : *gevaer* 10, 61. *gewent* : *end* 5, 53**). *bind* : *vind* 5, 63. *enphind* : *wind* 10, 71. *lîcht* : *bîcht* 5, 75. *staet* : *taet* 6, 31. *mishiet* : *geriet* 7, 17. *gebrest* : *est* 7, 37***). *strâl* : *mâl* 7, 43. 19, 39. *glast* : *vast* 7, 51. *gast* : *vast* 13, 25. *ougenwaid* : *laid* 7, 73. 8, 49†). *maist* : *laist* 7, 99. *erzaig* : *naig* 7, 103. *ach* : *sach* 8, 33. : *erlach* 20, 29. *underlaß* : *maß* 8, 65. *ain* : *allain* 8, 67. *gemain* : *allain* 8, 117. 9, 65. *allain* : *main* 9, 53. 17, 47. 20, 11. *ich main* : *zain* 11, 36. *rain* : *allain* 16, 87. : *klain* 17, 65. *hât* : *spât* 9, 23. *witz* : *bitz* 10, 7. *jaech* : *geschaech* 10, 65. *dick* : *blick* 11, 16. *swick* : *bick* 11, 32. *hertz* : *smertz* 11, 38. 19, 41. *zît* : *enbît* (Hs. *enbiett*) 12, 75. *wolt* : *solt* 13, 19. *gund* : *kund* 13, 21. *gern* : *gewern* 14, 7. *gewern* : *stern* 14, 17. *trôst* : *lôst* 15, 1. *güet* : *gemüet* 15, 25. *wilt* : *vergilt* 16, 139. *sêr* : *êr* 17, 41. *danck* : *lang* 19, 27. *ziug* : *liug* 19, 37. *nit* : *gericht* 19, 47. *diu guot* : *muot* 20, 41. *möcht* : *getöcht* (Hs. *mácht* : *gedácht*) 23, 7. *bericht* : *gedicht* 23, 43. *ich sprich* : *horelich* 23, 47 .*ich phlicht* : *gedicht* 23, 49. *vertrîb* : *belîb* 23, 65. Nur ganz vereinzelt steht auf vierter Hebung die ungekürzte Form: *erkenne* : *brenne* 5, 15. *fróde* : *tóde* 7, 113.

Syncopirte Formen im Reime sind *gebrist* (: *ist* 6, 23. 15, 7. 16, 83. 109. 23, 27††) : *bist* 8, 45). *erkent* : *nent* (Hs. *nempt*) 7, 11. *gewent* (so!) : *end* 5, 53. *vervâcht* : *enpfâcht* 2, 15.

Bemerkenswerth ist die Form *fróde*, reimend auf *tóde* (tôdte) 7, 113. *fród* : *tód* 1, 17. *fróden* : *tóden* 3, 73.

---

*) *wart* in der Hs. abgerissen, fehlt im Druck.

**) Es steht *das*; *daz ich werd dins trostes gennas*. *werd* ist zu streichen.

***) Die Hs. und der Druck hat *ist* : *gebrosten ist*, mit einer Hebung zu viel.

†) Druck *genent*.

††) Druck *laib*.

Die alterthümlich alemannische Flexion *un* erscheint in *Mariun* (Hs. *marien* : *sun*) 17, 3.

h ist ab- und ausgeworfen in *hô* (: *frô*) 11, 26. *flê* (: *ergê*) 23, 70 *vervât* (Hs. *vervâht* : *hât*) 20, 25.

h für *k* in der Verbindung *ht*, *verdacht* (: *nacht*) 11, 22.

Die 2. plur. geht auf *nt* aus, *ir hânt* (: *gesant* 2, 23. : *bekant* 4, 7. : *brant* 8, 61). *ir mugent* (: *tugent*) 2, 27.

Die 1. sing. auf *en* nur in der bestimmten Verbindung *die wîl ich leben* 3, 153. 21, 47.

schrîen hat im prät. *schrê* 2, 33. *enphâhen* hat *enphie* (: *hie*) 17, 5. von *setzen* prät. *saste* (: *aste*) 16, 27.

Das adv. *mê* erscheint nur in dieser Form (: *aldê* 3, 57. 18, 81. : *wê* 5, 109. 9, 5. 10, 35. 43. 11, 30. 13, 3. 16, 35. 77. 17, 53. 18, 27. 22, 23. 23, 67. : *owê* 20, 27. : *avê* 8, 15. 85. : *ê* 10, 51. *sê* 19, 57). *sus* hat noch nicht die jüngere Form *sust*, die die Hs. häufig setzt, *contemptus* : *alsus* 3, 117. *sus* (Hs. *sust*) : *conflictus* 16, 107. Das adv. *lichen* hat kurzes *i* (23, 23).

Endlich bemerke ich das häufige *gir* im Reime (: *mir* 1, 8. 14. 2, 39. 44. 3, 149. 4, 13. 6, 13. 7, 25. 8, 105. 9, 71. 16, 99. 20, 77. 21, 53. 23, 21. 35. : *dir* 7, 85. 8, 113. 9, 47. 12, 71. 14, 29. 16, 143. 22, 9. 21), woneben nur einmal *ger* erscheint (: *wer* 2, 3).

Die Reime mit zwei kurzen Silben gelten noch als stumpfe, nur einmal ist *gewatten* : *schatten* 7, 57 klingend gebraucht, daher das *tt* hier sicher der Sprache des Dichters entspricht.

Verse mit nur drei Hebungen stehen wahrscheinlich nur durch Fehler des Schreibers: vgl. 6, 4. 7, 23. 24.

Der vierfache Reim ist ein paarmal am Schluß angewendet: 15, 29—32. 23, 67—70. Gegen Ende steht er 3, 151—154 (*leben* : *geben* : *leben* : *geben*) und 7, 115—118. In der Mitte eines Gedichtes kommt er vor 17, 23—26. 18, 67—70.

Wörtlich übereinstimmende Stellen: *frow, sid mir die kunst erban* 2, 1 = 7, 83 (*ach frow*).

Von persönlichen Beziehungen seien erwähnt die Anspielung auf den Bodensee:

> *und* (Hs. *von*) *wunsch|ir dar zu liebes me*
> *denn trophen hat der Bodensee.* 19, 58.
> *mich durst und sich vor mir den se,*
> *der wasser mir zu aller stunt*
> *raichet* (Hs. *raiget*), *frow an minen* (Hs. *mynem*) *munt.* 16, 68.

Er nennt sie *zartes k.* 7, 108, was also den Anfangsbuchstaben ihres

Namens (*Katharina*?) bezeichnet. Sie ist in ein Kloster verschlossen, also wohl eine Nonne:

daz du mit so vestem tor
mir bist, lieb, beslossen vor,
ich main daz kloster, da du in
bist beslossen, frowe min.

Damit stimmt die Beziehung auf *ave* und *vesper* 8, 16. 86. 90. Die häufige Anwendung des lateinischen hängt wohl auch damit zusammen.

Daß die Gedichte I—XXIII des Liedersaals von demselben Verfasser herrühren, daß dieser am Bodensee lebte, und zwar in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ist nach obiger Darlegung wohl unzweifelhaft; daß er mit dem Müetinger identisch, ist nicht unwahrscheinlich.

K. BARTSCH.

KLEINE MITTHEILUNGEN AUS DARMSTÄDTER HANDSCHRIFTEN.

Bei Durchmusterung von hiesigen Codices stieß ich auf verschiedene ungedruckte Stücke, die ich anbei zum Wohl und Nutzen der Germanisten und Historiker mittheile.

Die erste Nummer befindet sich in dem Sammelband des Canonicus Alfter Nr. 2709, Blatt 66, von einer Hand saec. XVII eingeschrieben. Der Band enthält unter anderem eine Vita Brunonis archiepiscopi Coloniensis des Stifters von St. Pantaleon in Köln (M. G. SS. IV, 254) und ein Gedicht auf denselben (ibid. 279) als Abschrift des Codex 329—341 in Brüssel. Das deutsche hier mitgetheilte Gedicht auf den Erzbischof Bruno von Köln entstammt wohl gleicher Quelle. Die Schlußschrift weist dasselbe dem Dichter Freidank zu, was zu bezweifeln, wenigstens nicht zu beweisen ist. Der Text ist verderbt.

Die Stücke II, III, IV stammen als Zeitgedichte aus dem Kampfe zwischen den Päpsten mit den Hohenstaufen seit Friedrich II. aus Lütticher Handschriften saec. XIII—XIV. Wer der besungene brumas war, kann ich nicht sagen.

Die Stücke V, VI und das nur theilweise mitgetheilte VII enthalten deutschen Aberglauben, VIII Lebensregeln, IX einen Hymnus auf die Mutter Christi, worüber nichts zu bemerken.

F. W. E. ROTH.

I.

Dogit, warheit vnd Recht
Hatten die Saxen vssherkorn,
Sie sint gewest gottes knecht,
Daromme en werden sie nit verlorn.
Aen disse dry sicherlich
Ist op erdenn nit dogentlich
Mit dissen dreyn was gewert
Gantz Saxen art vnd herrschafft,
Wer sie droch, der was geert
Vnd hatt gantz adels krafft
Vom heilige stam sint sie gesprossen
Grosse helligeit ist vss een geflossen.
Auch ist von een berstanden
Kunge, Keyser, beyde frawen vnd mannen.
Also vint man in offenbarlicheit —
Gescreben in den hucheren mitt der warheit,
Dat sie von godt sint vsherkarn
Vor veele langen mauchen yarn.
Sie hant kirgen vnd closter beschirmt
Daromme hait sie got dar zu gedirmt,
Dass sie sindt kinder der ewicheit
Also ist een der hemel hereit.
Das hait sich wol hervonden
Aen Keyser Henrich den seer frommen
Vnd aen buschuff Brun den helligen man
Der das closter zu sant Panthaleon began
Vnd begabet mit der uerung redelicheit
Gott zu ewegen lop vnd der seelen selicheit
Vor mer vnd aller synen nakomen
Der Selen zû trost in ewiger frommen
Vnd ouch gefrihet mit aller siner zugebort
Als sich hat eyn Forsten ym rechten wol gebort
Mit Babest vnd Keysers hande
Also was gescreben, da ich is wande
Vnd auch an der erwerdigen Theophan Keyseryn
Die zu sant Panthaleon hracht den helligen Albin
Dar von vint man nach grossen schyn
In hucheru vnd in schrifften sere fyn.
Dit is der herschafft von Saxen loff seer groet
Got geue een vnd vns das ewige hroet
Wer een nafolget in der helligheit,
Dem ist die hommelsce freude hereit.
Dair zu helffe vns Marien Sone
Das wir kommen in den hommel throne. Amen.

Ich heissen noch Her Frigedanck
Der den Heren von Saxen dit hat gesandt
Von sant Panthaleon dem closter tzart
Off dat sie halden ir adelschafft bart
So werden sie besytzen beyde
Mit Sant Panthaleon die ewige Frewde.

II.

Tuum Syon exilium mirantur sol et sydera,
Ob cuius exterminium Roma ruit adultera,
Huius obumbrat vicium legis ruentis littera,
Producitur in medium cedar et Bahel altera.
Regnante Rome vicio regnat omnis ahusio. —
Petrus iacet in vinculis, vetus latet clementia,
Exaltatur in singulis Symon et avaritia,
Nerouizat in oculis sue prolis ecclesia,
Et qui lux est in populis, recessit a iustitia. —
Regnante Rome vicio etc. —
Vicem suam ius alterat, ordo nature vertitur,
Mater suos eviscerat natos, quibus abutitur,
Equum scelus exuperat, fas in nephas convertitur,
Nummus per orbem imperat, qui pauper est, despicitur.
Regnante etc. —

Albinus servat ianuam, Rufinus causas recipit,
Qui pupillum et viduam nichil ferentes despicit,
Uterque manum vacuam minando procul abicit,
Dicens: Nil dantes eruam; sic adulando decipit.
Regnante etc. —
Prebenti patet aditus, eiusque fit petitio,
Nil dantibus introitus reputatur pro vicio,
In Romanis interitus crescat atque perdicio,
Nam Roma rodens funditus non servit nisi precio.
Regnante etc. — Explicit. —
[Ms. 2777. 4°. saec. 13./14; aus Lüttich; Blatt 91r.]

III.

Homo miserabilis,
Tu nunquam es stabilis
Quomodo letaris?
Vita tua debilis
Et mortua, flebilis.
Quare non tristaris,
Nam per mortem transies
Et non reverteris
Fragilis ut glacies
Et cras morieris
Semel morti in hac vita est
Tua sors, certus esto
Nec dubita brumas e mors.

IV.

Homo luge, fuge, fuge mortalia,
Cur amas labilia?
Sunt sompnia, omnia
Hec et non redeunt
Mundus, caro, demon pecunia
In homines ferunt
Hec odia, discordia
Et non concordia
Modo regnat et avaricia
Si modo iudex est in ecclesia
Audias exemplum in litera
Brumas e mors
Brumas emors brumas emors brumas
ist tod owe der not.
[Ms. 3094 Bruchstück saec. 14 mi Noten.]

V.

Dese seynunge sal man dreywerf na [na!] eyn ander sprechen. Inde V. pater noster.

Im namen des vaders jnd des soens inde des heilgen geistes amen. De selue got, de wasser inn wyn gheschoeff die gheseyne dese wnde van grunde neden an bis oeuen v̂ys. Ich ghesennen dich wude gûde mit der heilger karitaten, dat du dyn swellen, dyn vûlen, dyn rûchen, Ind dyn styncken salt laissen. Ind salt heilen van grunde vnden an bis oeuen vys. Ind salt doen [an bis]*) als die selue wude dede, die longinus vnseu lieuen heren durch syne rechte seyde stach die ons wal noch enswoert noch dar ensloech geyn vngeluck zo. Also enmoisse zu deser seluer wnden doen, dat sy wair in des heilgen kirsten namen Amen. —

[Ms. 2772.]

*) Durch Punkte getilgt.

VI.

De heata Veronica.

Dicor Veronica Christi solius amica
Et ego demonstro Christi faciem tibi panno
Hanc si scriptnram leges inspiciendo fignram
Illo nempe die pietatis munere divine
Non formidahis hostes tutusque meabis.
Nec facies aliqna te concitahit iniqna
Consilinm sanum decrevit Gregorianum
Wltum formosnm, Christi forma speciosum
Semper adorari, venerari, glorificari.
Hinc prece non ficta valet hec oratio dicta
Trecenti verum sihi quadraginta diernm
Pro cnlpa varia datur indulgencia sana.

[Ms. 2772.]

VII.

Oratio hona de sancto Anthonio contra morhum epydimialem.

O Anthoni sancte pater,
Salntaris vite stater
Cnm nos turhat multis malis
Morhus epydimialis,
Ut a nohis extirpetur,
Virtus tua aperietur.
Es ignifer et lucifer,
Sis noster ergo scutifer,
Nc morhus hic nos feriat,
Precamur te, quod periat — — —

[Ms. 2772. Blatt 181r.]

VIII.

Lebensregeln.

A. alle goede dinck laist vch leyff seyn.
B. heslossen in dat herze din.
C. ceyre na donchten deyn leyuen
D. Din herze sal na gotlich douchte sweyuen,
E. Ere saltn vmmer mynnen
F. fein getruwe van in hynnen
G. goit ind stede in deyme gehere
H. Hoede dich vur quader lere
I. in reychten truwen am alle wanck
K. kere zo goede deynen seyn ind deynen gedanck
L. leyfflich saltu dich machen
M. myt stedichgeit in allen sachen
N. neyt intreckhe dich scluer vort zo sere
O. Oitmoedich sal seyn dyn gebere
P. proeue alle dinck zo den hesten
Q. qnid mach dich hoess geselschaf ind snoder gesten
R. Roeymsche kleeffer saltu myden
S. Sveych nocht an in saltu neymer in deyme herzen heneiden
T. trechke dese lere ain dich
U. vp myne truwe sicherlich, dat raeden ich
X. Christum saltu hoerten alle erssche dinck mynnen
Z. zo machstn das hemelrich ge wynnen
Est der wail deit, der ist der hest

[Ms. 2772; Blatt 191v.]

IX.

1. Maria vol getlicher soessicheit
Erwirf myr van gode ynnicheit,
Dat din kint mich vinde hereit
Zo synre eren ind wirdicheit.
2. Wir solen vns alle zyt zo goed keren
Vnd alle dage steruen leren
Want got cnhait vns neit gegeuen
Ze wissen, we lange wir sole lenen
3. De doet kumpt mit gewalt
Beide vp junck ind alt,
Dan ist em iemerlich vorheideu
De dan wil al dinck vs reiden.

[Ms. 2772, Blatt 190r.]

DIE CHRONOLOGIE DER SPRÜCHE WALTHERS VON DER VOGELWEIDE.

Wir haben Walther oben im Jahre 1204 in Meißen gefunden, wohin er, wie auch Wilmanns einräumt, über Thüringen gekommen sein mag. Wir finden Walther später in sehr nahen Beziehungen zu Dietrich von Meißen, über die uns Sprüche des Kaiser Ottentones bedeutsame Aufschlüsse ertheilen. Da wir mit keinem irgendwie plausibeln Grunde Walthers Aufenthalt zwischen 1204—1211 irgend anderswo vermuthen können, so dürfte die Aunahme keine gewagte sein, daß Walther in dieser Zeit am Hofe zu Meißen lebte. Auch Wilmanns („Leben“ 73) nimmt enge Beziehungen zwischen Walther und dem Markgrafen Dietrich von Meißen an. Bezeugt wird Walthers Aufenthalt am Hofe zu Meißen vor Allem durch das Vocalspiel. Zwar hat nun Hornemann Germania 29, 42—53 etwas Anderes zu behaupten versucht, aber mit entschiedenem Mißerfolg, denn, was er über die Zeit der Abfassung sagt, richtet sich von selbst, was er aber über den Ort, wo das Gedicht entstand, behauptet oder eigentlich, insoweit er die Annahme, es sei in Meißen verfaßt, bekämpft, ist nur in einem einzigen Punkte zutreffend, nämlich da, wo er hervorhebt, daß der Accent nicht auf Dobrilugk, sondern auf Mönch zu legen ist. Aber daß gerade dieser Umstand den triftigsten Grund für Meißen als Abfassungsort abgibt, ist Herrn Hornemann offenbar entgangen. Auch Henrici, Jahresbericht VI, S. 200 zu 1041, findet Hornemanns Ausführungen nicht zutreffend.

Halten wir uns nun gegenwärtig, daß die Sprüche der Töne L. 103, 13 ff. und L. 82, 11 ff. bezüglich der Verhältnisse in Thüringen keine günstigen Schilderungen bringen, weshalb Walthers Unmuth mit jedem Tage stieg — auch Wolframs oben erwähntes Citat belehrt uns darüber — und er thatsächlich, aber vergeblich, nach dem Wiener Hofe ausschaute, so werden wir mit der Annahme kaum fehlgehen, daß Walther endlich, was ihm der Wiener Hof versagte, für eine Reihe von Jahren am Hofe von Meißen fand. Wir haben deshalb für die Zeit von 1204—1211 wohl an keinen Thüringer Aufenthalt Wal-

thers zu denken und müssen annehmen, daß Walthers Spruchdichtung, wie dies bei den Verhältnissen dieser Jahre und seiner Anwesenheit an einem so kleinen Hofe, wie es der von Meißen war, leicht begreiflich erscheint, verstummte. Die erste Periode von Walthers Spruchdichtung reicht demnach von 1199—1205.

Ein zweites Moment, das für unseren Ansatz zu sprechen scheint, und ich kann mich auch da wieder auf Wilmanns herufen („Lehen" p. 72), ist, daß das VI. Buch von Wolframs Parcival, das jenes vielberegte Citat bringt, einen Aufenthalt Walthers in Thüringen zum Jahre 1203 sehr wahrscheinlich macht.

In dritter Linie kommt in Betracht, daß L. 83, 14 mit Vers 26: nû sehent wie diu krône lige und wie diu kirche stê auf eine Zeit hindeutet, wo dieses Verhältniß thatsächlich in hesonders auffälliger Weise vorhanden war, und ich weiß kein anderes Jahr anzugehen, wo dies in solchem Grade der Fall war, wie im Jahre 1203.

Viertens sprechen dafür, d. i. ungefähr für diese Zeit, Anklänge der Sprüche 83, 27 und 84, 1 an die Sprüche des „Reichstones" L. 8, 4 fg. ferners des Wiener Hoftones L. 20, 16 fg. und L. 22, 18 fg.

Der Spruch L. 83, 14 scheint überdies sehr lehhaft wieder an Einflüsterungen thüringischer oder meißenscher Provenienz zu erinnern, die ich eben charakterisirt und in den Sprüchen des ersten und zweiten Philippstones, sowie des Tones 78, 24 ff. nachzuweisen versucht habe.

Ein fünftes Moment für meine Hypothese finde ich in dem sehr auffälligen Anklang von L. 84, 13 an L. 25, 26 fg. und L. 25, 7 fg., der doch wohl näher liegt und dessen Vorhandensein verständlicher wird, wenn das Ereigniß, auf das die Stelle sich bezieht, noch im frischen Andenken Aller lebte, was gewiß im Jahre 1203 noch in hohem Grade der Fall war. Und dazu kommt dann noch, daß in diesem Jahre Leopolds Hochzeitsfeier in unmittelbarer Nähe war, wo sich die Freigehigkeit des Jahres 1200 leicht wiederholen konnte. Auch L. 84, 7: mîner frowen minne scheint auf den Wiener Aufenthalt zurückzudeuten und erklärt sich leichter durch eine solche Annahme.

Ganz unhegreiflich hleibt es aber, wie Wilmanns („Leben" p. 56) dazu kommt, L. 24, 33 fg. und L. 84, 1 in dieselhe Zeit zu setzen, indem er den ersteren Spruch als Scheltlied auffaßt, das entstand, als L. 84, 1 fg. keinen Erfolg hatte. Welch ein Nonsens das ist, erhellt schon daraus, daß L. 84, 1 den Wiener Hof in geradezu hyperbolischer Weise rühmt, so daß L. 24, 33 als Scheltlied gesungen nur die Fabel vom Fuchs und den Trauben parodirt hätte. Oder glaubt Wilmanns, Walther habe, wie mancher moderne Kritiker, das unhezähmbare Be-

dürfniß gehabt, sich lächerlich zu machen? L. 24, 33 ist überhaupt hin- und hergeschoben worden, wie kaum ein anderer Spruch Walthers; manche „Waltherforscher" ließen ihn sogar erst zwischen 1217 bis 1219 entstehen. Und doch ist dessen Ansatz sehr einfach. Während L. 25, 26 den Anfang, beiläufig wenigstens, des „Wiener Hoftones" bezeichnet, gehört L. 24, 33 ans Ende desselben. Vom Mai 1200 bis Winter 1201 konnte sich Vieles geändert haben und hat sich auch thatsächlich Vieles geändert. Es war dieser Zeitraum einer der tristesten in der Regierung Leopold VI.

Nun bemerkt allerdings Paul (PBb. VIII, 168): „der Dichter vergleicht in L. 24, 33 fg. zwei Zeiten, **die durch einen längeren Zwischenraum getrennt sind** (mîn wirde diu was wîlent grôz : dô lebte etc.). Wir können uns nicht wohl der Überzeugung verschließen, daß er den Eindruck schildert, den der Wiener Hof auf ihn gemacht, als er nach längerer Abwesenheit dahin zurückkehrt."

Paul hat in scharfsinniger Weise im ersten Theile dieser Ausführungen das Richtige erkannt oder, vielleicht besser gesagt, gefühlt, falsch ist nur die Folgerung, die er daran schließt.

Denn man darf auf L. 19, 29 nicht vergessen, wo uns Walther Verhältnisse am Wiener Hofe schildert, die gewiß nicht an „künec Artûses hof" gemahnten, denn sonst wäre er ja nicht von diesem Hofe fortgezogen. Wir sehen eben in L. 24, 33 fg. die alte Rancune erwacht, die den Dichter und den Herzog trennt und die sie niemals sich versöhnen läßt. Ja es sind zwei Zeiten, die Walther im Spruche L. 24, 33 fg. am Wiener Hofe von einander scheidet, aber nicht Zeiten, die in Leopolds Herzogthum fallen, sondern die Zeit, die er als besonders schön geschildert, ist die Zeit von 1190 etwa bis 1197, die Zeit Leopold V. und Friedrich des Katholischen, wenn der Dichter es dabei auch so arrangirt, daß auch das Pfingstfest vom Jahre 1200 dieser Zeit beigezählt wird. Interessant ist, daß wir in diesem Spruche einen neuerlichen Anklang an die Sprüche des Reichstones und der beiden Elegien finden, in welchen der Rückblick auf vergangene, bessere Zeiten ein Hauptmotiv in ihrer poetischen Gestaltung bildet.

Ganz überflüssig und unbegründet aber ist es, wenn Wilmanns meint, der Wunsch, am Wiener Hofe aufgenommen zu werden, konnte auch in Wien vorgetragen sein.

Daß Walther aber in jener Zeit sein Augenmerk noch besonders auf den Wiener Hof lenkte, liegt darin begründet, daß um diese Zeit, also im Jahre 1203 Reinmar das Zeitliche gesegnet hatte, mithin am

Wiener Hofe ein Platz frei war. L. 82, 24 fg. und L. 83, 1 fg. beziehen sich auf Reinmars Tod. Aus allen diesen Auseinandersetzungen möchte das Jahr 1203 für die beiden Spruchtöne 103, 13 ff. und 82, 11 als gesichert, jedenfalls als höchst wahrscheinlich gelten können. Erwägt man nun, daß jener berühmte Spruch des „zweiten Philippstones", nämlich L. 17, 11, auf ein Ereigniß hinweist, das am 27. Januar 1204 statthatte, denn an diesem Tage stießen die Fürsten Alexius und seinen Vater Isaak vom Throne, so gewinnen wir auch für den „zweiten Philippston" den unmittelbaren Anschluß an die beiden erwähnten Töne, und es möchte daher vielleicht Riegers Urtheil über diesen Ton dahin einzuschränken sein, daß wir ihn schlechtweg ins Jahr 1204 verlegen.

Was Wilmanns („Leben" p. 99) gegen den Ansatz von L. 17, 11 zum Jahre 1204 sagt, ist völlig haltlos. Denn in diesem Jahre war Philipp Herr der Situation, ohne jedoch zu einer so gefesteten Stellung vorgerückt zu sein, die jede Gefahr auszuschließen schien, wie dies doch im Jahre 1207 der Fall war, wo er sich eben anschickte, den letzten Schlag zu führen und auch die Curie mit ihm den Frieden eingegangen war. Aber gegen Wilmanns' offenbar hyperkritische Deutung spricht noch ein sehr bedeutsames Moment, das in dem Spruche L. 17, 11 ff. selbst vorhanden ist. Ich meine die Verse 11—16:

Wir suln den kochen râten,
sît ez in alsô hôhe stê
daz si sich niht versûmen,
daz si der fürsten brâten
sniden groezer baz dan ê,
doch dicker eines dûmen.

Damit weist Walther darauf hin, daß die Zeit, die diesem Spruche und den darin berührten Thatsachen unmittelbar voranging, eine für die „Köche" sehr fatale war, und er ertheilt daher den Rath, durch Kargheit nicht neuerdings eine ähnliche kritische Lage heraufbeschwören zu wollen. Diese Erwägung führt dazu, für den Spruch einzig und allein das Jahr 1204 für zulässig zu erklären, das Philipps Macht rasch und in entscheidender Weise festsetzte und dem in den Jahren 1202—1203 eine Zeit voranging, in welcher Philipp sehr arg in der Klemme war. Aber Walthers Aufenthalt in Meißen zwischen 1204 bis 1211 gibt uns noch eine andere Aufklärung, und zwar über einen Umstand, über den sich die „Waltherforscher" gar erschrecklich die Köpfe zerbrochen haben. Man weiß, wie Rieger („Leben" p. 13) meint: „*In* wie erschütternden Tönen wird Walther die Ermordung des viel-

geliebten Philipp beklagt haben" etc. Daran ist kein Jota wahr. Wenige Monate vor Philipps Ermordung sann der Meißner noch auf Verrath, und Philipp selbst rüstete, um gegen ihn und seinen Schwiegervater zum vernichtenden Schlage auszuholen. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß Walther, der am Hofe des Markgrafen ein Heim gefunden hatte und ohnedies von Philipp nicht gut behandelt worden war, schwieg, als das Schwert des Meuchelmörders den König tödtlich getroffen hatte. Daß damit auch Zarncke's Meinung von der doppelten Spitze dieses Spruches (PBb. 7, 597) abzuweisen ist, ist selbstverständlich.

Damit sind wir an den Abschluß der ersten Periode in der Spruchdichtung Walthers gelangt, ohne daß wir eine Durchkreuzung der zahlreichen in diese Periode gehörigen Sprüche verschiedener Töne anzunehmen gezwungen waren. Da wir eine solche auch für die Zeit von 1220 an als ausgeschlossen nachwiesen, so bleibt lediglich mehr die zweite Periode von Walthers Spruchdichtung nach dieser Richtung hin zu untersuchen, nämlich die Zeit von 1211/12—1219/20. Allein auch in dieser Beziehung ist das Meiste schon gethan, denn die Zeit für die beiden hervorragendsten Töne des zweiten Decenniums des 13. Jahrhunderts wurde bereits oben markirt und zwar für den Ton L. 26, 3 ff, 1217—1219/20, für den Ton L. 31, 13 ff. die Jahre 1213—1215. Wie Walther im Jahre 1203 sich vergeblich an Leopold gewandt hatte, um Aufnahme am Wiener Hofe zu erlangen, so war dies auch 1213 der Fall. Damals wandte er sich nach Meißen und fand das begehrte Heim. Diesmal findet er es in Thüringen trotz der scharfen Absage, die er dem Schwiegersohne Hermanns hatte zu Theil werden lassen. Nach einer kurzen Pause, die ihm der Aufenthalt in Thüringen gestattete, sieht er sich durch den Tod Hermanns neuerdings der erst gewonnenen Heimat, die ihm vielleicht nicht einmal ganz besonders behagte, beraubt, und wieder greift er zur Spruchdichtung, um endlich das heißersehnte, eigene Heim zu erzielen. Und diesmal gelingt es auch nach etwa zweijährigem Dienste.

Es bleiben damit nur noch zwei Töne übrig, in denen mehrere Sprüche gedichtet sind, nämlich L. 105, 13 ff. und L. 11, 6 ff. Wenn meine Ansicht bezüglich der Chronologie der Töne richtig ist, muß L. 105, 13 ff. dem Tone L. 31, 13 vorangehen und L. 11, 6 ff. muß die zweite Periode der Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide eröffnen. Ich wende mich daher zunächst dem Tone L. 105, 13 ff. zu.

Der Ton L. 105, 13 ff. besteht aus drei Sprüchen, von denen zwei Scheltsprüche auf den Markgrafen Dietrich von Meißen sind,

während der dritte Fürsprache bei Kaiser Otto für den Landgrafı Hermann von Thüringen einlegt. Daß diese Sprüche nicht in de Tone L. 11, 6 ff. gedichtet wurden, ist begreiflich, wenn man bedenk wie Walther in diesen Sprüchen die Treue der Fürsten und in besonders des Meißners hoch erhebt. Zweifellos sind die drei Sprüch von denen ja die beiden auf den Meißner bezüglichen eng zusamme gehören, in rascher Folge entstanden, und mit dem Spruche auf He mann von Thüringen hat sich der schon etwas vorsichtiger geworde Dichter einen Ausweg offen gehalten, wenn er bei Kaiser Otto se Ziel nicht erreichen sollte.

Die enge Zusammengehörigkeit der drei Sprüche des Ton 105, 13 ff. nimmt auch Wilmanns („Leben" p. 316, Anm. 208) a Wenn aber Wilmanns a. a. O. meint, der Spruch L. 105, 13 kön nicht auf die im August 1212 durchgeführte Belagerung von Weiße see Bezug nehmen, weil der Landgraf ja selbst hartnäckig blieb, ist diese Ansicht ganz hinfällig. Walther ist ja nicht in der Umgebu des Landgrafen, sondern legt aus freien Stücken und vielleicht a gewissen Absichten seine Fürbitte ein. Eine solche Absicht kann darin bestanden haben, daß Walther, der den Meißner scharf u rücksichtslos verurtheilte, dem Landgrafen zu verstehen geben wi daß, wenn er den Schwiegersohn verurtheilt, doch in seinen Sy pathien zu ihm selbst der gleiche bleibe. Ich glaube übrigens, da die drei Sprüche noch von einer anderen Absicht geleitet sind, nämli don Landgrafen sowohl als den Markgrafen wieder auf Otto's Sei zu bringen. Nur so verstehe ich die Verse:

mîn dienst laz ich allez varn:
niwan mîn lop alleine.

Und die Worte lob ich in sô lob er mich sind doch wohl dahin au zufassen, daß Walther verlangt, der Meißner möge das ihm gespende Lob durch die That erhärten, nicht aber so, daß Walther für se Lob des Meißners Lob erfordert. Auch der Ausdruck „wandel" beiden Sprüchen erklärt sich so am besten, sowie der Vers: „no kan ich schaden vertrîben." Doch beziehe ich die drei Sprüche lieb auf das Jahr 1213 und es kann ja auch L. 105, 13 den beiden ander Sprüchen vorangegangen sein.

Eine ganz unglückliche Idee verbindet Wilmanns („Lebe p. 76) mit dem Spruche L. 106, 3, eine Idee, die freilich auch sch von Anderen vorgetragen wurde. Es betrifft dies die Verses dies Spruches:

waz sol diu rede beschœnet?
möht ich in hân gekrœnet,
diu krône wære hiute sîn.

Wilmanns bezieht nämlich diese Stelle darauf, daß ein geheimer Plan vorhanden war, wornach Dietrich von Meißen als Gegenkönig aufgestellt werden sollte, und daß Walther auch in dieser Beziehung sich betheiligte, und als er vom Kaiser übel behandelt worden, aus der Schule geschwätzt habe. Man sieht, Hypothesen sind in der Waltherforschung feil wie Brombeeren. Denn gegen eine solche Hypothese spricht doch gar Alles. Daß ein solcher Plan bestand — und völlig geheim halten hätte er sich ja niemals schon in Absicht seiner Realisirung lassen — wird uns von keinem einzigen Chronisten gemeldet. Walthers Sprüche selbst wären ja — ich meine die an den Kaiser Otto gerichteten — ein Act ganz gemeiner Verlogenheit, und Wilmanns, der sonst die Bedeutung Walthers, namentlich in seinen jüngsten Werken über Walther auf ein Minimum herabzudrücken beflissen ist, würde damit dem Dichter einen geradezu ungemessenen Einfluß einräumen, den er angenscheinlich nicht besessen hat. Wilmanns ist, auch an dieser Stelle wieder auf das Niveau jener Kritikaster herabgesunken, die unter den „Waltherforschern“ — man denke nur an Menzel und Wackernell — so arg grassiren. Und Menzel, um gerade auch einmal die Idee dieses Forschers zu verwenden, sagt ja auch zu dieser Frage, die freilich auch Lachmann und Pfeiffer in die Irre geführt hat, obgleich sie ihr immer noch mit einiger Vorsicht gegenübertraten, und zwar S. 182 seiner umfangreichen Waltherbiographie: „So hoch also schlägt er selbst seinen politischen Einfluß in damaliger Zeit an, daß er zu behaupten wagt, es wäre ihm möglich gewesen, dem Markgrafen selbst die böhmische Krone zu verschaffen.“ Und bei alledem sind die fraglichen Verse doch so einfach und deutlich. Was sollen denn, sagt Walther, viele schöne Worte; wäre ich im Stande gewesen ihn zu krönen, so besäße er heute die Krone.

Walther weist eben mit diesen Worten nicht auf die Höhe seines Einflusses hin, sondern auf die volle Intensität seines Wunsches und Willens, dem Meißner das von ihm Begehrteste zu verschaffen. Wenn der Lobspruch des genialen Sängers beim Kaiser überhaupt etwas galt und auf diesem Wege überhaupt etwas zu erreichen war, so hat Walther Alles gethan, um des Meißners Absichten und specielle Anliegen beim Kaiser nach Möglichkeit zu befürworten.

Es ist nun allerdings schwierig, mit Rücksicht auf den Umstand, daß Otto's Feldzug gegen Thüringen in die zweite Hälfte des Jahres 1212, der Abfall des Meißners von Otto aber fast ein Jahr später fällt, die drei Sprüche chronologisch genau zu fixiren, allein abgesehen davon, daß man an die Möglichkeit leicht denken kann, daß L. 105, 13

einerseits und L. 105, 27 und 106, 3 andererseits um die Differenz dieser Zeit von einander stehen, so daß dieser Ton vom Sommer 1212 bis zum Sommer 1213 sich erstreckt, muß man doch auch darauf Bedacht nehmen, daß Walther in Otto's Umgebung Gerüchte über die Fürsten vernahm, die oft erst später zur That wurden, und aus diesem Grunde könnten die drei Sprüche einander chronologisch näher stehen. Ich komme nun zu dem Tone L. 11, 6 ff., der in das Jahr 1212 weist und speciell, zum Theile wenigstens, in die erste Hälfte dieses Jahres fällt. L. 12, 1—2 heißt es nämlich ausdrücklich:

die fürsten sint in undertân,
sie habent mit zühten iuwer kunft erbeitet.

Es kann deshalb kein Zweifel darüber bestehen, daß L. 11, 30 gelegentlich der Ankunft Otto's in Deutschland und selbstverständlich auf dem glänzenden Hoftag, den der Kaiser am 4. März in Frankfurt hielt, vorgetragen wurde. Man hat nun zwar die drei Sprüche, die gegen den Papst gerichtet sind und auf die Bannung des Kaisers Bezug nehmen, früher ansetzen wollen und sogar daran gedacht, Walther habe sie dem Kaiser nach Italien gesandt oder selbst dort vorgetragen — allein mit Unrecht. Abgesehen davon, daß wir schon aus rein ästhetischen Gründen annehmen müssen, daß der Dichter diese Sprüche, die ihn als politischen Dichter auf der vollen Höhe seines Wirkens zeigen, Schlag auf Schlag geschaffen hat, redet schon der Willkommgruß an den Kaiser eine beredte Sprache gegen diese haarspalterische Meinung. Die beiden ersten Verse dieses Spruches lauten:

Hêr keiser, sît ir willekomen.
der küneges name ist iu benomen.

Nun war aber Otto's Kaiserkrönung bereits am 4. October 1209 erfolgt, dagegen seine Bannung erst am 12. November 1210. Somit wäre es noch viel weniger erklärlich, wie Walther jetzt erst singt: der küneges name ist iu benomen, als es erklärlich ist, daß er jetzt erst mit flammenden und hohnvollen Worten die Bannung Otto's bekämpft. Aus diesem Grunde ist ein Zweifel absolut ausgeschlossen, daß nicht alle sechs Sprüche dieses Tones zu derselben Zeit und bei derselben Gelegenheit gedichtet wurden. Überhaupt könnte man schwer begreifen, daß Walther den heimkehrenden Kaiser mit Sprüchen eines Tones begrüßt hätte, der schon zwei Jahre alt war.

Wenn man diese Sprüche liest und wieder liest und dabei in Erwägung zieht, daß sie dem genialen Sänger kaum ein Wort des Dankes, geschweige denn etwas anderes eingetragen haben, dann be-

greift man erst, welch ein unebener Geselle der reckenhafte Welfe auch im Geist und Herzen gewesen sein muß.

Unter den Fürsten, die am 4. März 1212 in Frankfurt in der Umgebung des Kaisers erschienen und die dringend verdächtig waren, daß sie an den Umtrieben gegen Kaiser Otto im Jahre 1211 betheiligt waren, waren auch Ludwig von Baiern und Dietrich von Meißen. Beiden, aber namentlich dem Letzern, war Walther, wie wir wissen, zu lebhaftem Danke verpflichtet, und so begreifen wir leicht, daß Walther L. 12, 1—5 mit glänzender Rede für ihre Treue Bürgschaft gab. Freilich hatte sich dabei Walther eine arge Vertrauensseligkeit zu Schulden kommen lassen, indem er die eigene Begeisterung für des Kaiserthums Macht und Stellung auch den Fürsten jener Zeit beimaß.

Was noch an Sprüchen der chronologischen Datierung harrt, ist ein Minimum. Manche davon, wie L. 37, 24. 37, 34. 38, 10, von anderen zu geschweigen, sind als ein zweifelhaftes Eigenthum der Walther'schen Dichtung erkannt worden, und so bleiben nur mehr zwei Sprüche übrig, nämlich L. 85, 25 und L. 104, 23 und 104, 33. Der erste und der letzte dieser Sprüche entziehen sich wegen ihres allgemeinen Inhalts der Datierung, doch möchte L. 85, 25 seinem Inhalte nach wohl in die Zeit gehören, in welcher L. 23, 26. 78, 24 ff. und 82, 24 ff. entstanden sind, also etwa 1202/1203. Auch L. 104, 33 scheint in diese Zeit zu weisen. Simrock (Ausgabe p. 89) bemerkt zu dem Spruche: Tegernsee war in der That durch seine Gastfreundschaft berühmt. Daß er dort unfreundliche Aufnahme fand, mochte Walther den heftigen in Otto's Dienst wider Papst und Geistlichkeit geschleuderten Sprüchen verdanken. (Vgl. auch Wackernagel zu Simrock 2, 158.) Was über die Gastfreundschaft dieses Klosters gesagt wird, findet seine volle Bestätigung in Max von Freibergs Geschichte von Tegernsee, der sogar eine Reihe von Bestimmungen anführt, wornach die Übung der Gastfreundschaft als ein ganz besonderes Officium dieses Klosters erscheint. Was die Beziehung des Spruches auf die Zeit Kaiser Otto's anlangt, die auch von Lachmann und Pfeiffer gebilligt wird, der Letztere denkt sich den Spruch zwischen 1212—1217 entstanden, so wurde dafür lediglich geltend gemacht, daß Walther „nach Kaiser Otto IV. Gebrauch den Abt schlechthin einen Mönch nennt". Allein das scheint mir doch zu weit zu gehen. Denn die Bezeichnung des Abtes als Mönch ist beiläufig eine ähnliche Unart, wie die des Priesters als Pfaffe. Ich glaube nicht, daß es Jemanden gibt, der behaupten möchte, daß Kaiser Otto IV.

der Erfinder dieser Unart war, sondern er hat sie gleich Walther vorgefunden und wie es Hunderte vor ihnen und nach ihnen gethan haben mögen, angewendet, wenn er auf einen Abt oder überhaupt auf die Äbte übel zu sprechen war. Da wir überdies Walthers Aufenthalt zwischen 1212—1220 kennen und derselbe doch sehr weit von dem Kloster Tegernsee entfernt lag, da ferners die Sprüche aus dieser Zeit in festgefügten Reihen vor uns stehen und die Erfindung eines eigenen Tones, um an Tegernsee sein Müthchen zu kühlen, seitens des Dichters nicht angenommen werden kann, so werden wir von selbst jenseits des Meißner-Aufenthaltes Walthers verwiesen, also in die Zeit zwischen 1199—1204. Das ist ja auch eine Zeit unstäter Wanderschaft für Walther mit Ruhestationen, wie sie der Hof Philipps, der Wiener und der Thüringer Hof gewährten, bis Walther endlich am Meißner Hofe zu einer längeren Ruhe gelangte. Am ehesten möchte ich daran denken, daß der Spruch in jene Zeit fällt, wo die Sprüche des Reichstones und der Elegien entstanden. Für die Satire auf Tegernsee paßte selbstverständlich keiner dieser Töne, da das einer Profanirung derselben gleichgesehen hätte. Die Erklärung, die Wilmanns den Versen L. 104, 30 gibt:

ich nâm dâ wazzer:
alsô nazzer
muost ich von des münches tische scheiden.

dürfte wohl die richtigere sein als die früher allgemein angenommene.

Auf den Gedanken, den Spruch in der oben angedeuteten Weise, also etwa nach den Sprüchen des Reichstones einzureihen, brachte mich speciell folgender Umstand: In der Reg. Innoc. III. Nr. 2066 vom 22. December 1203 findet sich folgende Angabe: Innocenz III. bestätigt dem Abte von Tegernsee den Besitz der „eccl. s. Martini, quam b. m. Dedeschalchus ejus praedecessor in fundo monasterii fundaverat et dotaverat“. Der Tegernseer Abt Manigold (1189—1206) war, aus diesem Umstande zu schließen, ein Parteigänger des Papstes, und da ist es nicht zu verwundern, daß er dem Sänger von L. 25, 11 und 9, 16 die gewünschte Gastfreundschaft nicht gewährte. Freilich muß andererseits eingeräumt werden, daß auch Abt Manigold von Tegernsee das berühmte Schreiben der deutschen Fürsten an den Papst vom 28. Mai 1199 mitunterfertigte, allein wie wenige von den damaligen Freunden Philipps und Vorkämpfern des staufischen Königthums blieben dies und waren es noch im Jahre 1202. Fast jeder ging eben dahin, wohin ihn sein Vortheil führte.

Damit bin ich aber, und ich erkenne das nur zu sehr, auf ein etwas gefährliches Terrain gelangt, denn Tegernsee liegt eben über eine Meile seitwärts von der Straße, die über Rosenheim nach Tirol führt. Nun einigermaßen tröstet mich dabei der Gedanke, daß selbst Wilmanns, obgleich er der tirolischen Heimat Walthers von der Vogelweide die unverfälschte Skepsis entgegenhält, nicht umhin konnte, im „Vorwort“ zum „Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide“, die Waltherfeier in Tirol im Herbste 1874 zum Gegenstande eines ausgedehnten Berichtes zu machen. Und Wilmanns ist es ja auch, der a. a. O. S. 325, Anm. 294 sagt: „Aber andererseits ist nicht zu leugnen, daß wenn Walthers Betrachtungen durch äußere Umstände angeregt sind, kein passenderer Anlaß gedacht werden kann, als der Anblick einer Jahre lang entbehrten Heimat.“

Und in der That sind Zarncke's gewiß schätzenswerthe Erörterungen zur „Elegie“ die nüchternen Erwägungen eines Gelehrten über die Schöpfung eines genialen Dichters, wobei er nicht bedenkt, daß der Dichter eben seine eigenen Wege geht. Und da denke ich, hat Uhland mit dem weiteren und geschärfteren Blick des Poeten vielleicht doch zutreffender geurtheilt, wenn er die „Elegie“ zugleich als Heimatslied auffaßte. Und es wird dadurch ja auch der Auffassung Zarncke's nicht der geringste Eintrag gethan; denn der Dichter, der auf der Wanderung begriffen ist und weite Gebiete des deutschen Vaterlandes bereist hat, der überdies auf eine Reihe von Jahren zurückblickt, in denen Alles aus den Fugen zu gehen schien, so daß ihm auf Schritt und Tritt das Gegentheil dessen begegnet, was er als sein Ideal hochzuhalten pflegte, hat in dem Anblicke der alten Heimat, in der er freudvoll und leidlos seine Jugend verlebt hatte, nur den wirkungsvollen Hintergrund gefunden, um den er in lebendiger Anschaulichkeit seine Bilder von Welt und Leben gruppirt.

Es sind drei Gedanken in der Elegie mit reicher, poetischer Kraft innig ineinander verwoben, der Rückblick auf die Jugend und auf die Zeit behaglichen Stilllebens, der Hinblick auf die durch Kämpfe mannigfacher Art völlig getrübte Gegenwart und der Ausblick in die Zukunft, auf den Gewinn des Friedens im höchsten Sinne unter dem mächtigen Zeichen des Kreuzes.

Daß in der Elegie, wo die trübselige Gegenwart geschildert wird, niemals die Jahre 1227/1228 verstanden werden können, würde nicht nur daraus erhellen, daß Reinmar von Zweter im Jahre 1258 singt „vor drîsik jâren stuont ez baz“, sondern aus den Äußerungen in der

„Elegie" selbst. Denn die Worte „*wir lebten ie vil wol*" passen doch nicht zum Jahre 1227, da die voraufgegangene Zeit zweier verheerender Bürgerkriege, wie sie das Gegenkönigthum Philipps und Otto's einer-, Otto's und Friedrichs andererseits hervorriefen, gewiß nicht als das Ideal eines glücklichen, zufriedenen Lebens gelten kann, wohl aber jene, die dem ersten Bürgerkriege voraufging, die glänzende Zeit Friedrich Barbarossa's und die machtvolle Heinrich VI. Und wer wollte denn nicht lieber L. 124, 22: tanzen unde singen zergât mit sorgen gar, und L. 124, 29: daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol auf den Mann beziehen, der noch Ansprüche an's Leben macht, als auf den Greis, der mit dem Leben schon abgeschlossen hat? Und Vers L. 124, 21: swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô — in welche Zeit fügt er sich eher ein, ins Jahr 1227 oder ins Jahr 1202? Walther selbst saß ja 1227 längst auf seinem Lehen und brauchte nicht in der Welt umherzuwandern, wie uns dieser Vers andeutet. Und wenn er auch keine Reichthümer aus seinem Lehen zog, wie er drastisch genug L. 26, 7 ff. zu verstehen gibt und namentlich die erste Zeit, in die der Spruch sicherlich gehört, der Ertrag des Lehens ein minimaler gewesen sein mochte, so muß man doch erwägen, daß der Wert desselben — 30 Mark Rente — durchaus kein geringer war wie dies erhellt, wenn wir vergleichsweise die testamentarische Verfügung Kaiser Otto's heranziehen, die den Klosterjungfrauen in Waltingeroth jährlich 30 Mark „aus bereiten Gütern dauernd und unabänderlich überweiset". Und zudem hegegnet uns ja in den Sprüchen des letzten Tones nicht die geringste Klage des Dichters über persönliche Nothlage, so daß wir auch aus allen diesen Gründen gar nicht verstehen könnten, wie Walther zu dem Wunsche kommt:

wolte got, wær ich der signünfte wert!
sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt.
joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt:
ich wolte sælden krône êweclîchen tragen.
die möhte ein soldenære mit sîme sper bejagen.

Man hat thöricht genug an Walthers Alter gedacht, um das Hinderniß zu erklären, allein wir haben doch illustre Beispiele, daß dieses Alter nicht hinderlich war, an Friedrich Barbarossa und dem Dogen Dandolo, und gewiß kein geringeres, wenn wir uns der merkwürdigen Thatsache des Kinderkreuzzuges erinnern.

Lachmanns Auslegung wäre zutreffender, allein sie würde wohl nur eine mehr als fatale Ausrede bedeuten.

Lachmanns Hypothese ist in der That für 1227/1228 die einzig mögliche, freilich auch, wie man sofort sieht, eine unmögliche, da ja der Dichter — und es spricht dies auch zugleich sehr entschieden gegen die andere Meinung bezüglich des Alters — erklärt, er wäre zufrieden, den heil. Zug als Söldner mitmachen zu können. Eine solche Äußerung ist aber zum Jahre 1227/1228, wenn man die Armuth des Sängers, ein Moment, das allein noch übrig bleibt, geltend machen möchte, rein unverständlich, denn abgesehen davon, daß ihn sein Besitz so versorgt hätte, daß er die Reise viel leichter als hundert Andere mitmachen konnte, hatte ja Kaiser Friedrich, der überdies noch sein besonderer Gönner war, reichlich für die Kreuzfahrer Sorge getragen.

Im Jahre 1202 freilich standen die Verhältnisse ganz anders. Die Lage Walthers war in dieser Zeit zweifellos eine sehr ungünstige. Von hervorragenden deutschen Fürsten betheiligte sich Niemand an der Kreuzfahrt und auch anderweitig war die Betheiligung an derselben in Deutschland eine verschwindend geringe. So weit aber eine solche vorhanden war, wird der Weg durch Tirol angetreten. Hurter, Innocenz III. (1, 521) gibt uns hierüber nach dem Berichte eines Kreuzfahrers folgende Aufschlüsse: „Aus dem Elsaß und aus der Schweiz traf mit einer muthigen Schaar Abt Martin von Paris im Oberelsaß ein, der die Thätigkeit des Heerführers mit der des Ordensmannes vereinigte und sich so freigebig gegen die Dürftigen als karg gegen sich selbst erwies. Sobald er in Citeaux von der allgemeinen Ordensversammlung die Erlaubniß und den Segen zu seiner Fahrt erlangt und in der Domkirche zu Basel, wo viel Pilger schon versammelt waren, sich sammt seinen Gefährten dem Schutz der heil. Jungfrau empfohlen, zog er rheinaufwärts, dann durch Tirol nach Italien. Acht Wochen lag er mit seinen Gefährten in Verona, dessen Bischof ihn gastfrei beherbergte, hierauf traf er in Venedig ein; es war ein überraschender Anblick: ein wehrloser Ordensmann an der Spitze so vieler Bewaffneter.“

Während mit Ausnahme der Rheingegenden ganz Mittel- und Norddeutschland, ebenso wie der Osten und größtentheils auch der Süden Deutschlands in jener Zeit von der Kreuzzugsbewegung fast ganz unberührt blieben, ist gerade Tirol als das Durchzugsland von dieser Bewegung lebhaft ergriffen, und wenn wir uns Walther in dieser Zeit in Tirol denken, so begreifen wir leicht die rege Antheilnahme desselben für die Sache des Kreuzzugs, die sich in den beiden Elegien in so beredter Weise für dieselbe ausspricht.

Und es tritt da noch ein anderer Umstand hinzu, der mir einer eingehenden Erwägung wohl werth scheint. L. 31, 13—14 sagt Walther:

Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore,
von dem Pfâde unz an die Trahen erkenne ich al ir fuore:

und gibt damit die Grenzen des Gebietes an, das er durchwandert hat und zwar in einem Spruche, den wir beiläufig ins Jahr 1213—1215 zu setzen haben. Bevor ich aber näher auf diesen Spruch eingehe, möchte ich zuerst eine andere derartige Angabe Walthers besprechen, nämlich in dem berühmten Liede: „Ir sult sprechen willekomen.“ Die betreffende Stelle lautet:

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungarlant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.

In dieser Stelle ist zweierlei auffällig, nämlich die Angabe der Elbe als Grenze und der Ausdruck *her wider*. Erwägt man, daß Walther 1199 wohl zum ersten Male den Elbstrom gesehen hat und an demselben nach Magdeburg gepilgert ist, daß er ferner im Jahre 1200 im Gefolge König Philipps an den Rhein und von dort wieder zurück nach Mitteldeutschland — Philipp zog nämlich im Frühjahre 1200 vom Rheine über Würzburg nach Sachsen (Langerfeldt, Kaiser Otto IV., S. 38) — und während Philipp zur Belagerung Braunschweigs sich anschickte, des ewigen Hin- und Herziehens satt, den Hof zu Wien, wo Festfreuden und Festgaben winkten, aufsuchte, so würden die obigen Verse seine thatsächlichen Wanderungen und der Ausdruck 'her wider' mit voller Treue und Anschaulichkeit den Ort, wo das Lied gesungen wurde, wiedergeben. Und man vermag in der That keinen anderen Ort zu nennen, als den Wiener Hof, an dem man sich Walthers Lied eher gesungen denken könnte. Denn das Lied ist zugleich beseelt von wahrhaft ungekünstelter Freude, die wir begreifen, wenn wir Walther nach Jahresfrist und nach unangenehmen Erfahrungen an den Hof ze Wiene zurückkehren sehen, der ihm zur zweiten Heimat geworden war. Denn Walther ist eine edel-conservative Natur, ein Feind der „gougelfuore“ mit ihrer ewigen Unruhe und ihrem eigenen nichts weniger als vornehmen Air. Walther selbst sagt uns L. 34, 8: „ez ist mîn site, daz man mich iemer bî den tiursten vinde.“ Und das ist kein bloßes Schmeichelwort an die Adresse des Landgrafen gerichtet, sondern es ist dem Sänger von der Vogelweide aus dem Herzen gesprochen, es ist ein Wort, das

uns einen hervorstechenden Zug in seinem Charakter scharf beleuchtet, den moderne „Waltherforscher“ völlig übersehen haben. Walther ist ein Feind jeder Gemeinheit, ein Bekämpfer alles Plehejischen, wo immer es sich zeigte, oder wie es sich zeigte. Das Herumwandern von Burg zu Burg war nicht seine Sache, er schaute immer nach einem festen Heim aus, wo er eine freie und geehrte Stellung einnahm, bis er endlich, freilich schon hoch in den Jahren, sein eigenes Heim erhielt. Und aus diesem Grunde mag er wohl auch, da er 1202 gerade heimatlos war, ins Auge gefaßt haben, den Zug ins heil. Land mitzumachen.

Daß das Lied L. 56, 14 mit seinem eigenen, festlichen Gepräge bei einer außerordentlichen Gelegenheit entstand, kann unmöglich von der Hand gewiesen werden. Alles in allem gewinnt die Annahme, es sei um Pfingsten 1200 in Wien vorgetragen worden, eine sehr große Wahrscheinlichkeit, die sich aber nahezu zur Gewißheit steigert, wenn man ein anderes Lied, nämlich L. 58, 21 fg. zur Vergleichung heranzieht. Die erste Strophe dieses Liedes lautet:

Die zwîvelære sprechent, ez sî allez tôt,
ezn lebe nû nieman der iht singe.
Nû mugen si doch bedenken die gemeine nôt,
wie al diu welt mit sorgen ringe.
Kumpt sanges tac, man hœret singen unde sagen:
man kan noch wunder.
ich hôrte ein kleine vogellîn daz selbe klagen:
daz tet sich under:
'ich singe niht ez welle tagen.'

Nun man denke nur zunächst an L. 124, 14: diu welt ist allenthalben ungenâden vol; L. 124, 15—16:

als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die mir sint enpfallen gar als in daz mer ein slac;

ferners L. 124, 18 u. 20:

Owê wie jæmerliche junge liute tuont!
die kunnen nû wan *sorgen*: owê wie tuont si sô?

L. 124, 20:

swas ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô.

L. 124, 27:

uns ist erloubet trûren und fröide gar benomen.

L. 124, 29—31:

daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
die wilden vogel betrüebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von vil gar verzage?

L. 124, 35—36:

Owê wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben:

Damit vergleiche man von den Sprüchen des Wiener Hoftones L. 21, 10:

Owê dir Welt, wie übel dû stêst!

L. 21, 16:

waz êren hâst uns her behalten?
nieman siht dich fröiden walten,
als man ir doch wîlent pflac.

L. 23, 32—34:

Hie vor dô was diu welt sô schœne,
nû ist si worden alsô hœne:
des enwas niht wîlent ê.

L. 21, 23—24, L. 21, 25 fg., L. 24, 3 fg. in Verbindung mit L. 8, 4 fg. bringen ähnliche Motive und lassen es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir das Lied 58, 21 fg. in diese Zeit setzen, die noch näher dadurch fixirt wird, daß Reinmar der Alte noch lebte, als es gedichtet wurde. Denn das Lied L. 58, 21 fg. ist ein Fehdelied gegen jene, die Walther bei den Frauen dahin verdächtigen wollen, daß er ihr Lob nur verclausulirt singe. Und da nun L 54, 5—6:

mach ich mir si ze hêr,
vil lîhte wirt mîns mundes lop mîns herzen sêr

bei Reinmar MF 171, 8 eine Entgegnung gefunden hatte: bezzer ist *ein herzesêr* dann ich von wîben misserede. ich tuon sîn niht: si sint von allem rehte hêr, die in der That Walther in der richtigen Auffassung des Frauendienstes zu übertrumpfen sucht, so liegt der Gedanke nahe genug, daß Walther mit L. 58, 21 sich einerseits Reinmar gegenüber vertheidigen und den Frauen gegenüber rechtfertigen will. Und so hätte denn thatsächlich circa 1200 eine Rivalität zwischen den beiden Dichtern bestanden, die das Nebeneinanderleben der Beiden am Wiener Hofe ausschloß, so daß Walther wich oder weichen mußte. Damit wird auch der immerhin eigenartige Charakter von Walthers Nekrolog auf Reinmar erklärt. Da nun L. 58, 34:

swer *tiuschen wîben* ie gespræche baz!

ganz offenkundig auf das Lied „Deutschland über alles“ hinweist, so würde, da wir 1203 als das Todesjahr Reinmars erkannt haben, in der That für die Abfassung des Liedes L. 56, 14 das Jahr 1200 und das Pfingstfest in Wien mit aller Sicherheit folgen. L. 58, 21 fg. aber denke ich gegen das Ende des zweiten Wiener Aufenthalts Walthers 1201/1202 gedichtet. Es gibt zugleich auch einen sprechenden

Commentar zu L. 24, 33 fg. Doch ist es selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß das Trutzlied L. 58, 21 fg. nicht in Wien, sondern etwa am Hofe zu Eisenach entstanden ist. Deutlicher gibt nun aber Walther die Grenzen seiner Wanderschaft und zugleich deutschen Landes in L. 31, 13 an, aber diese Angabe setzt auch eine gegenüber der in L. 56, 14 fg. angegebenen erweiterte Kenntniß des deutschen Landes voraus. Wir wissen nun allerdings nicht, wann Walther bis an die Seine — so ganz buchstäblich braucht man die Sache nicht zu nehmen — oder bis an die Trave gekommen ist, aber es dürfte wohl anzunehmen sein, daß diese neuerliche locale Notiz auf eine Wanderzeit, die dem Spruche unmittelbar voranging, hinweist. Darnach wäre Walther im Gefolge Otto's, der ja in den Jahren 1212 bis 1213 zu wiederholten Malen in die Rheingegenden eilte und auch im Frühjahr 1214 über den Rhein ging, um diese Zeit bis an die Grenzmarken deutschen Landes im Westen vorgedrungen; an die im Spruche bezeichnete Nordgrenze gelangte Walther wohl ebenfalls im Gefolge Otto's, wenn nicht früher, so jedenfalls im Sommer des Jahres 1215, wo der Kaiser im Bunde mit seinem Bruder, sowie dem Markgrafen von Brandenburg und dem Herzoge Albert von Sachsen die Fehde gegen König Waldemar von Dänemark, freilich auch ohne Glück, auszutragen begann. (Langenfeldt a. a. O. S. 191). Die Berechtigung der Annahme, daß Walther thatsächlich durch eine geraume Frist im Dienste Otto's wirkte, entnehme ich einerseits daraus, daß der Dichter in drei Tönen, von denen namentlich L. 31, 13 ff. eine bedeutende Anzahl von Sprüchen enthält, denen wir gewiß eine Ausdehnung über mehrere Jahre zuerkennen müssen, in Otto's Interesse thätig ist, ferners aus der überaus scharfen Art, mit der er in einer Reihe von Sprüchen L. 26, 3 ff. sich gegen Otto wendet und speciell aus L. 26, 31:

wand ich sô rehte bœsen *herren* nie gewan.

Nicht aber zu dieser Zeit hat Walther die Ostgrenze und die Südgrenze des deutschen Landes erreicht. Jene sah er wohl zweifellos, als er noch in Österreich weilte, diese jedoch kann er aller Berechnung nach nur in der Zeit beschritten haben, als er das österreichische Heim verlassen, auf der Wanderschaft begriffen war, die mit dem Thüringer und definitiv mit dem Meißner Aufenthalt ihr Ende erreichte. Diese Erwägung führt uns demnach wieder in die Zeit von 1202 und zur Annahme, daß er damals, vom Wunsche beseelt, selbst am Kreuzzug theilzunehmen, nach Tirol und Oberitalien kam, wodurch unsere Hypothese eine neuerliche, beachtenswerthe Unterstützung

erhält, daß die „Elegie" in Walthers tirolischer Heimat, die damals große Schaaren von Kreuzfahrern durchziehen sah, entstanden ist und trotz alledem auch als Heimatslied aufzufassen ist*). Und es muß in der Beziehung wohl auch hervorgehoben werden, daß die Verse L. 124, 7—10:

---

*) Zarncke hat in einer Abhandlung zur „Elegie" PBh. 2, 574 ff. dem Gedichte den Charakter des Heimatsliedes abgesprochen und so zutreffend ich seine Ausführungen theilweise halte, wenn man sich, wie es nach dem bisherigen chronologischen Ansatz sein müßte, den Dichter nach einem Zeitraume von 30—40 Jahren in die Jugendheimat zurückgekehrt denkt, so wird die diesbezügliche Sachlage doch wesentlich verändert, wenn wir ihn 1202 also nicht als lebensmüden Greis, sondern als kräftigen, wenn auch sehr verstimmten Mann dieselbe betreten sehen. Übrigens würde ich auch dann Zarncke's Ausführungen nicht zur Gänze zustimmen, da er auch hier in den Fehler manches Fachgenossen verfiel, den Maßstab äußerster Nüchternheit an ein dichterisches Werk zu legen, und wenn Zarncke a. a. O. meint: „Das erstere Blid vom Traume kann man füglich anwenden, wenn man nach langen Jahren die früher bekannt und vertraut gewordenen Stätten wieder sieht und völlig verändert findet", und dann frägt: „Aber auch das letztere?" und wenn er endlich diese Frage in folgender Weise beantwortet: „Gewiß nicht! denn wenn man nach 30—40 Jahren seine Heimat wieder erblickt und Vieles in ihr verändert findet, so braucht man, um das Gefühl der Entfremdung zu erklären, sich nicht einzureden, man habe wohl, ohne es zu wissen, 30—40 Jahre geschlafen, sondern man kann sich einfach an die Wirklichkeit halten, daß man die 30 Jahre und länger abwesend gewesen ist", so denke ich, daß diese ganzen Auseinandersetzungen vom ästhetischen Standpunkte aus vollständig zu mißbilligen sind. Allein da es unnütz ist in solchen Dingen zu polemisiren, so will ich hier nur einen wahrhaft classischen Beleg dafür anführen, daß man bei der Kritik einer Dichtung doch einen etwas höheren und freieren Standpunkt einnehmen muß. Und ich führe diese Stelle noch aus einem anderen Grunde an, weil ich noch immer an die eine Möglichkeit denke, und ich weiß mich dabei in guter Gesellschaft, daß doch Österreich (oder Steiermark) Walthers Heimat gewesen ist und vorbeugen will, daß Jemand kommt und die „Elegie" wieder nach 1227 zurückversetzt. Ich meine da die Stelle in Schillers „Jungfrau von Orleans" IV, 9, wo Johanna ihre Schwestern Luison und Margot und ihre Landsleute, resp. ehemaligen Freier (Bertrand), Etienne und Claude Marie erkennt und begrüßt, und endlich sagt:

Wo war ich? Sagt mir, war das alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her
Die wohlbekannten, traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegsthaten nur geträumt,
Es waren nur Schatten, die an mir vorübergingen,
Denn lebhaft träumt sichs unter diesem Baum.

liut unde lant. dâ ich von kinde hin erzogen,
die sint mir frömde worden reht als ez sî gelogen,
die mîne *gespilen* wâren, die sint træge unde alt

und L. 124, 13:

mich grüezet maneger trâge, der mich bekant ê wol

absolut nur von dem Lande Geltung haben können, in dem der Dichter seine Jugend verleht und das er durch sehr lange Zeit nicht mehr gesehen hatte, wie denn auch L. 124, 10—11:

vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt:
wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wîlent flôz,

nur unter dieser Auffassung verstanden werden können.

Nun würde dies allerdings vielleicht noch passen, wenn Walther im Jahre 1227 nach Österreich gekommen wäre, niemals aber auf die von mir, wie ich denke, für die Abfassung der „Elegie" erwiesene Zeit. Was nun das Alter des Dichters in dieser Zeit anlangt, so läßt sich allerdings nichts Bestimmtes ermitteln, allein die ständige Art, mit der er in den Sprüchen des „Wiener Hoftones" L. 22, 33 fg., 23, 11 fg., 23, 26 fg., 24, 3 fg. sowie in der „Elegie" L. 124, 18 fg. und in den Sprüchen L. 101, 23 fg., 102, 1 fg. der Sprüche der Jugend gegenübertritt, ferners der tiefernste ethische Charakter des „Reichstones" und L. 78, 24 fg., endlich 83, 10—12 thun dar, daß Walther bereits in dieser Zeit auf der Höhe des Mannesalters gestanden haben muß. Und zu dem nämlichen Resultat führt uns auch eine Zählung, zu der uns ein berühmtes Gedicht Walthers „der Greis am Stabe" auffordert, L. 66, 21. Burdach denkt dieses Lied, wie L. 56, 14, zu dem es ein Gegenstück sein soll, ebenfalls in Wien vorgetragen, allein schon Wilmanns hat mit Recht hervorgehoben, daß diese Annahme im Hinblick auf Vers 1 des schönen Liedes nicht gerade eine zwingende sei, denn das Leben verläuft meist doch anders als ein Roman, und so anmuthend es gewiß wäre, wenn Walther am „wünneclichen hofe ze Wiene" als Greis L. 66, 21 fg. als Gegenstück zu L. 56, 14 fg. vorgetragen hätte, daß er in rüstiger Manneskraft den deutschen Frauen zu unvergänglichem Preise gesungen, so haben wir doch keine Ursache, dies auch thatsächlich anzunehmen, da gar nichts dafür spricht, daß Walther in dieser späten Zeit den Wiener Hof aufgesucht hat, sondern im Gegentheil alles dawider spricht. Leider wissen wir nicht anzugeben, wann dieses schöne Lied, das zugleich auch für Walthers Charakterbild von großem Belang ist, entstanden ist, wann und wo es vorgetragen wurde.

Allein halten wir uns gegenwärtig, daß Walther seine Sanges-

thätigkeit im Jahre 1220 einstellte und später, 1225, nur in außerordentlicher Verwendung nenerdings als Dichter sich bethätigte, so werden wir schwerlich fehlgehen, indem wir das Lied L. 66, 21 fg. noch vor 1220 oder um 1220 ansetzen. Man würde wohl daran denken können, daß Walther, der im Jahre 1215 oder 1216 an den Thüringer Hof zu ständigem Aufenthalte gekommen war, dieses Lied in der dortigen Gesellschaft vorgetragen hat, und man hat wohl darauf hingewiesen, daß das Lied wegen L. 66, 33:

Lât mich an eime stabe gân

noch in Walthers Wanderzeit gehören müsse, indem man unter dem Ausdruck „stabe" diesen Stab gemeint dachte, allein Wilmanns hat mit Recht diese Ansicht als eine unrichtige bezeichnet, da nach dem Zusammenhang nur der Stab des Greises gemeint sein könne, und zwar gegen W. Grimm, Rieger, Pfeiffer, Burdach u. a. und in Übereinstimmung mit Simrock, der a. a. O. p. 232 zu 196 sagt: „Der Stab, an dem sich der Dichter hier schildert, ist weder der Bettelstab noch der Pilgerstab, es ist der Stab des Alters; aber ein anderer Umstand scheint dafür zu sprechen, daß L. 66, 11 fg. vor dem Jahre 1220 und zwar etwa zwischen 1215—1218 anzusetzen sei, nämlich L. 28, 4 fg.:

zâî wiech danne sunge von den vogellînen,
von der heide und von den bluomen, als ich *wîlent* sanc.

Walther weist in diesem Spruche auf seinen Minnnesang hin, auf die Lieder, die er einst zum Preise des Maien und der Frauen gesungen. Vergleicht man nun damit, was er L. 66, 27 fg.:

wol vierzec*) jâr hab ich gesungen oder mê
von minnen und als iemen sol.
dô was ichs mit den andern geil:
nu enwirt mirs niht, ez wirt iu gar.
mîn minnesanc, der diene iu dar,
und iuwer hulde sî mîn teil.

sagt, so läßt sich eine ideelle Verwandtschaft zwischen den beiden Stellen kaum leugnen. Wir haben eben auch hier einen Rückblick auf die Zeit seines Minnesangs, die abgeschlossen vor dem Sänger liegt, denn L. 66, 31 ist ja doch nicht dahin zu verstehen, daß Walther auch in der Zukunft Minnelieder dichten wolle, sondern daß seine bereits vorhandenen Minnelieder immer wieder von den Sängern vorgetragen werden mögen. Dafür spricht ja auch L. 67, 28—29:

*) Mit der Zahl 40 hat es übrigens eine eigene Bewandtniß, wie J. Grimm in der „Mythologie" und in den „Rechtsalterthümern" nachweist.

lîp, lâ die minne diu dich lât,
und habe die stæten minne wert.

Es war daher nur eine Ausnahme, wenn Walther L. 27, 17 und 27, 27 fg. nochmals auf den Minnesang zurückgriff und damit in der Freude, endlich das lang ersehnte eigene Heim erlangt zu haben, dem in L. 28, 4 fg. abgegebenen Versprechen getreu wurde.

Wir würden hiemit wohl wieder, aber freilich aus anderen Gründen, beiläufig auf das Jahr 1217, das man schon einmal für dieses Lied ins Auge gefaßt hat, kommen und erhielten für den Beginn von Walthers Dichtung das Jahr 1175, als sein Geburtsjahr beiläufig 1155—1160. Nun hat allerdings Lachmann betont, daß Walthers Dichtung in ihren Anfängen wenig über 1190 zurückgehen könne, allein das kann doch nur von jenen Liedern gelten, die uns noch vorhanden sind, und es muß wohl eine mehr als zehnjährige Schule vorangegangen sein, bis Walther die technische Fertigkeit für seine Lieder erlangte und bis dieselben in den „Schwang“ kamen. Die Lieder, die uns von Walther von der Vogelweide erhalten sind, gehören durchweg der Zeit seiner Meisterschaft an, und wenn wir dieselbe von 1190—1215 erstreckt denken, also durch ein Vierteljahrhundert, so gehört der Lernzeit und der Zeit der noch unreifen Jugenddichtung eine Periode von 15 Jahren an, die mir nicht zu lang erscheint. Walther hätte somit als sechzigjähriger Greis sein Lied L. 66, 21 fg. gesungen, dem wir einen besonderen Anlaß doch auch zuschreiben müssen, und zwar entweder am Hofe zu Eisenach oder als er zu Friedrich überging; er verfaßte im Alter von circa 45 Jahren die „Elegie“ und erreichte ein Alter von etwa 70 Jahren.

Es ist hier wohl auch der Platz, mit einigen Worten des „Aufenthaltes Walthers in Kärnthen“ zu gedenken. Paul bemerkt in der Einleitung zur Ausgabe S. 10: Daß sich Walther länger am Hofe Bernhards von Kärnthen aufgehalten habe, ist aus den beiden Sprüchen L. 32, 17 und 32, 27 nicht zu schließen.

Darnach ist Paul doch geneigt, irgend einen Aufenthalt Walthers am Hofe zu Villach anzunehmen, und eine solche Annahme scheint seitens der „Waltherforscher“ ziemlich allgemein getheilt zu werden. Auch Wilmanns („Leben“ S. 80) spricht sich, wenn auch mit größter Vorsicht, im Allgemeinen dafür aus. Er sagt wenigstens am Schlusse des Artikels „Kärnthen“: „Überhaupt läßt sich nicht beweisen, daß Walther jemals an dem Hofe in Villach sich aufgehalten habe, aber da er selbst sagt, daß ihm oft Gaben des Herzogs zu Theil geworden seien, so wäre es merkwürdig, wenn er den benachbarten Hof

nie besucht hätte." Und am Eingange dieser Partie sagt Wilmanns: „In näherem Verhältniß als zu Ludwig sehen wir Walther von der Vogelweide zu dem Herzog von Kärnthen."

Nun ist allerdings auch eine anmuthige Sage vorhanden, daß Walther auf dem reizend gelegenen Schlosse Himmelberg bei St. Veit geweilt und dort einen Sanges-Wettkampf mit Zachäus von Himmelberg ausgefochten habe, allein diese Sage rankte sich erst an die Forschung an, als eben das Wort ausgegeben wurde, daß Walther auch am Villacher Hof geweilt haben müsse, und beweist nur, wie auch in moderner Zeit sich recht schöne und sinnige Sagen zu entwickeln vermögen.

Gegen Wilmanns' Ausführungen aber muß ich mich in dreifacher Hinsicht wenden. Denn 1. ist es unrichtig, daß Walthers Beziehungen zum „Kärnthner" nähere waren als zu Ludwig. 2. Ist es unrichtig, daß wir von einem benachbarten Hofe sprechen können. 3. Sind die Sprüche L. 32, 17 und 32, 27 jedenfalls nicht am Kärnther Hofe entstanden.

In Bezug auf den ersten Punkt muß betont werden, daß wir unsere Kenntniß von den Beziehungen Walthers zum Herzoge von Kärnthen nur einem Zufalle zu danken haben, und zwar dem, daß, wie es scheint, ein Mißverständniß und Zwischenträgereien eine Verstimmung zwischen Bernhard von Kärnthen und Walther hervorriefen, die zu den Sprüchen L. 32, 17 und 32, 27 die Veranlassung wurden. Walther mag wohl häufig Gaben von diesem und jenem Fürsten empfangen haben, wir erfahren ja von einem Geschenke Wolfgers nichts in den Dichtungen Walthers, sondern anderweitig, allein das war etwas so Gewöhnliches, daß der Sänger eine derartige Thatsache nicht in besonderer Weise feierte, nur ausnahmsweise geschah dies bezüglich des „Bogenære" in der trübsten Periode von Walthers Leben. Sonst dankt Walther nur bei ganz außerordentlichen Gunstbezeugungen, so für das Lehen, für die Aufnahme am Thüringer Hofe, als wieder einmal alle Stricke gerissen waren, für die Aufnahme bei Philipp, für das „lieht", das ihm Kaiser Friedrich sandte und das ihm der Meißner überbrachte als Spende Ludwigs. Und daraus erhellt wohl auch, daß unter diesem „lieht" nicht eine gewöhnliche Gabe, wie er sie „oft" vom Herzog von Kärnthen empfing, zu verstehen ist, sondern eine ganz außerordentliche Gunstbezeugung, wie sie sich wohl auch aus dem feurigen Dankeswort L. 18, 18 fg. ergibt.

Was dann den zweiten Punkt betrifft, so kann sich L. 32, 17 und 32, 27 nur auf den Herzog Bernhard von Kärnthen, der von

1202—1256 regierte, beziehen. Im Jahre 1202 weilte aber Walther nicht mehr in Österreich, sondern war auf der Wanderschaft und kam dann nach Thüringen und Meißen, hielt sich später in der Umgebung Otto's, dann neuerlich in Thüringen, endlich in der Umgebung Friedrichs auf. Aus diesem Grunde kann von einem benachbarten Hofe nicht gesprochen werden und könnte ein Besuch Walthers allerdings zum Jahre 1202, wo wir ihn in Südbaiern, Tirol und Oberitalien treffen, erfolgt sein, allein zu diesem Jahre ist er aus naheliegenden Gründen höchst unwahrscheinlich.

In Bezug auf Punkt 3 aber ist zu bemerken, daß L. 32, 17 wohl von Gaben spricht, die er oft vom Kärnthner Herzog empfangen habe, aber selbstverständlich kann er diese bei den verschiedensten Gelegenheiten auf den Hoftagen, die der Herzog fleißig besuchte, empfangen haben, ohne daß deshalb ein Aufenthalt Walthers in Villach gefolgert werden muß. Ganz gegen einen solchen Aufenthalt Walthers zur Zeit der Abfassung der beiden auf den „kerendære" gehenden Sprüche spricht L. 32, 33. 32, 34 u. 32, 36 für Jeden, der lesen kann und der nicht partout das Gegentheil dessen behaupten will, was in dem Spruche steht.

Nun aber drängt sich die weitere Frage auf, ob nämlich, wie früher bereits Simrock angenommen hat, zwischen L. 32, 17 und 32, 27 einer- und L. 31, 33 und L. 32, 7 andererseits Beziehungen vorhanden sind und welcher Art diese Beziehungen eventuell sind. Die beiden Berufungssprüche an Herzog Leopold werden entweder nach Kärnthen oder nach Thüringen oder endlich nach Aquileja verwiesen. Keine dieser Annahmen ist richtig. Kärnthen fällt nach unseren obigen Ausführungen von selbst fort, Aquileja kann wegen L. 34, 36 bis 37 nicht angenommen werden, da Walther hier ja erst anklopft, ohne daß er, wie sich aus L. 35, 7 ergibt, erhört worden ist. Aber auch in Thüringen können sie nicht entstanden sein, da Walther erst nach seinem Versuch bei Leopold von Österreich, Mödling und Aquileja, wie sich zweifellos aus L. 35, 9—10 ergibt, in Thüringen Aufnahme fand. So sind denn die beiden Sprüche zu einer Zeit entstanden, wo Walther noch in der Umgebung Otto's war, also wohl auf einem Hoftage. Daß L. 32, 7 fg. vor L. 31, 33 zu setzen ist, scheint mir ganz zweifellos mit Rücksicht auf L. 32, 7 verglichen mit 31, 33, ferners L. 32, 9—13 verglichen mit L. 31, 36—40, endlich L. 32, 14—16 mit L. 32, 5—6, denn die Apostrophe ist doch eine natürliche Steigerung der indirecten Rede. Auch Wilmanns ist dieser Umstand aufgefallen, er beruft sich aber zur Erklärung dieses Vor-

gangs auf das Lied 71, 1 fg., wo ein ähnlicher Wechsel vorhanden ist, aber dieser Hinweis spricht eben nur für meine Annahme, daß, wie in 71, 10, verglichen mit 71, 1, die directe Anrede der indirecten Rede nachfolgt, so auch in L. 32, 5 im Verhältniß zu 32, 13—16 der nämliche Fall vorliegt. So kommt doch auch Wilmanns wider Willen neuerlich dazu, der Frage über die Verwendung der Apostrophe bei Walther näher zu treten und ihr einige Bedeutung beizumessen, die er ihr früher in seiner ersten Ausgabe sehr reichlich zugewiesen hat.

In welch' ausgedehnter Weise die Apostrophe bei Walther vertreten ist, erhellt daraus, daß Wigand p. 24 mehr als 230 Fälle dieser rhetorischen Figur verzeichnet.

Diese Apostrophirungen scheiden sich in zwei Gruppen: *A.* Anreden mit „ir“, *B.* Anreden mit „dû“.

Zu *A.* gehören: L. 11, 6 fg.; L. 11, 30 fg.; L. 12, 6 fg.; L. 12, 18 fg.; L. 26, 30 fg.; L. 26, 32; L. 31, 33 fg.; L. 28, 1 fg.; L. 84, 30 fg.; L. 28, 11 fg.; L. 85, 1 fg.; L. 18, 1 fg.; (L. 106, 29 fg.;) L. 73, 21 fg.; L. 43, 9 fg.; 112, 35 fg.; L. 74, 20 fg.; L. 85, 34 fg.; L. 14, 34 fg.; L. 52, 7 fg.; L. 62, 16 fg.; L. 14, 11 fg.; L. 40, 26 fg.; L. L. 96, 35 fg.; L. 46, 32 fg.; L. 64, 38; L. 46, 30; L. 34, 14 fg.; L. 82, 12—22.

Zu *B.* gehören: L. 16, 36 fg.; L. 19, 17 fg.; L. 32, 31 fg.; L. 10, 17; L. 35, 17 fg.; L. 84, 28; L. 82, 29 fg.; L. 83, 1 fg.; L. 32, 5 fg.; L. 63, 7; L. 82, 11; L. 87, 11 fg.; L. 22, 33 fg.; L. 91, 17 fg.; L. 101, 23 fg.; L. 49, 25 fg.; L. 50, 19 fg.; L. 70, 22 fg.; L. 69, 14 fg.; L. 42, 33 fg.; L. 70, 1 fg.; L. 97, 9 fg.; L. 63, 15 fg.; L. 55, 6 fg.; L. 98, 36 fg.; L. 109, 17 fg.; L. 56, 5 fg.; L. 102, 13 fg.; L. 80, 19 fg.; L. 49, 20 fg.; L. 54, 21 fg.; L. 88, 21 fg.; L. 59, 37 fg,; L. 21, 10 fg.; L. 67, 8 fg.; L. 33, 15; L, 38, 13 fg.; L. 122, 7; L. 122, 37; L. 100, 24; L. 37, 24 fg.; L. 64, 31 fg.; L. 31, 16 fg.; L. 31, 21 fg.; L. 51, 37 fg.; L. 64, 17 fg.; L. 67, 28 fg.; L. 68, 4 fg.; L. 80, 8 fg.; L. 78, 14 fg.; L. 9, 8 fg.; L. 15, 6 fg.; L. 15, 18 fg.; L. 51, 29 fg.; L. 100, 33 fg.; L. 85, 33; L. 28, 8; L. 26, 29; L. 24, 34 fg.

Dabei sind alle jene Anreden nicht berücksichtigt, die an Gott, Christus, Maria, die Erzengel Michael, Gabriel und Rafael gerichtet sind, ebenso jene, in welchen Walther sich an die Zuhörerschaft oder sonst an irgend eine Mehrzahl wendet.

Die oben citirten Anreden beziehen sich theils auf Personen, theils auf concrete oder abstracte Dinge, und beabsichtigen, wie dies dieser rhetorischen Figur entspricht, die Situation lebendiger zu gestalten.

In Bezug auf den Wechsel der Anrede mit ir oder dû läßt sich

dabei constatiren, daß in 34 Fällen ir und in 60 Fällen dû eintritt. Ein Vergleich mit MSF ergibt, daß bei sämmtlichen 21 Minnesängern, die dem „Frühling" angehören, nur circa 60 Apostrophen vorkommen, und die Anreden an die Zuhörer bei Friedrich von Hausen, Kürenberg, Dietmar, den beiden Burggrafen, bei Meinloh, dem Grafen von Neuenburg, bei Bernger von Horheim und Bligger von Steinach ganz fehlen. Ferners verdient bemerkt zu werden, daß in den übrigen Anreden, wie bei Walther, so auch in MSF dû weitaus überwiegt und die Anrede ir nur in ganz vereinzelten Fällen begegnet, so bei Johansdorf (MSF 93, 15 fg.), Morungen (MSF 147, 4 fg.), Adelnburg (MSF 148, 11 fg.), Reinmar (MSF 177, 15 fg. und MSF 195, 37 fg.), endlich bei Hartmann (MSF 217, 8 fg.).

Nun in dem uns hier speciell vorliegenden Falle scheint Wilmanns doch wieder in den Bann der alten Theorie gerathen zu sein, indem er annimmt, daß L. 31, 33 „vor Herzog Leopold vorgetragen wurde, aber vielleicht nicht in Österreich" und dabei wieder einmal verkennt, daß L. 32, 5—6 nichts anderes ist und nichts anderes sein kann, als was die Apostrophe in der Poesie stets ist — eine rhetorische Figur. Dafür brauchte ja Walther nicht zu sorgen, daß dem Herzog der Spruch zu Ohren kam, haben wir ja doch in den Sprüchen L. 32, 17. 32, 27. 35, 17. 84, 30. 101, 23. L. 11, 6, L. 16, 36. 18, 15 u. s. w. hinlänglich Beispiele dieser Art. Oder ist etwa L. 82, 24 und 83, 1 in Gegenwart Reinmars vorgetragen, oder glauben die „Waltherforscher", daß das launige Gespräch zwischen Walther und seinem Diener Dietrich wirklich sich so zugetragen hat, wie es L. 82, 11 erscheint?

In gleicher Weise ist dies auch von 31, 33 abzulehnen, wobei es ja durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß Herzog Leopold, da, wie ich glaube, die beiden Berufungssprüche auf einem Hoftage gedichtet wurden, in der Nähe war und um so leichter auf die Sprüche aufmerksam werden konnte. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist es natürlich L. 32, 7 vor L. 31, 33 zu setzen, da diese letztere Berufung eindringlicher ist und die erstere außer der Berufung noch den Grund, warum sie an Leopold gerichtet wird, anführt.

Nun Leopold hat auf diese Berufung geantwortet, wie? das erfahren wir in dem berühmten „launigen" Spruch L. 35, 17. Damit hatte Walther — und für eine energische Natur, wie er war, ist auch das eine Befriedigung — nach einer Seite hin abgeschlossen; auf Wien und den wonniglichen Hof dortselbst brauchte er nicht mehr zu rechnen. Die, wie es scheint, ziemlich rasche Erledigung der Berufung spricht

wohl dafür, daß die ganze Geschichte sich auf einem Hoftage zugetragen hat.

Daß in Folge dessen auch L. 36, 1 und L. 34, 34 früher anzusetzen sind, ist selbstverständlich. So war es denn mit Aquileja, mit Wien und Mödling nichts, und was der Dichter L. 35, 6 vertrauensselig geäußert:

mirst vil unnôt, daz ich durch handelunge iht verre strîche

hatte sich als eine arge Täuschung herausgestellt. In dieser Noth wandte er sich wahrscheinlich mit L. 31, 23 an Otto mit einem Spruche des nämlichen Tones, in welchem er seine berühmten Kampfsprüche gegen die Curie und den Clerus im Sinne und im Interesse des Kaisers Otto vorgetragen hatte. Erfolg hatte er mit seiner Bitte keinen, aber er fand dafür Aufnahme bei einem Fürsten, der um diese Zeit wieder einmal die Fahne wechselte und eine scharfe Wendung auf Otto's Seite hin machte, nämlich beim Landgrafen Hermann von Thüringen. Daraus möchte erhellen, daß L. 35, 7 erst um diese späte Zeit, nämlich 1215/1216 entstanden ist. Daß Walthers Bitte bei Otto keine Erhörung gefunden, obwohl sie, wie doch Jedermann zugeben wird, sehr gerecht und billig war, mochte doch auch Walther bedeutend in seinem Eifer für Otto abgekühlt haben, und in der Muse zu Eisenach reifte der Gedanke in ihm, wenn es ihn einmal in Eisenach verdrießen sollte oder die Umstände ihn vom Thüringer Hofe verdrängen würden, den allseits gepriesenen Enkel Barbarossa's aufzusuchen. Daß er aber mit diesem Vorhaben zuwartete, ist begreiflich, da er ja vorläufig ein sicheres und angenehmes Heim besaß, und daß er nicht jetzt schon seine Sympathien für Friedrich laut werden ließ, läßt seine Stellung in Eisenach, wo der Landgraf mit Otto wieder angeknüpft hatte, begreifen, und andererseits der Umstand, daß ein Charakter wie Walther auch aus einer als verkehrt erkannten Richtung nur allmälig herauskommt und in eine neue Richtung sich hineinlebt. Daher das Verstummen von Walthers politischer Dichtung zwischen 1215—1217, für die man die mannigfachsten, mitunter recht abenteuerliche Deutungen versucht hat.

Nur nebenher möchte ich noch bemerken, daß ich Herrn Professor Paul völlig beistimme, wenn er (PBb. VIII, 165 fg.) die Annahme von sogenannten Weihesprüchen, deren Erfinder Simrock war, entschieden ablehnt, denn man möchte es nicht glauben, wenn man es nicht gedruckt vor sich sähe, daß L. 31, 33 ebenfalls als ein solcher Weihespruch angesehen wurde — weil eben kein anderer, den man dazu brauchen konnte, vorhanden war. Darüber kann doch

unmöglich ein Zweifel herrsehen, daß der Ton L. 31, 33 ff. mit jenen Sprüchen eingeleitet wurde, die ihn wenigstens in den Augen Vieler über alle anderen Spruchtöne Walthers erheben, mit den Sprüchen gegen den Papst und die Geistlichkeit. Ich kehre aber wieder zu L. 32, 7 zurück, um den Nachweis zu liefern, daß dieser Spruch thatsächlich mit den auf den „kerendære" bezüglichen Sprüchen in Zusammenhang steht. Zunächst müssen die Verse L. 32, 12—13 erklärt werden. Den ersten der beiden Verse hat Pfeiffer richtig gedeutet, den zweiten falsch, den ganzen Spruch aber hat er richtig aufgefaßt. Pfeiffer sagt: „der knolle swm., unförmlicher Auswuchs, tumor, knollen gewinnen, bildlich: vor Zorn aufschwellen, zornig werden." Ebenso hat sich Hildebrand, DWb. 5, 1466 geäußert.

Wilmanns dagegen sagt (II. Ausgabe S. 182 zu L. 32, 12): „Ich meinte in der ersten Ausgabe, der Dichter möge an das Kröpfen des Federviehs gedacht haben; knolle = Kloß, Nudel. s. DWb. 5, 1466 (2 e), dazu paßt jedenfalls die folgende Zeile gut: 'Nun ich kriege auch vielleicht Knödel; wollen sie Nichtsnutzigkeit, ich will sie wacker kröpfen.' (kragen gerade in Ausdrücken des Schlemmerlebens üblich. DWb. 5, 1957.) Für Pfeiffers Erklärung spricht eher die letzte Zeile. Eine sichere Deutung scheint unmöglich."

Allein in dieser Hinsicht irrt Wilmanns, denn die Verse sind sehr leicht und sehr bestimmt zu erklären, freilich darf man es nicht so anstellen, wie es Wilmanns gethan hat. Das culinarische Extempore Wilmanns' wird doch hoffentlich nur Heiterkeit erweckt haben, wie auch die Versuchung äußerst nahe liegt, dabei an die weltberühmten Tiroler Knödel zu denken und damit wieder ein Hauptmoment für Walther's tirolische Heimat zu entdecken. Oder wenn es schon mit den Knödeln nicht geht, hätte man ja noch als Reserve eine Sarnthaler (das Sarnthal, durch das die Talfer fließt, mündet bei Bozen in das Eisackthal) Specialität gehabt, nämlich die Knöllen oder Gnöllen, die thatsächlich Nudeln sind. Allein Knoll ist auch schon mhd. ein Scheltwort und bedeutet etwa: grober Bengel. Man ververgleiche damit Ambr. Lb. 150: Hies in damit ein Knollen und Knolp im Paznauner dialecte (Schöpf, tirol. Idiotikon p. 329). Diese übertragene Bedeutung stellte sich bei Knollen ungefähr wie bei Klotz her, welches Wort wir ja auch noch in ähnlichem Sinne gebrauchen. Ich möchte daher Pfeiffer's Deutung von L. 32, 12 in diesem Sinne noch verbessern und den Vers übersetzen: „Nun ich kann auch vielleicht grob werden", vorausgesetzt, was ich nicht gerne annehme, daß „lîhte" mit vielleicht und nicht eher mit leicht zu übersetzen ist,

wie es ja doch auch L. 32, 31 nicht mit „vielleicht" wiedergegeben werden kann, sondern ebenfalls mit „leicht" oder der Deutlichkeit halber mit „begreiflicher Weise", denn so fasse ich diesen Vers auf, daß er nämlich den Sinn gibt: „Lag es mir nahe genug darüber verstimmt zu sein, so war sein Unmut noch größer".

Und ebenso verhält es sich mit dem Worte Kragen, denn diese beiden Worte sind es ja nur, die die Verse dunkel machen. Gibt nun schon in Bezug auf das Wort „Kragen" die durch persönliche Umschreibung gewonnene Bedeutung von krage (s. etymologisches Wörterbuch von Friedrich Kluge 1884 p. 180), die noch heute in der Composition Geizkragen und Neidkragen erhalten ist, zu denken, so erhalten wir aus dem tirolischen Idiotikon S. 338 jene Deutung, die zwar ohnedies nahe genug liegt und die die beiden Verse allein verständlich macht. Ich setze die in Betracht kommende Stelle aus dem Idiotikon vollständig hieher: „kragellen, gragollen (in Vorarlberg gragöla) v. 'lärmen, zanken, Rebell machen; das kragell, gragoll, Lärm', Rebell. Zun kragelln Muat haben (Gedichte im Tir. Dial. 67). Woos hoba dönn d' Leut beünt do für an Gragoll (ebd. 335). Vgl. das holländische Krakeelen und Schmid, 324: kragen, laut schreien; Schmeller II, 382; Haupt's Zeitschr. III, 268, 15.

Die Übersetzung der beiden Verse wäre demnach folgende: Nun ich kann auch leicht grob werden: nachdem sie die Gemeinheit wollen, so werde ich aus vollem Hals schreien.

So schließt sich, wie es sonst bei Pfeiffer's Erklärung von L. 32, 15, der da in den Fehler Wilmanns', natürlich anticipando, verfiel, nicht der Fall ist, die Erklärung von 32, 16 genau und befriedigend an: Tritt aber Leopold für die höfische Sitte ein, so laß ich meine Zornesadern sich wieder glätten.

Dadurch aber werden wir von selbst darauf geführt und ich darf mir hiefür weitere Worte sparen, daß L. 32, 7 an L. 32, 27: Ichn weiz wem ich gelîchen muoz die hovebellen unmittelbar anschließt und da wir L. 32, 33—34 wahrscheinlich nur als eine poetische Redewendung aufzufassen haben, schließt an die Verse L. 32, 33—35:

ichn weiz wer mir in dînem hove verkêret mînen sanc,
lâz ichz niht dur dich und ist er niht ze kranc,
ich swinge im alsô swinden widersanc

L. 32, 11 an: singe ich mînen höveschen sanc, sô klâgent siz Stollen, wodurch es als fest erwiesen dasteht, daß dieser Stolle, nicht, wie Lachmann meinte, 'ein geistlicher Rath Landgraf Ludwigs' war, sondern

thatsächlich ein Sänger am Hofe zu Villach. Eine weitere Bestätigung findet der Anschluss von L. 32, 7 an L. 32, 27 noch durch die Verse L. 32, 9—10:

ich sihe wol daz man hêrren guot und wîbes gruoz
gewalteclîch und ungezogenlîch erwerben muoz,

denn da haben wir eben den directen Hinweis auf den Vorfall, von dem die Sprüche L. 32, 17 und 32, 27 handeln und L. 32, 7 scheint anzudeuten, daß der kerendære durch die beiden auf ihn bezüglichen Sprüche sich nicht besänftigen ließ.

Bezüglich des Spruches L. 32, 7 fg. bemerkt auch Wilmanns in der zweiten Ausgabe S. 182 zu L. 32, 14: „Die Worte ze Ôsterrîche sind nur so zu verstehen, daß der Spruch nicht in Österreich gesungen wurde.“ Daß er aber weder in Kärnten noch in Thüringen gesungen wurde oder in Aquileja, habe ich bereits oben dargethan. Doch läßt sich die bezügliche Beweisführung noch ergänzen. Wir haben nämlich in einer Bagatellaffaire nochmals in Walthers Dichtung eine Berufung, nämlich in der Angelegenheit des Gerhard Atze, bezüglich der Walther L. 104, 9—10 sagt:

daz klage ich dem, den er bestât:
derst unser beider voget.

Es ist darunter, wie auch Wilmanns (II. Ausgabe S. 362 zu 104, 9) einräumt, der Landgraf Hermann gemeint, also Walther wendet sich in dieser Angelegenheit an denjenigen, der zunächst, sie zu entscheiden, competent erschien. Das Nämliche that er in der Sache, in welcher er das Mißfallen des Herzogs Bernhard von Kärnten erregt hatte. Jedoch darf man in dem Verse L. 32, 18:

wil er dur ein vermissen bieten mir alsô diu wangen?

nicht schließen, daß damit auf einen Scheltspruch Walthers dem Herzog gegenüber hingewiesen wird, sondern der Dichter dürfte sich wohl privatim eine mißliebige Äußerung erlaubt haben. Der Spruch L. 32, 17 aber, der den Handel beilegen sollte, wurde in der Umgebung des Herzogs in einer Weise interpretirt, die den Zorn des Herzogs noch steigerte. Und neuerlich wendet sich sodann der Dichter in dem Spruche L. 32, 27 direct an den Herzog und während er in dem anderen Spruche — und es ist dies ein neuer Beleg, daß die oben vorgetragene Ansicht (zu L. 31, 33 fg., 32, 7 fg. u. 71, 1 fg.) richtig ist — den Kerndære in der dritten Person einführt, richtet er seine Rede in dem letzteren Spruche direct an ihn. Erst jetzt, als auch diese neuerliche Intervention keinen Erfolg hatte, schaut er nach einem Schiedsrichter aus, den er in dem Herzog Leopold von Österreich zu finden

glaubt. Hätte Walther als „ingesinde“ an irgend einem Fürstenhofe geweilt, namentlich wenn er am Hofe des Landgrafen von Thüringen, der in der Welt der Minnesänger den allerbesten Ruf genoß, sich aufgehalten hätte, so würde er zweifellos diesen als Schiedsrichter aufgerufen haben. Daran könnte aber unter keinem Umstande gedacht werden, daß Walther, der sich fortwährend auf seine höfische Sitte beruft und das Schwinden derselben bald mit Worten des Zornes, bald mit solchen der Trauer beklagt, die Geschmacklosigkeit könnte begangen haben, seine am Thüringerhofe aufgelaufenen Streitigkeiten dem Herzoge Leopold von Österreich zur Entscheidung vorzulegen. Alle diese Erwägungen beweisen in glänzender Weise die Richtigkeit meiner Annahme, daß die vier Berufungssprüche, von denen zwei auf den Kärntner, zwei auf den österreichischen Herzog Bezug haben, eng zusammengehören, daß sie an keinem Fürstenhofe, daß sie sicher nicht in Thüringen entstanden sind, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auf neutralem Boden, wie er sich auf dem Hoftage ergab. Sie beweisen weiter, daß, wenn man den Ton L. 31, 33 ff. in die Jahre 1213—1216 setzt, der Lobspruch auf den Thüringerhof näher zum letzteren als zum ersteren Jahre zu setzen ist und daß Walther daher 1215 wahrscheinlich noch auf Seite Ottos stand, den er erst, nachdem eine längere Pause in seiner politischen Dichtung 1215—1217 eingetreten war, zu bekämpfen begann.

Das Wort: du mußt es zweimal sagen, scheint mir gerade in der hochwichtigen, leider vielfach übelbehandelten Frage über Walthers Charakter überhaupt und speciell über seinen politischen Charakter sehr am Platze zu sein, weshalb ich neuerdings auf diesen Punkt zurückgekommen bin. Es lässt sich freilich wohl bei allen diesen Dingen nicht immer der klare und strikte Nachweis, ich möchte sagen, die buchstäbliche Erhärtung und Beglaubigung erbringen, sondern man muß da thatsächlich auch auf jenes allgemeine Gefühl reflectiren, auf den sogenannten common sense, der auch bei der wissenschaftlichen Forschung nie ganz fehlen soll, wenn er auch leider oft fehlt, wie zahlreiche deutsche Sprüchwörter, die auf Gelehrte bezüglich sind, beweisen oder ebenfalls einräumen. Nur auf dieser Grundlage kann man denn auch die Frage über Walthers Heimat erörtern und kann darauf hinweisen, daß L. 32, 14: ze Ôsterrîche lernte ich singen und sagen, nicht nur nicht in Österreich entstanden sind, sondern daß sie auch andeuten, dass Walther kein geborener Österreicher war, wodurch eben Raum wird für die tirolische Heimat des Dichters.

Ich bin gewiss alles andere als ein Schwärmer für die Ansicht,

es sei Tirol Walthers Heimat, allein es verdient hervorgehoben zu werden, daß doch manches für diese Ansicht und nichts dagegen spricht, oder soll etwa der Einwurf irgend eines Zeitungsjuden, daß Walther, mit dem Maßstabe der heutigen Tiroler gemessen, dieses Maß weit zurücklasse, als Gegengrund gelten? Ich glaube, dass über diese erbärmliche Zeitungsphrase nicht weiter gestritten zu werden braucht, denn jedermann, der einigen Einblick in die Verhältnisse Tirols gewonnen hat, weiß, daß das „heilige Land Tirol" noch heute wahrhaft groß angelegte Charaktere in nicht geringer Zahl hervorbringt, gewaltige Rnfer im Streite in und außerhalb des Landes, die freilich auch von Presssöldlingen in ähnlicher Weise vernnglimpft werden, wie es dem Sänger von der Vogelweide vor fast 700 Jahren von manchem fadenscheinigen Gesellen geschehen, der in jener Zeit in entsprechend kleinerem Stile die Arbeit der modernen „Presse" that.

Das eine soll ja auch durch diese Abhandlung erreicht werden, daß Walthers Charakterbild wahrhaft und treu fortlebt im Gedächtnisse des deutschen Volkes. Und da erkenne ich es dankbar an, daß Wilmanns im Wesentlichen zu der vornehmen Auffassung des Dichters, namentlich in seinem Kampfe mit der Curie, zurückgekehrt ist, die an Lndwig Uhland ein edles Vorbild gefunden hat.

Im Übrigen muß man sich wohl gestehen, daß die Schule Lachmanns' es besser getroffen hat, manche nicht gerade rühmenswerthe Geberden des „Meisters der Kritik" nachzuahmen, als daß sie das Bild Walthers von der Vogelweide in jener Größe und Bedeutung erhalten und entwickelt hat, die es thatsächlich besitzt. Auch Wilmanns ist in dieser Richtung durchans nicht glücklich gewesen. Und ich betrachte es als ein Hauptziel meiner Untersuchungen über Walthers Leben und Dichtung das wieder zu vollen Ehren zu bringen, was Pfeiffer, der Begründer der süddeutschen, germanistischen Schule, in der Einleitung zn seiner Ansgabe mit sehr beherzigenswerthen Worten dargethan hat: „Walther zeigte durch sein Leben und Beispiel, wie man arm nnd doch unabhängig, wie man unerbittlich gegen die Eingriffe der geistlichen Macht in die weltlichen Rechte nnd Befugnisse, und doch daneben tief religiös und fromm sein kann. Wie jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, so dürfte auch er für seine dem Einzelnen wie der Gesammtheit geleisteten Dienste Ansprüche auf Dank und Lohn erheben; aber selbst, wenn diese unerfüllt blieben, ließ er doch nicht von dem als recht Erkannten: hoch über seinem persönlichen Vortheil stand ihm die Wahrheit, das Recht nnd die Größe des Reiches, das er gegen äußere und innere Feinde unablässig und

mannhaft vertheidigte. Und gerade hierin offenbart sich Walthers persönliche Bedeutung und die Tüchtigkeit seines Charakters. Frei von Selbstsucht und niedrigem Ehrgeiz, begeistert für das Gute und Schöne, durchdrungen von der großartigen Idee des deutschen Kaiserthums und mit all seinem Dichten und Denken den großen Angelegenheiten seines Vaterlandes zugewandt, schritt er voll sittlicher Würde und Hoheit durch jene von gemeinem Eigennutz und unersättlicher Habgier beherrschte Zeit, auf deren dunklem Hintergrunde sich sein Bild um so heller und leuchtender abhebt.“ Und ich glaube in der That, Einiges beigetragen zu haben, dieses schöne Urtheil eines Altmeisters germanistischer Forschung als vollberechtigt erscheinen zu lassen, namentlich in der Richtung, daß ich gezeigt habe, daß Walthers Übertritt von Otto zu Friedrich in eine sehr späte Zeit fällt, in eine Zeit, da Otto durch zahlreiche Mißgriffe und durch schnöde Undankbarkeit speciell gegenüber dem Dichter, dessen geniales Wort ihm in so glänzender und treuer Weise als Kampfgenosse zur Seite gestanden, längst erwiesen hatte, daß er unwürdig sei, die Krone zu tragen, die auf dem Haupte der Staufer zu des Reiches Ruhm und Macht geprangt hatte.

Man hat sich wohl auch darüber gewundert, daß Walther seinem Gönner Hermann von Thüringen keinen Nachruf gewidmet hat, als dieser im Frühjahr 1217 gestorben war. Nun es hängt dies jedenfalls mit dem Übertritte des Dichters von Otto zu Friedrich zusammen, denn Walther hätte sich durch ein besonderes Lob des wankelmüthigen Thüringers gewiß kein Bild bei Friedrich eingelegt. Allein was hätte denn Walther auch noch an Landgraf Hermann von Thüringen zu loben gehabt? Seiner Freigebigkeit hatte er bereits vor 17 Jahren in dem Spruche L. 19, 4 fg. mit ehrenden Worten gedacht, wobei freilich ein leiser Tadel über dessen politische Haltung eingeflossen war; in fast überschwänglicher Weise aber hatte er des Landgrafen „milte“ in dem Spruche L. 35, 7 fg. gepriesen. Hatte Walther den unvergesslichen Versen:

swer hiure schallet und ist hin ze jâre hœse als ê
des lop gruonet und valwet sô der klê.
der Dürnge bluome schînet dur den snê:
sumer und winter blüet sîn lop als in den êrsten jâren,

noch etwas hinzuzufügen, zumal sie vor längstens fünfviertel Jahren erst gedichtet wurden? Über die politische Haltung des Landgrafen konnte Walther, der ja in den Jahren 1212 — 1217 mitten in dem politischen Leben stand, wahrlich nichts Rühmliches sagen, und so

war der Rest — Schweigen. Merkwürdig ist aber der erste der obcitirten Verse, nämlich L. 35, 13. Läßt sich schon der Charakter des ganzen Spruches, wie bereits früher hervorgehoben wurde, so an, als wollte Walther durch das überreiche und in schwungvoller Rede vorgebrachte Lob des Thüringer Hofes das Lob, welches er mit Übergehung des Landgrafen in dem Spruche L. 34, 34 den drei Höfen „sô lobelîcher manne" gespendet hatte, in den Schatten stellen, so scheint gerade der Vers L. 35, 13 direct gegen Leopold gemünzt zu sein, der dieses Lob mit einem Scheltworte heimgezahlt hatte und es wäre nicht undenkbar, daß Walther, wie es bei solcher Sachlage natürlich ist, einem alten Tadel, den er einst gegen Leopold gerichtet, eine neue Spitze gegeben hat und daß wir in diesem Verse ein Echo zu den Sprüchen L. 25, 26 und L. 24, 33 vor uns haben, wodurch die Annahme, daß der erste Spruch 1200, der zweite 1201 verfasst ist, eine neue Bekräftigung erhielte.

Was dann Ottos Rügesprüche anlangt, so halte ich es für unbezweifelbar, daß sie in derselben raschen Folge vorgetragen wurden, wie einst die Sprüche gegen den Papst in Ottos Dienst. Walther war Ottos leidenschaftlicher Feind geworden und er begründete diese Feindschaft mit derselben zwingenden Kraft der Rede, mit derselben überwältigenden Wucht der Anklage, mit der er vordem gegen die Curie und die Geistlichkeit für Otto die Fehde geführt hatte. Scheffer-Boicborst (Deutschland und Philipp II. August von Frankreich in den Jahren 1198 — 1214 in den Forschungen zur deutschen Geschichte VIII, 550) sagt: „Der letzte Kaiser, hat Otto mit Entschiedenheit die aufstrebende Fürstenmacht niedergehalten. Wie gern er auch den englischen Geldsegen über seine Anhänger sich ergießen sah, mit eigenen Vergebungen ist er immer karg gewesen. Nun kam der „apulische Knabe", auf das Eifrigste bemüht, sich die Herzen zu erobern. Eben „um die Fehler seines Gegners zu vermeiden", wollte er sich recht freigebig zeigen. Stolzer denn je konnten die Fürsten ihr Haupt erheben, Besitz und Rechte sich schenken lassen. Es währte nicht lange, da verbriefte Friedrich den Fürsten jene Rechte, welche die Grundlage der Territorialhoheit bildeten."

Oft ist es nur ein instinctives Gefühl, das die Zeitgenossen bei der Beurtheilung eines bedeutsamen Ereignisses leitet; so wurde die Schlacht von Bouvines in ihrer eigentlichen Bedeutung von keinem Zeitgenossen mit klarem Auge erkannt, aber das sehr feine Barometer der deutschen Großen fühlte dieses Ereigniß und zog demgemäß die Consequenzen. Und in ähnlicher Weise mag auch Walther von der

Vogelweide die eigentliche Bedeutnng von Ottos Kaiserthnm für Deutschlands Einheit und Macht empfunden haben, wesbalb seine politische Dichtung gerade in der Zeit, als Ottos Kaiserthum durch die Cnrie gefährdet war, sich auf den Gipfel ihrer Vollendung schwang. Jedenfalls hat Walther von der Vogelweide den Kaiser Otto besser verstanden nnd hat ibm treuer und selhstloser gedient, als irgend ein deutscher Fürst Vielleicht hat die Erwägung, daß die Ideen, die Walther mit Ottos Kaiserthum verbunden hatte, nunmehr wieder, vielleicht für immer ad acta gelegt waren, den Groll potenzirt, sei es bewußt, sei es unbewußt, der mit urwüchsiger, von echter Leidenschaft geschwellter Kraft in Otto's Rügesprüchen pulsiert. Jedenfalls gehören diese Rügesprüche voran. L. 30, 29 u. 31, 3 dürften auf Philipp und Otto gehen und, wenn ja, wohl nach Ottos Tode, der am 19. Mai 1218 erfolgt war, gedichtet sein. Ottos Tod heischte einen versöhnenden Abschluss der Rügesprüche und in Bezug auf Philipp wies namentlich L. 31, 6 auch auf Philipps Untreue gegen Friedrich hin — die Absicht des Spruches ergiht sich damit von selhst. L. 28, 1 wird von Wilmanns ins Jahr 1220 gesetzt („Lehen" S. 119 nnd 130) und in der zweiten Ausgabe (S. 169 zu 28, 10) sagt er: Was dem Könige Friedrich Noth bereitete, war die Wahl seines Sohnes Heinrich zum römischen Könige und die Kreuzzugsangelegenheit. Ich zweifle, daß diese gewiß wunderliche Deutnng von L. 32, 10 irgend Propaganda machen wird; sie ist schon abzuweisen mit Bezug auf die völlig gleiche Situation von 31, 32. Wilmanns ist es wahrscheinlich bedenklich erschienen, in einem Spruche dieses Tones, der mit dem Spruche L. 29, 15 nach Wilmanns wenigstens hestimmt ins Jahr 1220 reicht, an das Doppelkönigtlum Otto's und Friedrichs zu Gunsten des letzteren erinnert zu sehen. Man sieht, Paul hat Recht, wenn er a. a. O. (Beiträge VIII, 162 fg.) darüber unwillig ist, daß man bald einwilligt, Sprüche eines Tones um ein Decennium auseinanderzuhalten, dann aher wieder zimpferlich thut, als müßten sie alle in einer Woche entstanden sein. Ich denke mit L. 28, 1 an den Sommer und Herbst 1217, wo noch in der Magdehurger Fehde ein Hauptkampf zwischen Otto und Friedrich zu Ungunsten des ersteren ausgefochten wurde, der dem Kaiser fast die letzten Anhänger, den Markgrafen von Brandenburg nnd den Grafen von Anhalt kostete. Und das Verhalten des Kaisers nnd der welfischen Partei im Winter 1217/1218 und im Frühjahre 1218 dentete auf alles eher, als daß sie ihre Sache verloren

gaben*). Von einer zweimaligen Beschenkung Walthers durch Friedrich vor dessen Römerfahrt finde ich keine Spur in den Sprüchen dieses Tones und wenn Wilmanns wieder einmal glaubt, L. 27, 7 sei ein Scherz, so täuscht er sich. Es ist ihm bitterer Ernst mit seiner Klage, weil das Lehen begreiflicher Weise, kanm er es angetreten hatte, nicht auch schon einen großen Nutzen abwerfen konnte, die Kreuzzngssteuer sollte er aber zahlen, als ob dieser Nntzen wirklich vorhanden wäre, wie es ja auch nnseren grossen und kleinen Grundbesitzern häufig genug geht, daß sie zwar nichts ernten, die Steuern aber doch erlegen müssen. Bezüglich des Spruches L. 29, 15 dürfte Pfeiffers Erklärung (IV. Ansgabe p. 263 zu 153) wohl durchweg das Richtige getroffen haben. Oh derselbe nnmittelbar vor der Belehnung Walthers und diese beschleunigend entstanden ist, oder nach derselben, ist fraglich, das Erstere jedoch wahrscheinlicher, weil wir einen Spruch vermissen, der auf die Vorgänge auf dem Frankfurter Reichstage vom Jahre 1220 Bedacht nimmt, was sich leicht erklärt, wenn Walther auf seinem Lehen war, das er demnach wohl im Herhst 1219 empfing.

So steht denn die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide festgefügt da und ich glaube nicht, daß ein oder der andere Ansatz wird wesentlich berichtigt werden können. Ergänzt und erweitert kann die Beweisführung noch wahrscheinlich werden, denn leider waren mir die wünscbenswerthen historischen Behelfe nur theilweise erreichbar und dies waren einerseits veraltete Auflagen, andererseits konnte ich sie nicht bis zum Abschlusse meiner Arheit behalten und benützen.

Nachtrag.

Nach Abschluss meiner Abhandlnng ging mir endlich auch die Jenaer Dissertation von Paul Apetz: Chronologische Begrenzung der von Walther von der Vogelweide in seinen Sprüchen verwandten Töne, Altenburg, Bonde 1881, zu, auf die mich die Recension im Anzeiger" (IX, 108) aufmerksam gemacht hatte. Und ich kann nur in das anerkennende Urtheil, welches dort Stosch ausspricht, einstimmen. Apetz' Dissertation gehört zu jenen Schriften über Walther, die mit gutem Geschick die Resultate der Forschung zusammenfassen und mit gesundem Urtheil das Unnütze und Unbedeutende auszuscheiden verstehen. Freilich, Originelles bietet die sonst recht lesenswerthe

*) Man vergleiche übrigens Winckelmanns' diesbezügliche treffliche Ausführungen in „Philipp v. Schw. u. Otto IV. v. Braunschweig" II, 447—459.

Schrift nichts, mit Ausnahme vielleicht eines einzigen, recht ansprechenden Gedankens, der sich auf p. 24 unter dem Abschnitt 9 findet und zwar zu L. 31, 13 fg.: „Sollten nicht vielleicht die letzten Verse dieses Spruches mit ihrer schmerzlich zornigen Verwünschung: So wê dir, guot! wie rœmesch rîche stât! eine Anspielung auf die Zeit sein, wo Friedrich durch seine grenzenlose Freigebigkeit eine große Menge der deutschen Fürsten, die bekanntlich, mit nur wenigen Ausnahmen, immer der Fahne desjenigen folgten, der am besten zahlen konnte, bewog, auf seine Seite überzutreten, welche damals noch nicht die des römischen Reiches, sondern die der Curie war? Dann würde dieser Spruch in den Winter 1212 / 1213 und somit in den Rahmen der anderen datirbaren Sprüche dieses Tones fallen."

Nur das Eine sieht man nicht ein, warum denn Apetz, der sonst auch der Ausdehnung der Sprüche über eine größere Frist einerseits das Wort redet und andererseits nicht abgeneigt ist, den einen oder andern Spruch, der sich auf ein bestimmtes historisches Ereigniß bezieht, oft erst ziemliche Zeit nach demselben entstanden zu denken, auf einmal mit der Zeit gar so knausert. Und nur in der Beziehung würde ich mir eine abweichende Meinung gestatten, zumal es sich hier, wenn die von Apetz aufgenommene Beziehung zutrifft, nicht um eine einzelne Thatsache, sondern doch wohl um einen Complex von Thatsachen handelt.

Für ganz mißglückt halte ich es aber, was Apetz bezüglich des Verses L. 9, 15: Philippe setze en weisen ûf conjecturirt. Denn abgesehen davon, daß die diesbezüglichen Erörterungen auf p. 11 und 12 von einer ziemlichen Confusion zeugen, zum Theil ist dieselbe auch von Stosch a. a. O. p. 109 bemerkt worden, erscheint die Frage, die Apetz zum Schlusse stellt: denn was sollten die Worte: „Philippe setze en weisen ûf" nach Philipps Krönung noch zu bedeuten haben? doch sehr naiv, wie ich bereits in meiner Abhandlung nachgewiesen habe. Denn darum handelte es sich ja für Walther nicht, daß irgend Jemand da ist, der die Reichskrone trägt, sondern daß der Träger derselben auch der rechte Mann ist, der die Autorität der Krone durch die ihm zur Verfügung stehende materielle und moralische Macht zu wahren weiß*). Und man muss sich dabei noch an drei Dinge, die

*) Einen glänzenden Beleg für die Richtigkeit dieser meiner Anschauung finde ich übrigens in König Philipps eigenen Worten, die er im Jahre 1206 an den Papst schrieb: „Das sollt Ihr wissen, daß damals (i. e. in der ersten Zeit des Bürgerkrieges) unter allen Reichsfürsten niemand reicher, mächtiger, angesehener war als ich. Überall hatte ich weite Besitzungen, viele starke und uneinnehmbare Burgen, so viele Dienst-

mir für die Deutung des merkwürdiger Weise so umstrittenen Verses von Belang sind, erinnern, nämlich erstens an den Charakter des „weisen“ als Solitaire, wodurch zwar kein Kalauer, aber ein poetisch schönes Wortspiel entsteht, das den König und die Fürsten in Gegensatz bringt; zweitens an den Spruch L. 18, 29, den man nach meinen Ausführungen zu diesem Spruche wohl allseitig mit dem folgenden chronologisch zusammenbringen und ihn daher um Weihnachten 1199 wird entstanden denken müssen; endlich drittens an den Umstand, daß ja Philipp selbst seine erste Krönung später für ungenügend ansah, weßhalb er sich im Januar 1205 nochmals krönen ließ.

Da könnte man doch hier mit ganz anderer Berechtigung fragen, ja warum ließ sich denn Philipp nochmals krönen, nachdem er bereits am 8. September 1198 die Krone empfangen hatte? Und schließlich darf man denn doch auch nicht völlig außer Acht lassen, daß noch im Jahre 1200 durch das Auftreten des hochangesehenen Erzbischofs Konrad von Mainz das Königthum Philipps neuerdings arg ins Gedränge kam, da ja Konrad dafür plaidirte, daß der Eid, den die Fürsten im Jahre 1196 dem Sohne Heinrichs VI. geleistet hatten, aufrecht erhalten werden sollte, wie dies aus einer Notiz der Ann. Reinhardsbrunn. p. 88 mit aller Deutlichkeit hervorgeht: neutri denominatorum regum consensum adhibuit. Nam et Philippum pro duce Sueviae, non pro rege habuit, Ottonisque personam tamque nobilem, sed privatum judicavit habendam, sacramentum puero factum nunquam putavit violandum.

Und nicht minder bemerkenswerth ist es, daß die zahlreichen und angesehenen Fürsten, die dem Rufe Kaiser Heinrichs folgend, 1197 den Kreuzzug angetreten hatten, als sie beiläufig im Februar

mannen, daß ich deren Zahl niemals genau angeben konnte, und Städte und Dörfer mit überaus reichen Insassen. Ich besaß einen großen Schatz an Gold und Silber und kostbaren Steinen und auch das heil. Kreuz, die Gewänder und alle Insignien des Kaiserthums. Niemand konnte zum Könige erwählt werden, der nicht mehr meiner Unterstützung als ich seines Wohlwollens bedurft hätte.“ (Reg. de neg. imp. Nr. 136.) Und mit Recht bemerkt Winkelmann, der geistvolle Geschichtschreiber des Bürgerkrieges in den beiden ersten Decennien des 13. Jahrhunderts in dem vortrefflichen Werke „Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig“: Ihn leitete das natürliche Bewusstsein der faktischen Machtvertheilung im Reiche, dass er sich selbst vor allen anderen Fürsten zur Herrschaft berufen glaubte, weil er sich jedem Einzelnen überlegen wusste.“ Wenn es daher den Herren Philologen beliebte, auf Grund ihrer gewöhnlichen Buchstabenreiterei meine Erklärung von L. 9, 15 als einen Nonsens hinzustellen, so sende ich denselben mit den üblichen Zinsen an ihre Adresse zurück und kann nur die unhübsche Ignoranz bedauern, die sie den geschichtlichen Verhältnissen dieser reichbewegten, wechselvollen Zeit entgegenbringen.

1198 die Nachricht vom Tode des Kaisers erhielten, den dem Knahen Friedrich geleisteten Eid erneuerten (Chron. Halberstad. ed. Scholz p. 65; Ann. Stad. p. 353; vgl. Winkelmann a. a. O. p. 61). So stellt sich denn die Krönung Philipps am 8. Septemher 1198 nur als ein Act der Nothwehr heraus, zu dem die nächsten Anhänger des Königs sich nolens volens entschließen mussten, gedrängt durch die Intrignen nnd die kühne Offensive der Kölner Partei.

Ganz sinnlos erscheint aber die Hypothese meiner wortklaubenden Gegner, wenn man L. 9, 13 recht ins Auge fasst, denn was hedeutet die feindselige Haltung Walthers der Fürstenmacht gegenüber, wenn es sich lediglich um die Krönungsceremonie handelt? Unter den deutschen Fürsten, die an dem Kreuzzuge von 1197/1198 sich betheiligten und die demnach den Wahlverhandlungen in Deutschland nach Heinrich VI. Tode ferne standen, erscheint auch der Landgraf Hermann von Thüringen und der Markgraf Dietrich von Meissen. Vergegenwärtigt man sich nnn, was die Contin. Admunt. M. G. SS. IX, 588 sagt: Electionem et unctionem regalem affectans maximam partem tesaurornm imperii, quos ipse in potestate habebat, suae partis fautorihus largitus est; quos etiam de possessionibus imperii inheneficiavit, paucis sibi retentis (vgl. Winkelmann a. a. O. S. 69), so möchte man darin neuerdings einen Erklärungsgrund sehen für die mehrfache Mahnung Walthers Philipp gegenüher, es möge der König sich größerer „Milde" hefleißen. Denn darnach kamen beide Fürsten und auch — Walther zur Tafel, als dieselhe schon abgeräumt war, was beim Thüringer und Meissener offenbar sehr böses Blut machte und diese edlen Fürsten hesonders lebhaft an den Eid gemahnen mochte, den sie dem jungen Friedrich zweimal geleistet hatten. Auf diese Weise verstehen wir beides, den Bericht der Chronisten über Philipps Freigebigkeit und die Klage Walthers über seine Knauserei. Zugleich erhalten wir daraus wieder einen nenen Beleg für unsere Annahme, daß Walther im Jahre 1198 noch nicht in der Umgebung Philipps gewesen ist.

Sehr angesprochen hat mich auch die Motivirung, die Apetz zum Spruche: „Der hof ze Wiene sprach ze mir" bringt, wenn ich auch mit der Datirung des Spruches nicht einverstanden bin. Es ist mir aber immerhin eine werthvolle Bestätigung, daß meine darauf bezügliche Anschauung begründet erscheint.

Ablehnend verhält sich Apetz auch mit Recht gegen die Hypothese, die namentlich J. E. Wackernell mit einem wahren Fanatismus verficht, nämlich von der Hochzeitsfeier Leopolds im November 1203.

Nur ist auch hier wieder die Motivirung eine mangelhafte und würde Apetz, der sich bezüglich des Pelzrockes Zingerle-Zarncke anschließt, in einen ganz unlösbaren Widerspruch mit den „Kaiserrechnungen" und mit den Ausführungen Kalkoffs gerathen, die die Hochzeit unbedingt Ende October oder Anfangs November ansetzen.

Eine Bekräftigung meiner Ausführungen findet sich auch bei Apetz p. 23 zu L. 205, 12—106, 16, ohne daß übrigens eine weitere Begründung dabei eintritt.

Gar zu realistisch fasst Apetz p. 25 meiner Meinung nach den Spruch: „Die wîle ich weiz drî hove so lobelîcher manne" in Bezug auf den Ort seiner Abfassung auf, wenn er den Spruch nach Kärnten setzt und meint, daß Walther zu den in dem Spruche bezeichneten drei Höfen von Kärnten aus „ziemlich gleich weit hatte".

Sehr interessirt hat es mich, daß Apetz zum Spruche: „Der künec, mîn hêrre, lêch mir gelt ze drîzec marken" eine Bemerkung über den Charakter Walthers macht, wie ihn meine Abhandlung zu wiederholten Malen gekennzeichnet hat. Apetz sagt nämlich p. 32: „Indessen ist hervorzuheben, dass Walther, wie wir schon öfters zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, eine äußerst leidenschaftliche Natur war, der sich wie im Schmerz und Groll, so auch in der Freude nicht zu zähmen wusste, so daß also das Überschwängliche dieser Strophe weniger befremdend erscheinen muss."

Mit allen anderen hieher gehörigen Ausführungen Apetz' bin ich freilich nicht einverstanden.

Ebenso erachte ich es als eine willkommene Bestätigung meiner zum „Bogner-Tone" vorgetragenen Ansicht, wenn Apetz p. 38 sagt: „Bringt man die Anspielung auf einen Kreuzzug mit dem Bogner in Verbindung, so könnte man zu dem Schlusse kommen, daß der Ton um die Jahre 1219—1222 gedichtet sei, wo Diether einen Kreuzzug unternahm."

Man weiß, daß ich zu einem anderen Schlusse gekommen bin. In voller Übereinstimmung, was die inhaltliche und formelle Beurtheilung des „1. Kreuzliedes" L. 76, 22 fg. anlangt, sehe ich mich mit Apetz' Ausführungen p. 40, obwohl ich sonst wieder völlig von ihm abweiche.

Bemerkenswerth ist auch, was Apetz überhaupt über die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide p. 43 sagt: „Die große Ausdehnung einzelner Töne muß uns ferner auch den Schluß nahe legen, daß Walther mehrere Töne zu gleicher Zeit angewandt habe. Außerdem aber könnte auch schon die hohe Meinung, die wir

von Walthers poetischem Schöpfungstalente haben, uns den Standpunkt, den wir in dieser Frage einnehmen müssen, zeigen. Es ist nicht denkbar, daß ein so reich begabter, so eminent fruchtbarer Dichter, wie Walter es war, fast ein Decennium oder selbst eine geringere Zeit hindurch nur eine einzige Form für seine Dichtungen gehabt habe, daß dies ihm nicht selbst im höchsten Grade einförmig erschienen sein sollte."

Man sieht, Paul kommt da wieder zu seinem Recht und neben Paul kommt jenes köstliche Exempel Wackernells zur Geltung, daß nämlich die beiden Hypothesen „in wilder Grausamkeit sich selbst gegenseitig die Köpfe abbeißen."

Viel besser gefällt mir das Schlußwort von Apetz' Abhandlung, das ich seinem Wortlaute nach wiederhole und mit dem ich ganz übereinstimme: „Es ist schon oft ausgesprochen worden: es ist ein großes, poetisches Genie, welches sich in diesen Sprüchen offenbart; es ist aber auch ein großer, edler Charakter, der uns aus ihnen entgegenleuchtet. Ein Zug dieses Charakters wird bei einer Betrachtung der Sprüche Walthers, welche uns in so unmittelbare Berührung mit den Zeitereignissen bringt, wie die vorliegende, in ganz besonderer Weise hervortreten — es ist die Treue, die unwandelbare Treue, die er dem Vaterlande entgegenbringt, eine Eigenschaft, die zu damaliger Zeit wahrlich selten genug war, wo gerade die Höchstgestellten der Nation kaum einen Funken deutschen Gefühles in sich hatten, wo deutsche Treue zur Chimäre geworden war. Stets finden wir den Dichter auf der Seite des Reiches, tief und schmerzlich sind seine Klagen über des Vaterlandes Verfall, voll und jubelnd seine Weisen, wenn die Stürme, die über dasselbe hinwegtoben, einen Augenblick schweigen und die Sonne des Glückes die trüben Wolken, die sich drohend über Deutschland gelagert hatten, mit flüchtigem Strahle durchbricht. Und so können wir mit Uhlands treffendem Urtheile sagen, dass Walther unter allen altdeutschen Sängern vorzugsweise den Namen des vaterländischen verdiene."

Ich weiß, es ist in diesem Urtheile nicht ein Laut, der etwas Neues brächte, aber es thut Einem doch wohl, auch wieder einmal ein so gerechtes Urtheil zu hören, nachdem man, namentlich in letzter Zeit, sich an ganz andere hat gewöhnen müssen.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß man durch die ganze Abhandlung von Paul Apetz den Hauch von Zarncke's Geist verspürt. Und das ist für mich eine sehr erwünschte Beobachtung, da ich daraus die Hoffnung schöpfe, daß dieser hochverdiente Forscher meinen Aus-

führungen, ohwohl sie natürlich in sehr vielen Punkten von seinen Anschauungen abweichen, sympathisch gegenübertreten wird. Und ich lege darauf um so mehr Gewicht, weil gerade Zarncke es ist, dessen Forschungen für mich in ein paar entscheidenden Fragen Ausschlag gaben, um die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide in jener Art herzustellen, die ich nach wie vor für die einzig richtige halte.

Corrigenda.

In der Abhandlung „Die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide“ sind einige recht störende Druckfehler mitunterlaufen:

S. 191 Z. 10 v. o. soll es heißen statt Triumpf richtiger Trumpf.
„ 191 „ 3 v. u. „ „ „ „ Allegorien „ Allegorie an.
„ 195 „ 20 v. o. „ „ „ „ 1209 „ 1219.
„ 196 „ 21 v. o. „ „ „ „ Atz, „ Atze.
„ 196 „ 23 v. o. „ „ „ „ stammen „ entstanden.

Einige andere gegen die Interpunction gehende Verstöße lassen sich leicht selbst verbessern.

Ganz unrichtig und unverständlich wurde aber die Bemerkung zu L. 84, 21 wiedergegeben. Ich setze den Vers, wie ich ihn auffasse, vollständig her:

daz Liupolt eine müeste geben. Wan (utinam) dêr ein gast dâ wære.

ANTON NAGELE.

OTFRIED II, 4, 16.

Thô ni ward imo ther sand, ouh wiht thâr sînes ni fand.

Die Schwierigkeit dieser Stelle liegt in dem Worte „sand“. Kechenberg übersetzt „thô ni ward imo ther sand“, doch der ward ihm nicht gemein, dagegen erklärt es Erdmann als Stoffnamen, Graff und Wackernagel und mit ihnen Kelle (vgl. sein Glossar der Sprache Otfrieds unter sand) stellen es zu dem Stamme „sind“ Zweck, und übersetzen: da ward sein Zweck nicht erreicht. Piper fügt in seiner Ausgabe, der ich das Vorhergehende entnommen habe, hinzu, daß das letztere wohl das richtige sein dürfte.

Allen diesen Erklärern ist die Bemerkung Heinrich Rückerts zu Heliand 565 entgangen: „sôdlîko adv. des verstärkten sôđ hd. sand (s. ôdar), vollständig wahrheitsgemäß.“ Das ahd. n verschwindet nämlich häufig vor d im as.: ahd. swindo wird as. swîđo, ahd. sind entspricht dem as. sîđ, ahd. gisindi dem as. gisiđi, ahd. andar dem as. ôđar. Man sieht, daß im as. Ersatzdehnung (und spirirte Media?) für das ausgefallene n eintritt: ahd. i wird as. î, a wird ô. Sand entspricht also lautlich genau dem as. sôd und bedeutet Wahrheit.

Die Verschiedenheit des Geschlechtes kann keinen Grund gegen diese Annahme bilden, so ist, um dies nur anzuführen, heri Menge, Volk auch stf., Kraft auch stm. im as.

Aber es ist auch aus einem anderen Grunde unmöglich für sand die Bedeutung Zweck anzunehmen, schon das Ablautgesetz und die Bedeutung des Ablautes verbieten dies. Wie sich die Substantiva Binde, Band, Bund, so verhalten sich sind, sand, sund zu einander: auch diese letzteren bilden eine Ablautreihe, durch welche je nach dem Laut Bestimmung, Wirklichkeit, Erfolg ausgedrückt wird*). Sind, sand, sund sind nun unzweifelhaft zu dem Verbum sindan (sinnan), dessen ursprüngliche Bedeutung eine Richtung nehmen, reisen, sich bewegen ist, zu stellen. Somit ist sind das zum Bewegen Bestimmte: der Geist, der Verstand, der Zweck**); sand das in der That Erreichte, das durch die Bewegung Erkannte, woraus sich der Begriff Wahrheit entwickelte; sund ist das durch das Bewegen Entstandene: die Straße. Dies letztere Wort kommt meines Wissens nur noch in der Bedeutung Meeresenge vor, eine Beschränkung des Begriffes, die erklärlich ist***).

Demnach ist

thô ni ward imo ther sand, ouh wiht thâr sines ni fand

zu übersetzen: aber ihm (dem Teufel) ward nicht die Wahrheit (nämlich offenbart), so daß er ihn (Jesus) nicht entdeckte, d. h. er wußte nicht, wer Jesus war (vgl. Vers 5, 13 und 17—25), denn dem Satan war das Geheimniß der Geburt des Heilandes verborgen. Otfried hat hier von Vers 5—27 die Stelle bei Hrabanus Maurus in Matth. S. 10 im Sinne: ut partus celaret diabolum, dum eum putat non de virgine generatum sed de uxore. Warum der Teufel den Heiland versuchte, will der Dichter auseinandersetzen von 5—27, nicht aber, daß der Satan seinen Zweck nicht erreichte.

SCHWETZ a. d. Weichsel. KARL KRÜGER.

*) W. Wackernagel: Über Conjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griechischen und Lateinischen.

**) „sind" und „sin" sind ein und dasselbe Wort ursprünglich, wie sinnan nur eine Nebenform von sindan ist. Aus dem einen Worte entwickelten sich erst zwei, als eine Spaltung der Begriffe eintrat (vgl. Knabe, Knappe, Reiter, Ritter u. s. w.).

***) Fr. Kluge, etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, ist über die Ableitung von sund zweifelhaft. Er denkt an Zusammenhang mit got. sundrô gesondert, sund wäre also eigentlich Scheide zwischen Ländern, Inseln; aber er läßt auch die Ansicht gelten, welche dieses Wort von angels. anord. sund n. das Schwimmen ableitet, es wäre dann sund als Ort wo geschwommen wird zu fassen.

ZU WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

(Fortsetzung.)

Ich halte nun den dargelegten meuterischen und aufrührerischen Handel der deutschen Fürsten mit dem *anegenge* zusammen, welches augenscheinlich bei den *hêrren* im Werke war. Wie das 'anegenge', so wurde der Handel bei 'hêrren' betrieben, bei fürstlichen 'hêrren'. Das 'anegenge' konnte nach Walthers Befürchtung den 'hêrren' Schaden bringen, ein böses Ende nehmen. Wie sehr aber war zu befürchten, daß Otto noch Herr des Aufruhrs werden mochte, um dann die Missethäter empfindlich büßen zu lassen. Es hat auch im weiteren Verlaufe der Dinge für diese bedenklich genug gestanden, und war z. B. Otto im Juli und August 1212 scheinbar auf dem besten Wege, den Landgrafen Hermann zu überwältigen, trotz tapferer Gegenwehr seiner Ritter in dem festen Weißensee; auch meinte Otto, „es solle den Landgrafen sein Unterfangen gereuen; der und seine Helfer würden künftig dergleichen Machinationen nicht leicht wieder wagen" (Winkelm. II, 307.) — Das 'anegenge' lief endlich auf Sünde und Schande hinaus, es mußte der Seele und der Ehre schaden; und der von langer Hand betriebene Handel der Fürsten war ein Treubruch und Betrug, soweit er im Geheimen vor sich ging.

Gerade einen Betrug trieben nun aber auch die *fürsten*, die Walther in den Händen der 'nidern' sein läßt.

Unter diesen 'fürsten' wurden nach Walther die Rechte gebrochen[31]) und Gesetze zerstört. Ein Bruch des deutschen Rechtes (des Rechtes der leien), eine Störung des deutschen Gesetzes aber war es, wenn Innocenz, ein Pfaffe — und Pfaffe der Pfaffen —, nicht nur die Absetzung eines deutschen Königs durch die Fürsten betrieb, sondern auch die Wahl eines neuen deutschen Königs durch dieselben veranlaßte[32]). Und daß Walther die ganze Unzufriedenheit der Für-

[31]) Solcher Rechtsbrüche und Gesetzesstörungen eingedenk möchte Walther den Fürsten später L. 36, 13 die Worte zugerufen haben: sterket reht. Vgl. übrigens Sachsenspiegel III, 54, 2: Alsô man den kung kûset, sô sal her deme riche hulde tûn und sweren, daz her reht sterke u. s. w.

[32]) Vgl. den Einspruch der Anhänger Philipps gegen den (nach der Fürstenversammlung zu Köln Ende Juni 1201) von einem päpstlichen Legaten ausgesprochenen Befehl, bei Strafe des Bannes Otto als König anzuerkennen: „Wo habt ihr gelesen, ihr Päpste, wo habt ihr gehört, ihr Cardinäle, daß euere Vorgänger oder deren Gesandten sich bei der Wahl eines römischen Königs, oder gar als abwägende und prüfende Richter eingemischt hätten?" Wilmanns Ausg. Walthers 1869, S. 217.

sten mit ihrem Könige und Kaiser Otto auf den Papst zurückführte, das gibt er in den Worten zu erkennen L. 105, 21: 'von Rôme fuor ir (der 'zagen', die nicht so offene Feinde des Kaisers wie Landgraf Hermann gewesen waren) schelden', zugestanden, daß diese Worte auf die oben entwickelte Verschwörung der Fürsten gegen Otto gehen, was für mich durchaus feststeht. Auch dürfte es die damalige öffentliche Meinung gewesen sein, daß Innocenz die Wahl Friedrichs angeordnet habe. Dieses sagt wenigstens das Chronicon Sampetrinum p. 53: Ottonem constanter abjiciant et Friderico novo regi denominato se devotos exhibeant et fideles; und die vita Ricciardi com. p. 124, indem sie die Wahl Friedrichs ex auctoritate pontificis geschehen sein läßt. (Winkelm. II, 279, Anm.) Daß aber Walther einen Umsturz des Laienrechtes darin sah, wenn die Pfaffen Urheber einer Königswahl wurden, das sagt uns seine Klage L. 25, 20: alle fürsten lebent nû mit êren, wan der hœhste ist geswachet: daz hât der pfaffen wal gemachet .... die pfaffen wellent leien reht verkêren. (Vgl. übrigens L. 80, 19 ... ritterlîche pfaffen .... daz si dir twerhes helfen leben.)

Ein Bruch des Rechtes ferner war es, wenn sich die Fürsten in Sachen des Reiches verschworen. Sachsenspiegel, Ausgabe Weiske und Hildebrand S. 39, II, 1: [Swâr herren sich mit eiden zu samene sicheren, sie en bescheiden daz rîche dar ûzen, sô haben sie wider deme rîche getân].

Eine Rechtsverletzung war es auch nach Walthers Meinung, wenn man sich weigerte dem gebannten Könige und Kaiser Otto den Zins zu zahlen, den man ihm als Könige schuldete[33]). Daß man dieses that und zwar in der allernächsten Umgebung unseres Dichters, das sagt er uns in dem meisterhaften Spruche L. 11, 18, wofern man zu-

Vgl. ferner Schwabenspiegel, Ausg. Gengler, Cap. XCVII, 1. Von tiutscher liute eren. 1. Die tiutschen kiesent den künic. Daz erwarp in der künic Karl. — Sachsensp. Ausg. Weiske und Hildebrand. Buch III, A. 52.

[33]) Vgl. Sachsensp. B. III, 60, 2: In swilche stat — der kung kumt hinnendeme riche, dâr ist ime ledic munzce unde zol; Schwabensp. Ausg. Gengler Cap. CXI, 1: und in swelich stat des künic kumet, diu in dem riche lit, da ist daz gerihte und diu münze und der zol sin alle die wile und er dar inne ist. — Oder hängt dieser Spruch mit einer Auflehnung wider die Reichssteuer zusammen, die Otto nach Aussage des Bischofs und Hofkanzlers Konrad von Speier um die Jahre 1211 oder 1212 beabsichtigte, wie die Annales Reinhardsbrunnenses in zwei nicht ganz übereinstimmenden Fassungen berichten? p. 128: Ottonis fuisse propositum, ut de singulo aratorum ... nummum unum aureum vellet quemvis annis emungere ... p. 134: De agricultura unius aratri duos nummos aureos et tantumdem de vertice consecrati capitis ex sacris ordinibus resultare jubeatur. Winkelmann II, S. 294, Anm. 3 und S. 332, Anm. 3.

gibt, daß derselbe nach der Bannung Otto's entstand, was für mich zweifellos ist: Dô gotes sun hien erde gie, do versuohten in die juden ie: sam tâtens eines tages mit dirre frâge. Si frâgeten obe ir frîez leben dem künege iht zinses solte geben. dô brach er in die huote und al ir lâge. er iesch ein münizîsen, er sprach: wes bilde ist hie ergraben? 'des keisers' sprâchen dô die merkære. dô riet er den unwîsen daz si den keiser liezen haben sîn küneges reht, und got swaz gotes wære[34]).

Mit dem Bruche der Rechte und der Störung der Gesetze ergab sich nun unter Walthers 'fürsten' eine Lage der Krone und eine Stellung der Kirche, wie sie nach Walthers Sinnesart keiner von beiden geziemte. Indem aber der Papst die deutschen Fürsten aufreizte die Krone vom Haupte Otto's zu nehmen und auf das von Friedrich zu setzen, und indem ein Fürst nach dem anderen dieser seiner anmaßenden Aufforderung folgte, entriß die Kirche der Krone und ihrem augenblicklichen Träger mehr und mehr die Herrschaft über die Gewalten, welche nach Recht und Gesetz der Krone sich unterzuordnen hatten[35]), und nicht die Krone und ihr Träger, nicht die Fürsten im Dienste der Krone, sondern die Kirche und die Fürsten im Dienste der Kirche bestimmten das Schicksal des Reiches.

Die unmutsvolle Äußerung Walthers wegen der Thorheit der niedrigen Berater an dem verirrten Hofe, bezw. den Höfen: 'sol er (so ein Thor) mir büezen, daz mir niht enwirret' scheint mir anzudeuten, daß diese Berater damit umgiengen, eine Sache zu bessern für ihren Fürsten, bezw. ihre Fürsten, die diesem oder diesen gar nichts weiter zu schaffen machte. Mit so einer Sache haben es nun scheinbar die deutschen Fürsten nach Walther zu thun gehabt, die

---

[34]) Vgl. Schwahensp. Cap. CCLVI, 6: Noch gap uns got urkundes mer an einem phenninge (dafür daß er nämlich keine Leibeigenschaft haben will), da in die juden mit versuhten, oh er und sine jungeren dem keiser von ir libe sins solten geben. Do sprach unser herre Jhesus Christus: zeiget mir des keisers phenninc. Das taten die juden. Do sprach unser herre: 'lat den keiser sines bildes walten, und gotes bilde gebet got.' Daz meinte unser herre also, daz diu sele got angehœret, und von ibe und von gute suln wir den herren dienen. Sachsensp. S. 95. — Die rechtliche Anschauung, daß man nach Gottes Willen mit Leib und Gut seinem weltlichen Herrn dienen soll, spricht übrigens Walther auch in dem inhaltsschweren Spruche an die Fürsten aus: sterket reht und danket got der grôsen êren, das manic mensch sîn lîp, sîn guot muoz in ze dienste kêren (aber ohne der Seele zu schaden).

[35]) Vgl. L. 8, 49: die cirken sint ze hêre ..... Philippe setze en weisen ûf und heiz si treten hinder sich; ferner L. 18, 38: swer nû des rîches irre gê, der schouwe, wem der weise ob sîme nacke stê.

da gegen den Kaiser gemeutert und gescholten haben, insofern Walther dieses Schelten nicht aus ihrer eigenen Brust, sondern von außen, von Rom her, gekommen sein läßt.

In der That hatte es Otto nicht mit den deutschen Fürsten, sondern mit dem Papste und seinem königlichen Lehensmann Friedrich zu thun, den Innocenz eben als Werkzeug gegen Otto zu gebrauchen gedachte, der ihm „als treuer Sohn und katholischer Fürst" zu Diensten sein und nie vergessen sollte, daß der „Papst sein Beschützer und Wohlthäter" wäre, „durch dessen Güte, Mühe und Sorge er erzogen, beschützt und gefördert sei" [36]) von dem Augenblicke an, als Innocenz die Regentschaft des sicilischen Reiches und die Vormundschaft des vierjährigen verwaisten Friedrich übernahm, wozu er durch das Testament von Friedrichs Mutter Constanze († 27. November 1198) berufen war [37]). Allerdings hat der Kaiser, während er den Stoß gegen Sicilien vorbereitete, einen der höchsten Fürsten, den Erzbischof Eberhard von Salzburg zu sich befohlen und mit Gewalt zu dem Schwure gebracht, ihn gegen den Papst und jedermann zu unterstützen [38]). Aber in solcher Weise auch einem der Laienfürsten zu begegnen, hat Otto doch nicht gewagt, und er hätte vielleicht dazu Gelegenheit gehabt, indem zugleich mit Eberhard von Salzburg die Herzöge Ludwig von Baiern und Bernhard von Kärnthen bei ihm im südlichen Piemont eintrafen, aber ebensowenig als Eberhard Lust hatten dem Kaiser Heeresfolge zu leisten, vielmehr nur, wie es scheint, ihn in letzter Stunde von dem gewaltthätigen Schritte noch zurückzuhalten suchten. Wie sie schon nach vierzehn Tagen unverrichteter Sache, aber dem Anscheine nach ungestört heimwärts zogen, und nun sich nicht weiter mit der sicilischen Unternehmung des Kaisers befaßten, so hat auch kein anderer Laienfürst zu derselben die Hand gerührt [39]), obschon sich ihr eine ansehnliche Zahl deutscher Grafen und Herren anschloß. (Winkelm. II, 236 ff.)

Wenn aber, wie hieraus ersichtlich und schon früher bemerkt, die deutschen Fürsten mit dem Schritte Otto's gegen Sicilien keineswegs einverstanden waren und in Folge seines gewaltsamen Verfahrens mit nicht geringem Mißtrauen gegen denselben erfüllt werden mußten, so hat obendrein, wie gleichfalls gezeigt, der Papst neben König Philipp von Frankreich es meisterhaft verstanden, die Dinge so hinzu-

[36]) Aus Friedrichs Goldbulle, gegeben zu Eger 12. Juli 1213. s. Winkelmann II, S. 242.

[37]) Winkelmann II, S. 4. [38]) Ebenda S. 237. [39]) Ebenda.

stellen, als ob durch Otto auch die Ehre und Freiheit des deutschen weltlichen Fürstentums im höchsten Maße gefährdet und als ob seine, des kirchlichen Oberhauptes Sache und Gefahr, eben auch die der deutschen Fürsten sei und diese nur für ihre eigene Sicherheit sorgten, wenn sie sich in der obwaltenden weltlich-kirchlichen Streitigkeit des Papstes annehmen und mit ihm bis zum Äußersten gegen den Kaiser gehen würden.

Hatten also die thörichten Räte an dem verirrten Hofe, bezw. den Höfen, die Besserung einer Angelegenheit vor, welche dem betreffenden Fürsten, bezw. den betreffenden Fürsten, nichts zu schaffen machte, so ist nach dem Laufe und der Ordnung der Dinge auch in dem Rate, dem Ringe[40]) der Berater um die einzelnen Fürsten, eine solche Sache zur Sprache gekommen, indem die deutschen Fürsten sich zu entscheiden hatten darüber, ob sie die Kirche unterstützen und einer zunächst noch gar nicht vorhandenen, sondern nur ihnen vorgespiegelten Gefahr zuvorkommen mochten, ob sie den Kaiser der ersten brieflichen Aufforderung des Papstes gemäß 'berihten' und, sofern das nicht ging, mit dem Papste zusammen den Kampf gegen ihn aufnehmen wollten.

Welches möchte nun die genauere Entstehungszeit der Sprüche: Ich muoz verdienen u. s. w. und Swâ der hôhe u. s. w. sein?

Was den ersten betrifft, so meine ich, könnte ihn Walther schon vor dem Tage zu Bamberg (Juni 1211) verfaßt haben, etwa zwischen diesem und der geheimen Fürstensprache zu Naumburg (März oder April) oder noch früher. Ich kann mir wenigstens nicht denken, daß das böse 'anegenge', die Meuterei der Fürsten, erst mit der Lossagung Sigfrieds, Ottokars und Hermanns an das Licht gekommen sein möchte. Und Walther, der mit den Höfen eine so enge Fühlung hatte, der mit so wachsamem Ohre und Auge die Angelegenheiten der Krone und der Fürsten, die Vorgänge bei den maßgebenden Persönlichkeiten verfolgte[41]), der sich immer nach dem 'woher' und 'wohinaus' einer Erscheinung fragte, er möchte nicht zuletzt dem geheimen Getriebe gegen den Kaiser auf die Spur gekommen sein und dürfte bald genug von jener stillen Naumburger Fürstenberatung eine Kunde erhalten

[40]) Vgl. Walther: Hilf, frowe maget, hilf, megde barn, den drin (Weisheit, Adel, Alter) noch wider in den rinc. In Schlesien heißt der Markt: 'der Ring'; da steht nun gewöhnlich das Rathaus, in Breslau gerade in der Mitte.

[41]) Vgl. n. a. L. 102, 15: Ich was durch wunder ûz gevarn u. s. w. L. 84, 14: Si frâgent mich vil dicke, waz ich habe gesehen, swenn ich von hove rîte, und waz dâ sî geschehen ..... ze Nüerenberc was guot gerihte u. s. w.

haben, wofern er nicht gleich um sie wußte, um sich ungefähr zu sagen, was sie zu bedeuten hatte.

Doch es scheint mir nur sehr möglich, daß der Spruch: Ich muoz verdienen u. s. w. in der soeben angegebenen Zeit entstand, und es war meines Erachtens die in ihm ausgesprochene Lehre und Warnung überhaupt so lange am Platze, als einerseits die Meuterei und Empörung unter den Fürsten des Reiches immer mehr um sich griff, anderseits es doch sehr zweifelhaft scheinen mußte, ob der Kaiser über die Friedensstörer nicht Herr werden würde. Das geschah aber von dem Tage zu Bamberg weiter bis in den Winter 1211 auf 1212, in welchem die Verschwörung gegen Otto nicht bloß zu stocken anfing, sondern auch sich wieder zu lockern und teilweise zu lösen begann [42]). — Etwa in diesen Zeitraum (von der Bamberger Fürstenversammlung bis in den Winter 1211/12) möchte ich nun den Spruch: Swâ der hôhe u. s. w. setzen. Denn nach den Worten: 'nû sehent wie diu krône lige und wie diu kirche stê' konnte jedermann sehen, daß nicht sowohl die Kirche eine sehr ungebührliche Stellung einnahm, als die Krone sich in einer höchst ungeziemenden Lage befand.

So stand es aber während der angegebenen Zeit. Denn mit dem Tage von Bamberg trat, wie ich erwähnt habe, zuerst Sigfried dann Ottokar im Bunde mit dem Papste offen gegen den Kaiser auf, und ihnen hat es ohne Zweifel in kürzester Frist Hermann nachgetban, während die Herzöge Ludwig von Baiern und Leopold von Österreich sich spätestens zu Nürnberg (Anfang September 1211) von Otto lossagten. Auch war nach dem Spruche das Lügen und Betrügen augenscheinlich noch im vollen Gange bei den Fürsten; und das dürfte nach dem Tage von Bamberg u. a. an den Höfen der Herzöge von Österreich und Baiern der Fall gewesen sein, wofern sich damals Leopold und Ludwig noch im Stillen darüber berieten, ob auch sie sich gegen den Kaiser und für Friedrich erklären sollten.

Freilich paßt nun der unwillige Ausruf: 'Nû sehent wie diu krône lige und wie diu kirche stê' noch in eine spätere Zeit, und ich will nicht unterlassen auch aus dieser vorzuführen, was sich mit Walthers Worten zusammenbringen läßt; natürlich erwähne ich nur so viel als mir genügend scheint, das Gesagte zu begründen.

Wenn der Kaiser nach seiner Rückkehr aus Italien für das erste immer mehr wieder die Oberhand gewann, wenn Ludwig ihm schon

[42]) Noch vor dem Spruche: Ich muoz verdienen u. s. w., in der Zeit des ersten Gewahrwerdens von der aufrührerischen Bewegung muß Walther, wie mich dünkt, den Spruch verfaßt haben: Ich was durch wunder ûz gevarn u. s. w.

zu Mitte des März wieder huldigte, Leopold am 22. April 1212 wieder nach Otto datirte und mit Bernhard von Kärnthen zu Pfingsten (13. Mai) 1212 sich bei ihm in Nürnberg einstellte, wenn Otto im Lager von Weißensee (Juli bis August 1212) sich nicht bloß des Sieges über den Landgrafen, sondern auch über die übrigen Fürsten sicher glaubte, so brach doch eben hier mit einem Male über den Welfen und die Krone das Unglück herein. Gerade in der Zeit, als die Not bei den Belagerten auf das Höchste stieg, brachte ein Eilbote von dem treuen, klugen Patriarchen Wolfger von Aquileja dem Kaiser die Kunde, daß Friedrich wirklich auf dem Wege nach Deutschland und schon bis Genua gelangt sei. Noch spottete Otto derselben, indem er, wie die Magdeburger Schöppenchronik S. 137 erzählt, zu seiner Umgebung sagte: „Höret die neue Mähre, der Pfaffenkaiser kommt und will uns vertreiben"[43]). Aber er hielt es doch für gut schleunigst den Rat zu befolgen, den ihm Wolfger zugleich mit jener bedenklichen Meldung zukommen ließ und der in der Mahnung bestand, daß Otto jetzt seine Vermählung mit der Tochter des Staufers Philipp, Beatrix, vollziehen sollte, „weil er dann selbst als ein Glied des staufischen Hauses gelten könnte". Diese Vermählung fand am 22. Juli zu Nordhausen statt. (Winkelm. II, 308.) Es sollte nichts helfen, da Beatrix schon ein paar Wochen nach dem Beilager, am 11. August, eines plötzlichen, seiner Ursache nach unbekannten Todes starb. „Der Tod der Erbherrin riß das letzte Band entzwei, welches die Schwaben an den wenig beliebten Sachsen knüpfte; sie verließen ihn auf die Kunde von der bevorstehenden Ankunft ihres rechten Herrn. Heimlich des Nachts mit Preisgabe ihres Gepäcks brachen sie aus dem Lager auf, die Baiern gingen mit. Ihr Beispiel ward von anderen nachgeahmt, welche im thüringischen Feldzuge an Kleidern, Waffen und Rossen Verlust erlitten und von Otto keinen Ersatz bekommen hatten; sein Heer schmolz zusehends und in dem Maße zusammen, daß er schließlich auch die fast schon zu Ende gediehene Belagerung von Weißensee aufgeben mußte". (Winkelm. II, 309). Und wie haben sich nun die Fürsten verhalten, welche dem Kaiser kaum erst wieder Treue versprochen und zugeschworen hatten? Eben als sich in Deutschland die Kunde von dem nahe bevorstehenden Erscheinen Friedrichs verbreitete, trat Leopold von Österreich merkwürdigerweise eine Kreuzfahrt nach Spanien an. Noch am 8. August aber urkundete er nach

[43]) Winkelmann II, 307.

Jahren Otto's[44]). Zurückgekebrt aus Spanien, buldigte er mit dem Herzoge Bernhard von Kärntben dem inzwischen immer mächtiger gewordenen Friedrich zu Ende des Winters 1213 in Regensburg[45]). Den Herzog Ludwig treffen wir schon im Anfange des Dezember 1212 mit dem Herzoge von Zäbringen, dem Landgrafen Hermann, dem Könige Ottokar u. a. auf dem Hoftage zu Frankfurt bei Friedricb an[46]), welcher vor allen Dingen mit Geld nicht kargte und eine Summe von 20,000 Mark, womit er im Herbste 1212 von dem französischen Könige unterstützt worden sein soll, sofort unter seinen Anhang hatte verteilen lassen[47]). Länger hat Markgraf Dietrich von Meißen mit einem Anschlusse, wenigstens einem offenen Anschlusse an Friedrich gezögert. Er dürfte denselben vollzogen haben, kurz bevor Friedrich mit einem Heere von angeblich 60,000 Mann in Thüringen dem Kaiser entgegentrat, was im Oktober 1213 geschah[48]).

Genug, es ist klar, daß die Kirche und Friedrich dem Welfen Otto und der Krone mehr und mehr Abbruch tbaten, seitdem der Schützling des Papstes den deutschen Grenzen sicb genähert und sie überschritten hatte. So gut aber auch darauf die Worte passen: 'nû sehent wie diu krône lige und wie diu kircbe stê', und so wenig es auch in diesem Zeitraume an den Höfen und bei den Fürsten an Betrügerei gefehlt haben dürfte, so glaube icb doch nicht, daß damals der Spruch: Swâ der bôhe u. s. w. entstand, noch weniger, daß dahin der Spruch: Ich muoz verdienen u. s. w. gehört.

Erinnern wir uns jetzt der inhaltlichen und formellen Verwandtschaft, in welcher der Spruch; Swâ der hôbe u. s. w. mit dem Spruche: Unmâze, nim dicb beidiu an u. s. w. stebt. Wenn in dem letzteren neben den alten 'jungbêrren' und 'jungen althêrren' auch *pfaflîche ritter* nnd *ritterlîche pfaffen* vorkommen, mit denen Walther die 'Unmâze' aussteuern will, so passen zunächst die pfafflichen Ritter auf den ganzen ritterlichen Anhang Friedrichs und der Kirche; mit dieser Deutung reimt sich vortrefflicb zusammen, daß Friedricb von Otto spöttischer-

[44]) Winkelmann II, S. 339, Anm. 4.

[45]) Winkelmann II, S. 339. War es etwa Leopolds Absicht gewesen, durch seinen Krenzzng der augenblicklichen zweifelhaften Lage der Dinge aus dem Wege zu geben nnd in der Ferne abzuwarten, wie sich daheim die Sachen gestalten würden, um dann nngefährdeter zu Friedrich und Otto Stellung zu nehmen?

[46]) Winkelmann II, 333.

[47]) Ebenda II, 332.

[48]) Magdeb. Schöppenchronik: He (Friedrich) schaffede do niht mer, wente de markgreve van Missen om hnld swnor. Rein. Leod, p. 666. s. Winkelm. II, S. 347—348, Anm. 2.

weise 'Pfaffenkaiser' genannt wurde. Ritterliche Pfaffen hingegen konnten die geistlichen Anhänger Friedrichs und alle die Pfaffen heißen, die es da vielmehr mit dem Schwerte und ritterlichem Handwerks, als der 'stôle' und ihren kirchlichen Pflichten, der Sorge für die ihnen anvertrauten Seelen zu thun hatten. So ein Bischof Arnold von Chur, in dessen Gebiete Friedrich im Spätsommer 1212 diesseits der Alpen erschien, und der ihm sofort sein Geleite gab; so der Abt Ulrich von St. Gallen, welcher das Gleiche that; so der Bischof von Konstanz, Konrad von Tegernfeld, der Friedrichen, freilich erst nach einigem Zögern und Zagen, in die Stadt Constanz einließ, die Rheinbrücke sicherte gegen den bei Überlingen stehenden Kaiser, und somit den Staufer aus der größten Gefahr errettete[49]; so ferner der Bischof Lutold von Basel, der ihn bis Kolmar geleitete, und der Bischof von Straßburg, Heinrich von Veringen, der ihm 500 Ritter bis Basel entgegenführte[50]; so die Erzbischöfe Sigfried von Mainz und Albrecht von Magdeburg, ein Käfernburger, welcher letztere zur Zeit der Belagerung von Weißensee allerdings noch gar keine Lust gehegt zu haben scheint gegen den Kaiser die Waffen zu erheben[51], aber im Sommer darauf (während des Juni) mit Otto, „der all sein Leid an ihm rächen wollte", bei Magdeburg[52] kämpfte; und wie viele anderel (Vgl. übrigens 'des pfaffen wal' .... die pfaffen wellent leien reht verkêren.')

Ist aber nun in dem Spruche Unmâze u. s. w. auch von *männlichen Weibern* und *weibischen Männern* die Rede, deren die 'Unmâze' sich annehmen soll, so passen jene zu den unweiblichen Frauen, auf die Walther in dem Spruche hinweist, worin er die Namen 'wîp' und 'frowe' behandelt, L. 48, 38: Wîp muoz iemer sîn der wîbe hôhste name, und tiuret baz dan frowe, als ichz erkenne. Swâ nû deheiniu sî diu sich ir wîpheit schame, diu merke disen sanc und kiese denne. Under frowen sint unwîp, under wîben sint si tiure. wîbes name und wîbes lîp die sint beide vil gehiure. swiez umb alle frowen var, wîp sint alle frowen gar. zwîvellop daz hœnet, als under wîlen frouwe: wîp dêst ein name ders alle krœnet.

Weiter lassen sich, wie mir vorkommt, die männlichen Weiber mit einer Art von Frauen zusammenbringen, auf welche Walther in den Sprüchen L. 81, 15: Wolveile unwirdet manegen lîp u. s. w. und L. 31, 13: Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore u. s. w. zu deuten scheint.

[49]) Winkelmann II, S. 324. [50]) Ebenda S. 326. [51]) Ebenda S. 305. [52]) Ebenda S. 345.

Vergegenwärtigen wir uns zuvörderst den ersten der beiden Sprüche: Wolveile unwirdet manegen lîp, ir werden man, ir reiniu wîp, niht ensît durch kranke miete veile. ez muoz sêre stên an iuwerm heile, welt ir iuch vergebene vinden lân. zundanke veile unwirdet sêre: dâ hî sô swachet iuwer êre, und ziuhet doch ûf smæhen wân.

Wenn Walther hier wie an Männer so an Frauen die Mahnung richtet nicht feil zu sein, so deutet diese Mahnung an, daß irgendwoher den Frauen lockende Anerbietungen an Geld und Gut gewinkt haben[53]), und daß Walther auch von Frauen wußte, die sich wirklich für solches schon verdungen hatten. Nun geht der Spruch: Wolveile u. s. w. aus gleichem Tone mit dem Spruche: Unmâze u. s. w., dieser aber weist uns in die Zeit des Thronstreites zwischen Otto und Friedrich, und ich habe schon erwähnt, daß Friedrich vorzüglich durch seine Freigebigkeit, durch große Opfer an Gut sich Anhang verschaffte. Sei beispielsweise angeführt, daß der Herzog Friedrich von Lothringen im Oktober 1212 sich selbst für 3000, sein Hofgesinde für 200 Mark an König Friedrich verkaufte [W. II, 327]. Sonach dürften die käuflichen Frauen, an die Walther bei dem Spruche Wolveile u. s. w. gedacht zu haben scheint, in Frauen zu suchen sein, die sich und ihren Einfluß um Geld und Gut an Friedrich verdingten, die sich also in politische Händel, in den Streit von Männern, von Fürsten und Königen mischten. Eben solche Frauen kennzeichnet nun Walther in dem Spruche Ich hân gemerket u. s. w., wie ich denke, deutlich genug, wenn er darin verzweifelten, müden Herzens klagt, daß das Gut gewaltig vor der Ehre nun gar zu den Frauen dringe und mit den Fürsten zu den Königen an deren Beratung gehe. Und wer wollte daran zweifeln, daß auch diese Frauen der Zeit angehörten, als der Staufer mit den Welfen um die Krone stritt! Sie also könnten gleich jenen, auf welche augenscheinlich der Spruch: Wolveile u. s. w. zielt, meines Bedünkens wohl unter den männlichen Weibern begriffen sein.

Was endlich die weibischen Männer betrifft, so erinnern sie mich an den Mann ohne Mut, dem Walther in dem nämlichen Tone die Wahrheit zu hören gibt, in welchem er auf die weibischen Männer hin zeigt, und zwar folgendermaßen L. 81, 23: Swelch man wirt âne muot ze rich, wil er ze sêre striuzen sich ûf sîne rîchheit, sô wirt er ze hêre. ze rîch und zarm diu leschent beide sêre an sumelîchen liuten rehten muot. swâ übric rîchheit zühte slucket und übric armuot

[53]) Einer Tochter Hermanns winkte 1210 der Preis der franz. Krone!

sinne zucket, dâ dunket mich enwederz guot. Weiter lassen mich die weibischen Männer an den weichlichen Mann, bezw. die weichlichen Männer denken, dem oder denen Walther über seinen, bezw. ihren wahren Wert ein Licht aufzustecken sich veranlaßt findet, indes er gewissen Leuten sagt, wohin sie zu sehen hätten, wenn sie den Menschen wahrhaft erkennen wollten L. 35, 27: An wîbe lobe stêt wol daz man si heize schœne : manne stêt ez übel, ez ist ze wich und ofte hœne. küen unde milte, und daz er dâ zuo stæte sî, so ist er vil gar gelobt : den zwein stêt wol daz dritte bî u. s. w. Noch stoßen mir bei den weibischen Männern die 'zagen' auf, die es nicht wagten in offene Feindschaft gegen den Kaiser zu treten, sowie das Kind, das für den Besen zu groß, für die Schwerter zu klein ist. Auch diese alle weisen uns eben in die Zeit des Aufruhrs gegen Otto, des Streites zwischen diesem und Friedrich.

Ich möchte nun glauben, daß der Spruch Unmâze u. s. w. von Walther verfaßt wurde nach der Ankunft Friedrichs auf deutschem Boden. Sei jetzt auf etwas Neues hingewiesen.

Wenn Walther mit dem 'anegenge' die Empörung der Fürsten gegen Otto meinte und den 'hêrren', in deren Rate sie geplant und veranstaltet wurde, sagt: Ihr ladet damit 'sünde' und 'schande' auf euch, so treffen damit genau die Worte zusammen, die Walther dem Herzoge Leopold zurief, als dieser von seinem Kreuzzuge nach Spanien zurückkam (etwa zu Anfang des Jahres 1213): 'ir komet uns beide sünden unde schanden frî'. Auch Leopold war ja (in der Zeit vom Juni zum September 1211) offen vom Kaiser abgefallen, hatte sich also mit sünde und schande befleckt, gleichviel, ob er im April 1212 schon wieder zu Otto hielt. Und wenn nun Walther für nötig hält an den Lobspruch: 'ir komet uns beide sünden unde schanden frî' sofort die Mahnung zu knüpfen: 'diz liehte lop volfüeget heime unz ûf daz ort : sît uns biderbe für daz ungefüege wort, daz ieman spreche, ir soldet sîn beliben mit êren dort', so will er offenbar damit dem Herzoge sagen: Bleibt von jetzt an dem Kaiser treu bis zu Ende, bringt nicht wieder durch Treulosigkeit Sünde und Schande auf euch. Freilich sollte diese Mahnung, wie so manches freimütige und edle Wort, von Walther in den Wind gesprochen sein. Schon zu Ende des Winters (Mariae Lichtmeß) 1213 fand sich ja Leopold, wie erwähnt, bei Friedrich auf dem Tage zu Regensburg ein.

Merken wir nun auf ein Anderes. In dem Spruche L. 103, 29[54]:

[54]) Auf Lagen Walthers, wie die in diesem Spruche sich bekundende, möchten die Worte des Truchsessen von St. Gallen gehen L. Seite 153: Der welte voget, des

Uns irret *einer hande diet* u. s. w. beschwert sich Walther über eine Art von Leuten, die ihn bei Hofe nicht zu Spruche kommen lassen. Mit ihrer frechen Schnauze (drüzzel) sind sie ihm stets vorweg, und machen ein Geschrei schlimmer als je ein Mönch auf dem Chore. Es möchte einer der vollkommenste Meister der Welt sein, und würde mit all seiner guten Kunst neben ihnen auch nicht das Geringste ausrichten. Niemand scheint sie in ihre Schranken zu weisen und sich darum zu kümmern, wie Walther von ihnen zu leiden hat, sie finden vielmehr Anklang und man thut ihnen schön. — Offenbar sind diese Leute eine gemeine Art von Sängern. Zu ihnen paßt nun sehr merkwürdig ein Sänger, den Walther nach Handschrift A unter dem Namen *Wîcman* nach Hs. C unter dem Namen *Volcnant* brandmarkt in dem Spruche L. 18, 1: Hêr Wîcman, ist daz êre, daz man die meister irren sôl sô meisterlîcher sprüche? Lâtz in geschehen niht mêre : für wâr ich iu daz râte wol. waz obe hêr Walther krüche? Er soltz doch iemer hân vor iu, alsô der weize vor der spriu. singet ir einz, er singet driu, daz sich gelîchet rehte als ars und mâne. hêr Walther singet swaz er wil, des kurzen und des langen vil : sus mêret er der welte spil : sô jagent ir alse ein leitehunt nâch wâne.

Wie die Sänger bei Hofe unseren Walther irren, indem sie ihn nicht zu Spruche kommen lassen, so irrt ihn auch dieser Sänger wegen seiner Sprüche. Jene sind Sänger der schlechtesten Art; auch dieser ist ein solcher, und Walther setzt sich ihm in dem Selbstgefühle des weit überlegenen Meisters entgegen. Vor jenen schützt ihn offenbar kein Mensch, und gegen diesen hilft er sich selber mit vernichtendem Spotte. Jenen teilt er eine Schnauze zu, diesen vergleicht er einem Spürhunde. Endlich, was sehr seltsam ist: Zwei Sänger sind es, die Walther bei Hofe hervortreten läßt (indem er ihnen ihre eigene Verspottung in den Mund legt mit den Worten: Ich und ein ander tôre, wir dœnen in sîn ôre, daz nie kein münch ze kôre sô sêre mê geschrei); und zwei Namen werden uns für diesen einen Sänger von den Handschriften geboten. Sollten das gar die Namen der beiden Sänger bei Hofe sein, und konnte, wenn Walther einen von beiden in dem Spruche vorgehabt hätte, die Überlieferung in das Unklare darüber geraten, gegen welchen von beiden der Spruch gerichtet war? Sei diese kleine Frage wenigstens aufgeworfen,

himels künec, ich lob iuch gerne, daz ir mich des hânt erlân, daz ich niht lerne wie dirre und der an frömder stat ze mînem sange (mit sinem gesange B) scherne u. s. w. Vgl. L. 64, 31: Owê, hovelîchez singen, daz dich ungefüege dœne solten ie ze hove verdringen u. s. w., und L. 80, 27 ff.

obschon ja die betreffenden kleinen Umstände ganz zufälligerweise zusammentreffen können.

Weiter schließen sich nun an die Sänger bei Hofe und Wîcman bestens die *hovebellen* an, welche Walther in dem einen der beiden Sprüche mit dem Kärnthner kennzeichnet L. 32, 27: Ichn weiz wem ich gelîchen muoz die hovebellen, wan den miusen, die sich selbe meldent, tragent si schellen. des lekers hêr, der miuse klanc, kum*et*[55]) si ûz ir klûs, sô schrîen wir vil lîhte, 'ein schalc, ein schalc! ein mûs, ein mûs!' edel Kerendære[56]), ich sol dir klagen sêre, milter fürste, marterære umb êre, ichn weiz wer mir in dînem hove verkêret mînen sanc. lâz ichz niht dur dich und ist er niht ze kranc, ich swinge im alsô swinden widerswanc. frâge waz ich sunge, und ervar uns werz verkêre.

Wie Walther den Sängern bei Hofe eine Schnauze gibt und Wîcman einem Spürhunde vergleicht, so sind ihm diese Leute Hofhunde. Hat er die Ehre mit den ersteren in einem Hofe zu sein, so teilt er dieselbe Ehre mit diesen. Wie Wîcman offenbar den Kriecher, d. i. Schmeichler machte, so betreiben diese Herren das Geschäft der 'leker'. Sieht sich Walther durch die frechen Schnauzen bei Hofe und den kriechenden Sänger Wîcman in seinen Sprüchen gestört, so sucht er unter den schmeichlerischen Hofhunden Leute, die ihm seinen 'sanc' beim Herzoge verdrehen. Hat er schließlich nicht umbin gekonnt gegen Wîcman mit aller Wucht die Waffe seines Spottes zu schwingen, so zuckt es in ihm, dieselbe gleichermaßen gegen diese Verkehrer seines Sanges zu führen.

Mit den Sängern bei Hofe, mit Wîcman und den 'hovebellen' kommen nun ferner vortrefflichst die *snarrenzære* überein, auf welche

---

55) So schreibt C (A hat kum*pt* si) nach L. zu S. 32, 29. Ich kann mir nicht denken, daß diese Überlieferung richtig ist, da nach ihr die Worte: des lekers hêr außerhalb des Satzes stehen würden. Wir hätten sie drinnen, erlaubte der Vers „kumet si" in „kum*ent* si" zu ändern. Hat Walther etwa gesagt: Kumtz (ez = das 'her' und der 'klanc') ûz ir (d. Leckers und der Maus) klûs? Auch des lekers 'her' kam aus einer Klause, mochte Walther dessen Brust oder Herz damit meinen. Vgl. L. 8, 15: die wolte ich gerne in einen schrîn. Vgl. ferner die Lesart von B: Schælche fuore und múse clang das ist gelicher clûs.

56) Soviel ich sehe, befand sich Herzog Bernhard von Kärnthen nicht unter den Fürsten, die von Otto abfielen, während derselbe in Italien war. Er erschien mit Leopold von Österreich auf dem Reichstage, „welchen Otto um Pfingsten (13. Mai) 1212 zu Nürnberg abhielt" (Winkelm. S. 302), und dann auf dem Hoftage, den Friedrich auf Mariae Lichtmeß 1213 nach Regensburg ausschrieb (Winkelmann S. 339). Hier bemerke ich ihn zum ersten Male auf Friedrichs Seite.

Walther in dem kurzen Tone mit den alten 'junghêrren' u. s. w. Bezug nimmt L. 80, 27: Ich bin dem Bogenære[57]) holt gar âne gâbe und âne solt: er ist milte, swie klein i c h s genieze. sô nieze in aber ein Pôlân alde ein Riuze: daz ist allez âne mînen haz. in bræhte ein meister baz ze mære danne tûsent smarrenzære[58]), tæt er den hovewerden baz.

Finden wir die Sänger sowohl als die schmeichlerischen Hunde bei Hofe, so finden wir die 'snarrenzære' in der Umgebung des Grafen von Katzenellenbogen an, der doch auch einen Hof hatte. Schmeichelt Wîcman gleich den 'hovebellen', so suchen die 'snarrenzære' offenbar den Grafen 'ze mære' zu bringen, aber nicht auf eine Art, die ein Walther gut nennt. Behandelt Walther jene so verächtlich, so spricht er ganz geringschätzig von diesen. Wie dem Wîcman stellt er sich ihnen als Meister gegenüber. That man den Schreiern bei Hofe schön, so scheint der Graf gegen seine Schnarrenzer jedenfalls nicht mit Lohn gekargt zu haben, obschon er auch Herz und Sinn für Walther zeigt, indem er ihn mit dem e d l e n Steine beschenkt. Wie aber jene ungefügen Sänger nach Walther nicht an den Hof gehörten, so sind ihm auch die 'snarrenzære' nicht 'hovewert'. Sagt endlich Walther zu Wîcman: hêr Walther singet swaz er wil, des kurzen und des langen vil, so begegnen uns eben die Schnarrenzer in einem gar kurzen Tone, auch hat Walther diesen Ton sehr viel gebraucht, und derselbe ist ja gleich dem Tone mit Tegernsee offenbar nur eine Abart der langen Töne 1. mit den Rittern und Jungen, 2. mit dem 'anegenge' und den 'nidern', sowie des etwas kürzeren Tones mit dem 'keiser', welche Töne Walther, wie uns klar wurde, in demselben Zeitraume angewandt hat, in dem er sich des Kurztones mit den Schnarrenzern, den alten 'junghêrren' u. s. w. bediente.

Eine eigentümliche Übereinstimmung oder doch Ähnlichkeit findet sich nun auch zwischen Wîcman, den *hovebellen*, den Schnarrenzern und Leuten, auf welche Walther in dem Tone mit den Rittern und Jungen deutet, und zwar 1. in den Worten L. 22, 18: Swer

[57]) Mit diesem ist meiner Ansicht nach nicht Graf Diether II. von Katzenellenbogen gemeint, wie man angenommen hat, sondern Diether I. Nach Wencka hess. Landesgesch. (S. 259. 259. 260) stand dieser anfangs auf Seiten Otto's. Als Otto aber mehr und mehr von seiner Macht einbüßte, trat Diether zu Friedrich über. 1214 unterzeichnete er eine Urkunde desselben. Vor 1219 muß er gestorben sein.

[58]) Ich denke, daß dieses Wort mit unserem 'schnarren' zusammenhängt und 'snarrenzære' solche sind, die ungefüge Töne und Weisen spielen. Aber auch auf den rechten Gebrauch des Wortes, auf die Rede verstehen sich Walthers Schnarrenzer nicht, und da scheint mir für Walther ihr ärgster Mangel zu liegen.

houhetsünde unt schande tuot mit sîner wizzende umbe guot, sol *man* den für einen wîsen nennen? Swer guot von disen heiden hât, swerz an im weiz unt sichs verstât, der sol in zeinem tôren baz erkennen .... er tôre, er dunket mich niht wîse, und ouch *der sîn ère prîse*: ich wæn si beide tôren sint u. s. w.

2. in den Worten L. 21, 19: wê dir (Welt), wes habent diu milten herze engolten? für diu lopt *man* die argen rîchen. Welt, dû stêst sô lasterlîchen, daz ichz niht betiuten mac. triuwe unde wârheit sint vil gar bescholten: daz ist ouch aller êren slac.

Wie offenbar Wîcman den Schmeichler gemacht hat und die 'hovebellen' bei dem Kärnthner oder anderswo das thun, und wie die 'snarrenzære' das gethan haben könnten, indem sie den Bogner 'ze mære' zu bringen suchten auf eine Art, welche Walther so geringschätzig behandelt, so schmeichelt der eine der beiden 'tôren', indem er den anderen preist, der wissentlich des Gutes halber 'sünde' und 'schande' begeht, und indem er ihn wohl gar einen weisen Mann nennt; so schmeichelt man ferner, indem man reiche Leute lobt, die doch arg dabei sind. Paßt nun allerdings der 'milte' Bogner und der edle Kärnthner, der milde Fürst, der Ehren halber einem Märtyrer gleich leiden sollte, nicht zu dem gepriesenen Thoren und den gelobten argen Reichen, so ist doch hinwiederum der Ton mit den Lobsprechern des Thoren und den argen Reichen der nächste Verwandte des Tones, in welchem die 'snarrenzære' vorkommen, und dazu paßt er vortrefflich auf das viele Lange, worauf sich Walther dem Wîcman gegenüber bezieht. Denn 15 Sprüche sind uns überliefert in diesem langen Tone.

Weiter schließt sich nun den Sängern bei Hofe, dem Wîcman, den Lobsprechern des Thoren und der argen Reichen sehr gut der Sänger an, den Walther abfertigt in dem Spruche L. 17, 25: Waz êren hât frô Bône, daz man sô von ir singen sol? si rehtiu vastenkiuwe! sist vor und nâch der nône fûl und ist der wibel vol von êrste in der niuwe. ein halm ist kreftec unde guot: waz er uns allen liebes tuot! er fröit vil manegem sînen muot: wie danne umb sînen sâmen? von grase wirdet halm ze strô, er machet manic herze frô, er ist guot nider unde hô. frou Bôn, set liberâ nos â mâlô. âmen.

Wie die Sänger bei Hofe und Wîcman schlechte Sänger sind, so erscheint der *Sänger des Bohnengesanges* als solcher. Hat Wîcman nicht auf Ehre gehalten, haben die Lobsprecher des Thoren und der argen Reichen geehrt, was keiner Ehre wert war, so hat das auch der gethan, welcher in seinem Sange die Bohne pries. Sowohl in dem

Spruche gegen Wîcman als in dem gegen den Bohnensänger hat es Walther mit Früchten des Feldes zu thun, die er beide Male in Beziehung zur Kunst bringt: Gegen Wîcman gebraucht Walther als Gleichnis den Weizen und die Spreu, indem er jenen für sich und seine meisterliche Kunst setzt, diese für Wîcman und sein schlechtes Machwerk; und in seinem Ausfalle gegen den Bohnensänger stellt er der nichtsnutzigen, abscheulichen Bohne den Fruchthalm als ein gar kräftiges, gutes, preiswertes Ding entgegen. Zu Wîcman sagt Walther, er sänge ganz nach seinem Willen viel des Kurzen und Langen, und mehre damit die Freude der Welt; und dem Bohnensänger bemerkt er, ein Halm, gleichviel ob er hoch oder niedrig gewachsen, sei gut und erfreue gar manches Herz. Endlich ist der Spruch gegen den Bohnensänger ziemlich lang gebaut und paßt insofern auf das Lange, worauf Walther in dem Spruche gegen Wîcman weist.

Ferner lassen sich nun mit den Sängern bei Hofe und allen, die ich diesen angereiht habe, in vortrefflicher Weise die *unhöveschen* vereinen, von denen der Spruch redet L. 31, 33: In nomme dumme ich wil beginnen: sprechent âmen (daz ist guot für ungelücke und für des tievels sâmen), daz ich gesingen müeze in dirre wîse alsô, swer höveschen sanc und fröide stœre, daz der werde unfrô. ich hân wol und hovelîchen her gesungen: mit der hövescheit bin ich nû verdrungen, daz die unhöveschen ze hove genæmer sint als ich. daz mich êren solde, daz unêret mich. herzoge ûz Ôsterrîche, fürste, sprich: dun wendest michs alleine, sô verkêre ich mîne zungen.

Wie den 'unhöveschen', so geht auch allen übrigen ab, was Walther unter höfischer Art und Zucht versteht. Irren ihn die Sänger bei Hofe samt Wîcman und den 'hovebellen' in seinem Sange, irren ihn die Lobsprecher des Thoren und der argen Reichen gleich dem Bohnensänger, indem sie preisen was kein Lob verdient, so stören die 'unhöveschen' den 'höveschen sanc', mit welchem Walther die Welt wahrhaft froh zu machen trachtet. Bedient sich Walther in dem Spruche gegen Wîcman des Gleichnisses von dem Weizen und der Spreu, hat er es in dem Spruche gegen den Bohnensänger einerseits mit der nichtswürdigen Bohne anderseits mit dem kräftigen, guten, herzerfreuenden Halme und dessen Samen zu thun, so redet er hier von des Teufels Samen, offenbar damit das Böse meinend, welches die böse Brut der 'unhöveschen' in die Herzen der höfischen Welt ausstreut. Schließt Walther den Spruch gegen Wîcman mit einem Satze des lateinischen Vaterunsers ab, so beginnt er diesen Spruch mit einer religiösen Formel verderbten Lateins. That man den Sängern bei

Hofe schön, fanden die 'hovebellen' hei dem Kärnthner Gehör, waren die 'snarrenzære' augenscheinlich nicht übel bei dem Bogner gelitten, so sind die 'unhöveschen' zu Hofe genehmor als Walther, und er sieht sich verdrängt durch sie mit seinem höfischen Wesen und höfischen Sange. Hierzu kommt, daß die 'unhöveschen' und die 'hovebellen' in demselben Tone sich finden.

Endlich kann man nun mit den Sängern bei Hofe und allen, die ich ihnen vergleichsweise angeschlossen habe, jene *ungefügen Sänger* zusammenthun, auf welche das Klagelied geht L. 64, 31: Owê, hovelîchez singen, daz dich ungefüege dœne Solten ie ze hove verdringen! daz die schiere got gehœne! Owê daz dîn wirde alsô geliget! des sint alle dîne friunde nnfrô. daz muoz eht alsô sîn : nû sî alsô : frô Unfuoge, ir habt gesiget. — Der nns fröide wider bræhte, diu reht und gefüege wære! Hei wie wol man des gedæhte swâ man von im seite mære! Ez wær ein vil hovelîcher muot, des ich iemer gerne wünschen sol : frowen unde hêrren zæme ez wol : owê daz ez nieman tuot! — Die daz rehte singen stœrent, der ist ungelîche mêre Danne die ez gerne hœrent : des volg ich der alten lêre : Ich enwil niht werhen zuo der mül, dâ der stein sô riuschent umbe gât und daz rat sô mange unwîse hât. merkent wer dâ harpfen sül. — Die sô frevellîchen schallent, der mnoz ich vor zorne lachen, Dazs in selben wol gevallent mit als ungefüegen sachen. Die tuont sam die frösche in eime sê, den ir schrîen alsô wol behaget, daz diu nahtegal dâ von verzaget, sô si gerne sunge mê. — Swer Unfnoge swîgen hieze, waz man noch von fröiden sunge! und si abe den bürgen stieze, daz si dâ die frôn niht twunge. Wnrden ir die grôzen höve benomen, daz wær allez nâch dem willen mîn. hien gehûren liez ich si wol sîn : dannen ists och her hekomen.

Wie diese ungefügen Sänger das rechte von Walther gepflegte Singen stören, so thnn das die 'unhöveschen', der Bohnensänger, die Lohsprecher des Thoren nnd der argen Reichen, sofern sie Sänger sind, die 'snarrenzære', die 'hovebellen', Wîcman und die Sänger hei Hofe. Hahen sich die schlechten Sänger (die 'einer hande diet') nnd die 'unhöveschen' hei Hofe eingedrängt, trafen wir die 'hovehellen' an dem Hofe eines Herzogs, die Schnarrenzer bei einem Grafen an, so treihen diese nngefügen Sänger an den großen Höfen nnd auf den Burgen ihr Wesen. Schreien die nngefügen Sänger bei Hofe schlimmer als je ein Mönch auf dem Chore, so gefallen sich diese mit ihren ungefügen Sachen gleich den Fröschen, die in dem Teiche schreien. Gehörten die schlechten Sänger (die 'diet') und die Schnarrenzer nicht

an den Hof (wie alle übrigen), so sollten diese hier von Rechts wegen werben und 'harpfen zuo der mül, dâ der stein sô riuschent umbe gât und daz rat sô mange unwîse hât'. Kommt schließlich Walther gegen die Sänger bei Hofe nicht auf, und haben ihm die 'unhöveschen' zu Hofe das Feld entrissen, so sieht er sich mit seinem höfischen Singen durch die Sänger mit ungefügen Tönen zu Hofe verdrängt.

Ich meine nun, daß die Sänger bei Hofe, Wîcman, die Lobsprecher des Thoren und der argen Reichen, der Bohnensänger, die Schnarrenzer und die Sänger mit ungefügen Tönen ganz dieselbe Art von Sängern bezeichnen. Mit den 'hovebellen' aber sind, wenn nicht auch solche Sänger, doch offenbar Geistesverwandte derselben von mancherlei Stellung bei Hofe gebrandmarkt durch Walther, und unter den 'unhöveschen' hat er meines Bedünkens sowohl jene niedrige Art von Sängern begriffen, als Leute, wie er sie mit den 'hovebellen' meint, und überhaupt alles, was ohne höfische Zucht und Gesinnung war.

In welche Zeit gehören nun die schlechten Sänger und ihre Genossen? Um diese Frage entscheiden zu können, haben wir Folgendes in Rechnung zu ziehen:

1. Die 'snarrenzære' erscheinen in dem nämlichen Tone, worin wir den 'alten junghêrren' und 'jungen althêrren', den pfafflichen Rittern und ritterlichen Pfaffen, den männlichen und käuflichen Weibern und den weibischen und käuflichen Männern begegnen. Alle diese aber weisen uns in die Zeit der Empörung gegen Otto, bezw. des Thronstreites zwischen diesem und Friedrich.

2. Der von dem thörichten Lobsprecher gepriesene Thor, der wissentlich um des Gutes willen Sünde und Schande begeht, paßt ganz unter die Masse der Großen und Herren, die für Geld und Gut aus dem Dienste Otto's in den von Friedrich traten.

3. Die Klage, welche Walther in dem Spruche mit den argen Reichen erhebt: 'triuwe unde wârheit sint vil gar bescholten', würde eine vorzügliche Erklärung finden in der Treulosigkeit und Betrügerei, deren man allenthalben gegen den König und Kaiser Otto sich schuldig machte.

4. In dem Tone mit den Sängern bei Hofe sagt uns Walther, daß ein Herr Gêrhart Atze ihm zu Eisenach ein Pferd erschoß. Denselben Vorfall berührt er als eben geschehenen nun in dem Tone mit den 'nidern' und dem 'anegenge'; ich glaube aber gezeigt zu haben, daß Walther in diesem Tone auf den meuterischen Aufruhr gegen Otto

und einen Stand der Dinge abzielt, wie er sich während dieser Empörung wiederholt im deutschen Reiche ergab.

5. Auch der Ton mit den 'unhöveschen' und 'hovebellen' weist in die Zeit, während welcher die Macht und der Bannfluch des Papstes die Freigebigkeit und das Gut des Staufers Friedrich, das Gold des Königs Philipp von Frankreich zusammenwirkten mit der Habgier der deutschen Fürsten, um der königlichen und kaiserlichen Macht des Welfen Otto und dabei der deutschen Ehre ein Stück nach dem andern zu entreißen. In diesem Tone klagt Walther L. 31, 13: Von der Seine bis zur Mur, von dem Po bis an die Trave habe er gemerkt auf den Wandel der Leute und kenne ihn: den meisten sei es gleich, wie sie Gut erwürben. Vor der Ehre nähme dieses gewaltig zu den Frauen seinen Weg, vor ihr gehe es mit den Fürsten zu den Königen an deren Rat; er schließt: sô wê dir, guotl wie rœmesch rîche stât! du enbist niht guot: dû habst dich an die schande ein teil ze sêre. In diesem Ton greift Walther siebenmal den Papst und die Kirche an, dabei zweimal von wegen der Opferstöcke, die der Oberhirte der Christenheit in deutschen Landen hatte aufstellen lassen, angeblich um darin Geld für einen Kreuzzug zu sammeln. In diesem Tone vernehmen wir die Worte, die so ganz auf das Gegenüber Otto's und Friedrichs passen, L. 31, 32: nû büezet mir des gastes, daz iu got des schâches büeze.

Ich zweifle nun nicht, daß Walthers Streit gegen die unhöfischen Sänger und ihre Genossen während der Zeit vor sich ging, in deren Verlaufe sich nicht ohne bedenkliches Stocken und Schwanken die Entthronung Otto's vollzog.

Sehen wir jetzt, worum sich im Grunde der Kampf Walthers mit den unhöfischen Sängern drehte.

Nach Walther soll der Mensch vor allen Dingen nach der 'êre' und 'gotes hulde' trachten, die ihm beide notwendig zusammenhängen, und alle Arbeit und Mühe scheint ihm vergeblich, wodurch man sich nicht eine Stätte im Himmel bereitet (L. 10, 1 ff., 13, 19 ff., 13, 26 ff. — S. 148: Ich hœre des die wîsen jehen ff.). — Die Lobsprecher des Thoren und der argen Reichen, sowie der Schmeichler Wîcman fragen aber nicht nach jenen kostbarsten, höchsten aller Güter; und wenn es sich bei dem Angriffe Walthers auf den Sänger der Bohne zunächst auch nicht um die 'êre' im sittlichen Sinne handelt, vielmehr um einen sinnlich-natürlichen Vorzug, so dürfte dennoch Walther mit den Worten L. 17, 25: Waz êren hât frô Bône, daz man sô von ir singen sol? diesem Sänger zu verstehen

geben, er kümmere sich überhaupt nicht um des Lobes und Preises Werte.

Nach Walther soll ferner der Mensch *gefüege* sein. Die *fuoge* aber beruht ihm eben in der Übereinstimmung des Fühlens, Denkens und Strebens, der Worte und Werke mit den Geboten Gottes und der 'êre', während er unter *unfuoge* den Mangel einer solchen Übereinstimmung versteht. Das geht deutlich hervor aus der folgenden Strophe L. 90, 31: Daz die man als übel tuont, dast gar der wîbe schult: dêst leider sô. Dô ir muot ûf êre stnont, dô was diu welt ûf ir genâde frô. Hei wie wol man in dô sprach, dô man die fuoge an in gesach! nû siht man wol daz man ir minne mit unfuoge ererwerben sol.

Allerdings gibt sich nun auch in der Rede und dem Verhalten der Lobsprecher nnd Wichmanns eine 'fuoge' zu erkennen, aber das ist eine gemeine, keine edle, wahre, keine sittlich-religiöse 'fuoge', die sich darstellt in Walthers Rede und Sang; es ist eine 'fuoge', die in dem Anschmiegen an das eitle Wünschen und Trachten der Welt besteht, in der Kunst der Schmeichelei, deren Worte ja freilich dem menschlichen Ohre gar süß klingen können. Wenn nun Walther so geringschätzig von den Bemühungen der 'snarrenzære' spricht, den Bogner 'ze mære' zu bringen, so dürfte er damit nichts anderes sagen wollen, als daß sich die Schnarrenzer nicht darauf verstünden, dasjenige herauszufinden nnd hervorzuheben, worin der wahre Ruhm, die wahre 'êre' des Bogners sowohl als des Mannes und Menschen überhaupt beruhe, daß sie keinen Sinn für die 'fuoge' des Herzens und der Gesinnnng hätten. Weiter, wenn Walther in seinem Ausfalle gegen die Sänger bei Hofe bemerkt L. 103, 35: kund er (ein wolgezogener man) swaz ieman guotes kan, daz hulfe niht ein blat, wenn er sich diesen Leuten als ein wolgezogener, gefüger man entgegensetzt, endlich, wenn er in seiner Klage über die Verdrängung nnd Niederlage des rechten, höfischen Singens bei Hofe unter anderem ausruft: Der uns fröide wider bræhte, din reht u. gefüege wærel .... ez wær ein vil hovelîcher muot, des ich iemer gerne wünschen sol: frowen nnde hêrren zæme ez wol ff. (vgl. Dô ir muot ûf êre stuont, dô was d. welt ûf ir genâde frô), und L. 65, 17: Die sô frevellîchen schallent, der muoz ich vor zorne lachen, dazs in selben wol gevallent mit als ungefüegen sachen u. s. w., — so hat er auch bei diesem allen vornehmlich wohl die 'fuoge' des Herzens im Auge, als die Mutter jedes rechten Gefühles, Gedankens, Wortes und Ausdruckes (aus unedlem Herzen kommt auch kein edler Ton), und wir haben wohl das

unhöfische, ungefüge Singen nicht bloß im ästhetischen, sondern vor allem im **sittlich-religiösen Sinne** zu nehmen, nicht nur als ein unschönes, sondern vielmehr als ein **böses** Singen. Nur bei dieser Auffassung des unhöfischen, unrechten Sinnes kann ich mir auch das tiefe, starke Gefühl der Entrüstung und des Wehes erklären, welches Walther über dieses Singen und seinen Sieg bei Hofe zum Ausdrucke bringt.

Wie ich mir weiter nun denke, ist dieses böse Singen Hand in Hand gegangen mit dem Abfalle von Otto und den Werbungen für die Sache des Papstes, Philipps von Frankreich und des jungen Friedrich, mit der Sittenverderbnis, welche dadurch bei Fürsten und Herren, Männern und Frauen, Rittern und Pfaffen, Jungen[59]) und Alten, an den Höfen und in den Burgen durch das ganze römische Reich einer Seuche gleich um sich griff.

Während Walther mit der ganzen Kraft und Schärfe seines Wortes dieser Entsittlichung entgegentrat und nur für die 'êre' und 'gotes hulde' stritt, brachten die bösen Sänger der Untreue, Feilheit und Schamlosigkeit ihre Huldigung dar. Der gesammten höfischen Welt bis zu den Fürsten hinauf hält Walther ihre Schande vor, wenngleich er die letzteren, wie es mir scheint, so lange als möglich verschonte; jene Gesellen aber preisen die Mächtigen, die für Gut ihre Ehre verkaufen (L. 22, 18 ff.) und die Huld ihres Gottes verscherzen, sie thun den Reichen schön, die doch arg sind (L. 21, 19: wê dir wes habent diu milten herze engolten? für diu lopt man die argen rîchen u. s. w. Vgl. L. 102, 25: ez hât der tumbe rîche nû ir drîer [der Weisheit', des Adels und Alters] stuol, ir drîer gruoz. Vgl. auch 20, 16 ff.). Mit gutem Grunde geht Walther besonders den bösen

[59]) Wie zügellos und verkehrt damals die Jugend war, wie ungehindert sie hinausging über ihre eigentlichen Schranken und in die Obliegenheiten der Erwachsenen sich mischte, das zeigt — ich kann mich hier wieder der Worte Winkelmanns bedienen — „die wunderliche Bewegung unter der deutschen, besonders unter der rheinischen Jugend, welche von der zuerst in Frankreich ausgebrochenen Erweckung angesteckt, sich ungefähr um dieselbe Zeit zur Befreiung des heiligen Landes aufmachte, als nach der Heimkehr des Kaisers die Hoffnung auf einen Kreuzzug unter seiner Führung wohl aufgegeben werden mußte. Der Kinderkreuzzug des Jahres 1212 war nur dadurch möglich, daß **selbst die Erwachsenen** nicht mehr wußten, was Vernunft oder Unvernunft, Recht oder Unrecht auf Erden sei. Winkelm. S. 297. Vgl. Walther L. 23, 36: Die veter hânt ir kint erzogen, dar ane si **bêde sint betrogen**: si brechent dicke Salomônes lêre. Der sprichet swer den besmen spar, daz der den sun versûme gar u. s. w. L. 102, 1: Diu minne lât sich nennen dâ dar si doch niemer komen wil: si ist den tôren in dem munde zam und in dem herzen wilde. hüetet ir iuch, reinen wîp. **vor kinden bergent iuwer jâ**: se enwirt ez niht **eines kindes spil**. minne unde kintheit sint einander gram u. s. w. — L. 80, 24 ff.

Ratgebern der Fürsten und Herren zu Leibe; desto eifriger haben vielleicht die hündischen Sänger um die Gunst dieser einflußreichen Leute geworben, nur um bei Hofe Lohn und Ehre zu finden. In demselben Maße, in welchem der Aufruhr gegen Otto um sich griff an den Höfen, hat wohl Walther den feilen Sängern und Spielmännern daselbst das Feld räumen müssen[60]).

Es war natürlich, wenn er dabei viel Haß und Feindschaft, Hohn und Spott erfuhr, und unter diesen Verhältnissen dürfte es geschehen sein, daß man ihn, den zuchtvollen, in Wahrheit gefügen, bei Hofe 'ungefüege' hieß (L. 47, 36: Zwô fuoge hân ich doch, swie ungefüege ich sî : der hân ich mich von kinde her vereinet. ich bin den frôn bescheidenlîcher fröide bî und lache ungerne swâ man bî mir weinet. durch die liute bin ich frô, durch die liute wil ich sorgen : ist mir anders danne alsô, waz dar umbe? ich wil doch borgen. swie si sint, sô wil ich sîn, daz si niht verdrieze mîn. manegem ist unmære swaz einem andern werre : der sî onch bî den liuten swære), — seine sprüche, seinen 'höveschen sanc' schalt und ihn klotzig (oder klobig) nannte (L. 48, 12: Hie vor, dô man sô rehte minneclîchen warp, dô wâren mîne sprüche ouch fröiden rîche : sît daz diu minneclîche minne alsô verdarp, sît sanc ouch ich ein teil unminneclîche. Iemer als ez danne stât, alsô sol man danne singen. swenne unfuoge nû zergât, sô sing aber von höfschen dingen. 'noch kumpt fröide und sanges tac' : wol im, ders erbeiten mac! derz gelouben wolte[60]), so erkande ich wol die fuoge, wenn unde wie man singen solte. — L. 32, 11: 'singe ich mînen höveschen sanc, sô klagent siz 'stollen'[61]). dêswâr

[60]) Diese Erfahrung, die Welther mit seiner Kunst gegenüber den bösen Sängern en den Höfen machte, spricht meines Bedünkens unverkennbar aus den merkwürdigen Worten Walthers in der zweiten Klage über Reinmars Tod L. 83, 11: 'daz dû niht eine wîle mohtest bîten! sô leiste ich dir gesellesehaft : mîn singen ist niht lanc'. Wenn nun Walther in der ersten Klage über das Hinscheiden Reinmars und den Verlust seiner Kunst ausruft L. 82, 24: 'Daz mac wol klagen ein wîser man, der sich des schaden versinnen kan, Reimâr, waz guoter kunst an dir verdirbet', und weiter in seiner zweiten diesbezüglichen Klage bekennt 83, 4: 'Ich wilz bî mînen triuwen sagen, dich selben wolt ich lützel klagen : ich klage dîn edelen kunst, daz sist verdorben. Dû kundest al der werlte fröide mêren .... mich riuwet dîn wol redender munt und dîn vil süezer sanc, dez die verdorben sint', so dürften auch diese Worte unter dem Einflusse jener bitteren Erfahrung entstanden sein, daß er sich immer mehr verdrängt sah mit seinem edlen Sange, seinen edlen Sanges grundsätzen.

[61]) Ich denke: Stollen ist hier als sogenannter Accusativ des Inhaltes zu fassen und Walther gebraucht hier 'klagen', wie wir 'schelten' gebrauchen, z. B. indem wir sagen: Er schilt mich 'Esel'. In Thüringen und in Sachsen pflegt man zu Weihnachten einen Kuchen zu backen von der Form eines Bergrückens, in der Stadt gewöhnlich

ich gewinne ouch lîchte knollen : sît si die schalkheit wellen, ich gemache in vollen kragen), — daß er für seinen sanc von Frauen auch nicht einen Gruß, von Herren kein Gut bekam (L. 49, 12: 'Ich sanc hie vor den frowen umbe ir blôzen gruoz : den nam ich wider mîme lobe ze lône. Swâ ich des geltes nû vergebene warten muoz, dâ lobe ein ander, den si grüezen schône. Swâ ich niht verdienen kan einen gruoz mit mîme sange, dar wend ich vil hêrscher man[62]) mînen nac ode ein mîn wange, daz kît 'mir ist umbe dich rehte als dir ist umbe mich.' ich wil mîn lop kêren an wîp die danken kunnen : waz hân ich von den überhêren? — L. 32, 7: Nû wil ich mich des scharpfen sanges ouch genieten : dâ ich ie mit vorhten bat, dâ wil ich nû gebieten. ich sihe wol daz man hêrren guot und wîbes gruoz gewalteclîch und ungezogenlîch erwerben muoz[63]), — daß man an dem Hofe des Kärnthners die Herausgabe der Kleider gegen Walther hintertrieb, die ihm von dem Herzoge versprochen und auch beschafft worden waren (L. 32, 17 ff. 104, 33 ff. 81, 26 ff.). — Damals mochte auch Walther von der verwilderten Jugend verspottet worden sein (L. 24, 7: swer zühte hât, der ist ir [der jungen Ritter und Knechte] gouch. nemt war wie gar unfuoge für sich dringe u. s. w. [Vgl. frô Unfuoge, ir habt gesiget.] L. 23, 45: die jungen hânt die alten sô verdrungen. nû spottent alsô dar der alten u. s. w.). Damals endlich muß es sich zugetragen haben, daß der Herr Gêrhart Atze ihm zu Eisenach ein Pferd erschoß (L. 104, 7 ff. und 82, 11 ff.) —

zu ungefähr 8—12 Pfund, auf dem Dorfe bis zu 18 Pfund, wenn nicht noch schwerer. Man nennt dieses Gebäck in Sachsen 'stollen', und dieses Wort mit dem Begriffe des Unförmlichen, Ungefügen möchte dasjenige sein, welches Walther hier gebraucht. In Thüringen (Gegend von Arnstadt, Erfurt, Rudolstadt, Sondershausen) ist für den betreffenden Kuchen die Bezeichnung 'scheitchen' 'schittchen', herkömmlich; dieser Name hängt wohl mit einem Worte zusammen, dem abermals der Begriff des Unförmlichen zu eigen ist, nämlich mit 'scheit': Ungefüges, lang gespaltenes Holz.

[62]) Wie sich hier Walther selber hinstellt, so betrachtet ihn augenscheinlich noch Cyriacus Spangenberg, wenn er ihn neben Wolfram u. a. als rittermäßigen 'man' und gestrengen 'weppener' aufführt, irre ich nicht in seinem Adelsspiegel: Der andir (senger) hiez Walther von der Fogilweide, der derte Reynhart von Zwetschin, der verde Wolfferam von Eschenbach. Desse wâren rittermessige man unde gestrenge weppener.

[63]) Dieser Erfahrungen Walthers gedenkt wohl die in B überlieferte Fassung des Spruches: Der welte voget u. s. w., den C dem Truchsessen von St. Gallen zuschreibt, in den Worten (L. Seite 153): mîn meister klaget sô sêre von der Vogelweide, in twinge diz, in twinge daz, daz mich noch nie gewang (so). daz machet daz ich mich sô kûme von dem mînem scheide, mir geben danne hôhe herren und ein schoenez wip ir habedanc.

und daß der Abt von Tegernsee dem bei ihm eingekehrten Sänger Wasser anstatt Weines zu trinken gab (L. 104, 23 ff.).

Wir dürften jetzt in der Lage sein, uns vollständig klar über die Bedeutung des Spruches zu werden, worin Walther das Gleichnis von dem grünen Garten gebraucht L. 103, 13: Swâ guoter hande wurzen sint in einem grüenen garten beklihen, die sol ein wîser man niht lâzen unbehuot. er sol in spilen vor, als ein kint mit ougenweide zarten[64]). dâ lît gelust des herzen an, und gît ouch hôhen muot. sî bœse unkrût dar under, daz breche er ûz besunder (lât erz, des wehset wunder) und merke ob sich ein dorn mit kündekeit dar breite, daz er den furder leite von sîner arebeite : sist anders gar verlorn.

Der Spruch hat gleichen Ton mit dem gegen die Sänger bei Hofe und dem einen gegen Atze. Wie Walther gegen Wîcman, den Bohnensänger und die 'unhöveschen' es mit Gewächsen des Gartens und Feldes zu thun hat, also in diesem Spruche mit Gewächsen des Gartens. Der Garten könnte einen Hof bedeuten gleich dem, an welchem sich Walther mit der ungefügen 'diet' befindet; die guten Kräuter lassen sich Leuten von guter Art und Zucht vergleichen, wie unserem Walther; das böse Unkraut läßt sich u. a. auf die böse Art von Sängern anwenden[65]); der Gärtner, der die guten Kräuter nicht behütet, würde ein treffendes Gegenbild finden in dem Herrn des Hofes, wo Walther

[64]) Ich denke mir das 'in' vor 'spilen' auch zu zarten und verstehe vor der Hand die Stelle so: Er soll sich freuen, froh gebärden angesichts ihrer (vgl. Sô die bluomen ûz dem grase dringent, same si lachen gegen der spilden sunnen u. s. w., und: si lachent beide ein ander an, daz edel gesteine wider den ungen süezen man : die ougenweide sehent die fürsten gerne), soll ihnen zärtlich thun, wie ein Kind zärtlich umgeht mit seiner Augenweide (etwa den Blumen auf seinem Beetchen, vgl.: er (der Wiener Hof) ist ein schœne wol gezieret heide, ... und bræche mir ein blat dar under sîn vil milte rîchiu hant, sô möhte ich loben die süezen ougenweide. Oder hat Walther gesagt: er sol *vor* spile (Freude?) *in* als ein kint mit ougenweide zarten? Vgl. L. 75, 21: von fröiden lachen. M. F. 126, 15: vor liebe zergên. L 18, 13: 'der welte spil' neben L. 83, 7.

[65]) An dergleichen Unkraut (die 'unhöveschen' überhaupt) dachte nach meiner Meinung Walther, als er dem Herzoge Leopold von Österreich sagte L. 35, 18 'ichn kan niht riuten'. Wie arbeitete Walther, mit seiner Kunst, seinen Sprüchen dieses Unkraut auszurotten an den Höfen! Es sollte ihm alles nichts helfen. — Ob der Spruch an den Herzog nach oder vor dem Spruche mit dem Garten entstanden ist, darauf kann ich noch keine zuversichtliche Antwort geben. Desto zuversichtlicher glaube ich, daß er in der Zeit verfaßt wurde, als sich Leopold zu seinem Kreuzzuge nach Spanien rüstete, den er im August des Jahres 1212 dürfte angetreten haben (vgl. Winkelm. S. 339, Anm. 4). In diese Zeit passen vortrefflichst die Worte Walthers L. 35, 22: vil sælic sî der walt, dar zuo din heidel din müeze dir vil wol gezemen! wie hâst dû nû getân, sît ich dir an dîn gemach gewünschet hân, und dû mir an mîn

von den bösen Spielmännern belästigt wird, ohne Schutz vor ihnen zu finden. Wie nun das Unkraut unter den guten Kräutern an das Unkraut unter dem Weizen in dem biblischen Gleichnisse erinnert Matth. 13, 24—30, so gemahnt der Dorn, welcher die Arbeit des Gärtners zu nichte macht, an den Dorn in dem Gleichnisse vom Säemann Matth. 13, 3—23, von welchem Dorne das erstickt wird, was von der Saat des Säemannes unter ihn fiel; und wird nun der Dorn in der Bibel auf die Sorge der Welt und den Betrug des Reichtumes gedeutet, der das Wort Gottes erstickt und nicht Frucht bringen läßt (Matth. 13, 22), so kann man in demselben Sinne den Dorn in Walthers Gleichnisse von dem grünen Garten verstehen und diesen Dorn auf das Gut beziehen, womit man gegen den Kaiser Otto warb, welches mit teuflischer List einen Hof nach dem anderen umstrickte, welches gewaltig vor der Ehre bis zu den Frauen seinen Weg sich bahnte und mit den Fürsten an die Beratung der Könige ging, um die Welt der kostbarsten Dinge, der 'êre' und der 'gotes hulde', verlustig gehen zu lassen, die sie vor allen Dingen sich erarbeiten muß, soll ihr Leben und Streben nicht verloren sein (vgl. L. 13, 19 ff. 13, 26 ff. 10, 1 ff. S. 148: Ich hœre des die wîsen jehen u. s. w.)[66].

ungemach .... : wis dû von dan, lâ mich hî in : sô leben wir sanfte beide. Die heide (das wilde Land) erinnert an das Heidenland; dieses läßt sich wohl selig preisen: denn da kann sich der Mann seine Seligkeit erstreiten. In hohem Maße ziemte dem Herzoge eine Kreuzfahrt in das Heidenland. Denn er hatte dem Kaiser die Treue gebrochen und damit große Sünde vor Gott gethan und sich mit ebenso großer Schande vor der Welt befleckt: er hatte sich nicht entlastet davon, hatte das nicht gesühnt, indem er wieder auf die Seite des Kaisers trat, als dieser aus Italien zurückgekommen war (am 22. April 1212 zählt Leopold wieder nach Jahren Otto's, nach denen er dann noch am 8. August vor seiner Kreuzfahrt datirt. Winkelm. S. 301, Anm. 4, und S. 339, Anm. 4.) Wie mußte das sein Leben bedrücken! Sanft und gemach wurde es wieder, zog er für das Kreuz in das Heidenland: Dann erwarb er sich die Huld seines Gottes, die Gewißheit seiner Seligkeit, die Huld der Frauen und das Lob der Männer. Daß Walther so dachte, fühlte, glaubte, sagt er in dem Spruche, womit er den Herzog begrüßt, als dieser von seinem Kreuzzuge nach Spanien zurückkam, L. 28, 11: Herzoge ûz Ôsterrîche, ez ist iu wol ergangen, und alsô schône daz uns muoz nâch iu belangen. sît gewis, wenn ir uns komet, ir werdet hôh enpfangen .... ir komet uns beide sünden unde schanden frî: des suln wir man iuch loben, und die frowen suln iuch triuten. Vgl. L. 125, 10: sô wolte ich denne singen wol ff. L. 13, 5 ff.

[66]) Der hier gedeutete Spruch berührt sich sehr merkwürdig mit einer Stelle in Gottfrieds Tristan, nämlich in dem bekannten Abschnitte über die Meister der erzählenden Dichtkunst und des Minnesanges damaliger Zeit, V. 4663: 'vindære wilder mære, der mære wildenære ...... die bernt uns mit dem stocke schate, niht mit dem grüenen meienblate, mit zwîgen noch mit esten. ir schate der tuot den gesten vil selten in den ougen wol. op man der wârheit jehen sol, dane gât niht guotes

Ich wende mich nun zu der Strophe mit den krummen Richtern zurück (L. 85, 25: Ich sach hie vor eteswenne den tac, daz unser

muotes van, dane lît niht herselnstes an : ir rede ist niht alsô gevar, daz edele herze iht lache dar'. Unserer Dentnng nach sagt Walther von sieh nnd anderen, als guten Kräutern: *da lît gelust des herzen an*, und *gît ouch hôhen muot.* Wie sonderbar hegegnet sich nun Gottfried da mit ihm, wenn er mit seiner Meinnng über die 'vindære wilder mære herausrückt: op man der wârheit jehen sol, *danc gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an.* Hierzn kommt, daß Walther nnd Gottfried, jeder an seiner Stelle es mit Bildern sn thun hahen, die einander sehr nahe stehen: Walther hat einen Garten vor Angen, in welchem gute Kränter stehen, die nicht hehütet sind; Gottfried denkt angenscheinlich an eine Stätte, wo kein schirmendes Lauhdach sich ansbreitet, Gästen Schatten zn hieten vor der hrennenden Sonne. Es ist längst hemerkt worden, daß sich Gottfried mit den Findern wilder Märe anf Wolfram hesiehen dürfte (K. Bartsch, Parzivsl, Einl. S. 33—34), und wir wissen, daß dieser den Hof des Landgrafen Hermann kannte nnd für diesen dichtete. Das möchte nun auch der Hof sein, den Walther mit dem grünen Garten meint. Während uns nämlich nur drei Sprüche in dem Tone mit dem Garten üherkommen sind, erzählt Walther in dem einen von ihnen, daß ihm Atze zu Eisenach ein Pferd erschoß. Sodann unterscheidet Walther in dem grünen Garten *gute* und *böse Kräuter*; wie aber Wolfram, Parz. VI, 535 dem Landgrafen vorhält, hat Walther dessen Hof mit den Worten begrüßen müssen: guoten tac *bœs* unde *guot*. Endlich waren in dem Hofe, den Walther nnter dem Garten verstand, angenscheinlich die Bösen recht angesehen (L. 103, 41 ff.); und Wolfram sagt von Hermanns Hofe, Parz. VI, 535: „swâ man solhen sanc nû tuot 'guoten tac hœs' unde guot'), des sint die valschen gêret.“ — Geht nun aus so manchem hervor, daß der Sprnch Swâ guoter hande wurzen sint ff. in die Zeit des Aufstandes gegen Otto nnd des Kampfes gehört, den Walther gegen die unhöfischen Sänger führte, so dürfte in derselhen Zeit auch Gottfried seine Stelle üher die Meister der Dichtkunst von damals verfasst haben. Gottfried erwähnt nämlich an dieser Stelle, wie allhekannt, das Verstummen der Nachtigall von Hagenan und giht nun das von ihr hisher getragene Banner des Minnesanges der von der Vogelweide. Wer könnte noch daran zweifeln, daß jene Nachtigall von Hagenau Reinmar war! Nnn gehen die beiden Klagen Walthers auf den Tod von Reinmar aus demselhen Tone, worin sich die Sprüche mit den niedrigen und hösen Ratgebern hewegen und worin der Fall mit Atse nnd dem Pferde von Walther behandelt wird, sei es zum ersten, sei es zum sweiten Male. Die Sprüche mit den Ratgehern beziehen sich aher ganz offenhar auf den Anfruhr gegen Otto, und die Sache mit Atze hringt Walther, wie gesagt, anch in dem Tone mit dem Unkrant nnd den bösen Sängern hei Hofe, den Walther, wie wir sahen, gleichfalls in der Zeit jenes meuterischen Aufruhrs gebrancht hahen mnß. Dazu passen die Worte Walthers in der zweiten Strophe anf Reinmar: 'mîn singen ist niht lanc', sowie die Klage üher den Verlust von Reinmars edler Kunst eben sn recht in die Zeit, als Walther es mit den unhöfischen Sängern vorhatte. — Wenden wir nns sn Gottfried. Indem er von den erzählenden Diehtern zu den Sängern der Minne ühergeht und diese als Nachtigallen heseichnet, unterscheidet er die Nachtigallen von solchen, die das nicht sind und die er nun nicht in Rede hringen will Trist. VIII, 47, 29: Der nahtegalen der ist vil, von den ich nû niht sprechen wil : sine hœrent niht ze dirre schar. Solche nun, die nicht sn den Nachtigallen, den edeln, minniglichen Sängern gehörten, waren ja die gleich einer Plage das Land überziehenden

lop was gemein allen zungen. swâ uns kein lant iender nâhe lac, daz gerte suone oder ez was betwungen. rîcher got, wie wir nâch êren dô rungen! dô rieten dalten und tâten die jungen, nû alsô krumb die rihtære sint — diz bîspel ist ze merkenne blint — waz nû geschehe dâvon, meister, daz vint) — und will sagen, durch welche Vorgänge und Verhältnisse mir dieselbe verursacht zu sein scheint. Wie uns Walther mit ihr zu erkennen gibt, hat das deutsche Volk die Achtung verloren, welche ehedem alle Völker hegten vor ihm, als die Alten des Rates pflogen und die Jungen der That. Es übt die Macht nicht

bösen Sänger, denen sich Walther selber als *nahtegal* entgegensetzt, und die er hingegen als *frösche* bezeichnet L. 65, 17: 'Die sô frevellîchen schallent, der muoz ich vor zorne lachen, dazs in selben wol gevallent mit als ungefüegen sachen. die tuont sam die frösche in eime sê, den ir schrien alsô wol behaget, daz diu nahtegal dâ von verzaget, sô si gerne sunge mê. Hat nun Gottfried das Banner des Minnesanges der Nachtigall von der Vogelweide übergeben und ihre Meisterschaft mit der ganzen Wärme seines Herzens gepriesen, so schließt er seine Lobrede mit dem bedeutungsvollen Wunsche Trist. VIII, 4814: si unde i r c u m p â n î e die müezen sô gesingen, daz sî ze fröuden bringen ir t r û r e n unde i r s e n e d e s k l a g e n ff. (Vgl. Walther: des sint a l l e d î n e f r i u n d e unfrô.) Wie vortrefflich paßt dieser Wunsch für Walther in die Zeit der Auflehnung gegen Otto, eine Zeit des Leidens, der Klage und schmerzlichen Ringens für Walther wie keine andere seines Lebens. — Endlich sagt Gottfried, nachdem er seinen Abschweif zu den Dichtern seiner Zeit mit dem Wunsche für Walther und dessen cumpânîe beschlossen hat V. 4819: 'Nû hân ich rede genuoge von g n o t e r l i n t e *fuoge gefüegen* liuten vür geleit.' Wenn hier Gottfried gefüge Leute auf die 'fuoge' der von ihm angeführten Dichter, als auf die 'fuoge gnoter liute', hinweist, so ist es eben die 'f u o g e', worum sich der ganze Kampf Walthers mit den unhöfischen Sängern und seiner bösen deutschen Mitwelt dreht, die ihren König und Kaiser vom Throne stoßen will (vgl. L. 24, 8. 103, 41. 48, 18 u. 24. 47, 36 ff. 64, 31 ff.). Auch dürfte Gottfried mit der 'fuoge' hier nicht sowohl das Geschick zu kunstvoller, meisterlicher Darstellung meinen als die edle Art zu fühlen, zu denken und sich zu verhalten, eben wie Walther die 'fuoge' versteht; 'gefüege liute' aber sind ihm wohl die hier, welche eine solche 'fuoge' sowohl üben als erkennen und sich an ihr erfreuen, sei es, daß sie ihnen im Leben oder in der Dichtung begegnet. — Es mag nun einiges von dem Angeführten nur zufällig stimmen, erwäge ich aber alles nebeneinander, so möchte ich doch glauben, daß Gottfried bei Abfassung der Stelle Trist. VIII, 4663—4678 den Spruch Walthers: Swâ guoter hande wurzen sint u. s. w. vor Augen hatte und sich auf denselben bezieht an der betreffenden Stelle. Sehe ich mich dabei einerseits zu der Annahme gedrängt, daß Walther mit dem Manne, der die guten Kränter nicht behütet, am Ende den Landgrafen meint, so scheinen mir anderseits die angeführten Umstände zu bestätigen, daß Gottfried mit den Findern wilder Märe auf Wolfram zielt. Dürfte nun aber Walther auch Wolfram unter den guten Kräutern neben sich begriffen haben, so scheint mir Gottfried mit den Worten: 'op man der wârheit jehen sol, dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an' gegen eine solche Einschätzung von Wolfram Widerspruch zu erheben, als habe Walther den Eschenbacher da doch zu hoch gestellt und zu viel von ihm gesagt.

mehr, wodurch es die Nachbarländer zwang, mit ihm Frieden zu halten, und sie überwältigte, wenn dieselben sich feindlich benahmen. Eben dazu ist es gekommen durch die Spaltung Deutschlands, die, wie ich schon erzählt habe, durch Innocenz und Philipp von Frankreich zu Ende des Jahres 1210 in das Werk gesetzt wurde und die sich auf Betrieb ihrer beider zu einem Thronstreite zwischen Otto und Friedrich gestaltete. Ich will den Gang der Dinge, auf die es ankommt, nach Winkelmann etwas genauer beschreiben.

Schon schien es, als sollte Friedrich selber durch deutsche Waffen seine Sache mit Otto ausfechten. Das war im Oktober des Jahres 1213, als Friedrich, wie ich auch bereits erwähnte, ein Heer von angeblich 60,000 Mann nach Thüringen führte, welches seit der Mitte des August von dem Kaiser verwüstet wurde. Aber dieser, der sich jener Macht nicht gewachsen sah, zog sich auf das feste Braunschweig zurück; und wenn nun Friedrich sich vor Quedlinburg legte, so trotzte ihm hier der kaiserliche Hauptmann Cäsarius; in dem ausgesogenen Lande fand das Heer keine Nahrung mehr, und frühe stellte sich der Winter ein. So sah sich Friedrich gezwungen den Feldzug unverrichteter Sache aufzugeben. Ruhig verlebte er in Speier das Weihnachtsfest (Winkelm. S. 346—349). Nun aber schickte Otto sich noch im Winter 1214 mit seinem Oheime, dem Könige Johann von England, an, einen Kriegsplan auszuführen, den beide schon im Sommer des Jahres 1213 bestimmt haben dürften und der zunächst die Entwaffnung und Demütigung Philipps von Frankreich bezweckte. Nach diesem Plane sollte Johann den Gegner von Poitou her angreifen, mit dessen Adel er geheime Verbindungen unterhielt; gleichzeitig wollte Otto „mit den niederländischen Verbündeten und den in Flandern stehenden englischen Söldnern von Norden her auf Paris losgehen“. Sei Philipp überwunden, so meinte Otto auch die Herrschaft in Deutschland wieder zu haben. Ehe nun der Kaiser noch seinen Vorstoß begann, war Johann nach einem glücklichen Vordringen von La Rochelle bis über die Loire (Angers) durch den französischen Kronprinzen Ludwig bereits aus dem Felde geschlagen. Am 15. Juli befand er sich wieder in La Rochelle, während der Kaiser erst am 12. Juli in Nivelle zu seinen Verbündeten stieß, mit einem großen Gefolge von Grafen, Edlen und Soldrittern (Winkelm. 365—367. 370). Am 27. Juli kam es zwischen dem Heere der Bundesgenossen und dem des französischen Königs nahe der deutschen Grenze bei dem Flecken Bouvines zur Entscheidungsschlacht. Sie endete für Otto und seine Verbündeten mit einer gänzlichen Niederlage. Verlassen von dem größten

Theile seiner Unterthanen, war ein deutscher König und römischer Kaiser den Waffen Frankreichs erlegen, und diese hatten über das Schicksal der deutschen Krone entschieden. Zwar hatte Friedrich, wie es scheint, die Absicht gehabt, wenigstens mit Philipp zusammen den Kampf gegen Otto zu führen, aber in der Mitte des Juli war er mit seinem Heere noch nicht über Worms gelangt, und am 15. August überschritt er erst die Mosel. Von Philipp bekam er gewissermaßen die Macht geschenkt, deren sein deutscher Gegner durch Frankreich auf dem Felde von Bouvines ungerächt entkleidet werden konnte. „Von dieser Zeit", sagt der Chronist von Lauterberg, „sank der Ruf der Deutschen bei den Welschen"; und die Braunschweiger Reimchronik ruft aus V. 7034: we, daz daz lobde ie irkos umb sin ros dher uz Enghellant, durch daz Romesch riche gescant wart so verne uf eynen tach! (Winkelm. 373—378).

Nun hatte aber der Thronstreit zwischen Otto und Friedrich und der Tag von Bouvines noch eine andere große Schmach für Deutschland im Gefolge. Treue Anhänger Otto's, wie die Grafen Heinrich und Gunzelin von Schwerin und der Markgraf Albrecht von Brandenburg standen feindlich zu dem Könige Waldemar II. von Dänemark, dessen Schwester Ingeborg nach einer siebzehnjährigen Verstoßung von dem französischen Könige seit Anfang des Jahres 1213 wieder als rechtmäßige Gemahlin anerkannt war, und der sich also mit Philipp wieder ausgesöhnt sah[67]), der ferner mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen und dem Könige Ottokar von Böhmen in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Als nun Otto seinen Feldzug gegen Philipp unternahm und seine sächsischen Anhänger sich allein überlassen mußte, da meinte Waldemar mit seinen norddeutschen Gegnern endlich einmal abrechnen zu können. „Die Grafen Gunzelin von Schwerin und sein Bruder Heinrich ...... wurden zur Huldigung gezwungen; dem Markgrafen von Brandenburg wurden Pasewalk, Stettin und andere Plätze wieder abgenommen, welche er in dem unter dänische Oberhoheit gebrachten Pommern erobert hatte; der Markgraf selbst wurde hinter die Elbe zurückgeworfen." Kein Kaiser Otto konnte den so geschlagenen deutschen Fürsten mehr zu Hilfe kommen und dem Dänen den Raub entreißen, den er an deutschem Besitztum begangen hatte. Sollte nun Friedrich von Waldemar die Herausgabe seiner Beute verlangen und wenigstens hierin die deutsche

[67]) Winkelmann S. 357 und 387.

Ehre zu wahren suchen? Die deutschen Feinde Waldemars waren auch Friedrichs Feinde; in dem Maße, in welchem Waldemar sie schädigte, schwächte er die Widerstandskraft, die sie zu Gunsten des einstweilen von der treuen Stadt Köln beschirmten Welfen[68]), dem Staufer, noch hätten entgegensetzen können. Machte dieser sich Waldemar zum Feinde, wer konnte wissen, ob er dafür die von dem Dänenkönige geschlagenen deutschen Fürsten zu Freunden gewann? Wenn auch Otto jetzt ohnmächtig und entmutigt war, er gab doch nicht alles auf nnd konnte von neuem gefährlich werden. Verstehe ich Winkelmann S. 388 recht, so hat man auch nicht zu bezweifeln, daß sich besonders die Reichsfürsten Markgraf Dietrich von Meißen und König Ottokar von Böhmen um ein Bündnis zwischen Friedrich und ihrem Verwandten Waldemar bemühten. Um sich die königliche und kaiserliche Stellung zu sichern, hat sich nun Friedrich entschieden, dem Dänen seinen Raub zu lassen und zu bestätigen. An einem Hoftage, den er am Ende des Jahres 1214 zu Metz abhielt, und zu dem „unter Anderen auch der König von Böhmen, die Herzöge von Österreich und Baiern und der Markgraf Dietrich von Meißen erschienen waren", „hat Friedrich, wie er selbst sagt, „Mit Rath und Beistimmung der Fürsten des römischen Reiches, um die Feinde unseres Kaiserthums zu bezwingen", dem dänischen Könige alle früheren Reichslande jenseits der Elbe und Elde und, was von ihm und seinen Vorgängern in Slavien mit den Waffen genommen war, für immer abgetreten und mit solchem Preise die Freundschaft desselben bezahlt". (W. S. 386 ff.) So büßte Deutschland durch die Gelüste seiner Fürsten, seine Entzweiung und die Preisgabe seines Königs und Kaisers Otto die Achtung der ihm benachbarten Völker ein; ein solches konnte ihm ein Stück seines Gebietes entreißen und sich ein Jahrzehnt lang ungestraft seines Besitzes erfreuen. Wie genau deckt sich dieser Stand der Dinge mit dem, welchen die krummen Richter, nach Walthers Worten zu schließen, für Deutschland herbeigeführt haben!

Nun dürfte auch Walther, wie unsere früheren Darlegungen ergeben, unter den krummen Richtern mehr oder weniger dieselben verstanden haben, die er mit den niedrigen und bösen Ratgebern der Fürsten und Herren meinte. Sehen wir noch einmal, wie sie zusammenstimmen. Die niedrigen Ratgeber sitzen auf den Stühlen der hohen, die krummen Richter auf denen der Alten. Jene beraten über das Reich; diese entscheiden über die Ehre und Macht des

[68]) Winkelmann S. 380, Anm 3.

deutschen Volkes. Den niedrigen und bösen Ratgebern gebricht es an der Kunst, die ihr Geschäft erfordert, desgleichen den krummen Richtern. Über die bösen Ratgeber belehrt Walther die Herren: Sie raten Euch zu Schaden, Sünde und Schande; paßt auf, was ihr anfangt mit ihnen, nimmt ein böses Ende![69]) Von den niedrigen Ratgebern meint er: Wie sollen diese Thoren zurechtbringen, was sie nicht zurechtbringen können; nun seht in welche Lage sie die Krone gebracht haben und wie Dank ihren Ratschlägen die Kirche dasteht![70]) Von den krummen Richtern sagt er: Nun seht, wohin es gekommen ist durch sie: Fremde Völker achten uns nicht mehr, und ein Nachbarland kann uns ungestraft Gewalt anthun![71]) Wir haben längst gesehen, wie das Schaffen der bösen und niedrigen Ratgeber auf die Meuterei und den Aufruhr gegen Otto paßt. Jetzt zeigte sich uns, daß der von den krummen Richtern verschuldete Stand der Dinge mit demjenigen stimmt, der sich aus dem Aufstande gegen Otto und dem Thronstreite desselben mit Friedrich für Deutschland ergab, einerseits durch die Niederlage Otto's bei Bouvines, anderseits durch den Raubzug Waldemars. Sehe ich nun, wie vortrefflich dieses alles zusammengreift, so drängt mich das zu dem Schlusse, daß der Spruch 'Ich sach hie vor u. s. w.' durch die Schlacht von Bouvines und den Eroberungszug Waldemars veranlaßt und bald nach diesen Ereignissen verfaßt worden ist.

Wäre es demzufolge aber denkbar, daß Walther zur Zeit der Schlacht von Bouvines schon auf Seiten Friedrichs stand? Ich meine nicht, da Walther vom Standpunkte der Vaterlandsliebe und des vaterländischen Ehrgefühles in der Strophe: Ich sach hie vor u. s. w. unmutsvoll auf eine Sachlage hinzeigt, welche zu Friedrichs Gunsten und zu einem gewissen Teile durch Friedrichs Schuld geschaffen worden war.

P. WALTHER.

---

[69]) L. 83, 36: die andern (bösen Ratschläge) beizent schade, sünde und schande. da erkennes bî dor sie ê niht erkande. wan hœret an der rede wol wiez umb daz herze stât. daz anegenge ist selten guot, daz bœsez ende hât.

[70]) L. 83, 17: Wie sol ein unbescheiden man bescheiden des er niht enkan? .... die selben (Thörichten, nidern) brechent uns diu reht und stœrent unser ê. nû sehent wie diu krône lige und wie diu kirche stê.

[71]) L. 85, 31: nû alsô krumb die rihtære sint — diz bîspel ist ze merkenne blint — was nû geschehe dâ von, meister, daz vint (: Ich sach hie vor eteswenne den tac, daz unser lop was gemein allen zungen (aber jetzt?) swâ uns kein lant iender nâhe lac, daz gerte suone oder ez was betwungen (aber jetzt?) u. s. w.).

ZU KUDRUN.

88 *Hagene noch der liute sach ligen bî dem mer,*
die dâ ertrunken wâren — daz was ein gotes her —;
dô wânde er daz er solde vinden dâ ir spîse.
vor den übelen grîfen sleich er zuo dem stade harte lîse.
89 *Dô vant er nieman mêre wan gewâpnet einen man;*
des es von den grîfen grôze nôt gewan.

Nach der Überlieferung widersprechen sich V. 88, 1, wonach Hagen mehrere Leichen am Strande liegen sieht, und V. 89, 1, wonach er nur éinen Todten findet. Dieser Widerspruch wird aufgehoben, wenn wir schreiben:

dô vant er gewâpnet niwan einen man.

Somit hätten verschiedene Leichen am Strande gelegen, darunter aber nur éin Gewappneter. Daß das alte *niwan* vom Schreiber nicht immer verstanden wurde, beweist 537, 4, wo es in *nun* entstellt ist. Statt des überlieferten *noch* 88, 1 setzen Bartsch und Symons *rât* „Geräth"; doch ist nicht erklärlich, wie der Schreiber dieses Wort nicht verstanden und durch das unpassende *noch* ersetzt haben sollte. Ich glaube, daß *noch* aus *genuoc* entstellt ist, wofür sich auch die Nebenformen *nuoc* und *nûch* finden. Es wäre demnach zu schreiben:

Hagene gnuoc der liute sach ligen bî dem mer.

Der Fehler erklärt sich dadurch, daß der Schreiber *genuoc* in der alten Bedeutung 'viel' nicht mehr verstand, und es in neuhochdeutschem Sinne als 'hinlänglich' faßte.

Str. 135 heißt es vom jungen Hagen nach der Ausgabe von Symons:

Daz liut in wolte vâhen; ir herre daz gebôt.
dô stuont er in ze nâhen: des kômens in grôze nôt.
er holte bî dem hâre wol drîzic in die ünde.

Auffällig ist hier der Gebrauch von *holte*, das dem Zusammenhange nach hier nur die Bedeutung 'warf, schleuderte' haben kann. Diese ist aber für das Verb. *holn* nicht nachweisbar, läßt sich auch aus der Grundbedeutung nicht entwickeln. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als einen Fehler der Überlieferung anzunehmen. Die Besserung ergibt sich leicht; es ist *bolte* zu schreiben. Das sw. Verb. *boln* ist auch sonst in *holn* entstellt. So z. B. in v. d. Hagens Gesammtabenteuer II, 611, 596, wo der Herausgeber mit Recht geschrieben hat:

auf daz wazzer hiez ich sie **boln**.

995 *die schœnen Kûdrûnen, ê daz er dannen gie,*
der junge künic ze zühte sîner muoter lie.
die junge küniginne gemuote ez harte sêre.
sich wolte ir niht gelieben, swie si tæte, Gêrlinte lêre.

Die letzte Zeile, welche hier nach der Änderung Bartsch's gegeben wird, lautet in der Überlieferung: *sy wolt ir doch nicht gelauben der G. lere.* Danach könnte man auch schreiben

sî wolte sich gelouben, swie si tæte, der Gêrlinde lêre.

'Sie (Gudrun) wollte sich nicht um Gerlindes Lehre kümmern, wie sie sich auch benahm.' Es ist mir wahrscheinlicher, daß der Schreiber der Ambraser Hs. die alte Bedeutung von *gelouben* i. gen. 'sich eines Dinges entschlagen' nicht mehr gekannt hat, als daß er *gelieben* 'sich machen' in *gelauben* verändert haben sollte. Unter der Lehre Gerlindes ist natürlich etwas bestimmtes zu verstehen, nämlich die Aufforderung, Hartmut zu minnen.

Str. 1061 schreibt Symons:

Ditz gehôrte Gêrlint. si sprach ir übele zuo:
'wiltu daz dîn vrouwe der dienste niht e i n e *entuo,*
sô solt du si vervâhen der dienste zaller stunde.'
'ich tæte ez vür si gerne', sprach Hildeburc, ob mirs ieman gunde.

Duch die Ergänzung von *eine* in Z. 2 glaubt S. erst einen verständigen Zusammenhang hergestellt zu haben. Nach ihm sagt Gerlint: 'Willst du nicht, daß deine Herrin sich allein der Arbeit unterzieht, so mußt du ihr jederzeit bei derselben helfen.' Dagegen ist aber zu bemerken, daß *vervâhen* in der Bedeutung 'helfen' überhaupt nicht belegt ist. Das Mhd. Wb. III, 208 a setzt nach der handschriftlichen Lesart für unsere Stelle an: *ich vervâhe einen eines dinges* 'nehme ihm etwas ab, vertrete seine Stelle'. Doch stellt der Herausgeber, da diese Construction nicht weiter zu belegen ist, zugleich die Vermuthung auf, daß zu lesen sei: *dich vervâhen.* So lesen auch Bartsch und Martin, und ich glaube mit Recht. — Gerlint glaubt Hildburg zu schrecken, wenn sie spricht: 'Willst du, daß deine Herrin die Arbeit nicht thut, so mußt du dich derselben unterziehen.' Hildburg antwortet gegen ihr Erwarten: 'Gern würde ich die Arbeit für sie übernehmen, wenn es mir vergönnt wäre.' Da sie jedoch mit Recht annimmt, daß Gerlint, die es doch nur auf die Demüthigung Gudrung abgesehen hat, schwerlich im Ernste solche Vertretung bewilligen wird, so fügt sie die Bitte hinzu, wenigstens die Mühe mit Gudrun theilen zu dürfen.

Str. 1322 lesen die Herausgeber:

Swiez sich habe gevüeget oder swie siz habe vernomen,
ir sint von ir vriunden heimlîche boten komen.
dâ von solt du dich hüeten edel ritter hêre,
daz du von ir vriunden iht vliesest beidiu lîp und ouch die êre.

Z. 4 bemerkt Martin: '*von ir vriunden* ist ärmlich aus Z. 2 wiederholt.' Ich stimme dem bei, glaube aber, daß wir es hier nur mit einem Irrthum des Schreibers zu thun haben und daß es ursprünglich gelautet hat:

dâ von solt du dich hüeten edel ritter hêre,
daz du von in iht vliesest beidiu den lîp und ouch die êre.

Die Verderbniß scheint dadurch entstanden, daß *ir vriunden* ursprünglich über *von in* übergeschrieben war; *dâ von* hat natürlich die Bedeutung 'darum, deshalb'.

NORTHEIM, im Juni 1887. R. SPRENGER.

ZUM TÜRHEIMER WILLEHALM.

Der Antiquar Kerler in Ulm kündigt in seinem Kataloge Nr. 98 an:

Ulrich v. Thürheim. Fragmente a. Ulrichs v. Thürheim Willehalm. 4 Bl. 1200 —. Handschriften auf Pergament a. d. 13. u. 14. Jahrh., meist leicht leserlich. Zum grössten Theil ungedruckt. 1) 1 Bl. 0,163/181 m. saec. XIII., 2 Col., unten abgeschnitten. Jede Seite 26 + 2 Zeilen. Auf Col. 1: Bi dem kursit er si nam. Rücks. Col. 1: Swas wir hie die beiden sparn. — 2) 2 Bl. 0,242/220 + ? m., saec. XIII. Unten abgeschnitten, zweispaltig, jede Spalte 41 + ? Zeilen. — 3) 1 Bl. 0,168/240 + ? m., saec. XIV. Zweispaltig, oben abgeschnitten.

Die naheliegende Annahme, daß die obige Zahl 1200 auf einem Druckfehler beruht, trifft nicht zu: es werden für die vier Blätter eines Werkes, von welchem rund zehn Handschriften mehr oder weniger vollständig und zwanzig andere Handschriften in Bruchstücken bekannt und erhalten sind, in der That eintausend zweihundert Reichsmark verlangt!! Da ein solcher Preis die Erwerbung von sachkundiger Seite wohl ausschließen dürfte, wäre es um so wünschenswerther, daß über den schließlichen Verbleib der Bruchstücke seinerzeit von 'Wissenden' an geeigneter Stelle Auskunft ertheilt würde.

KASSEL, im Februar 1886. EDUARD LOHMEYER.

ALTDEUTSCHE HANDSCHRIFTEN DER BIBLIOTHEK ZU DARMSTADT.

Beschrieben von F. W. E. ROTH.

Mittheilungen über altdeutsche Handschriften in Darmstadt machten Graff in der Diutiska I, III, H. Hoffmann in Haupt-Hoffmann, Altdeutsche Blätter I, Leipzig 1836, p. 380—82, A. Keller in der Bibl. des liter. Vereins in Stuttgart 45, Wiegand in Haupt, Zs. f. d. Alt. VIII, 263, die Germania XV, 203—206, Walther in seinen Beiträgen und N. Beiträgen. Eine Beschreibung aller altdeutschen Codices ward nie versucht, wird aber in Folgendem, soweit die in allen Theilen des Catalogs enthaltenen Codices dieses zulassen, soweit gegeben, als die Umstände erlauben und selbst Theile von Sammelbänden benützt. Die Darmstädter Bibliotbek hat nur wenige altdeutsche vollständige Codices von Bedeutung, größer ist die Anzahl wichtiger Bruchstücke, das Meiste gehört der Theologie, Ascese, Mystik und verwandten Gebieten an, ist zwar meist des vollständigen Druckes nicht werth, aber immerhin für Geschichte der Übersetzung beliebter lateinischer Bücher sowie durch niederdeutsche Sprachformen für den Germanisten wichtig.

DARMSTADT, im März 1887.

Nr. 6. 16⁰, Perg. saec. 12. 102 Blatt. Summarium Heinrici. Deutsch lateinisches Wörterbuch. Druck: Germania IX, 13—29.

Nr. 9. Quart, Papier. saec. 15/16. 15 Blatt. Medicinischer Sammelband, darin: Ain Recept von ainem Holtz zû brauchen fur die kranckheit der frantzosen vnnd ander flissig offen schaden anss hyspanischer sprach etc.

Nr. 70. 16⁰, Perg. (sogen. Junfernpergament). saec. 15. In altem Einbande mit Spangen. Anf dem Vordeckel steht von Hand saec. 17: Anno 1633 ist gerechnet Dass dieses buch alt sey 180 Jahr, Welches geschrieben Anno 1453.

Niederdentsches Gebetbuch mit Kalender. Schrift in Schwarz und Blau, mit blau nnd goldenen Initialen; sehr feine Miniatnren finden sich Blatt 22^v, 23^r, 43^v, 48^v, 52^v, 56^v, 60^v, 68^r, 73^r, 95^r, 150^r, 151^r, 152^r, 153^r, 155^r, 157^r, 158^r, 159^r, 160^r, 161^r, 162^r, 163^v, 164^v, 165^v, 167^r, 168^r, 169^r, 171^r, 172^r, 173^r, 174^r, 175^r, 176^r, 177^r, 179^r, 180^r, 181^r, 182^r, 183^r, 184^r, 185^r, 186^r, 187^r, 188^r, 189^v, 191^r, 193^r, 194^r, 195^r, 196^r, 197^r (ein Bild wie Lochners berühmtes Dombild in Cöln mit gleichen Figuren und gleicher Gruppirung), 198^r, 199^r, 201^r, 202^r, 203^r, 204^r, 205^r, 206^r, 207^r. 235 Blatt, wovon 227—235 leer.

Inhaltlich hat das Buch den Kalender Blatt 2—13, Blatt 14—15^r leer, Blatt 15^r—19 chronologische Tafeln, Blatt 20—21 leer, Blatt 23^r Hie be-

gynnent vnser licuer frauwen trude Domine la. Here do vp myn lippen inde myn mnnt sal vort kundigen dinen loff. Tageszeiten mit deutschen Sequenzen. Blatt 73r folgen die sieben Bußpsalmen. Here herispe mich neit in dyme tzorne etc. Mit Geheten, dem de profnndis und Allerheiligenlitanei. Blatt 92—94 leer, Blatt 95r Hie hegynnet die vigilie tzo dnitschen. Dilexi qnoniam exandiet. Got ich han dich geminnet etc. Blatt 142r: Dit is eyn cleyne vnrrede van eyme rosen krentzgyn. Blatt 150r Gehete auf Heilige. Blatt 208r Dit gehet sal man sprechen als men zo dem heiligen sacrament sal gaen mit rechter andacht ind mynnen ind mit heruwenisse der h. Blatt 218r Dit lys als du gedruncken hais vsz dem kelche vnses heren. Blatt 220r Van sent michael vnd van allen heiligen Engelen. Gehete anf die Heiligen, Martyrer im Allgemeinen. Blatt 226v steht von Hand saec. 16: Anno salntis nostri M. eecc. liij. — Über das Buch cf. Dentsches Knnsthlatt I (1850), 307. Walther, Beiträge 142.

Nr. 86. 12°, Papier. saec. 15./16. Sammelband, darin niederdentsche Glossen.

Nr. 88. Qnarto, Papier. saec. 15./16. (Hüpsch.) Honsbacher Hanss Medicin buch Anch Churhnch, vndt Statuta der Statt Sieghergh (Hände saec. 17). 1. 2 dentsche Recepte. 1v. 2. Item dit is we der gult gulde vp heit geslagen van .... an hys vp sent bartlomeiss dach Anno XI iair etc. Anno domini lxv ind lxxi do galt der gulde xxvj alhus. — 2r—2v. 3. Rechenhnch des Lodewich Symüs über Güter. Blatt 3v—6r. 4. Item dit is eyn sannynge vür wasser metzen stail etc. Segen gegen Krankheit, heendet von Lodewich Symüs 1515. Blatt 6r—8v. 5. Recepte und andere Einträge. Blatt 9r—12v, Blatt 10 zerrissen. 6. Dit is dat kurboich zo Syhergh. Die Ordnnng der Stadt. Blatt 13v—26v. 7. Dyt ys dye thaiffel tzoicht. (Verse.) Blatt 27v—30v. 8. Recepte. Blatt 31r—34v. 9. Rechenhuch. Blatt 34r—37v. — Über die Hs. cf. Zs. d. f. Alt. 28 (1884) p. 66—67. Nr. 7 daselhst p. 64—66 gedruckt.

Nr. 106. Folio, Papier. saec. 15. 1. Hie begynt dat hoich genant zo latine de illustribns viris Dat is van dem oner claren edelen mannen des ordens cistercien. 2. Her volget na, we dat van der eirster heilger kirchen der clairheit des gemeynen leuens began. Ind dat de insetzinge der moynchlicher geistlicheit eyn hegyn genomen hait hee van. — Schluß: Hie geit vss dat hoich van den ouerclairen edelen mannen des ordens van cystercien. 3. Hie hegynt van eyme eynsedelre genant schetzelo, der in dem buschdome van treir was XIIII iair sunder decken ind sunder cleyder. Ind was onch genoichsam mit spysen der deir als mit kruyde, wortzelen, eichelen ind der gelich zo essen. 4. Hie begynt eyne disputatie tuschen eyme prior der preitger orden ind eyme geiste eyns mans, de gestoruen was, ind gwido heisch. — Ende: Orate pro translatore.

Wie es scheint rühren diese Stücke von einem Verfasser her und sind Überarbeitung ans Konrads von Eherhach lateinischem Exordinm magnum ordinis Cisterciensis, das anch liher de illnstrihns viris ordinis Cisterciensis heißt; jedenfalls eine Originalhandschrift. — Das Stück 3 ist lateinisch in Ms. 2709 in Darmstadt vorhanden. — Walther, N. Beitr. p. 96, Nr. 14.

Nr. 115. 4°, Papier. saec. 15. Deutsche Chronik Königshofens. Aus Bachmanns Besitz.

Nr. 184. Papier, Folio. saec. 17. 13 Blatt, defect. Deutsches Leben der hl. Elisabeth von Thüringen, Abschrift von Nr. 2254. Nach einer Notiz fehlen 8 Blatt mit 384 Versen.

Nr. 190. Folio, Papier. saec. 15. Aus dem Carmeliterkloster in Hirschhorn. 1. Deutsch-lateinisches Wörterbuch nach dem Katholicon und Paplas, mitteldeutsch. 'Ex quo vocabularii autentici videlicet Hugwicio' etc. A—Z. 2. Verse über das Leiden Christi. $1^1/_2$ Blatt.

(D)o crist mit sinen inngeren asse
Vnd iudas nam mit im daz masse,
Do verkauf er sinen herren do
Daz waren dye iuden alle fro etc.

3. Das Schachbuch des Jacobus de Cessolis. 'Multorum fratrum ordinis' etc.

Nr. 193. An 190 mit 191—192 angebunden. Abschrift der Chronik Königshofens von Dietrich rebestock. 'Hic vohet an die vorrede der Croniken. Man vindet geschriben in latin etc. Reicht bis K. Wenzel. Walther, N. Beitr. p. 100, Nr. 27.

Nr. 201. Folio, Papier. saec. 15. Mit rohen aber interessanten colorirten Zeichnungen. 1. Pyllgcrym. 'Den die gaent in dem wesen' etc. Ascetische Schrift in Gestalt einer Pilgerfahrt. Niederdeutsch. Nach der Rückaufschrift: aus in Ital. Blatt 12 steht: 'Vsz welschen zu dutzsche han jch diss buch gemacht' etc. 2. Wie der weller biedet vnser lieben frawen. In Versen. 'An dich der werlde zuflucht' etc. Am Ende ein Wappen (weißer Schild mit doppelter schwarzer Querbinde, Oberfeld schwarz, darin ein weißer Stern).

Nr. 446. 8°, Papier. saec. 15. Interessant gepreßter Band. 'Hie hebit sich an der closter spiegel Wie geistlich lüde sollen leben. Liebe vatter Ich hedden üch durch got, daz ir myr saget von eyme geystlichen leben, alse ich mych begeben wülde, wie ich dan leben solde. Liebe kint wiltü daz wissen, so saltü den closter spiegel gerne lesen, den wil ich dyr hernach beschriben etc. Am Ende defect.

Nr. 449. Quart, Papier. saec. 15. Hier beghint die exposicie von den pater noster gheliken dat dio vier lectzaers gheexponeert hebben. Onse lieue here onse etc. Geschrieben 1472. 172 Blatt. Enthält vieles aus des Caesarius v. Heisterbach dial. mirac.

Nr. 465. 4°. Perg. saec. 15. (Hüpsch.) Deutschordensstatuten. Zuerst Calendarium, dann: 'Hie hebet sich an die Regele', Register über LXIII Capitel. — 'Diz ist wie vnd von weme vnd wanne sich erhaben hat der orden der brudere des thuschen huses sente Marien von ierusalem.' — 'die brudere nicht vigilie. Finit liber ordinis fratrum de domo Thethunica (!) in Jerusalem.' — Von anderer Hand ein deutsches Gebet. 'Bruder bittet vnsern herren got' etc. Darin die Stelle: 'vnd vor hern Sigmundt Romischen, vngerischen und behemischen kounig vnd ouch vor syne frawe Barbaren Romische, vngerische und behemische konigine'.

Nr. 468. 8°, Perg. saec. 14. (Hüpsch.) Deutschordensstatuten. Auf dem Vorsatzblatt die Verse:

Non sunt forte rati
Qui sunt in reumate fati;
Cedo, quod appellet,
Quin forte in alma refellet. (saec. 14.)

1. Lateinisches Calendar. 2. 'Dit is wie unde uon weme unde wanne sich erhauen hait der orden des thuschen huses Sente Marien uon Jherusalem. In deme namin der' etc. Blatt 3 ausgeschnitten. — 'ane des lantcommendures urlouf.' cf. Schönhuth, Deutschordensbuch. Die Sprache des Ms. ist älter. 3. Andere Hand. saec. 14. Item anno domini millesimo tricentesimo LIIIj° facta et edita est ista constitucio. 'Wir broder Winrich van Knyprode Homeister' etc.

Nr. 724. Folio, Papier. saec. 15. Aus der alten Hofbibliothek. 1. Dyt buch ist der renner genant, wan es rynnet durch alle land. — 1—91ʳ. 2. (Salomon und Marcolf.)

Ich han dicke horen sagen
Wy man vant in allen tagen etc.

Blatt 92—106ᵛ. 3. Wy der molner in das hymmelrich quam ane vnsers herren godes holffe et cetera. 106ᵛ—108ʳ. 4. (Erzählung von der Königin von Frankreich.)

Die schrifft beduudet vnss waz geschach
Das man in hohen eren sach etc.

108ᵛ- 115. Blatt 115ʳ steht: Est Joannis a Glauburg (Hand saec. 16). — Nr. 4 gedruckt Graff, Diutisca III, 378—397.

Nr. 741. Folio, Perg. saec. 15. (Hüpsch.) Deutschordensstatuten. 'In der zal Cristi vnsers herren tausent vierhundert im zwey vnd virczigsten iare am Suntag nechst vor Sant Egidij tagk' etc. Herausgeber ist Cunrat von Erlichsshusen Hochmeister. Das Ganze theilt sich in die Regel, die Gesetze und die Gewohnheiten. Es folgen: 'Diss ist wenn die brůder venien oder nicht'; Sequitur benediccio ensis ad faciendum militem; 'wie die brůder priester in dem capitel sollen bitten fur den Cristenthum.' Nach einem auf dem Vordeckel befindlichen mit Tinte verschmierten Eintrag stammt der Codex aus Coblenz. — Die Sprache ist mittelrheinisch. — Gedruckt Hennig, Deutschordensstatuten 29—218.

Nr. 790. Folio, Papier. (Hüpsch.) Die hintere Hälfte vom Wasser beschädigt. 307 Blatt. saec. 15.

Der Renner Hugo von Trimbergs.
Diz buch en ist viel luden nicht wol bekant
Der Renner ist iz genant Amen.

Nr. 801. 4°, Papier. saec. 18. Chronica vndt Ausführlicher Bericht, Woher die Herren von Thüringen vnd Hessen Erstlichen erwachsen seindt. Bruchstück aus dem liber II der 'Chronick vom alten Herkommen', cf. Wenck, I, XXI. — Ratz'sche hessische Reimchronik. cf. Adrian, Mittheilungen 137 bis 274. Aus Liebknechts Bibliothek, ehedem in der Bibliothek zu Laubach.

Nr. 802. 4°, Papier. saec. 16. Chronicon Thuringorum Hessiacum. Von den Regenten in Düringen vnndt Hessen. — Chronicon Hessiacum. Von den Lantgrauen zu Hessen so nach S. Elisabethen Tot als Düringen undt Hessen in zwo Herrschaften zertrennet, angefangen. — Kurtzer Ausszugk Hessischer Cronicken. (Ineditum.) — Chronicon Thuringorum (sogenanntes Nohe'sches Zeitregister). Geschrieben 1594. Schließt 1408. cf. Wenck, I, XXII, IX. Walther, L. H. Suppl. II, Nr. 78, 96.

Nr. 809. 12°, Perg. 15. Jahr. (Hüpsch.) Deutschordensstatuten. 1. Calendarium, lateinisch. 2. Benedictio ensis ad faciendum militem. 3. Dit is wie

sich irhauen hait der orden des dutschen huses. 4. Dit is dit regele der bruders uan deme dutschen huse sente Marien. — Auf dem Rückdeckel Bruchstücke einer Deutschordensnrk. saec. 15.

Nr. 810. 8⁰, Perg. saec. 14. (Hüpsch.) Deutschordensregel. 1. Hie hebit sich an der prologus in die Regelen der brudere vou dem thutschen hvs. Gedruckt in Hennig, Deutschordensstatuten 3, das Ms. ist in der Sprache älter. 2. Bestimmungen wegen der Venien. 'Alle tage, so man nicht enhat nun leccien noch octauen' etc. — so sal man vf sten'. 3, Hymnus: 'Ave preclara maris stella' etc. 4. Bestimmungen wegen der Lectionen 'Diz ist ovch zv merken, daz wir vber al daz iar sprechen vigilie von drin leccien' etc. 5. Ista sunt statuta in capitulo generali. 'Went in vnsem orden geschriben stet, daz man zwein hrûdern' etc. und andere Bestimmungen. — Wi man die help brûdere enphahe. — cf. Hennig 233 f. 6. Hymnus. 'Clare sanctorum senatus' etc. 7. Dicz sint die gesezzet, die gesezzet vnd gesriben sint in dem hohen capitel ze provinzen von wnserm Hoch meister Brûder Wernhern. 'Wir Brûder Wernher' etc. 8. 'Wir bruder thiterich von Aldenhvrg homeister dez ordens' etc. 9. Ein Segen. † Crux Christi sit semper mecum. † Crux Christi quem semper adoro. † Crnx Christi est vera salus. † Crux superat gladium. † Crux Christi solvit vincula mortis. † Crux Christi invincibilis per arma. † Crux Christi inmobilis (!) singnum. † Crux Christi sit mihi Eherhardo vita, vis virtutum; per crucem divinan (!) egrediar omne ider — ego Eherhardus. † Crux Christi domini nostri Jesu Christi pendeat mihi Eberhardo omne honum. † Crux Christi auferat mihi omne malum. † Crux Christi annerat me penam mortis eterne. † Crux divina salva me et sis sanctorum animorum, serva me, quia anticus hostis fuit, ubicunqne te viderit. On, eli, eloi, adai, vilocra, detragramaton, sadon, pater, filius, principium, vivis, vons, virtus, claritas, spes, deus fortis, Jan, Adan. † † † Daz ist der segen den bobest Leo sim bruder kûnik karel sayt. Wer sich domit alle tag segent des tages, stirbet on gotes licham nit, noch er trinket in keinem wazzer nit, uoch verbreunet in keinem fûr uit, noch stirhet kenes vnrechten todes uit. Vnd welch fraw in hii ir hot, so sie ciues kindes genesen sol, des geniset si ou allen smerzen, vnd ist ein he werter segen Amen. 10. Bestimmungen über Fasten. 11. Eine deutsche Erzählung vom Leiden Christi. 'Wunf wyse meyster saseu bi eynander' etc. Wie es scheint unvollendet. 12. Chronistische Aufzeichnungen über Akers und den Verlust der Stadt 1292. 'By Cypro vp eyne dachvart vp den ouer des meres lach die edel dure stat Akris, da vurmaels eyne gemeyne zuvlucht was der pilegerim ind anderer lude.' — Schließt: 'In der zyt, doe man schreif van vnss heren gots geburt dusent vnd zwey hundert ind zwey ind nuynzich iaer, des zwelften dages in dem Meye, doe wart geuangen ind gewunen die edel blome ind dat hoeft ind die zyrode aller stede, die in dat vesten gelegen synt, die edel werde dure stat Akkris.' — 4 Blatt. 13. Verse:

Si quis dolo uou obedit,
Nou impune sibi cedit.
Sed qui houa hic gessernnt,
Illi soli salvi erunt etc.

3 Seiten, meist anf Mißhräuche im Ordeu sich beziehend, z. B.

Quondam milites statuti
Erant, nt per eos tnti
Essent vidue, pupilli.
Clericus sed nnnc et illi
Tales minime defendunt,
Sed predantur et intendunt.

Auf dem Vorsatzblatt deutsche Verse:

In waz bi Rome der stat
In eme heringe ein michil gat,
Dar inne ein grosse trache lach,
Der in den selben zyten plach,
Daz eyr de lnfft ergiffte etc.

Unvollendet.

Nr. 813. kl. Folio, Pergament und Papier. saec. 15. (Hüpsch 688.) Dit is dat prologns of die voersprake in sante gregorins omelie in dnytsche. 'Men sal wissen' etc. Predigten Gregors des Großen deutsch.

Nr. 814. Folio, Papier. saec. 15. Hüpsch 53. Dis Bnch ist im jair 1571 vernewert vnd gebessert dur H. Peter Greffrat. — 383 Blatt. 1. Deutsch-niederrheinisches Calendarium. 2. Dentsches Legendarinm. Lange zyt hyn ich versoicht gewest ind gebeden seir om vs dem latyne in duytschen zo machen eyn hoich, dat men in latyne heischt Aurea legenda etc. — Als Auswahl theile ich folgendes mit: Blatt XIV'. Van sent Anno dem heilgen bnsschof. 8 Seiten. Bl. XXVI. Van sente Valcrius inde eucharyns den heilgen husschoffen. Bl. LXIX. Van sent thomas van cantelberg. Bl. LXXXV. Van sent Manrus ind Martha den heilgen merteler. Bl. CII. Van sent Valerius husschoff. Bl. CIII. Van sente Ailgont der heilger ionffer. Bl. CXIIII. Van sent Dorotheen der heilger ionffer. Bl. CXXVIII. We sent Mathys heildom van Rome zv treir is comen. Bl. CXXIX. We sent Mathys eirst vonden wart zn trier. CXXIX. Eyn ander vyndinge sent mathys des apostels. Bl. CXXX. We sent mathys licham vonden wart zo dem dirden mail. — Folgen Wunder. Bl. CXXXV. Van sente konegont der heilger cloister ionfferen keysser heynrichs hnysfrauwen. Bl. CXXXVIII. Van sent gregorius dem heilgen pais. Bl. CXLIII. Van sente geirdruyt der heilger ionfferen. Bl. CLXII. Van sente Quyrynus deme heilgen mertelere. Bl. ClXXVII. Van sent maxmyn husschoff zo Treyr. Bl. CCX. Van sent goarus dem confessor. Bl. CCl. Exempel van aroldo dem konynck Rnssorum. Bl. CClXXIII—CClXXXVIII'. Van dem leuen sent claren etc. (Sehr ausführlich.) Bl. CClXXXXI. Van sente hernart. Bl. CCCXII. Van sente Cornelius. Bl. CCCXIII. Van sente lamhertus dem busschoff. Bl. CCCXXI. Van sente Gereon dem merteler ind synre geselschaff. Bl. CCCXXVII. Van den eylff dnsent ionffrawen. Bl. CCCXXIX. Van sente seuerynus deme heilgen bnsschoff van Collen. Bl. CCCXlVI. Van sent hnpert dem heilgen bnsschoff. Bl. CCClV. Van sente Elsahet der heilgen vrauwen ind wedwen. (v. Thüringen).

Nr. 817. Folio, Papier. saec. 15. Mit getnschten Federzeichnnngen (nnter den Cimelien). Vitae patrum dentsch. 'Wie das leben der altvetter wart geschrihen vnd wcmen, wenne vnd warvmb' etc. — hette geton. Amen Deo gracias.. — 308 Blatt mit 247 Bildern.

Nr. 823. 8°. Perg. saec. 15. Deutschordensstatuten. (Hüpsch.) Dit ist wie sich erhaben hat der orden dez spitales des dutschen huzes von Jerusalem. 'In dem namen der' etc. Am Ende eine Abhandlung über Ablässe des Ordens. 'Dy bruder des duzen huses vnd er dyner' etc. Stimmt mit dem Drucke bei Schönhuth, Deutschordensbuch überein.

Nr. 851. Quarto, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) Dyt boeck hortto herzenbroecke. De glosa vp cantica canticorum. Hyr begynt eyn tractât meyster Richardus van sunte Victor vp cantica canticorum. 'In mynem bedeken hebbe ick ghesocht by nachte, den myne sele leyf heuet etc. — de hillige gheist. Hyr endet eyn tractaet mester richardus van suute vichtort (!) vp Cantica canticorum. — Es folgen deutsche Stellen aus Ambrosius. 12 Blatt. — Dyt syn twelf (vn) dogede de sere hinderen enen geistliken menschen. 'Et synt twelf punte' etc. 2 Spalten. Scriptus est liber iste per sororem Gertrudim Hudepoel scolarem in Hertzebrock.

Nr. 925. 8°, Perg. saec. 15. Deutsch-lateinisches Brevier vom Niederrhein. (Hüpsch, Nr. 301.)

Nr. 983. 12°, Papier. saec. 15. (Hüpsch 229.) 1. Hyr begynt de regel sent augustynus ons heilgen vaders myt der glosen. — Dese na geschreuen gebode syn geheischen regele etc. — geleyt en werde Amen. 2. Regnum mundi. Dat riche der werelt inde alle tzeirait etc. Mit dem Lobgesang: Veni creator. Kom schepper geist vande dynre dienre inwendicheit etc. Allerheiligenlitanei (deutsch.) Ceremonien und Gebete bei Aufnahme einer Nonne in den Orden. 3. (Andere Hand.) Dit ist die Roemer vart wie geistlich beslossen pereonen myt geheden au liffliche entgegenwerdicheit die kirchen mogen visiteyren vnd alles aflais vnd genade moegen deylhafftig werden dan zu dem ersten sullen wyr die Roemeruart beginnen zo sant panthaloen.

Nr. 984. 8°, Papier. saec. 15. (Hüpsch 218.) 1. Hye begynt de epystel des heiligen eusebii zo Damasium busschoff portuensem ind zo theodosium senatoir van rome van dem gloriosen confessoir inde leirre sent iheronimi. 'Deme eirsamen vnder Damosio' etc. 2. Hie begynt de epistel de sent augustyn der heilge lerre sante Cyrillo de der ander busschoff zu iberusalem was, van der groisheit des heylgen sente iheronymus eyns preysters inde leirrers. Nebst Antwort über Wunder St. Hieronymi. Diese deutsche Übersetzung erschien zu Lübeck 1484. Hain, rep. 6723. 3. Hye begynt eyn yunich hoichelgin van geistlichen vpclymmen etc. 'Selich is der man' etc. 4. Van bedroiffenisse. Dese intgaen wordige etc.

Nr. 989. 8°, Papier. saec. 15. (Hüpsch, 388, 83). 1. He begynnet der heilger veder collacie dit ie de vurrcide. 'He begynt Johaunee caseianus de dese' etc. — neit eu verloir. Amen. Es ist die Schrift des Johannes Cassianus eremita in Aegypto: de institutis coenobiorum deutsch. Ausgaben bei Hain, rep. 4561 f., verschieden von der Übersetzung Johann Niders, die unter dem Titel: 24 goldene Harfen bekannt ist. Hain 11846 f. 2. Dit is de epistel van deme steynne. 'Aillso as geloifft is in der zo komen' etc.

Nr. 991. 4°, Papier. saec. 15. (Hüpsch 392.) 1. In gotz namen heuen ich Euchariue dit boich au tzo echryuen, ind is de hystorie van den hilgen dryn konyngen. — Loff, ere ind werdicheit der hilgen dry konyngen hait ervult etc. — zo der rechter hant. Dit boich is vss dem latyne in dat duitsche gesat zo der eien gotz ind der lieuer yonffrouwen Marien, Ind in

de ere der hilger dry konynge. — 46 Blatt. 2. Hier hegynt de hystorie van der geburten, van dem leuen enn vsn der bekieryngen sente Katherinen der edelre Joncfrouwen ind merterschen cristi. Eyn groiss phylosophus in griecken die van groeter oitmodicheit etc. — mediolano bis hude op desen dach. 3. Van dem leuen enn martilien der bilger iuncfrouwen Victorien enn annatalia vss dem passienael. In der stat van Romen in der tzit etc. nu enn in ewicheit Amen. 4. Van der legenden des werdigen ynnigen lerres (!) Johannes Damascenns. Eyn grois erher mechtich man van edelen magen etc. — der werelt leifde. 5. Hie begynt dat leuen enn de passie der hilger mertelaren Epicticus des preisters enn Astion syns iongers ind moniches. By dyoclesianus des keisers tziden was etc. — behelder in ewicheit Amen. 6. Van sancte Eustachio deme hilgen merteler vss deme pasienaele. Eustachius heisch eirstwerff Placidus etc. — de ander kalende van nonenber (!) 7. Hie begynt dat prologus van deme lenen ind steruen der hilger iuncfrouwen ind mertelerschen Christi sancte Barbaren. Eynen denoten eerbaren man geboren van hogen geslechte etc. — Nebst Translation nnd Mirakeln. — do hei dit mirakel predichde.

Nr. 1000. 12°, Perg. saec. 14. (Hüpsch.) Deutschordenstatuten. 1. Calendarium (lateinisch). 2. In den name der heileger driuuldecheit 'So condeghe wi alle den ghenen, die nu syn, ende noch hyr na comen sulen' etc. Am Ende der beigefügten Gebete ein Deutschordensherr in Miniatur. 3. In den name der heileger driuuldecheit na gots ghehoert doen men screif M . CC . lXXXIX ane enen dyssen daghe na sente Dyonys dach wnrden dese gesette geseet enn gestedecht te meuse van bruder borgarde den hogen meester des spetaels sente Marien des dytschen huus te Jherusalem. Daer waren oner enn hi bruder coenraet von vuchtwanghe etc. cf. Hennig p. 31. Ist sprachlich älter.

Nr. 1074. Quart, Papier. saec. 15. Feuerwerkerbuch über Pulver-, Salpeter-, Schwefel- etc. Bereitung. 'Welcher furst, Grafe, Ritter, knecht etc. — es gar waich'.

Nr. 1383. Quart, Papier. saec. 15. Andachtsbuch. 1. He hegynt eyn boich genant der susteren spegel. 'In Christo Jhesu van doichdem' etc. — hilge geist Amen. 2. Dyt boich is geheischen" der susteren apteeke. 'Susteren alle etc. — werde.' Amen.

Nr. 1433. 12°, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) Niederdeutsches Legendarium. Dit is van sente Dominicus leuen, 'Domynicus de leitzman' etc. Dit is van sente dorothea legende. 'In den tziden' etc. Wat der name apollinaris bedudit etc. Hymnus: 'Gogroit systu Maria eyne op gewassen lelye der kuyscheit' etc. Leben der hl. Afra und Walburg.

Nr. 1567. 8°, Perg. saec. 16. Prachths. Westphalische Gerichts Ordnung durch Kaiser Carolen den grossenn aufgericht Anno 772. Dann Wappen (springendes Pferd in rothem gemustertem Schilde. Rückseite eine Miniatur: Belehnung Caroli vber die hailig haimlich Echt. Der Text beginnt: Der Hailigen Heimlichen Echt Freigrafen' etc. — Gesammelt 1546. — Reformatio iuditii vetiti Westphalie dive memorie Rûperti Romanorum regis Anno 1404. — Es folgen zwei Urkunden: K. Sigismund Basel am Sambstage nach dem Sontage Invocavit Vnserer Reiche des Hungarischen etc. Im Sibenvndvierzigisten — — Jare, und Pfalzgraf Wilhelms bei Rhein Basel an Freitag

vor Sanct Margarethen tag. Anno etc. (14)33. — Des Freigranen Brief. 'Dem Erssmen vnd Fursichtigen Conrat Vogelin Burgermaister zů Angspurg' etc. — Antwort dem Freigrafen. 'Dem fromen Vesten Heinke von Fourde Freigraven des freyen Stules zu Volmersteine' etc. — Des Grafnegkers hrieff dem Burgermaister geschriben. 'Dem Ersamen weisen Conraden Vogelin' etc. — 'Antwort dem Grafnegker' etc. — Nota Lienhart Prohsts hrief dem Burgermaister Conraden Vogelin gesant. — Item das sind die nachgeschrihen Freischopffen vnd wissender der hailigen haimlichen Echt' etc. — Brief 'dem Allerdurchleuchtigisten Fursten vnd Herren Herren Alhrechten von Gottes genaden Romischen Konig' etc.

Nr. 1571. Quart, Papier. saec. 15. Calender, Mondtafel, Tafel üher goldne Zahl, Ostertafel, Auslegung der zwölf Himmelszeichen (deutsch) mit Diätregeln.

Nr. 1572. 8°, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) Deutsches Brevier. Von der verborgenen Sussigkeit des H. Creutzes vns was darin seye verharren, vnd was man Reiniglich naoh Gott hegehren sall. (Unvollendet.) — Stammt aus dem Bisthum Cöln.

Nr. 1742. 16. Papier. saec. 15. 1. Hye begynt dye dornen Crone vnses lyenen herren Jhesu Christi seer denoit vnd ynnych tzo lesenn. 'Item so wer dese nageschrenen bedinghe' etc. 14 Blatt. Schließt:

O schepper aller creaturenn
Du hys harmherzych van naturen
Laiss dich gedencken dynre myldicheyt
Vnd sych an myne swacheyt
Here durch dyn croin vnd dynen doyt
Hylff myr onsz alle mynre noyt. —
Der disz geschrenen hait myt sinre hant
Johan van prum yst er genant,
Vur welchen wylt eyn pater noster sprechen
Vff dsz got der her syn sunden nyt sy rechen. —

2. Gebet zu Maria Magdalena. 'Heilige Maria Magdalena die mit' etc. — 1 Blatt. 3. Dyt synt dye andechtige geheder der helger frauwen sent Brygitten van dem hitteren lyden vnsers Jhesu Christi. 'Idt iss gewest eyn andechtige hillige frauwe' etc. Es folgen eine Menge anderer Gebete. Am Ende steht: M . V^{c} XXXIII. Eyn ynnich pater noster vnd Ave Maria vur mich vnnutzen schryuer hern Jo. Ryel zo Enerhartzclusen (a. d. Mosel) vwern getruwen liehen hroder in Christo.'

Nr. 1824. 12°, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) Deutsch-lateinisches Gehetbuch aus einem niederrheinischen Nonnenkloster. Am Anfange defect.

Nr. 1847. 16°, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) 1. Van der passien ons heren. 2. Das Büchlein Heinrich Seuse's von der ewigen Weisheit. Niederdeutsch. It stoende eyn preitiger zo eyner tzit na eyner metten etc. Das Gebet hei Denifle, deutsche Schriften Seuse's 470—471 fehlt, ehenso der ganze dritte Theil hei Denifle 488 f. 3. Hei begint der gelonue als in de propheten enn de appostolen gesprochen hain. 'Jeremias sprach. Got der here sprach, ir sult mich heisschen uader' etc. Die 5 Gehote, 5 Sinne, 7 Todsünden, 9 fremde Sünden, 8 Seligkeiten, 7 Sacramente, 6 Sünden wider den hl. Geist kurz heschriehen. Geschichtliche Beispiele von Mönchen.

4. Dit schrift de hilge doecktoir vbartyn yn syme boiche dat geheischen is van deme boeme des gecrucegeden lenens Jheso aldus. 5. He hegynt sante augustynus hant hoichelyn dat eirste Capittel van der heschanwyngen vns here Jhcsus Christus. 6. Das große Briefbüchlein Sense's. Regnnm mnndi et omnem ornatum etc. Denifle, cf. Seuse's Schriften XXVIII. — Snrrexi nt aspararem dilecto meo etc. Hahitahit lupns cnm agno etc. und andere. Schließt: yn ewiger selicheit werden van eme vmme vangeu Amen. Bonns sermo bonus es tu domini Jhesn Christi miseri michi eyn aue Maria vnr den armen schriuen. 7. Broder Johan Tanler sprach desen sermon. 'Dilectus meus loquitur mihi surge propera amica et veni. Aldus spricht de brut yn der mynnen hoiche' etc. 8. Hier beghint cyne ynnige epistel van ynwendigen oeffenunge des lenens ynd der passien vns heren Jhesns Christus. 'Qni perseveraverit usque etc.' 9. Rede Taulers. Vnse here Jhesus Christus etc. 10. Dit is we de sele enn de rede zo samen sprechen van dem vortgange eyns geistlichen leuens. 'De sele vraget en de rede antwort. Myt heymelichen vragen wyl ich vragen' etc. 11. Litanei für die Verstorbenen. Ascetische Arheit. 12. Verse.

Selich is der der nummer oeuel spricht,
Noch seliger der synen neisten nyet vernicht,
Noch seliger de weder de sonden vecht,
Noch seliger de synen hoesen willen hricht,
Noch seliger de groisse criege verricht,
Gans selig der ouen licht an dem iunxsten gericht.

Auf dem Deckblatt Perg. Ils. saec. 12./13. aus Virgil Eneis.

Nr. 1848. 16°, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) 1. Dyt is de passie van deme liden vnses lieuen heren also als sy sente Brigitten van godc deme heren geoffenbart wart. Niederdentsch. 2. Ascetische Arbeit mit zahlreichen Citaten ans den Kirchenvätern. 'Als dat man dait des anentzmails hegangen was, doe stont der here Jhesns op.' etc. 3. Na volget, we dn de edel durber salne bereiden sult mit den dryn marien omme da mit zo salnen dat werdige alre hillichste licham dyns liene heren ind brudegoms. Ind betrachte sere ernstlichen, dat nv her navolget, op dattu sys eyn tronwe maria magdalena. 4. Es folgt eine ähnliche Arbeit nnd eine Reihe dentscher Gehete. 5. Hie begynent de iiij passien vnses lieuen heren Jhesu Christi so as sy de iiij ewangelisten beschryuen, ind als sy gehalden werden jairlichen in der hilger kirchen. 6. 2 Predigten, eine des hl. Bernard. 7. Hie begeynt eyn sunerlich capittel ind it is genomen vs dem wynstock. 8. Hie begeynt eyn sunerlich capittel van dem valle Adams ind van dem oley der barmhertzicheyt weder den vall. 9. Hie begynt sente Anselmus perykel (!) der mynnen. 10. Eine Erzählung für Palmtag nach der hl. Schrift. 11. Heir begint ein hoich van der edelre duycht der gednldicheit, genomen vs vil boechen der hilger lecrrers ind deynt geistlichen mynschen want der viant arbeit alltzyt sy tzo bekoren. 12. Heir volgent na sunnyche stichtiche punten vs des hilgen bnsschofs cesarius eirste sermoen, we dat men in cloisteren leuen sal. 13. Gehete. 14. He begynt sent augustinus hantboichlyn dat eyrste capittel van der beschouwyngen vns heren Jhesu Christi. 15. Der liber de qnatuor exerciciis anime dentsch. 16. Ascetische Arbeit ohne Titel, wie es scheint Commentar von Bihelstellen.

Nr. 1896. 12⁰, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) Deutsches Leben der hl. Elisabeth von Thüringen in Versen. Die ersten 5 Blätter durch Mäuse zerstört. Schließt: 'dat is mit tait.' Completus est iste liber sub anno domini millesimo quadringentesimo vicesimo primo, tercio Nonas Martii. Angefügt das deutsche Gedicht: Dyt ys van der Seelen vnd lycham. Druck: M. Rieger in Pfeiffer Germania III, 396—407. cf. Walther B. S. 131—132. — N. B. 110. — cf. Bibl. d. lit. Ver. XC.

Nr. 1912. 12⁰, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) Dit is die legende van Sinte Elizabeth dochter des coninc van vngheren ende hertoghinne van dueringhen. Prologus. 'Doe ic begin te ondersoeken' etc.

Nr. 1956. 12⁰, Papier. saec. 15. (Hüpsch.) Das Büchlein von der ewigen Weisheit des Heinrich Seuse vollständig bis zum Ende der aparten Büchlein an die Abschreiber. Niederdeutsch. 'Van dem deyner der ewichen wysheit. It stoint eyn broider zo eynre zyt na metten vur synem crucifixe' etc. — cf. ed. Denifle. München 1876.

Nr. 1957. Folio, Perg. saec. 11. Evangelienbuch aus Seligenstatt (Hessen.) Auf dem Vordeckel Stück eines Perg.-Codex aufgeklebt (11. Jahrh.) Hic est thesaurus ecclesiasticus, quem ego Reginoltus in monasterio sanctorum martirum Marcellini et Petri Saligunstat loco iuveni*). Die Evangelien beginnen mit dem Briefe des Hieronymus, dann 12 Canontafeln in romanischer Malerei (blattgroß), auf Säulen getragene Bogen, in deren Abtheilungen die Schrift. Auf dem letzten Blatt Zinsregister saec. 11, sprachlich sehr wichtig, fehlerhaft gedruckt, Steiner, Bachgau III, 186. Auf dem letzten Blatt des Evangeliars von Hand saec. 11: Reliquie. Sancti Proti, Sancti Jacincti, Sancti Marii et Marthę, Audifacis, Abacuch, Jogiuis, Marcialis, Liberalis, Pudentianę, Concordię, Candidę, Sancti Marcelli, Sancti Castuli, Sanctę Braxedis; der Reliquienschatz der Abtei**). Auf dem Buchdeckel die Fortsetzung obigen Rentenverzeichnisses und 2 Traditionen von Hand saec. 11***) sowie mehrere Namen: Folchraht, Salaho, Sigimot, Hadaloe, Adalbrunt, Berloc (Hand saec. 11). Die Decke ist getriebenes Silber (vergoldet) auf Plüsch gelegt. In den Ecken der Darstellung die Sinnbilder der 4 Evangelisten, links und rechts zwei Heilige (Marcellin und Peter), mitten ein anderer Heiliger mit einem Wappenschild zu Füßen (Bischofs- oder Abtsinful und dem Monogramm GA). Links 4, rechts 3 Leuchter mit Kerzen. An einer Stelle beschädigt, gute Arbeit.

Nr. 2194. 4⁰, Papier. 15. Jahrh. 5 Bl.

Vns hait sante Hildegart vil gesacht,
Dat dar na waer geschach,
Des wyr eyn deil haent geseyn etc.

Deutsche Überarbeitung des jüngsten Gerichts nach Scivias. Schluß:

Dat wyr dyns wyllen zamen
Des gunne vns Jhesus Christus Amen.

Druck: Germania 1887.

Nr. 2225. 8⁰, Papier. saec. 15. Geschrieben 1410. Schulbuch. Textus compositionum. (Verse), darin niederdeutsche Glossen. Vertex: scheitel.

*) Steiner, Bachgau III, 186 nach dem Copiar der Abtei mit dem Reliquienverzeichniß (s. unten) und dem Rentenverzeichniß zusammen abgedruckt.

**) ibid.

***) cf. Anlage Nr. I und II.

cerebrum: hirne. — Arbor bonorum et malorum versifice. — Eine Anzahl Verse, die rückwärts wie vorwärts gelesen Sinn ergeben. — Lieder mit Musiknoten. Begirlich in dem hertzen min etc. — Ich stand in ellend naht vnd tag etc. — Eberli du bist so gar ein gûter man etc. — Ich lob ritter vnd frôlin fin etc. — Gluck vnd alle selikeit etc. — Fruntlich han ich gescheiden mich etc. — Am Ende:

Hût dich vor rottenburger rette
Vnd vor tuwinger kelre
Vnd vor ruttlingere rossen
Vnd vor vlmer wiben,
Wiltu by glück vnd seld bliben.

Nr. 2254. 8⁰, Perg. saec. 13./14. 221 Blatt. Geschenk des Christoph Kleinschmidt, Bürger in Gießen, an Professor Conrad Bachmann. Gießen 14. Feb. 1614 als angebliches Autograph des Beichtvaters Elisabeths. Conrad Bachmann d. J. widmete das Buch wiederum der Landgräfin Sophie Eleonore von Hessen als aus seines Vaters Bibliothek, 1649. — Deutsches Leben der hl. Elisabeth in Versen. Druck. Bibl. d. lit. Ver. 90. — Auszug aus dieser Hs. in Graff, Diutiska. cf. Maßmann, Denkmäler I, 113.

Nr. 2290. Folio, Papier. saec. 15. 540 Blatt. Mit Randbordure Blatt 1ʳ. (Hüpsch.) Niederdeutsches Leben Karls des Großen. 'Zo allen zyden in dem jare' etc. Die Hand, die den ganzen Codex fertigte, scheint die gleiche zu sein, die Hs. 2194 schrieb. Dieselbe stammt nach einem Eintrag Blatt 1ʳ: Ex libris conventus Colonien. Fr. Carmelitarum ...... Druck: Bibl. d. lit. Ver. 45. cf. Walther, Beitr. p. 131, Nr. 10. Über den Verfasser cf. Annalen d. hist. Ver. f. d. Niederrhein XI, 86, wo auch die Darmstädter Hs. erwähnt ist.

Nr. 2486. Fragmente, Papier. saec. 16. Lateinisch-deutsche Glossen.

Nr. 2635. Quarto, Papier. saec. 15. tractatus de fleubotomia. Am Ende defect. — Vrina nigra. — Ars de pulsibus. — Elcunaria calida. — Candida in primo gradu. — Dann medicinisches Glossar, niederdeutsch.

Nr. 2667. Quart, Papier. saec. 15. Mehrfach defect. 362 Blatt. Mit Initialen. 1. Dye tafel vain dem kristen gelaufe vnd lenen. Wahrscheinlich Autograph. 2. Sachsenspiegel. 3. Dit is der boenen orden. (Verse.) Hier ist die Hs. falsch gebunden. 4. Stück aus den Gesta Romanorum.

Nr. 2705. Folio, Papier. saec. 18. (Alfteriana 5.) 1. Dyt is dat boich van der stede Coelne. (Hagens Cölner Chronik.)

Dich ewige Got van hemelrich
Dynen sun de eweliche
Mit dyr is ind dynen hilgen geist etc.
im biddet syner selen gudes gemeine.
Amen Amen Amen Amen Amen.

72 Blatt. 2. Die Weuer Aaicht.

Wolde mirs Got gehengen,
Dat ich moichte volbrengen,
So wolde ich begynnen etc.
Die al dinck zo dem besten keirt.

Blatt 73—80ʳ. Walther, N. B. 117, 96. — Druck ed. Groote. Cöln 1834. 8⁰ und d. Städtechroniken.

Nr. 2775. Sammelband. 8°. saec. 15. 171 Blatt. (Hüpsch.) Darin Lebensregeln:

We gude stede willent regeren
De soelen dese XVj pnnte hanteren
Eyndrechtich soelen sy syn myt truwen
Gemeynen vrber meyst aynschanwen
Irre vryheyt yn nyet laissen brechen
Vmb gemeyne beste ducke sprechen
De ampte benelen alltzyt den broden
Der stede goit nanwe behoeden
Ind keren dat zer meysten haeten
Zo vrunde halden yre vmbsaeten
Wedde ind vrdell doyn gelych
Also deme armen als deme rychen
Den vremden luden syn genedich
An der dinckbanck syn gestedich
Vaste halden yre statnten
Alltzyt de quaden laissen enbuyten
Getruwe syn de koninx ind des riches ere
Dit ys der alder wysen lere
Vmb geyne meyde recht doyn spaeren
Sns mach man ere ind eyde bewaeren.

Nr. 2779. Fol., Papier. 15. Jahrh. Ex bibl. Jo. Jac. Mich. Wiedmanni past. Altenmünster. 1. Legende des hl. Georgins, niederdeutsch. Mit Zeichnungen. 54 Blatt. 2. Der Renner des Hngo von Trimberg, ebenfalls mit colorirten Federzeicbnungen, niederdeutscb. Blatt 58—261. Bl. 58—64 stark bescbädigt. Scriptum per me Seyfridnm de Pnech et finitum in vigilia natalis Christi anno domini M° CCCC° vnd in lXXij jare. — cf. Walther B. 132. Anszüge darans in Hanpt-Hoffmann, Altdeutsche Blätter I, 380. — Dentscher Merknr 1808, I, 250.

Nr. 2781. Quart, Papier. saec. 15. 91 Blatt. 1. Dis bůch ist genant daz regimen etc. 2. Verse: Gott ze lobe vnd ze ere etc. 3. Astronomisches. Dentscher Kalender. Diätregeln. Leider mehrfach defect.

Nr. 2815. Folio, Papier. saec. 18. Angliae linguae rudimentorum liber primns. Grammatische Abhandlnng.

Nr. 2849. Quart, Papier. saec. 17. Jedenfalls älterer Text. Absalon von Joab mit dreyen Lantzen durchrennet Wegen Geübter Tyranney gegen seinem bruder Ammon Vnd Gottlosen rebellion wieder den David seinen Vatter. 2 Regum 13 et 18. In Einem spihl vorgestelt. Theaterstück in Versen.

Nr. 2870. Quart, Papier. 8 Blatt. saec. 16./17. Die sybenn messen durch Babst Innocentinm bestetigt. Hiernach volgt von den selbenn sybenn messenn. Handelt theilweise über Ablässe.

Nr. 2914. 4°, Papier. 3 Blatt. saec. 16. Bekantnus dess gloubens dess heligen Athanasii inn der wyss: nun soel & hab.

'Wer selig werden will vff erd'
Der mnss vor allen dingen etc.

Schließt: Datnm den 28 abrellen 1566.

Nr. 3016. 8°, Papier. saec. 16—17. Angelsächsisches Glossar. E bibliotheca cl. Seldeni in Anglia manu F. Junii, F. F. descriptum et mihi d. d.

Londini Christoph. Arnold. Die Erklärung der Worte ist in englischer Sprache. — Schluß. Am Ende: Cantabrigiense exemplar manuscriptum grammaticae Aelfrici in calce libri habet hoc veterum glossarum fragmentum. Incipiunt glose multarum rerum anglice exposite a quodam sapiente. — 1 Seite.

Nr. 3158. Doppelblatt, Perg saec. 14. Mitteldeutsch. Stammt aus einem der Klöster Hirzenhain oder Conradsdorf in Oberhessen und diente als Umschlag einer Rechnung. Bruchstück der Weltchronik des Jans Enenkel. cf. Bibl. der gesammten deutschen Nationalliteratur (Basse) VI, Maßmann, Eraclius. Quedlinburg 1842. Anhang. Die Hs. umfaßt die Verse 12—168 (wenige fehlen), 447 bis Ende, die Erzählung von dem klingenden Bilde in Rom ist Blatt 2ᵛ begonnen. Text besser als bei Maßmann. cf. Zs. f. d. Alt. VIII, 263. Germania XV, 206. Dr. Phil. Strauch, der Herausgeber der Weltchronik für die M. G., besitzt Abschrift dieses Bruchstücks, das einer Hs. mit Darstellungen angehört haben mag, da der Raum für solche frei blieb.

Nr. 3159. Folio, Doppelblatt, dreispaltig. saec. 13./14. in Urk.-Schrift. Diente als Buchdeckel. — Bruchstück aus Rudolfs v. Ems Weltchronik. V. 188—205 der Ausgabe von Schütze, Die histor. Bücher des alten Testaments etc. Hamburg 1779—81. I.

Nr. 3160. Quarto, Perg. saec. 14. Bruchstücke des jüngeren Titurel. Reicht von V. 195—218, 363—391, 405—411, 558—580 der Ausgabe Hahns und vertritt die Textrecension der Titurelausgabe 1477. Gedruckt in Höpfner-Zacher, Zs. f. deutsche Phil. XVI (1875), 127 ff.

Nr. 3161. Nr. 3. Deutsche Fragmente einer Hs. des Passionals, 14. Jh. Von ed. Hahn, das alte Passional. Frankf. 1845, p. 138, 49—66, 69—78, p. 141, 52—68, 72—81, p. 204, 43—71, p. 207, 52—79. Die Hs. ist unter dieser Nummer nicht aufzufinden.

Nr. 3175. Folio. saec. 19. Abschrift Nebels in Gießen (aus dessen Nachlaß) von dem Bruchstück des Gedichts: Athis und Prophilias, welches Graff in Diutiska I, 2 f. aus einer Arnsberger Hs. abdrucken ließ. Nicht in der Reihenfolge wie Graffs Abdruck. Ein anderes Bruchstück dieses Gedichts in Lacomblet, Archiv f. Gesch. d. Niederrheins I, 15. — cf. Abhandl. der Berliner Akademie 1844, 347.

Nr. 3244. Verschiedene Bruchstücke, Papier und Perganment von Buchdeckeln und Rechnungen. 1. Blatt Quart, Perg. Costen Biechlin des XVᵉ lVIᵗᵉⁿ Jors. Hierin in diser Laden ligt Ein Klörzlin von dem Hürschmuoss, So die Schwützer von Zürich gebrocht haben zů Schiff in einem grossen Ehrinen haffen, jn noch also warm vff der Herren stůb geliffert, vnd dan hiebey ligt aůch ein Stuck von einer Betstellen, So sy vnnder das Volck vssgeworffen haben, vnndt Sint ahnkomen vf Mittwoch zům Nacht Ymbiss zwyschen acht vnd 9 Vhren haben Anno 1456, alss auch ein Gross Schiessen albie gewessen ist, ein Solehen Haffen voll Hirsch alher gebrocht zu ahnzeygung ierer Frindschafft. Actum denn 20. tag Jůny Anno 1576. Anno M . DL . XXVIj. — Das erinnert an Fischarts Glückhaft Schiff. 2. Blatt, Quart, Perg. Aus einem Bruderschaftsbuche (Statuten) ... noch komen schal, sal dar volbort tho genen sunder ewichliken vnd stede tho holden. De eik dez ok vőrueme, dat he mit wreuele ener vmme andern bősen willen desse bråderschap vor stv̊ren wolde, de moste ewichliken sin vorvluket, so got tho lesten richte sprekt: gåt gi vormaledyeden in dat vuer der ewigen vor-

Umschlag, eine Hand saec. 17. schrieb daranf: Allerhandt Vertrage zwischen dômnisse. 3. Bruchstück einer Urk. Perg. saec. 14. Niederdeutsch. o. Jahr. 4. Bruchstück einer Urk., Perg. saec. 15, eines Bürgers zu Seligenstatt in Hessen. o. J. 5. Christlich gebeht vnnd Dancksagung zu Gott dem Almechtigenn gestellet durch Mich Nicolaen mollern, als ich mit dem quartan feber beladen gewesenn.

O Gott Vater ihm hôchstenn trohn
Ich bitte dich dürch deinen sohn etc.

2 Blatt, Papier, Quart. saec. 16. Auf einem Buchdeckel. Aus Paracelsus de causis morborum. Cöln 1565. 6. Bruchstück einer jüdischen Geschichte (Josephus?) Perg. saec. 14. Von Cambises ziro svn, der nach im kvnic wart, vnd der auch Asswerus gehaizzen wart. Do zirus gestarp Cambises sein svn wart kvnick der auch Asswerus wart gehaizzen vnd nam Hester zum weib dey Judinne. etc. — Von dem grozzen Alexander von chriechen der nach Dario kv̊nic wart. — Auf der Rückseite heißt es: Joachim gieuck auf dez knniges trew vnd auf sein geluhde mit seiner mûter vnd mit den seinen, wan man im gelobet hiet, daz man im noch der stat chainen schaden taet. Der kunick prach sein trew vnd sein gelubd vnd vienck si alle vnd fürt si ze Babylon; da bliben si biz an iren tot, die waren auch kunig gewesen drei Manod, die rait man auch fur ain iar. Nabuchodonosor der kunic starp vnd ward ain ander nach im kvnick. Nach Joachim wart kvnick ze Jerusalem Sedechias aynlif iar vnd in seinem nevnden iar besaz Nabuchodonosor Jerusalem vntz an daz aynlift iar. Do Sedechias vernam, daz dey stat solt gewunnen werden, er enpfloch auz der stat des nachtes mit weiben vnd mit kinden vnd wart doch gevangen vnd fur den kunick ze Babyloni pracht. Der knnick liezz dev kinder ze seiner angesicht tôten vnd hiezz im selber dov augen auzstechen vnd fürt in also blinden ze Babiloni als im Jeremias geweissagt het. Ezechiel saget, er gesaehe nimmer Babiloni, daz geschach, wan er kom plinder was. Jerusalem wart auch gewunnen vnd berauhet. 7. Folioblatt, Perg. saec. 14. Rand abgeschnitten mit Textverlust. Deutsche Bibel mit deutscher Glosse. Dye hymmel sagent godes ere. Das sint die helligen czwolffboden, in den got wonet mit synen gnaden, als in den hyemeln, die sagent gottes ere. Das sie predigen die wonder der groszen czeichen, die got off ertrich det. Sie baben auch eyne martel vnd syn hellige offerstendunge vnd syn hellige offart in aller der wernde gekundet. Esz sal such nyemant wondern, das die helligen czwolffboden vnd auch ander hellige lerer hiemel genant sint in der helligen schrifft. Want Ysayas sprach: Horet yr hiemel vnd dn ertrich nernym mit den oren. Auch so sprach Moyses: Hyemel nu boret vnd das ertrich nernym myn wort. Nu ist wol wiszentlich, das die hiemel der eterne vnd auch das ertrich vnd der monde .. och oreu haben. Da von ist die hellige schrifft zu uerstene. Wer das dut, der dut (?) auch judden glauben. Als in der biebeln stet geschrieben von vnserme herren do. Der biemel ist myn stule vnd das ertrich ist myn fueszschemel. Myn fusze betuden, das die in den vnser herre siczet uff dem hiemel vnd syn fusze reichen yme bisz off das ertrich; so ist isz nit gemeynt. Isz ist also zu verstene. Die hiemel das sint die hellgen lude, in den wonet vnd siczet vnser herre mit synen gnaden. So uersteh man by dem ertrich die lude, die yr hertze noch werntlichen dingen vnd noch erdeschen dingen stellen, die sint vnder unsers herren fuszen. — Das Blatt diente als

allerseitz der Herrn von Iseuburgk. Damit stimmt auch die Wetterauer Mundart des Texts. 8. Kleines Bruchstück, saec. 14. Perg. einer medicinischen Schrift. Niederdeutsch, handelt von roter und gelher Salbe. 9. Folioblatt, Papier. saec. 15. Niederdeutsch. Über Himmelszeichen und Mond. 10. Blättchen 16⁰, Papier, aus einem niederdeutschen Gebetbuche. saec. 15. O lene herre Jhesu Christe hyr sta ick vor dynen ogen etc. 11. Blättchen Perg. 16⁰. saec. 13./14. .. dan min martel .. so menigem menscheu ... solte werden vnd .. ich doch nit abe liez. Desz nvnden sprich vnd ermane mich dez geschreiges, da ich etc. Eine Paraphrasirung der Worte Christi am Kreuze. Defect. Scheint abergläubischen Zwecken gedient zu haben. 12. Bruchstück einer Perg.-Urk. saec. 14. 1305. Niederdeutsch. 13. Bruchstück einer Liederhandschrift. saec. 13./14. Perg. Vielfach noch von Leim verschmiert.

Nu das iemerliche hie sal
Dat is mir groz vngeval — —
Dat ich was van herzen holt
O wach leider owe mir
Du bis ge....
Dich hait benomen ....
So wolde godin der degen
Jemer zallen ziden
Bit orien riden.

14. Bruchstück einer deutschen Agende. saec. 14./15. 2 Blatt Folio. Hie merke von dem ampt dnr das iar. Hie sol man merken, daz man daz ampt dnr das iar zů dem tage vnd zů der naht vnd zů der zit dur den tag began sol von der zit, wan an den hoh geziten der hailigen vnd dur ir octav vnd an ir octav und an den samztagen so man beget von vnser frowen in dem conuent etc. 15. Quarto, Papier. saec. 15. Bruckstück einer niederdeutschen Urkunde. 16. Quarto, Papier. saec. 15. Desgleichen. 17. Folio, Perg. 2 Blatt. Deutsche Aussprüche aus der Bibel, Bernardus, Augustinus, Gregor etc. Wie es scheint Commentar. 18. Perg. Doppelblatt. saec. 15. Compendium theologice veritatis. Dis ist die vor rede des compendiumps. (D)ie warheit der götlichen hohen suhtylikeit Syt das sie ist ein schyn oder ein glancz etc. 19. 1 Blatt. Perg. saec. 14. Glossen. Galla: eytappel. Gariolus agrestis: Brun haselwort. Gamatreos: quercula minor. Genesta: heyde. Gelifia: Notlof. Gira solis: sunnenwerbel. Gipsus: sperealch. Gracia dei: rosminthe. Gladiola: swerdele. Granula solis: sunnencrud. Glicida: prionia. Glis: rotladecke. Grerancia: hadernetele. Gallitricum: vliwort. Glandes: ekerne. Giconum: pulleye. Golena id est origanum. Grisolocanna id est atriplex. Gummi cedri id est gummi snuiperi (statt juniperi). Gummi cleuer quod fluit de arbore. Git id est rus. Gariofilata id est henedicte. Gariofilus: negelken. Genecia: enciane. Galauga: galgan. Herba hritanica: himmelwort. Herba turis: Absinth. Herba perforata: sancte Johannis wort. Herba sancti Petri: Pederwort. Herba wolubilis: wedewrode. Herba reperta: kranckesnauel. Herba catholica: sothebast. Herba Mathei: manenblomen. Herme dactilus: zithelote. Ireos: geleswerdele. Jacea nigra: swartwort. Jama: knopwort. Ibiscus: homes. Italica: wolueslap. Jusquiamus: hiesemcrud. Juniperus: wachan. Derenbereu: Illafeos. Lappa inversa. Knolla: sprincwort etc. Reicht bis pe. — Das Blatt diente 1516 als Umschlag des Brommen Losbuch. 20. Doppelblatt, 8⁰. saec. 14./15. Bruchstück aus einer deutschen Bibel oder Evan-

gelienbuch. Dis ewangelium schribet sanctus Johannes an deme sonnentage, so vnsers herren marter zit an hebet. In den ziten sprach Jhesne zv̂ den scharn der ivden. 21. 2 Blatt Perg. 8⁰. saec. 14. Deutsche Bibel .... vnd trukente sin hare nnd kuste sin fusse vnd salhete si mit dem salhe. Do dis der pharisei sach, der in geladen hatte, do sprach er in im selher wer dirre ein prophete so wiste er sicherlich wer vnd welich dis wib ist diu in rûret, wan si ist ein sunderin etc. 22. Zwei defecte Doppelblatt, 16⁰, Perg. saec. 14. Lebensregeln. Hute dich daz du deheiner vrowun antlize deheinest girlich angesehest, ir hende solt du niht rv̂ren, zenil nahe solt dn in niemer gesitzen, heimliche sitzen lachen rnnen solt du niemer mit in vil trihen oder phlegen, ob si ioch geistlich sint. 23. Lage eines Buchs, 16⁰, Perg. saec. 15. Astronomische Arbeit. Czu wissen dy stunden des tages eigentlichen nach wssweisunge des quadranten. Sullent ir eigentlichen mercken den cursdrem das czu deutsche der lonfer heyst, vnd ist dy cleync kromme tabele dy myttcn in dem quadranten bewegelich etc. 24. 2 Lagen eines Breviers oder Diurnale's, 12 Blatt, 16⁰, Perg. saec. 15./16. Kalender, Januar his December. Niederdeutsch. 25. Desgleichen 12 Blatt, 12⁰, Papier. saec. 15. Niederdeutsch.

26. 2 Bruchstücke, Perg. saec. 14.

I.

Alse moch hûte in hochzit
Dyaken vnde subdyaken
Vnde zû dem amte suln ..
Die dûchten si engele we..
Nach disen quam mit zn..
Einer pfeflich becleit.
Si duchte ez were cristns.
Nû dise alle quamen sns
Rückseite vorn abgeschnitten.

Biz hin vor den altare,
Do erhub man offenbar
Des tages sanc vnde sin
Swas ir darinne waz ge...
Die svngen also schone,
Daz von sulcheme done
Die vrauwe groze vreu..
Daz amt vaste hine gie.

II.

hin vor den prister, da auch sie
Biz vf die knie sich nider lie
Vnd opferte im daz kerzen liht
Mit togeutlicher zû pfliht.
Rückseite vorne abgeschnitten.

Vnd ale si wider hin getrat,
Da si e was an ir stat,
Ein iegelich do zvm altere quam
Alse der gewonheit gezam,
Da er der kerzen sich verzech...

27. Desgleichen.

Kusche vnde reine
Bewart vor allem meine
Von einen ivncvrauwen
Vnd der hat vne verhauwen
Dez vater zorn mit siner not
Die mau im an dem cruze erbot etc.

Nr. 3246. Fragmente. 2 Blatt. saec. 15. Lateinisch-deutsche Glossen.

Nr. 3247. 8⁰, Papier. 2 Blatt. saec. 15.

Konrad Dankrotzheim, heiliges Namenbuch.

Jhesus maria liebes kint,
Dem himel vnd erde gehorsam sint,
Der von dem vatter wart gesant
In die jungfrowe vor genannt
Vnd von dem heiligen geist entpfangen
In des namen ane gefangeu
Hahe ich dis büchelin bedaht
Vnd jungeu kinden daz gemaht etc.

cf. Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur. Straßburg 1827, p. 107—129. Das Bruchstück reicht von Anfang bis in Mitte April und schließt 2ʳ Thburcien vnd sant Valerium ... — Erwähnt Germania XV, 204 von M. Rieger. — Eine hochdeutsche Ausgabe des Namenbuchs erschien 1883, München. 8⁰. (Huttler).

Nr. 3248. Folio, Perg. saec. 14. 3 Bruchstücke einer poetischen Auslegung der Offenbarung Johannis.

'Got trug an siner ceswen hant
Siben sterne da das Johannez vant' etc.

Gedruckt Germania XV (1870), 203 nach dieser Hs. — cf. K. Roth, Denkmäler des deutschen Mittelalters. 1845.

Nr. 3249. Folioblatt, Perg. saec. 14. Diente als Umschlag. 1540. Verzeichniß der Aventiuren der Nibelungenôt. 'Abinture wie siferit' etc. Gedruckt Haupt, Zs. f. d. Alt. X (1856), 142.

Nr. 3250. Fragment von einem durchschnittenen Doppelquartblatt und zwei zusammenhängenden Hälften eines Doppelblatts, stark verrieben und durchlöchert. Perg. saec. 13 ex. Theil von dem niederdeutschen Gedichte: Von Kareles leven ind wesen. Gedruckt nach Ms. 2290 in Darmstadt in der Bibliothek des liter. Ver. 45. cf. Walther B. S. 131. cf. Lachmann, Wolfram von Eschenbach. Denkschriften der Berliner Akademie 1836. 162.

Nr. 3251. Folio, Doppelblatt. Perg. saec. 14. Mitteldeutsch, doppelspaltig. Der Väter Buch. Diente ehedem als Umschlag. Eine Hand, saec. 16, schrieb quer darauf: 'Veit Schlossers Künder Inventarium.' Spalte 1 beginnt:

Gedzucken daz vleisch meine ich
Zv gote sprach er luterlich
Oberster herre got vil gut etc.

Spalte 5 (Blatt 2ʳ) beginnt:

Die sin so herteclichen pflac
Daz er vil siech dar nider lac etc.

Über eine vollständige Hs. dieses Gedichts in Leipzig U. Bibl. Nr. 816 cf. Franz Pfeiffer, Marienlegenden. Vorrede p. XIV f.

Nr. 3252. 5 Bruchstücke, Perg. saec. 14, mitteldeutsch des Parcival. Blatt 1ʳ beginnt: manigen vngestabten eit | do or so vil mich angestreit, Verse 498, 3 bei Lachmann, ferner sind vorhanden Lachmann 508, 18. 551, 21. 562, 10. 562, 11. 567, 27. 615, 28. 626, 12 ff. Die Blätter dienten als Umschläge von Rechnungen 1667—70 zu Lindenfels im Odenwalde.

Nr. 3290. 8⁰, Papier. saec. 15. Gehoerte früher dem M. Roenen Pfarrer zu Flamersheim 1843. 1. Leben der hl. Elisabeth von Thüringen in deutschen Versen. Gedruckt Bibliothek des liter. Vereins 90 (1868) durch M. Rieger, der auch diese Hs. benützte. cf. p. 7—8. — 211 Blatt. 2. Das Spiel von den 10 Jungfrauen. Gedruckt Germania X nach dieser Hs. 17 Blatt. Geschrieben 1428. Eine jüngere Fassung des großen thüringischen Mysteriums, oder das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen, ed. Bechstein in Wartburgbibliothek I. Halle 1855. 8⁰.

I.

Notum sit omnibus fidelibus sanctae dei aecclesiae, qualiter Sigehardons tradidit suam proprietatem una cum sua coniuge Xpina in pago Monahgone

in comitatu Ruocbarii in Chincihernmarcn in Habbingero*) ard marcu quicquid ibi proprietatis habnerint, ad sanctos dei martyres Marcellinnm et Petrnm, Protnm atqne Jacinthnm clericis ibidem deo servientibns ad snos necessarios nsus tenendnm coram seniore nostro Eberhardo et coram Folcnando advocato et coram ceteris testibns, id est: Heinrico, Sigefrido, Bobbone, Rnotgero, Hnmberto, Hiltwardo, Thiodone presbitero, Lintfrido p., Hadegero p., Ruotberto p., Liobgero p., Adalhardo p., Heriwico p., et coram omnibus clericis.

Ego (Lot)harins indignus diaconns eiusdem monasterii prepositus scripsi et recognovi**).

II.

Heriwig et Unigmuot tradidernnt hnobam unam in pago Baggewe in comitatu Sigifridi in Osthemero marcu. Hec snnt testes: Gnndhart, Heidanrih, Gebo, Willibraht, Vnarboto, Sigefrid, Heriwic, Saloho, Thiodo, Buobo, Gundhart, Randiwic, Herger, Inirbald, Huomo, Heizo, Azalo, Gerbraht, Dagebraht, Frideger.

ALTHOCHDEUTSCHE GLOSSEN AUS JUVENCUS-HANDSCHRIFTEN.

Unter den additional manuscripts des British Museum befindet sich eine Handschrift des Juvencus (Nr. 19723), die für den Text des Dichters von geringem Werthe (vgl. die Prolegomena meiner Ausgabe S. XIV) ist, aber eine große Anzahl deutscher Glossen enthält, auf welche ich die Aufmerksamkeit lenken möchte. Es ist ein Pergamentcodex des X. Jahrhunderts, in welchem der Text des Juvencus von mehreren Händen geschrieben ist. Die Schrift ist im Ganzen zierlich, zuerst sorgfältiger, gegen das Ende flüchtig. Zwischen fol. 16 und fol. 17 fehlen zwei Blätter (II, 42—155) und auf fol. 53 schließt der Juvencustext mit IV, 722 meiner Ausgabe. Die Handschrift scheint besonders im XI. Jahrh. sehr viel benutzt worden zu sein; das zeigen die vielen Kritzeleien, die auf diese Zeit hinweisen. Auf fol. 1 a stand ursprünglich das carmen rhythmicum über die Eusebianischen canones, das K. Bartsch in der Zeitschrift für roman. Philologie II, 216 f. veröffentlicht hat und das nochmals im Codex Turicensis C 68, saec. X, der auch den Juvencus gibt, auf fol. 2 enthalten ist; jedoch sind nur wenige Worte noch lesbar; außerdem ist das Blatt stark lädirt. Es hat den Anschein, als ob der Codex schon in alter Zeit des Einbands verlustig gegangen ist und als ob dann bei Erneuerung desselben das

*) Undeutlich ob Hahebingero.

**) Wenck, h. L. G. II, Urkh. 28, Nr. XXI nach Copie, angeblich von 945.

erste Blatt möglichst sorgfältig abgeschliffen wurde, um als Vorsatzblatt zu dienen. Auf fol. 1 b hat alsdann die unechte Praefatio de quatuor evangelistis gestanden, sodann das Citat aus Hieronymus (s. die Lesarten auf S. 4 meiner Ausgabe) und eine subscriptio; von allem sind Spuren noch übrig. Jetzt sind einige Kritzeleien und Federproben auf fol. 1 b und die Inschrift: Codex s. alexandri sup (wohl noch XI. Jahrh.), die schon von einer etwas älteren Hand einmal geschrieben war (mit Ausnahme von sup), aber zum Theil verlöscht ist. fol. 2 ist an der oberen Ecke auch etwas lädirt, die abgerissenen Buchstaben sind im XII. Jahrh. nachgetragen. fol. 54 a enthält eine spätere verdrehte Wiedergabe der unechten praefatio nebst einigen Kritzeleien, die einzelne Worte der darüberstehenden Verse wiederholen. Sodann folgt in rohen Umrissen das Bild eines sich halb aufrichtenden Thieres und um dasselbe herum von verschiedenen Händen und in verschiedenen Schriftgattungen mehrere Namen. Oberhalb: *Hainricus* und *Sigemarus* in Halbunciale (der Name Sigemarus ist auf fol. 53 b zwischen Z. 12 u. 13 schon einmal in Minuskel mit uncialem Anfangs-S am Rande niedergeschrieben). Rechts von der Zeichnung in Uncialen von anderer Hand (in vier Zeilen untereinander): GERVNC| M' MARCV | ART | ÕTO. Unterhalb in Kanzleischrift (in zwei Zeilen): WECIL WECIL | WERINHERI · RICHILT und schließlich am unteren Rande des Blattes ebenfalls in Kanzleischrift HEINR. Links von der Zeichnung lesen wir alsdann wieder von anderer Hand in Minuskeln: respice in me et misere und mitten durch wiederum von anderer Hand und zwar bevor die Zeichnung gemacht war: eximię virtutis. — Klöster des heiligen Alexander gab es mehrere in Deutschland, jedoch meines Wissens nur eines in Oberdeutschland, wohin die Glossen uns weisen, nämlich Ottobeuren im Illargau, gehörig zur Dioecese Augsburg; vgl. Caspar Brusch, Monasteriorum Germaniae praecipuorum maximae illustrium: centuria prima. (Ingolstadt 1551) fol. 175 b—178 b, Khamm, Hierarchia Augustana (1709) III, p. 325 ff. und Acta Sanctorum 10 Juli tom. III, p. 5—26 (besonders 6 E und F und p. 18 C). Freilich läßt sich ein Bedenken dagegen nicht wegleugnen, da in der Eigenthumsnotiz von jüngerer Hand noch sup folgt, was nach der gewöhnlichen Lesung doch nur super ist: danach aber ist keine Spur eines etwa verlöschten Wortes vorhanden. Eine stichhaltige Erklärung dafür zu finden ist mir nicht gelungen. Daß in dem von Baumann edirten Necrologium Ottenhuranum (Necrologia Germaniae I, p. 99—118) unter den ältesten sämmtliche Namen unsers Codex bis auf Richilt mehrmals wiederkehren, bietet auch keinen bestimmten Anhalt.

Die deutschen Glossen nun sind in sehr kleiner zierlicher Hand (bis fol. 27) zum kleineren Theile übergeschrieben, häufiger an den Rand des Verses gesetzt. Auf den ersten Blättern sind sie sehr zahlreich, aber ein großer Theil von ihnen ist bereits ganz unleserlich geworden, so besonders auf fol. 2. Von fol. 28 ab setzt eine andere, weniger sorgfältige, aber sehr deutliche Hand ein, deren Tinte auch schwärzer ist. Die Glossen werden wohl mit dem Codex gleichzeitig geschrieben sein; so hat z. B. die Hand des lateinischen Textes von fol. 44 ab große Ähnlickeit mit der ersten Hand der Glossen. Die Verse des lateinischen Textes sind im Folgenden nach meiner Ausgabe des Juvencus (bei B. G. Teubner 1886) gezählt.

Liber I.

fol. 2.

Praef. v. 9 nuelicha : bos. — Darunter schwer leshar iti; desgleichen darunter (neben v. 10) antinken (vielleicht antluhhen zu celebrat). — Am rechten Rande sind zwar Spuren vorhanden, aber ohne die Möglichkeit auch nur einen Buchstaben zu entziffern.

I, 8 kibo..do (?)

fol. 4.

v. 92 in. tatun : verbis.

v. 83 lut sprah am Rande ist auffallend, da alle Hss. des Juvencus loquetur gehen. Außerdem noch uilo : magnum.

v. 94 mit : per.

v. 95 uorihtilin trabtuga : pavitantia dicta.

v. 100 ....len (?)

v. 104 u..ziga : certa.

fol. 5.

v. 139 kimahiltun : coniugem (congem hat die Hs. für coningium).

v. 143 ganz undeutliche Spuren.

v. 169 ilentero am Rande ohne Verweis; zu gracili?

v. 180 irgringnen (?) über recurrunt (Variante für recurrant). Scheint Schreibfehler zu sein, außerdem sind die Buchstaben sehr undeutlich.

fol. 6.

v. 197 kiuneriner (sic!) : defessus.

v. 217 unzitigir : inmatura.

v. 219 u. 220 unleshare Spuren von Glossen; desgl. 343. 424. 672 (kis....g...).

v. 248 ....tin : texernnt.

fol. 8.

v. 317 kisuellen oder kisuelien : complebitur.

v. 321 vbfrbl (uberal) : passim.

fol. 9.

v. 373 koron : conquirere.

v. 388 undeutliche Spuren über iaculabere.

fol. 10.

v. 427 vneido : indagine.

v. 431 masclîchero : maculoso.

v. 442 osinte : populans.

v. 451 tagintero : stagnante.

v. 453 ring : gremium.

v. 461 misseburi : sortem.

v. 464 vinsit : manebit (Variante für patebit).

v. 468 vuilich (nicht ganz deutlich) : quos.

v. 473 irnirdit : senescit.

fol. 11.

v. 509 kisnonter : conciliatus.

fol. 14.

v. 687 runst : impetus.

v. 689 tunstigen : ventosa.
v. 693 dansonte : trahentes.

fol. 15.

v. 713 liub : cognita.
v. 717 obena : super.
v. 719 dratino : torrentum.
v. 727 plaste : strage.
v. 736 eddeuuenne : tandem.
v. 738 riuba : lurida.

Liber II.

fol. 16.

v. 1 ehina (?) *und* nint keonig (?).
v. 4 zuohilinta : ruentes.
v. 11 g..fl...igen : velivolum od. celsam.
v. 27 vuotunga : iras.

fol. 17,

v. 191 crese : correptet.

fol. 19.

v. 268 durst : ardorem.
v. 277 vfheuist : tollis.
v. 314 citigen : maturam.
v. 318 klateuen : gravidam.
v. 323 erlenen : expendere (La. des Codex für inpendere).

fol. 20.

v. 333 missiburi : sorte.
v. 344 irgan : concurrere.
v. 370 zurlustæ : horrore.
v. 371 tuocha : pannos.

fol. 21.

v. 385 geas (?) *über* progressi.
v. 396 firstreditemo : restricto.
v. 398 cradā : fremitus.
v. 423 skono : laeta.
v. 426 ehinotin : latae (La. für laetae).

fol. 22.

v. 445 forskont : perquirite.
v. 446 kmach : hospitio (in der Hs. sind v. 445 und 447 mit einander vertauscht).
v. 479 feri am Rande ohne Verweis, wohl für timor.

fol. 24.

v. 561 klatenes : gravatae.
v. 583 samanunga : conventicula.

fol. 25.

v. 611 zirzoginaz : distractum.

fol. 28.

v. 775 fernūpft : sensus.
v. 784 irvuortint (das zweite r ist undeutlich) : produnt.
v. 786 samihafti (sic!) : mole.
v. 787 stiuri : pondera.
v. 789 vuassi : horrore.
v. 790 vuesint : stant.
v. 799 ruhi : horror.
v. 809 fazzo : fasce.
v. 814 vuiriphit : disponit.
v. 816 gruoti : viroris.
v. 821 samahafti : mole.
v. 823 samahafti : corpore.

Liber III.

fol. 29.

v. 2 fᵃga : questio.
v. 11 samehafti : corpore.
v. 16 locint : vibrantur.
v. 42 notta : subigit.

fol. 30.

v. 60 bisuoraner : iuratus.
v. 63 hacuueigo : lauce.
v. 64 heri : pondere.
v. 65 chumo ; aegre.
v. 68 bistumbelon : lacerum.
v. 74 kisuasemo : remota.
v. 84 kirikilon am Rande ohne Verweis; wohl zu componere membra.
v. 90 vuitin : sinus.
v. 96 kisuaser : secretus.
v. 100 vuatho am Rande ohne Verweis; verschrieben für vuahto, daher = statione.

fol. 31.

v. 115 anaspirdirent (sic) : innixus.
v. 134 vuarante : captantes.
v. 141 hiscoltin uirdirdt (sic) : verbo laedatur amaro.

v. 149 unreinin : sordibus. — kifleechont : aspergent.
v. 159 reda : quaestio.

fol. 32.

v. 168 vnreinido : inmundo piaclo.
v. 198 bisuichinuu : captos.

fol. 33.

v. 224 haldeu : convexum.
v. 227 vnuuatlichiu : tristia.
v. 229 desenta : fragosam.
v. 231 heitiri : faciem caeli.
v. 233 iruareu : explorare.
v. 237 ilta : conteudit.
v. 246 mozza vacuum.

fol. 34.

v. 326 stūri : molis.

fol. 35.

v. 349 kiberīte : renasceus.
v. 361 vualgot : volvit.

Liber IV.

fol. 44.

v. 83 bismahant (sic) : sordeut.
v. 90 skiͤo : mox.
v. 125 uiescot : uec repetat. — nemin : sustollere.
v. 128 tagint : rigabunt.

fol. 45.

v. 139 egison : moustra.
v. 161 darazua : super.

fol. 46.

v. 199 ahercez : vecors (vecors verschriebeu für pars est).
v. 228 zuuruueute wohl zu tractauda.
v. 248 dis : hoc.

fol. 49.

v. 410 bimeid : diffugerat.
v. 416 lauuit (sic) am Rande des Verses.

fol. 50.

v. 447 zuruuân : suspicio.

fol. 51.

v. 507 slaffi : languore.
v. 513 cholbin : clavae.
v. 545 kimacher : satis.

fol. 52.

v. 551 ruoftin : querellas.
v. 565 iltou : certaut.
v. 568 luttun : verbis.
v. 573 uzpringin : promere.
v. 579 luttin : verba.
v. 589 stuole : gremium.
v. 605 sorgsamic : suspeusa.

fol. 53.

v. 705 samahafi (sic!) : corpore.

Die deutschen Glossen aus Codex lat. Monacensis 6402 (Frising. 202) saec. VIII stehen bei Sievers und Steinmeyer II, S. 350 f. Ich trage noch zwei Glossen daraus nach (leider ist fol. 8 a zu I, 335 levata nur gi zu lesen). fol. 8 a zu I, 342 [u]uantolod... und fol. 11 b zu I, 514 usus : giuuonheit.

Schließlich steht noch im Codex Turicensis C 68 saec. IX zu III, 58 über mirata : liubon.

KÖNIGSBERG i. Pr. C. MAROLD.

ZUR NEUHOCHDEUTSCHEN SYNTAX.

1. Nhd. Genitiv des artikellosen attributiven Adjectivs.

Die Regel, die J. Grimm im vierten Bande seiner Grammatik S. 538 aufstellt, daß das attributive Adjectiv, wenn es artikellos steht, stark flectirt, findet bekanntlich im heutigen Sprachgebrauch eine Einschränkung im Genitiv sg. masc. und neutr. vor Substantiven starker Declination. Ebd. 576 ist zwar nur von 'einigen' die Rede, die sich in diesem Falle die schwache Flexion gestatten; thatsächlich gibt es jedoch nur wenige Fälle, die mit der Regel stimmen, wie *gutes Muthes, alles Ernstes, jedes Standes,* woneben überdies die schwache Biegung *guten Muthes* u. s. w. häufiger erscheint, ferner bei den Possessivis, z. B. *meines Wissens, unsres Freundes, ihres Lehrers,* ebenso bei den Demonstrativis *dieser, jener,* endlich bei *ein* und *kein.* Und zwar geht der schwache Gebrauch des Adjectivs spurweise bis ins 15. Jahrhundert zurück. So findet sich in Albr. v. Eyhes Ehebuch (undatirte Nürnberger Ausgabe) 8ᵇ *schmalen leibs.* Doch scheinen in diesem und dem folgenden Jahrhundert die Beispiele noch ziemlich dünn gesäet zu sein, wenigstens ist es mir trotz emsigen Suchens nicht gelungen, auch nur éines Falles aus dem 16. Jahrh. habhaft zu werden; vielmehr zeigen alle hiehergehörigen Beispiele ausschließlich die regelmäßige starke Form*). So heißt es z. B. bei Geiler v. Keisersberg, Predigen (Augsb. 1508) 45ᵇ *so vil ungestaltes wüstes blunders,* 50ᵇ *großes verdienstes,* 77ᵇ *zeitliches guotes,* 81ᵃ *unvernünfftiges diensts,* 92ᵇ *größers nutzes*; bei Luther, Von den guotten wercken (1522) A 4ᵇ *götlichs guots wercks,* C 2ᵇ *guots muots,* F 4ᵇ *leiplichs todts,* G 4ᵇ *umb ir schönes scheinendes wesens willen,* H 4ᵇ, K 2ᵃ *götlichs namens,* M 1ᵇ *übrigs schmucks, weybs oder mans,* Luther, Wider d. falsch genanten gaystl. Stand des Bapsts u. d. Bischöffen (s. l. et a.), B 2ᵇ *christlichs glaubens,* ebd. *guottes lebens,* C 2ᵃ *götlichs worts,* D 3ᵇ *göttlichs gebotts,* Luther, Vom Abendmal Christi (1528), C 3ᵃ, X 3ᵃ *heutiges tages,* C 3ᵇ *gaistlichs u. keusches lebens*; bei Wickram, Rollwagenbüchlein (Kurz) 128 *abschetzigs fleischs,* 186 *kostliches edelgesteins*; bei B. Waldis, Aesop (D. Dichter d. 16. Jhs., herausgeg. von Goedeke u. Tittmann.

*) Wohl aber verzeichnet Dietz, Wörterbuch zu Dr. Mart. Luthers deutschen Schriften, Bd. I, S. XXI aus der Bibelübersetzung (Jes. 57, 15) *demütigen geists.*

Bd. 16. 17) I, 41 *heutigs tags*, 44 *gutes mutes*, 46 *rechtes ernsts und treffens*, II, 128 *köstlichs dings*; bei Fischart (ebd. Bd. 15) 152 *zarts leibs*, 193 *großes glücks*, 220 *tiures rats*; bei Seb. Franck, Sprichwörter (1545) I, 10ᵇ *guotes willens*, 57ᵇ *glyches sinns, willens und muots*, 74ᵇ *guots stammens, namens* etc., II, 161ᵃ *alles essens*.

Hingegen mehren sich die unregelmäßigen Fälle bereits im 17. Jhd., obgleich die ursprüngliche Regel bezüglich des attributiven Adjectivs u. a. in Schottelius' 'Ausf. Arbeit von der Teutschen Haubtsprache' (Braunschw. 1663. S. 701) ausdrücklich gelehrt wurde. Ich habe folgende angemerkt. Aus Opitz (D. Dichter des 17. Jahrh. Bd. 1): *in dem Gebiete jetzt gemeldeten Heldens* 183, *unstetigen Ganges* 185, *die Landart gegenüberliegenden Königreiches* 189; aus Andreas Gryphius (ebd. Bd. 4): *nicht indenk tollen Neids und blindgestreiften Frevels* 4, *aus Rach' erhitzten Pöfels* ebd., *widrigen Falls* 226; aus Fleming (Lappenberg): *gleichen Standes* I, 91, *alten Lobes* ebd. 108, *neuen Wiesen-Raubes* 118, *voll nassen Weinens* 141, *hohen Bluts* 325, *kranken Sehnens voll* 514; aus dem Simplicissimus (D. Dichter des 17. Jahrh. Bd. 7. 8. 10. 11): *aus blinder Hoffnung großen Glücks* III, 80, *um eine ziemliche Schanz auf dem Spiel gestandenen Gelds* ebd. 92, *besten Fleißes* 109, *folgenden Inhalts* IV, 178, *andern Theils* ebd. 212. Daneben die starken Formen: *heutiges Tages* Opitz 163, *solches Friedens* ebd. 175, *folgendes Inhalts* ebd. 199, *welches Kerkers* Gryphius 44, *herbes Klagens* ebd. 71, *baares Geldes* ebd. 260, *manches Schiffs* Fleming I, 169, *gleiches Falls* ebd. 295, *freigelaßnes Zügels* ebd. 302, *gutes Muts* 525, *heutiges Tags* Simpl. I, 108, *so vil wunderlichs Dings* ebd. II, 184, *alles Ernsts* ebd., *anders Sinns* ebd. 257, *ledigs Stands* ebd. III, 39, *solches Kaufs und Verkaufs* ebd. 98, *wunderseltzams Dings* ebd. IV, 116, *lächerliches Dings* ebd. 224, *männlichs Geschlechts* ebd. 248.

Dasselbe Schwanken dauert im 18. Jahrhundert fort. Z. B. gebraucht Haller (ed. Hirzel) neben den schwachen Formen *süßen Safts* 131, *fremden Werths* 136 die starken *wahres Glückes* 59, *wahres Ruhms* 198. Dagegen überwiegt bei Bürger, Gedichte (Leipzig 1774) der starke Genitiv: *gerades Wegs* 156, *unartiges Gezüchts* 179, *hohes Muths* 230, *solches Muths* 236, und nur einmal begegnet der schwache: *süßeren Genies* 107. Umgekehrt findet sich bei Gleim, Preuß. Kriegslieder von einem Grenadier (D. Literaturwerke des 18. Jhs. Bd. 4) bloß die schwache Form: *voll menschlichen Gefühls* 9, *neuen Muths* 27, *Ströme schwarzen Mörderbluts* 43.

Unsere Classiker sind in dem betreffenden Punkte in den verschiedenen Ausgaben ihrer Werke nicht consequent geblieben, sondern schwanken häufig zwischen starken und schwachen Formen. Vgl. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax I, 38. Viel mag dabei auf Rechnung der Druckereien, aus welchen die Werke hervorgiengen, kommen. Aber auch in einer und derselben Ausgabe der einzelnen Schriften herrscht zuweilen großes Belieben. Z. B. bevorzugt Klopstock in der ersten Ausgabe der Oden (Hamburg 1771) das schwachformige Adjectiv: *deutschen Stamms* 79, *sanften edlen Gefühls* 98, *sichern Wegs* 123, *leiseren Lautes* 125, *leichteren Schwungs* 199, *kühneren Schwungs* 217, *freudigen Klangs* 238, *ernsten tieferen Geistes* 273; allein der regelmäßige Gebrauch tritt daneben auf: *reines Herzens* 10, *gleiches Maasses* 14, *volles Maasses* 117. Anders im Messias in der Bearbeitung vom Jahre 1799 (neu herausgeg. von Hamel), wo die starke Form allein herrschend ist. — Bei Lessing finde ich in der Miss Sara Sampson (Trauerspiele. Berlin 1772) 33 *festes Fußes*, in der Emilia Galotti ebd. 309 *halbes Wegs*; dagegen scheint in seinen Prosaschriften die schwache Form weitaus zu überwiegen. — Eine Vorliebe für die Verwendung des schwachen Adjectivs zeigt Wieland. Im Oberon (Sämmtliche Werke. Leipzig 1796. Bd. 22—23) stehen fast durchaus schwache Formen: *festen Muths* I, 44, *geraden Wegs* ebd. 100. 101. 248, *neuen Glaubens voll* II, 40, nur einmal (II, 40) *alles Kummers*. In den 'Neuesten Gedichten' (1777) kommen auf 7 Fälle mit schwachem Adjectiv bloß 3 mit starkem (*solches Dienstes* 42, *alles Feuers und Lichts* 261, *gleiches Namens* 320). Im Musarion (1768) begegnet bloß éin Fall und zwar mit schwacher Endung des Adj.: *voll süßen Weins* 43; hingegen in Idris (1768) 88. 106 *gutes Muths*, 264 *kleines Muths*, 276 *süßen Weines voll*. — Bei Herder scheint die starke Form fast ganz zu fehlen. Ich finde bloß einmal, Bd. 18 (Suphan), 40: *heutiges Tages*, sonst durchgehends schwache Flexion; z. B. 3, 383 *muntern Geistes*, ebd. 406 *eine mittlere Zeit Deutschen Ritterthums*, 4, 168 *griechischen Gefühls*, 6, 368 *Überbleibsel alten Herkommens*, 12, 367 *die Frage göttlichen oder menschlichen Ursprungs*, 18, 126 *eine Menge damals geltenden Unfugs*, 24, 123 *niedern Grußes und Gesprächs*, ebd. 124 *jeden Ruhmes werth*, ebd. 211 *ein Buch ausströmenden Lobes*, ebd. 231 *andern Theils*, 27, 256 *widrigen Geschicks*, 28, 232 *voll tiefen Mitleids*, ebd. 510 *voll guten Goldes* u. s. w., u. s. w. — Größere Hinneigung zur starken Form des Adjectivs als Wieland und Herder zeigen unsere Dioskuren Goethe und Schiller, wie wir gleich nachher sehen werden.

Aber auch in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts hat der regelmäßige Gebrauch des artikellosen attributiven Adjectivs noch keineswegs aufgehört. Schon Erdmann a. a. O. 38—39 hat bemerkt, daß in Goethes Jugendjahren die Form auf *-es* in seinen Schriften oft gedruckt, in den späteren Ausgaben meist durch *-en* verdrängt wurde, dagegen in der Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1827—30 zumeist wieder auftritt. Überdies mögen folgende von mir gesammelte Beispiele diese Anwendung bestätigen.

Bei Schiller in seinen in den Anfang dieses Jhs. fallenden Dichtungen findet nicht selten noch die starke Form Aufnahme. Z. B. heißt es im Wallenstein (1800) I, 122 *volles Herzens*, II, 33 *stehndes Fußes* (aber ebd. 246 *stehnden Fußes*) in der Jungfrau von Orleans (1802) 152 *solches Preises*, in der Braut von Messina (1803) 62 *welches Gottes*, 92 *gutes Muths*, im Tell (1804) 165 *gutes Muths*, 168 *jedes Gräuels*, 234 *gleiches Alters*, 237 *wildes Laufs*. In Voßens Luise (N. A. Königsberg 1802) ist die starke Form sogar entschieden begünstigt; 5mal *-es*: *wolmeinendes Sinnes* 85, *fröhliches Mutes* 103, *leichteres Gangs* 106, *voll schimmerndes Mettengewebes* 121, *erhabenes Wuchses* 140, nur einmal *-en*: *fröhlichen Mutes* 142. Tieck gebraucht im K. Octavianus (Jena 1804) 22 die Form *hohes Ganges*, Platen, Gesammelte Werke (Stuttgart, Cotta, 1853) II, 212 *fröhliches Muts*, ebd. 213 *gieriges Muts*, Chamisso, Werke (Berlin 1836) II, 121 *trocknes Fußes*, III, 12 *freudiges Herzens*, Rückert, Gedichte (N. A. Frankfurt 1843) 48 *himmlisches Lichts*, 304 *trockenes Ernstes*, 374 *belebendes Brandes*.

Und selbst in Schriften neuerer Zeit ist die regelmäßige Verwendung des Adj. noch nicht völlig erloschen; z. B. findet sich bei Willib. Alexis, Ja in Neapel (Berlin 1860) 141 *solches Seeungeheuers*, bei Donner in dessen Übersetzung des Euripides (1852) III, 229 *getrostes Muths*, des Plautus (1864—65) I, 40. 184, III, 222 *gerades Weges*, I, 270, III, 75. 137. 176 *gutes Muthes*, II, 6 *gleiches Alters*, ebd. 24, III, 162 *welches Stamms*, des Terentius (1864) I, 299 *mildes, sanftes Herzens*, II, 365 *solches Schlages*, ebd. 368 *andres Sinnes*.

Aus Allem ergibt sich, wie berechtigt eigentlich der Versuch wäre, den regelrechten Gebrauch wiederherzustellen.

---

2. Der Accusativ mit dem Infinitiv im Neuhochdeutschen.

Vernaleken, Deutsche Syntax I, 130 führt als Merkmal für diese Satzfügung die Worte Grimms aus Gramm. IV, 114 an: 'sicheres

kennzeichen der construction des acc. cum inf. ist, daß sie nie die praep. *zu* verträgt' und fährt fort: 'Also: „ich glaube ihn gesehen zu haben" ist kein acc. c. inf., obgleich es Tristan 9386 einfacher infin. ist: „ich wæne in rehte ersehen hân", denn *in* hängt von ersehen ab.'

Allein die angeführten Beispiele durften überhaupt hiebei nicht in Betracht kommen, denn die Annahme eines acc. c. infin. ist nicht deshalb ausgeschlossen, weil (in dem ersten Beispiel) die Partikel *zu* vorhanden ist, sondern lediglich deshalb, weil in beiden Fällen der Accusativ (*in, ihn*) von dem abhängigen und nicht von dem herrschenden Zeitwort regiert ist. Hingegen ist das ebd. 130 aus dem Roman 'Ritter Pontus' (1548) mitgetheilte Beispiel '*die jungfrau meint nun etwas an der sach zu sein*' immerhin echter acc. c. infin. trotz des oben citirten Ausspruchs von J. Grimm. Grimm selbst macht nämlich S. 119 die einschränkende Bemerkung: 'Da man um diese zeit (im 16. u. 17. Jhd.) dem reinen infinitiv fast überall die praeposition *zu* vorschob, bediente man sich ihrer auch ganz unpassend in solchen constructionen des acc. mit dem inf., die von natur kein *zu* vertragen.' Darnach gehören auch Beispiele wie folgende hieher:

Eyhe, Ob einem manne sey zu nemen ein eelichs weyb (undat. Nürnberger Ausg. von 1472 in kl. 4°) 38ᵇ: *gott ... hat wöllen das menschlich geschlecht ewig zu sein.* — Opitz (D. D. d. 17. Jhs. Bd. 1) 195: *Ob wir nun gleich des Kletterns und Steigens halben fast müde waren, schätzten wir doch den Gang von dieser Lust wol bezahlt zu sein.* — Grimmelshausen, Simplic. (ebd. Bd. 7. 8. 10. 11) III, 173: *weil er sich gar einen reichen Kerle zu sein bedunkte.* — Lessing, Trauerspiele (1772) 82: *und wenn ich gesagt habe, daß nichts als Liebe und Verzeihung darinn enthalten sey, so hätte ich sagen sollen, daß ich nichts als dieses darinn enthalten zu seyn wünschte.* — Wieland, Neueste Gedichte (1777) 21: *denn seufzend zieht er mit Frühlingsdüften den Athem seiner Lieben ein und glaubt alle Windchen, die ihn lüften, von Sonnemon geschickt zu seyn.* — Wieland, Idris 182: *der erste Blick beim Eintritt schon erkannte dieß Zimmer eben das zu sein, so mich das erstemal zu Lila eingelassen.*

Ich füge schließlich noch mehrfache Beispiele der ursprünglichen Form des Accusativ mit dem Infinitiv ohne *zu* aus der nhd. Periode hier an, die beweisen mögen, daß diese Satzfügung keineswegs so selten war, als Grimm a. a. O. 119 anzunehmen schien.

Seb. Brant, Narrenschiff (D. D. d. 16. Jhs. Bd. 7) 224: *Nit mein uns narren sin allein.* — Einen besonderen Reichthum an solchen Fügungen enthalten Niclas Wyles Translationen (Keller); in Folgen-

dem gebe ich nur eine schwache Auslese: *Ich mag niemer gelouben Helenam hüpscher gewesen sin zu zyten, do Menelaus luod zu gaste Paridem in sin huse* 23. *Aintweders so ist wissenlich mich här kommen sin oder unwissenlich* 52. *Sy sagen in den hailigen geschriften vil gezügnüsz sin und funden werden den fröwen widerwertig, und wider sy schryen Augustinum, Ambrosium, Jeronimum und Gregorium und vil ander lerer, ouch wider sy hert und scharpf sin Virgilium, Juuenalem und die gantzen schare der poeten* 93. *ich bin ingedenck dich uf ain mal gesagt han* 130. *ich schetz den alten mannen ... die ee aller nutzest sin* 134. *Du hast ouch gesagt das leben der alten kürtzer sin* 143. *Etlicher prediget din wyshait grösser sin, dann sölich jugend tett haischen* 202. *Dar von kumpt, daz wir in der küng bůch findent ain kind acht Jaren alt wol geregiert han* 214. *ich sagen můs mich nie ainchen menschen gesechen han* 222. *Ich enpfand mir emsig hütter zů gegeben sin* 262. *Deshalb unser Seneca wol und warlich hat gesprochen, grosses gelücke sin ain dienstbare aigenschaffte* 338. — Steinhöwel, Decameron (Keller): *got wolle sie besessen haben das ewig leben* 369. Steinhöwel, Aesop (Oesterley): *Ob sie aber baide des lögneten, so såg ich mich selber fry syn* 46. *aber nun erkenn ich üch vil nahet die ungeschiktsten syn* ebd. 73. — Wickram, Rollwagenb. (Kurz): *sy meint sich des tods gantz eygen sein* 119. — Fischart, Flöhhatz Vs. 1865: *Sie lernens her von jugend bald und werden darin auch veralt, das sie mainen kain todtschlag sein, wann sie schon leben ließen kain* (Goedeke 53). Fischart, Glückhaft Schiff Vs. 574—76: *lobten sie ire mannlich taten, das sie ain solchs beinah vollbrechten, welchs sein unmöglich vil gedechten* (Goed. 205). — Opitz (D. D. d. 17. Jhs. Bd. 1): *Wer keine böse That für sich zu viel sein fürchtet* 237.

Andere Beispiele des Accusativs mit dem Infinitiv verzeichnet Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, 2. Ausgabe, Bd. II, 367.

ADALBERT JEITTELES.

DIE RAGNAR LODBROKSSAGE IN SIEBENBÜRGEN.

Felix Liebrecht hat in seinem trefflichen Werke „Zur Volkskunde“ unter dem Titel „Die Ragnar Lodhrokssage in Persien“ diese altnordische Sage mit einer Erzählung aus dem Schach Nameh, die sich bei Görres (Heldenbuch von Iran 2, 406—411) findet, ausführlich verglichen und überhaupt eine Zusammenstellung der persischen Sage von Ardschir und der nordischen von Ragnar Lodbrok gegeben. Im Anschluß an diese treffliche Abhandlung erlaube ich mir zwei unedirte, bislang unbekannte Märchen und zwar ein Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner und ein ungarisches Märchen aus Siebenbürgen mitzutheilen, von denen ich das erstere während meiner mehrmonatlichen Studienreise und Aufenthaltes unter transsilvanischen Zeltzigeunern im Jahre 1883 aufzeichnete, das letztere aber in eben demselben Jahre von einer Székler Frau hörte und niederschrieb.

Das Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner lautet in wörtlicher Übersetzung also:

„Es war einmal ein König, der lebte lange Zeit hindurch als Witwer. Seine Frau war im neunten Jahre ihrer Ehe gestorben und hatte ihrem Gatten keine Kinder zur Welt gebracht. Der König wollte auch nicht zum zweitenmal heirathen, aber seine erste Magd, die die Tochter einer bösen Urme*) war, drängte in ihn, sich zu verehelichen. Sie hoffte nämlich, daß der König sie zum Weibe erwählen werde. Der König, erzürnt durch die Neckereien seiner Magd, sprang eines Tages auf sein Ross und ritt zu seinem Nachbarn, einem reichen Fürsten, dessen Tochter er zur Gattin verlangte. Die Maid willigte ein und gar bald wurde die Hochzeit mit großem Pompe gefeiert. Als die junge Königin ins Land ihres Gatten zog, da verschwand dessen erste Magd und wurde von keinem Menschen mehr gesehen, denn sie war auch eine böse Urme, die nur Unheil anstiften wollte. Die junge Königin schenkte gar bald einem Mädchen das Leben, das herangewachsen eine wunderschöne Jungfrau wurde. Ihre Eltern gaben ihr den Namen »Kleinhand«, weil ihre linke Hand viel kleiner

*) Urmen heißen die Feen der Zigeuner, die als „gute Urmen“ den Menschen gewogen sind, als „böse Urmen“ aber die Menschen verfolgen und ihnen Schaden bereiten.

war als die rechte, so daß sie die Linke fast zu keiner Arbeit gebrauchen konnte. Den ganzen Tag über spann Kleinhand Flachs und auch beim Spinnen war ihr die linke Hand sehr hinderlich.

Eines Tages saß Kleinhand vor der Thüre und spann. Es war im Sommer und sie wurde sehr durstig und dachte sich: Wie gut wäre es, wenn ich schnell einen Apfel bekäme! Da fiel ihr ein schöner Apfel in den Schoß. Kleinhand nahm ihn lächelnd in die Hand und begann zu essen. Sie dachte sich, es hätte ihr den Apfel die Mutter geworfen; aber es war die böse Urme, die einmal bei ihrem Vater, dem Könige, gedient hatte. Als Kleinhand den Apfel beinahe ganz verzehrt hatte, bemerkte sie einen Wurm*) in der Mitte desselben. Sie wollte ihn schon wegwerfen, als der Wurm also zu sprechen begann: »Laß' mich leben und ich will dir beim Spinnen helfen. Steck' mich an die Spindel unter den Flachs und du wirst an einem Tage so viel spinnen, als tausend Weiber nicht im Stande sind in einer Woche zu verfertigen!« Kleinhand überlegte sich nicht lange, nahm den Wurm in die Hand, steckte ihn unter den Flachs und begann zu spinnen. Und siehe da! Am Abend konnten kaum zehn Pferde den gesponnenen Flachs weiterschaffen. Kleinhand freute sich nun sehr und legte den Wurm jeden Abend in eine kleine Schachtel, gab ihm gute Speisen zu essen und sorgte für ihn, wie eine Mutter für ihr Kind. Bald wuchs der Wurm so sehr heran, daß ihm die Schachtel zu enge wurde und wenn Kleinhand ihn am Tage mit Flachs zudecken wollte, so mußte sie dazu große Wagen voll Flachs hernehmen. Bald aber wuchs der Wurm so sehr heran, daß er im großen Hause des Königs keinen Platz mehr fand und man mußte für ihn und Kleinhand ein noch größeres Haus bauen. Aber nach einiger Zeit ward ihm auch dies Haus zu enge und er lagerte sich daher draußen rings um das Haus, das er wie ein großer Ring mit seinem Körper umgab und keinen Menschen hinein- oder herausließ, den er eben nicht wollte. Kamen junge Leute zur Königstochter und wollten sie freien, so schloß er sich fest um das Haus und ließ keinen Menschen hinein. Die Leute wollten den großen Wurm tödten, aber Niemand konnte sich ihm nähern, da er aus seinem Rachen Gift spie, das die Menschen sofort verbrannte. Viele zogen sich eiserne Kleider

*) Kirmo heißt der Wurm im Zigeun. (S. meine: Sprache der transsilvanischen Zigeuner. Leipzig 1884, S. 97). Vgl. damit das Kermau (Wurmhaus) in der persischen Sage.

an, aber das Gift, welches der böse Wurm auf sie spie, schmolz das Eisen.

So vergingen einige Jahre und Kleinhand mußte in ihrem großen Hause einsam und allein leben, denn der große Wurm ließ sie nicht aus dem Hause treten, noch gestattete er, daß sich Jemand dem Hause nähere, außer der Mann, der täglich ihm und Kleinhand die Nahrung brachte. Da kam einmal ein schöner Wanderer in die Stadt und hörte die Leute vom großen Wurm und der schönen Königstochter erzählen. Er ging sogleich zum Könige und bot sich an, den Wurm zu tödten, wenn er Kleinhand zur Frau erhalte. Der König willigte gerne ein und der Wanderer ließ sich aus Lammfell Hosen, einen weiten Rock und eine große Kappe machen, die er anzog und da es gerade mitten im Winter war, sprang er so angezogen ins Wasser. Als er aus dem Fluße herauskroch, gefror sein Anzug so sehr, daß er dick mit Eis bedeckt war*), das vom heißen Gifte nicht so leicht schmelzen konnte. Dann nahm er einen langen Spieß und tödtete den Wurm, da ihm das Gift durch das Eis hindurch nicht bis auf die Haut dringen konnte. Da begann das rechte Leben im Lande. Alle Leute liebten Kleinhand und freuten sich gar sehr, daß sie endlich aus der Gefangenschaft befreit, die Gattin des schönen Wanderers wurde..."

Das ungarische Märchen, das sich mehr an die Erzählung aus dem Schach Nameh, als an die nordische Fassung der Ragnar Lodbrokssage anlehnt, lautet in meiner fast wörtlichen Übersetzung also:

„Es war ein altes Ehepaar, das keine Kinder hatte und im Alter arm und verlassen leben mußte. Da traf es sich einmal, daß die alte Frau einen wunderbaren Traum hatte, in dem ihr verheißen ward, daß sie einem Mädchen das Leben schenken werde. Und so geschah es auch. Die alte Frau kam nieder und gebar ein Mädchen. Als nun die alten Leute ihr Töchterlein taufen wollten, da wußten sie nicht, wen sie zum Pathen rufen sollten. Sie saßen denn einmal Abends am Herdfeuer und beriethen sich, ob sie den Nachbarn zur Linken oder den Nachbarn zur Rechten ersuchen sollten, ihrem Töchterlein Pathe zu sein. Da öffnete sich die Thüre und hereintrat eine schöne Frau, die mitten in der Stube stehen blieb und zu den Eltern also sprach: „Ich weiß, worüber ihr eure alten Köpfe zerbrecht! Ich will eurem Kinde Taufmutter sein und werde ihm ein Geschenk geben, das es reich und glücklich machen wird! Morgen zeitig in der Frühe

*) Vgl. Saxo's Erzählung.

ruft den Pfarrer her in euer Haus, damit er hier euere Tochter taufe; dann werde ich auch erscheinen, denn ich gehe in keine Kirche!«*). Darauf entfernte sich die fremde Frau und die alten Leute dachten nun nach, was sie eigentlich thun sollten? Endlich beschlossen sie — was immer geschehe — den Wunsch der fremden Frau zu erfüllen.

Am nächsten Morgen also zeitig in der Frühe riefen sie den Pfarrer zu sich und ließen ihr Töchterlein taufen. Die fremde Frau war auch erschienen und ließ ihrem Taufkinde den Namen Biri**) geben. Als sich der Pfarrer mit den Gästen entfernte, sagte die fremde Frau zu den Eltern ihres Taufkindes: »Hier gebe ich euch einen Apfel, den sollt ihr gut aufbewahren und wenn eure Tochter ins sechszehnte Lebensjahr tritt, dann gebt ihr denselben zu essen. Sie wird einen Wurm im Apfel finden, den soll sie gut besorgen, denn nur so kann sie noch glücklich und reich werden!« Darauf gab sie den Eltern einen schönen Apfel und entfernte sich.

Ein Tag verging nach dem andern, ein Jahr folgte dem andern, und so wurde Biri eines schönen Morgens sechszehn Jahre alt. Da nahmen ihre Eltern den schönen Apfel aus dem Schranke, worin sie ihn sechszehn Jahre lang aufbewahrt hatten, und gaben ihn ihrer Tochter, damit sie ihn verzehre. Der Apfel war noch so schön und frisch, als hätte man ihn soeben vom Baume gepflückt. Biri aß den Apfel und fand zwischen den Kernen einen kleinen Wurm, den sie in eine kleine Schachtel legte und ihm zu fressen gab. Am nächsten Tage, als sie dem Wurm wieder Speisen brachte, da war er schon so herangewachsen, daß er die Hälfte der Schachtel einnahm, die andere Hälfte aber war mit lauterem Golde angefüllt. Das war nun eine große Freude für Biri und ihre alten Eltern! Sie machten nun dem Goldwurm sogleich ein größeres Gehäuse und siehe da! am nächsten Morgen war der Wurm schon so groß, daß er die Hälfte des Gehäuses einnahm, die andere aber war mit lauterem Golde angefüllt. Sie machten ihm nun Tag für Tag ein größeres Gehäuse, aber der Wurm wuchs jedesmal über Nacht so sehr heran, daß er die Hälfte des neuen Gehäuses einnahm, die andere Hälfte aber war mit Gold angefüllt. Das war den Eltern und dem Mädchen eben recht, denn sie hatten nun Geld in Hülle und Fülle und lebten von nun an in Wohlstand, indessen der Wurm bald so groß wurde, daß

*) Überirdische Wesen umkrümmen geweihte Orte.

**) Deminutiv von Borbála (Barbara); Biri = Bärbchen.

er die ganze Stube einnahm. Nun ließ Biri ein so großes Haus erbauen, das wohl das größte im Lande war. Aber auch dies Gebäude wurde dem Wurm zu klein und er kroch einmal ins Freie hinaus, wo er sich um einen hohen Berg lagerte, auf dem sich eben Biri befand. Als nun die Maid vom Berge herabstieg, konnte sie nicht mehr nach Hause zu ihren Eltern gehen, denn der Wurm ließ nicht zu, daß sie sich vom Orte entfernte. Da begann für Biri ein gar trauriges Leben. Niemand durfte sich dem Berge nähern, denn der böse Wurm spie feuriges Gift, das jeden Menschen verbrannte, der in seine Nähe kam. Außerdem hatte der Wurm eine so feste Haut, daß kein Schwert, keine Kugel ihn verletzen konnte. Nur Biri's Vater durfte sich dem Berge nähern und täglich das Gold wegführen; nur er durfte dem Wurm und Biri Speise und Trank bringen.

Ein Jahr verging nach dem andern und Biri war schon zwanzig Jahre alt und mußte noch immer allein und freudlos oben am Berge hausen. Viele junge Bursche hatten schon ihr Glück versucht und mit dem riesigen Wurm gekämpft, aber alle waren im Kampfe umgekommen. Da traf es sich einmal, daß ein schöner Königssohn durch das Land zog und von Biri's Schönheit und dem unüberwindlichen Wurm hörte. Er beschloß sogleich, den Kampf zu wagen und ließ sich einen Anzug aus Lammfell verfertigen, denselben zog er an und sprang dann ins Wasser. Als er aus dem Wasser stieg, war sein Anzug mit Eis überzogen. Dann nahm er viel Blei, schmolz es in einem Kessel und als der Wurm seinen Rachen öffnete, goß er das heiße Blei in den Schlund. Der Wurm brüllte nun so stark, daß die Erde zitterte und krepirte endlich. Biri wurde auf diese Weise frei und als sie später der schöne Königssohn heiratete, da wußten ihre Eltern, daß ihre Taufmutter eine gute Fee gewesen..."

Dies das ungarische Märchen. Vergleicht man nun das Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner und Székler mit der nordischen und persischen Sage, so bieten sich, außer dem übereinstimmenden Inhalt, eine große Zahl von übereinstimmenden Punkten, die im Druck hervorgehoben sind. Eingehende Erörterungen über diesen höchst interessanten Gegenstand überlasse ich Fachmännern und verweise bloß auf Liebrecht's obenerwähnte Abhandlung.

MÜHLBACH (Siebenbürgen), 1. December 1886.

Dr. HEINRICH v. WLISLOCKI.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER ÄLTEREN MINNESÄNGER.

1. Bernger von Horheim.

Der Minnesänger Bernger von Horheim ist bis jetzt noch nicht nrkundlich nachgewiesen, und man konnte nur aus dem Charakter seiner Lieder schließen, daß er zu den Dichtern des 12. Jahrhunderts gehören müsse. Haupt hat ihn daher auch ohne Bedenken unter die Dichter „des Minnesangs Frühlings" aufgenommen. Den einzigen Anhalt zur Bestimmung seiner Lebenszeit bot bis jetzt die Strophe M. F. 114, 21—27:

„Wie solt ich armer der swaere getriuwen
daz mir ze leide der künc waere tôt?
des muoz ich von ir daz ellende biuwen;
des werdent dâ nâch mîniu ougen vil rôt.
der mir ze Pülle die hervart gebôt,
der wil mich scheiden von liebe in die nôt
der ich gewinne vil michelen riuwen."

Erst Haupt hat diese Stelle richtig auf die Regierung Heinrichs VI. bezogen, aher mit der Bestimmung auf das Jahr 1190 kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären. Er sagt M. F. 3. Aufl. S. 278:

„Ich zweifle nicht, der König, dessen Tod dem Dichter ungelegen kam, ist der König Wilhelm II. von Sicilien und Apulien, der am 16. November 1189 starb. König Heinrich VI. sendete, nm das Erbreich seiner Gemahlin Constanzia der Anmaßung des Grafen Tancred zu entreißen, der zwei Monate nach Wilhelms Tode vom Volke in Palermo zum Könige gemacht worden war, schon im Frühling 1190 ein großes Heer nach Apulien, zn Ende des Jahres hegann er selbst seine Heerfahrt. Bernger von Horheim war wohl zn der ersten Heerfahrt, wenige Monate nach Wilhelms Tode, aufgeboten." So weit Haupt.

Zuerst hahe ich zu hemerken, daß Alles, was Haupt so hestimmt auf den ersten Feldzug Heinrichs nach Italien hezieht, gerade so gut auf den zweiten im Jahre 1194 passt. Am 20. Februar 1194 war König Tancred von Sicilien gestorhen, die Krone erhielt sein unmündiger Sohn Wilhelm III., an dessen Stelle seine Mutter Sibilla die vormundschaftliche Regierung führte. Dieser Zeitpunkt schien Heinrich VI. nun sehr günstig zu sein, um das auszuführen, was er im

Jahre 1190 vergeblich versucht hatte: Sicilien und Apulien für sich in Besitz zu nehmen. Er berief daher sofort eine neue Heerfahrt über die Alpen. Könnte man nun, gestützt auf diese historischen Thatsachen, schon Zweifel erheben an der Richtigkeit der Haupt'schen Bestimmung, so kommt als gewichtige Stütze hinzu, daß wir Bernger erst nach dem Jahre 1194 in Italien nachweisen können.

Bernger von Horheim ist nämlich mit Gotfried von Veingen, Conrad von Stoufen, Bertold pincerna, Otto von Welfisperge und anderen im Januar 1196 zu Gonzaga Zeuge in einer Urkunde des Philipp, Herzog von Tuscien und Herr des mathildischen Gutes (des späteren Kaisers), in welcher dieser dem Abte von Polirone Besitzungen restituirt, welche derselbe ohne seine Einwilligung an Walter von Gonzaga zu Lehen gegeben hatte. Der Name des Minnesängers ist, wie es in italienischen Urkunden ja häufig vorkommt, etwas entstellt; er lautet: Berengerius de Orehem. Es ist jedoch kein Zweifel, daß hierunter Bernger von Horheim zu verstehen sei. Die Urkunde ist abgedruckt bei Ficker, Urkunden zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, Seite 232 n. 191. Ein Regest derselben findet sich bei Böhmer, Regesta imperii V, neu bearbeitet von Ficker, Seite 4. An letzterem Orte wird ferner eine Urkunde, datirt Arizium 3. Mai 1196, erwähnt, durch welche Philipp, der Herzog von Tuscien, der Kirche von Arezzo ihre Privilegien bestätigt. Unter den Zeugen findet sich Berlengerius de Oreim, ebenfalls unser Minnesinger. Wenn wir nun Bernger noch im Jahre 1196 in Italien finden, so ist doch kaum anzunehmen, dass er schon im Frühjahr 1190 über die Alpen gezogen sei. Es liegt doch viel näher, zuerst an den zweiten Römerzug Heinrichs VI. zu denken. Zwar kehrte der König schon im Jahre 1195 nach Deutschland zurück, er ließ jedoch seine Gemahlin Constanze und seinen Bruder Philipp mit einem Theile des Heeres in Italien. Sicher gehörte Bernger von Horheim zu letzterem, und daher treffen wir ihn noch im Jahre 1196 jenseits der Alpen. Die Hypothese Haupt's ist also zu berichtigen. — In anderen Jahren ist mir der Minnesinger bis jetzt noch nicht begegnet.

2. Heinrich von Rugge.

Die Heimat Heinrichs von Rugge, der schon von Pfeiffer, Germ. 7, 110, nachgewiesen, ist die Burg Ruck, ein jetzt verfallenes Bergschloß im Aachthale bei Blaubeuern, Königreich Würtemberg. Der Ort wird in Urkunden verschiedentlich erwähnt, während der Minnesinger selbst noch nicht weiter aufgefunden ist. Die Urkunde

bei Lünig, deutsches Reichsarchiv, pars special. contin. IV vol. alterum S. 464, in welcher Kaiser Friedrich I. zu Mainz am 27. Mai 1182 die alten Freiheiten der Stadt Speier bestätigt, und in der sich unter den Zeugen auch Heinricus de Rug findet, kann zum Nachweise unseres Dichters nicht in Betracht gezogen werden. Es liegt hier jedenfalls ein Versehen Lünig's oder ein Druckfehler vor, da sämmtliche neueren Werke, in denen obige Urkunde zum Abdruck gebracht ist, wie Remling, Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speier, und Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speier, Heinricus de *K*uc lesen. Von den Edeln von Rugge sind die advocati de Ruck zu unterscheiden. Von letzteren begegnet uns besonders Conrad in den Jahren 1191 und 1192; so in einer Urkunde des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen, Asberg 30. Juli 1191 (Wirtemberg. Ukdb. II. 466), ferner in einer Urkunde desselben Pfalzgrafen gegen das Jahr 1192 (ibid. III Seite 477). Ein Sohn des Minnesingers Heinrich von Rugge kann Albertus de Rugge sein, welcher um die Jahre 1243 und 1244 sich in Urkunden des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen und anderer findet, so am 29. April 1243 zu Ehingen (ib. IV Seite 55 n. 1006), um das Jahr 1244 (ib. S. 65 n. 1015), und am 24. März 1244 (ib. S. 76 n. 1024). Ob der H. dictus Rugge, clericus, welcher in einer Urkunde des Propstes vom Kloster zu St. Gallen am 3. September 1285 (Urkundenbuch von St. Gallen III, Nr. 1046) vorkommt, ein Mitglied unseres Geschlechtes ist, kann ich weder behaupten noch verneinen.

3. Ulrich von Gutenburg.

Martin hat in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 23, 440 einen Udalricus de Gutenburhc im Jahre 1170 nachgewiesen. Ich bin in der Lage, noch einige weitere Nachrichten über das Leben dieses alten Minnesingers geben zu können.

In einer Urkunde aus Siena vom 19. März 1172, des Christian, Erzbischof von Mainz und Legaten von ganz Italien, in welcher er den Einwohnern von Viterbo alles bestätigt, womit der Kaiser sie beliehen hat, findet sich unter den Zeugen nebst Reimboldus et Fridericus comites de Bikelingen, Corandus de Balnehusen, auch ein Ulricus de Gudensberg (Böhmer, Acta imperii selecta, S. 601 n. 889). Ficker, welcher diese Urkunde veröffentlicht, nimmt, da unter den Gudensbergern sich ein Ulrich sonst nicht nachweisen läßt, mit Recht einen Schreibfehler an und setzt direkt in den Text der Urkunde: Ulricus de Cudemburg, also unseren Dichter. Aber

nicht nur einmal ist der Minnesinger in Italien gewesen, noch ein zweites Mal hat er seine Ritterpflicht erfüllt und ist auf den Ruf des Kaisers über die Alpen gezogen. Am 1. März 1186 zu Casale ist Ulricus de Gndembor mit Warnerius de Bollandia nnd Anderen Zeuge in einer Urkunde, in welcher Kaiser Friedrich verkündet, wie der wortbrüchige und gerichtsflüchtige Graf von Genf verurtheilt und gebannt sei, und alle Getrenen auffordert, jenen als Reichsfeind an Person nnd Eigentbum zu schädigen (Ficker, Urkunden znr Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, S. 210 n. 167). Aus dieser Urkunde können wir nun auf Anderes schließen. Sicher befand sioh der Minnesinger im Gefolge des Kaisers Friedrich I., als dieser zum sechsten Male über die Alpen zog, diesmal in friedlicber Absicht ohne Heer, um seinen Sohn Hcinrich mit der Prinzessin Constanze von Apulien und Sicilien zu vermählen. Somit war Ulrich von Gutenburg auch Theilnehmer an der Hochzeitsfeier, welche am 27. Januar 1186 zu Mailand stattfand, einem Feste, das von italienischen Schriftstellern mit gleicher Begeisterüng beschrieben wird, wie der große Reichstag zu Mainz im Jahre 1184 von den deutschen.

Die Nachahmungen Friedrichs von Hausen von Seiten Ulrichs, auf welche Haupt M. F. 3. Aufl. S. 263 schon hinweist, erklären sich leicht, einerseits duroh die Nähe der beiderseitigen Heimat (über die Heimat Ulrichs cf. Ztschr. f. d. A. a. a. O.), anderntheils durch ihren gleichzeitigen Aufenthalt in Italien. Friedrich von Hansen war ja auch im Jahre 1186 dort, cf. Haupt's Ztschr. 14, 134. Hier mögen sich beide Dichter vielleicht näher getreten und gegenseitig mit ihren Gedicbten bekannt geworden sein.

4. Friedrich von Hansen.

Das Geschlecht, dem Friedrich von Hausen angehört, begegnet uns, soviel bis jetzt bekannt, zuerst im Jahre 1112. In einem Tausche zwischen dem Propste von St. Marien in Mainz und dem Kloster Dissihodenberg über einen Garten zu Odernheim und einen Mühlplatz daselbst, kommt als Zeuge Gerlaoh de Husen vor (Urkundenbuch zur Geschicbte der jetzt die preußischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien, I Seite 486). Die Heimat des Geschlechtes ist das Nahethal, wo jetzt noch die Dörfer Ober- und Niederhausen sich finden. Der Vater des Minnesingers, Walter von Hausen, begegnet nns verschiedentlich. Mehrere Urkunden, in denen er auftritt, sind schon an anderen Stellen bekannt gemacht; um diese Aufzählung etwa zu vervollständigen, theile

ich noch einige weitere mit. Walter von Hausen ist Zeuge 1. in der Urkunde des Wormser Domkapitels vom 8. März 1158, durch welche dem Erzbischof Hillin von Trier tauschweise für Güter zu Partenheim die Burg und der Hof zu Nassau übergeben wird (Urkundenbuch der mittelrheinischen Territorien I. 665); 2. in der Urkunde Kaiser Friedrichs I., Frankfurt, 3. August 1163, in welcher er nach dem Vorbilde seines Vaters, des Herzogs Friedrich von Schwaben, verspricht, die Vogtei des Klosters Münsterdreisen am Donnersberg nur für seine Person zu beanspruchen, ohne Einwilligung des Abtes dieselbe keinem Anderen zu übergehen und sie unter derselben Bedingung seinem nächsten Erben hinterlassen zu wollen (Böhmer, Acta imperii selecta, S. 108 n. 116); 3. in der constitutio Friderici I. de bonis clericorum decedentium, Worms, 26. Sept. 1165 (Mon. Germ. IV); 4. in der Entscheidung des Erzbischofs Christian von Mainz in Klagsachen des Propstes von Ravengiersberg gegen seinen Vogt Fr. von Heinzenberg über deren gegenseitige Rechte 1170 (Ukdb. d. mittelrh. Terr. II. 37); 5. in einer Urkunde desselben, wodurch er die im Rheingau und sonst im Erzstifte Mainz gelegenen Güter des Klosters Rupertsberg von allen bischöflichen Steuern befreit 1171 (ib. 48); 6. in der Sententia de bonis clericorum decedentium, Speier, 2. Juli 1173 (Mon. Germ. IV). Er mit seinem Sohne Friedrich ist Zeuge des Bischofs Conrad von Worms, als dieser einen Vergleich beurkundet zwischen „amicis et fratribus nostris de Odderburc“ und den Bewohnern von Ibernsheim, ca. 1173 (Baur, hessische Urkunden, II. 22). Aus derselben Urkunde erfahren wir auch, daß Walter advocatus von Worms war.

Der Aufenthalt Friedrichs von Hausen in Italien in den Jahren 1186 und 1187 ist schon verschiedentlich bezeugt und nachgewiesen; zu einem weiteren Belege dient folgende Urkunde: Mit Fridericus comes de Hohenberc, Conradus comes de Dorrenberch, Heinricus de Widenwanc ist Fridericus de Husen Zeuge in der Urkunde Heinrichs VI. d. d. Foligno, 28. Januar 1187, in welcher dieser den Brüdern von Camaldoli das fodrum vom Hofe Soci und andere dort bisher den Königsboten zustehende Leistungen schenkt und bestimmt, was der das fodrum in der Grafschaft Arezzo einsammelnde Königsbote auf den anderen Klosterbesitzungen anzusprechen hat (Böhmer, Acta imperii selecta, S. 159 n. 172).

Im Urkundenbuche der mittelrheinischen Territorien Band II findet sich ein Güterverzeichniß des adeligen Benediktiner-Nonnenklosters Rupertsberg bei Bingen. Es ist um das Jahr 1200 aufgesetzt,

ist also fast gleichzeitig mit dem Leben der eben erwähnten Leute. In diesem Verzeichnisse ist auf Seite 375 unter der Überschrift Doleugesheim eine Schenkung Walters und Friedrichs von Hausen angeführt. Ich glaube, dieselbe hier vollständig mittheilen zu müssen, weil sie einerseits uns einen Einblick gewährt in die Vermögenslage des Minnesingers, andererseits aber auch uns klar vor Augen führt, daß sich in einmal feststehenden Orts- und Flurnamen die vollen althochdeutschen Formen noch weit in den mittelhochdeutschen Zeitraum erhalten haben. Das Verzeichniß selbst gibt nicht an, in welchem Jahre die Schenkung gemacht ist, da uns jedoch Walter von Hausen nach dem Jahre 1173 (so viel mir bekannt) nicht mehr in Urkunden begegnet, und er daher bald darauf gestorben sein muß, da er ferner bei der Schenkung noch als lebend erwähnt wird, so ist sie ungefähr um das Jahr 1173 anzusetzen. Die Notiz lautet, wie folgt:

Dolengesheim.

Allodium domini *Walteri de hûsun* quod pro remedio animę sue sororibus de s. Ruperto in *dolgesheim* una cum *Adelheide* uxore sua et *Friderico* filio suo dedit. In uno campo *ane wintersheimer wege.* I. iurn. *An ômesheimer wege.* I. iurn. *An ülueskeimer markun.* I. iurn. *An der mitdelgewandun.* IIII. iurn. *An demo mûlenwege.* II. iurn. *An milechbrunnen.* I. iurn. *An selber bôhele.* I. zuweideil. *An der fiheweidun* dim. iurn. et ibi prope *under demo reine.* I. iurn. *Ze huntberge.* I. iurn. simul. *Vffe demo reine.* II. zuweideil. quod sunt XL. iurn et I. zuweideil ($27^2/_3$ Jurn. 16 Zw.).

In alio campo *an hiledsheimer wege.* I. iurn. *Ze mitzelreine.* I. iurn. *Ober odernheimer wege.* V. iurn. *Offe cruceberge.* I. iurn. et ibi prope *under demo reine.* I. iurn. *An mûlenbrath* II. iurn. *An nider odernheimer wege.* II. iurn. *Zu nechkun.* II. iurn. Item *an odernheimer marchun.* II. zuweideil. *Ze sulzen* quarta pars iurnalis. *An bertholfesheimer wege.* III. iurn. *Vffe der wisun.* I. iurn. *Ze lûdense.* VII. iurn. *Ze cnuthensdale* (*knûtthilstalle*) IIII. iurn. *An demo herthwege.* II. zuweideil simul et *nidewendich nechun* dim. iurn. quod sunt .L. VII. iurn. et dim. iurn. ($50^1/_2$ Jurn. 9 Zw. = $56^1/_2$). Vineę ad *horwisun.* II. iurn. simul *An demo berchphade* una particula et ibi prope una particula scil. tercia pars iurnalis vineę et curtis cum edificiis.

Eine Vergrößerung der Schenkung muß einige Jahre später erfolgt sein. Die Mutter Friedrichs von Hausen war gestorben, und zu ihrem Seelenheile fügt der Minnesinger noch mehrere Güter hinzu. Das Verzeichniß fährt fort:

Pro anima domnę *adelheidis* uxoris supradicti domni *walteri Fridericus* filius eorum dedit in *dinenheim*. II. uineas. quarum una est in loco qui dicitur *sulzeburnen* continens. II. irgera. alia in cradenburnen similiter duorum iugerum.

Auf Seite 384 desselben Verzeichnisses findet sich unter der Rubrik: Vineę in Genzingun noch folgende Notiz: *Walterus de Hûsen* pro quo datę sunt tres hubę et . VI. iurn. agrorum et curtis cum edificiis in *dolgesheim*. Es muß dies sicher eine Schenkung sein, die Friedrich von Hausen nach dem Tode seines Vaters für dessen Seelenruhe gemacht hat. Da uns eine Urkunde aus dem Jahre 1187 (Urkundenbuch der mittelrheinischen Territorien II. 124) erhalten ist, in welcher Erzbischof Conrad von Mainz dem Kloster Rupertsberg bei Bingen die Freiheit von bischöflichen Steuern, ferner alle Güter, Rechte nnd Privilegien bestätigt, und in dieser die Besitzungen in Dolengesheim besonders erwähnt werden, so ist wohl der Schluß erlaubt, daß um diese Zeit die oben aufgeführten Schenkungen, auch die letzten, von Seite der Familie von Hausen schon gemacht waren.

Dolengesheim, jetzt Dolgesheim, bei Oppenheim in Rheinhessen, liegt einige Stunden vom Nahethale entfernt, und wenn das Geschlecht derer von Hausen hier solche bedeutende Schenkungen vergeben kann, so ist dies sicher ein Zeichen von der Macht und dem Reichthume desselben.

Bemerken will ich noch, daß in der zu Zürich ansäßigen Familie von Hausen (de domo) um dieselbe Zeit sich auch ein Friedrich findet. So begegnet er uns in Urkunden vom 10. April 1185 und im Jahre 1187, cf. Zeerleder, Urkundenbuch der Stadt Bern, I S. 128 und 140.

Münster i. W. FR. GRIMME.

LITTERATUR.

Re Guglielmo I e le Monete de Cuojo. Accenni di Antonio Palomes. Palermo 1886.

Es ist ein doppelter Umstand, der mich veranlaßt, die obige Schrift eines gelehrten Siciliers hier zur Sprache zu bringen; nämlich der von dem Stoffe der obigen Münzen, und daß es ein König von germanischer Abstammung gewesen, der sie in die Welt geschickt hat, und ich folge hierhei kürzlich dem genannten Verfasser, der seine Arbeit dem hochverdienten Geschichtsprofessor Adolf Holm an der Universität zu Neapel gewidmet, da dieser auch seinerseits mit dem vorliegenden Gegenstande in Verbindung steht. Gelegentlich einer Wilhelm den Bösen betreffenden Sage, die mein geschätzter Freund, der gelehrte Giuseppe Pitrè, über diesen übelberüchtigten König von Sicilien in dem Archivio Storico von 1873 mitgetheilt, hatte nämlich Holm in der nämlichen Zeitschrift nachgewiesen, daß Dionysius der ältere den Verstorbenen die ihnen in den Mund gesteckten Münzen mit zinnernen vertauschen ließ (s. Pitrè, Bibliot. VII, 29 ff.). Ich übergehe diese weitverbreitete Sitte, den Todten mit Reisegeld zu versehen, die sich auch jetzt noch wiederfindet, s. z. B. Rochholz, Glauben und Brauch 1, 189; Du Meril, Mélanges. Paris 1850 p. 142; Bernh. Schmidt, Leben der Neugriechen 1, 237 ff.; Ritter, Asien 4, 1029 („Als einer der angesehenen Männer gestorben war, sah Harkness, daß man ihm sogleich ein Stück Geld in den Mund steckte", bei den Buddagur, einem Nilgherry-Volk in Vorderindien) u. s. w., u. s. w. Überall hier handelt es sich nur von metallenen Münzen, ebenso bei dem älteren Dionys; und Palomes fährt weiter fort: „Da ich aber den Ursprung der Ledermünzen erforschen wollte, so wandte ich mich an den Prof. Vincenzo di Giovanni, der mich auf Vergara (Croniche di quisto regno di Sicilia, pubblicate per cura del prof. Di Giovanni. Bologna 1865) verwies, wo ich darauf hingeführt werden würde. Vergara aber, der p. 14 von Friedrich II. spricht, berichtet, daß dieser, 'sich in der Romagna in Geldnoth befindend, ein Ledergeld mit dem Gepräge und dem Werthe des Gold-Augustale machen ließ' und dann hinzufügt: 'Diese Augustalen waren auch noch zur Zeit Karls I. von Anjou in Umlauf.' Aber er berichtet dies nicht als eine Sage (non lo riferisce per tradizione), wie Fazello hinsichtlich Wilhelms, sondern er beruft sich dabei auf den Zeitgenossen Ricordano Malespini, der im Cap. CXXX seiner Historia florentina (bei Muratori, Rer. Ital. Scr. vol. VIII p. 963) schreibt: 'Im Jahre Christi Ein Tausend zweihundert und vierzig drang Kaiser Friedrich, alle Kirchen und Herren, die der Kirche gehorchten, heimsuchend, in das Gebiet der Romagna, das von Rechtswegen der heiligen Kirche gehörte, ein und verwüstete und eroberte dasselbe, ausgenommen die Stadt Faenza, welche er sieben Monate lang belagerte und dann durch Vertrag in seine Gewalt bekam; und in besagter Belagerung erlitt er viel Noth an Lebensmitteln und Geld; und die Belagerung hätte sich viel länger hinausgezogen, obwohl sie so lange gedauert; aber der Kaiser, als ihm das Geld ausging, verpfändete klüglich seine Edelsteine und kostbaren Geräthe;

und als er nicht mehr Geld erhalten und seine Ritter befriedigen konnte, ließ er ein Gepräge (stampa) aus Leder mit seiner Figur machen, ihm den Werth eines Gold-Agostajo beilegend, und versprach, diese Prägstücke mit diesem Werthe wiedereinzulösen, wer auch immer sie später (poi) zu seinem Schatzmeister brächte; und er ließ öffentlich bekannt machen, daß jedermann dies Gepräge für seine Lebensmittel als goldenes Geldstück nehmen sollte'.

Fassen wir nun das bisher Dargelegte kurz zusammen, so finden wir in Bezug auf den Tyrannen Dionysius das historische Factum der zinnernen Münzen, welches auch durch das Zeugniß des Aristoteles gestützt wird; hinsichtlich des Normannen Wilhelm die Sage von den Münzen, aber nicht den zinnernen, sondern den ledernen, ohne historische Stütze, da kein Geschichtschreiber davon spricht; während wir in Bezug auf den deutschen Kaiser Friedrich II. die historische Thatsache von den ledernen Münzen besitzen, die sich auf den gleichzeitigen Malespini stützt.

Frägt man aber weiter, warum dieser Vorfall auf Wilhelm eher als auf Friedrich übertragen wurde, so muß man das Alter der Sage in Betracht ziehen, die sich an den älteren Dionys knüpft, und hierbei bedenken, dass Kaiser Friedrich die ledernen Münzen nicht, wie Dionys, nach Beseitigung des Goldes und Silbers, sondern durch die Noth gedrängt emittirte, um vorläufig dem im Lager vorhandenen Geldmangel abzuhelfen; dies war aber kein Grund, die Dionysiussage auf ihn anzuwenden; um so weniger, als er die ausgegebenen Ledergeldstücke später wieder in ihrem vollen Werthe einzulösen verhieß.

König Wilhelm hingegen besaß eine unmäßige Geldgier, wie man aus der Geschichte ersieht und aus den übermäßigen Steuern, womit er das Volk bedrückte. Und da bei der Rückkehr Friedrichs aus der Romagna die Ledermünzen sich in Sicilien verbreiteten und sogar noch zur Zeit Karls von Anjou sich vorfanden, 'so war das Volk froh, dem Tyrannen des Geschichtchens einen Namen geben zu können' und übertrug auf Wilhelm die alte Tradition vom älteren Dionys, indem es bloß das Wort Zinn (stagno) in Leder (cuojo) verwandelte, wie es dasselbe vielleicht auf einen andern übertragen und das Wort Leder in Papier (carta) verwandeln wird."

Außer den hier besprochenen Punkten beschäftigt sich Palomes auch noch mit einigen andern, so mit der von verschiedener Seite versuchten Ehrenrettung des Großadmirals des ersten Wilhelm, Majone von Bari, die Palomes jedoch widerlegt, u. s. w., u. s. w., was alles einem anderen Gebiete angehört und diesem überlassen werden muß; woran sich auch desselben Verfassers Appendice all' Opuscolo Re Guglielmo I e le Monete di Cuojo. Palermo 1887 anschließt. Die Hauptsache, die Palomes beweisen wollte, hat er vollkommen und schlagend bewiesen, so dass alles andere nur Nebensache bleibt oder ein, wenn auch willkommenes, Allotrion bildet. Er hat sich in jeder Beziehung als competenter Geschichtsforscher bewiesen.

FELIX LIEBRECHT.

MISCELLEN.

Das Nordische Museum.

(Aus dem Stockholmer Dagblad. 1886.)

Nächst dem Stockholmer und Kristianborger Schloß soll das Gebäude des Nordischen Museums das größte im Norden werden, und man strebt eifrig danach, daß es nicht bloß durch seine Größe, sondern auch durch seine Decorirung imponirend wirke. Ganz besonders soll die Hauptfaçade desselben ein so monumentales Gepräge wie möglich erhalten. Sie soll aus Granit, Sandstein und rothem Mauerstein aufgeführt und mit einem großartigen Fries aus Steinmalerei geschmückt werden, wo polychrome Figuren in übernatürlicher Größe die Eigenthümlichkeit der Sammlung charakterisiren sollen.

Die Hauptflügel werden durch zwei Seitengebäude und eine Zwischenpartie verbunden, und eine prachtvolle Vorhalle (vestibule) soll die Mitte des vordersten Hauptflügels einnehmen; sie soll mit polirten Marmorpfeilern geschmückt sein, deren Werth sich auf 200.000 Kronen beläuft und die von dem Könige von Schweden und der Kronprinzessin von Dänemark geschenkt sind. Von der Vorhalle tritt man in einen großen Waffensaal, der in dem Mittelgebäude belegen ist und für die pompösen Haupttreppen den Ausgangspunkt bildet, welche Treppen die verschiedenen Stockwerke mit einander vereinen. Von dem Wappensaal führt ein gewaltiges Portal in eine Halle, welche den Hinterflügel aufnimmt und eins von den größten Localen bilden soll, die man irgendwo für weltliche Gegenstände findet. Diese Halle soll eben so hoch werden wie die Roeskilder Domkirche und ein halbmal breiter, sowie doppelt so lang (d. h. 580 Fuß lang und 120 Fuß breit). Dieser große Raum erhält sein Licht durch ein colossales Glasdach, sowie durch gewaltige Fenster in den hohen Giebeln. Am Abend soll das Local mit elektrischem Lichte erleuchtet und die enorme Bodenfläche mit Wasserkünsten und Blumengruppen geschmückt werden. Ein Balkon wird vielleicht die Restauration bilden, sowie ein anderer das Orchester bei feierlichen Gelegenheiten enthalten.

In dieser Halle werden ungefähr 100 Außen- und Innenbaue (exteriörer och interiörer) eingerichtet, welche Bilder nach der Natur und dem Volksleben in den skandinavischen Reichen sowie Finland und Südjütland wiedergeben sollen. Sonst werden daselbst Gegenstände aufgestellt, welche aus dem Bauernleben herstammen. Alles dieses wird in drei Stockwerken mit Halbgeschoßen in Galerien, welche längs den Seitenwänden hinlaufen, aufgestellt. Das unterste Stockwerk soll vorzugsweise die schwedischen Verhältnisse, das mittelste die nordischen und das oberste die dänischen und finnischen erklären. Der Hauptraum und die Galerien enthalten eine Bodenoberfläche von ungefähr 250.000 Quadratfuß. Die Außenbaue (exteriörer) erhalten eine Tiefe von 36 Fuß und machen es daher möglich, die gemalten Hintergrunddecorationen mit den aufgestellten Gegenständen auf eine solche Weise zu verschmelzen, daß der Übergang von der Plastik zur Malerei für das Auge des Zuschauers nicht bemerkbar wird. Sowohl die Außen- wie die Innenbaue werden nach Skizzen berühmter nordischer Künstler ausgeführt.

Die beiden Ausstellungssäle, welche nächstdem für die größten gehalten werden, liegen im Vorhause, jeder auf einer Seite der Vorhalle (vestibule). Sie werden ungefähr 170 Fuß lang, 60 Fuß breit und 40 Fuß hoch. Sie werden durch Pfeilerreihen abgetheilt und längs den Fensterwänden mit offenen Kabinetten eingerichtet. In dem einen von diesen Sälen soll die Mitte des Fußbodens für die größeren von den Denkmälern der Vorzeit Raum lassen. In den Kabinetten werden kleinere Gegenstände aufgestellt, die sich für comparative archäologische Studien passen. Außerdem soll hier noch eine Reihe von großartigen Malereien angebracht werden, welche die interessantesten Denkmälor des Nordens darstellen, wie Gruppen von Bautasteinen, Runensteine, Felsenbilder (hällristningar), Riesenstuben, Geschlechtsgrabhügel u. s. w. Der andere Saal soll kirchliche Gegenstände enthalten.

In dem anderen Stockwerk des Vorhauses werden sechzig größere und kleinere Interiöre eingerichtet, welche des Bürgerstandes, Priesterstandes und des Adels Lebensverhältnisse im Laufe der letzten 350 Jahre beleuchten sollen, und man hegt gegründete Hoffnung, daß reiche Familien in den drei nordischen Ländern diese Interiöre ausstatten werden. Geht diese Hoffnung in Erfüllung, so sollen Marmortafeln über einem jeden dieser Innenbaue die Namen der Geber der Nachwelt überliefern. In demselben Stockwerke werden überdies eine größere Anzahl Locale zur Aufstellung industrieller Gegenstände nach dem Material geordnet eingerichtet werden.

Das oberste Stockwerk nimmt die historische Abtheilung des Museums ein. In ganzen Reihen von Sälen, welche von Oberlicht beleuchtet sind, sollen kolossale Gemälde mit Figuren von Körpergröße angebracht werden und solche Ereignisse der inneren und äußeren Geschichte darstellen, welche geeignet scheinen, über die Vorzeit Glanz zu verbreiten. Auch sollen hier Statuen von Schwedens Helden aus Bronze und Marmor aufgestellt werden. In Kabinetten zur Seite dieser Säle werden Erinnerungen anderer geistvoller und ausgezeichneter Männer aufbewahrt, welche durch ihre Wirksamkeit die Ehre des Nordens befördert haben.

Der eine Seitenflügel enthält Locale für die Bibliothek, für Sammlungen von Stichen und Platten, für Copirungszimmer, Lese- und Vorlesungssäle, sowie für Comptoir- und Arbeitsräume. Der andere Flügel, der besonders für die zukünftige Erweiterung des Museums bestimmt ist, soll womöglich in der Zwischenzeit als Ausstellungssaal für Kunst und Kunstindustrie eingerichtet werden.

Auf den inneren Höfen werden Gebäude in gleicher Höhe mit den Kellergeschossen aufgeführt und mit Glasdächern gedeckt. Hier werden alle die Gegenstände aufgestellt, welche das Handwerkswesen, sowie Brand- und Strafgeräthschaften betreffen. Einige kleine Gänge und Seitentreppen, in den dicken Mauern des Hauptgebäudes angebracht, führen zu den unterirdischen Bauwerken (interiörer), welche Copien von schwedischen und dänischen Burgverließen abgeben.

* * *

Obige gedrängte Beschreibung gibt natürlich bloß die Hauptzüge der Einrichtung des Museumsgebäudes. Es soll im Ganzen 20 Säle und mehr als 300 andere Locale enthalten. Die sämmtliche Bodenfläche macht mehr als

eine halbe Million Quadratfuß, und die zur Aufstellung verwendbaren Wandflächen gewähren mehr als 250.000 Quadratfuß. Eine Wanderung durch sämmtliche Säle und Räume stellt eine Wegelänge dar von ungefähr 15.000 Fuß.

Schon im Februar 1883 erging eine Aufforderung zur Einsendung von Preisentwürfen für das Museumsgebäude. Im Laufe des folgenden halben Jahres liefen von fünfzehn in- und ausländischen Architekten Zeichnungen und Kostenanschläge ein und bei der Preisentscheidung wurden die drei ersten Preise den Herren V. Manchot in Mannheim, H. Mahrenholz in Berlin und B. Schmitz in Düsseldorf zuerkannt. Der in Preußen angestellte und mit der Aufführung des Reichstagsgebäudes beschäftigte schwedische Architekt E. Strokirk sandte seine Zeichnungen stracks nach dem Schlusse der Preisbewerbung ein, nebst dem Anerbieten, ohne Ersatz neue Vorschläge mit Hinsicht auf die Forderungen, welche der Museumsvorstand aufstellen möchte, nachdem er den eingesandten Vorschlag geprüft, auszuarbeiten. Eine sorgfältige Prüfung hat auch stattgefunden und mit großer Fürsorge hat man Bestimmungen hinsichtlich der mannigfachen Serien, welche die reiche Sammlung ausmachen, getroffen und detaillirte Pläne ausgearbeitet. Sobald man damit zu Stande gekommen, wird es auch nicht lange zögern, ehe die definitiven Pläne festgestellt und die Bauarbeiten begonnen werden können.

Nach dem Kostenanschlage soll das Museumsgebäude sich auf drei Millionen Kronen belaufen, und es müssen also zur Ausführung des Planes nicht unbedeutende Opfer gebracht werden. Wir zweifeln jedoch nicht, dass das schwedische Volk dieselben bringen wird; denn das nationale Selbstgefühl und die warme Vaterlandsliebe, die Hoch und Niedrig dabei an den Tag legt, leisten dafür sichere Bürgschaft. Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Äußerung, welche vor einigen Jahren einem Fremden gegenüber gemacht wurde, der hinsichtlich eines größeren gemeinschaftlichen Unternehmens einige Bedenklichkeiten geltend machen wollte; ein Bauer aus Schonen gab ihm nämlich die stolze Antwort: „Schweden besitzt stets die Mittel zu dem, was Schwedens Ehre fordert!“

Nicht minder bezeichnend ist ein kleiner Zug aus Lusttorp in Halland. Dort wohnt ein vermögender Mann in einem altmodischen Dachbalkenhause (ryggåsstuga), dem einzigen in jener Gegend. Ein amerikanischer Spekulant bekam nämlich Lust, diesen eigenthümlichen Bau anzukaufen, um ihn dann in Newyork auszustellen, und bot dafür reichliche Bezahlung. Aber es wurde nichts aus dem Geschäfte, denn der Besitzer wies das Angebot zurück mit den Worten: „Hat das Haus (stuga) wirklich so viel Werth, so mag es nur immer in Schweden bleiben“.

So behauptet das schwedische Volk Schwedens Ehre in Wort und That!

Was das Nordische Museum betrifft, so erhellt es deutlich, dass es schon jetzt nicht bloß dem Namen nach Volkseigenthum ist, sondern dass das Volk es als einen großen gemeinsamen Besitz betrachtet. Dort bewahren junge Männer die Preise, welche sie durch ihre Geisteswerke im In- und Auslande erworben haben, und dort bewahren Hohe und Niedrige viele von ihren liebsten Erbstücken. Nicht blos von Schweden, sondern auch von Norwegen und Dänemark treffen mannigfache Geschenke ein; so auch von Künstlern Gemälde und Statuen zur Ausschmückung des neuen Museums. Fabrikanten zeichnen für Materialien, Handwerker für Arbeit und beispielsweise kann man anführen,

daß der Besitzer einer Ziegelei sich verpflichtet hat, für 3000 Kronen Ziegel zu liefern, und einer von den geschicktesten Decorationsmalern sich erboten, Decorationsarbeiten für 2000 Kronen auszuführen.

Die Geldmittel, die gegenwärtig zur Verfügung des Baufonds stehen, sind allerdings vergleichungsweise noch unbedeutend; sie belaufen sich zur Zeit nur erst auf 350.000 Kronen. Jedoch wohl zu merken, diese sind in kleineren Summen zusammengekommen und größtentheils Gaben des Volkes, welches über keine Geldmittel verfügt. Bedenkt man hierbei, was die reichen Leute Schwedens bei anderen Gelegenheiten für ihr Vaterland geopfert haben, so kann man fest überzeugt sein, daß reiche Beiträge herbeiströmen werden, sobald es sich darum handeln wird, die eigentliche Bauarbeit zu beginnen.

Die Sammlungen.

In dem Programm zu dem Nordischen Museum heißt es, „daß es eine Heimstätte für die Erinnerungen aus der nordischen Völker und zunächst aus des schwedischen Volkes Leben sein soll". Die Sammlung zeigt, daß der Stifter, Dr. A. Hazelius, dieses Programm bis zu den äußersten Consequenzen durchzuführen beabsichtigt, und die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist so umfangreich, daß man sehr wohl begreift, wie anfänglich nicht wenige daran gezweifelt haben, daß der Plan durchgeführt werden könne. Die Entwickelung des Museums ist inzwischen von Jahr zu Jahr fortgeschritten, und im Kampfe für den Fortschritt hat Hazelius' Eifer zugenommen, so daß er mit stets wachsender Liebe für die gestellte Aufgabe von Sieg zu Sieg gekommen ist. Jeder dieser Siege hat frühere Gegner in Freunde verwandelt, und das Interesse für die Idee hat sich vom Norden aus über fremde Länder verbreitet, ja über andere Welttheile erstreckt, so daß die Zukunft des Museums als für völlig gesichert betrachtet werden kann.

Der bekannteste Theil der Sammlung sind die Außen- und Innenbaue (exteriörerna och interiörerna) mit ihren plastischen Figuren in Nationaltrachten. Es ist die Abtheilung, welche Anlaß zur Gründung ähnlicher Abtheilungen in Frankreich, Holland, Dänemark und Finland gegeben hat. Es war die, welche auf der Weltausstellung in Paris eine solche Aufmerksamkeit erweckte, daß alltäglich 10—15.000 Menschen sich am Eingange der schwedischen Abtheilung drängten und alle größeren Zeitungen sie zugleich in ausführlichen Artikeln beschrieben; so z. B. bemerkte die „Gazette de France" vom 10. August 1878: „Hätte Frankreich ein solches Museum, so würde ein einziger Besuch zur Kenntniß der Geschichte der Sitten und Trachten mehr beitragen als jahrelange Studien in dicken Schmökern."

Wenn man vor diesen stimmungsvollen Scenen steht, wo alle Einzelheiten der Räumlichkeit und in den Trachten mit größter Genauigkeit wiedergegeben sind, so versteht man, daß Dr. Hazelius seine Sammlungen nach demselben Principe ordnet, wie der Stifter unseres anthropologischen Museums, Professor Ihsen, es in seinem Wahlspruche ausgesprochen hat: „Schön soll es sein, denn dann lockt es uns; richtig soll es sein, dann lernen wir etwas dadurch." — Das eine besonders große Verdienst bei Dr. Hazelius Aufstellungen ist, daß das feine Gefühl für das Wahre, welches untrennbar ist von allem wirklichen Interesse, stets in die Augen fällt, und daß in Folge davon sich in der Sammlung kein einziger Punkt findet, wo man von Effectsucherei durch

Mittel, gegen die man von einem wissenschaftlichen Standpunkte irgend welche Bemerkungen machen kann, sprechen darf. Das andere Hauptverdienst ist der Schönheitssinn, der das unmittelbar Fesselnde bei den Gruppen hervorgerufen hat. Diese Wirkung ist zum großen Theile die Frucht der Mitarbeit Anderer. Das warme Gefühl des Begründers hat nämlich in weiten Kreisen entsprechende Gefühle geweckt und ihm in allen Gesellschaftsstufen Mithelfer geschaffen. Insbesondere hat Dr. Hazelius es verstanden, die Künstler anzusprechen; denn die Bilder, die er mit Worten andeutet, schildern diese mit Lust und Leben in Form und Farbe. Deßhalb auch soll das neue Gebäude eine Menge zuverläßiger Scenen aus dem Volksleben enthalten, wo die Darstellung vollkommen der angesehenen Männer würdig ist, deren Namen damit verbunden sind.

Diese Bildergalerie ist selbstverständlich immer der Theil des Museums, welcher den größten Theil des Publikums an sich zieht; aber wie sehr er auch ausgezeichnet wird, so muß er doch eigentlich als der schöne Vignettenschmuck der Sammlung betrachtet werden. Für den Mann der Wissenschaft, besonders den Ausländer, liegt der Schwerpunkt des Museums in den ungeheuren Massen von Hausgeräthen, welche in den verschiedenen Theilen des Landes bei den Bauern gesammelt sind. Zur Zeit ist es jedoch nothwendig, sich so gut wie möglich einen Überblick über diese Gegenstände zu verschaffen; denn die jetzt vorhandenen 70 Ausstellungsräume sind so weit davon entfernt, hinreichenden Raum für die Sammlung zu gewähren, daß man sich schon seit mehreren Jahren gezwungen sieht, das Neuhinzukommende aufzuspeichern, und daß demgemäß das Ausgestellte einen Standpunkt darstellt, welcher schon längst überwunden ist. Erst wenn der Forscher sich anschickt, die Vorrathskammern zu betreten, bekommt er eine Ahnung davon, was die Sammlung enthält, und er bewundert dann nicht bloß das reiche Material, sondern auch die Umsicht, womit es geordnet und bezeichnet ist. Während er dann von Stand zu Stand, von Gestell zu Gestell geht, so wird er dann in seinem Verlangen, diese Sachen alle ausgebreitet zu sehen und zu studiren, um so eifriger, wenn er einsieht, wie sich hier hinreichender Stoff vorfindet, um über Perioden von Europa's Culturgeschichte Licht zu verbreiten, die sich mit tausendjährigen Traditionen geltend machen. Draußen auf dem Lande, wo die Gegenstände zu Hause gehören, sind nämlich die Verhältnisse im Hause bis auf die neuesten Zeiten mit denen während des Mittelalters vollkommen übereinstimmend geblieben. Die Hausgeräthe der Bauern sind noch jetzt so gleichartig, daß ein und derselbe Inventarialist sie für viele Gehöfte geltend machen könnte; und was das Ansehen betrifft, so hat dieselbe Art von Gegenständen in demselben Theile des Landes stets dasselbe Hauptgepräge gehabt. Für das Aussehen des Hauses haben ebenso strenge Gesetze geherrscht, wie für den Schnitt der sogenannten Nationaltrachten. Jedes Härad hatte seine Regeln, und blos durch den Einfluß fremder Gegenden sind Ausnahmen entstanden. So lange der größte Theil des Museums wie ein geschlossenes Buch betrachtet werden muß, ist es jedoch unmöglich, über diese Verhältnisse Rechenschaft zu geben, und wir müssen uns deßhalb auf das Folgende beschränken, um ein besonderes Beispiel hervorzuheben, durch welches die auf Reisen unter dem Volke gemachten Erfahrungen durch die Sammlungen vervollständigt werden.

In entlegenen Waldgegenden sind die Häuser noch so altmodisch, daß man auf den Mustern in den gewebten Tapeten sehen kann, ob eine Braut

aus einem anderen Härad in den Hof gekommen ist. Wo die Gebräuche der Vorzeit in besonderem Ansehen gehalten werden, wird sogar die Reihenfolge der Hausfrauen durch den Platz im Zimmer bestimmt, wo ihre Ausstattungstapeten angebracht sind. Der Unterschied zwischen der Vorzeit und der Jetztzeit ist dann der, daß die Leinentapeten zur jetzigen Zeit an den Wänden den ganzen Sommer hindurch hängen bleiben, während sie ehedem blos bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurden. Da man sie früherhin so sparsam verwandte, so sind verschiedene Tapeten mehrere hundert Jahre alt geworden. Diese weichen von den neueren ab und haben ein außerordentliches Interesse, weil sie uns lehren, daß sogar die entferntesten Gegenden den Gesetzen der Mode gefolgt sind und daß der scheinbare Stillstand blos von der außerordentlichen Langsamkeit berrührt, womit sich die Bewegung von ihrem Mittelpunkte bis zu den entfernteren Kreisen fortgepflanzt hat. Des Nordischen Museums genaue Angabe der Orte weist uns, wie die verschiedenen Gegenden von den mannigfachen Moden beeinflußt worden sind, und die reichen Sammlungen desselben gewähren uns einen deutlichen Überblick über die Stimmungen, die uns von fremden Ländern zugekommen. Hinsichtlich des Zeitpunktes der Einwanderung der Moden muß bemerkt werden, daß in gewissen Gegenden des nördlichen Schonen das Rococo erst vor ungefähr 20 Jahren eingedrungen ist und daselbst noch des Bauern neueste Mode ausmacht. In Dänemark pflanzen noch heutigen Tages die Stadthandwerker die Traditionen der Barock- und Renaissancezeit fort. Die Vorbilder von zahlreichen Sachen, welche auf der skandinavischen Halbinsel und auf Island in Gebrauch sind, müssen wir in den Darstellungen in unseren Kirchen suchen und in den Miniaturbildern der mittelalterlichen Handschriften, sowie in anderen uralten Denkmälern der Kunst und Kunstindustrie. Die irländischen Thürornamente, die byzantinischen Gewächsformen, die karolingischen Beschlagmuster, die bunte orientalische Pracht aus der Zeit der Kreuzzüge, alles dies, was schon seit langer Zeit in dem übrigen Europa zu todter Form geworden ist, blüht noch im Norden, und die Kenntniß von vielem, was auf anderen Stellen bereits verloren gegangen ist, wird daher dasselbe auf den ursprünglichen Ausgangsort zurückführen können.

Das Ab- und Verblühen geht jedoch mit großer Schnelligkeit vor sich und von Jahr zu Jahr nehmen ganze Landstriche die Pariser Moden an, und es ist deshalb höchste Zeit, daß ein Jeder, der für Anderes als den Schimmer des Augenblickes Interesse hegt, sich bemühe, die Formen der Vorzeit zu retten; und in der Hoffnung, daß dieser Artikel dergleichen Lesern zu Gesicht komme, erlauben wir uns daran zu erinnern, daß das Nordische Museum alles verwenden, wenn auch nicht alles aufstellen kann. Sollte es sich zeigen, sobald die Sammlungen in ihrem neuen Daheim geordnet sind, daß die eine oder andere Classe von Gegenständen sich in überflüßiger Menge vorfindet, so würden die Geber sicherlich nichts dagegen haben, wenn dergleichen Sachen ins Ausland gingen im Austausch gegen schwedische Waffen, deren einstige Inhaber in den großen Kriegen gefallen sind.

Hinsichtlich des Umfanges dieses Artikels müssen wir ferner nicht zu bemerken unterlassen, daß wir den Theil der Sammlung übergangen, der den Bürger-, Priester- und Adelstand betrifft. Einige Kenntniß über diese Abtheilungen dürfte man durch das Prachtwerk erhalten: „Minnen från Nor-

diska Museet“ von Arthur Hazelius. Der erste Band dieses Werkes ist neulich abgeschlossen worden und zugleich die Auflage so gut wie ausverkauft. Natürlich sind nicht wenige Exemplare nach dem Auslande gegangen; jedoch dürfte der größte Theil der Auflage in schwedischen Händen geblieben sein, was wiederum einen Beweis liefert, welche Liebe das schwedische Volk für seine Erinnerungen aus der Vorzeit hegt; denn das Werk muß eine bedeutende Verbreitung errungen haben, weil es möglich gewesen ist, die Ausgaben für die kostbaren Illustrationen ohne öffentliche Unterstützung zu bestreiten.

FELIX LIEBRECHT.

Todesernte.

Seit ich, durch Krankheit verhindert, die fortlaufende Liste der verstorbenen Fachgenossen aufgegeben, hat der Tod eine bedeutende Zahl derselben hinweggenommen. Ich nenne nur drei, um ein kurzes Wort über sie anzureihen. Georg Karl Frommann, Julius Zacher, Wilhelm Scherer. Frommann, der älteste, ist mir auch am längsten bekannt. Als ich vor 32 Jahren nach Nürnberg kam, wurde er mein Vorgesetzter an der Bibliothek. Er empfing den jungen Norddeutschen etwas misstrauisch, aber als er sah, wie fleißig und hingehend ich mich meiner Aufgabe widmete, wurde er freundlicher, wiewohl es zu einem herzlichen Verhältniß nie kam. Doch stand ich bis zum Ende seines Lebens mit ihm in freundlichem Briefwechsel. Seltsamerweise hielt er sich von dem Verkehr mit uns jungen Beamten, deren Mittelpunkt er hätte sein können, gänzlich fern und lebte in einem Kreise von Schullehrern, von denen er sich anbeten ließ. Seine mundartliche Zeitschrift hat auf der von Schmeller geschaffenen Grundlage verdienstlich weitergebaut; seine Lutherarbeiten sind erst zum kleinsten Theil veröffentlicht.

Julius Zacher stand mir viel ferner; ein paarmal haben wir uns in Halle gesehen, und wenn auch nicht intim, doch freundlich mit einander verkehrt: ebenso war auch unser Briefwechsel. Zacher war eine durchaus ehrliche Natur, frei von Intrigue. Seine umfassenden Vorarbeiten über die Alexandersage sind leider nur zum kleinsten Theil zum Abschluß gekommen, und da er jahrelang augenleidend war, ist nicht zu erwarten, daß weiteres in seinem Nachlaß sich findet.

Wilhelm Scherer, † 6. August 1886, der jüngste und bedeutendste, verlangt ein eingehenderes Wort. Persönlich kennen lernten wir uns auf der orthographischen Conferenz (1876), zu der wir beide als Mitglieder berufen waren. Wir standen sehr schlecht miteinander; der erste Angriff war von mir ausgegangen in der Recension der 'Denkmäler'. Der Zufall wollte, daß wir am grünen Tische Nachbarn wurden, jeder hätte gewiß einen andern lieber neben sich gehabt. Scherer hatte während der Sitzungen ein Manuscript vor sich aufgeschlagen, welches er fleißig benutzte; ich erfuhr auf Fragen, daß es Müllenhoffs orthographische Regeln seien. Beim Abschiedsessen, als ich beim Dessert mit einem neben mir sitzenden Ministerialrathe mich unterhielt, setzte sich plötzlich Scherer dazu und nahm an der Unterhaltung Theil. Seitdem schien ein freundliches Verhältniß angebahnt; Scherer schickte mir, als ich krank in Montreux war, eine kleine Drucksache mit darauf geschriebenem Wunsch für Genesung. Vor seiner Übersiedelung nach Berlin besuchte er mich

in Heidelberg. Briefe haben wir nur einmal gewechselt; im Winter darauf, ich schrieb zuerst an ihn. Es ließ sich indeß erwarten, daß das gute Verhältniß nicht von Dauer sein würde. Meine Recension von Lichtensteins Tristan weckte Scherers hellen Zorn, und den Angriff gegen sich gerichtet wähnend, ließ er sich zu eines Mannes unwürdigen Unbesonnenheiten hinreißen. Daß ich den Sieg davon getragen, beweist die Thatsache, daß von da an Scherer das altdeutsche Gebiet, wenigstens literarisch, ganz verließ und sich ausschließlich der neuern Literatur zuwendete. — Scherer war eine genial angelegte, reich begabte Natur, der es nur an der zügelnden Kritik fehlte, um das größte zu leisten. Aber hier liegt seine Schwäche: es fehlte ihm an Regelung wie an Verständniß dafür. Das zeigt sich zunächst in seiner Auffassung der Textkritik: 'Fingerarbeit' nannte er sie verächtlich. Er hatte keine Ahnung von der Reihe von Denkoperationen, die der kritischen Aufstellung eines Textes nach mehreren Handschriften vorausgehen, der Classificirung derselben, der logischen Begründung der Lesarten etc., keine Ahnung, welcher Gewinn für die philologische Schulung darin liegt. Das hat sich denn auch bitter geräcbt. Ich erinnere an Lichtensteins Tristan, den Scherer als Examinator zu prüfen hatte und dessen gänzlichen Mangel an den Elementen der Kritik Scherer bemerken mußte, wenn er selbst etwas von Kritik verstand. Aber auch auf literarischem Gebiete zeigt sich der Mangel an kritischem Sinne; er läßt seine Phantasie in die Lüfte hinaus spazieren, und baut Kartenhäuser auf, denen jedes solide Fundament fehlt. Festeren Boden hat er auf grammatischem Gebiete unter sich; das liegt in der Natur des Stoffes. Daher halte ich sein Buch 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' für seine beste Leistung. Jener Mangel tritt erst in seinen spätern Arbeiten mehr und mehr hervor. Aber das hindert uns nicht nochmals die reiche Begabung anzuerkennen, die mit ihm in ein frühes Grab gesunken ist.

K. BARTSCH.

Erwiderung.

In der Germania XXXII, 49 erwähnt in einem Aufsatz über die Reinoldssage Dr. Pfaff meinen Namen in einer Weise, die es mir zur Pflicht macht, durch einige Worte der Entgegnung den Sachverhalt, aus welchem Pf. mir den Vorwurf einer bewußten Unwahrheit machen zu dürfen glaubt, klar zu legen.

Im Juni 1885, als ich die Vorarbeiten für meinen in den 'Forschungen zur deutschen Geschichte' XXVI, 104—121 veröffentlichten Aufsatz 'die Reinoldssage und ihre Beziehung zu Dortmund' nahezu beendet hatte, erfuhr ich am Kölner Stadtarchiv, daß Pf. sich gleichfalls mit der Reinoldssage beschäftige. Ich habe mich daraufhin sofort an Pf. gewandt, um zu erfahren, wie weit unsere Untersuchungen kollidiren würden; eventuell war ich bereit, seine Priorität so viel als möglich anzuerkennen. Ich erhielt dann von Pf. zwei Briefe in dieser Sache. Im letzten derselben (d. d. 20. Juni 1885) schrieb er

mir 'Ich versichere nochmals, daß ich durchaus nicht geneigt bin, Sie in irgend welcher Weise, besonders was die Kölner Legende angeht, zu hemmen.' Im Anschluß an diese Erklärung und, da ich außerdem aus Pf.'s Briefen zu der Erkenntniß gelangt war, daß unsere Ziele nicht identisch waren — meine Untersuchung, eine nothwendige Vorarbeit für meine in kürzester Frist im Rahmen der 'Chroniken der deutschen Städte' erscheinende Ausgabe der Dortmunder Chroniken, spitzt sich durchaus auf den Antheil Dortmunds an der Reinoldssage zu — gab ich meinen Aufsatz in Druck. Schon im Juli 1885 lag derselbe der Redaction der 'Forschungen' (Geh. Rath Waitz) vor. Am 20. Januar 1886, im Augenblick des Erscheinens meines Aufsatzes, schrieb mir nun aber Pf. einen dritten Brief, der u. a. folgenden Passus aufweist: 'Wenn eine größere Arbeit über die Reinoldssage, den hl. Reinold und seine Beziehungen zu Köln und Dortmund und andern Orten aus Ihrer Feder erscheint, so kann ich das nur als einen Einbruch in mein Gebiet betrachten und behandeln.' So der Sachverhalt! Das Urtheil kann ich nunmehr getrost dem Leser überlassen.

Wenn Pf. dann weiterhin in seinem 'Deutschen Volksbuch von den Heymonskindern' S. XIII, A. 1 erklärt, mein Aufsatz sei 'ganz verfehlt, weil er die Reinoldssage nur im Rahmen der Sachsenkriege Karls des Großen betrachtet, welche doch nur secundär hineinspielen, so sehe ich keine Veranlassung, auf eine derartige Äußerung zu erwidern, bevor Pf. an die Stelle meiner Ansicht über das Hineinziehen Dortmunds in die Reinoldssage — ich führe dasselbe eben auf die Sachsenkriege zurück — eine andere mit annähernd gleich schwer wiegenden Gründen zu setzen im Stande ist.

MÜNSTER i. W. JOSEPH HANSEN.

Zur Bibliographie.

Schwere Krankheit, die mich seit mehr als Jahresfrist betroffen, nöthigt mich die Bibliographie aufzugeben. Den Jahrgang 1885 werde ich noch liefern, wenn ich gesund bin, im übrigen aber die lange mit Liebe gepflegte Arbeit andern überlassen. K. B.

OTFRIDS BEZIEHUNGEN ZU DEN BIBLISCHEN DICHTUNGEN DES JUVENCUS, SEDULIUS, ARATOR.

Das Hauptgewicht lege ich zunächst auf die lateinische Widmung an Liutbert, in welcher Otfrid die Gründe anführt, die ihn zur Abfassung des Werkes bestimmten. Die quidam probatissimi viri hätten, um ihre Bitte recht eindringlich zu machen, ihn auf die heidnischen Dichter Virgilius, Lucanus, Ovidius und sehr viele andere verwiesen, die in der Sprache ihres Landes Thaten der Ihrigen poetisch behandelten, und auf die christlichen Dichter Juvencus, Arator, Prudentius und viele andere, die ebenfalls in ihrer Sprache die Reden und Wunderthaten Christi besängen. Dieser Hinweis auf die antiken und auf die christlichen Dichter, welche in jener Fußtapfen getreten waren, lag vollständig im Geiste der Zeit. Um nicht Bekanntes zu wiederholen, verweise ich nur auf Eberts Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande (besonders im zweiten Bande). Außerdem aber legt die Sammlung der Poetae latini aevi Carolini von Dümmler ein beredtes Zeugniß ab für die Werthschätzung besonders der älteren christlichen Dichter in der Karolingischen Zeit. Diese werden neben und über die antiken Classiker gestellt, als Gegenstand eines eifrigen Studiums empfohlen und benutzt und im Einzelnen vielfach nachgeahmt und geplündert, worin Hrabanus, Otfrids Lehrer, besonders groß war.

Ist es demnach a priori nicht anzunehmen, daß Otfrid sich dieser Zeitströmung habe entziehen können, so mußte die Neuheit des Unternehmens ihn nothwendigerweise auf die vorhandenen Muster hinlenken, zumal da er mehr ein Gelehrter als ein Dichter von Gottes Gnaden war. Zum ersten Male hat Erdmann nun in seiner Ausgabe p. LXXII auf diesen Punkt Bezug genommen. Er ist der Ansicht, daß kirchliche lateinische Dichtungen für Otfrid Anregung und Muster gewesen seien, jedoch als Quellen für Ausdruck und Darstellung fast nirgends gelten könnten. Ich hoffe im Folgenden zur Klarlegung dieses Verhältnisses etwas beizutragen, indem ich nur die erzählenden lateinischen

Dichtungen eines Juvencus, Sedulius, Arator ins Auge fasse, von denen die der beiden ersten das Leben und die Lehre Christi zum Gegenstande haben; Arator aher, der zwar die Apostelgeschichte behandelt, muß hinsichtlich der Darstellungsweise auch herangezogen werden. Ganz nenerdings ist die Frage wieder herührt von W. Olsen in der Ztschr. f. d. Alt. N. F. XVII, S. 342 ff., in dem Aufsatze: Arator und Prndentius als Vorbilder Otfrids. Die Anklänge Otfrids an Arator, die Olsen zusammenstellt, sind ganz interessant, wenn auch die Vermuthung, daß Otfrid seine drei Widmungen, wie Arator die gleiche Anzahl, nach Vollendung des ganzen Werkes verfaßt habe, anf sehr schwachen Füßen steht. Auch daß Otfrid das Dittochaeon des Prudentius vor Angen gehabt, wird dnrch einige auffallende Beispiele belegt; was jedoch Olsen zum Schlnß über Otfrids Verhältniß zu Juvencus sagt, wäre besser ungesagt geblieben.

Schon im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift habe ich darauf hingewiesen, daß Otfrid den Titel seines Werkes dem Gedichte des Jnvencus entlehnt (vgl. meine Ausgabe des Jnvencus p. VI) und es liber evangeliorum mit dem Zusatze theotisce conscriptus benannt habe.

Zunächst sollen uns nnn die Widmungen Otfrids, die beiden Anfangscapitel des ersten Buches und die Schlußcapitel des letzten Buches beschäftigen. Die Behauptung Olsens l. c. p. 345, daß es ans dem Grunde, weil Arator seine drei Widmungan, von denen eine auch am Schlusse des Werkes stehe, nach Abfassung des ganzen Gedichtes geschrieben habe, wahrscheinlich sei, daß auch Otfrid seine Widmnngen sämmtlich nach Beendigung des ganzen Werkes verfaßt habe, ist doch mindestens eine gewagte. Denn für die Widmungen waren in erster Linie die Verpflichtungen, denen der Dichter zu genügen hatte, maßgebend. Wenn er sich dabei in einzelnen Gedanken und Wendungen an berühmte Muster anlehnt, so ist das eine nach Zeit und Umständen, unter denen das Werk entstand, erklärliche Thatsache.

In der Widmung an König Ludwig rühmt O. die ruhigen Zeiten, die dnrch des Königs starke und weise Regierung eingetreten seien; so rühmt Arator in der Widmnng an den Papst Vigilius, daß durch ihn die bellorum incendia gelöscht seien nnd nennt ihn die publica libertas; und so sagt auch Juvencus IV, 805 ff.:

Haec mihi pax Christi tribuit, pax haec mihi saecli,
Qnam fovet indnlgens terrae regnator apertae
Constantinns, adest cui gratia digna merenti,

Qni solus regum sacri sibi nominis horret
Inponi pondus, quo iustis dignior actis
Aeternam capiat divina in saecula vitam
Per dominum lucis Christum, qui in saecula regnat.

Ich habe die ganze Stelle hergesetzt, weil die Schlußworte von O.'s Widmung aus Ludwig (v. 92—96) einen ähnlichen Gedanken wiedergeben. Eine andere Anlehnung an Arator, wie sie Olsen l. c. p. 343 vermuthet, erscheint mir zweifelhaft. Da könnte man auch z. B. Ludw. 89—91:

Er hiar in thesen redion mag horen evangelion,
waz krist in then gebiete Frankono thiete.
Regula therero buachi uns zeigot himilrichi

als Anlehnung an die Worte des Sedulius in der dedicatio carminis paschalis ad Macedonium ansehen: ad iaciendum huius operis fundamentum ob hoc maxime provocatus accessi, ut alios exhortationibus veritatis ad frugem bonae messis invitans etc.

Die lateinische Zuschrift an Liutbert beginnt mit der Ankündigung, daß O. die Veranlassung erzählen wolle: qua illum dictare praesumpsi, ne ullorum fidelium mentes, si vilesceret, vilitatis meae praesumptioni deputare procurent. Ganz in gleicher Weise sagt Sedulius am Anfang der dedicatio carminis paschalis ad Macedonium: huius apud te facti causas expurgem, ut, cnm me non audacem fuissc probaveris, sed devotum, in pectoris tui portum blanda tranquillitate recipias; und ein Stück weiter: cultum illustrati pectoris deo dicavi, non praesnmptione virinm sarcinam tantae molis accipiens, sed onus Christi etc. Der Grund ferner, den Otfrid den memoriae dignis fratribus daselbst in den Mund legt, daß heidnische Dichter, wie Virgil, Lucan, Ovid u. a. die Thaten der Ihrigen in ihrer Landessprache verherrlicht hätten: quorum iam voluminum dictis fluctnare cognoscimus mundum ist von ihm, allerdings mit veränderter Schlußfolge, aus der praefatio des Juvencus entlehnt (v. 6—14), der den Homer und Virgil besonders namhaft macht:

Sed tamen innumeros homines sublimia facta
Et virtutis honos in tempora longa frequentant,
Accumulant quorum famam laudesque poetae.
Hos celsi cantns Smyrnae de fonte flnentes,
Illos Mineiadae eelebrat dnlcedo Maronis,
Nec minor ipsorum discurrit gloria vatum etc.

Doch beginnt auch Sedulius sein carmen p. mit folgenden Worten:

Cum sua gentiles studeant figmenta poetae
Grandisonis pompare modis, tragieoque beatu

Ridiculove Geta seu qualibet arte canendi
Saeva nefandarum renovent contagia rerum
Et scelerum monumenta canant rituque magistro
Plurima Niliacis tradent mendacia biblis:
Cur ego Daviticis adsuetus cantibus —

Clara salutiferi taceam miracula Christi?

Jedesfalls ergiht sich für uns daraus, daß O., dem dieser Gedanke aus der Lectüre jener Dichter geläufig war, ihn im Anschluß daran für seinen Zweck verwendete. Ich erinnere gleich hier an O. I, 1 (Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit), wo O. sich als einen gelehrigen Schüler nnd tüchtigen Kenner antik-heidnischer und christlicher Dichter zeigt und in ähnlichem Gedankengange seine Kenntnisse verwerthet. Die Anspielung auf die christlichen Dichter übrigens, die in v. 29 dieser Vorrede enthalten ist: Ouh selbun bnah frono irreinont sie so scono steht wohl mit Liuth. 17 f. in Zusammenhang; aher wie Olsen darin einen Anklang an Arator ad Vigilium v. 19 ff. (s. gleich unten) finden will, sehe ich nicht ein.

Wenn O. von jenen Dichtern sagt, daß sie suorum facta decorarent lingua nativa, oder von den christlichen Dichtern Juvencus, Arator, Prudentius n. a., daß sie sua lingua dicta et miracula Christi decenter ornahant, so klingen darin die Worte des Juvencus im Epilog seiner Dichtung nach (IV, 803 f.):

Versibus ut nostris divinae gloria legis
Ornamenta libens caperet terrestria linguae.

Darauf giht O. den Plan seines Werkes, dessen Anordnung und Eintheilung an; als wesentliches Moment stellt er voran: Scripsi namque — evangeliorum partem francisce compositam, interdum spiritalia moraliaque verha permiscens. Ähnlich giht Arator in der Widmung an den Papst Vigilius v. 19 ff. sein Programm (vgl. Olsen l. c. S. 344):

Versibus ergo canam, quos Lucas rettulit actus,
Historiamque sequens carmina vera loquar.
Alternis reserabo modis, quod littera pandit,
Et res si qua mihi mystica corde datur.

Die Zuschrift an Salomo enthält als leitende Idee den Dank Otfrids an seinen früheren Lehrer, dessen Unterweisung er alles Gute zuschreiht, das in dem Werke enthalten sein möchte: so rühmt Sedulius die Güte und die Unterweisung, die er dem Macedonius verdankt und hesonders Arator die des Vigilius und des Parthenius. Ein bestimmter Anklang ist hereits von Olsen l. c. S. 344 nachgewiesen: Otfrid an Sal. v. 25—28 = Arator ad Vigilium v. 27—30; mir scheint derselbe außer Frage zu stehen.

Aus der Zuschrift an Hartmut und Werinbert wird sich kaum eine bestimmte Beziehung zu jenen drei lateinischen Dichtern finden. Man könnte allenfalls an v. 155 ff. denken:

Afur thara widiri thiu mines selbes nidiri
 dnat in gihugt in wara, thaz ir bimidet zala
Ci selben sancte Petre, ther so giang in den se,
 thaz er si uns ginathic, thoh ih ni si es wirthic;
Hobi er uns thes himiles (joh muazin frewen unsih thes!)
 insperre, thara gileite mih joh thar gifrewe ouh iuih;

im Vergleich zu Arator ad Vigilium v. 11 ff.:

Transferor ad niveas Petri sine turbine caulas,
 Et fruor optati iam statione soli.
Littoris ille sinus ad carbasa nostra paravit,
 Fluctibus in mediis cui via sicca fuit.

Jedoch ist hierauf kein Gewicht zu legen, da verwandte Gedanken und ähnliche Anrufungen an Petrus zu geläufig waren, wie die poetae Latini aevi Carolini es zeigen, um aus dem einen Anklange einen sicheren Schluß zu ziehen.

Aus I, 1 hat sich mir anßer dem oben erwähnten Anklange nichts weiter ergeben. Dagegen zeigt I, 2, invocatio scriptoris, der V, 24 die oratio entspricht, wieder mancherlei Beziehungen. Wenn O. dort Gott anruft, er möge seinen Mund weihen, damit er nur Gottes Lob verkünde, anf daß er nichts Falsches berichte und keine Strafe dereinst dafür zn erleiden habe, sondern daß es ihm einst gelingen möge, für sein Werk den Lohn im Paradiese zu ernten, so sind das Gedanken, die schon Juvencus nnd Sedulins jeder in seiner Art im Beginne ihrer Werke ausgesprochen haben. Mit nicht zu verkennendem Selbstbewnßtsein, wie es freilich Otfrid fern lag, erwartet Juvencns (praef. v. 15 ff.), daß die sichere Wahrheit, die sein Gedicht verkünden will, im Gegensatz zu den Lügen, die die heidnischen Dichter in die Erzählung von den Thaten der Männer ihrer Vorzeit einfügten, ihm ewiges Lob und Belohnnng verschaffen wird. Sein Gedicht werden die belebenden Thaten Christi bilden, ein Geschenk Gottes, das den Völkern ohne Trug zu Theil geworden ist. Daher fürchtet er auch nicht, daß der Weltbrand dies Werk verzehren werde, ja es wird ihn vielleicht vor dem Feuer retten, wenn Christus als Richter auf der Flammenwolke herabsteigen wird. Zum Schluß bittet er den heiligen Geist, seine Gedanken zu läutern: ut Christo digna loquamur. Sedulius aber, der besonders hier recht dentlich von Juvencus abhängig sich zeigt, weicht doch auch wieder wesentlich von ihm ab, insofern als er seine Abhängigkeit von der Gnade Gottes recht nach-

drücklich betont. Ich habe oben schon den Anfang des carmen pasch. citirt; er fährt daselbst fort (v. 27 ff.):

Cum possim manifesta loqui dominumque tonantem
Sensibus et toto delectet corde fateri,
Qui sensus et corda dedit, cui convenit uni
Facturam servire suam.

So bittet O. I, 2, 26: hugi in mir mit krefti thera thinera giscefti! Aber noch mehr: von v. 60 ab beginnt bei Sed. ein Gebet mit den Worten: Omnipotens aeterne deus, spes unica mundi, worin der Dichter ebenfalls um Erleuchtung für sich und um Aufnahme in den Himmel bittet (v. 79 ff.):

Pande salutarem paucos quae ducit in urbem
Augusto mihi calle viam, verbique lucernam
Da pedibus lucere meis, ut semita vitae
Ad caulas me ruris agat, qua servat amoenum
Pastor ovile bonus.

Diese Bitte um dereinstige Aufnahme in den Himmel, wie sie auch O. von v. 39 ab in so eindringlichen Worten ausspricht, ist nun aber von Sedulius am Schluß des 1. Buches v. 344–349 noch einmal aufgenommen, und zwar so, daß die Abhängigkeit Otfrids nicht zu verkennen ist. Ich setze deshalb die Verse her:

Militiaeque tuae, bone rex pars ultima resto.
Hic proprias sedes, huius mihi moenibus urbis
Exiguam concede domum, tuus incola sanctis
Ut merear habitare locis alboque beati
Ordinis extremus conscribi in saecula civis.
Grandia posco quidem: sed tu dare grandia nosti.

Noch will ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, auch auf die Nothwendigkeit einer genauen Vergleichung der Dichtung O.'s mit den gleichzeitigen lateinischen Dichtungen auf deutschem Boden hinzuweisen; auch hier wird sich Manches zur richtigen Beurtheilung Otfrids ergeben. So enthält z. B. das rhythmische Gedicht des Hrabanus De fide catholica (bei Dümmler II, S. 197 ff.) sowohl im Allgemeinen mancherlei Beziehung zu Otfrids Werk, als auch in Einleitung und Schluß. Es beginnt ebenfalls mit einer Anrufung Gottes und einer Bitte um Erleuchtung; so lauten die ersten Worte von Str. 2: Da mentis fida regmina | et verbi clara munera etc. und der Anfang der 3. Str.: Ut tuam laudem famine | in primis possim dicere etc. (vgl. O. v. 5 Thaz ih lob thinaz si lutentaz). Es schließt desgleichen mit der Bitte in Str. 99:

Nuncque rogo ut iubeas,
et in me hoc perficias,

quamdiu in ergastulo
sum clausus carnis sedulo,
ore, corde et opere
te canam laudem, kyrie!

Vgl. O. v. 48: dua huldi thino uhar mih, thaz ih thanne iamer loho thih. Verwandten Inhalts ist auch eine oratio Mauri ad deum (Dümmler II, p. 171 f.), worin Hrahanus um Gnade für seine Vergehungen und zum Schluß um Aufnahme in den Himmel bittet (v. 49—52):

Suscipias miserans famulum clementer, et audi,
Ardua poscenti des quoque regna poli.
Portio sim plebis, laudes et in ordine cantem,
Sanctorum gratulans cantica grata tibi.

Diese letzten Verse gehen zugleich eine noch passendere Parallele zu O. V, 24, 16 ff. Überhaupt wird in diesem Schlußgebet kein neuer Gedanke angeschlagen, wenn auch der Ausdruck fließender ist; es enthält die Bitte um Aufnahme in den Himmel, so daß auch hier Anklänge an die erwähnten Stellen hei Sedulius und Hrahanus sich finden.

Der conclusio voluminis totius liegt das schöne Bild von der Seefahrt zu Grunde, mit der O. seine Arheit an dem Gedichte vergleicht. Schon längst war ich mir darüber klar, daß die Folgerung, die Piper in seiner Ausgabe aus dem Gebrauche dieses Bildes zieht, keine Berechtigung hat, und ich war erfreut, in der Ztschr. f. d. Alt. N. F. XIX, S. 216, durch J. Stosch eine Bestätigung meiner Ansicht zu erhalten. Die Beispiele, die Stosch aus den Poetae lat. aevi Carol. anführt, ließen sich leicht vermehren; ich will nur noch auf Ermoldus Nigellus hinweisen, der in seinem carmen in honorem Hludovici v. 23 ff. (Dümmler II, p. 5) dasselbe Bild anwendet:

Ast ego lintre rudi rimoso navita remo
Inmensi pelagi aequor adire volo etc.

Aber das Bild ist schon viel älter; Sedulius gehraucht es in voller Ausführlichkeit in der Dedicatio carminis pasch. und ehenso in der Dedicatio operis paschalis. Utpote qui — heißt es in der ersteren — tam immensum paschalis pelagus majestatis, et viris quoque peritissimis formidandum, parva tiro lintre cucurrerim (vgl. die ehen citirten Verse des Ermoldus Nig.) huius apud te facti causas expurgem, ut — in pectoris tui portum blanda tranquillitate recipias, quem gubernante deo laetaberis nulla pertulisse naufragia. Und gegen das Ende heißt es: nec pigeat te post tanti gurgitis emensa discrimina adhuc fluctuanti paginae auctoritatis tuae ancoram commodare. In der zweiten

dedicatio sagt Sedulius alsdann: procellosis adhuc imbribus concussae ratis vela madentia tumentis pelagi rursus fatigationi commisi etc. und gegen das Ende: nunc in portu iam navigem*). Ich halte auch hier dafür, daß O. speciell das Bild, wie es Sedulius gebraucht, im Auge gehabt hat, wofür einige besondere Wendungen sprechen. Auch daß Sedulius in den beiden Dedicationes von den aemuli und obtrectatores spricht, wie Otfrid, bestätigt die Annahme.

Abgesehen nun von den Widmungen, Einleitungen und Schlußabschnitten folgt O. auch in der Behandlungsweise des biblischen Stoffes seinen Vorbildern. Er sagt darüber selbst in der lat. Zuschrift an Liutbert: scripsi evangeliorum partem francisce compositam, interdum spiritalia moraliaque verba permiscens, und in der That hat er ja recht zahlreiche Abschnitte spiritaliter, mystice, moraliter eingeschoben und gelegentlich auch in die historische Auslegung Erklärungen und Nutzanwendungen eingeflochten. Wie Arator seine Aufgabe aufgefaßt hat, sahen wir oben in dem Citat aus der Widmung an Vigilius, worin er in ähnlicher Weise sein Programm aufgestellt hat wie O. In der Ausführung folgt er demselben nur allzu treu, die Erzählung tritt zurück und setzt in den meisten Fällen eine Kenntniß der Act. ap. voraus, während die mystisch allegorischen Erklärungen die Hauptsache bilden**). An einer Stelle des Gedichtes selbst spricht er noch einmal deutlich die Art seiner Behandlung des Stoffes aus II, 890 f.:

Qui canit ecclesiae tria dogmata, saepius edit
Historicum, morale sonans typicumque volumen.

Freilich haben nun die sorgfältigen Quellennachweisungen von Grünhagen bis Erdmann dargethan, wie die zeitgenössischen Commentatoren dem Dichter das Material bereits mundgerecht gemacht hatten, aber in welcher Art eine solche Darstellungsweise dichterisch zu verwerthen sei, dafür sind ihm unstreitig jene lat. Dichtungen das Muster gewesen. Wenn nun Arator in dieser Beziehung formell einen besonderen Rang eingenommen haben wird, so hat der etwas ältere Sedulius sowohl formell als inhaltlich O. ein Muster sein können. Denn dieser behandelt in vier Büchern ebenfalls die Lebensgeschichte Jesu bis zur Himmelfahrt und zwar nur im Auszuge mit Zugrundelegung des Matthäusevangeliums, wie Juvencus, aber sein Auszug ist noch weniger umfangreich, er setzt die Kenntniß der evangelischen

*) Der Gebrauch dieses Bildes war übrigens auch dem Alterthum nicht fremd; s. Vergil. Georg. II, 541. Ovid. Fast. I, 4. Metam. I, 3 u. 4.

**) Vgl. darüber auch Ebert, Gesch. der christl.-abendl. Literatur I, S. 491 f.

Geschichte voraus, malt einzelne Ereignisse poetisch aus und fügt mystische Erklärungen und moralische Nutzanwendungen hinzu, die jedoch nie übermäßig lang sind, so daß die Hauptsache doch immer die Vorgänge selbst bilden. Den vier Büchern ist ein Buch vorangestellt, das einige typische Hauptereignisse des alten Testaments behandelt. Bei Juvencus finden wir nur einen ganz geringen Ansatz zu solchen Erläuterungen, ihm sind die Vorgänge allein die Hauptsache, in die er sich mit liebevoller Hingehung vertieft und in würdiger Weise poetisch darzustellen bemüht ist. Diese wenigen Worte wollte ich zur Charakteristik der in Frage stehenden Dichtungen doch hinzufügen, um den Leser dadurch auf die Vergleichung des Otfridschen Werkes mit ihnen vorzubereiten.

Für die Behandlungsweise des Gegenstandes scheint also a priori Arator und Sedulius unserem Dichter Muster gewesen zu sein; er verfuhr nur systematischer, so daß Kelle ihm die Absicht zuschreibt, eine vollständige Dogmatik und christliche Moral geben zu wollen, damit sein Gedicht ein vollständiges poetisches Handbuch der christlichen Lehre nebst der Quelle, der Lebensgeschichte Christi, sei. Das scheint mir auch zu viel behauptet zu sein und ich stimme da der Einschränkung Erdmanns Einleitung p. LXI f. vollständig bei.

In der Auswahl und Anordnung des biblischen Stoffes scheint O. gegenüber Juvencus und Sedulius im Ganzen selbständig verfahren zu sein. Er bevorzugt das von Alcuin besonders hochgehaltene Johannesevangelium, besonders vom zweiten Buche an, während die lat. Dichter den Matthäus zu Grunde legen. Im Einzelnen aber wird sich auch hier Manches ergeben, wenn wir der Reihe nach die einzelnen Capitel prüfen.

Die Bevorzugung der Maria bei O. I, 3 und das Lob derselben von v. 29 ab zeigt eine nicht zu verkennende Beziehung zu dem Anfange des 2. Buches von Sedulius. Dieser nimmt seinen Ausgang von Maria, die er der Eva, von deren Stamm sie entsprossen ist, entgegenstellt. Otfrid allerdings behandelt den Stammbaum Christi und leitet ihn abweichend von den Evangelien über Maria bis zu Adam hinauf, indem er die bekanntesten unter den Ahnen kurz charakterisirt. In den Einzelheiten also ist hier O. selbständig, genauer jedoch wird der Anschluß an Sed. von v. 29 ab. Noch möchte ich aber auf O. V, 8, 47—58 verweisen, wofür ich trotz Alcuin und Hraban (vgl. die Quellennachweisungen bei Erdmann) noch Sedulius Opus pasch. II, 1 anführen möchte: Expulerat serpens ille nequissimus de paradisi sede florigera primogenitum dolosis artibus et —

mortem gustare fecerat mox amaram (vgl. Carmen pasch. II, 1—3). Die Gegenüberstellung von Maria und Eva, die Otfr. dort macht, gibt dann auch Sedulius, nur der Stellung am Anfange von Christi Lebensgeschichte entsprechend mit Rücksicht auf die Geburt des Erlösers (II, v, 30—34):

Sic Evae de stirpe sacra veniente Maria
Virginis antiquae facinus nova virgo piaret:
Ut quoniam natura prior vitiata iacebat
Sub dicione necis Christo nascente renasci
Possit homo et veteris maculam deponere carnis.

Ganz besonders aber muß ich auf I, 3, 31:

Ih meinu sancta Mariun, kuningin thia richun

und 41:

Sih, thaz heroti theist imo thiomuati
so wito, soso worolt ist, want er ther druhtin ist

hinweisen im Vergleich mit Sedulius Carm. p. II, 63 ff.:

Salve, sancta parens, enixa puerpera regem,
Qui caelum terramque tenet per saecula, cuius
Nomen et aeterno conplectens omnia gyro
Imperium sine fine manet etc.

O. I, 4. Mit der Ankündigung der Geburt Johannis beginnt Juv. sein Gedicht, Sedulius nach den oben erwähnten Einleitungsworten mit der Geburt Christi. Die Abstammung des Zacharias hat auch Juv. nicht erzählt; er nennt ihn einen servator iusti, dem der êwarto des O. entspricht (wie v. 1 kuninges joh harto firdanes = Juv. v. 1 rex — cruentus). — V. 31 f.

ouh wirdit filu mari;
ist sineru giburti sih w o r o l t mendenti.

vgl. Juv. I, 19 f.:

grandis rerum cui gloria restat,
Plurima qui p o p u l i s nascendo gaudia quaeret.

Den ersten Gedanken enthält der Bibeltext überhaupt nicht, den zweiten nicht in dieser bestimmten Fassung. — V. 37 Filu t h e s s e s l i u t e s (für das bestimmtere multos filiorum Israhel des Vulgatatextes) = Juv. v. 23 Istius — populi partem pleramque. — V. 45 f.:

Zi thiu thaz er gigarawe thie liuti wirdige,
selb druhtine straza zi dretanne

= Juv. 23 f.

docendo
Ad verum convertet iter. —

V. 47 Tho sprah ther biscof, harto foraht er mo thoh (Vulg. et dixit Zacharias ad angelum) = Juv. v. 27 Olli c o n f u s a respondit m e n t e

sacerdos und v. 31 Haec trepidans vates. Interessant ist dann auch die Antwort des Zacharias selbst. Der Bibeltext bietet die einfachen Worte: Unde hoc sciam? ego enim sum senex et uxor mea processit in diebus suis. Den zweiten Satz führt O. in 6 Versen aus (49 bis 54) und darauf folgt die Übertragung des ersten Satzes. Juv. berücksichtigt die Frage gar nicht und sagt v. 28 ff.:

> Aemula promissis obsistit talibus aetas,
> Nec senibus fetus poterit contingere fessis,
> Quem deus avertens primaevo in flore negavit.

Der Länge wegen schreibe ich O.'s Verse nicht aus, jeder der sie gegen die Worte des Juvencus hält, wird leicht die Abhängigkeit O.'s erkennen. Die Umkehrung der Gedanken bei ihm scheint die Berücksichtigung des Juvencus noch wahrscheinlicher zu machen. Die poetische Ausführung des lat. Dichters reizte ihn zu freier Nachbildung, und zum Schluß bemerkte er, daß die Begeisterung ihn einen Gedanken der biblischen Erzählung hatte übersehen lassen; diesen fügte er zum Schluß an, da hier in der That die Reihenfolge von geringer Bedeutung war. — V. 57 der gotes boto; O. hat den Namen des Engels verschwiegen, desgleichen aber auch Juv., der ihn auch nur nuntius nennt und bei der ersten Ansprache v. 16 f. ihn sagen läßt:

> Nam me demissum rerum pater unicus alto
> E caeli solio tibi nunc in verba venire
> Praecipit.

und jetzt v. 35 f.:

> Nunc ego, quem dominus caeli, terraeque repertor
> Ante suos vultus voluit parere ministrum.

Dem gegenüber gibt O. nur eine etwas weitere Ausführung v. 59 ff.; vgl. z. B. v. 60 thie in sineru gisihti sint io stantenti mit Juv. v. 36. — V. 67—70 finden wiederum ihr Vorbild in Juv. v. 37—41:

> Auribus ingratis hominis visuque receptus
> Supremi mandata Dei temnenda peregi.
> Quare promissis manet inrevocabile donum,
> Sed tibi claudetur rapidae vox nuntia mentis,
> Donec cuncta Dei firmentur munera vobis.

Daß O. v. 70 noch einmal den Engel die vorübergehende Stummheit dem Zacharias ankündigen läßt, zeigt, wie er die biblische Erzählung mit der Darstellung des Juv. vereinigte. — V. 83 thera spraha mornenti, thes wanes was sih frewenti = Juv. 48 amissamque levant promissa loquellam.

O. I, 5. V. 13 Tho sprach er erlicho ubar al, so man zi frowun scal = Juv. v. 57 Ad quam tranquillum sermonem nuntius infit. Die

Namen werden bei O., aber auch bei Juv. übergangen, nur Maria wird bei beiden genannt. In der Anrede des Engels zieht O. den Gruß und die Ankündigung zusammen, wie es schon Juv. gethan hat, wobei auch die Worte v. 17 f. Ni brutti thih muates, noh thines anluzzes | farawa ni wenti an Juv. v. 59 anklingen: Desine conspectu mentem turbare verendo. Bei v. 23 ff. Thn scalt beran einan alawaltendan etc. möchte ich nochmals an die oben aus Sed. II, 63 ff. citirten Verse erinnern. Noch ist ein sehr deutlicher Anklang an Juvencus bei O. v. 41 f.:

Zi iru sprah tho uharlut ther selbo druhtines drut
arunti gahaz.

vgl. Juv. v. 67: Nnntius haec contra celeri sermone profatur. Schließlich ist noch O. v. 70 si quad, si wari sin thiu zi thionostc garawu zu vergleichen mit Juv. v. 78: famulam — cernis servire paratam.

O. I, 6 stimmt zwar inhaltlich zu dem, was bei Juvencus folgt, enthält aber keine merkbaren Anklänge.

O. I. 7. Der Lobgesang der Maria wird von Juv. sehr kurz wiedergegeben (in 7 Versen), er bezeichnet aber vorher mit wenigen Worten den Gemüthszustand der Maria (v. 94 f.):

Illa trahens animum per gaudia mixta pudore
Suppressae vocis pavitantia dicta volutat.

Daraus entnimmt O. v. 2 nur: si was sih blidenti in Übereinstimmung mit dem Anfange des Lobgesanges; freilich hat Juvencus hier psychologisch feiner charakterisirt. In dem erzählenden Schluß sagt Juvencus v. 104:

Ad propriamque domum repedat iam certa futuri

und O. v. 24 desgleichen:

so fuar si zi iro selidon mit allen salidon.

O. I, 8. Die Reihenfolge der erzählten Ereignisse weicht von Juvencus ab. Dieser nämlich fügt an den Lobgesang der Maria in Übereinstimmung mit Tatian die Geburt des Johannes und den Lobgesang des Zacharias und erzählt dann erst den Traum des Joseph, worauf dann die Geburt Jesu folgt. O. dagegen setzt den Traum des Joseph vor die Geburt des Johannes. Im Einzelnen sind folgende Anklänge merklich. Den Namen Joseph umschreibt O. v. 1: Ther man —, ther thaz wib mahalta, vgl. dazu Juv. v. 133: Interea Mariae sponso (miracula mentem Sollicitant). Und wenn zum Schluß in den Worten des Engels bei O. die Beziehung auf die Weissagung des

Esaias nur angedeutet (v. 25 f.) und in die Ermahnung des Engels hineingezogen ist, so hat Juv. dasselbe bereits gethan (v. 139 ff.):

Accipe coniugium nullo cum crimine pactae,
Spiritus implevit sancto cui viscera fetu.
Hanc cecinit vates venturam ex virgine prolem,
Nobiscum Deus est nomen cui.

O. I, 9. V. 4 warun sih frewenti (Vulg. congratulabantur) = Juv. v. 108 tum gaudia mira frequentes concelebrant. V. 7 hat O. die Beschneidung fortgelassen, wahrscheinlich weil es ein speciell jüdischer Gebrauch ist und O. solche speciellen Beziehungen gerne unterdrückt; statt dessen sagt er: Si quamun al zisamane thaz kindilin zi sehanne, und Erdmann stellt die Frage, ob O. vielleicht videre las. Aber Juv. hat auch nichts weiter als (v. 107 ff.):

Ad partus famam collecta cucurrit
Turba propinquorum, tum gaudia mira frequentes
Concelebrant nomenque iubent genitoris habere.

Sehr charakteristisch ist auch der Vergleich mit dem nächsten Verse des Juv.:

Abnuit hoc genetrix sed Johannes vocitetur
Ingeminat.

Bei O. ist die Ablehnung der Mutter und ihr Vorschlag, den Knaben Johannes zu nennen, recht eindringlich wiedergegeben. Sie beginnt: Thiz ist liub kind min; Johannes scal der namo sin, und sie schließt: Ir sculut sprechan thaz min, sus scal io ther namo sin. So ist die Erweiterung des Bibeltextes augenscheinlich im Sinne des Juv. In der Aufforderung an Zacharias schließt sich O. wieder enger an den Bibeltext an. Wenn es aber im Heliand an der entsprechenden Stelle (v. 229 f.) heißt:

thoh he ni mugi enig word sprekan,
thoh mag he bi bokstabon bref gewirkean,
namon giskriban

so scheint auch der Dichter des Heliand unter dem Einflusse des Juvencus gestanden zu haben, der v. 112 sagt:

scriptoque rogant edicere nomen.

O. I, 10. Das canticum Zachariae zeigt keine Anklänge.

O. I, 11. V. 23:

Ein burg ist thar in lante, thar warun io ginante
hus inti wenti zi edilingo henti;

vgl. dazu Juv. v. 149 f.:

Urbs est Judaeae Bethlem, Davida canorum
Quae gennit.

Die Schilderung der Mutterliebe, mit welcher Maria das Jesuskind hegte, war ein von den christlichen Dichtern mit Vorliebe gewählter Stoff*), desgleichen das Lob der jungfräulichen Mutter. Jedoch möchte ich noch besonders auf v. 53 und 54 hinweisen:

Mnater ist si marn joh thiarna thoh zi waru,
si bar uns thuruhnahtin then himilisgon druhtin.

Beda citirt zu Lc. XI, 26 den Vers des Sedulius (II, 67): Gaudia matris habens cum virginitatis honore (s. Erdmann zu O. I, 11, 53 bis 54); derselbe Dichter sagt v. 45 f.: (tunc maximus infans)

Inlaesum vacuavit iter: pro virgine testis
Partus adest, clausa ingrediens et clausa relinquens.

und V, 360 f.:

Quae cum clarifico semper sit nomine mater,
Semper virgo manet.

O. I, 12. V. 5 Forahtun sie in tho gahnn ist vielleicht Nachbildung von Juv. v. 161:

at subitus terror — prostravit etc.

O. I, 14. Die Beschneidung wird auch hier von O. umschrieben, er sagt v. 2 f.:

tho scoltun sin mit willen then wisod irfullen,
Then situ ouh, then io thie altun fordoron irvultun.

Oben sahen wir, wie O. mit Juv. die Beschneidung des Johannes überging, denn Juvencus sucht auch speciell jüdische Gebräuche zu umgehen und zu erklären. So erwähnt er die Beschneidung Christi zwar v. 181, fügt aber gewissermaßen als Entschuldigung hinzu: ad morem legis und zur Erklärung: nomenque aptare, so daß auch hier die Anlehnung Otfrids sichtbar ist. Ferner geht O. zu der Erzählung von dem Reinigungsopfer der Maria über mit den Worten (v. 9): Wizzod thero liuto gibot in filu noto (unabhängig vom Bibeltext), desgleichen aber auch Juv. v. 185: Scripserat antiquae Moyses moderamina legis etc.

O. I, 15. Der Bibeltext hebt nicht besonders das Alter des Simeon hervor, der veranschaulichende Dichter jedoch thut es wiederholt. So sagt Juv. gleich bei der Einführung Simeons v. 190: Ecce senex Simeon, ferner 197 f.: Isque ubi curvato defessus corpore templum Jam gravior penetrat, wo man zweifelhaft sein kann, ob curvato corpore die Gebücktheit des Alters bezeichnen soll oder die ehrerbietige Verneigung, die O. v. 13 berichtet: Gineig er imo filu fram. Jedesfalls aber beginnt auch O. seine Erzählung v. 1: Thar

*) Vgl. z. B. den Appendix zu Hrabanus Gedichten (bei Dümmler l. c. II) Nr. II.

was ein man alter nnd sagt v. 9: Tho quam der saligo man, in sinen dagon was iz fram. Aber noch mehr Anklänge bietet dieser Gesang; v. 13 f. sagt O.:

joh huab inan in sinan arm,
tho sprah ouh filu blider ther alto scalc siner.

und Juv. v. 200 f.:

trementibus ulnis
Accepit puerum laetusque haec dicta profatur.

Die Worte des Evangelisten (Lc. II, 32): lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israhel umschreibt O. v. 19 f.:

Lioht, thaz thar scinit inti alla worolt rinit
joh guallichi githiuto therero lantliuto.

Aber auch hier finden wir bei Juvencus das Vorbild (v. 204 ff.):

En splendida nostros
Lux oculos tua circumstat radiisque renidet,
Quam cunctis hominum lustratis gentibus addit
Israhelitarum cumulatae gloria plebis.

O. I, 16. Die ausführliche Schilderung v. 5—10, wie Anna, um sich über den frühen Verlust ihres Gatten zu trösten, Gott diente (v. 9 deta si tho then githanc zi gotes thionoste ana wanc) ist bei Juvencus sozusagen im Keime enthalten (v. 218 f.), so daß dessen Worte unserem Dichter die Veranlassung gegeben zu haben scheinen:

Casta sed in templo semper pro coniuge vita
Et cultus cessere Dei.

O. I, 17. Sedulius, der nur die Geburt Jesu und danach sogleich die Ankunft der Magi behandelt, macht den Übergang mit folgendem Verse (73):

Talia Bethleis dum signa geruntur in oris,
Eoi venere magi.

Es scheint daher nicht bloßer Zufall zu sein, daß O. dieselbe Erzählung in vorliegendem Gesange mit folgenden Worten einleitet:

Nist man nihein in worolti, thaz saman al irsageti,
wio manag wuntar wurti zi theru druhtines giburti,

Von den Magi sagt O. v. 9 f.: thie irkantun sunnun fart, sterrono girusti; thaz warun iro listi. Schade, Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris Anm. 206 (p. 31) und Erdmann z. d. St. verweisen auf Alcuin, de div. offic. cap. 5 (edocti in cursu astrorum); jedoch scheint mir eine Beziehung zu Juv. 224 f. viel deutlicher zu sein:

Gens est ulterior surgenti conscia soli,
Astrorum sollers ortusque obitusque notare.

Desgleichen gibt Erdmann zu v. 51 f.:

Loug ther wenego man er wankota thar filu fram;
er wolta nan irthuesben ioh uns thia fruma irlesgen.

als Quelle die Worte Hrabans an: Finxit se vultu et verbis eum adorare velle, quem invida cogitatione tractabat occidere. Aber auch hier hat bereits Sedul. II, 80 ff. eine ausführliche Betrachtung über die Gesinnung des Herodes, woraus ich besonders 83 f. hervorheben will:

Quid furis, Herodes? Christum sermone fateris,
Et sensu iugulare cupis.

Noch deutlicher scheint mir aber auf eine directe Benutzung der betreffende Passus des Opus pasch. (Huemer p. 203, 23—204, 10) hinzuweisen, wo es unter Anderem heißt (p. 204, 9 u. 10): hunc enim conaris extinguere, quem te promiseras adorare (vgl. 206, 6 vere venerant adorare, quod Herodes se mentiendo facturum non meruit obtinere).

O. I, 18. Ohne Zweifel hat O. hier die Erklärung Hrabans zu der Deutung der Rückkehr der Magi benutzt, wie einige directe Anklänge es evident zeigen. Aber das Thema des Gesangs finden wir bereits bei Sed. II, 104 ff.:

Sic nos quoque sanctam
Si cupimus patriam tandem contingere, postquam
Venimus ad Christum, iam non repetamus iniqunm.

Vgl. dazu das Opus pasch. p. 209, 13 ff.: sed priorem semitam relinquentes per illius callis secreta pergamus, qui ad caelestem patriam gressus dirigit confidentum.

O. I, 20. Daß O. in der Schilderung des Kindermordes Juvencus und Sedulius nachgeahmt habe, hat schon Schade, Liber de infantia etc. Anm. 218 (p. 37) nachgewiesen. Zu den dort verzeichneten Stellen füge ich noch hinzu O. v. 17 f.:

Incloub man mit then suerton thaz kint ir then hanton
joh zi iro leidlusti nem iz fon ther brusti

und Juv. v. 261 f.:

Infantes cunctos teneramque sub ubere plebem
Avellit ferro nullo sub crimine culpae.

Auch die mystische Auslegung bei O. 31—36 ist dem Inhalte nach Sedulius II, 131—133 schon vorhanden:

Extinctisque tamen quamvis infantibus absens
Praesens Christus erat, qui sancta pericula semper
Suscipit et poenas alieno in corpore sentit.

Übrigens ist die Darstellung Christi als eines Königs bei O. auch bereits von Sedulius vorgebildet, so z. B. I, 338 ff.

O. I, 21. In V. 15/16 zieht O. zwei Stellen des Bibeltextes über das Gedeihen des Jesuskindes zusammen (Lc. II, 40 u. 52), aber auch

Juvencus hat nach der Rückkehr Josephs aus Egypten dieselbe Zusammenziehung (v. 278 ff.):

Crescebat rapidis annorum gressibus infans,
Praecurrens aevum sapientia praeveniebat
Gratiaque in vultu et verbis veneranda micabat.

O, I, 22. Erdmann meint zu I, 3, 36, daß die Umschreibungen von Zahlen bei O. (wie 22, 1 zwiro sehs) durch die Gewohnheit veranlaßt seien, in den Zahlen eine tiefere Bedeutung zu suchen, und durch metrische Schwierigkeiten. Ich meine, daß auch hier die latein. Dichter ihm den Weg gewiesen haben; denn diese Art, durch Multiplication eine Zahl wiederzugeben, ist bei sämmtlichen christlichen Dichtern verbreitet. So sagt gerade beim Beginn der Erzählung vom zwölfjährigen Jesus Juv. (v. 281): Et iam bissenos aevi comprenderat annos, und Sedul. II, 134: Ast ubi bissenos aetatis contigit annos. Aber auch die Einkleidung des Anfanges dieser Erzählung bei O. ist nach dem Vorbilde des Juvencus gemacht. Denn auch Juv. beginnt von dem zwölfjährigen Jesus (Lc. II, 42) und nimmt auf Lc. II, 41 durch ein eingeschobenes de more Bezug; und so fügt O. v. 5 hinzu: so siu giwon warun. — Bekanntlich erhält dieser Gesang des O. seinen besonderen Reiz durch die herzliche Schilderung der Mutterliebe. Im Evangelium sind es die parentes, die ihn suchen und finden, und nur die Anrede im Tempel geht von der Mutter aus. O. dagegen hat die Mutter in den Vordergrund zu stellen gewußt, ihre Bestürzung, Angst und Freude mit besonderer Liebe gezeichnet. Aber auch hier hat Juvencus Veranlassung zu dieser Abweichung vom Bibeltexte gegeben; derselbe sagt v. 287: Cum puer in populo comitis vestigia matris Deseruit etc. und v. 290/91: per notos perque propinquos Quaerebat genetrix etc. Sogar in einzelnen Wendungen kann man wieder deutlich den Einfluß des latein. Dichters erkennen. Derselbe sagt z. B. v. 292 ff.: vatumque choreis Invenit insertum legumque obscura senili Tractantem coetu; und in ziemlich engem Anschluß daran heißt es bei O. v. 34: sih fuagt er io zi note zi themo herote, und v. 36: in mitten saz er eino inti frageta sie kleino.

O. I, 23. Die Predigt des Johannes beginnt mit einem allgemeinen Hinweis auf die Erfüllung der Zeiten: Tho thisu worolt ellu quam zi theru stullu ouh zi theru ziti, thaz krist sih iru irougti (statt der genauen chronologischen Notiz Lc. III, 1. 2). Ganz ebenso geht Juvencus zu dem Gegenstande über (Sed. läßt auch dieses Capitel fort), v. 307 f.

Interea veteris scripti per debita currens
Omnia saeclorum series promissa trahebat.

Aber auch die Composition des ganzen Abschnittes hat bei O. insofern Verwandtschaft mit der des Juvencus, als beide den Bericht des Lucas zu Grunde legen, aber den Bericht des Matthäus damit verbinden; nur daß O. die Beschreibung der äußeren Erscheinung und Lebensweise des Täufers, sowie zum Schluß die ausführliche Ankündigung Christi fortläßt. Im Einzelnen sind folgende Anklänge bemerkenswerth: v. 9 liaz thaz wuastweldi sin = Juv. 309: desertis vallibus; v. 45: Ni drostet iuih in thiu thing, thaz iagilih ist ediling = Juv. v. 331: Nec generis vestri tollat fiducia mentes. Vor Allem aber v. 51: Ist thin akus ju giwezzit, zi theru wurzelun gisezzit = Juv. 334 f.:

Proxima roboreis iamiam radicibus instat
Cunctorum ante oculos acies *lĕvata* securis

(so lautet der Text des Juv. fast in allen Hss.; sämmtliche Herausgeber haben bisher lĕvata gelesen und zu ändern versucht).

O. I, 25. V. 25—30 ist der Vergleich des heil. Geistes mit der Taube durchgeführt und zwar augenscheinlich in directem Anschluß an Hraban, wenn auch Sedulius II, 170 f. schon eine ähnliche Erklärung gibt:

Mansuetumque docet multumque incedere mitem
Per volucrem quae felle caret.

O. I, 26. Die moralische Nutzanwendung, die O. aus der Taufe Christi zieht, ist wiederum deutlich nach Sedulius, wenn auch Hraban (s. Erdmann) einen ähnlichen Gedanken ausspricht. V. 1 thaz wazar theist giwihit und v. 3 then brunnen reinota = Sed. II, 159 ff.:

sanctoque liquentes
Corpore *mundavit* latices famamque beavit
Gurgitis et propriis *sacravit* flumina membris.

Auch der Hinweis auf die Anwesenheit der Trinitas ist bei Sedulius II, 171 ff. schon enthalten.

O. I, 27. O. holt in diesem Capitel einiges, was vorher übergangen war, nach; bei Juv. und Sed. folgt gleich die Versuchungsgeschichte. Dabei ist mir ein deutlicher Anklang an Juv. aufgefallen; v. 62 sagt bei O. der Täufer von Christus: joh reinot iuih sare in skinentemo fiure = Juv. 341 Flammarumque globis purgabit noxia corda (Lc. III, 16; Mt. III, 11).

Die alten poetischen Evangelienharmonien legen das Matthäusevangelium zu Grunde, lassen also den Anfang des Johannesevan-

geliums unberücksichtigt. Über die Bedeutnng der Anfangscapitel des zweiten Buches s. Erdmann, Otfrid p. LXIII.

II, 3. In der Recapitulatio signorum in nativitate Christi sagt O. von der Maria v. 9 f.:

Ni ward si io in gibnrti, thiu io sulih wurti;
in erdu noh in himile, thiu iamer sia irbilide.

Ich erinnere hier nochmals an die Anrufung der Maria bei Sedulius II, 63 ff., wo v. 68 lautet: Nec primam similem visa es nec habere sequentem, also von O. fast wörtlich wiedergegeben ist. Auch v. 53/4 bei O.:

Nu ist drnhtin krist gidonfit, thiu snnta in uns bisonfit;
thaz nnsih io sankta, er al iz thaz irdrangta

ist Wiedergabe des Sed. II, 158:

In se cnncta lavat nostrae contagia vitae.

II, 4. Die Versuchung bietet wiederum mancherlei Anklänge. V. 27: Wanta er nan harto forahta, in alla wisnn korota — Juv. 364 f.: mox livor daemonis atram cum terrore rapit mentem; Sedul. opns pasch. II, 14: diabolns, qui — eiusdemque potentiam singularem — expavit. Auch der bei O. folgende Hinweis auf des Judenvolks Wanderung durch die Wüste scheint veranlaßt zu sein durch die Erwähnung des Moses bei Sedulius an derselben Stelle. Ferner ist v. 41 ff. der Hinweis auf das jährlich sich vollziehende Wunder, wie aus Stein und Erde Brot wird, eine Nachbildung von Sed. II, 180 ff.:

miracula tamquam
Haec eadem non semper agat, qui saxea terrae
Viscera frugiferis animans fecundat aristis
Et panem de cante creat.

V. 101. Ther diufal sin ni korati, furi man er nan ni habeti = Sed. opus pasch. II, 14 (p. 215, 8) nec audebat adgredi divinitatem, nisi mixtum videret hominem. — Schließlich möchte ich noch an den schon erwähnten Hymnns des Hraban De fide catholica Str. 50 erinnern: vult velamine verborum Christum noscere; vgl. O. v. 23 n. 46.

II, 5. Hier will ich nur Str. 53 jenes Hrabanischen Hymnus anführen:

Adam primnm hic vicerat
quem secundus prostraverat,
gula et philargyria,
simul et cenodoxia,
cum qnibus illum repulit
Jesus et igni tradidit.

Denn einzelne Wendungen des Otfridischen Gesanges scheinen auf eine Berücksichtigung dieser Strophe zu deuten. Aber auch Juvencus und Sedulius sind nicht ganz ohne Einfluß gewesen, wenigstens kehren der livor und die fallacia und fraus, von denen jene sprechen, auch bei Otfrid wieder; vgl. v. 10 u. 13.

II, 6. Der Grundgedanke dieses Gesanges findet, abgesehen von einigen Einzelheiten, sein Vorbild in Sedulius II, 1—27: Expulerat primogenitum saevissimus anguis etc. Adam und Eva waren beide unsterblich, durch die Übertretung des Gebotes Gottes, wozu die Schlange sie verführt hat, haben sie den Tod über das ganze menschliche Geschlecht gebracht. Aber der gütige Schöpfer wollte nicht, daß sein Geschöpf untergehe: ut unde culpa dedit mortem, pietas daret inde salutem. Damit geht Sedulius auf Maria, Evae de stirpe, über. Der Anfang des Abschnittes bei O. scheint darauf hinzuweisen, daß derselbe später, um Versäumtes nachzuholen, gedichtet sei, wie auch Erdmann p. LXIII sagt. Der Schluß aber v. 53 ff.: Thoh Adam ouh bi noti zi thiu einen missidati, thaz sulih urlosi fora gote unsih firwasi etc. ist dem Gedanken nach schon von Arator I, 60 ausgesprochen:

Non voce querellas
Excitet, aut gemitu maerentia corda fatiget
Antiqua pro lege dolor; scelera ipsa nefasque
Hac potius mercede placent, mundoque redempto
Sors melior de clade venit.

II, 7. Bei Sedulius folgt nach der Versuchungsgeschichte ein kurzer Bericht über die Berufung von Jüngern (nach Matth.) und dann ein Auszug aus der Bergpredigt, Juvencus aber fährt mit dem Evangelisten Matthäus (IV, 12) fort und behandelt den Gang Christi nach Galilaea, die Berufung des Petrus, Andreas etc. und dann die Bergpredigt und einige Heilungen; er schließt das erste Buch mit Mt. VIII, 15. Erst II, 99, nachdem er noch Mt. IX, 9 die Berufung des Matthäus erzählt hat, trägt er noch Joh. I, 43—51 die Berufung des Philippus und Nathanael nach und bleibt bis v. 346 beim Johannesevangelium. — Aus dem vorliegenden Abschnitt des O. hebe ich folgende Übereinstimmung im Ausdruck hervor. V. 55 f. sagt er: In thir haben ih mir funtan thegan einfaltan, ther ouh unkusti ni habet in theru brusti = Juv. II, 111 f.: Vir venit huc, inquit, cui pectora nescia falsi Virtutem puram servant sine fraude maligna.

II, 12. Der Name des Nicodemus wird bei O. nicht genannt, durch lobende Epitheta wird aber seine Persönlichkeit veranschaulicht; dasselbe geschieht schon bei Juvencus, wo die Worte celso sublatus

honore Veranlassung zu Otfrids edilthegan guater gewesen zu sein scheinen. Auch die poetische Ausschmückung bei O. v. 21: Hintarquam tho harto ther guato mau thero worto ist nach Juvencus gemacht, der die Erwiderung des Nicodemus also einleitet (v. 188): Ille autem tantis stupefactus corda loquellis. V. 49/50 bei O. scheint eine Vereinigung des Bibeltextes mit den Worteu des Juv. v. 204 zu seiu. O. sagt: Tho frageta ther guato man, wio thaz io mohti werdan joh wio man ouh firnami so mihil seltsani. Joh. III, 9 lauten die Bibelworte: respondit Nicodemus et dixit ei: Quomodo possunt haec fieri; Juvencus aber macht daraus: Et Judaeus ad haec: Nil horum cernere possum.

II, 14, Juvencus schließt an die Erzählung von Nicodemus gleich die Begegnung Jesu mit der Samariterin; Johannes, von dem er I, 409 ff. (nach Mt. IV, 12 ff.) schon die Gefangennahme berichtet hat, durfte von ihm nicht mehr in voller Thätigkeit als Täufer, wie Joh. IV, 22 ff., dem O. II, 13 folgt, es schildert, vorgeführt werden. II, 14 folgt bei O. Jesus und die Samariterin (bei Sedulius steht der sehr kurze Bericht über die Begegnuug erst viel später IV, 222 bis 232). V. 11 hat O. die Notiz, daß die Jünger gegangen waren um Speise zu kaufen, vorangestellt und dann erst die Ankunft der Samariterin erzählt; dieselbe Umstellung hat Juvencus v. 248 ff. schon. Dazu kommt noch ein wörtlicher Auklang: bei Juv. heißt es von den Jüngern v. 249: passim dispersi solum liquere magistrum und bei O. v. 13: unz druhtin thar saz eino, so quam ein wib thara tho. Ferner ist O. v. 79 f: Gab iru mit milti tho drubtin antwurti = Juv. v. 293: Et tum peccantum largus miserator Jesus. Sodann hat O. v. 81—84 nur die erste Hälfte von Joh. IV, 27 wiedergegeben, aber auch Juv. v. 295 f. läßt den zweiten Theil des Bibelverses fort. V. 107 u. 108 sind eine freie Übertragung von Job. IV, 36, vor Allem ist als schwer verständlich die Beziehung auf die vita aeterna fortgelassen und der Inhalt auf die Ernte des Getreides alleiu bezogen; auch hier scheint Juv. das Vorbild gewesen zu sein, wo die Beziehung auf das ewige Leben ebenfalls verwischt ist.

II, 16. Hier beginnt bei O. die Bergpredigt, die nach der Anlage das die vorbereitende Wirksamkeit Jesu enthaltende zweite Buch beschließt. Auch Sedulius beschließt mit einer Auslegung der oratio dominica (mehr behandelt er aus der Bergpredigt nicht) das zweite Buch. Abschnitt 15 bildet bei O. die Überleituug, da er bisber dem Evangelium Johannis gefolgt war. Bei Juvencus ist die Bergpredigt (im Anschluß an Matthäus) I, 452 ff. behandelt und scheint diese

poetische Bearbeitung von O. besonders benutzt zu sein. O. v. 1: in tbin thaz muat iz wolle = Juv. 454: 'pauper qnos spiritus ambit. V. 3: himilrichi hohaz (v. 31: in themo hohen himilriche) = Juv. 455 regnum sublime. V. 5 Salige thie milte joh muates mammunte = Jnv. 456 mites, quos mansuetudo coronat. V. 7 erda filu mara = Jnv. 457 pnlcherrima terra. V. 10 in firtilot thaz ser drost filu manager = Juv. 458 solacia magna sequentur. V. 17 f. Salig thie armherze, joh thie armn wihti smerze', then muat zi thiu gigange, thaz iro leid sie irbarme = Juv. 461 Felix qui miseri doluit de pectore sortem.

II, 17. V, 11 lioht scinantaz in thesemo erdringe = Juv. 477 mundi clarum lumen.

II, 18. V. 15 f. Thaz mannilih giborge, sih zi iamanne ni belge, joh ouh thaz bimide, er man nihein ni nide = Juv. 499 f. ne quis consurgere in iras Audeat atque odio fratris fervente moveri. V. 19 Oha thu thes biginnes, thaz thn geba bringes = Juv. 504 Sin offerre voles mnnns. V. 21 f. Yrhugis thar thoh eines man — thoh iz so luzil wari, in muat thir er ni quami = Juv. 505 Et tua tunc tacitae mentis penetralia tanget.

II, 19. V. 17 Betot gerno io bi thie = Juv. 563 praecipiam semper blando esse per omnes Obsequio precibusque Deum mollire benignis Pro vita ipsorum (O. v. 19 Sit io in datin filu lind). V. 18 thaz ir got io thuruh not in thesen datin bilidit (v. 20 si druhtin in zi bilide, ther buit ufan himile) = Juv. 572 Sed vos perfecto similes estote parenti.

II, 20. V. 11 f. Lichicera in wara thie duent sia lutmara — thaz sie se lobon thanne; Sie eigun — thar thaz lon allaz = Juv. 576 Adplaudet tantum sterilis laudatio vulgi.

II, 21. V. 33 f. Thia dagalichun zuhti gib hiut nus mit ginuhti joh follon onh, theist mera, thines selbes lera = Sed. II, 263 ff. Annonam fidei speramns pane diurno, Ne mens nostra famem doctrinae sentiat umqnam etc. V. 37. Ni firlaze unsih thin wara in thes widarwerten fara, thaz wir ni missigangen, thara ana ni gifallen = Jnv. 599 Tetri saeva procnl temptatio daemonis absit.

II, 22—24 zeigen keine bemerkenswerthen Anklänge, wenn anch der Schlnßgedanke von Cap. 24 verwandt ist mit dem Schluß des 2. Bnches des Sedulins.

III, 2. V. 9 mit mihileru milti = Sed. opns p. III, 2 (p. 233, 4) divinae potestatis humanitas. V. 13 ff. macht O. es dem regulus zum Vorwurf, daß sein Glaube nicht vollständig gewesen sei, sonst hätte

er die Allmacht Gottes nicht noch besonders gebeten. Neben Beda und Alcuin scheint O. hier auch auf Sedulius Rücksicht genommen zu haben, der III, 15 f. sagt: larga potestas Credenti quae nulla negat nec dona retardat. V. 32 tho ward er ganzer gahun = Juv. II, 343 subitam remeasse salutem. V. 36 thaz imo iz druhtin giliaz, thia selhun ganzida gihiaz = Sed. v. 17 f. sermone salutem Concedens facili.

III, 6 (und 7) behandelt die Speisung der 5000 (vermischt mit der Speisung der 4000). Als Quelle von v. 35—42 (Wachsen des Brotes während des Essens) gibt Erdmann (nach Sievers, Heliand 2859) den Hymnus Mone I, 75 an. Nun lesen wir dieselbe Deutung auch bei Sedulius III, 217 populisque vorantibus aucta und 267 ff. et auctas Disce fuisse dapes, epulas nutrivit edendo Vulgus, et adtritae creverunt morsibus escae. Aber während bei O. und in dem Ambrosianischen Hymnus das Brot in Mund und Hand wächst, zeigt sich bei Sedulius das Wunder nur bei der Berührung mit dem Munde. Folglich kann hier Sedulius nicht als Quelle gelten.

III, 8. V. 32 gruazta haldo = Juv. III, 110 confidens respondet. V. 35 f. wiht ni dualta er es sar, nub er zi ganne in thrati sih fon themo skife dati = Sed. opus p. III, 19 (p. 247, 15) nil trepidans in marina descendit. V. 39 f. Ther se nan sar tho sankta, so imo ther hugu wankta; ni druag inan thaz zuival, so thiu gilonba uhar al = Juv. III, 118 f. Paulatim cedunt duhio liquefacta timore Quae validum fidei gestabant aequora rohur (Erdmann fragt: eigene Auslegung Otfrids?). V. 44 rafsta nan tho worto thera ungilonha harto = Juv. v. 123 Et dubitata fides verhis mulcetur amaris.

III, 10. V. 5 f. Si quam rnafenti, kumta thio iro thurfti etc. = Juv. III, 178 f. femina fusis Crinihus et precibus natam causata iacentem Volvitur. V. 26 ih quam bi theru noti, theih thie gisamanoti = Juv. 184 malle cogere. V. 27 Si was es agaleizi = Juv. 185 Crebrius instanti etc. V. 37 Gelechont thoh thie welfa = Sed. III, 247 Adsueti — lambere micas. V. 41 Thera gilouhun festi = Juv. 191 fidei rohora.

Aus den folgenden Abschnitten, die eine freiere und selbständigere Bearbeitung des Biheltextes zeigen, sind kaum einige nennenswerthe Anklänge zu verzeichnen. So etwa 14, 25 Mit mihileru iln so ward si sar io heilu = Juv. II, 394 Concessit celerem — salutem; 17, 38 irriht er sih mit thultin mit thesen antwurtin = Sed. IV, 246 clemens donat sententia culpam.

III, 21. Die spiritualistische Erklärung der Heilung des Blind-

geborenen ist nach Beda und Alcuin aber auch unter Berücksichtigung des Sedulius gedichtet. Da dieser in nur 6 Versen die Deutung gibt, setze ich dieselben her (IV, 265 ff.):

Caeca sumus proles miserae de fetibus Evae,
Portantes longo natas errore tenebras.
Sed dignante Deo mortalem sumere formam
Tegminis humani, facta est ex virgine nobis
Terra salutaris, quae fontibus abluta sacris
Clara renascentis reserat spiramina lucis.

Die durch den Druck kenntlich gemachten Worte verglichen mit O. v. 8 und v. 19 zeigen deutliche Berührung mit einander.

III, 24. V. 6 firliaz si sar thia menige job ilta kriste ingegini. Heime saz thiu swester inti kumta thaz ser = Juv. IV, 339 deseruitque domum maestamque sororem. V. 34 sint druhtin, quad si, festi in mines herzen brusti = Juv. IV, 335 Haec una fides mea corda tenebit (Joh. IV, 24 utique, domine). V. 102 Mit lachanon biwuntan joh funon so gibuntan = Juv. IV, 395 f. vultum cui linea texta et totum gracilis conectit fascia corpus.

III, 25. V. 4 quam mihil woroltmenigi = Juv. IV, 403 f. plebisque — gravior numerus.

IV, 4. Der Einzug in Jerusalem wird von Juvencus III, 622 ff. in möglichst genauem Anschluß an den Bibeltext erzählt, während Sed. IV, 291 ff. mehr eine Betrachtung darüber gibt. Anklänge an beide Dichter finden sich bei O. V. 15 Namun sie tho iro wat, legitun tharuf in gidat, in mammunti int in suazi, thaz er tharoba sazi = Juv. 631 f.: mollique super velamine vestis Insternunt pullum placidum praebentque sedendum. Die Betrachtungen Otfrids über die Königsherrlichkeit Jesu sind durch Sedulius veranlaßt, bei dem v. 304 bis 308 lauten:

Dicite, gentiles populi, cui gloria regi
Talis in orbe fuit? cui palmis compta vel umquam
Frondibus arboreis laudem caelestibus ymnis
Obvia turba dedit? Domino nisi cum Patre Christo,
Qui regit aetherium princeps in principe regnum.

Besonders sind bei O. zur Vergleichung heranzuziehen v. 23—26 und v. 41 ff.

IV, 11. V. 18 thiu sin hoha guati lerte sie otmuati = Sed. V, 22 grata suis exempla relinquens; opus pasch. V, 2 (p. 274, 18 ut humilitatem diligi suo potius edoceret exemplo.

IV, 16. V. 22 kolbon ouh in henti = Juv. IV, 513 pars fidens pondere clavae. V. 25 Thaz ir ni missifahet (ni wanu, ir nan

irknahet) = Juv. IV, 516 Quo facile ignotum caperet miserabile vulgus.

IV, 17. V. 2 er herzen sih giharta = Juv. IV, 523 sublatus in iram.

IV, 18. V. 31 Suar in io zi noti, thaz er nan sar nirknati = Juv. IV, 580 Et Petrus iurans devotis omnia verbis Nescire adfirmat.

IV, 19. V. 57 Ther ewarto zi noti inbran in heizmuati = Juv. IV, 561 Exultans furiis — sacerdos. V. 75 Thaz thult er in then stunton bi unseren sunton = Sed. V, 99 f. Ille tamen patiens subiecto corpore totum Sustinuit nostraeque dedit sua membra saluti.

IV, 25 enthält die spiritalistische Deutung der Dornenkrone und des Purpurgewandes. Auch Sedulius V. 166 ff. hat solch eine Deutung; aber nur die Deutung der Dornenkrone stimmt überein; Sedulius fügt außerdem noch eine Deutung des Rohrscepters und der eigenen Kleidung, die Jesus zum Gange nach der Richtstätte anlegte, hinzu.

IV, 27. V. 19—21. Erdmann citirt hier den von Beda zu Lc. 23, 33 angeführten Vers des Sedulius; derselbe steht V, 190. Aber O. spricht vom errichteten Kreuz, Sedulius vom liegenden Kreuz, wo Jesus mit dem Haupte gegen Osten, mit den Füßen gegen Westen und mit den beiden Händen nach Norden und Süden weist. Trotzdem scheint O. V, 1, 31—33 danach gedichtet zu sein, wie einzelne Ausdrücke zeigen; vgl. Sed. v. 190 Quattuor — plagas quadrati — orbis.

IV, 33. Der Gedanke, daß die ganze Natur von Entsetzen und Trauer beim Kreuzestode Christi erfüllt wurde, ist von Sed. V, 232 ff. ausgeführt und von Arator I, 9 f. angedeutet (cruce territa Christi Vult pariter natura pati). Horrendae tenebrae (Sed. 232) finden sich bei O. v. 12 als finstar egislichaz und zum Schluß (v. 37 ff.) die Deutung des zerrissenen Vorhanges auf die Enthüllung des Allerheiligsten hat Sedulius V, 272 ff. (opus pasch. V, 23) bereits gegeben, wenn auch weniger ausführlich.

V, 4. V. 49—54 = Juv. IV, 755 f. aeternsque lumina vitae — devicta morte recepit. V. 56 f. ni liaz wiht er thar thes sines etc. = Juv. IV, 757 f. quod sede sepulcri Nulla istic iaceant, fuerant quae condita membra.

V, 14. Die Deutung des Sees auf das Treiben der Welt war, wenn auch an dieser Stelle O. die von Erdmann näher bezeichnete Quelle benutzt hat, ein den christlichen Dichtern geläufiger Gedanke. So sagt Sed. II, 221 f., wo er die Berufung der ersten Jünger erzählt:

Humanas piscari animas, quae lubrica mundi
Gaudia sectantes tamquam vaga caerula ponti
Caecaque praecipites tranant incerta profundi.[1]

Ferner opus pasch. V, 34 (p. 300, 13): a saeculi fluctibus eruendi. Arator ad Vigilium v. 10: Perfida mundani desero vela freti; ferner I, 992 Nam mare mundus erat.

V, 15. Die Beziehung der dreimaligen Frage, die Jesus an Petrus richtet, ob er ihn liebe, auf die dreimalige Verleugnung V. 23 bis 26 hat Sedulius bereits, und zwar scheinen mir Otfrids Worte deutlicher den lateinischen Dichter wiederzugeben als den Alcuin, bezw. Hraban. Derselbe sagt V, 414 f.:

Haec terno sermone movens, ut terna negantis
Sulpa recens parili numero purgata maneret.

und opus pasch. V, 36 (p. 301, 9—11): et haec tertio repetit ac revolvit, ut reoentioris culpae trina negatio parili dilectionis purgaretur ex numero.

V, 17. Zu der Schilderung der Himmelfahrt Christi vgl. Sed. V, 425: Aetherias evectus abit sublimis in oras, und v. 429 ff.:

Illi autem laetis cernentes vultibus altas
Ire super nubes Dominum tractusque coruscos
Vestigiis calcare suis veneranter adorant
Sidereasque vias alacri sub corde reportant.

Auch an Arator I, 39: Ingrediensque polum und vorher v. 33: Tollitur astrigerum rediturus victor in axem darf gedacht werden.

V, 19 ff. enthalten die Schilderung des Weltgerichtes und des Himmelreiches. Auch der oben erwähnte Hymnus des Hraban läßt auf die Himmelfahrt eine im Verhältniß zu der Schilderung des Lebens und Leidens Christi recht lange Schilderung des Weltgerichtes folgen. Jedoch ist im Einzelnen, besonders in der Anordnung der Gedanken kaum eine Anlehnung zu finden. Der Blumenreichthum im Paradiese und die Unvergänglichkeit der Blumen und Früchte werden häufig von christlichen Dichtern (seit Ephraem Syrus) geschildert. So sagt Sedulius II, 2 Expulerat — anguis Florigera de sede virum und I, 53 ff. sowie V, 222 ff. gibt er eine längere poetische Schilderung des Paradieses mit seinen immer blühenden Hainen, seinen wohlbewässerten und darum fruchtreichen Gärten und Feldern. Auch Arator I, 20 sagt (von Christus): florigero sua germina reddidit horto. Und Dracontius De Deo I, 192 ff. schildert vornehmlich die sanften Winde, die dort wehen, von denen die Früchte an den Bäumen bewegt hin- und herschaukeln. — So mag also O. aus solchen Reminiscenzen auch V, 23 seine Schilderungen des Paradieses zusammengesetzt haben.

Somit ist die Reihe der Anlehnungen an jene erzählenden Dichter eine ganz beträchtliche, und wenn auch nicht alle eine gleiche Beweiskraft haben, so ist doch die Mehrzahl beweisend genug. Natürlich sind in den Partien, die nachweislich die ältesten ihrer Entstehung nach sind, die meisten Anklänge zu finden, sie fehlen aber auch nicht ganz in später gedichteten Stücken.

KÖNIGSBERG i. Pr. C. MAROLD.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER MINNESÄNGER. II.

1. Conrad von Bickenbach.

Für den Dichter Conrad von Bickenbach, der ohne Zweifel der Rheingegend angehört, kämen zwei Familien in Betracht. Die erste ist das alte Geschlecht der Freien von Bickenbach, welche von der jetzt noch in Ruinen vorhandenen Burg Bickenbach bei dem Dorfe Alsbach an der Bergstraße stammten. Von den Mitgliedern ist am bekanntesten Gottfried, welcher in den Jahren 1220—1230 sich verschiedentlich in der Umgebung des Kaisers Friedrich II. und seines Sohnes Heinrich (VII.) befindet. Ein Träger des Namens Conrad kommt im Jahre 1173 als Chorherr zu St. Peter in Mainz vor (Roth, Geschichtsquellen aus Nassau, I[1] 365), ein anderer erst am Anfange des 14. Jahrhunderts in Speier, wo er im Rathe der Stadt aufgeführt wird. Der erstere ist für unseren Minnesinger entschieden zu alt, der letztere zu jung, und so werden wir wohl den Dichter in jenem Conrad von Bickenbach zu suchen haben, den v. d. Hagen (HMS IV. 760) im Jahre 1220 zu Boppard aufführt.

Das Geschlecht, dem dieser Conrad angehört, stammt aus dem Pfarrdorfe Bickenbach am Hundsrück im Landkapitel Boppard, welches dadurch bekannt ist, daß der heil. Bernard von Clairvaux vom 6.—7. Januar 1147 auf seiner Reise nach Speier hier übernachtete. Ob die Familie, welcher der Minnesinger entstammt, später noch dort seßhaft war, oder ob sie sich ganz in Boppard niedergelassen hatte, muß dahingestellt bleiben; so viel ist sicher, daß die Mitglieder häufig in letzterer Stadt waren, da sämmtliche Urkunden, in denen jemand des Geschlechtes auftritt, in Boppard ausgestellt sind. Die Stadt, der dortige Reichszoll und das dazu gehörige Gebiet zu beiden Seiten des Rheins, „das Reich von Boppard“ genannt, war, wie Beyer: Urkundenbuch der jetzt die preußischen Regierungsbezirke Coblenz und

Trier bildenden mittelrheinischen Territorien II. XCVI angibt, Reichsgut und wurde von kaiserlichen Vögten, Schultheißen und einem aus den zahlreichen Reichsministerialen-Geschlechtern zusammengesetzten Schöffenrathe verwaltet. Da uns nun in den Jahren 1224 bis ungefähr 1250 Ludwig von Bickenbach als Reichsschultheiß und Conrad im Jahre 1224 unter den Schöffen von Boppard begegnet, so muß demnach das Geschlecht zu den Reichsministerialen gehört haben. Das Prädicat milites führen die Mitglieder ständig, ebenso auch häufig die Bezeichnung domini. Auf den Reichthum der Familie wirft die unten erwähnte Urkunde vom Jahre 1224 einiges Licht, da in dieser eine große Schenkung des Ludwig von Bickenbach an die Abtei Marienberg namhaft gemacht wird; sonst ist uns Näheres nicht bekannt. In bedeutsamer Weise tritt das Geschlecht von Bickenbach nicht in der Geschichte auf; es gehörte zu den zahlreichen Ministerialen dieser Gegend, welche still und ruhig sich von ihren Einkünften nährten und sich um Politik und die welterschütternden Kämpfe der damaligen Zeit nicht kümmerten. Wir finden sie daher auch niemals in Kaiserdiplomen, sondern nur als Zeugen in Privaturkunden.

Der Vater des Dichters Conrad von Bickenbach steht noch nicht fest; vielleicht war es Bertrammus de Bickenbach, der am 27. Mai 1197 zu Staleck Zeuge ist, als Herzog Heinrich, Pfalzgraf bei Rhein, behufs einer Pilgerfahrt den Grafen von Spanheim der Grafschaft Einkünfte in Meinefeld, sowie drei Dörfer verpfändet (HMS a. a. o. cf. auch Ukdh. der mittelrh. Terr. I $\frac{211}{168}$). Ebenso läßt es sich nicht entscheiden, ob Conrad der älteste oder ein jüngerer Sohn gewesen sei, da er in der Aufzählung bald die erste, bald eine der folgenden Stellen einnimmt. Sein Leben läßt sich nun an der Hand der wenigen Urkunden vom Jahre 1220 bis zum Jahre 1250 verfolgen, vielleicht bis 1260, wenn wir nämlich den von v. d. Hagen a. a. o. zu diesem Jahre erwähnten Conrad noch mit unserem Dichter identificiren wollen. Ich gehe jetzt dazu über, die Urkunden aufzuzählen.

Conradus et Henricns fratres de Bikenbach sind Zeugen, als der Propst Walter vom Kloster Marienberg bei Boppard mit dem Schultheißen daselbst die Rechte der Klostermühlen bei Boppard beurkundet 1220 (Ukdh. d. mittelrh. Terr. III $\frac{129}{141}$). Diese Urkunde ist wohl identisch mit der von v. d. Hagen zum Jahre 1220 erwähnten.

Die gleichen Zengen finden sich im Jahre 1224, als Ludwig von Bickenbach, Reichsschultheiß zu Boppard, und Lnccardis, Eheleute, notariell alle ihre Güter zu Boppard der Abtei Marienberg schenken (ib. $\frac{182}{231}$). — Gerlacus, Cunradus, Henricus de Bickenbach fratres

bezeugen ferner im Jahre 1224 die notarielle Übergabe eines Weingartens zu Boppard an die Abtei Marienberg von Seiten des Arnold Memmesugo und seiner Ehefrau Mathilde (ib. $\frac{184}{233}$). — Als am 5. Juni 1234 Luccardis von Waldmannshausen, Witwe des Reichsschultheißen Ludwig, ihr Hofhaus zu Boppard mit Vorbehalt lebenslänglicher Wohnung darin dem deutschen Orden schenkt, bezeugen diese Schenkung dominus Ludovicus de Bickenbach et ipsius fratres dominus Gerlacus, dominus Cunradus et dominus Heinricus milites (ib. $\frac{391}{503}$). — Zu Boppard am 10. Juli 1248 sind Zeugen Henricus de Bickenbach et conradus frater suus milites in einer Urkunde, durch welche Otto, ein Ritter von Boppard, der Sohn von Herrn Gernand, seine Frau Engelburg und Kinder der Abtei Eberbach einen Weingarten zu Boppard verkaufen (ib. $\frac{717}{957}$). — Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Erben des Ludwig von Bickenbach, Schultheiß zu Boppard, und Luccardis, Eheleute, durch eine Urkunde der Abtei Marienberg die Schenkungen von Weingärten, Ackerland und anderen Grundstücken zu Boppard gerichtlich bestätigen, Bozzard, 19. Januar 1250, in welcher Urkunde Conradus et Henricus de Bicken fratres als Zeugen sich finden (ib. $\frac{768}{1034}$). Daß in letzterer Urkunde durch einen Schreibfehler oder sonstige Nachläßigkeit die Endung -bach ausgefallen, ist wohl sicher, und auch die Herausgeber derselben identificiren obige Zeugen unbedenklich mit den schon mehrfach erwähnten.

Mit diesen Nachrichten ist die Kenntniß über das Leben unseres Minnesingers erschöpft; so wenig uns von seinen Dichtungen erhalten ist, in eben so geringem Maße sind wir über sein Leben unterrichtet.

2. Wilhelm von Heinzenberg*).

Wohl bei keinem anderen Minnesinger kann man so genau verfolgen, wie sehr v. d. Hagen im Verlaufe seiner Studien seine Ansichten geändert hat, als gerade bei Wilhelm von Heinzenberg. Während er auf Seite 238 des vierten Bandes seiner Minnesinger die Heimat des Dichters nach Graubündten verlegen zu müssen glaubt, schwankt seine Meinung auf Seite 527 schon etwas; jedoch erst Seite 757 spricht er es direct aus, daß der in einer Urkunde des Wildgrafen Emicho für das Kloster Ravengiersberg im Jahre 1265 vorkommende Wilhelm von Heinzenberg der Minnesinger sei. Seiner Meinung, daß Wilhelm von Heinzenberg zu den rheinischen Minnesingern zu rechnen sei, stimme ich vollständig zu; die Heimat des

*) Verf. hat meinen Aufsatz, German. 8, 36—38 übersehen, in welchem die pfälzische Heimat und das mit den Hss. übereinstimmende Wappen nachgewiesen.
K. B.

Geschlechtes ist die Burg Heinzenberg an der Nahe im Soonwalde, Kreis Kreuznach, welche, seit dem Jahre 1152 Edelherrensitz, jetzt ganz verschwunden ist. Unser Dichter ist somit ein specieller Landsmann von Friedrich von Hausen. Die Edlen von Heinzenberg gehörten zum hohen Adel; sie führen das Prädicat liberi, während die Ministerialen einfach milites heißen. In der Nähe ihrer Stammburg lag das im Jahre 1072 gegründete Kloster Ravengiersberg, dessen oberste Vögte die Pfalzgrafen am Rhein, Vögte die Wildgrafen und Untervögte die Edelherren von Heinzenberg waren; wenigstens treffen wir im Jahre 1170 Friedrich von Heinzenberg in jener Stellung (Ukdb. d. mittelrh. Terr. II. $\frac{37}{4}$). Dieser letztere ist das erste uns bekannte Mitglied der Familie; außer ihm findet sich noch Wilhelm in den Jahren 1206—1253, resp. wie v. d. Hagen angibt, bis zum Jahre 1265. Da jedoch dieser Zeitraum für eine Person etwas lang ist, so werden wir wohl eine Scheidung in zwei vornehmen müssen, wenngleich unsere Urkunden hierüber nicht die geringste Andeutung haben. Die Nachrichten über den älteren Wilhelm würden demnach reichen vom Jahre 1206—1225, über den jüngeren von 1247—1265. Der erstere war ein Schwestersohn des Godebold, Herrn von Weyerbach (ib. III. $\frac{207}{250}$); andere Verwandtschafts- und Familienbeziehungen lassen sich nicht nachweisen. Unbedeutend scheint das Geschlecht nicht gewesen zu sein; abgesehen von dem Prädicat liberi und der oben erwähnten Vogtei, kommen Mitglieder desselben in Urkunden hochgestellter Personen vor, und verschiedentlich hängt Wilhelm zur Bekräftigung sein Siegel an Urkunden. An einer derselben, die jetzt im Staatsarchiv zu Coblenz sich befindet, ist selbiges erhalten. Die Archivverwaltung war so freundlich, mir eine genaue Beschreibung des Siegels zukommen zu lassen; sie lautet: „Es ist ein dreieckiges braunes Wachssiegel, das im Siegelfelde einen dreieckigen Schild aufweist, der mit einer rautenförmigen, auf die Kante gestellten Schnalle mit Quernadel belegt ist. In der Mitte jeder Seite, wie in den Ecken derselben befindet sich je ein rechteckiger Buckel. Von der Legende sind noch die Buchstaben: † S.......MJ.....S. DE. HEN......G lesbar." Dieses Wappen ist vollständig das der Pariser Handschrift. Wenn v. d. Hagen es erklärt als „ein im hellblauen Felde befindlicher, mit der Spitze aufwärts gekehrter goldener Rahmen, innerhalb dessen wagerecht eine goldene Lilie oder Speerspitze mit zwei Widerhaken an spitz auslaufendem Stiele, mit einer dreieckigen Fläche an jeder Seite, ähnlich der Befiederung eines Pfeiles", so hat er entweder das Richtige nicht erkannt, oder der Maler des Wappens hat selbst seine Vorlage

nicht genau copirt; eine nochmalige Vergleichung der Handschrift könnte hier vielleicht Anfschluß gehen. So viel jedoch steht fest: der aufrecht stehende Rahmen mit wagerechter Lilie und die Schnalle mit Qnernadel sind identisch; es hleiht daher auch gar kein Zweifel, daß wirklich der in der Nahegegend ansässige Wilhelm von Heinzenberg derselhe ist mit dem Minnesinger Wilhelm von Heinzenburg.

Einen kleinen Anhalt üher die Besitzungen des Geschlechtes hietet die Aufzählung der feoda St. Maximini in Trier (ih. II. 467 ff.), wo es auf Seite 473 heißt: „Feodum Syhodonis de Simera et decimam in Wilre hahet Willemmus de Henzenherg.“ Das Verzeichniß ist vor dem Jahre 1220 verfaßt, der Inhaber der Lehen wäre also nach unserer Annahme Wilhelm der Ältere. Dieser nun ist anwesend hei dem Zeugenverhör in Sachen des Klosters Himmerode gegen Fr. von Malherg und Genossen wegen der Vogtei in deu Höfen Hardt, Siehenborn nnd Fails im Jahre 1206 (ih. II. $\frac{263}{224}$). Sein Name lautet Willehelmus de Hemmezeberg. Derselhe Willelmus de heinzenherch findet sich als Zeuge im Jahre 1211, als Erzhischof Johann von Trier die Verpfändung der Hunschaft zu Pluwig von Seiten des Ritters Friedr. v. d. Brücke an den Dompropst Conrad von Trier und die Sicherstellung der Rechte desselhen heurkundet (ih. $\frac{112}{275}$). Der Schlnß einer Urknnde des Godehold, Herrn von Weyerbach, vom 24. Juni 1225, durch welche er dem Rheingrafen Emhricho sein Allod zu Traisen hei Kreuznach verkauft, lautet: .....in cnins evidentiam has litteras sigillo meo et sigillo Willehelmi domini de Hencinberg sororii mei feci communiri (ih. III. $\frac{207}{250}$).

Willehalm de Heinzenberch, der jüngere, begegnet uns zuerst als Zenge in Saargemünd am 18. März 1247, als Stephan, Propst von Neuhausen, Lauretta, Gräfin von Saarbrücken, und ihre Schwestern, Friedr. und Emich von Leiningen u. s. w., der Abtei Wadgassen das Viertel der Einkünfte ihres Allods zu Liesdorf hestätigen, welches weiland Simon Graf von Saarhrücken dem genannten Kloster geschenkt hatte (ib. $\frac{573}{906}$).

Als Meffried, Herr von Neumagen, dem Walter von Saarhrücken, Bürger von Trier, sein Dorf Filsch für 500 Pfund trierischer Münze am 16. Februar 1253 verpfändet, hängt Willelmns dominus de Heincenberch sein Siegel an (ih. $\frac{876}{1154}$). Dazu käme noch die von v. d. Hagen a. a. o. erwähnte Urkunde vom Jahre 1265.

3. Gösli von Ehenheim.

Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß Gösli von Ehenheim dem Elsaß angehört; die Herren von Ehenheim waren in Straßburg

ansässig, und manche der Mitglieder hatten Ehrenstellen im Rathe inne. Leider ist es bis jetzt noch nicht gelungen, trotzdem die Straßburger Urkunden in drei dicken Bänden herausgegeben sind, unseren Dichter urkundlich nachzuweisen, es sei denn, daß er in dem Gozmarus de Ehenheim zu suchen ist, dessen Sohn Rudolf am 6. November 1283 als Zeuge sich findet in einem Kaufbriefe, worin das Domkapitel zu Straßburg einige Besitzungen im Dorfe Burgheim verkauft (Ukdb. der Stadt Straßburg III. 167).

4. Bligger von Steinach.

Zu den schon bekannten Nachweisen über das Leben Bliggers von Steinach füge ich noch folgenden hinzu: Als Kaiser Friedrich I. zu Speier am 31. October 1178 dem Kloster Eusserthal das durch den Bischof Ulrich II. von Speier überwiesene Dorf Spesbach bestätigt, ist als Zeuge Blicgerus de Steina angeführt (Remling, Ukdb. zur Geschichte der Bischöfe zu Speier $\frac{117}{102}$). Daß sein Tod später eintrat, als Gottfried von Straßburg im Tristan jene berühmte literarische Stelle dichtete, steht fest; ebenso war bekannt, daß sein Sohn gleichen Namens seit dem Jahre 1211 in Urkunden sich findet. Ich glaube jedoch die erste Erwähnung des letzteren vielleicht schon in das Jahr 1209 setzen zu können. Im November dieses Jahres begegnet uns in Italien im Gefolge Kaiser Otto's IV. ein Blicker von Steinach. Da nun der Minnesinger und Verfasser des „umbehangs“ bereits 1165 in Urkunden auftrat, mithin schon erwachsen war, da er ferner im Jahre 1194 mit Heinrich VI. über die Alpen gezogen, so ist kaum anzunehmen, daß er noch einmal im Jahre 1209, wo er doch mindestens ein 60jähriger Mann war, diese beschwerliche Reise unternommen habe. Vielmehr ist als wahrscheinlich vorauszusetzen, daß Bligger, der im selben Jahre noch als Vermittler für das Kloster Eberach auftritt, seinen Sohn zum Heere des Kaisers stoßen ließ, während er selbst in der Heimat zurückblieb.

In Italien nun findet sich Bligger in folgenden zwei Urkunden: Er ist Zeuge am 1. November 1209 bei St. Miniato, als Otto IV. dem Pfalzgrafen Ildebrandin alles, was dessen Vater von Kaiser Friedrich oder sonstigen Vorfahren desselben, oder sonstigen römischen Kaisern und Königen verliehen sei, insbesondere die Reichsrechte zu Massa bestätigt und ihn damit vermittelst dreier Fahnen belehnt (Winkelmann, Acta imperii inedita I. $\frac{21}{31}$, cf. Böhmer, Regesta imperii V, neubearbeitet von Ficker 318). An letzterem Orte n. 322 findet sich eine Urkunde verzeichnet, in welcher Otto IV. dem Bischof Joffred von

Pistoria fast wörtlich das Privileg Heinrichs VI. vom 28. October 1196 wiederholt, wodurch er die Kirche von Pistoria mit ihren Besitzungen in seinen Schutz nimmt, deren Freiheiten bestätigt und den Stadtbehörden von Pistoria, sowie seinen eigenen Boten gebietet, hiergegen nichts zu thun. Ficiclum, 8. November 1209. Auch hier ist Bliker von Steinach Zeuge.

Es wäre nun noch eine zweite Deutung dieser Urkunden möglich. Otto IV., der im August 1209 nach Italien gezogen war, blieb bis zum Jahre 1211 dortselbst. Da muß es uns auffallen, daß Bligger in der Menge von Urkunden, welche von Otto IV. erhalten ist, nur in den obigen zweien erwähnt wird, die in die ersten Monate des italienischen Aufenthaltes fallen. Man könnte daher leicht auf den Gedanken kommen, dieser hier erwähnte Bligger sei doch der ältere des Namens; er habe, wenngleich schon bei Jahren, noch einmal das Schwert ergriffen, um jenseits der Alpen zum Glanze des deutschen Namens beizutragen, und sei nach wenigen Monaten fern von der Heimat gestorben. Auch diese Ansicht hat manches für sich; da uns jedoch nähere Anhaltspunkte fehlen, so werden wir, wenigstens vorläufig, kaum zu einer bestimmten Entscheidung kommen, und ich muß mich daher begnügen, beide möglichen Erklärungen nebeneinander hier anzuführen.

5. Regenboge.

Eine interessante Nachricht über ein Mitglied der Familie Regenbogen findet sich in dem Achtbuche der Stadt Speier (Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speier, 492). Sie lautet: „Dis sint soliche lute, die der stat umb ir missetat verwiset sint, die sint geschriben, do man zalte von gots geburten *dusent jar druhůndert und sesse und drizig iar* an sante Martinstage: von ersten Reinbolt Regenboge, Mennenweg, Herman, Heinrich Vrowentrût, Lůmperlin von Strazpurg, Mecglin Vrowentrutes geselle, Hannes Gůmprechteshusen, die daten die heinsuche in Wilhelms hus an der winbrůcken in disem selbin iare."

Da Regenbogen, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, Frauenlob überlebte, obige Notiz daher ungefähr mit dem Ende seiner Tage zusammenfällt, so mag der genannte Reinbold wohl ein naher Verwandter von ihm gewesen sein. Da ferner der Dichter in der Rheingegend lebte und mit Frauenlob in Mainz zusammenkam, so kann man aus jener Nachricht auch auf seine Heimat schließen. Bis uns nähere

Anhaltspunkte gegeben werden, dürfen wir daher dieselbe nach Speier oder dessen Umgebung legen.

6. Burcard von Hohenvels.

Der Minnesinger Burcard von Hohenvels gehörte zu den Edlen, welche sich in der Umgebung des Königs Heinrich (VII.) befanden, und es wäre sicher der Mühe werth, zu untersuchen, ob nicht gerade das lockere Leben, in welches er durch jene leichtsinnigen Herren geführt wurde, viel zu seinem Sturze beigetragen habe. Seit längerer Zeit schon steht fest, daß Burcard seinen Namen führt von der jetzigen Burgruine Hohenvels hinter Sipplingen im badischen Bezirksamt Überlingen. Er war sicher ein jüngerer Sohn, wenngleich aus den Urkunden dies nicht direct gefolgert werden kann, da bald er, bald sein Bruder Walter die erste Stelle einnimmt. Da uns jedoch eine Urkunde d. d. Constanz, 11. Juli 1242, erhalten ist, in welcher Burcard allein als Zeuge auftritt, während bis zum Jahre 1228 beide Brüder stets vereint vorkommen, so ist wohl der Schluß erlaubt, daß Walter um dieses Jahr schon gestorben, also wohl älter war als Burcard. Letzterer findet sich nun vom Jahre 1216 bis 1242 in Urkunden; außer den schon bekannten, sind es folgende:

Heinrich (VII.) Herzog von Schwaben und Rektor von Burgund wiederholt ein Privileg seines Vaters für das Kloster Wald, Überlingen, 15. Juli 1216. Als Zeugen kommen vor: Albertus de Werbinwac, Walter und Burchard von Hohenvels (Winkelmann, Acta imperii inedita I. $\frac{377}{444}$). — Kaiser Friedrich II. bestätigt dem Abte und den Klosterbrüdern zu Salem die Güter zu Pfaffenhoven, Bilolfingen, Lugen und Linzen, welche sie in seiner Gegenwart auf dem feierlichen Tage zu Ulm von dem edlen Mann Heinrich von Randeck um 330 Mark erkauft haben, indem er zugleich angibt, wie in seinem Auftrage Hugo von Thierberg einen darüber entstandenen Streit vermittelte. Ulm, 25. Juli 1216. Zeugen: Walter und Burchard von Hohenvels (Böhmer, reg. imp. V, neubearbeitet von Ficker S. 216). Nach Huillard-Brèholles, historia diplomatica Friderici II., der Band I S. 477 dieselbe Urkunde gibt, war als Zeuge nur Burcardus frater Walteri de Hohinvels ministerialis anwesend. — Beide Brüder sind ferner Zeugen, als König Heinrich (VII.) dem Kloster Salem gestattet, mit anderen Kirchen, insbesondere den unter seiner Vogtei stehenden, dann auch mit seinen Ministerialen, Bürger und Bauern zu tauschen und von seinen bezeichneten Leuten bewegliches und unbewegliches Gut durch Schenkung oder Kauf zu erwerben. Überlingen, 10. December 1222 (Böhmer,

reg. V, neue Ausgabe von Ficker n. 3886). — Am 1. November sind beide dann in Zürich, als König Heinrich (VII.) das neuerrichtete Cisterzienserkloster Wettingen mit Personen, Sachen und Besitzungen in seinen besonderen Schutz nimmt (Huillard-Brèholles, historia diplomatica Friderici II., III. 357, cf. Böhmer, reg. V, n. 4087). Sicher ist diese Urkunde identisch mit der von Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde II[1] 261 verzeichneten über denselben Gegenstand vom 1. November 1228. — Endlich findet sich Burcard von Hohenvels noch allein als Zeuge in einer Urkunde des Bischofs Heinrich von Constanz, als dieser den Ritter Alhero von Spielberg sammt seinen Kindern und Erben mit den Gütern belehnt, welche Alhero mit Gattin und Kindern der Constanzer Kirche zum Eigenthum überlassen hatte. Constanz, 11. Juli 1242 (Wirtembergisches Urkundenbuch IV. $\frac{441}{CXLIII}$).

7. Meister Kelin.

Meister Kelin muß nach den Andeutungen in seinen Gedichten zur Zeit des Unterganges der Hohenstaufen gelebt haben; leider wissen wir aber sonst von ihm gar nichts. Höchst wahrscheinlich stammte er aus Oberdeutschland und, wenn wir aus einer fast zweihundert Jahre späteren Urkunde einen Schluß ziehen dürfen, aus der Gegend von Basel. In Rheinfelden nämlich findet sich am 13. Februar 1445 unter den Zeugen eines Vergleiches zwischen dem Kloster Olsberg und dem Gotteshause zu Iglingen ein „Meister Kelin, capellan des Kollegium Rinfelden" (Urkundenbuch der Landschaft Basel, II. 858 n. 723). Da bis jetzt anderswo der Name Kelin niemals noch gefunden ist, da er demnach zu den nicht gerade häufigen gehört, so möchte die obige Urkunde, fällt sie auch in noch so späte Zeit, vielleicht doch Beweiskraft genug haben, um auch den alten Meister Kelin der Gegend am Oberrhein zuzuweisen. Sichere Schlüsse lassen sich natürlich aus der angeführten Stelle nicht ziehen.

8. Marner.

Zum Beweise für die Annahme, daß der Marner ein schwäbischer Dichter, und daß sein Name kein Pseudonym gewesen, möge folgende Urkunde dienen: Als Friedrich von Truhendingen all sein Gut daz Graben und daz Stade dem teutschen Huse datz Ellingen ze Almusen gibt, am 27. Juli 1312, bezeugt dies auch Marner von Blaweur (Blaubeuern). (Monumenta Zollerana II. $\frac{311}{492}$). Ist nun auch der hier erwähnte Marner nicht der Minnesinger, da er vor dem Jahre 1287 gestorben sein muß, so steht nichts im Wege, in dem Obengenannten

vielleicht seinen Sohn zu erblicken. Ferner wird uns hier ein bestimmter Ort geboten, an den wir uns bei späteren Forschungen halten können; außerdem steht jetzt fest, daß wir es mit einem wirklichen und nicht mit einem Versteсknamen zu thun haben.

9. Hiltbolt von Swanegou.

Trotzdem schon mehrere Träger des Namens Hiltbolt von Schwangau bekannt sind, ist es bis jetzt noch nicht gelungen, unseren Minnesinger auch in Urkunden nachzuweisen. Obgleich ich nicht der Ansicht bin, daß beim Auftreten eines Sohnes in Urkunden der Vater desselben unbedingt todt sein muß, es daher auch wohl der Fall sein kann, daß von den Urkunden, welche man jetzt auf den jüngeren Hiltbold vom Jahre 1221 — 1254 bezieht, einige besonders aus den ersten zwanziger Jahren dem älteren zuznzählen sind, so kann ich mich doch hier auf eine nähere Untersuchung darüber nicht einlassen. Diese werde ich hoffentlich an anderer Stelle bieten. Eine Urkunde jedoch ist mir aufgestoßen, die wir ohne Zweifel auf den Dichter selbst beziehen können. Es ist dies die Schenkung des Kaisers Friedrich II. an den deutschen Orden, betreffend die Kirche St. Leonhard zu Passeir in den Alpen, ausgestellt zu Ulm am 21. December 1219 (Böhmer, reg. imp. V, n. 1075). Hier findet sich neben Gebhard von Starkenberg auch Hildebold von Schwangau als Zeuge. Da er, wie vermuthet wird, im Jahre 1217 an dem Kreuzzuge Leopolds VI. von Österreich theilnahm, so muß er noch in ziemlich rüstigem Alter gestanden haben; er starb daher keineswegs bejahrt, auch wenn wir seinen Tod erst gegen das Jahr 1225 ansetzen.

10. Engelhard von Adelnburg.

v. d. Hagen nnd M. Haupt haben schon verschiedene Urkunden bekannt gemacht, in denen Engelhard von Adelnburg, welcher wohl sicher der Endelhard der Pariser Handschrift ist, als Zeuge vorkommt. Von diesen gehören drei dem Ende des 12. und den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts an, während die vierte in das Jahr 1230 fällt und in Italien ausgestellt ist. v. d. Hagen und Haupt glauben, daß sämmtliche obige Urknnden sich auf dieselbe Person beziehen, wenngleich es merkwürdig ist, daß der Minnesinger noch in so hohem Alter dem Rufe des Kaisers nach Italien gefolgt ist. Außerdem ist Engelhardus de Adelnburgh noch Zeuge, als Bischof Conrad von Regensburg und der Herzog Ludwig von Baiern das Prädium Polenreut, wo Conrad von Hohenvels ein Spital zu errichten beschlossen

hatte, von der Pfarrei Deuerling scheiden. Regensburg, 30. November 1224 (Monumenta Wittelsbacensia I. $\frac{33}{12}$). Durch diese Urkunde ist zugleich die Heimat des Dichters festgestellt. Nicht haben wir mit v. d. Hagen an Adelsberg in Krain zu denken, sondern das Stammschloß des Minnesingers ist Adelburg im Landgerichte Parsberg, ungefähr in der Mitte zwischen Regensburg und Nürnberg gelegen und jetzt im Besitze der Familie von Auer. Wir haben also in Engelhard einen bairischen Dichter zu erblicken, welcher der besten Zeit des Minnegesangs angehört, und wir können nach dem einen uns erhaltenen Liede nur bedauern, daß nicht mehr von seiner Poesie auf uns gekommen ist. Ob der Sänger nach dem Jahre 1230 aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, oder ob er im Süden gestorben ist, können wir nicht entscheiden, da uns weitere Nachrichten über ihn nicht vorliegen.

11. Kristân von Lupîn.

In meiner Dissertation: „Der Minnesinger Kristân von Lupîn und sein Verhältniß zu Heinrich von Morungen“ hatte ich den Dichter in den Jahren 1292, 1293 und 1305 nachweisen können; wir treffen ihn aber noch im Jahre 1312 als Zeugen. Als nämlich die Edlen von Heringen dem deutschen Orden verschiedene Güter verkaufen, bezeugen dies im genannten Jahre Her Kerstan Luppin.... Her Heinrich von Mornngen die Ersamme Rithtere (Mencken, Scriptores rerum Germanicarum I S. 779). Der hier genannte Heinrich von Morungen ist ein Verwandter, vielleicht ein directer Nachkomme des Minnesingers gleichen Namens. Außerdem ist Cristanus Luppim noch Zeuge, als Hedwig, Witwe des Ritters Gozwin zu Sangerhausen, ihren Ansprüchen auf zwei Huben zu Frömmstedt entsagt, welche ihr verstorbener Bruder, Ritter Ulrich von Arnsburg, dem deutschen Hause in Griefstedt gegeben hatte. Sangerhausen, 14. December 1297 (Urkundenbuch der Deutschordensballei Hessen I. $\frac{474}{632}$). Die Heimat des Minnesingers ist, wie ich an obigem Orte dargelegt habe, Rothenburg bei Kelbra in der goldenen Au; er gehörte einem kleinen Ministerialengeschlechte an, das abhängig war von den Grafen von Rothenburg und, als diese ausstarben, von den Grafen von Beichlingen.

12. Hetzbold von Wîzensê.

In der ebengenannten Dissertation hatte ich Seite 16 Anm. 1 einige Daten über das Leben des Hetzbold von Weissensee gegeben; ich kann dieselben noch vervollständigen. Zu Anfang des Jahres 1312 stellen Heczeboldus senior et Heczeboldus iunior in Weissensee eine

Urkunde aus, in welcher sie dem Kloster Oldesleben einen halben Mansus und einen Hof in Canwerff vermachen (Mencken, script. rer. Germ. I S. 635). Ferner verkauft Ritter Heinrich Heczebolt, Burgmann zu Weissensee, am 9. November 1319 dem deutschen Hause zu Griefstedt eine Hube zu Schönstedt und besiegelt die Urkunde mit dem Siegel der Burgleute von Weissensee (Ukdb. d. Deutschordensballei Hessen II. $\frac{274}{366}$). Ob der in der Chronica Portensis zum Jahre 1306 (Thuringia sacra 850) erwähnte Heinricus de Wizense identisch ist mit dem Minnesinger Heinr. Hetzbold, wage ich noch nicht bestimmt zu behaupten. Von den beiden in der ersten Urkunde erwähnten, ist sicher der jüngere der Dichter, da nach dem Charakter seiner Lieder zu schließen ist, daß er etwas jünger sein muß, als Lupin. Sein Leben läßt sich, wie ich in meiner Dissertation angegeben, bis zum Jahre 1345 verfolgen.

13. Ulrich von Liechtenstein.

Obgleich uns aus dem „Frauendienst" längst bekannt ist, daß Ulrich von Liechtenstein schon im Jahre 1223 zu dichten begann, konnten wir ihn bis jetzt doch zuerst am 1. December 1239 zu Wien in Urkunden nachweisen. Es ist mir nun gelungen, dem bedeutenden Dichter vor 1239 noch siebenmal in Urkunden zu begegnen. Am 17. November 1227 ist Ulrich von Liechtenstein in Graz, und er bezeugt hier mit seinem Bruder Dietmar und Heinricus de Scharpffenberg (dem Minnesinger?) eine Urkunde Herzogs Leopold VI., als dieser als gewählter Schiedsrichter zugleich mit Erzbischof Eberhard von Salzburg eine Streitigkeit zwischen dem Herzog Bernhard von Kärnten und Bischof Ekbert von Bamberg entscheidet (A. v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge von Österreich aus dem Hause Babenberg $\frac{144}{223}$). Die Urkunde findet sich auch ohne Ausstellungsort und Monatsdatum abgedruckt bei Lünig, deutsches Reichsarchiv, spec. eccl. ander Theil, von Hochstiften S. 30*). — Eberhard II., Erzbischof von Salzburg, nimmt in ecclesia St. Bartholomei apud Frisacum ante altare maius die feierliche Verzichtleistung entgegen, durch welche Reimbert von Murecke und dessen Sohn Reimbert dem Kloster Admont die demselben mit offenkundiger Rechtsverletzung entzogenen Zehnte zu Gamner und Obdach wieder zurückstellen, welche Verzichtleistung von Ulrich von Liechtenstein zu Fri-

*) Wie ich nachträglich bemerkt habe, führt schon v. d. Hagen MS. IV, 327 a diese Urkunde an.

sach im November 1231 bezeugt wird (A. v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe $\frac{254}{379}$). Eine Urkunde über dieselbe Angelegenheit, ausgestellt zu Altenhoven am 3. December 1231, wird ebenfalls von Ulricus de Liehtensteine bezeugt (Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark II. 288). — In der Urkunde des Erzbischofs Eberhard II. von Salzburg über den schiedsrichterlichen Vergleich zwischen dem Kloster Admont und dem Ritter Otakar Graswein betreffs Zehnten zu Gamner, ausgestellt zu St. Lambrecht, 9. Juni 1232, wird unter den Schiedsrichtern auch Ulrich von Liehtenstein genannt (ib. II. 291).

Die Herzogin-Witwe Theodora von Österreich und Steiermark beurkundet den Vergleich zwischen dem Kloster St. Lambrecht und den Gebrüdern Ulrich und Dietmar von Liechtenstein wegen Liegenschaften bei Lassnitz zwischen St. Lambrecht und Murau. St. Lambrecht, 4. September 1232 (ib. II. 296). Aus dieser Urkunde erfahren wir, daß Ulrich Ministeriale des Herzogthums Steiermark und Lehnsträger von St. Lambrecht war, ferner daß er ohne Recht und Grund in die Güter des Klosters eingedrungen, daß er sein Unrecht eingesteht und 500 Mark Silber zur Strafe erlegt. Die Urkunde ist interessant genug, so daß ich glaube, hierselbst einen Theil derselben mittheilen zu dürfen: ...... Accedentibus nobis ad ecclesiam sancti Lamberti causam que uertebatur inter uenerabilem Wolfkerum abbatem eiusdem monasterii et fratres eius ex una, et honestos ministeriales Styrie Vlricūm et Ditimarum fratrem eius de Lihtenstain ex parte altera super possessionibus prope Lazinich sitis que uulgo gerût dicuntur, de quibus iam dicti ministeriales se citra omnem ordinem iudiciarium intromiserunt, in hunc modum decisam inuenimus, uidelicet quod Vlricus auditis et diligenter discussis priuilegiis ecclesie publice errorem suum confessus, satisdando pro fratre suo Ditimaro absente, radicitus liti iam dictorum possessionum abrenuntiauit, abbas uero cum fratribus suis ipsos a uexatione querimonie omnium iniuriarum absoluit At uero cum superius dicti ministeriales ratione hominii prememorate ecclesie tenerentur astricti, prefatus abbas ex consensu fratrum feodum quo infeodati fuerunt, in feodo decem marcarum proximo uacante adauxit. Verum Vlricus in omnibus hiis satisdans pro fratre absente obligauit se ad penam quingentarum marcarum, et ad eiectionem feodi iam dati et hactenus habiti, si ipsi uel posteritas ipsorum eam transactionem uiolare adtemptauerint, quingentas marcas argenti predicte ecclesie soluant et priuati feodo doleant......

Ferner sind Dietmar und Ulrich von Liechtenstein mit Heinr.

von Scharffenberg noch Zeugen, als Kaiser Friedrich II. auf Bitten des Abtes Theodorich das Kloster Wilhering in seinen Schutz nimmt und bestimmt, da der Cisterzienserorden von seiner Gründung ab keinen Vogt hatte als den römischen König, daß die Güter des Ordens von jeder Vogtei frei sein sollen, auch solcher, welche auf Grund von Schenkung oder Erbrecht beansprucht wird. Wien, Februar 1237 (Huillard-Brèholles V. 24 und Böhmer, reg. imp. V, n. 2226).

Hartnid von Ort, welcher an Eides statt versichert, dem Bisthum Seckau innerhalb gewisser Zeit alle in der Pfarrei St. Ruprecht an der Raab und zu Weitz angethanenen Schäden zu ersetzen, stellt dafür auch Ulrich von Liechtenstein als Bürgen. Wien, in domo Ditrici ex Inferno, civis, 29. November 1239 (Ukdb. des Herzogthums Steiermark II. $\frac{373}{484}$). An diese Urkunde schließt sich die bekannte über denselben Gegenstand vom 1. December 1239.

14. Der burcgrâve von Lüenz.

Als sicher wird angenommen, daß unter dem namenlosen Burggrafen von Lüenz zu verstehen sei der Burggraf Heinrich, den Ulrich von Liechtenstein im „Frauendienst“ mehrfach erwähnt und Urkunden aus den Jahren 1231 — 1256 nachweisen. Zu den schon bekannten Stellen füge ich noch einige hinzu. Im März 1232 ist Heinricus purcravius de Lunz Zeuge, als Erzbischof Eberhard II. von Salzburg vom Grafen Meinhard von Görz, Vogt der Kirche zu Aquileia, erwirkt, daß dieser sein freieigenes Gut zu Predmarsdorf „quod ecclesia Poln olim habuit circa Veldesberch, quod nos (Meinhard) emeramus ab eadem“, dem Erzstifte zu Leben trägt, wofür der Erzbischof ihm 200 Mark Frisacher Pfennige auf nächstkommenden Michaelistag zu zahlen sich verbindlich macht (Meiller, Regesten der Salzburger Erzbischöfe $\frac{255}{385}$). — Der Patriarch Bertold von Aquileia beurkundet den schiedsrichterlichen Vergleich zwischen ihm und seinem Neffen, dem Grafen Meinhard von Görz, betreffs des Geleites der Kaufleute aus Österreich, Steiermark und Kärnten, theils über den Kreuzberg, theils durch den Fella-Canal über Chiusa. Cividale, 27. November 1234. Als Schiedsrichter von Seiten des Grafen werden angeführt Cholo von Flachsperch und Henricus de Lunz (Ukdb. v. Steiermark II. 317). In einer Urkunde des Kaisers Friedrich II., betreffend die Untersuchung über die Schäden, welche Graf Albrecht von Tirol der Freisinger Kirche zugefügt hat, Padua, März 1239, findet sich unter den Zeugen neben Hawardus, judex Brixiensis, auch Heinricus, purcravius de Luenz (Huillard-Brèholles V. 282).

Graf Meinhard von Görz hestätigt, daß der Burggraf Heinrich von Lüenz seinen Antheil an der Fleissalm in Oberkärnten dem Kloster Admont abgetreten habe. 1240. Zeuge: ipse Heinricus castellanus noster de Luonz (Ukdb. v. Steiermark II. 387). — Derselhe Graf widmet dem Kloster Admont einen Waldantheil bei Groß-Kirchheim in Oberkärnten. ca. 1240. Gegen Ende der Urkunde heißt es: .....supradicte quoque distinctioni, sicut per terminos et signa est expressum, disposui interesse ministerialem meum Heinricum purcravium de Lunz (ih. 389). Aus letzteren Urkunden geht das Dienstverhältniß Heinrichs zum Grafen Meinbard von Görz mit Deutlichkeit hervor.

15. von Suonegge.

Der von Ulrich von Liechtenstein im „Frauendienst" erwähnte Conrad von Suonegge, welcher durchgängig für den Minnesinger gehalten wird, kommt mehrfach in Urkunden vor. Sein Name findet sich jedoch sehr verschieden geschrieben; so hegegnet uns Seunek, Saunek, Souuek, Sôuneke, Sanek, Saeweneke etc. Die Stammhurg des Geschlechtes ist nach dem Urkundenbuche des Herzogthums Steiermark die Burg Sanek, westlich von Cilli, bei Fraslau. Conrad von Suonegge, der Sohn des Gehehardus nobilis de S., tritt in den Jahren 1220—1237 in folgenden Urkunden auf: Herzog Leopold VI. von Österreich verspricht auf Bitten des Patriarchen Berthold von Aquileia und des Propstes Leonhard von Oherndorf in Kärnten seine Vogteirechte über die Besitzungen des genannten Stiftes nicht mehr an Untervögte zu verleihen. Traberg, 8. Januar 1220. Zeugen: Gebehardus de Sounek et filius eius Chunradus (Regesten der Markgrafen etc. von Österreich $\frac{125}{169}$). Derselhe gewährt zu Gunsten des Klosters Geirach der Brücke über die Sawe hei Steinbrück Freiheiten. Marburg, 8. Februar 1224. Zeugen sind Gebehardus nobilis de Seunek et Cunradus filius suus (Ukdb. v. Steiermark II. 211 a). Der letztere ist ferner zu Eis bei Völkermarkt im Jahre 1225 Zeuge, als Patriarch Bertold von Aquileia sich mit dem Bischofe von Gurk vergleicht wegen Theilung der Kinder aus der Ehe seines Ministerialen Heinrich von Windischgraz mit einer Gurker Ministerialin (ih. 229). Derselbe Patriarch weist dem Kloster Ohernhurg die Güter Leonhards und Johanns von Wollog zu, welche in demselben einen Raub mit Einbruch verüht hatten. Riez, 18. September 1231. Zeuge: Chunradus de Sôuneke (ib. 285). Endlich verleiht der gleiche dem Conrad von Sanek das Patronat der Pfarre Fraslau und hestimmt zugleich dessen

Rechte und Pflichten in der Vogtei über dieselbe. Cividale, 29. September 1237 (ib. 362).

Außer Conrad finden sich noch andere Träger des Namens Suonegge, so Gebehard 1209—1227, Friedrich 1235—1242, und Rudolf und Eberhard ca. 1235.

16. von Stadegge.

Obgleich es sehr schwierig ist, unter den vielen gleichzeitig lebenden Herren von Stadegge den Minnesinger auszuscheiden, so glaube ich doch mit v. d. Hagen mich für Rudolf von Stadegge entscheiden zu müssen, da dieser wenigstens als Freund und Gönner der Dichtkunst bekannt ist. Wenn aber v. d. Hagen glaubt, der im Jahre 1216 und noch 1262 vorkommende Rudolf sei dieselbe Person, so muß ich ihm widersprechen. Rudolf findet sich nämlich schon im Jahre 1192; da wäre es doch wirklich unerhört, daß Jemand 70 Jahre lang in Urkunden erschiene. Wir müssen hier ganz entschieden zwei Personen annehmen desselben Namens, was auch dadurch bewiesen wird, daß der erstere Rudolf, den wir vom Jahre 1192—1216 nachweisen können, stets allein, der jüngere dagegen fast ständig mit seinem Bruder Leutold auftritt. Dazu kommt, daß Rudolf der jüngere zuerst im Jahre 1230 uns begegnet, so daß somit eine Lücke von 14 Jahren vorhanden ist, auch ein triftiger Grund, um eine Scheidung in zwei Personen vorzunehmen. Der jüngere Rudolf ist höchstwahrscheinlich der ohne Vornamen uns überlieferte Dichter; wir treffen ihn vom Jahre 1230 bis 1262 in Urkunden. Er ist am 30. August 1230 Zeuge, als Gertrud, Witwe des Wulfing von Stubenberg, am Begräbnißtage dieses dem Stifte Seckau den von ihrem Gatten demselben zugedachten Hof zu Baierdorf überträgt (Ukdb. v. Steiermark II. 269). Mit seinem Bruder zusammen bezeugt er, wie Graf Ulrich von Pfannberg als Landrichter von Steiermark dem Stifte Seckau einen demselben schon zuerkannten, doch von Heinr. von Rabenstein immer noch angestrittenen Wald zu Arzwald bei Peckau zuspricht. (Kraubat) ca. 1240 (ib. 388). Im selben Jahre sind Liutoldus et Rudolfus fratres de Stadeke zugegen bei der Schenkung von vier Huben zu Hitzendorf bei Graz an das Kloster Reun von Seiten des Ortolf von Trennstein (ib. 391). — Zu Graz im September 1243 schenkt Erzbischof Eberhard II. von Salzburg dem Kloster Reun mehrere Huben unter der Burg Helfenstein, welche Ottakar von Graz von ihm zu Lehen getragen hatte, wobei Dominus Rudolfus de Stadekke et frater suus dominus Leutoldus Zeugen sind (ib. 425, cf. Regesten der Markgrafen

und Herzoge Österreichs $\frac{175}{122}$ und Regesten der Salzburger Erzbischöfe $\frac{286}{538}$. — Der Schluß einer Urkunde der Brüder Friedr. und Hertnid von Pettau, in welcher sie ihre Patronatsrechte über die Kirche zu St. Georgen unter Stein bei St. Paul im Lavantthale diesem Kloster überlassen, Pettau, 13. December 1245, lautet: ....Ad maiorem eciam cautelam dominus Rudolfus de Stadeke, qui huic donationi interfuit rogatu nostro, suum appendit presenti cartule sigillum (Ukdb. v. Steiermark 463). Die Bestätigung dieser Schenkung von Seiten des Erzbischofs Eberhard von Salzburg, Pettau, 13. September 1246, wird ebenfalls von Rudolfus de Stadeke bezeugt (Regesten der Salzburger Erzbischöfe $\frac{300}{605}$). An diese Urkunden schließen sich noch die von v. d. Hagen erwähnten. Hoffentlich wird der dritte Band des Urkundenbuches des Herzogthums Steiermark uns noch weitere Nachrichten über den Dichter und sein Geschlecht liefern. Sonst bekannte Mitglieder des letzteren sind Leutold, der uns in den Jahren 1240 bis 1290 begegnet und in einer Urkunde d. d. Cadolsburg, 28. Juni 1295, als todt erwähnt wird; ferner Ulrich im Jahre 1197, Hartnid 1265 bis 1282, Friedrich 1263, Heinrich 1276, Ludwig und Walter 1302.

MÜNSTER i. W. FRITZ GRIMME.

ZU DEN MÜNCHENER BRUCHSTÜCKEN VON MARIENLEGENDEN.

Die Germania XXV, 83 von Keinz aufgeworfene Frage, welchen Legenden die daselbst von ihm veröffentlichten Bruchstücke angehören, ist, soviel mir bekannt, bis jetzt noch nicht beantwortet worden. Da ich nun wenigstens über den Inhalt des einen der beiden Fragmente sichere Auskunft geben kann, so erlaube ich mir hier mitzutheilen, was mir darüber bekannt ist. Die auf dem ersten Blatte (S. 1 und 2) behandelte Legende ist die folgende: „Ein der heiligen Jungfrau treu dienender Mönch verfällt in eine gefährliche Krankheit, welche seinen ganzen Körper mit Geschwüren bedeckt. Als schon alle ihn dem Tode nahe glauben, erscheint ihm Maria und heilt ihn, indem sie Milch von ihrer eigenen Brust auf seine Wunden träufelt.“ Von den mir bekannten Versionen dieser Sage hat eine altfranzösische in Adgar's Marienlegenden ed. Neuhaus Nr. 13, S. 66 ff. die meiste Ähnlichkeit mit dem Münchener Bruchstück. Nicht nur, daß manche anderwärts nicht auftretende Züge, wie der, daß Maria die Milch auf

die Wunden sprengt, und nicht, wie z. B. eine provenzalische Bearbeitung angibt (Romania VIII, 18), „ehi mes ella boca sas tetinas", und der andere, daß der Geheilte seine Brüder ausschilt, weil er glaubt, sie hätten die heil. Jungfrau durch ihr Lärmen vertrieben, beiden Fassungen gemein sind, auch im Wortlaut lassen sich hie und da sehr deutliche Anklänge feststellen. Zum Beweise führe ich die folgende Stelle aus Adgar an, welche ich mit v. 31—38 des Fragments zu vergleichen bitte:

v. 135. Li malades cumfortez bien,
Si que del mal n'en senti rien,
Muneit le chief, sailli del lit,
En plurant as freres dit:
„Ci esteit la seinte meschine,
Sainte Marie, la reine."

Einige andere Stellen, wo das Mirakel sich findet, zählt Neuhaus l. c. p. 67 auf.

Das vierte Blatt (S. 7 und 8) enthält einen Abschnitt aus der Legende von dem Kaufmann aus Byzanz, der, nachdem er sein ganzes Vermögen durch seine Freigebigkeit vergeudet hat, ein Muttergottesbild an einen Juden verpfändet, um Geld zu neuen geschäftlichen Unternehmungen zu erhalten. Er zieht in ferne Länder und gewinnt von neuem große Reichthümer. Aber erst am Tage vor dem festgesetzten Zahlungstermine erinnert er sich der eingegangenen Verpflichtung. Um nun das Bild des Erlösers und seiner Mutter nicht in die Hände eines Juden fallen zu lassen, packt er das Geld in einen Schrein und vertraut diesen den Meereswogen an. Es gelangt richtig an den Ort seiner Bestimmung. Indeß dem heimkehrenden Bürger gegenüber bestreitet der Jude den Empfang der Summe und gesteht seinen Betrug erst ein, als in der Kirche Christus selbst aus seinem Bilde heraus für den Kaufmann zeugt. Der eigentlichen Erzählung schickt der Dichter des Fragments eine kurze Einleitung (Zeile 193 bis 207) voraus, in der er sagt, daß einst ein reicher Archidiaconus an einem Münster in Constantinopel vorübergegangen sei und bemerkt habe, daß das Volk darin ein Freudenfest feierte. Er habe sich bei einem glaubwürdigen Manne nach dem Grund dieser Festlichkeit erkundigt und von ihm erfahren, was der Dichter nun erzählen wolle. — Genau dieselbe Auseinandersetzung gibt uns auffallender Weise Gonzalo de Berceo, ein spanischer Dichter des 13. Jhs., in dem Schluß des 23. seiner Milagros de Nuestra Señora (ed. Sanchez, Coeccion de Poesías Castellanas II, 377. Madrid 1780). Da die Ausgabe des Sanchez ziemlich selten ist, lasse ich die betreffenden Strophen

hier folgen, indem ich noch besonders auf die Übereinstimmung der Bezeichnungen Arcidiano und Erzebriester, Arciagno und Erzian aufmerksam mache.

698. Los pueblos de la villa pauperes è potentes
Facien grand alegria todos con instrumentes,
Adovaban convivios, daban à non aventes
Sus carnes, sos pescados salpresos è recentes.
699. Andaban las redomas con el vino piment,
Conducbos adovados maravillosament,
Qui prender lo quissiesse non avrie falliment,
Non traien en su pleito ningun escarniment.
700. Un rico Arcidiano bien de tierras estranas
Caecio esta festa entre essas compannas:
Vío grandes quirolas, processiones tamannas
Que nin udio nin vío otras desta calannas.
701. Preguntó, esta festa cómo fo levantada?
Ca era grand facienda noblement celebrada:
Dissoli un Xpano la raiz profundada,
E sopiesse que esta era verdat probada.
702. Plógol al Arciagno, tóvolo por grand cosa,
Disso: laudetur Deus è la Virgo Gloriosa:
Metiolo en escripto la su mano cabosa:
Deli Dios paraiso è folganza sabrosa.

Über die Verbreitung der Legende vgl. man Child, Sur le miracle de l'image de Jésus-Christ prise pour garant d'un prêt in Romania VIII, 428 f. — Da ein Kaplan in der Geschichte nicht vorkommt, kann auch Zeile 189 auf der sechsten Seite nicht die Überschrift zu derselben sein.

Die Thatsache, daß von den beiden Legenden, die doch offenbar von demselben Verfasser herrühren, die eine mit einem in England geschriebenen altfranzösischen, die andere mit einem spanischen Mirakel in so nahem Verwandtschaftsverhältnisse steht, mag auffallend erscheinen und bedarf daher einer Erklärung. Neuhaus hat in der Einleitung zu seiner Adgarausgabe darauf hingewiesen, daß die Erzeugnisse dieses Dichters in bemerkenswerther Weise mit lateinischen Legenden der Hss. Cleopatra C. X. fol. 100 r.—143 v. und Arundel 346 fol. 60 r.—73 r. übereinstimmen. Nicht weniger als 13 von den 40 Gedichten Adgars werden von ihm als bloße Übersetzungen von Legenden jener Sammlungen bezeichnet; und unter diesen 13 wird auch das oben zur Vergleichung mit dem ersten Bruchstück herangezogene genannt.

Sehen wir uns nun einmal die Legenden des Berceo näher an, so bemerken wir bald, daß diese in ihrer überwiegenden Mehrzahl

genau dieselbe Reihenfolge innehalten wie die Erzählungen der Hs. Arundel 346. Von den ersten 21 Legenden dieser Hs. enthält Berceo der Reihe nach die Nummern 1, 2, 3, 4, 4ª, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 17, 18, 21; es fehlen in der spanischen Bearheitung also nur die Nummern 13, 16, 19, 20. Von den ührigen 7 Mirakeln des Berceo finden sich 19, 20, 23, 24 in der Hs. Cleop. als Nr. 5, 32, 30, 4, während 21, 22, 25 in keinem der beiden Mss. Parallelen hahen. Daß ein Zusammenhang zwischen Berceo einerseits und den latein. Hss. andererseits hestehen muß, erhellt schon aus der ühereinstimmenden Reihenfolge der Milagros und der Arundellegenden. Leider kann nun zwar, da die letzteren noch nicht edirt sind, eine directe Vergleichung der heiden Sammlungen nicht vorgenommen werden, doch wird sich ein einigermaßen sicheres Urtheil schon durch die Heranziehung der ohen erwähnten, von Neuhaus als Übersetzungen aus den lat. Hss. bezeichneten Legenden Adgar's gewinnen lassen. Von jenen 13 sind 7 auch in den Milagros enthalten, und diese 7 stimmen nicht nur inhaltlich, sondern hie und da auch dem Wortlaute nach so genau in heiden Bearheitungen ühereín, daß die Benutzung einer gemeinsamen oder nahe verwandter Vorlagen kaum zweifelhaft sein kann. — Nun bilden die ersten 17 Stücke der Hs. Ar. (Nr. 1—16; Neuhaus hat 2 Legenden als 4 und 4ª bezeichnet) auch das 2. Buch der Hs. Cleop.; dagegen ist 17 Ar. = 3 Cleop., 18 Ar. = 35 Cleop., 19 Ar. = 37 Cleop., 20 Ar. = 38 Cleop., 21 Ar. = 26 Cleop. Hieraus ergibt sich, daß die Quelle des Berceo, der die Hs. Ar. his Nr. 21, die Hs. Cleop. nur von Nr. 9—24 folgt, der ersteren Hs. näher gestanden hahen muß als der letzteren.

Eine der ältesten latein. Sammlungen von Marienlegenden ist der in Deutschland abgefaßte Liber de miraculis sanctae Dei Genitricis Mariae, von dem Franz Pfeiffer als Anhang zu seinen „Marienlegenden" einen kleinen Theil herausgegehen hat. Vergleicht man die dort veröffentlichten Stücke mit der Hs. Ar., so fällt zunächst auf, daß auch sie im Anfang in derselhen Weise geordnet sind wie die Erzählungen jener Hs. Bis zur Nr. 16 des Lib. de mir., der Nr. 15 der Hs. Ar. entsprechen sich die Zahlen genau; selhst die Geschichte von dem „Blutwein zu Clusa" (13 Ar.), die Berceo nicht hat, ist demnach in dem Lih. de mir. enthalten. Der Beweis, daß die hier in Frage kommenden Legenden des Lib., wenigstens was den Inhalt anbelangt, von Ar. nicht abweichen, kann indirect durch eine Vergleichung mit Berceo erhracht werden. Von hesonderem Interesse ist da Cap. 16 des Lih., welches mit Mil. 15 des Berceo einen eigenthümlichen Zug

gemein hat, der in allen anderen mir bekannten Versionen fehlt. Es wird nämlich von dem frommen Canonicus gesagt, „horas diei quae tunc temporis a paucissimis dicebantur, in ejus honorem sedule decantabat“, was der spanische Dichter in folgender Weise wiedergibt:

332. „Non avie essi tiempo uso la clerecia
Decir ningunas oras à ti, Virgo Maria,
Pero elli dicielas siempre è cada dia,
Avie en la Gloriosa sabor è alegria.“

Aber auch bei denjenigen Stücken, denen der deutsche und der englische Compilator verschiedene Plätze angewiesen haben, führt eine Vergleichung zu interessanten Resultaten. Neuhaus citirt an einer Stelle (S. XX) den Anfang von 17 Ar. und 3 Cleop.; dieselbe Legende ist zufällig auch von dem Lib. gedruckt (31), so daß eine Nebeneinanderstellung der verschiedenen Lesarten möglich ist. Die betreffenden Stellen lauten: 17 Ar. „Contigit quondam res talis in civitate Bituriensi. quam solet narrare monachus quidam sancti Michaelis de Clusa nomine Petrus“; 3 Cleop. „Nam cum in civitate Bituriensi. ut referre solet quidam monachus de Clusa. Petrus nomine“; 31 Lib. „Contigit res quondam mira in civitate Bituricensi, quam solebat narrare quidam monachus S. Michaëlis de Clusa, nomine Petrus.“ Neben der allgemeinen Ähnlichkeit aller drei Lesungen fällt hier namentlich die fast völlige Identität der Stellen aus 17 Ar. und 31 Lib. in die Augen. Ebenso wie die Milagros steht auch der Lib. der Hs. Ar. näher als der Hs. Cleop., eine Thatsache, welche noch in dem Umstande eine Bestätigung findet, daß die Legenden von gleicher Aufeinanderfolge in Ar., Berceo und Lib. den Anfang der Sammlung, in Cleop. dagegen das 2. Buch bilden*).

Der Prolog ist in dem Lib. folgendermaßen überschrieben: „Prologus in miracula sanctae Dei Genitricis, semperque Virginis Mariae“; in Cleop. ist die Überschrift fast gleichlautend: „Incipit prologus in textu[m] miraculorum Sauctae dei genitricis et perpetuae virginis Mariae.“ Da nun, wie auch die schon früher angeführten Stellen zeigen, Cleop. es liebt, größere oder kleinere Änderungen an ihrer Vorlage anzubringen, die Verschiedenheit sich trotzdem aber auf ein einziges Wort (semper-perpetuae) beschränkt, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir Miracula sanctae Dei Genitricis semperque Virginis

*) Die Annahme von Neuhaus (S. XVII), daß Ar. „aus der Cleop. Hs. oder einer der Cleop. gleichstehenden Quelle“ geflossen sei, ist daher zurückzuweisen. Ar. und Cleop. stehen vielmehr neben einander.

Mariae“ als den Titel der ältesten Mirakelsammlung, aus der alle in vorstehenden Zeilen besprochenen Compilationen geschöpft haben, ansehen. Ob diese älteste Sammlung mit dem Liber de miraculis identisch ist, wage ich nicht zu entscheiden; es ist jedoch nicht unwahrscheinlich. Der Verfasser der Münchener Bruchstücke aber hat entweder direct nach dem Liber oder nach einer mit diesem sehr nahe verwandten Vorlage gearbeitet*).

ALTONA. HERMANN SCHNELL.

DIE MÄUSETHURMSAGE IN SIEBENBÜRGEN.

In seinem trefflichen Werke „Zur Volkskunde“ hat Felix Liebrecht die Mäusethurmsage, mit welchem Namen er die „bekannte Sage, die sich in Deutschland vorzugsweise an den Bischof Hatto von Mainz und an den Binger Mäusethurm knüpft, obwohl sie auch noch sonst sehr verbreitet ist“, ihrem Ursprunge nach untersucht und nach Aufzählung der verschiedenen Versionen dieser Sage, wie sich dieselben bei verschiedenen Völkern vorfinden, die sich bietenden Schlußfolgerungen gezogen. Diesen Untersuchungen zufolge ergibt sich als ursprüngliche Grundlage der Sage, „daß ein König oder sonstiger Landesherr bei Gelegenheit einer Landesplage, namentlich Hungersnoth, von Mäusen oder anderem Ungeziefer auf einem Baume gefressen worden sei“; ein uralter Brauch ist es ferner, „bei eintretendem öffentlichem Unglück (z. B. Hungersnoth durch Mäusefraß) die Götter durch Opferung der Landeshäupter vermittelst Hängens derselben zu versöhnen“. Daß die Landeshäupter als die Ursache einbrechender Landescalamitäten angesehen und sie als den Göttern dargebrachte Sühnopfer gehängt wurden, lesen wir in alten Chroniken und Sagen verschiedener Völker. „Bei dem in alter Zeit höchst unvollkommenen Zustande des Landbaues“, sagt Liebrecht, „muß Mißwachs und Hungersnoth die häufigste Landplage gewesen sein, daher auch in vielen der hiehergehörigen Sagen davon die Rede ist, wo sie sich aber in Folge von **Mäusefraß** einstellten, konnten

*) Inzwischen sind von Mussafia „Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden“ (Wien 1887) erschienen, in denen der Verfasser unter Anderem auch eine kurze Inhaltsangabe aller in dem Lib. enthaltenen Legenden gibt. Dort findet sich unter Nr. 34 auf Seite 29 auch eine Geschichte erwähnt, welche mit der auf S. 3–6 der Bruchstücke behandelten übereinzustimmen scheint.

sie sehr leicht im Verein mit der darauffolgenden Tödtung der Könige Anlaß geben zu der Ausdrucksweise und den daraus entstehenden Sagen, daß ein Landesherr von Mäusen gefressen worden sei.“ Sündhafter Lebenswandel, Frevel, verübt von den Landeshäuptern, wurden dem Volksglauben gemäß von den Göttern stets mit einer allgemeinen Landesplage bestraft und als Sühnopfer wurden dann diejenigen, die man für den Grund des Übels hielt, gehängt. Daher finden wir in fast allen bekannten Versionen der Mäusethurmsage den gemeinsamen Zug, daß „der von dem Ungeziefer Verzehrte in der Höhe (auf einem Thurme, Baume, Dache u. s. w.) vor demselben Zuflucht sucht“, und kann dieser gemeinsame Zug nur als eine alte Reminiscenz des Erhöhens, Gehängtwerdens angesehen werden.

Im Folgenden will ich nun als eine kleine Ergänzung zu Liebrechts Untersuchungen aus Siebenbürgen bislang unbekannte Märchen mittheilen, und zwar zwei Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner und je ein Märchen der Rumänen und Ungarn, zum Beweise dafür, daß diese Sage nicht nur bei den germanischen und slavischen Völkern sich vorfindet, sondern daß wir derselben auch unter den romanischen und turanischen, ja selbst unter den Zigeunern, dem zuletzt nach Europa eingewanderten Volke, begegnen. Alle die hier zuerst mitgetheilten Märchen und Sagen liefern obendrein den Beweis, daß eine zweifelsohne im Wesentlichen unter allen Völkern vor vielen hundert und hundert Jahren gleichlautende Sage im Laufe der Zeit gerade an ihren charakteristischen Zügen viel einbüßt und bei jedem Volke in anderer, gar oft von einander gerade im Wesentlichen abweichenden Gestalt erhalten bleibt.

Von den beiden Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner lautet das eine im Originaltext, wie ich denselben im Jahre 1882 aufgezeichnet habe, also:

*O thágár te e mishosá**).

Angál bute deshvársel bershá jidelás yekvár yek thágár, ko máy bárimákes te miseçes ávlás. Kámelás yov táysá the jidel te yekvár cingárdelás bengeske: „Avá te sáscár mán, oh bengeyá! Me sáke tute dáv, so tu kámes!“ Te o beng cáces ávelás te pçucelás: „So kámes tu?“ O thágár penelás: „Me kámáv, the dures jidáv. So tute me the dáv, kánd

*) Was die Orthographie anbelangt, so entspricht ç = dem deutschen ch, c = tsch, j = dsch, ñ = nj, y = j, sh = sch.

tu keres, the me dures jidáv?" O beng penelás: „Mudár tre rákles te mánge de tu leskre trupos!" O thágár penelás, so the kerel te ándre jivesá mudárelás leskre rákles. Káná o beng ávelás te leske yov trupos delás, pçucelás o thágár: „Pen, kityi bershá me jidáv?" O beng penelás: „Desh bershá tu jides!" Atunci prejiálás o beng te murdále rakles thágáreskro ligrelás.

Káná desh bershá prejiánená, cingárdelás o thágár ishmét bengeske: „Avá te sáscár mán, oh bengeyá!" Te o beng ávelás te pçucelás: „So kámes tu?" O thágár penelás: „So tute me the dáv, káná tu keres, the me dures jidáv?" O beng penelás: „Mudár tire duyte rakles te mánge de tu leskre trupos!" O thágár penelás, so the kerel te sik mudárelás leskre duyte rákles te káná bengeske trupos delás, pçucelás yov: „Kityi me jidáv?" O beng penelás: „Desh bershá tu jides?" Atunci ligrelás trupos duyte rákleskro te prejiálás.

Te káná desh bershá prejiánená te átunci o thágár ishmét bengeske cingárdelás: „Avá te sáscár mán, oh bengeyá!" Te o beng ávelás te pçucelás: „So tu kámes?" O thágár penelás: „So tute me the dáv, káná tu keres, the me dures jidav?" O beng penelás: „Tu jánes! Mudár tire trite rákles te mánge de tu leskre trupos!" O thágár átunci leskre trite rákles mudárelás te delás trupos bengeske. Atunci penelás ádá: „Atunci ishmét desh bershá tu jides!"

Káná prejiánená desh bershá, átunci mudárelás o thágár leskre stárte rákles te ándre ávre desh bershá leskre páncte rákles. Te káná eftáte leskre rákles mudárelás, o devlá máy rushelás te márelás thágáres te sáke leskre mánushen, ke dikhená, the yov ráklen mudárelás. Yek bersh ná hin o kám, ávlás báre shil te páços sákotháneste, the sáke erme, cárá te ruká shilályárená. Atunci mánushenge ná ávlás çoben te gib ná ávlás upro pro mál, guruvenge ná ávlás cár te yon merená, te pro ruká ná ávlás gimelcesos. Te e mishosá ávená ándrál mál te bute deshvársel mishosá sikovená pál somnákuñe ker thágáreskro te leskre trupos çávená. O thágár sikovelás ándrál ker pál ávre ker te e mishosá ávená kiyá leske te çávená leskre trupos. Atunci jiálás o thágár upro pro báre bár, te átunci ávená kiyá leske e mishosá te çávená leskre trupos, cin náñi ávlás. Káná ná ávlás báloro, ná ávlás kokálo misece thágáreskro, átunci prejiánená e mishosá, te ishmét ávlás o kám, te selenes ávnás mál te besh te mánushenge ávlás gimelcesos te gib te guruvenge ávlás cár te erme ....

In beinahe wörtlicher Übersetzung lautet obiges Märchen also:

Der König und die Mäuse.

Vor vielen tausend Jahren lebte einmal ein König, der sehr stolz und übermüthig war. Er wollte ewig leben und rief daher einmal den

Teufel: „Komm' und hilf mir, o Teufel! und ich werde dir Alles geben, was du willst!" Und wahrlich der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?" Der König versetzte: „Ich will lange, lange leben! Was soll ich dir dafür geben, wenn dn es bewirkst, daß ich lange lebe?" Der Teufel erwiderte: „Schlachte deinen Sohn ab und gib mir seinen Leichnam!" Der König versprach es zu thun und nach einigen Tagen ließ er seinen Sohn abschlachten. Als der Teufel kam und den Leichnam abholte, da fragte ihn der König: „Also, wie viele Jahre werde ich noch leben?" Der Teufel versetzte: „Zehn Jahre sollst dn noch leben!" Darauf ging der Teufel fort und trug den abgeschlachteten Sohn des Königs mit sich.

Als die zehn Jahre um waren, rief der König abermals den Teufel: „Komm' und hilf mir, o Teufel!" Und der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?" Der König versetzte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich lange lebe?" Der Teufel erwiderte: „Schlachte deinen zweiten Sohn ab und gib mir seinen Leichnam!" Der König versprach es zu thun und bald darauf ließ er seinen zweiten Sohn abschlachten, und als er den Leichnam dem Teufel gab, fragte er ihn: „Wie lange werde ich also noch leben?" Der Teufel antwortete: „Noch zehn Jahre sollst du leben!" Hierauf nahm er den Leichnam des zweiten Sohnes und ging fort.

Auch diese zehn Jahre vergingen und da rief der König abermals den Teufel: „Komm' und hilf mir, o Teufel!" Und der Teufel kam nnd fragte ihn: „Was willst du?" Der König sagte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich noch lange lebe?" Der Teufel versetzte: „Du weißt es! Schlachte deinen dritten Sohn ab nnd gib mir seinen Leichnam!" Der König ließ also auch seinen dritten Sohn abschlachten und gab seinen Leichnam dem Teufel. Hierauf sagte dieser: „Nun sollst du abermals zehn Jahre leben!"

Als auch diese zehn Jahre um waren, da ließ der König seinen vierten Sohn abschlachten und nach abermals zehn Jahren seinen fünften. Als er endlich auch seinen siebenten Sohn abschlachten ließ, da erzürnte Gott und strafte nicht nur den bösen König, sondern auch alle seine Leute, die es geduldet hatten, daß er seine Söhne ums Leben bringe. Ein ganzes Jahr lang schien keine Sonne, Schnee und Eis lag überall, so daß alle Kräuter, Gräser und Bäume erfroren. Da hatten die armen Leute nichts zu essen, denn kein Getreide wuchs auf dem Felde, die Thiere bekamen kein Gras zu essen und krepirten, auf den Bäumen wuchs kein Obst. Selbst die Mäuse kamen vom Felde herein und viele liefen in das goldene Haus des Königs

und begannen seinen Leib zu essen. Der König floh vor ihnen aus einer Stube in die andere, aber überallhin liefen ihm die Mäuse nach und benagten seinen Körper. *Da stieg der König auf einen hohen Berg hinauf*, aber auch dahin folgten ihm die Mäuse nach und nagten so lange an seinem Körper, bis sie ihn ganz aufzehrten. Als kein Haar, kein Knochen mehr vom bösen König zu finden war, da schien die Sonne wieder und bald schmolz der Schnee, die Felder und Wälder wurden wieder grün und bald hatten die Leute wieder Obst und Getreide und die Thiere Gras und Kräuter ....

Dies das Märchen der transsilvanischen Zigeuner. — Ein zweites Zigeunermärchen, das ebenfalls zum Sagenkreis vom „Mäusethurm" gehört, lautet im Original also:

O thágár te e mishosá.

Dures jidelás ángál bute, bute sel bershá yek báro thágár, les peskre mánushá may trásená, uvá yov ávlás rusháles te miseçes te táysá, káná rucisárelás te ná mulátyelás, yov dikhelás sár mánnshá prekálcinelás te voyikerelás, the e core ándre duk ávnás te ándre báre duk merená.

Yekvár o thágár beshelás ángál udár kereskro te gindinelás, sársi mulátyelás, ákáná jiálás pçure dáyori upro pro drom te kiyá o thágár ávelás, mángelás yoy. Uvá o thágár penelás: „Láces tu jiás! Tu kámes máro? Hei, tute sik yáro váysekeráv!" Te miseçe slugádjisen cingárdelás te penelás, hoi pçurá prekálcinená. E pçure náñi kerelás te káná slugádjisá gárdes ávnás, ushcelás prekálcindo trupos te ávlás máy shukáre romñi, ke jiálás ándre levegöve te thágáreske penelás yoy: „Váyde tute, váyde! tu miseçes merehá!" te prejiálás e shukáre romñi, yoy ávlás láce Urme te kiyá thágár the dikhel kámelás, yov pçure romñá the prekálcinálás, voy pçuriben the trásálás.

Sik o miseç thágár the merálás. Avelás máy táte ñiláy upro pro them te gib pro mál, ruká ándre bárá, cár pro mál shucovenás, te káná yevend ávelás, mánushenge ná ávlás çáben. Yiánená yon kiyá thágár te mángená yon çáben te piben; te o thágár penelás, the áddáles the prekálcinel, ko máro mángel. Te e core mánushenge ávlás bokh, o thágár lime lokes jidelás; uvá yov áver thágárehá pro bute sel urdoná gib te mol leske ánelás te átunci leske dostá çáben te piben ávlás. Atunci jiálás yeká pçure romñi kiyá o thágár te penelás: „De mánge máro; o kám eftávár prejiálás te me ná çáv!" O thágár penelás: „Láces, tute sik yáro váysekeráv!" Te yov slugádjisen cingárdelás te pçurá prekálcinelás. Atunci pçurákri trupos ávlás láce Urme, ke prejiálás ándre levegöve te butvár upro pro pçuv jungerelás. Te ándrál jungerpen bute, bute deshvársel mishosá ávnás, ke perená pro thágár. Adá jiálás upro pro ker,

uvá jidnená odoy e mishosá te les çávená, cin ávlás leske yek báloro, te átunci prejianená mishosá. Te ávlás láce ñiláy pro them te mánushenge ávlás bute selvár gib. Yon kerená áver, láco thágár, te lehá báçtáles te láces jidená. . . . . . .

In beinahe wörtlicher Übersetzung lautet obiges Märchen also:

Der König und die Mäuse.

Fern von hier lebte vor vielen, vielen hundert Jahren ein großer König, vor dem sich seine eigenen Leute sehr fürchteten, denn er war jähzornig und grausam, und oft, wenn er sich langweilte und Unterhaltung haben wollte, so ließ er vor seinen Augen einige Menschen mitten durch den Leib durchsägen und hatte seine größte Freude daran, wenn die Armen sich vor Schmerzen herumwälzten und endlich unter großen Qualen starben.

Einmal saß der König vor der Thür seines Hauses und dachte eben nach, wie er sich die Zeit vertreiben solle; da kam ein altes Mütterchen des Weges daher, und als sie vor den König kam, verlangte sie von ihm ein Almosen. Doch dieser sagte: „Du kommst mir eben recht! Du brauchst also Brot? Nun, ich will dir gleich dazu Mehl mahlen lassen!“ Und er rief seine beiden Knechte herbei und befahl ihnen, die Alte zu ergreifen und zu zersägen. Die Alte ließ mit sich alles ohne Widerstreben geschehen, und als die Knechte mit ihrer schrecklichen Arbeit fertig waren, erhob sich ihr zersägter Körper und verwandelte sich in eine wunderschöne Frau, die sich in die Luft erhob und dem König zurief: „Wehe dir! du wirst noch eines elenden Todes sterben!“ Darauf verschwand die schöne Frau, welche eine gute Urme*) war und den bösen König auf die Probe stellen wollte, ob er wohl eine alte Frau auch zersägen ließe, oder vor dem Alter doch noch ein wenig Achtung besäße.

Gar bald sollte der böse König sein Leben enden. Es kam ein furchtbar heißer Sommer ins Land und die Frucht auf den Feldern, die Bäume in den Gärten, das Gras auf den Wiesen, Alles verdorrte, und als der Winter kam, hatten die Leute nichts zu essen. Da gingen sie hin zu ihrem König und verlangten Speise und Trank; doch dieser drohte jeden zersägen zu lassen, der ihn noch um Brot ansprechen wolle. Während die armen Leute hungerten, lebte der böse König ganz lustig seine Tage, denn er hatte sich von einem andern König viele hundert Wagen voll Korn und Wein bringen lassen, und hatte

*) *Urmen* heißen die Feen der Zigeuner. Es gibt „gute und schlechte“ Urmen, je nachdem sie den Menschen schaden oder nützen.

vollauf zu essen nnd zu trinken. Da kam wieder eine alte Frau zum König und sagte: „Gib mir ein Stückchen Brot, denn siebenmal ist schon die Sonne untergegangen, ohne daß ich etwas gegessen habe!" Der König erwiderte: „Gut, ich will dir aber vorerst das Mehl mahlen lassen!" Und er rief seine Knechte herbei nnd ließ die Alte zersägen. Da verwandelte sich der zersägte Körper der Alten wieder in die gute Urme, die sich in die Lnft erhob und unzähligemal auf die Erde herabspie. Aus jedem Tröpflein ihres Speichels aber wurden tausend und aber tausend Mäuse, die auf den König losstürzten. *Dieser stieg auf das Dach seines Hauses hinauf,* aber auch dahin folgten ihm die Mäuse nach und fraßen so lange an seinem Körper, bis sie sein letztes Härchen verzehrt hatten, worauf sie verschwanden. Und da kam ein fruchtbarer Sommer ins Land und die Leute bekamen eine hundertmal reichere Ernte als je. Sie wählten sich einen nenen, guten König, unter dem sie fortan glücklich und zufrieden lebten ....

Der Eingang des ersten Zigeunermärchens bietet anffallende Anklänge an die nordische Sage von König Ön und seinen Söhnen in der Heimskringla I, Cap. 29. Als dieser 60 Jahre alt war, stellte er ein großes Opfer an nnd flehte um ein langes Leben und gab seinen Sohn an Odin, und er wurde geopfert. König Ön bekam zur Antwort von Odin: „er würde noch 60 Jahre leben." Als diese zu Ende gingen, da stellte er ein großes Opfer an, bat um ein langes Leben und opferte den zweiten seiner Söhne. Odin gab zur Antwort: „er solle so lange leben, als er *jedwedes zehnte Jahr einen seiner Söhne dem Odin opfere.*" Aber als er den *siebenten seiner Söhne* geopfert hatte, da lebte er *zehn* Winter so, daß er nicht gehen konnte; da wurde er auf einem Stuhle getragen. Da opferte er den achten seiner Söhne, und lebte wieder zehn Winter; da lag er im Bette. Da opferte er den neunten seiner Söhne und trank aus dem Horne wie ein kleines Kind. Einen Sohn hatte er noch, auch den wollte er nun opfern. Aber die Schweden verboten ihm das, und das Opfer unterblieb. Darauf starb König Ön. (S. Hahn, Griechische und albanesische Märchen Nr. 32: Der Sohn des Schulterblatts II, 235). Hier wie dort ein zu seiner eigenen Erhaltung seine Söhne opfernder König und Rettung des letzten, worauf unser Zigeunermärchen sich an die Mäusethurmsage anschließt, indem als Strafe für den begangenen Frevel Mäuse erscheinen und den König, *der sich auf einen hohen Berg flüchtet,* sammt Haut und Haar verzehren. Auch von einer anderen Seite ist dies erste Zigeunermärchen von Bedeutung. Grohmann hat nämlich in seiner interessanten Abhandlung „Apollo Smintheus und die Bedeu-

ʒung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen" die Ansicht ausgesprochen, daß die Mäusethurmsage in ihren wesentlichen Grundzügen in dem gemeinsamen Stammlande der Arier, in Turfan, ihren Ursprung habe. Dagegen hemerkt Liehrecht in seinem „Nachtrag" zu seinen erwähnten Untersuchungen, daß dies wegen der klimatischen Verhältnisse keine Anwendung finden könne, „denn in Turfan u. s. w. ist es ehen nicht der heiße, ausdörrende Sommer, der den Menschen und Heerden furchtbar ist, wie in Indien, sondern im Gegentheil der strenge, strichweis sogar schneereiche Winter, wie dies Grohmann ja selhst auch sagt (S. 40)." Abgesehen nun davon, daß Liebrecht Mäusesagen in Turfan als schon in den ältesten Zeiten vorhanden, nachgewiesen hat, so kann nnser erstes Zigeunermärchen auch in dieser Beziehung in Betracht gezogen werden, indem es statt dem heißen, ausdörrenden Sommer den Winter mit allen seinen Schrecknissen ein ganzes Jahr lang im Lande herrschen läßt, demzufolge Hungersnoth und schließlich der Tod des Königs durch Mäuse erfolgt.

Im zweiten Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner schließt sich das Motiv, nämlich Hartherzigkeit gegen Arme, mehr an die bekannte Hattosage an. Auch hier versieht sich der König, gleich dem Bischof Hatto, bei Zeiten mit Korn und Wein, und während seine Unterthanen hungern und darhen, lebt er in Hülle und Fülle. Der Zug des Zersägens von Menschen in Verhindung mit dem Ausruf: „.....Ich will dir gleich dazu Mehl *mahlen* lassen!" enthält Reminiscenzen an die uralten Todesstrafen des Zersägens und Zermahlens (s. Liebrecht a. a. O. Eine alte Todesstrafe S. 296 ff.). Auch in diesem Märchen flieht der König vor dem ihn verfolgenden Ungeziefer auf einen erhöhten Ort, *auf das Dach seines Hauses*.

Die Sage der siehenhürgischen Rumänen, die mir Herr Dr. P. Russu so freundlich war aus einer unedirten Sammlung rumänischer Volksdichtungen mitzutheilen, lautet in beinahe wörtlicher Übersetzung also:

Der König und die Mäuse.

Es war einmal ein König, der war Witwer, und wenn man ihn fragte: warum er nicht heirate, da er ja noch jung und kräftig sei, pflegte er stets zu antworten: „Ein so schönes Weih, wie meine selige Frau gewesen, hekomme ich nicht mehr, und lieher bleihe ich ein Witwer mein ganzes Leben lang, als daß ich eine häßlichere zur Frau nehme!" Und so blieb also der König Witwer. Als seine Frau starh, hinterließ sie ihm eine zehnjährige Tochter, die schon damals

ein Wunder von Schönheit war. Nach einigen Jahren wuchs das Mädchen zu einer wunderschönen Jungfrau heran, und wer sie sah, glaubte kaum, daß sie auch so ein Weib wie jedes andere auf der Welt sei; Jedermann hielt sie für einen Engel. Und ihr Vater, der König, entbrannte in Liebe zu ihr und verfolgte sie auf Schritt und Tritt; doch die Maid wich ihm aus, so lange sie es eben konnte, aber endlich gab sie dem sündhaften Drängen ihres Vaters nach und die Folge davon war, daß sie in gesegnete Umstände kam. Da war der König außer sich vor Kummer und Leid, und wußte nun nicht, wie er die große Schande vor den Leuten verbergen solle.

Da traf es sich, daß den ganzen Sommer über kein Regen fiel und das Getreide auf den Feldern, die Gräser auf den Wiesen und die Bäume in den Wäldern und Gärten verdorrten. Da waren die Leute außer sich vor Kummer und Angst, und baten den König: er solle Regen machen. Aber der König betete vergeblich zu Gott, und als noch immer kein Regen fiel, da wurde das Volk wüthend und wollte den König tödten. Da sprach dieser also zum tobenden Volk: „Vor langer Zeit ist mir im Traume ein Engel erschienen und hat mir gesagt, daß es so lange nicht regnen werde, bis daß ich nicht meine eigene Tochter ins Wasser habe werfen lassen, damit sie darin ertrinke. Ich habe nun lange genug zu Gott gebetet, aber er hat mein Flehen nicht erhört! Ich will also euch zu Liebe meine eigene Tochter opfern, damit nur Regen auf euere Felder falle!“ So log der König. Er wollte seine Tochter irgendwie bei Seite schaffen, ehe dieselbe niederkam. Und er ließ sie in einen Sack einnähen und vor dem Volke in einen tiefen Fluß werfen. Da begann es zu regnen*) und die Leute freuten sich sehr; aus dem Wasser aber stiegen viele tausend Mäuse hervor, die sich auf den König stürzten und an seinem Leib zu nagen begannen. Der König lief in sein Schloß und sperrte sich ein, aber die Mäuse zernagten die Wände und verfolgten ihn überallhin. Endlich dachte sich der König, vielleicht kämen sie ihm in die Kirche nicht nach und er ging also in die Kirche und *stieg hinauf auf den Thurm*; aber auch dahin kamen ihm die Mäuse nach und verschwanden erst dann, als sie ihn mit Haut und Haaren verzehrt hatten. Die Leute sagten dann, die Mäuse hätte die im Wasser ertränkte Königstochter während ihres Todeskampfes geboren. .....

*) Das siebenbürgische Landvolk glaubt bei anhaltendem Regen, daß Jemand im Wasser ertrunken sei und der Regen erst dann aufhöre, wenn der Leichnam des Ertrunkenen aufgefunden werde.

Dies die rumänische Sage. Das sagenhafte Märchen der transsilvanischen Ungarn, das ich auch zum Kreise der Mäusethurmsage rechne, lautet in deutscher Übersetzung also:

Die böse Stiefmutter.

Es lebte einmal ein reicher Edelmann, dem hinterließ seine erste Frau, als sie starb, vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Knaben. Die Kinder waren noch klein, das älteste kaum zehn Jahre alt, und dachte sich also der Edelmann: du kannst nicht immer zu Hause sein und deine Kinder erziehen, also wird es gut sein, wenn du heiratest! Und der Edelmann freite auch ein armes Edelfräulein und heiratete es. Aber die junge Frau war allen Leuten zugethan, nur ihren Stiefkindern nicht, und wo sie ihnen was Schlechtes zufügen konnte, so that sie es.

Der Edelmann brachte die meiste Zeit außerhalb seines Schlosses zu und kehrte nur Abends von der Jagd heim. Er wußte also gar wenig oder nichts davon, wie seine zweite Frau seine vier Kinder behandelte. Da traf es sich, daß der König des Landes mit seinen feindlichen Nachbarn Krieg führen mußte und daher alle Edelleute mit ihren Heerschaaren zu Hilfe rief. Auch unser Edelmann zog mit seinen Leuten in den Krieg, und nun hatte seine Frau freie Hand über die vier armen Kinder. Ob sie etwas schlecht gethan oder nicht, das blieb sich gleich! sie wurden von ihrer Stiefmutter von früh Morgens bis spät Abends geschlagen und des Nachts durften sie nicht einmal im Zimmer schlafen, sondern mußten draußen im Hof mit den Hunden ihr Lager theilen. Und erst das Essen! Wenn die Knechte und Mägde von ihrem kargen Essen den Kindern bisweilen einen Bissen nicht hätten zukommen lassen, so wären die armen Geschöpfe Hungers gestorben. Da ging einmal der älteste Sohn des Edelmannes zu seiner Stiefmutter und sprach also zu ihr: „Liebe Mutter, gib uns ein Stückchen Brot, denn seit drei Tagen haben wir nichts gegessen!“ Da gab die böse Frau dem Kinde eine Ohrfeige und sprach: „Hier hast du Brot! Lieber sollen die Mäuse mir das Essen vor dem Munde wegfressen, als daß ich euch einen Bissen gönnte!“ Weinend ging der Knabe zu seinen Geschwistern hinab in den Hof, die Stiefmutter aber legte sich ins Fenster und rief den Kindern zu: „Ihr Hundlinge! seht her! seht, wie euere Mutter ißt!“ Und sie ließ sich von ihren Mägden die leckersten Speisen bringen, aber als sie den ersten Bissen in den Mund führen wollte, da erschienen viele tausend Mäuse und fraßen ihr das Essen vor dem Munde weg. Und so geschah es von

nun an stets, so oft die böse Frau essen oder trinken wollte. Stets erschienen viele Mäuse und fraßen ihr Alles weg, ehe sie im Stande war auch nur einen einzigen Bissen zu essen oder einen Tropfen zu trinken. *Da stieg die Frau auf einen hohen Baum* und ließ sich dahin die Speisen hinaufreichen, aber auch dahin kamen ihr die Mäuse nach und fraßen ihr Alles vor dem Munde weg. So mußte die böse Stiefmutter wegen ihrer Hartherzigkeit vor Hunger sterben. Nach ihrem Tode kam der Edelmann bald nach Hause, und als er dies Alles vernahm, da sagte er: „Nie soll ein Witwer seinen Kindern eine Stiefmutter geben, lieber soll er sich eine Maus ins Haus nehmen." ....

Dies das ungarische Märchen. So sehr auch dasselbe von der Mäusethurmsage scheinbar abweicht, so besitzt es doch die zwei Hauptzüge derselben: Strafe, d. h. Verzehrung des Übelthäters, resp. der Übelthäterin durch Mäuse und Flucht auf einen erhöhten Ort, hier *auf einen hohen Baum*, wodurch dies Märchen „eine deutliche Spur des alten Brauches der Opferung durch Hängen währt." Die vorhin mitgetheilte Sage der siebenbürgischen Rumänen enthält außer den beiden Hauptmomenten aller hierhergehörigen Sagen, neben der Flucht des Königs *auf den Thurm*, eine deutliche Spur jenes im Alterthum weitverbreiteten Glaubens, daß nämlich die Könige für alle Fälle verantwortlich gemacht wurden. Das rumänische Landvolk in Siebenbürgen glaubt auch noch heutzutage, daß der Pope (Pfarrer) von Gott Regen und Sonnenschein erflehen könne.

VON DEN DREI FRAUEN.

Felix Liebrecht hat in der Germania XXI, 385 (s. sein Werk: „Zur Volkskunde" S. 124) die ihm bekannten Versionen des schwankhaften Novellenkreises „*Von den drei Frauen*" zusammengestellt und die Bemerkung gethan, „daß noch mehr derselben an verschiedenen Orten umlaufen und auch gelegentlich noch zum Vorschein kommen werden". Dieser Novellenkreis, wonach gewöhnlich drei Frauen bei irgend einer Veranlassung übereinkommen, diejenige als Siegerin anzuerkennen, die ihrem Manne den schlimmsten Streich spielen würde, ist auch bei einzelnen Völkern Ungarns und Siebenbürgens vertreten, und ich erlaube mir, die mir bekannten Fassungen in genauer Übersetzung hier mitzutheilen.

Mit dem Spruch von Hans **Folz** *„von dreyen weyben die einen porten funden“* (herausgegeben von W. Wackernagel in Haupts Ztschr. VIII, 524 ff.; vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 130) stimmt im Ganzen überein eine schwankhafte Erzählung der südungarischen Slovaken; nur der Schluß ist anders, indem der „Todte“ laut auflacht, als er seinen Nachbarn nackt vor sich stehen sieht, wodurch der von seiner Frau zum „Mönch“ gemachte andere Nachbar zur Besinnung kommt und seine Freunde zur Heimkehr beredet. Diese Erzählung habe ich der inedirten Sammlung slovakischer Volksmärchen des H. Králik entnommen und lautet dieselbe in genauer deutscher Übersetzung also:

Die lustigen Nachbarinnen.

Es lebten einmal in einem Dorfe drei Frauen, die waren von gleichem Alter, und weil sie neben einander wohnten, so nannte man sie im Dorfe die „lustigen Nachbarinnen“. Und diese Benennung verdienten sie auch; denn in der ganzen Umgebung gab es keine lustigeren Weiber, als eben unsere Nachbarinnen es waren. In der Spinnstube, selbst Sonntags vor der Kirche, ja selbst auf Wallfahrten unterhielten unsere Nachbarinnen durch ihre tollen Streiche die Anwesenden. Sie waren kluge und lustige Frauen, aber ihre Männer! das waren so recht dumme Kerle.

Einmal saßen die drei lustigen Nachbarinnen auf der Bank vor dem Hause und unterhielten sich nach ihrer Art. Sie sprachen auch über die Dummheit der Männer und besonders über die ihrer Ehegatten. Da sagte die erste Nachbarin: „Ach Gott! mein Mann ist so dumm, daß ich mit ihm das machen kann, was ich will! Sag ich ihm: spring' in den Brunnen, so springt er in den Brunnen!“ Hierauf versetzte die zweite Nachbarin: „Ach, das ist noch gar nichts! **Ich** kann mit meinem Manne das machen, was ich will. Neulich hätte ich ihn leicht dazu bewegen können, daß er mich auf seinem Rücken in die Stadt trägt! Aber ich wollte es nicht!“ Da sprach die dritte Nachbarin: „Mein Gott, das ist ja noch Alles nichts! Hört: neulich Abends waren meine Füße kothig, und als mein Mann neben mir lag und dies bemerkte, wollte er mir auf meinen Wunsch hin den Koth von meinen Füßen ablecken! Was sind euere Männer gegen den meinen!“ So sprachen die lustigen Nachbarinnen miteinander, und schließlich wetteten sie, daß diejenige von ihnen, die ihrem Manne den besten Streich spielen könne, von den beiden Nachbarinnen einen Wagen voll Hanf zum Geschenke erhalten solle. Nun also gingen sie nach

Hause und jede von ihnen konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen, sondern dachte nach, wie sie ihrem Manne einen argen Streich spielen könne? In der Frühe stand die erste Nachbarin sehr zeitlich auf, begann zu heulen und zu jammern, und als ihr Mann, der ein Tischler war, aufwachte, sprach sie zu ihm: „O lieber, guter Mann! du bist gestorben! was soll ich nun anfangen! du mußt oben im Gebirge in der Wallfahrtscapelle drei Tage im Sarge liegen, denn sonst kommst du nicht ins Himmelreich!“ Der Mann blickte erstaunt um sich und rief endlich: „Aber Weib, ich bin ja nicht gestorben! ich lebe ja!“ Seine Frau schrie: „Das bleibt sich gleich, ob du jetzt lebendig oder gestorben bist! Wenn du in den Himmel kommen willst, so must du einen von den Särgen nehmen, die du verfertigt hast und damit hinauf in die Wallfahrtskapelle gehen und dich dort in den Sarg legen und dich todt stellen. Thue dies bevor noch die Leute im Dorfe aufwachen!“ Der dumme Mann sprang eilig aus dem Bette und lud sich einen Sarg auf den Rücken. Im Hemd und in der Unterhose ging er hinauf zur Wallfahrtskapelle, wo er sich in den Sarg legte, die Augen schloß und sich ruhig verhielt. Als er aber mit dem Sarge auf dem Rücken durchs Dorf ging, weckte seine Frau schnell ihre Nachbarinnen, zeigte ihnen von Ferne ihren Mann und erzählte den Vorfall. Da lachten sie Alle über den dummen Tischler. Die zweite Nachbarin ging heulend und jammernd zu ihrem Manne, weckte ihn auf und rief: „O wehe! unser Nachbar, der Tischler, ist an einer ansteckenden Krankheit gestorben! Und noch gestern Abends hast du ihm die Hand gereicht; jetzt hast du dich angesteckt und wirst auch an derselben Krankheit sterben! O wehe, was soll ich Unglückliche beginnen!“ Ihr Mann begann nun auch zu jammern und zu heulen und fragte sein Weib: „Du bist ja eine kluge Frau! Also sag' mir jetzt: was soll ich thun, um nicht auch an der ansteckenden Krankheit sterben zu müssen?“ Seine Frau versetzte: „Du mußt dir den Schnurbart abrasieren, dann will ich dir auf dem Haupte eine Glatze scheeren und dich als Mönch anziehen. Du mußt dann hinauf in die Wallfahrtskapelle gehen und dort für das Seelenheil des todten Nachbarn eine Messe lesen. Doch darfst du dich vom Altar nicht wegbegeben, noch darfst du dich umkehren oder mit Jemandem sprechen!“ Der Mann ließ nun mit sich Alles geschehen. Er rasierte seinen Schnurbart ab; seine Frau gab ihm einen langen, schwarzen Weiberkittel an und hing ihm ein großes, schwarzes Tuch um seine Schultern, nachdem sie ihm vorher eine Glatze geschoren hatte. Der dumme Mann ging also ins Gebirge hinauf in die Wall-

fahrtskapelle, wo er seinen, den Todten spielenden Nachbarn im Sarge liegend fand, und nun ging er zum Altar und betete fürs Seelenheil des Tischlers. Als er aber das Dorf entlang ging, rief seine Frau ihre Nachbarinnen heraus und zeigte ihnen den Mönch, während sie den Vorfall erzählte. Da lachten die Nachbarinnen, und die dritte sprach: „Na, wartet nur ein wenig! bald sollt ihr Grund zum Lachen haben!" Hierauf lief sie in ihr Haus, weckte ihren Mann auf und begann laut zu heulen und zu jammern! Als ihr Mann sie fragte: warum sie weine? versetzte sie: „O du Unglücklicher! Unser Nachbar, der Tischler, ist heute Nachts an einer ansteckenden Krankheit gestorben nnd liegt schon oben in der Wallfahrtskapelle im Sarge! Und du Unglücklicher, du wirst auch sterben, denn du hast gestern dem Tischler die Hand gereicht! O mein Gott! was soll ich Arme beginnen!" Nun begann auch ihr Mann zu jammern und rief: „Ja was soll ich, Liebe, machen!" Seine Frau versetzte: „Nur so kannst du dich retten, wenn du nackt zur Wallfahrtskapelle hinauflaufst und dort den ganzen Tag über betest!" Der dumme Mann warf nun das Hemd und die Unterhose vom Leibe und rannte zum Dorfe hinaus, zur Wallfahrtskapelle hinauf, wo er am Sarge seines todten Nachbarn laut zu beten begann. Als ihn aber seine Nachbarinnen nackt das Dorf entlang laufen sahen, da lachten sie was sie nur lachen konnten. Sie gingen nun alle dreî auch hinauf zur Wallfahrtskapelle, um ihre dummen Männer zu belanschen, unterwegs aber besprachen sie sich, welche von ihnen eigentlich den Wagen voll Hanf gewonnen hätte?

Als sie oben bei der Kapelle ankamen und zum Fenster hineinlugten, da sahen und hörten sie solche Dinge, die ihnen nicht im Geringsten gefielen. Der Tischler, müde an einer Stelle zu liegen und neugierig auch, den Menschen zu sehen, der an seinem Sarge laut bete, öffnete die Augen. Und wen sah er vor sich? Seinen nackten Nachbarn! Er konnte das Lachen nicht unterdrücken; er lachte laut auf und rief: „Aber Nachbar, was machst du hier?" Der Nachbar versetzte: „Je, nun! ich bete! meine Frau hat mich nackt hergeschickt, damit ich an deinem Sarge bete! Aber du bist ja nicht todt?" Der Tischler erwiderte: „Wie du siehst, so bin ich lebendig und fehlt mir nichts, nur verspüre ich einen riesigen Hunger! Meine Frau aber hat es gewünscht, daß ich mich todt stelle und bis Abend hier im Sarge liege!" Da schrie der Mönch, der sich auf die Reden der Nachbarn umgekehrt hatte, also: „Und mich hat meine Frau hergeschickt, damit ich als Mönch für dich die Messe lese!" Der Tischler sprang aus dem Sarge und lief sammt seinem nackten Nachbarn zum Altar

hin, wo sie kaum im schnurbartlosen Mönch ihren Nachbarn erkannten. Da gab es nun Verwünschungen und Flüche, und als die drei Männer Abends heimkehrten, da ernteten ihre Frauen die Frucht ihrer Klugheit, wobei die Männer die Drescher, die Franen aber die Garben waren. .....

Die Streiche der „lustigen Nachbarinnen" finden sich — freilich auf eine andere Weise ausgeführt — auch in der Erzählung „*Von den dreyen Frawen*" (Erzählungen aus altdeutschen Handschriften gesammelt durch A. v. Keller, Stuttgart 1855; XXXV. Publication des litterar. Vereins S. 210 ff.); der Streich der zweiten Frau tritt in veränderter Weise auch bei Le Grand, Fabliaux etc. Vol. IV auf, s. Liebrecht a. a. O. 124; was den Streich der ersten Frau anbelangt, deren Mann ein Tischler ist, vgl. „*De lystige Koner*" in: Svend Grundtvigs Danske Folkeaeventyr, Nr. 19; Liebrecht a. a. O. 130. Nahe verwandt ist die mitgetheilte Erzählung mit dem isländischen Schwank: „*Nu skyldi eg plaea, vaeri eg ekki dauður*" (bei John Arnasons Islenzkar þjóðsögur og aefintyri, Leipzig 1864, II, 539) — was den Schluß anbelangt, indem auch hier der Todte beim Anblick seines nackten Freundes mit lauter Stimme ausruft: „Jetzt würde ich wohl lachen, wäre ich nicht todt!" Vgl. hiezu noch den Schluß des norwegischen Märchens „*Dumme Maend og Trold til Kjaerringer*" (bei P. Chr. Asbjørnsens Norske Folke-Eventyr, Kjøbenhavn 1876, Nr. 78), wo der Todte über den Anblick seines nackten Nachbarn laut auflacht und ruft: „Das ist doch zum Todtlachen! geht da nicht Nachbar Ole splitternackt mit zur Kirche!" Im Ganzen genommen weicht die slovakische Fassung dieses weitverbreiteten Schwankes von den durch Liebrecht zusammengestellten Versionen dadurch wesentlich ab, daß der Streich der zweiten und dritten Frau aus dem der ersten fließt und dieselben auf eine geschickte Weise (ansteckende Krankheit) miteinander in eine natürliche Verbindung gebracht worden sind.

In diesen schwankhaften Novellenkreis gehört auch folgende Erzählung der siebenbürgischen Rumänen, welche ich 1883 in Orlat (bei Hermannstadt) von einer rumänischen Bauersfrau hörte. Diese Erzählung lautet deutsch also:

Kluge Frauen, dumme Männer.

In einem Dorfe lebten einmal zwei Bäuerinnen, die beide den Namen „Marintza" (Marie) hatten. Sie waren gute Freundinnen und stacken den ganzen Tag über beieinander. Da kam einmal der Marientag und die beiden Freundinnen besprachen sich, wie sie ihren Namens-

tag feiern sollten. Die eine wollte Kuchen backen, die andere wollte Fleisch braten und schließlich konnten sie sich in der Zubereitung der Speisen nicht einigen. Da sprach zuletzt die eine zur andern: „Ja, du willst deshalb nicht das zubereiten, was ich dir sage, weil du dich vor deinem Manne fürchtest!“ — „Du hast es errathen!“ versetzte die andere, „ich werde mich vor meinem dummen Manne fürchten! ich kann vor ihm machen was ich will; denn einen dummeren Mann als der meine ist, gibt es auf Erden keinen zweiten!“ Ihre Freundin erwiderte: „Oho! mein Mann ist noch dümmer als der deine! und ich kann das machen, was ich will! „Sie redeten nun so lange hin und her über die Dummheit ihrer Männer, bis sie sich endlich besprachen, ihre Gatten auf die Probe zu stellen. Diejenige, welche ihrem Mann den besten Streich spielen könne, die sollte die Wette gewonnen haben und die andere verpflichtet sein, die Kosten des Festschmauses für den Namenstag zu tragen. Hierauf gingen sie auseinander.

Als es Abend wurde, brachte Mariutza, die ältere, ihren Hofhund zu ihrer Freundin, und sprach also zu ihr: „Sei so freundlich und binde diesen Hund in deinem Hofe irgendwo an, damit er heute Nacht nicht nach Hause laufe!“ Die Freundin versprach es zu thun, und Mariutza, die ältere, lief nach Hause, wo sie zu ihrem Manne also sprach: „Ich weiß nicht, wohin unser Hofhund gekommen ist! er hat sich von der Kette losgerissen und ist davongelaufen! Das ist gar schlecht, denn gerade heute Nacht träumte ich, daß Diebe unser Korn vom Aufboden gestohlen hätten!“ Der dumme Mann sprach: „Ja, was sollen wir jetzt machen!“ Seine Frau versetzte: „Ich weiß was! Ich werde dich in die Hundshütte sperren und dort an die Kette legen! Wenn du ein Geräusch hörst, dann belle. Die Diebe werden sich denken, der Hund sei da und werden sich dann nicht getrauen unser Korn zu stehlen!“ Der Mann lachte und sprach: „Ja, du bist eine kluge Frau; du weist dir gleich zu helfen!“ Nun führte ihn Mariutza, die ältere, hinaus in die Hundshütte und band ihn dort an die Kette. Hierauf lief sie zu ihrer Freundin und erzählte ihr lachend, was sie ihrem dummen Mann angethan habe. Die beiden Frauen kamen nun leise zur Hundshütte, und als sie der Mann bemerkte, aber im Dunkeln nicht erkannte, da begann er aus Leibeskräften zu bellen. Die Frauen lachten darob, und Mariutza, die jüngere, sprach zu ihrer Freundin: „Na, warte nur bis morgen, dann sollst du sehen, was ich meinem Manne anthue! Morgen in der Frühe stelle dich nur hinaus auf die Straße und dann warte, bis mein Mann kommt!“ Hierauf ging sie nach Hause.

Am nächsten Morgen weckte Mariutza, die jüngere, ihren Mann und sprach also zu ihm, indem sie ihm eine große Flasche voll Branntwein hinhielt: „Trink, lieber Mann, trink! heute ist mein Namenstag, aber ein gar trauriger Namenstag! trink!" Der Mann trank und fragte dann: „Warum soll dein Namenstag traurig sein?" Die Frau versetzte; „Trink nur, trink! dann will ich es dir erzählen!" Der Mann trank und seine Frau nöthigte ihn fort und fort, und als er ziemlich betrunken war, sagte seine Frau: „Ach, lieber Mann, der Kaiser hat es befohlen, daß jedem zehnten Mann die Kojen (Testikeln) abgeschnitten werden sollen, der nicht heute Nacht dreimal rings um die Kirche läuft! Ach, lieber Mann, das Los ist auch auf dich gefallen und du wirst entmannt werden!" Da erschrak der Mann, warf sein Hemd und seine Unterhose vom Leibe und lief mit den Worten zur Thüre hinaus: „Lieber will ich zehnmal um die Kirche herumlaufen, als daß man mir meine Kojen abschneidet!" Und er lief zur Kirche, und als er dreimal um dieselbe herumgelaufen war, kehrte er heim. Die Leute dachten Anfangs, er sei wahnsinnig geworden, als sie aber die Sache von den beiden Freundinnen hörten, lachten sie und Alle meinten, Mariutza, die jüngere, habe die Wette gewonnen. . . . . .

Der Streich der ersten Frau kommt in den von Liebrecht zusammengestellten Versionen nur noch vor im dänischen Schwank: „*De lystige Koner*" (bei Svend Grundtvig a. a. O.); der Streich der zweiten Frau findet sich in keiner bislang bekannten Version dieses weitverbreiteten Schwankes. Was den Streich der ersten Frau anbelangt, so kann ich mich erinnern, daß mein Großvater mütterlicherseits, ein illiterater Mann, einen Schwank erzählte, der sich in seiner Jugend (während der napoleonischen Kriege) in seinem Heimatsorte, Großschenk (Siebenbürgen), in der That ereignet hat. Ein dortiger Landmann, Namens Dietrich, bekam militärische Einquartierung; der bei ihm wohnende Dragonercorporal verführte die Frau des Hauses, und diese, um mit ihrem Buhlen ungestört die Nacht zubringen zu können, beredete ihren Mann sich in die Hundshütte zu legen und in kurzen Unterbrechungen zu bellen, damit die Dragoner, welche nächtlicherweile das Heu des Landmannes stehlen würden, sich nicht getrauen sollten, dies zu thun. Der Mann kroch auch in die Hundehütte, worauf ihn seine Frau so fest an die Kette legte, daß er nolens volens bis in der Frühe seinen Posten nicht verlassen konnte, während seine Frau mit dem Dragoner im Bette die Nacht zubrachte; ein vorübergehender Nachbar befreite Dietrichen von der Kette, worauf dieser

das Liebespaar überraschte. — Dieser Streich kommt auch im folgenden Schwank der transsilvanischen Zigeuner vor, den ich im Jahre 1881 in Klausenburg von einem Zigeuner erzählen hörte und im Original aufgezeichnet habe. In deutscher Übersetzung lautet er also:

Die drei klugen Frauen.

Es waren einmal drei Frauen, die galten im ganzen Dorfe für sehr klug, und man wußte nicht, welche von den dreien die klügste sei. Jede von ihnen hielt sich für die klügste, und daher kam es, daß sie sich stets aus dem Wege gingen und mit einander gar nicht verkehrten. Einmal aber trafen sie sich alle drei auf dem Wege, als sie aus der Stadt vom Jahrmarkte heimkehrten. Sie gingen nun neben einander her und sprachen von diesem und jenem, und endlich sprachen sie auch über ihre Klugheit. Jede von ihnen wollte die Klügste sein, und schließlich wetteten sie auf ein Faß voll Schnaps, das diejenige von ihnen erhalten solle, welche ihrem Manne den besten Streich spielen könne.

Als sie nach Hause kamen, war es bereits Abend geworden, und die erste Frau sprach zu ihrem Manne: „Lieber, ich habe in der Stadt gehört, daß heute Nachts Räuber in unser Dorf kommen werden. Was sollen wir thun? Die Räuber werden uns bestehlen und wir haben nicht einmal einen Hofhund, der sie durch Bellen vertreiben könnte! Darum ist es gut, wenn du in die leere Hundshütte kriechst und wenn du Lärm hörst, laut bellst!“ — „Ja,“ versetzte der Mann, „das wird gut sein!“ Und er ging hinaus, legte sich in die Hundehütte und bellte, was er nur bellen konnte; seine Frau aber ging zu den beiden andern klugen Frauen, und als sie dieselben vor ihr Haus geführt hatte, erzählte sie ihnen, was sie mit ihrem Manne vorhabe. Hierauf versetzte die zweite Frau: „Das ist wenig! Ich habe meinem Mann einen besseren Streich gespielt! Hört nur! Heute habe ich in der Stadt Fische gekauft und habe einem, der viele feine Zähnchen im Munde hatte, den Kopf abgeschnitten und zu mir gesteckt! Als mein Mann zu mir ins Bett stieg und mit mir gar schön that, da sprach ich zu ihm: „Höre, Lieber! laß mich in Ruhe, denn mir ist zwischen den Beinen ein Fischmaul gewachsen und du könntest dich verwunden!“ Er aber stürmte los und ich nahm den Fischkopf zur Hand, steckte sein Glied in den Rachen, den ich dann mit der Hand zusammenpreßte! Mein Mann schrie nun auf, denn die Fischzähnchen hatten sein Glied ordentlich hergerichtet! Er sprang auf und riß auch den Fischkopf mit sich; als er diesen sah, rief er: 'Na, wenigstens habe ich den

Fischkopf abgerissen!' Also, wer hat einen besseren Streich gespielt?" Die beiden anderen Frauen gestanden, daß sie bislang den besten Streich gespielt hätte*); die dritte Frau aber sprach: „Na, wartet nur bis morgen, dann werdet ihr sehen, was ihr noch nie gesehen habt!" Hierauf gingen sie nach Hause.

Am nächsten Morgen sprach die dritte Frau also zu ihrem Manne: „Steh' auf, du Faulpelz! du weißt nicht einmal, was dir bevorsteht! Der Gensdarm war soeben hier und hat gesagt, daß heute jeder Mann verschnitten (entmannt) wird, der nicht dreimal um die Kirche herum nackt läuft!" Der Mann sprang aus dem Bette hervor und rief: „Was soll ich thun! ich werde halt auch nackt dreimal um die Kirche herumlaufen!" Und er zog sich nackt aus, lief auf die Straße, und als er dreimal um die Kirche herumgelaufen war, kam er nach Hause, wo ihn Alle auslachten. Die Leute meinten, alle drei Frauen hätten ihre Sache gar gut gemacht, und deshalb müsse eine jede von ihnen ein Faß voll Branntwein den Dorfbewohnern geben. Als die drei vollen Fäßer ankamen, da gabs ein lustiges Leben; ich war auch dabei und habe mir einen ordentlichen Rausch geholt. . . . . .

Der Streich der ersten und dritten Frau findet sich auch in dem oben mitgetheilten rumänischen Schwanke vor; der Streich der ersten Frau auch bei Grundtvig (s. oben); während der Streich der zweiten Frau in keiner bislang bekannten Version dieses Schwankes vorkommt. Über den Streich mit Fischen s. Liebrecht a. a. O. S. 125. Ich will hier nur noch eine schwankhafte Erzählung der südungarischen Zigeuner aus meiner unedirten Sammlung mittheilen, weil diese Erzählung durch den Streich mit Fischen eine wesentliche Verwandtschaft mit einigen Versionen des Schwankes: „*Von den drei Frauen*" zeigt. Diese Erzählung lautet in genauer Verdeutschung also:

Die genarrte Schwiegermutter.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hätten miteinander in Frieden gelebt, wenn nicht die Mutter des Mannes ein böses Weib gewesen wäre und ihrem Sohne alles Schlechte über ihre Schwiegertochter zugeflüstert hätte. Die junge Frau sagte häufig zu ihrem Manne: „Hör' nicht auf deine Mutter! die ist alt, blind und taub, und sieht und hört solche Dinge, die nie auf Erden waren." Der

*) Im Original heißt es: „*gráyen kerelas*" = „Pferd machte", d. h. ein Pferd aus ihm machte. Diese Wendung wird auch im Ungarischen bei ähnlichen Fällen gebraucht *lovó tette* = er machte ihn zum Pferde, d. h. er ließ ihn aufsitzen.

Mann versetzte dann stets: „Beweise mir also, daß meine Mutter blind und taub ist, dann will ich dir glauben!"

Von nun an dachte die junge Frau stets nach, wie sie ihre Schwiegermutter so recht zum Narren halten könne. Da traf es sich einmal, daß die Alte mit einem Knecht hinaus aufs Feld gehen wollte, um zu pflügen. Die junge Frau besprach sich nun schnell mit dem Knecht, der die Alte auch nicht leiden mochte, und lief dann auf Seitenwegen auf ihr Feld, wo sie in einige Löcher Fische warf, die sie von zu Hause heimlich mitgebracht hatte. Darauf kehrte sie heim. Als nun der Knecht mit der Alten auf das Feld kam und pflügte, so fand die Alte in einem Loch Fische und rief: „Na, ich bin alt geworden und habe noch nie Fische auf trockenem Felde gesehen!" Sie steckte die Fische in den Sack. Indem sie weiter ging, fand sie wieder ein Loch voll Fische, und bald hatte sie alle Löcher gefunden, in denen Fische waren. Als sie Abends mit dem Knechte nach Hause kam, erzählte sie voll Freude ihrem Sohne und ihrer Schwiegertochter, wo sie die vielen Fische gefangen habe. Ihre Schwiegertochter versetzte hierauf: „Das hat noch kein Mensch je gehört, daß auf trockenem Felde Fische leben! Wer weiß, was du wieder gesehen hast!" Auch der Mann glaubte nicht den Worten seiner Mutter, und als diese den Knecht herbeirief und zu ihm sprach: „Du hast es ja auch gesehen, wo ich die Fische fand!" da versetzte der Knecht: „Das kann kein Mensch gesehen haben, daß man auf trockenem Felde Fische findet!" Die Alte verschwor sich, die Fische auf dem Felde gefunden zu haben, aber ihr Sohn glaubte es ihr nicht, und wenn sie von nun an ihm etwas über ihre Schwiegertochter beibringen wollte, da sagte er stets: „Ah ja! du findest auch auf trockenem Felde Fische! du bist schon blind und siehst Alles anders als andere Menschen es sehen!" Und die Alte mußte schweigen. ....

Diese schwankhafte Erzählung deckt sich vollständig mit dem Streich der ersten Frau im südrussischen Märchen: „*Die drei Frauen*" (aus: Rudtschenko's südrussischen Volksmärchen, Kiew 1869, S. 165, Nr. 59), welches Liebrecht a. a. O. S. 125 und 139 ff. in Schiefners Übersetzung mittheilt.

MÜHLBACH (Siebenbürgen), 10. April 1887.

H. v. WLISLOCKI.

SEGENSPRÜCHE.

Es ist noch weit davon, daß man eine vollständige Sammlung aller Beschwörungsformeln und Segensprüche*) gehen könne; zu viel liegt noch in Archiven, in Missalen und Klosterhibliotheken was noch nicht herausgegeben ist, und was in den Zeitschriften etc. abgedruckt ward, steht überall zerstreut.

Doch wäre es erwünscht, daß auch die Segensprüche und Zauberformeln einmal ordentlich gesammelt würden, denn gerade in diesen Sprüchen hat sich neben dem altkirchlichen vieles aus der heidnischen Zeit erhalten. Wohl ist es in nicht geringem Maß verstümmelt und unverständlich geworden, da der Volksmund, was er nicht mehr verstand, sich zurecht legte, oder ein Wort als unverständlich nur dem Laut nach wiedergab. Durch Vergleichung der verschiedenen Ausdrücke würden vielleicht viele alte Formen wieder herauszufinden sein und mancher alte Begriff, der jetzt verwischt ist, würde wieder ans Licht treten.

Jeder Beitrag kann in dieser Hinsicht von Interesse sein, daher biete ich hier folgende Segensprüche und Beschwörungsformeln, welche ich bei Gelegenheit anderer Untersuchungen in einigen niedersächsischen Manuscripten fand.

I. Schlangensegen.

1. Medic. Hs. 12. Jh. Utrecht. Univ. Bibl. Nr. 414 ms. var., S. 48[b]. *En gut bote.* So wene en adhere ofte en slange gesteket. Pallium, criscium, confame. Signale †, signe †, signikade †. Scrif dit an kese unde gif deme menschen eten den de worm steken hevet.

2. Cod. 23. 3 Aug. 4°. Wolfenbüttel**). 15. Jh. S. 48[a]. Merke: der slangen chunigen ghedroghet drech myt dy unde is ghud weder alle anvechtinghe [S. 48[b]]; dat is vorsocht: osi †, osi †, osi † ave admissiva serpens stes in verhis dei sicut stetit ah ea in Jordane cum Johannes Xristum baptizavit. † tetragramaton † adonay † alpha † et o †. Coniuro te serpens per deum meum, per deum verum, per deum sanctum, per deum vivum, qui te et me creavit, per deum qui te dampnavit inter cuncta animalia, ut sis michi obediens et omnibus

*) Was Maßmann in: Die deutschen Beschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln gegeben hat, kann nicht in Betracht kommen.

**) Die Abschrift der Wolfenbüttler Segen verdanke ich Herrn Dr. G. Milchsack.

hominibus christianis ut non ledas me, † amen, mō (?) viri famulum dei nec aliquem hominem christianum. emitte venenum. In nomine Patris et Filij et Spiritus Sancti super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et traconem. So nem dey slangen in deme namen des Vaders des Sones unde des hilghen gheystes.

Item eyn ander: In deme namen des vaders, des sones nnde des hilghen gheystes. Ik bydde dy unde beswere dy du worm, du sist addere, snake efte slange myt dyner twelaftighen tunghen, dattu my nicht en schadest unde ok neynen mynschen tho schaden komest, dat enbeyde*) ek dy tho dussen stunden by den hilghen vif wunden blod. amen. Tu sey**) under dyne voyte hen unde sprick: worm ek heneme dy dyne macht unde kraft; vorlat dyne vorghiffnisse in nomine patris et filii et spiritus sancti.

Dyt doe drye unde spreck de wort drye so en schadet se nemande unde do ore wat dn wnlt.

II. Wurmsegen.

1. Cod. 980. Gotha. 15^e^ Jh. S. 100^b^. In nomine Patris et Filii et Spiritns sancti amen. Jop simplex et rectus in sterqnilino sedebat; ad Dominum deum preces suas fundebat. In eisdem verbis Domine sana hominem istum a morsn vermiarum (sic). Sive sit harworm, sive navelworm, sive berneworm, sive schafworm, sive quaseworm, sive varn, sive bersel, sive teneworm, sive hesper, sive cancer sive cuiuscumqne .... verminm sitis, precipio vobis per veram obedienciam et coniuro vos per patrem et filinm et spiritnm sanctum — amen — et per beatum Jop ut moriamini et in eodem loco nnnquam reveniatis, nunqnam comperatis, nnncquam carnem eius comedatis, nec ossa eius frangatis, nec sangwinem snum bibatis, nec quicquam sibi de cetero molesti inferatis. Precipio vobis per veram obedienciam et per patrem et filinm et spiritum sanctum — amen — et per beatum Jop et per illum qni venturus est iudicare vivos et mortuos in seculum per ignes — amen. — Also leet sy dy worm dyt vlesch to etende unde dyt been to brekende unde dit blot to drinkende also unser leven vrouwen Snnte Marien was, do se ere leve kynt an deme galghen des cruces hangende sach.

Istnd legetur,' iterum legetur, homines et jumenta sanabis domine quemadmodum mnltiplicasti misericordiam tuam, Deus.

---

*) entbede Mnd. Wtb.

**) Nhd. seh.

Domine exaudi orationem meam et clamor mea ad te veniet. Oremus maiestatem tuam Domine, suppliciter exoramus, et sicut mundasti et curasti decem lebrosos ab omnibus doloribus et infirmitatibus eorum, ita hunc hominem a dolore verminm et a quecumqne dolore curare digneris per eum, qui venturus est etc.

2. Wedder de thenenworme. (Zahnwurm.) Codex 980. Gotha. S. 21ª. Got heft sunte Appolonyen vorlenet, we se alle daghe eret mit synen beden unde eren dach vastet unde dyt bet leret dat em de tbene nummer grote noet en doen.

Item. Virgo Xristi egregia, pro nobis Appolonia funde preces ad dominum ut qui peracto terminum morbe vexemur dentium, ut fiat nobis remedium. Ora pro nobis beata Appolonia ut digni efficiamur promissione Xristi. Deus beatam Appoloniam virginem tuam per martiris palmam, dentibus excussis a maligno hoste, tibi nuphere*) fecisti; tribue nobis quesumus ut eius mitis et intercessione a dolore dencium et ab omni langwore mentis et corporis liberemur per eum qui venturus est eto.

55ᵇ Wedder den bersel unde ander worme. Wor du dyt wult overlezen dat ys ene besweringhe. we de leze wil, de du et.

3. So we ene fistele an der wangen hevet unde de wangen grot is unde siget. Med. Hs. Utrecht. 47ᵇ.

De neme driakelkrut nnde stote dat an eneme mosere nnde binde eme dat up de wangen. † Job † trayzon † conobia † zatraya † zorobantiz † Job †. Scrif dit in blye unde scrif des minschen namen darin unde bind eme umme den hals. Dat bedwinghet alle worme.

III. Blutsegen.

1. Deme dat blot nicht untstan wil. Codex 980. Gotha. 20ᵇ. Min vrouwe sunte Maria de sloch ene roden in de hillighe Jordanen. De Jordanen entstund. — Also de Jordane entstunt so entsta du blot nu nnde iummermere. In den namen des Vaders unde des Sones unde des hilgen Geistes, amen.

id. Weder dit blot. Med. Hs. Utrecht. 52ª. Min vrowe sunte Maria scot ene roden in dhe Jordanen. De rode entstunt. Also de rode untstunt also untsta du blot nu nnde iummermer. An godes namen. Amen.

2. Weder dat blot. 65ª. So wan du vornimst dat de minsche sere blot, so sende dine boden hen to watere. Vorbede den boden dat

*) Hs. muphere.

he nicht en spreke under weghen. So he dat water swighende brinct, so scoltu it sighen dor din hemede an en ander water unde sprich desse wort: in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Nomen. Caro, Carice, confirma Ismahelite.

Dat soltu dre stunde don unde gif deme boden to drinkende. Is ghene dar nicht de dar blot, it besteyt.

IV. Augensegen.

Cod. 980. Gotha. S. 12ᵇ. In nomine Patris † et Filii † et Spiritus sancti. Amen. Adiutorinm nostrum in nomine domini qui fecit coelum et terram †. In nomine patris Jhesus. Pater noster †. et Filii. Nazarenus. pater noster † et Spiritus sancti rex Judeorum. pater noster †. Ecce crucem domini; fugite partes adverse. Leo *fiat de tribu Juda radix David* sanctus deus † sanctus fortis † sanctus et inmortalis auferat et tollat maculam et carnem agrestem et pellem iniustam ex oculis istius hominis. † Coninro te macula, sive sis alba, *sive* sis nigra, sive sis rubra † per deum verum, per deum vivum † *per* deum sanctum, per deum, qui cuncta creavit ex nichilo.

Item. Coniuro te et omnem oculorum dolorum per corpus et sanguinem domini nostri Jhesu Christi et per quimque vnlnera eius, per mortem quem in patibulo crucis passus est ut recedas ab oculis N. famnli dei. sanctus Nicasins maculam in oculo suo habuit et temptatus est dominum nostrum Jhesum Cristum. Quicumque nomen tuum penes se habuit hoc macnlo in oculis suis careat. Cecus sedebat secus viam, transeunte domine voce magna clamabat; tunc autem respondens ei: quid vis ut faciam tibi pro boni. — ut videam lumen. — lutum fecit dominus ex sputo et linivit oculos cecus nati, et vidit et credidit deo. Domine exaudi orationem meam et clamor meus ad te veniat.

Oremus: Domine Jhesn Criste salvator omnium rerum salva et illumina oculos istius hominis sicut illuminasti oculos ceci nati et oculos Thobye per tuam misericordiam et per genitricem virginem Mariam illuminare digneris per eum qui venturus est iudicare *vivos et mortuos.*

Item. † Increatus Pater † increatus Filius † increatus Spiritus sanctus † Eternus Pater † eternus Filius † eternus Spiritus sanctus. Sancta Thecla Mathaste super ripam maris sedebat. sanctus Nazarenus ad sanctum Aquilinum et ad sanctum Decium hec verba referebat dicens: Oremns, fratres, dominum, ut dispergat maculam ex oculis hominis dei N. Si nigra sit destruat, si rubea sit deficiat, si alba ait dispergat.

Lutum fecit dominus ex sputo et linivit oculos ceci nati, et abiit et lavit et vidit et credidit deo. Domine exaudi orationem meam et clamor meus attc veniat. — Oremus. (Dasselbe wie das vorige.) Salva domine Jhesu Cristi oculos famuli tui N. et expella maculam et omnem dolorem oculorum per sanctum corpus et sangwinem tuum et preciosum lignnm sancte crucis in quo suspensus fuisti pro nobis miseris peccatoribus.

Coniuro te maculam carnis agrestis et carnis injuste per Deum altissimum unum et verum et per omnipotentem Dominum ac creatorem celi et terre, maris et omnium que in eis sunt, et per tronum in quo filius dei sedet ut non habeas licentiam in oculis istius N, neque per diem neque per noctem. Per crucem. hoc signum fugat procul omnum malignum.

Crux reperatio rerum. Crux Cristi fugiat super te. Amen.

Syon, Physon, Eufrates, Tygris. † Xristus vincit † Xristus adiuvet te † agla per hoc nomen audet nominare.

Coniuro te maculam et omnem dolorem oculorum ut pereas et evanescas et hic non perseveras, Ulterius Hely, Hely, Lamazabatanj. — hoc: deus meus, deus meus [ut] quare derelinquisti me.

Hic salus nostros langwores in cruce portavit et inclinato capite emisit spiritum et sic recissit anima de corpore tristi et caro perturbatnm in nomine alpha et o. Tunc unus e militibus lancea latus eius perforavit et continuo exivit sangwis et aqua per illum sangwinem et aquam.

(Folgen einige ähnliche Beschwörungen mit Anrufung des Cherubs und Serafs.)

Coniuro te, macula, per quatuor ewangelistas Matheum, Marcum Lucam et Johannem et per omnes angelos et archangelos dei ut hinc recedas ab oculis istius hominis N.

Ayos o theos, ayos yschyros, ayos athanathos, eleyson ymas. sanctus deus, sanctus fortis, sanctus et inmortalis miseriatur tui et liberet te ab omni dolore ocnlorum. Amen. O domine Jhesu Criste salvator omnium rerum, qui salvasti et protexisti Susannam a falso crimine et Jonas in ventri ceci et tres pueros in camino ignis, ita salva et illumina visum istius hominis N per corpus et sanguinem tuum et per Sanctam matrem tuam, Sanctam Mariam.

(In der folgenden Beschwörung werden die Patriarchen angerufen, sonst dasselbe.)

Protege † salva † benedic † sanctifica istius hominis N oculos per signum sancte crucis. Morbus averte corporis terannem (?), hoc ontra signum † nullum stet periculum ei; amen.

Kyrieleyson, Xristeleyson, Kyrieleyson. Crist audi nos. — pater noster et ne nos inducas.

Item. Signatum est super nos lumen vultus tui. Domine dedisti leticiam in corde meo. Salvum fac famnlum tuum, domine deus meus, sperantem in te. Deus qui nobis signatis lumen. vultus tui domine memoriale tuum ad instanciam Veronice ymaginem tuam in sudaris impressam relinquere voluisti per passionem tuam et crucem tuam. nobis tribue ut ita nunc in terris per speculum et in enigmate te venerare, horare, odorare valeamus ut te tunc a facie ad faciem Judicem super nos venientem secure videamus per eum qui venturus est etc. Et Benedictio Dei Patris omnipotentis et Filii*) et Spiritus sancti descendit super te et custodiat te et maneat semper tecum. Amen. — Dyt les des dages dryge, des morgenes, des middages unde des avendes to negen daghe al umme.

Item. (15ᵃ) In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Ecce crucem domini et fugite partes adverse. fiat leo de tribu Juda radix David. Sanctus deus, sanctus fortis, sanctus et immortalis *auferat et tollat* totam maculam ab oculis istius hominis N. Sanctus Matheus, sanctus Marcus, sanctus Lucas, sanctus Johannes solvent, salvent oculos istius hominis. Per Deum verum, per Deum sanctum, per Deum vivum, per Deum qui cuncta creavit ex nichilo, per thronum eius et per sanctam maiestatem eius, per preciosum lignum sancte crucis, per vissera sancte dei genitricis virginis Marie, per septem candelabra aurea, que in conspectu eius sunt semper, coniuro te, macula, et omne genus maligni morbi ut hinc recedas et amplius oculos istos non noceas.

Coniuro te, macula, per novem ordines angelorum, per viginti quatuor seniores, per centum quadraginta quatuor milia innocentium, per patriarchas et prophetas, per apostolos et martires, per confessores et virgines, per omnes sanctos et electos dei, ut hinc recedas et amplius oculis istis non noceas. Lutum fecit Deus ex sputo et linivit oculos ceci nati et abiit et lavit et vidit et credidit deo; ita ipse oculos istius hominis servare dignetur.

Sancte Raphahel, medicina dei, qui salvasti oculos Tobye, ita oculos istos sanare digneris. Amen.

Domine exaudi orationem meam et clamor meus ad te veniat.

Oremus. Domine Ihesu Criste, lumen verum, qui es creator omnium rerum visibilium, qui ceco nato lumen tribuisti, qui natura

*) hs. filio.

negavit per superabilem tue pyetatis clemenciam, affer velamen ab oculis istins hominis N. Per deum, qui venturus est iudicare vivos et mortnos Amen. Et benedictio dei patris et filii et spiritus sancti descendat super te et custodiat te et maneat semper tecnm. Amen.

Dyt les ok neghen daghe des dages III, IX.

V. Weder den Scitten.

(Diaria in Voc. Engelhardi.) — Med. Hs. Utr. S. 81ᵃ. Vgl. Rost. Arzneib. 30ᵃ. Deme dat lif sere geyt de neme negen medeke*) in der erde unde berne de to pnlvere nnde spreke de wile negen pater noster, unde make negen kôken van weteme mele unde bestrike de mit botteren unde seede dat pulver dar np.

Unde et dre kôken des morgenes, dre des avendes, dre to middaghe, dre an den namen des vaderes, des sones, des heylighen geystes.

VI. Zur Gebürtshilfe.

Swelich vrome des kindes nicht nesen mach. Med. Hs. Utr. S. 122ᵇ. Men scal scriven in enen bref: Elizabeth genuit precursorem sancta Maria genuit salvatorem. Sive masculus, sive femina sic veni foras, Xristus te vocat. Oves sancti dei intercedite pro me. † ch. u. r. k. X. σ. r. d. er. y. (Die Buchstaben haben wahrscheinlich eine Bedeutung. Eine andere aber als die, wozu E. Steinmeyer, Zs. XVII, 84 den Schlüssel publicirt hat aus der Wiener Hs. 2245.)

VII. Gegen Epilepsie.

Cod. 980. Gotha. S. 171ᵇ. We dat grote ovel heft, drecht he dusse karakteren by sik he en valt nicht van deme ovele.

†† N. dan gut. t. N. amen. rex. pax. vax**). t. s. s. n. s. m. t. m. t. m. x. y. azit. y. ag. o. h. e. y. a. f. m. Xristus. x. t. g. l. g. ut Xristus t. ham.

Myt dessen sal men seggen: Deus in nomine tuo salvum me fac et in virtute tua iudica me.

VIII. Gegen febris cotidiana.

Cod. 23. 3 aug. 4°. Wolfenbüttel. S. 42 a. Item vor dey cottidianen. nym dre lokes blade unde scrbif an eyn: Dextra domini fecit

*) lumbricos terrestres.

**) Pfeiffer S. 139, 14 rex. pax. nax. in cristo filio.

virtutem †, an dat andere: Dextra Domini fecit me †, an dat dridde: dextra domini fecit virtutem. Unde he schal dey drey bladere nuchterne eten.

Eder schrif in eyne oblaten: o febrem omni laude laude tollendam †, an dey anderen: o langworem sanitati et gaudiis asscribendum †, an dey dridden max. pax. max.

Dey schal dey seyke dre morghen nuchterne nutten.

Zum Wurmsegen II, 1 vgl. MS. Denkm.[2], S. 142, 464.

Über Apollonia im Wurmsegen II, 2, welcher Name sonst nur aus französischen Segensprüchen bekannt scheint, vgl. Germ. 13, 180 und J. W. Wolf, Beitr. z. D. Myth. I, 260.

Der Blutsegen III, 1 ist derselbe, der in der Wiener Hs. 2817 gefunden wird; was aber hier von Maria erzählt wird, wird da dem Crist zugeschrieben. Vgl. auch MS. Denkm.[2], S. 141 und 460—463.

Der Blutsegen III, 2 findet sich auf hochdeutsch in dem Arzneybuche, mitgetheilt von Pfeiffer, Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. d. Wiener Akad. XLII, 141, 26.

Zu VI vgl. den Segen von Birlinger, mitgetheilt Germ. 24, 74, die Buchstaben fehlen da.

Zu VII vgl. Germ. 24, 74 gegen die vallundt sucht.

Zu VIII ist zu vergleichen der letzte Theil eines Segens, von A. Jeitteles mitgetheilt in Germ. 24, 312, dessen Abkürzungen deutlich werden durch die hier gegebene Lesung.

Die Wörter rex. pax. vax in Segen VII, max. pax. max in VIII findet man auch bei Pfeiffer S. 139, 14 rex. pax. nax in Cristo filio, und Germ. 24, 312 nax. pax. max.

Zum Segenspruch, mitgetheilt von F. Pfeiffer a. a. O. 151, 8, wo der Riemen, womit ein epilepticus gebunden war, mit einem Todten begraben wird als Symbol der Ablegung dieser Krankheit, ist zu vergleichen ein Segenspruch gegen Fieber, der in der Grafschaft Zutphen unter den Bauern noch in meinen Jugendjahren in Brauch war.

Olde mar olde, ik hebbe de kolde.
Ik hebbe ze nöw; ik gève ze öw
Ik bind ze hier neer
Ik krīg ze neet weer.

Der Bauer hat sich nl. mit einem Strohwisch über den Körper gerieben, und nun bindet er, wobei er diesen Spruch spricht, den Strohwisch an einen Baum, damit er das Fieber los werde. Der Volksglaube will, der Baum muß sterben.

Der Name des Hiob, welcher angerufen wird in der oben mitgetheilten Wurmbeschwörung, erscheint, ausgenommen in dem Segen aus Prül, Denkm.[2], S. 142, auch im Niederl. Mythol. Wörterb. von van den Bergh:

„Sech dese worde:
Die goede sent Job
Hi lach in de wonde doot.
Doe quamen die wormen;
Si aten syn vleesch van den hene,
Sine daden hem gheen goed.
3 wasser wit. 3 wasser swart
3 wasser roet.
God ense die sente Job
Sla dese 9 vilre alle ter doet.“

UTRECHT, Februar 1887. J. H. GALLÉE.

ZU GERHARD VON MINDEN.

Fab. 11, 1. De vos de hadde leve jungen,
de gingen ût, dô kam geswungen
ein arn unde begrêp ir ein.
De vos ne hât is nicht gesein,
men horen scrigen unde lêp
do na dem arne.

Damköhler hat im Correspondenzblatt f. niederd. Sprachforschung XII, 6 mit Recht bemerkt, daß in *horen* nicht der Infinitiv zu sehen sei. Auch seine Übersetzung: 'Er hörte ihn den Adler schreien', trifft das richtige. Doch ist nicht mit ihm die Trennung in *hör en* vorzunehmen. Es ist vielmehr das noch jetzt gebräuchliche Praet. *hôr* (s. Schambach S. 86) mit inclinirtem und zu *en* verkürztem *in*. Die Form ist durch Contraction aus *horde* entstanden, ähnlich wie *sê* aus *segde* (s. Schambach S. 189).

NORTHEIM. R. SPRENGER.

DER HEILIGE KUMERNUS ODER DIE HEILIGE WILGEFORTIS.

Ein Beitrag zur Geschichte und Deutung eines alten Cultus.

I.

Der Cultus dieses wunderlichen Heiligen beschäftigt die Wissenschaft schon seit langer Zeit. Das Interesse, welches dieses Problem erregt, greift aber über die Grenzen der Wissenschaft weit hinaus; es handelt sich um die Verehrung eines Heiligen, welcher in manchen Theilen der katholischen Christenheit noch in hohem Ansehen steht, trotzdem das Bild dieses langhärtigen, mannweiblichen Heiligen bei dem Unbefangenen nichts weniger als die Empfindung der Andacht erregt. Auch die Kirche selbst hat dem Cultus eine wechselnde Geneigtheit zugewendet; sehr begünstigt hat sie denselben niemals; dagegen ist sie genöthigt gewesen, in manchen Gegenden Tirols gegen den Pseudoheiligen einzuschreiten und seine Bilder aus den Kirchen zu entfernen, sogar zu vernichten, weil ein ärgerlicher Unfug die andächtige Verehrung überwuchert und verdrängt hatte. Zudem ist dieser Heilige von der Kirche niemals officiell anerkannt worden; zu einer Canonisation ist er nie gekommen; doch hat ihn die Kirche so weit geduldet, daß er sogar in dem römischen Martyrologium eine Stelle gefunden hat. In demselben heißt es zum 20. Juli: „In Lusitania sanctae Wilgefortis virg. et mart., quae pro christiana fide et pudicitia decertans, in Cruce meruit gloriosum obtinere triumphum." Dieser kurzen Notiz hat die Legende sich bemächtigt und hat dieselbe durch allerlei sagenhafte Zusätze erweitert. Bemerkenswerth ist zunächst, daß das Martyrologium die Heimat der Heiligen nach Portugal verlegt. Nach dem Berichte der Acta Sanctorum (edd. Bollandus aliique S. J.) war sie die Tochter eines heidnischen Königs im Niederland. Sie selbst hatte sich heimlich dem Christenthum angeschlossen. Als sie auf Befehl des Vaters einen heidnischen Prinzen zum Manne nehmen sollte und ihre heftige Weigerung nichts fruchtete, bat sie Gott um Hilfe; er möchte ihre wunderbare Schönheit derart entstellen, daß alle Männer sich mit Abscheu von ihr wenden müßten. Ihr Gebet wurde erhört und zur Stunde wuchs ihr ein mächtiger Bart. Darauf wurde sie als eine Zauberin angeklagt und auf Befehl des erzürnten Vaters gekreuzigt. Als sie nun in Todes-

qualen am Kreuze hing, kam ein armer Geiger des Weges, wurde von Mitleid ergriffen und spielte ihr zum Troste das Kreuzlied; zum Dank warf sie ihm einen ihrer goldenen Schuhe herab. Der Geiger sollte darauf als Dieb gerichtet werden. Als man ihn zum Richtplatze führte, bat er um die Gunst, nochmals vor der Gekreuzigten spielen zu dürfen; es wurde ihm gestattet; ein Wunder geschah, denn sie ließ auch den zweiten Schuh fallen und der Arme wurde gerettet. Diese allgemeinen Züge der legendarischen Überlieferung wurden vielfach variirt; ihre Legende ging vielfach in andere Heiligengeschichten über; so wurde sie verwechselt mit der heil. Eva, der Patronin der Crypta des Braunschweiger Domes. Das bekannte Gedicht J. Kerners: „Der Geiger zu Gmünd“ macht sie zu einer heil. Cäcilia; Guido Görres verlegt den Schauplatz nach Mainz; doch nennt er in seinem Gedicht „Der arme Spielmann“ keinen Namen, sie erscheint nur als eine Jungfrau, eine Heilige, „die für Gott ihr Blut gab“.

So vielfach die Legende variirt ist, so häufig wechseln auch die Namen, welche sie führt; sie heißt „die heil. Wilgefortis“, „Liberata“, „St. Gehülfe“, „St. Hilfe“, „St. Hülse“, „Eutropia“, „Regenfledis“, „Ontcomera“; am auffallendsten jedoch ist die Bezeichnung „der heilige Kumern*us*“; einzelne ihrer Bilder tragen geradezu die Aufschrift „Salvator mundi“.

Die Bildnisse, welche sich unter diesen verschiedenen Namen finden, sind ungezählt. Dieselben sind über ganz Europa verbreitet, soweit dasselbe von germanischen Stämmen dauernd bewohnt war. Die Heimat des Cultus ist offenbar im westlichen Deutschland zu suchen; dahin führen nicht nur die ältesten Bilder; auch die specifische Bedeutung des Wortes „Kummer“, welches dem Namen des heiligen Kumernus zu Grunde liegt, entstammt dem rheinischen Sprachgebrauch und Rechtsleben. Am Unterrhein, in Belgien ist der Heiligencultus noch sehr verbreitet; Bilder finden sich noch jetzt in Brüssel, Mecheln, Arques b. Dieppe etc. Von dem Niederland mag der Heilige rheinaufwärts gezogen sein. Ob das berühmte Bild in Emmerich ein Wilgefortisbild sei, mag dahingestellt bleiben; dagegen ist das alte Crucifix zu „St. Maria in Lyskirchen“ in Cöln unzweifelhaft ein Kumernusbild. Eine Hauptstätte der Verehrung fand der Heilige zu Mainz; noch zu Anfang dieses Jahrhunderts befand sich ein vielbesuchtes Bild in der nördlichen Eingangshalle des Domes; es trug eine werthvolle Krone, welche die Franzosen zur Zeit der Occupation gereizt zu haben scheint. Um das Bild vor gänzlichem Untergang zu retten, wurde es von einem Mainzer Bürger nach einem entlegenen Dorfe

geflüchtet, wo es noch heute sich befindet. In der Pfarrkirche St. Christof zu Mainz hängt noch jetzt ein anderes Bild; fünf weitere sind mir bekannt an verschiedenen Orten der hessischen Rheinpfalz, welche von dem mächtigen Donnersberg beherrscht wird. Deutliche Spuren weisen auf das Vorhandensein des Cultus auch in Frankfurt, in Hörstein im Freigericht etc. Von Mainz wurde er nachweislich nach Saalfeld verpflanzt; es fand auch in Mitteldeutschland vereinzelt Verbreitung.

Uralt heimisch ist der Cultus in der Schweiz, in Vorarlberg, Tirol, Steiermark; nicht nur hat er sich über das ganze Gebiet der deutschen Alpen verbreitet, sondern seine Pflege ist dort auch heute noch bei dem Landvolke lebhafter, als sonst irgendwo. Daher erfahren wir an keinem anderen Orte Genaueres über die besonderen Formen dieses Heiligendienstes, sowie über dessen Verfall, als in den Alpenthälern Tirols.

Daß auch in Lucca der gleiche Heiligencultus altheimisch sei, darf mit Fug nicht wohl mehr bezweifelt werden. Dafür zeugt zunächst das berühmte volto santo in der Kirche des Schutzpatrons der Stadt San Martino, welches der Sage nach im Jahre 782 im Meere aufgefunden wurde. Da man sich über den Ort seiner Aufstellung nicht einigen konnte, rieth der Bischof, man solle dasselbe zwei jungen Ochsen auflegen und denselben die Entscheidung überlassen; so geschah es, und die Ochsen führten das Bild nach S. Martino in Lucca. Bemerkenswerth ist freilich, daß die Kirche erst 1060 gegründet und 1070 geweiht wurde. Wird der Spielmann zu Füßen des Gekreuzigten weggedacht, so kann die Übereinstimmung des volto santo mit den späteren Kumernusbildern (in Belgien) nicht verkannt werden.

Ebenso beachtenswerth wie das volto santo ist jedoch die Verehrung des heil. Fredian in Lucca. Die Kirche S. Frediano heißt auch Basilica Longobardorum; ihre Urkunden reichen bis 685 zurück. Zweifellos haben wir es mit einem Cultus zu thun, welcher schon von den Longobarden eingeführt wurde. Schon sein Name (v. goth. freidjan = parcere, ahd. frîten) ist grunddeutsch; von besonderem Interesse ist jedoch sein Wunder, welches in der Kapelle di S. Agostino abgebildet ist: gegen eine drohende Überschwemmung werden von einer Anzahl Menschen Pfähle eingeschlagen; der Heilige lenkt jedoch mit einer einfachen Harke das Wasser zum Meere ab.

Nur in dem benachbarten Pisa ist der Heilige noch verehrt. Seine Kirche ist jedoch klein und unscheinbar, ihr Bilderschmuck

unbedeutend. Florenz hat keine Kirche, wohl aber ein Thor, welches des Heiligen Namen trägt. Die Porta di S. Frediano, erbaut nach den Zeichnungen des A. Pisano, liegt auf der linken Arnoseite und deckt die Straße nach Pisa. Die innige Verschmelzung der Geschichte von Lucca und Pisa erklärt die Gemeinsamkeit dieses Heiligencultus, dessen Heimat jedoch in Lucca zu suchen ist. Zuerst fiel Lucca an Florenz (1341) und bald darauf (1406) auch Pisa, nachdem schon 1362 die Florentiner die Flotte und den Hafen von Pisa zerstört hatten. Das Thor des heil. Frediano bezeichnet die Stelle, wo die Macht der unterworfenen Städte ihren Einzug in das siegreiche Florenz halten mußte. Andere Städte Oberitaliens kennen den Heiligen nicht. Daß das in Lucca abgebildete Wunder auf den deutschen heil. Kumernus zurückzuführen sei, wird sich aus der späteren Worterklärung ergeben.

Mehr vereinzelt finden sich die Kumernusbilder in Frankreich, Spanien (Portugal?) und England. Auch Prag besitzt ein Bild, welches nachweislich im Jahre 1684 von einem Kaufmann aus Belgien dorthin gestiftet wurde.

Wir sind zu dem Schlusse berechtigt, daß die Heimat des Heiligen im westlichen Deutschland zu suchen sei, daß die deutschen Stämme auf ihren Wanderungen den Cultus desselben mit sich führten, und daß derselbe überall Wurzel faßte, ohne jedoch eine durchgreifende Einbürgerung zu finden.

II.

Die noch vorhandenen Bilder aus älterer Zeit sind soweit gesammelt, abgebildet und beschrieben, daß eine vergleichende Untersuchung möglich geworden ist. Dem Alter nach verbreiten sich dieselben auf einen Zeitraum von annähernd einem Jahrtausend.

Als ältestes derselben gilt mit Recht das Bild in der Kirche zu Oberwinterthur in der Schweiz. Dasselbe steht in einer Nische. Sein Aussehen ist unzweifelhaft das eines Mannes, eines Königs; auf dem Haupte trägt er eine dreizackige Krone; das Gesicht ist ernst, von einem starken Barte eingerahmt, der Blick offen und geradeaus gerichtet. Die Arme sind ausgebreitet, bis zu den Handgelenken bekleidet; die Hände stecken in starken Handschuhen. Das Gewand, ein einfacher bis fast zu den Knöcheln reichender Rock, ist um die Hüften zusammengehalten durch einen Gürtel, dessen Ende lang herabfällt; auf der Brust, dicht über dem Gürtel, befindet sich ein einfaches kreuzartiges Zeichen. Beide Füße stehen fest auf; der

eine Fuß ist beschuht, der andere ist entblößt und der Schuh steht vor demselben auf der Erde. Zur Seite kniet eine männliche Gestalt, welche den einen Arm erhoben hält. Von einem Kreuzé hinter der Königsgestalt ist nichts zu erblicken; die Hände tragen also auch keine Spur einer Nagelung. Das ganze Steinbild wird dem achten Jahrhundert zugeschrieben; es mag jedoch etwas jünger sein.

Sehr nahe diesem verwandt ist ein jüngeres Bild, welches auf einem Diptychon des 13. Jahrhs. sich befindet. Gesichtsausdruck, Krone, Gürtel, Kreuzeszeichen sind dieselben. Von einem Kreuzesstamme ist auch hier nichts angedeutet; dagegen ruhen die Arme auf einem Querbalken; ob die Hände angenagelt sind, bleibt ungewiß; die Füße stehen auf einem mächtigen Block; der eine Schuh ist ausgezogen und steht unterhalb des Fußes. Die knieende Figur führt in der Hand eine Laute.

Wiederum einer jüngeren Zeit anzugehören scheint das Bild zu Saalfeld an der Wassercapelle, welche im Fluss steht. Die Krone zeigt mehr Zacken; der Gesichtsausdruck ist zwar immer noch ernst und schmerzlos, aber weniger königlich; der Blick ist frei. Der Gürtel umschließt wiederum den langen einfachen Rock; das Kreuzeszeichen im Gürtel ist verschwunden; dafür befindet sich mitten auf der Brust ein rhombischer Zierat. Über das Haupt ragt der Kreuzesstamm; die beiden Hände reichen zum Querbalken empor; die Nagelung scheint angedeutet. Die Füße, deren einer den nebenstehenden Schuh abgestreift hat, stehen fest auf felsigem Boden, die knieende Figur hält wiederum die Laute in Händen. Merkwürdig ist die Inschrift „Salvator mundi 1516"; sie mag von einer Restaurirung des Bildes herrühren.

Fast genau mit dem Saalfelder Bild stimmt überein ein scheinbar etwas jüngeres zu Ettersdorf bei Nürnberg. Auffallend ist die gleiche Aufschrift; doch zeigt der Ausdrnck des Gesichts schon einen leichten Anflug von Schmerz; das Haupt ist leicht geneigt.

Eine bemerkenswerthe Weiterbildung verräth der belgische Kumernns. Das Kreuz ist vollständig ausgebildet; die Hände sind angenagelt; dagegen hängen die Füße völlig frei, ohne Nagelung oder suppedaneum. Das Haupt, schmerzerfüllt und geneigt, trägt nicht nur eine mehrzackige Krone, sondern auch einen ausgebildeten Nimbus. Um den Hals legt sich ein Geschmeide als breite Borte, welche auf der Brust in Blattform schließt. Wiederum hält der Gürtel das Gewand zusammen. Der Kreuzstamm erhebt sich hinter einem Altar, auf welchem zu Füßen des Gekreuzigten neben dem einen abge-

streiften Schuh ein Becher steht. An den Stufen des Altars kniet ein Geiger. Als bei der Darstellung des gekreuzigten Christus nicht nur der Gesichtsausdruck, sondern auch die ganze Figur mit allen Zeichen des Schmerzes sich erfüllte, ging das „bekümmerte“ Aussehen auch auf die Kumernusbilder über. Dieser Umschwung in der Darstellung Christi vollzog sich bekanntlich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, und wurde besonders stark beeinflußt von alttestamentarischen Vorstellungen, so z. B. von Jes. 53, 4. 5: „die Strafe liegt auf ihm, daß wir Friede hätten und durch seine Wunder sind wir geheilt.“ Die parallele Entwickelung der Kumernusbilder war hier angezeigt; der Hilfsbedürftigkeit, welche man dem Helfer entgegenbrachte, entsprang dieselbe; es war volksmäßig, daß man die eigene Hilfsbedürftigkeit auf den Helfer übertrug. — Das schon genannte volto santo in Lucca stimmt mit diesem belgischen Bilde überein, wenn der Ausdruck des Kummers sowie die Figur des Geigers als fehlend gedacht werden; aber gerade das Fehlen dieser beiden Momente läßt das volto santo als das ältere erscheinen.

Die nahe Verwandtschaft dieser Bilder mit der Legende ist auffallend. Gewichtige Gründe sprechen jedoch dafür, daß die Bilder schon vorhanden waren, als die Legende sich ausbildete; letztere kann also nur sehr jung sein.

Die nächste Hypostase vertritt das Bild zu Prag. Der Übergang ist ein gewaltiger, denn am Kreuze haftet unverkennbar eine Frau. Da die beiden auf das Jahr 1516 gezeichneten Bilder noch durchaus männlich sind, das Prager Bild aber nachweislich erst 1684 gestiftet wurde, muß der weibliche Typus in dieser Zwischenzeit sich ausgebildet haben. Dafür ist das bekümmerte Aussehen wieder verschwunden; die weibliche Heilige trägt nicht nur die Krone und den Purpurmantel, sondern sogar die Glorìole. Ihr bärtiges Antlitz ist durchaus heiter; der Gürtel fehlt nicht auf ihrer reichen Gewandung; die Hände sind angenagelt; dagegen stehen die Füße fest auf einem Block, neben welchem der eine abgestreifte Schuh liegt. Der Becher ist verschwunden, der Geiger geblieben.

Ein diesem Bilde sehr ähnliches befindet sich in der Sammlung Nadar zu Paris.

Die aufgeführten Bilder repräsentiren die verschiedenen Typen in der Darstellung des Heiligen. Wir entnehmen denselben folgende Beobachtungen.

Zunächst ist jeder Zweifel ausgeschlossen daran, daß der Heilige ein Mann war.

Das Kreuz, an welches der Heilige später geheftet erscheint, fehlt bei den alten Bildern gänzlich; mit der Zeit erscheint es angedeutet, aber nicht durchgeführt; auf einzelnen Bildern ist es ersichtlich erst spätere Zuthat. Dem entsprechend führt sich die Nagelung der Hände erst allmählich ein; die Nagelung der Füße dagegen bleibt ganz ausgeschlossen, höchstens einige ganz späte Bilder ausgenommen.

Selbst die Ausbildung und Fixirung der Legende hat eine größere Einheitlicbkeit der bildlichen Darstellung nicht herbeigeführt; sie ist aufgekommen, als die Verwirrung schon vorhanden war. Diese Verwirrung ist aber durch die Legende nicht nur nicht geschlichtet, sondern geradezu gesteigert worden. Manche wesentlichen Attribute mangeln bisweilen; so fehlt zuweilen sogar der Bart; aucb wohl die Krone; bäufig die Fußbekleidung überhaupt; sebr oft der Geiger, welcher aucb wohl durch einen Bettler vertreten wird; der Becber fehlt am häufigsten; auch der räthselhafte Brustschmnck ist später ganz entstellt, aber selten ganz weggelassen.

Das einzig Gemeinsame scheint demgemäß der Gürtel zu sein, allerdings ein bemerkenswerthes Attribut; denn von ihm aus ergibt sich *die Unmöglichkeit einer Verwechslung des Kumernusbildes mit dem gekreuzigten Christus*. Die Bekleidung des Kumernus ist stets eine völlig geschlossene und bestand ursprünglich aus einem langen, bis zu den Knöcheln reichenden Königsrock mit langen Ärmeln, der durch einen Gürtel zusammengehalten wurde — an sich gar nicbts Auffallendes. Die Christusbilder dagegen sind in dieser Weise niemals bekleidet gewesen. Daß der gekreuzigte Christus irgend eine Gewandung getragen habe, wird von der ältesten kirchlichen Tradition scbon angenommen; demgemäß erscheinen die ältesten Crucifixe zwar bekleidet, aber mit langem, hemdartigem Gewande ohne Ärmel und ohne Gürtel. In der romanischen Kunst (scbon im neunten Jahrhundert) bürgert sich allmählich der Lendenschurz (das perizonium) ein. Dasselbe war Anfangs so weit ausgedehnt, daß es von der Brust bis zu den Knieen reichte; erst im 13. Jahrh. wurde es bis zu der jetzt noch üblichen Form verkürzt. Der Kumernnsrock ist mit dem späteren Cruzifixus ganz unvereinbar.

Ein zweiter entscheidender Punkt ist in der mangelnden Nagelung der Füße zu suchen.

Daß Christus an Händen und Füßen angenagelt gewesen sei, ist bestimmte Voraussetzung der ganzen Patristik und des Mittelalters (Tertullian, Augustin), und zwar nahm man an, daß *vier* Nägel verwendet worden seien (Cyprian; Gregor v. Tours; d. heil. Bernhard;

Innocenz III). Doch kommen schon aus dem neunten Jahrh. vereinzelt Crucifixe vor, an welchen ein Nagel beide Füße durchdringt. Als im 13. Jahrh. der Ausdruck des Schmerzes in die bildliche Darstellung des Gekrenzigten aufgenommen wurde, wurden auch die drei Nägel allgemein anerkannt, wie schon Walther v. d. Vogelweide bezeugt, ein Beweis, wie sehr die Nagelung der Füße dem Christusbilde entsprach. Um so mehr mußte die völlige Freilassung der Füße auf den Kumernusbildern einer Verwechslung mit dem Crucifixus widerstreben. Wie sehr die Kirche auf der Nagelung der Füße bestand, mußte sich erweisen, als im 17. Jahrh. die Muthmaßung auftrat, die Füße Christi seien nur mit Stricken an den Kreuzesstamm befestigt gewesen. Nicht nur die katholische Kirche, sondern auch die lutherische Orthodoxie trat in der Person von Hengstenberg in Waffen gegen Dr. Paulus; denn sowohl aus dogmatischen wie aus archäologischen Gründen mußte die Kirche auf der Hut sein.

Dem Kumernusbild gegenüber gerieth die Kirche indessen auf diesem Wege in ein Dilemma. Die Heiligenfigur (denn als solche erschien sie) verstand man nicht mehr; ein Christusbild war sie offenbar nicht und konnte sie nicht werden; so entstand die Legende und versuchte einen Ausweg mit der Schaffung eines Dritten. Der Volksglaube läßt sich jedoch nicht beirren; er verstand den fremden Namen (heil. Wilgefortis) nicht; dafür hatte er längst seine eigenen Bezeichnungen, welche der Landessprache entstammten.

III.

Wiederholt ist der Versuch gemacht worden, das Herkommen und die Bedeutung dieses auffallenden Cultus zu deuten. Eine befriedigende Erklärung hat sich indessen bis jetzt nicht gefunden, nehmen wir an, zum Theil darum, weil der Ausgangspunkt nicht glücklich gewählt war. Greifbares kann sich nicht ergeben, wenn man mit der Erklärung des Namens beginnt; einen noch schwankenderen Boden bietet die Legende. Älter und sachlich getreuer als Namen und Legende sind die Bilder, deren geschichtliche Modificationen beschrieben wurden. Von gleich entscheidendem Gewichte sind die Cultusformen, unter welchen der Heilige nachweislich verehrt wurde, respective noch verehrt wird. Denn nichts ist getreuer als das Gedächtniß des Volkes; ungezählte Beispiele bestätigen es, daß in Bezug auf die Lebensäußerungen einer Volksseele die Tradition ungleich zuverlässiger geblieben ist als schriftliche Documente. Wo aber dieser Cultus noch in Blüthe steht, erfahren wir, daß der Heilige

(jetzt ist er freilich weiblich) angerufen wird in jeder Noth, welche die Allgemeinheit trifft, insbesondere in Kriegsgefahr, bei Trockenheit und Überschwemmung, bei Theuerung und Mißwachs etc. Speciell erscheint der Heilige als Schutzpatron des Ackerbaues; das Bild steht darum meist in Feldcapellen; auch die Bäcker bringen ihm eine besondere Verehrung entgegen, darum haben sie das Bild häufig auf ihren Öfen. Noch mehr wird der Heilige angerufen von Einzelnen in persönlicher Noth und Bedrängniß. Besonders begehren seine Hilfe leidende Frauen, sowohl solche, welche schon in der Ehe sind, als auch solche, welche nach der Ehe verlangen; auch die Ehe selbst wird unter seinen Schutz gestellt; darum findet sich sein Bild häufig in der Schlafkammer über dem Ehebett. Besonders angerufen wird er auch von Reisenden, deren besonderer Beschützer und Geleiter er ist; seine Capelle steht daher auch vielfach an Kreuzwegen. Auch für die letzte große Reise wird sein Geleite noch begehrt; sein Bild steht darum häufig in Todtencapellen, doch ist seine Bedeutung für den Cultus der Verstorbenen mehr verschleiert, scheint auch nicht besonders alt zu sein. Ein großes Gebiet ist ihm also untergeben: Werden und Gedeihen, Wachsen und Abnehmen, Leben und Tod. Das kann kein Unmächtiger gewesen sein, der das Saatfeld in gleicher Weise wie den Ehestand segnet, der die Gefahren abwendet sowohl von der Feldfrucht wie von dem Glück des Hauses; dieser Herr über Leben und Tod kann nur ein Herrscher gewesen sein, der die Krone trägt, ein Herrscher vom Himmel. Nehmen wir alle diese Punkte zusammen und vergleichen sie mit den ältesten Bildern, so müssen uns die Attribute der Königsgestalt den Weg dahin weisen, wo und bei wem das Volk seit uralter Zeit in seiner Noth Trost und Hilfe gesucht hat.

Nun erkennen wir die gekrönte bärtige, königlich blickende Riesengestalt; das kann kein Anderer sein als Thor, der Donnergott selbst. Hoch aufgerichtet, mit ausgebreiteten Armen dem Beter zu seinen Füßen Hilfe verheißend, steht er da, ausgerüstet mit allen Zeichen der Kraft; seine Hüften umschlingt der Stärkegürtel, in welchem der kurze Stiel des Hammers steckt; seine Hände sind in die Eisenhandschuhe gehüllt, welche er anlegt sobald er auszieht, die Riesen niederzuschmettern. So hat er vor den Augen unserer Urväter sichtbar dagestanden, bis zu der Zeit, als Bonifatius das Land durchzog, um nicht nur die heiligen Bäume, sondern auch die Bilder Thors zu stürzen. Doch auch der rücksichtslosen Energie dieses bewunderungswürdigen Apostels des römischen Papstthums konnte

es nicht gelingen, diesen angestammten König von seinem Throne zu stoßen. Er mochte es dahin bringen, daß auf deutschem Boden die Bilder Thors zumeist verschwanden; im Norden war kein Götterbild so häufig zu treffen, als gerade das Bild dieses Gottes.

Als der ursprüngliche Monotheismus des altgermanischen Gottesbegriffs sich zu differenziren begann, da verblieb wohl die oberste Sorge um den Landbau Wodan selbst; doch war er es nicht mehr selbst, der den Feldern die Fruchtbarkeit verlieh, sondern in noch näheren Bezug zum Ackerbau trat Thor und seine Mutter Erde. In Thors Hände ging die Herrschaft über Wetter und Feldfrucht; er fährt einher in Donner und Blitz; sein Zeichen ist das Gewitter, welches die Luft von den schädlichen Dünsten reinigt und den befruchtenden Regen spendet. Er ist aber auch der Führer der Auswanderer; er weist den neuen Ansiedlern die Wohnstätte an; sein Hammer grenzt die Mark ab, wie noch heutigen Tages das Besitzrecht mancher Mühle soweit bemessen ist, als der Wurf des Mühlbeils reicht. Ebenso weiht sein Hammer die Ehe, die Runen. Ihm wurde der Donnerstag geweiht; der Tag hat seine Bedeutung behalten, auch nachdem Thor selber vergessen war. Denn die Kirche war beflissen, die Heilighaltung dieses Tages für das Christenthum in Anspruch zu nehmen. Auf den Donnerstag verlegte man christliche Feste, den Gründonnerstag, Himmelfahrt und Frohnleichnam. Aber der Bauer ißt noch heute mit Vorliebe am Donnerstag Fleisch, besonders Speck und Erbsen, da die Erbsen als ein Sinnbild der Geschoße Thors, des Hagels, gelten. Auf den Donnerstag säet der Bauer den Leinsamen; am gleichen Tage begann die Kirmes, das alte Erntefest mit dem Umzuge des Bären, welcher Thor geheiligt war, denn Thor führte selbst den Beinamen „Björn“ (der Bär); am Donnerstag wurden früher überall Viehmärkte abgehalten etc. In tausend Beziehungen stand und steht noch zur Stunde das Bauernleben zu seinem Schutzgott, welchem die Kirche nur seinen Namen, nicht aber seine Verehrung zu nehmen vermochte.

Wie die einzelnen germanischen Götter zu fassen sind als Verjüngungen des einen obersten Himmelsgottes, als Einzelträger besonderer Seiten seiner Allmacht, so stehen auch die weiblichen Gottheiten im engsten Zusammenhang; sie weisen sämmtlich zurück auf die eine mütterliche Göttin, die von dem Himmel umfaßte befruchtete, fruchtbringende, gebärende Erde; sie gibt das Leben und nimmt es auch wieder; aus ihrem Schooße gehen alle lebenden Wesen hervor; zu ihr kehren sie alle zurück. Aber das von ihr gespendete Leben

erscheint in tausend Formen; jeder dieser Lebensformen gegenüber gewinnt dieselbe schützende Mutter eine andere Gestalt und trägt einen anderen Namen, und tritt als solche einer männlichen Gottheit als deren Mutter, Schwester oder Gemahlin zur Seite. Auch dem Thor zur Seite stand von Anfang an ein weibliches Wesen. Dieses erscheint zuerst als seine Mutter Jörd, Wodans Gemahlin, die älteste und zumeist gebrauchte Benennung der Mutter Erde. Bei Erntefesten wird sie neben Thor angerufen; als die Spenderin von Friede und Fruchtbarkeit wird ihr Name geradezu an Thors Stelle gesetzt. Ein anderer Name, welchen sie trägt, bezeichnet sie speciell als die Beschirmerin der Feuerstelle, des häuslichen Herdes; wie auch die Römer eine Göttin Fornax, dea fornacalis kannten, welche sowohl den Herd wie das Herdfeuer hütete. Die Annahme liegt nicht fern, daß Tacitus den uralten Cultus dieser Göttin als den Isiscultus bezeichnete, welchen er bei den Germanen vorfand. Daß der kürzlich erst nach Rom eingeführte Isisdienst schon bis in das Innere Deutschlands gedrungen sein könnte, ist nicht anzunehmen, doch ist in späterer Zeit der Name der Isis in Deutschland nicht unbekannt; noch im 16. Jahrh. berichtet Aventin über „Frau Eisen"; sie wanderte nach ihres Vaters Hercules Tode durch alle Länder und gelangte schließlich auch zum deutschen Könige Schwab; diesen lehrte sie das Eisen schmieden und das Feld bestellen, Getreide säen und ernten, mahlen, backen, Flachs und Hanf bauen, spinnen, weben und nähen, dieselben Künste, welche nach einer anderen Überlieferung von einer Königin Cambra eingeführt wurden. Immer ist es die gleiche, den Menschen mildfreundlich zugeneigte mütterliche Gottheit, welche unter den verschiedensten Benennungen durchleuchtet. So ist sie auch unbedenklich in den Namen Holda und Berchta wieder zu erkennen; denn beide Bezeichnungen sind adjectivisch und verschleiern nur den eigentlichen Namen der wohlbekannten, aber ungenannten mütterlichen Göttin, welche die Oberaufsicht führt über den Feldbau, namentlich aber über die strenge Ordnung des Haushalts. Mag es nun gelten, daß die Berchta sie von ihrer lichten Seite zeigte, so wird die Holda sie mehr von der dunkeln Seite erscheinen lassen; in beiden Fällen berührt sie sich ebensowohl mit der Göttermutter Frigg, wie mit der Todesgöttin Hel. Die deutlichsten Beweise liegen vor, daß Frigg und Frau Holle ineinander übergehen, ein geheimnißvolles, schauerliches Schlußglied in der Kette, welche Lieben und Sterben, Leben und Tod unauflöslich verbindet. Immer ist es also dieselbe mütterliche Gottheit, welche selbst im Dunkel bleibt, aber Leben spendet und

Leben zurückfordert, ebenso geliebt und angerufen, wie andererseits ein Gegenstand der Furcht, des Schreckens und Entsetzens; aber weitaus überwiegt doch die freundliche Seite ihres Wesens.

Das Christenthum hatte für die von dem Heidenthum kaum genannte Göttin keinen Namen mehr; aber ihre Heilighaltung blieb bestehen und behielt ihren Ausdruck in gewissen Festgebräuchen, namentlich zu Weihnachten und Neujahr. Es konnte nicht fehlen, daß sehr bald an die Stelle dieser Göttin und Göttermutter Maria trat. Ihr Name wurde bald gesetzt für Frigg, Freyja und Venus. Auf sie ging bald der Inbegriff höchster Schönheit über; fortan hieß sie in hervorragendem Sinne „Frau", „domina". Hatte man das Sternbild des Orionsgürtels als Friggjar rockr (Friggae colus) bezeichnet, so wurde dasselbe fortan auf sie übertragen und hieß Mariärock. Es mag dahingestellt bleiben, wieweit sich die Vorstelluug des rockr (colus) mit der des Rock (Gewand) vermischte; auch die Artemis wird (Ilias 20. 70) mit dem Rocken ausgestattet; ebenso trägt sie auch den Gürtel, welcher höchste Schönheit und unwiderstehlichen Reiz verleiht; auch die jüngsten Kumernusbilder unterlassen es nicht, der weiblichen Gestalt den goldenen Gürtel als einziges feststehendes Attribut zuzutheilen.

In der Kraft seines alles bestrickenden Reizes entspricht dem Gürtel der Aphrodite durchaus das kostbare Geschmeide Brîsîngamen, welches bald der Frigg, bald der Freyja als Eigenthum zugeschrieben wird; es umschlang den Hals der Göttin und fiel herab auf deren Brust; von der Vorstellung der Göttin war es so unzertrennlich, daß auch dieser Schmuck nicht vergessen wird, als Thor in Freyjas Gewand gehüllt wird, um verkleidet nach Riesenheim zu fahren, dort die Riesen zu verderben und seinen gestohlenen Hammer wieder heimzuholen. Thor erscheint also in weiblicher Gestalt und trägt der Göttin Schmuck zu der Zeit, da ihm der Hammer fehlte. So finden wir auch an den Kumernusbildern bald einen räthselhaften Halsschmuck, bald ein verschieden gestaltetes medaillonartiges Schmuckstück auf der Brust; wir erkennen in diesen unverständlichen Abzeichen die Reste des hervorragendsten Attributs gerade derjenigen Göttin, in deren Gewand Thor sich aufmacht, um die Riesen, die Feinde der Fruchtbarkeit, zu züchtigen, weil sie seinen Hammer entwendet haben. Diese Annahme wird durch die Beobachtung unterstützt, daß dieser räthselhafte Schmuck sich auf den Kumernusbildern niemals mit dem Zeichen des Thoshammers zusammen findet, sondern erst auftritt, nachdem der Hammer aus dem Gürtel des Gottes verschwunden ist.

Durch diesen Tausch war in der bildlichen Darstellung des Gottes der weibliche Typus neben dem männlichen zur Berechtigung gelangt. Als es dem erstarkten Christenthum gelungen war, den Thorcultus soweit zu verdunkeln, daß wenigstens dessen Name verdrängt war, mußte ein Schwanken eintreten, ob die männliche Seite des göttlichen Wesens, welches in ihm verehrt wurde, die Oberhand behalten, oder ob die weibliche Seite substituirt werden sollte. Die offenbare Verwandtschaft des Thormythus mit der persönlichen Vorstellung Christi und seiner segenspendenden Gewalt, wie sie von der Kirche gepflegt wurde, legten es nahe, Christum selbst geradezu an die Stelle Thors treten zu lassen. Schon das äußerliche Machtzeichen stimmt überein; Christus tödtet den Leviathan; er führt in seiner Hand das Kreuz, mit welchem er das Böse besiegt; die gleichgestaltete und ebenso unüberwindliche Waffe Thors ist sein Hammer, mit ihm erschlägt er die Midgardschlange; aber für Beide ist der Sieg mit dem eigenen Tode verknüpft u. s. w. Nicht nur Thor fährt einher im Donner; auch Christus wird ausdrücklich als der Herr des Donners bezeichnet. Die völlige Verschmelzung des Thorcultus mit der Verehrung Christi ist jedoch kaum versucht worden; darum erscheint auch die Inschrift „Salvator mundi 1516", welche auf einzelnen Kumernusbildern sich findet, als eine spätere, vielleicht bei einer Restaurirung beigefügte Bezeichnung; die typische Auffassung dieser Bilder läßt auf ein höheres Alter schließen.

Aber schon im frühen Mittelalter beginnt Maria als die Spenderin des fruchtbaren Regens angesehen zu werden. So berichten die Chroniken des 13. Jahrhs. von einer Regenprozession aus der Gegend von Lüttich. Mit allen Zeichen der Buße hatte man einen dreimaligen Umzug gehalten und alle Heiligen um Regen angerufen; aber die Mutter Gottes hatte man vergessen. Als darauf die Heiligen sich bei Gott um Regen verwandten, widersprach Maria. Da wurde ein neuer feierlicher Umzug gehalten, bei welchem das „salve regina" gesungen wurde; nun blieb die gewünschte Erhörung nicht aus, denn ein solcher Platzregen fiel, daß die Theilnehmer der Prozession nach allen Seiten auseinander getrieben wurden.

Gleichwohl vermochte diese eine Seite der segenspendenden Mutter Gottes die vielseitige Thätigkeit Thors nicht zu ersetzen. Zwar ist auch Maria die Helferin in aller Noth geworden, aber ihr fehlt immerhin die durchgreifende Beziehung zum Ackerbau und was mit ihm zusammenhängt. Auch bleibt sie stets in zweiter Linie stehen als die Fürsprecherin an der Spitze der Heiligen; sie ist zwar die

Mutter, der der Sohn nichts versagt, aber die Spende kommt doch nicht unmittelbar aus ihrer Hand. Ihr Hervortreten im Mittelalter hat jedoch immerhin den Erfolg gehabt, daß der Cultns der weiblichen Gottheit, welchen der Thorcultus in sich schloß, anfs Neue sich belebte und einen neuen Anhaltspunkt gewann.

IV.

Hiemit wäre die Wechselbeziehung zwischen dem Cultus des Heiligen und seiner bildlichen Darstellung auf dem Boden der geschichtlichen Thatsachen in den Hauptzügen umschrieben. Jetzt erst ist Bahn geschaffen, um die verschiedenen Benennungen, welche dem Heiligen beigelegt werden, einer Erklärung zu unterziehen.

Kein Zug des Mittelalters tritt lebendiger zu Tage, als die Neigung, das Abstracte zu personificiren. In dem Maße, als die alten Götterbilder verblaßten, treten ihre Eigenschaften selbständig heraus; was an Kräften in der Natur, wie in der sittlichen Welt, an Wirkungen zu Heil und Unheil der Beobachtnng sich aufgedrängt hatte, gewann Unabhängigkeit und Persönlichkeit, und damit zugleich auch Anspruch auf Verehrung und Anbetung.

In der Natur des Menschen ist es begründet, daß er diese göttlichen Kräfte anruft nicht in den Zeiten des Glückes und Hochgefühls, sondern in der Depression der Noth und Sorge, wenn der Kummer an der Seele nagt. Es liegt darum ebenso in dor Natur der Sache, daß fast ausschließlich die Tugenden als Personificationen auftreten; ihr Walten erkennt man an; ihres helfenden Einflusses will man sich versichern. Nur vereinzelt treten auch Untugenden personificirt auf, wie die „Unfuoge“, „Unsaelde“; sie haben aber fast immer die Form von Negationen.

Kann unter diese Kategorie auch „Kümmerniß“ gezählt werden? Hier tritt eine große Schwierigkeit ein, und es wäre sehr erwünscht, wenn eine stichhaltige Ableitung aus irgend einer entlegenen Sprache sich fände. Die gemachten Versuche haben jedoch nicht einmal den Werth von haltbaren Vermuthnngen; wir müssen uns darum beschränken auf heimischem Boden zu bleiben.

Das Wort Kumernus (Kümmerniß) stammt unter allen Umständen von Kummer ab. Letzteres ist dem Althochdeutschen unbekannt, dem Mittelhochdeutschen ist es jedoch ganz geläufig; es ist ganz zum Abstractum geworden in dem Sinne von „Sorge“, „Noth“. Diese transcendente Bedeutung ist jedoch keineswegs die primäre. Die völlige Abgeschlossenheit der verinnerlichten Bedeutung, in

welcher das Wort im Mhd. auftritt, setzt naturnothwenig ein langes Vorleben voraus mit concreter Bedeutung. Reste dieser concreten Bedeutung sind noch klar vorhanden. Die Volkssprache gebraucht noch heute das Wort in concretem Sinne als „Schutt", „Bauschutt"; die Weinberge am Rhein werden noch heute „gekümmert", d. h. mit Steinschutt gefüllt, um den Sonnenbrand festzuhalten; auch das französische „décombres" bezeichnet noch den Bauschutt. Der Schutthaufe dient auch als Verhau, als ein von der Kriegskunst geschaffenes Hinderniß. In ähnlichem Sinne erscheint bei Gregor. Turon. „Cumbri" als Bezeichnung einer Flußeindämmung, welche aus eingerammten Baumstämmen mit zwischengefüllter Erde besteht und zur Hegung wie zum Fangen von Fischen dient. Auch das spanische „Combro" bezeichnet einen Flußdeich zum Eindämmen des Wassers. Kann man es hier umgehen, an das Kumernusbild der Wasserkapelle inmitten der Saale bei Saalfeld zu denken? oder an das oben erwähnte Wunder von S. Frediano?

So gelangt das Wort in die Rechtssprache als Ausdruck für die Haft (Arrest). Der ursprüngliche concrete Sinn eines Hindernisses zum Zwecke des Aufhaltens, Hemmens ist geblieben.

Daß noch im späten Mittelalter die Volkssprache den concreten Sinn nicht aufgegeben hatte, bestätigt die Thatsache, daß im Anfang des 14. Jahrhs. (1316—21) die Bezeichnung „zum Kummer", „zum Kummern" nachweislich als Hausname im Gebrauch gewesen ist. Es ist aber niemals Sitte gewesen, ein Haus nach einem Abstractum zu nennen, da die bildliche Darstellung des Hausnamens wichtiger war als der Name selbst. Wie haben wir nun das Bild „zum Kummer" zu deuten? Zweifellos als ein göttliches in menschlicher Gestalt, als einen mächtigen Helfer in der Noth, welcher der Bedrängniß einen Damm entgegensetzt, der ihr ein Ende macht. Es bleibt ohne Belang, ob der Helfer männlich oder weiblich ist; der männliche Artikel scheint auf einen männlichen Helfer zu deuten, wogegen der spätere Tausch mit „Kümmerniß" auf den Übergang in eine weibliche Helferin schließen läßt. Indessen wie sehr man noch von dem männlichen Geschlechte überzeugt war, auch nachdem die Bezeichnung „Kumernus" sich schon eingebürgert hatte, beweist die klare Aufschrift des Bildes in Rankwyl in Vorarlberg: „Sanct*us* Kumernus". Die mannigfachen localen Benennungen des Heiligen reduciren sich leicht auf dessen Fähigkeit und Bereitwilligkeit Hilfe zu spenden. Am verbreitetsten sind die Namen St. Gehülfen, wie er früher in Saalfeld hieß St. Hilpe, St. Hülse (auf dem Hülsenberge). In der Pfarrkirche zu

Dietersheim a. d. Nahe befindet sich ein noch jetzt sehr verehrtes Bild der Heiligen; sie heißt im Volksmunde St. Helferin; zu beachten ist, daß in der Dietersheimer Kirche noch zu Menschengedenken eine (jetzt verschwundene) Steinkiste stand, in welche die Gläubigen Körnerfrüchte als Opfer warfen; daß ferner der Gebrauch bestand, aus einem (jetzt verschwundenen) Brunnen an der Kirche in einem porzellanenen Schuh Wasser zu schöpfen und zu trinken: Reste einer verdunkelten Erinnerung, daß der Heiligencultus dieses Ortes mit dem Ackerbau in engem Zusammenhang stand. Die Kapellen standen nicht selten auf Anhöhen, so daß sie das fruchtbare Land dominirten; die Kapellen sind vielfach verschwunden, aber die Berge haben den Namen in zahlreichen nachweisbaren Fällen behalten.

Damit gelangen wir auf eine Urform des Cultus, welche uns auch einen Anhalt bietet zur Erklärung des verbreitetsten Namens, den die Legende führt, St. Wilgefortis.

Die lateinische Sprachform und die Etymologie aus virgo-fortis hat keine Berechtigung, da die Legende nirgendwo im lateinischen Sprachgebiete localisirt ist. Wie wir die Entstehung des Cultus und dessen Verbreitung in engsten Zusammenhang mit den germanischen Stämmen und deren Wanderungen bringen mußten, so dürfen wir auch den Namen trotz seiner lateinischen Form nur in deutschen Sprachwurzeln suchen. Hierzu bieten sich uns die directesten Anhaltspunkte.

Die Bezeichnung âs als patrium numen weist hinauf auf die Bergeshöhen, da man die Götter als Tragebalken, Decken des Himmels, ansah; so geht die Bedeutung von âs geradezu über in die Bedeutung „Bergrücken". Als Göttername kommt aber âs im engeren Sinne Thor zu; er heißt Asathor.

Die Vorstellung, daß die höchsten Götter auf den Berggipfeln thronten und von dieser Höhe herab die Erde beherrschten, ist noch heute in den Namen zahlreicher Berge erhalten, welche als Wodansberg und Donnersberg (Etzel, Altvater, Altkönig, Großvater etc.) diese Bezeichnungen tragen.

Im Gothischen heißt der Berg Faírguni. Diese Wurzel faírg wiederholt sich in mehreren Götternamen. Fiörgynn ist der Vater der Frigg, Wodans Gemahlin. Fiörgyn heißt in der Edda aber auch Thors Mutter; Jördh ist sowohl Tochter als Frau Fiörgvins; so geht der Anspruch auf denselben Namen zugleich auf Thor über sowohl nach seiner väterlichen, wie mütterlichen Abstammung. Daß man auf Grund dessen, auch ohne directe Beglaubigung, dem Donnergotte den

Beinamen Faïrguns beilegte, dazu hielt sich die Wissenschaft schon seit langem für berechtigt.

Derselbe Wortstamm dauert fort in genau bezeugten alten Bergnamen. Fergunna heißt noch in ahd. Zeit das Erzgebirge; und Virgunnia (Virgunda, Virgunt) ist noch im Mittelalter (nach Wolframs v. E. Zeugniß, dessen Heimat dort lag) der waldige Bergstrich zwischen Ansbach und Ellwangen, an dessen südwestlichem Ende Gmünd liegt.

So steht nichts im Wege, diese deutsche Wurzel virg- (= faïrg) an die Stelle der falschen Etymologie von virgo zu setzen, so daß der obengenannte Beiname Thors (Faïrguns) nunmehr als virgun erscheint. Mag der zweite Theil des Wortes „Wilgefortis" auch bei der Entstehung der Legende aus dem Lateinischen entliehen sein, so würde keinem Anderen diese Bezeichnung mehr zukommen, als gerade Thor. Steht doch auch der Kumernus zu Saalfeld und zu Ettersdorf unzweideutig auf einem Felsen, einer steinigen Bergspitze.

Wie der âs im engeren Sinne, so wohnten alle Aesir auf Bergeshöhen. Insbesondere sind die weisen Frauen die Bewohnerinnen der bewaldeten Berge; ihnen ist die Gabe der Weissagung und des Zaubers im guten wie im bösen Sinne übergeben; sie sind darum auch der Heilkunst im besonderen Maße kundig. Genannt werden im engeren Kreise ihrer neun, welche vor der weisen Menglödh knien, sitzen und singen; ihnen wird geopfert. Sie wohnen auf dem „Hyfjaberge, einem Felsen; lange war er der Siechen und der Wunden Freude; heil wird jede Frau, die ihn erklimmt, und wäre sie schon ein Jahr krank". Nahe verwandt der Menglödh ist Freyja, deren Cultus, wie schon berührt, später auf Maria überging. Auch die christlichen Wallfahrtskapellen, in welchen besonders die Frauen in ihrer Noth bei Maria Trost und Hilfe suchen, hat die Kirche mit Vorliebe auf Anhöhen errichtet.

Nach diesen aus dem Cultus des Heiligen geschöpften Resultaten schrumpfen die weiteren Attribute, welche sich bei den bildlichen Darstellungen finden, zu Nebensachen, resp. Mißverständnissen zusammen.

Schon erwähnt wurde, daß als einziges Attribut der Gürtel auf allen Kumernusbildern sich findet.

Uralt und dem Heidenthum entstammend erscheint der von dem Heiligen gespendete Schuh. Nahm auch das griechische Alterthum schon an, daß den Bildsäulen der Götter Leben innewohne, so ging es doch nicht so weit, die Statuen geradezu Bewegungen machen zu lassen. Die nordische Sage wußte dagegen von manchem Götterbild zu be-

richten, daß es Geschenke annahm und Geschenke spendete, daß es den Finger krümmte, einen Ring vom Finger, einen Schuh vom Fuße fallen ließ etc. Diese Züge gelten als echt heidnisch; das Christenthum hat dieselben übernommen und auf Christus- wie Marienbilder übertragen. Die Mirakelsucht, welche schon im frühen Mittelalter dem Heiligencultus sich zugesellte, fand hier ein fruchtbares Gebiet, welchem auch der Kumernus nicht entging. So berichtet noch im 17. Jahrh. der Geschichtsforscher Gamand von dem Mainzer Bild: „S. Wilgefortis mirifica vel benefica Moguntiae in Archiaedi", und noch im 18. Jahrh. brachte man in Mainz den Cultus in kirchliche Formen. Christusbilder mit Schuhen an den Füßen hat es schon in früher Zeit gegeben; auch erzählt die Legende, daß ein solches Bild seine Schuhe einem armen Manne geschenkt habe. Und umgekehrt, wie wenig charakteristisch die Schuhe für den Kumernus sind, ergibt sich daraus, daß auch nach Entstehung der Legende an den Bildnissen der Wilgefortis nicht selten die Schuhe gänzlich fehlen.

Dasselbe gilt für den Geiger. Die Menschenfigur zu Füßen des Bildes ist ursprünglich nur ein Betender, ein Bettler. Als solcher erscheint der Knieende auf dem ältesten Bilde in Oberwinterthur und auch später noch bis in die neueste Zeit. Aus dem Bettler entwickelte sich bald ein Spielmann, welcher zuerst eine Laute in Händen hält. Das Gebet als Ausdruck der Bitte war in alter Zeit wohl niemals ein freies; vielmehr war es ein Lied, in feste poetische Form gefaßt; es wurde gesungen (auch nach der späteren Legende spielt und singt der Geiger). Die Laute als Begleitinstrument des Gesanges ist also nur bildliches Symbol für den Vortrag der Bitte. Anders gedacht ist ursprünglich auch die Geige nicht; das Geigenspiel ist auch in der Mainzer Legende (nach dem Gedicht von Guido Görres) der Klage und später dem Preise in den Worten des alten Spielmanns untergeordnet. Daß man aber der Musik eine Heilkraft zuschrieb für körperlichen und für seelischen Schmerz, ist für den Volksglauben ebensowohl wie für die Poesie eine unbestrittene Thatsache. In der Musik liegt eine Kraft, welche den Kranken gesund machen kann, oder seinen Todesschmerz in Freude verwandelt; denn Gott selbst hat drei Engel als Spielleute in die Welt geschickt. Als die Blüthe der Kunst seit dem 14. Jahrh. die Heiligen und namentlich die Mutter Gottes darzustellen begann, liebte sie es ganz besonders, singende oder lauten-, resp. geigenspielende Engel zu Füßen der Maria zu setzen. Der Beter zu Füßen des Gnadenbildes bot also der Legende einen willkommenen Anhalt zur poetischen Ausschmückung, resp. Weiterbildung.

Gleichfalls nur nebensächliche Bedeutung hat der Becher, welcher auf manchen Kumernusbildern erscheint. Unzweifelhaft ist derselbe den Darstellungen des gekreuzigten Christus entliehen. Schon im elften Jahrhundert, als auch die Füße Christi angenagelt wurden, verschwand das Fußbänkchen (suppedaneum), welches bis dahin die Füße Christi getragen hatte, und wurde vielfach durch einen Kelch ersetzt, in welchem das herabtropfende kostbare Blut des Erlösers sich sammelte. Bald ging die Malerei weiter und ließ von schwebenden Engeln das aus allen Wunden fließende Blut Christi in Kelchen auffangen. Seit dem 13. Jahrh. werden diese Bilder sehr häufig, als der Graldienst die Ritterpoesie beherrschte. Die Annahme liegt darum nahe, daß auch auf den Kumernusbildern der Becher als Symbol des heil. Gral eingeführt wurde, als man den Heiligen mit dem gekreuzigten Christus zu verwechseln begann; demgemäß wurde auch der daneben knieende Spielmann gewaltsam zum Josef von Arimathia gemacht. Die Verlegenheit ging sogar so weit, daß man den Becher als Behälter zum Aufbewahren der Schuhe auffaßte! Schuh und Becher stehen zu einander in keinerlei Beziehung.

Derselben Anlehnung an die Cruzifixdarstellung entsprang auch der allmähliche Übergang des freien Blickes und der königlichen Haltung des Kumernus in den Ausdruck des Schmerzes und der Gebrochenheit. Die kirchliche Auffassung hatte für diese Umbildung des Cruzifixus dogmatische und exegetische Gründe; es entsprach auch dem damaligen Volksgefühl, die königliche Erscheinung des Erlösers, welcher am Kreuze den Schmerz überwunden hat, zu ersetzen durch den Gemarterten, welcher der Welt Sünde trug, um die Exaltation der Schmerzempfindung über die eigene Sündhaftigkeit sich wiederspiegeln zu lassen in der bis zum Abschreckenden verzerrten Marter Christi. Gerade in diesem Punkte ist die deutsche Kunst von der altkölnischen Schule bis zu Dürer durch alle Stadien bis an die Grenzen des Möglichen gegangen. Dieselbe Wandlung beobachteten wir an den Kumernusbildern. Zwar bleibt die offene Königskrone, als dieselbe auf dem Haupte des Cruzifixus seit der Zeit des Interregnums durch die Dornenkrone verdrängt wurde; aber das früher offene Auge schließt sich schmerzgebrochen und der Körper hängt am Kreuze im Todeskampfe; um das sinkende Haupt schlingt sich sogar die schüchterne Andeutung des Nimbus. Erst mit der Herrschaft des deutschen Protestantismus und seinem Einflusse auf die Bildkunst, insbesondere mit den letzten Christusbildern Dürers, gewinnt auch der Cruzifixus den königlichen Ausdruck wieder. Zwar

unabhängig hiervon aber doch gleichzeitig wird auch das Kumernusbild wieder freier; vielleicht hat das Durchdringen der kirchlichen Legende und das Überwiegen des weiblichen Typus dazu beigetragen, daß das Heroische wieder zum Durchbruch kam und daß der Nimbus sich bis zur Gloriole steigerte.

Unsere Umschau ist hiermit abgeschlossen; ihre Absicht, nur die hervorragenden Gesichtspunkte und die Hauptresultate zusammenzufassen, bedingte die Weglassung der Belege und Beweisstücke. Eine wissenschaftliche Begründung und Ausführung der aufgestellten Kumernuserklärung müßte vor Allem beflissen sein, Abbildungen der älteren Kumernusbilder zu geben. Wenn zu deren Sammlung in zuverlässigen Reproductionen dieser Aufsatz Veranlassung geben sollte, so wäre schon ein Hauptzweck desselben erreicht. Aber noch nach zwei anderen Seiten möchte derselbe Interesse erregen.

Er will uns zunächst die tief-religiöse Beanlagung unserer altgermanischen Vorfahren aufs neue bestätigen, deren frommen Sinn, welcher ebenso dankbar alles Auf- und Absteigen der Lebensführung als ein Geschenk aus der Hand der Gottheit entgegennahm, wie er in seinem gesunden Kraftbewußtsein jede pessimistische Anwandlung zurückwies und in seinem kindlichen Erlösungsbedürfnisse auf den endlichen Sieg des Guten hoffte.

Er gibt uns sodann einen neuen Beweis von der Unwandelbarkeit und Unzerstörbarkeit des innersten Kernes germanischen Volksthums, welchen weder die Erschütterungen der Jahrtausende, noch die Gewalt des Ansturmes fremder Einflüsse zu zerstören vermochten. Diese Erkenntniß belebt unsere Forschung auch auf den entlegenen Gebieten unserer Urgeschichte, denn uns leitet die Gewißheit: auch hier sind Götter! Wo die volle Bestätigung durch actenmäßige Beweise mangelt, da steigert sich die Freude an der errungenen Erkenntniß; das wachsende Licht macht uns zu neuem Forschen fröhlich, und wir trösten uns mit Hesiod: *πλέον ἥμισυ παντός*.

FRANKFURT a. M. K. REHORN.

VERZEICHNISS DER IN DER ERZBISCHÖFLICHEN DIÖCESANBIBLIOTHEK IN ERLAU VORHANDENEN ALTDEUTSCHEN CODICES.

1. C. I, 1. pap. 15. jh. gepr. Lederband. Rückentitel: „Wolframi et Ulrici rythmi et carmina cod. ms. saec. XV.“ Rothe Initialen und roth durchstrichene Buchstaben.

a) Ulrich's von dem Türlein Willehalm.

Anfang:

Aller weishait ein
anefankch sint
hercz müet vnd
gedannkch Dir
naigennt vnd vn-
dertänig sint so
Gedennkch snesser maide kindt
Das dn mennsch mit vns wäre
vnd sünnden doch verhare

Ende:

vnd für ewch in wage siczñ
das wir ewch solher er ergeczñ
Nw hat die red ain ennde
Gott sein genad vns allen sennde
vnd geh vns seinen heiligen geist
Das er sei vnser vollaist
Das wir alhie also gepawen
Das wir die himilischñ frawen
Mit irem snn ehikleich heschawen.
AMEN.

b) Wolframs Willehalm.

a Ne valseh dn rainer
Gsdreiet vnd anch ainer
An vrhah dein state kraft
Ann ennde aueh heleihett
Ob die von mir vertreihett
Gedannekeh die gar v'lnstik sint
So pistu vater vnd ieh kinntt
Hoch edel oh aller edelkait
Lass dein' tugent wesen lait
was ieh an dir herr missetne
Da eher dein erpermde czue

Ende:

Ieh Benilich knnig matribleis
dem der d' sternn zall wais
vnd der vns gah des manen schein
dem mnesset ir enpfolhen sein
das er ench pring jnn gaher weis
enr herez nie tugenntt verlies
der markys gut gelaittet dan
gah dem hoch gelohten mann
vnd was toter kunig vantt
sünst Rawmbt er puenzal das lant.

c) Ulrichs von Türheim Rennewart.

h Aeilig Geist her vatt'
vnd kint dew drew
gar an dir ain sind
Gedreiett vnd doch in ain
dn hiess dē stn' das er schain
Der die drey knnig Breist
igleichen denn er weist
Der stern lies sy nicht irren
der aiu knnig Brachtt mierrn
die zwen weirroch vnd goltt
sy warn deiner gepnrt hollt

Ends:

Da wanett die da sint genesñ
vnd das ich pey in mües wesen
so sie der engel weis
in das frön paradeis
Des helff mir lieh' markis
Seint dü so lieh so sis

Des rüech mich geniessen lan
das ich wed' pfāt noch purg han
Diez püech zepoten ich send
vnd hat hie das puech ein end
An sie die es horn̄ lesenn
das sy mir pittunnd wesenn
Der sel hail hin zegott
So mir kom des todes pot
Dicz püechs künd pflegen
vollnar von podenswebenn
mit vorchten darczü mit stim
was ob hainreich des huld gewin
dem dicz puech wiert gesanntt
herr margraff ött seit gemant

vnd das ench gotes güt geczem
das er euch vnd mich in sein Reicl
der gemachett hat adamen
der Ruech vns geben sein huld
am
Hie hat das puech ein ennd
got jm den kumber wennd
Der es Schreyben hies
vnd tugent nicht ennlies
Er tet dem schreyber als er solt
mit des lones Solt
Got geb im noch zetuen das
das er die lecz pesser pas
deo Gracias (*roth*).

Der Katalog enthält unter Berufung auf einen gewissen Smitn Canonicus zu St. Stephan in Wien, [die Bemerkung, daß diese ' des heil. Wilhelm schon im Jahre 1477 im Druck erschienen Ob hier nicht eine Verwechslung mit dem Partival vorliegt, lasse dahingestellt.

Der Codex wurde in Wien im Jahre 1783 um 3 fl. erstand

2. B. V, 5. 4°. pap. 15. jh. gepr. Lederband. Rückentitel: „Ray Idiotae Meditationes de passione Dom. Cod. Ms. saec. XV."

a) „LXV artikl von vnsers herren marrter (*roth*).

*W*Er nüczperleich vnd grüntleich welle betrachten, das peinle vnd Smerczenleich leiden, vnsers herren ihu xpi —

So werd ich dann enphangn̄ in der ewigen rue zu anden dei ausse'welten mit den ich deinen [heiligen namen loben werd in ainichait des vaters vnd des heiligen geistes amen Amen (*roth*).

b) Meditationes et preces de passione Domini Auctor et R mundus Jordanus Ord. S. Augustini alias sub nomine Idiota cogni qui vixit Saeculo XIV. [Diß besagt ein beigelegter Bibliothekszett

Die hernaohgeschriben gepete sol man sprechenn wenn n Gottes leichname emphahenn welle. Vnd von erstenn also io, (*r*

*C*Reator schepfer aller ding Gott vater allmaohtiger des ang chainen anfankch, nymbt des ewichait nicht hatt ennde den alle d veriehen irr Schepher jch iemrige vnd vnwirdige sunderinn —

c) Gebete an die Jungfrau, Gott und die Heiligen.

O maria wunderleich besunder, vnd besunderleich vermitt der die element vernewt werden, vnd der begossen vollchait g vndermitelt die tiefel getreten, —

Verleich mir durch die Verdienste der Allersaligisten junk frawn vnd deiner marttrerin Margrethen die Suessigchait deiner al

miltisten versechnung. Der du lebst vnd Reixenst got vber all welt der welte AMEN.

Genauere Angaben enthält der Katalog. Der Codex stammt aus der Bibliothek des Fürsten Auersperg und wurde im Jahre 1783 zum Preise von 1 fl. 30 kr. erstanden.

3. B. X, 47. 8°. pap. 15. jh. Rückentitel: Opus asceticum de praeceptis Decalogi. Cod. ms. saec. XV.

*D*as puech sagt vō den zehn̄ gepotn̄ gotz vnd yegleicher gepot hat drey sinn̄ darein werdn̄t dan̄ gezogen manigerlay ander Matery die zu yegleichen gepot geherent vnd nottürftig sind ~ (*roth*).

Der junger fragt vō dem maist' (*roth*)

*I*ch peger das du mich beweissest vō den zehen gepotn̄ gotes —

wā hiet er got lieb vmb lust so hiet er in lieb nach naturleich' weyse wir schulln̄ got lieb habn̄ nach dem nechsten Amen

mein — dein
Kaspar Perkhaim Ritt'
1474.

Erstanden aus der Auersperg. Bibl. zum Preise von 50 kr.

4. B. X, 46. 8°. pap. 15. jh. RT.: Liber prevatorium (!) cum instructio (!) orandi Cod. Ms. saec. XV.

a) *W*Em dy gepot dye hernach geschriben stent zu handen komen vnd wil auch sich mit andacht tegleich darjnne v̈ben der schol des ersten lernen wie er sich vorhin dar zue beraitten schol —

zu der ewign̄ selichait vnd zu dem liecht deiner gotleichen klarhait genedichleich Amen Amen Amen

Also hat das puech ein end
Got vns all vns' truebsal wend
Anno dom̄n̄ Millesimo Qna
drigentesimo vicesimo tercio (*roth*).

b) So sind das newn pater noster die schol man sprechen so man vnsers herr̄n̄ leichnam welle nemen̄ oder enphahen so sol man sew vor siben tag sprechen vnd hin nach siben tag —

das dein gericht genêdikleich v̈ber mich erge und v'la mich nicht an meiner jungsten weil Amen.

c) Gebete.

Hie hebet sich an ain gepet —

Lob sey dem vater vnd dem sun vnd dem heyligen geist Als er was von anegeng nu vnd jmmer ewigkleich Amen.

Erstanden aus der Auerspergischen Bibl. zum Preise von 45 kr.

5. B. V, 2. 4°. pap. 15. jh. RT.: Tractatus asceticus de modo

orandi. Cod. Ms. saec. XV.“ Die praefatio einspaltig, das üt zweispaltig.

dA wedacht, daz ich got den vat' swerleich mit meinē sn sünden gelaidigt het damit ich mich zu swerer pen aintweder oder dort zu leiden geaignet vnd verpunden het —

E daz er daz götleich gepet anvach vnd sprich also Du g dyener.

[ ] V diener gotts wenn du petten wild vor allen dingen fleizz zu rainichaitt vnd lautrichait deiner gewissen —

mit irem gütigen vnd andechtigen flehen vnd pittē mach sy in zu der zeit vns's todes einen hayler amen.

Der Katalog macht die Anmerkung: Comparatus est hicce c a Bibliotheca olim Principis Auerspergi floreno uno Vindob anno 1783.

6. C. I, 2 u. 3 f°. pap. 15. jh. RT.: „Fratr. Joh. Episcopi H liarum Vol. I (Vol. II). Cod. Ms. Anni 1444“. Zweispaltig.

Vol. I. Sancti spūs assit nobis grā (*roth*).

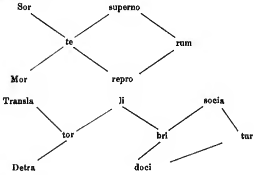
Die erst vorred was den ausleger geübet hab daz puec dewtsch zebhgn̄ (*roth*).

*I*Ch Prueder hanns Bischof mynner Prueder ordenn zu zeiten Prediger ze Wienn —

das wir das Erberffen so Grueß die Chunigjnn der parmhe chait mit einem engelischenn Gruess Aue maria etc.

Vol. II. *M*isit aquam in peluim cepit lauare pedes discipulor Jo neis XIIII ca° das spricht zu dewtsch Er gas wasser in ein pekc

Also hatt das sum'tail ain endt Gott sey mit vns an vnserm Amen. Das geschech etc.



7. B. V, 6. Nota des Katalogs: Cod. chartaclus germ. scriptus 138-que foliis constans. fabulae et apologi secundum 4 virtutum cardinalium seriem conscriptae sunt adnexis ab initio figuris diverso calamo pictis. fabulae ab auctore incognito germanice „Spricbwort“ vocantur. Liber Saec. XV.i magni faciendus, caeterum sub nomine „Erlauer Chronik“ jam publicatus et bibliophilis notus. Et bicce cod. e hibl. olim Princ. Auerspergi est comparatus Vindobonae a° 1783 pretio 2 flor. rhenan. Den Codex selbst habe icb nicht untersucht.

8. B. V, 7. Enthält die von Kummer edirten Erlauer Spiele.

9. D. II, 1:

„*I*n Gottes namenn Amenn wan denn menschen natturftig ist. Gott dem almocbtigen zu lob vnd czu hayll jrer sell zu wissen die zweliff stukcb cbristenleicbs gelaubens —

„Aucb geb gott das wir den heiligen gelawben also tragn das wir zu dem jungsten gericbt damit ersteen, vnd vō cristo nicbt geschaiden werden. A.M.E.N.

Finis letifficat
Incepco sepe grauat —

Finitus est jste liber et opus per me manus Thome Quet'ei De Sivanus et est cooperatus in opide Linncz Domino Glorio Milite perkbaimmer An° Domini Milesimo Quadrincentesimo Quadragesimo Quinto in vigilia Bartholomei.

10. Aa. I, 39, in Scrinio. 8°, pap. 14. jb., einspaltig.

a) f°. 1:

*S*wer sich da hin wil lazzen
Auf die himel strazzen
Der vindet pei dem wege stan
Vil edel plůmen wol getan
Die im den wech heraitent
Vnd in zů got laittent
Der gesmach ist sot
Daz er ihesu christ wol tůt
Swer ainen chrancz da von trait
Vnd in fur got belait
Der ist in dem himel wert —

Ende, f°. 3:

O sůczev fraw' Karitas
Hilf mir in des himels palas
Daz ich ihesum da gesehe
Vnd daz chůrczleich geschehe
Dez pit ich dich got vater gůt
In deiner hůt hab mich hehůt
Vertreibe von mir dez teufels samen
Vnd his pey mir got vater ameN.

b) f°. 3ᵃ:

*H*erre got erparme dich
Nach deiner parmung vber mich
Nach deiner parmunge rat
Vertilge meine missetat
Die sůnt die ich hegangen hab
Die vnewe mir vnd wasches ab

Mit der peichte trew'
Mit des herczzen rewe
Mein vheltæt erkenne ich
Dev ist tegleich wider mich

Ende, f°. 5:
Lob vnd ere sei dir gesait
Vmb die seligen christenhait
Du wer ie anegenge
Dn hast auch gar die lenge
Dew immer ist an ende
Meinen trôst mir sende
Daz mein sel dahin geuar
Da du wônest mit freuden gar.

c) f°. 5:

Auf das Aue Maria ein edel grûzz (*roth*).

*A*Ve der grûz dir chôm võ got
f°. 5ᵃ Den sagt dir gabriel der hot
Des grûczes frucht ist von dem prot
Daz vns erlost von dem tôt
Maria der nam dein
Der leuchtet als der sunne schein
Nicht susser so der nam sol sein
In sel vnd in dem herczzen mein.

Ende, f°. 6ᵃ:
Maria wir dich grûzzen
Wand got ist mit dir vil sᵗ
Nu tû vns an sele wol
Wand du pist aller genade
Gesegent ob allen frawen
Hilfe vns daz wir iesum sch
f°. 7 Bitte deines leibs geseget°s
Daz er hechere die in sû

d) f°. 7:

Got vater herre ihesu christ
Wann du ie werde vnd immer pist
Ein mechtig chûnig der ewichait
Loh vnd ere sei dir gesait
Von allen den sûnden mein
Die du mir von den genaden dein
Hast beschaffen vnd gegehen

Ende, f°. 7:
Daz alle ir sel da hin geuar
In deines vater himelreich
Da du innᵉ wônest immer ewicl
Ewicleichen vnd schône
Zer zelem auf auf ein trône
Nv hilff vns herre zv̊ dem gewi
Da wir alle dar chomen hin Au

e) Hartmanns von Aue Gregorius (vgl. Pauls Gregorius s. Ende f°. 45.

f) Strophen ohne Verstheilung geschrieben. f°. 45. (Fraue HMS. II, 341ᵃ—343ᵇ.)

mein vater vñ mein vridel. der vil alte den ich mir nach seine zû drein ꝑsonen valte des selben mûtˢ mait ¶ Effaut hin ich. Ein an snait mir mein gewant sein sin die spehē list ervant — ¶ Als er wundˢliche clayt het wûnderclichen angelait —

Ich pins der sterne von Jacob an mir so leit der hoch ge engel lo
¶ Vil lieben tût auch mir ern lieb. vñ merket wie der gotlei minne diel
Ich pins der ersten sachen kint ich pins ein vnderstent in gewelkeit sin
¶ Daz wart mir von der hôhe quam vnd ward in mir ein so gel dietˢ nan
¶ Ey waz sich mischet vñ vnmischet vñ waz mischen sich avzz mische drische
¶ Zwar ich pins aller tûgent nature vñ der matergen nachgepur

¶ Wie done loue schone schōken vs der armony die sich model drus drin.
¶ Balde crone trone vor mir ein kůssen sünder gerten mich dem kůnige yesse certen —
¶ Nv lat ench lusten also hubscher meres etwas des alten gereeres —
¶ Nv strey mir die pluemen ī mein closen. besteckt mich mit lylyen vñ mit rosen —
Zem berge climer' nach ir nar die gåyse. durch daz ich mein har der gliche heyse —
¶ Des siges yaspis der daz plůt v'stalte der kemphfe gůt. die vlůt dez iammers valte —

g) f°. 49. Roßarzneibuch.

Swer Ros erczñ welle lern. d' lese disen prief. den hat vns gemachet Maist' albrant. Chayser friedrich Smit vnd Marstaller von napels —

f°. 51. ¶ Dñus meus et deus meus Amen:

f°. 51ᵃ. Meinem liebenn gesellem hñ Jakoben d' schilbaczlinn sun.

11. P. IV, 45. Heinr. v. Mügeln. Übersetzung des Valerius Maximus. f°. pap. 11. jh. zweispaltig.

*A*ls Valerius Maximus mit kurczñ besinten wortñ beschriben hat zu latein —

Also sey auch es beslossen mit dem getrewñ Weysen Hochgeborn Herrñ hrñ Hartneyde von Pettaw mit dem es der ausleger hat angefangñ Heinrich von Mugeling zů Eren gedewtzschte. etc. Amen.

Darauf Inhaltsverzeichniß. Zum Schluß:

Das gegnburtig Puech hât schreibn lassn der Edel vesst vnd Strenng Rittr' Herr' Caspar von Perckhaim. die Zeit vnsers aller genedigisten Herrñ Herrn Maximilian Romischn kunig etc. Ratte, vnd ist vollenndt an freytag nach Sannd Steffanus tag der Erfindung, durch Sigmundus Grueber. Nach Crist gepurde viertzehn hundert jm Newntzigistin jare.

12. A. a. IV, 37. Waldbeschreibung und Ordnung der Wäld und Gehültz zu Newensol. fo. papier. XV. jh.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht versäumen, dem Herrn Erzbischof Szamásza sowie dem hochw. Bibliothekar, dem Herrn P. Alexander Stephanovsky, für die freundliche Aufnahme und das liebenswürdige Entgegenkommen meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

WIEN, den 20. Mai 1887. S. SINGER.

BRUCHSTÜCKE AUS STRICKERS KARL.

1.

Friedrich Apfelstedt theilte mir in Abschrift mit 'vier Blätter einer Handschrift des 13. Jahrhs., von denen je zwei zusammenhängen; das zweite und vierte Blatt sind am Ende beschnitten.' Sie befinden sich auf der Nationalbibliothek in Paris (Ms. allem. 18, e); 'sie enthalten Stücke aus dem Stricker, wie schon Oberlin gesehen, der die Capitel (des Schilterschen Druckes) an den Rand gesetzt.' Sie stammen aus Oberlins Nachlaß. Ihr Inhalt ist

1 = V. 2525—2676.	3 = V. 8101—8252.
2 = V. 2981—3172.	4 = V. 9169—9328.

Zwischen 1 und 2 lag das innere Doppelblatt einer Lage; 3 und 4 waren wahrscheinlich Außenblätter einer Lage von 8 Blättern, denn zwischen ihnen fehlen 6 Blätter. Ich gebe eine kurze Textprobe und dann die Abweichungen von meiner Ausgabe.

1ª Vnd sassen vf vnd ritten
Genelun sprach ich wil uch bitten
Bi dem eide den ir swûrent
Do ir von dem keiser fûrent
So ich mine botschaft sage (= *AG*)
Ob marsilies danne clage
Daz ie zû vil geredet habe
Daz ir mir niht gangēt abe
Vnd mir helfent dar zu
Daz ir mir leides niht entû.

2536 niht *fehlt*. neme grosses. 37. 38 *vertauscht*. 37 Im sprich reht als mir hiez. 39 vil] harte. 40 vch sol.

2549 lute. 51 erworhen = *AFH*. 52 Es. 53 Daz ir da. 57 Genelun. 58 sagē. 62 sagen = *A*. 64 dâ *fehlt* = *EFGH*. 65 als sch..re do daz. 66 in *fehlt* = *G*. 70 die *fehlt*. 73 rome der hiez = *C*. 75 himel = *BCDEFGH*. 76 zû. 80 vñ entwichē vch von lande. 87 ir *fehlt*. 88 Daz ir sûcht mit wer. 21 allen den husern. 92 niemāt. 93 Tar von im erneren. 94 merē. 95 Er en vahte. 2600 heiszet v̍ch = *B*.

2601 Dis = *AF*. 02 da' er. 04 ein teil *fehlt* = *FGH*. 06 wert = *G*. 14 vntruwen. 15 an dirre. 20 Do si. 21 zornecliche = *BDG*. 23 mohte = *A*. 24 oder er. solte = *A*. 25 *kein Absatz* = *AGH*. 26 daz ingesigel daz er. 35 hiez. 36 Gehunden zû achen. 46 mûsēt = *BEFGH*.

2652 zware = *BCDEFGH*. 53 Daz. nach = *A*. 54. 55 als er eine ŭwer her. Eine m. v. 56 Ir. 57 ir lassent in. 58 sich = *G*.

65 ir. 66 Ir sullent des. 68 wil *fehlt* = *E*. 69 genelun slahet. 72 daz = *B*. 74 hie niht ze] niem'. 76 ruwen.

2981 in *fehlt* = *D*. 83 wurt erslagē. 86 Er gesuchet. 89 wurt. 90 abt. 94 iemere. 96 erlose = *E*. 3001 so wir geligen (!). 02 Das wir.
3005 kusten an. 08 der *fehlt*. 09 Enheiner. 14 als. 16 phellor. 18 er *fehlt* = *aB*. 28 Das beste das ich. 31 ich zů den ziten. 32 im wol. 34 selbe mit min' hant. 35 er mir gab. 38 kein bessers wart. 39 unserm lande. 40 Sinen. 41 slůg en mitten = *AGH*.
3044 bin fro. 8051—84 *fehlen*. 87 D' = *FH*. 88 sehzehen. 89 *Absatz* = *A*. store = *AG*. 96 vierzehen tusent. 97 alarie d' kam. 99 vilene. 3100 od' me = *CEF*. 01 massele. 07 vnd úber al hiez er sagen. 10 onch *fehlt* = *BG*.
3111 *kein Absatz* = *aBFGH*. 18 vnd appolo = *AGI*. dd' b. 20 loneten nach. 24 Daz wir. 25 Im. 26 Si. 30 sider. 35. 36 *fehlt* = *ABCDE*. 37 liber. 39 künec *fehlt* = *A*. 41—44 *fehlen*; *der Schreiber scheint von* spiuze *auf* spiez *abgeirrt zu sein*. 45 helt *fehlt*. 46 Si. 47 Gassarie. 49 als trut. 50 si in. 51 anbeteten (: hetten). 54 Gernoles = *AD*. 56 lebten = *ABCDE*. 57 nút enrůhte. 58 den. 59 Daz er in irme lant nie schein. 62 wil. dâ *fehlt* = *EG*. 64 alles g. = *CDF*. 67 Da ist. 70 wonēt. 72 alse.

8101 eime schattē. 02 Er. 03 Dem hern vnd dem = *AE*. 15 dennoch dar nach. 20 stattē. 21 Do in och der keiser. 26 olifandē. 29 mêr *fehlt* = *ABDG*.
8142 schein. 46 schein. 50 an die. 60 ich — schonē. 61 Daz du legest = *EH*. 63 Nit wurde. 66 Daz = *B*.
8177 twng. balerne. 78 dientē = *GH*. 79 ist zů yrlant. 81 dientē. 82 ruschendē. 86 landes = *F*. 94 du hast lob vnd rům. 96 Daz = *BCDEG*. 97 Daz ich. 8201 sprach er *fehlt* = *AD*. 02 In krúcze. gelich *fehlt*. 07 Erfülle mit dinē. 10 mich erhören = *D*. 14 Der bōse g. nút. 21 dine er swere. 24 als. 30 ouch] es = *BCDEH*. 31 sinē mānē.
8237 Daz mohte. 40 da. 41 prouencze. 50 waz.

4170 doch. 71 vnd kraft = *A*. 74 denkent an die. 76 Daz ist war. 78 selig. 79 grâve *fehlt* = *F*. 80—87 *fehlt, der Schreiber sprang von* Aymunt *auf* Aymunt.
9198 vil *fehlt* = *A*. 9201 als. 02 als ein vint. 04 als. 05 Daz ist war. vil wol. 12 er sin. 14 Ez.
9215 Naymis. 20 Du bist gewerет gottes sehen. 24 pfliget. 25 dir ie. 32 ich en gesach kůn' lúte nie. 33 mich wol mit im. 34 die aller besten = *A*.
9240 sprach der keiser h... 41 allen g. 44 vil *fehlt*. 48 unz *fehlt* = *A*. 55 binte *fehlt* = *A*. 59 sint genant = *DE*. 63 bürgendere. 64 die *fehlt* = *BE*. 67 frankenrichē. 75 bistan. 76 niht *fehlt*. 78 rein' megede.

9281 si dem lip b. 83 eine] die. 86 allen. 89 ...ē herren wolte. 91 den. 95 hercze. 98 da tatē. 99 Die luhtē = *CH.* 9303 dem bůchē. 06 So. 07 als. 10 im. 14 vnd daz nůt.

9315 *kein Absatz* = *AFG.* 19 guldin = *AG.* 20 sol wᵗdē schin = *A.* 26 also sach man in dar an stan. 27 *Absatz* = *E.*

2.

Mein verstorbener Freund Ernst Strehlke theilte mir vor Jahren die Abschrift eines Pergamentblattes des 14. Jahrhs. im Berliner Geheimen Staatsarchive mit. Die Zeilen, achtzehn auf der Seite, sind fortlaufend wie Prosa geschrieben. Das Format ist Duodez. Es umfaßt V. 2616 *gelaczen* bis 2677. Der Text schließt sich am nächsten an E an. Zunächst eine Textprobe.

Nu ste ich hy eyne 2617 (= *E*)
Des sint dy eide meine
Weicz got dy si my swuren
Do wir van Karle vuren
Do ginc czornlichen hin dan (= *E*)
Vñ dochte vaste dar an
Oh er dannen solde ryten
Oder lenger mochte heten.

2626 ingesegel = *AEH.* 28 dy scrift = *E.* 29 in = *H.* 33 mich. 35 his. 38 czu swere = *E.* 41 ê *fehlt* = *EF.* wol *fehlt* = *DEFGH.* 45 muzen ymmer = *E.*

2652 Zware = *BCDEFGH.* 53 Daz. 54 her eine = *CDE.* 55 eine *fehlt* = *CDE.* 56 so nycht. 57 Das lat (= *E*) in. 58 Das in geruwe hir nach. 63 Vwers czornes gewalt. 65 ir. 66 Ir. 68 wil *fehlt* = *E.* sage. 69 ieneline sleit. 70 sleit. onch *fehlt* = *E.* 73 in.

KARL BARTSCH.

ZUM WILLEHALM WOLFRAMS VON ESCHENBACH.

Heidelberg. 362ᵃ, 85, durch Prof. Karl Bartsch von crd. Heidelberg. 359, 59 abgelöstes Fragment von Wolframs Willehalm (1, 1—5,14) Perg. 13. Jahrh. dreispaltig, von der dritten Spalte, die aus einzelnen Streifen besteht, mangelt ein Streifen. Rückseite nicht beschrieben, am Rande als Federprobe: falch du reinne | drei un doch eine. In folgendem ergänze ich unleserliches oder weggeschnittenes gemäß dem fehlenden Raume.

(1. Sp.) Ane valsb dv reine'
Do dri vn doeb eine[']
Sebep[hæ]re vber alle g[escbaft]
An vrhap din stætiv [kraft]
ane ende ovh belibe[t]
Ob d[iv] von mir vertrihe'
[G]e[dank]e di gar fl°stih sin[t]
S[o bi]s[t]v vater vñ bin ich k[int]
[Hoh ed]el oh aller edelkei[t]
[La din]en tvgenden wesen [leit]
da kere dinc erbermede [zv]
Swa ih [he]rre misset[v]
La herre mih niht vherseh[en]
S[w]az mir [sæ]lden si gesh[ehen]
Vñ [en] deloser w[nn]e
din kint vñ d[i]n kvnn[e]
[bi]n ih beseheidenlieh[e]
[ib ar]m vñ dv vil riehe
Din men[s]heit mir sip[pe git]
Dincr getehei[t] mih ane s[trit]
D' pater noster ne[nnet]
Zeinem kinde erke[nnet]
So git der tovf mir einen tr[ost]
D' mih [von] zwifel hat erlo[st]
I ham gelovphaften si[n]
Da[z] ih din genande' hi[n]
[wi]sheit ob allen liste[n]
Dv hist khrist so bin ieh ehri[sten]
Diner hôhe vñ diner breit
Diner tieffen antreit
wart nie gezilt anz end[e]
Ovh lovffet in diner hen[de]
d' sihen sternen gah'
da si den himel wider vah[e']
Lvft wazzer fivr vñ er[de]
d' wont in dinem werd[e]
ze dinem gebot ez allez s[tet]
da wilt vñ zam mif vm[be get]
Ovh hat din gotliehiv ma[ht]
den lihten tae di trvben [naht]
Gesilt vñ vndersehe id[e']
mit d'svnne lovft in hei[de']
niem' wirt nie wart di[n ehenmaz]
d['] steine craft d' wnr[ze waz]
hastv hekannt vn[s an daz ort]

(2. Sp.) [d]er rehten schrift don vñ wo[rt]
[m]in geist hat gesterehet
[m]in sin dieh kreftec merket
[s]waz an den bnehen stat geschriben
[d]es hin ih kvnst°los beliben
niht anders ih geleret bin
div helfe diner g°te
sende in min gem°te
vnlosen sin so wise
d' in dinem namen hrise
einen riter d' dín nie vergaz
Swen er gedinte dinen haz
Mit sondehaften dingen
din erbermde kvnd in bringen
an div wereh daz sin manheit
dinen holdenwandels was bereit
din helf in dicke braht vz not
er liez in wage etwedern tot
der sel vñ des liebes
dorh minne eines wibes
er dicke herze not gewan
Lantgrave von Dvringen H'man
tet mir daz mære von im bekant
Er ist en franzoys genant
[L]e eoms Gwilhelms de Oranis
Ein islih riter si gewis
d' [s] in helf in angest gert
daz er [d'] niemer wirt entwert
er sage di selben not vnr gut
d' vnser [zagte] werde bot
erke[nnet rit]ers kvmber gar
Er [war]d selbe dicke harnashvar
den striek hekande wol sin hant
d' den helm vf daz hovbet bant
gein sines værhes koste
er was ein ail der tioste
hi vienden man in dicke sach
d' schilt von art was sin dach
Man hoert in FRankriehe jehen
swer sin geslehte kvnde spehen
daz [st]vnde vher al ir riche
d' fvrsten craf geliehe
sine mage waren di hôhsten ic
ane den keiser karlen n[ie]
so werd fRanzei[s wart erborn]

(3. Sp.) [da] f[v]r was vñ ist sin bris erko[rn]
[dv hast] vñ hete werdekei[t]
[helfære] do din kv̊she erstrei[t]
[mit di]vmvt vor dˢ hohsten han[t]
[daz si] dir helfe tæt bekan[t]
[helfære[hilf in vn hilfe ovh mi[r]
[die hel]fe wol getruwent di[r]
[des bi]t ih dih mit herzen gi[r]
S[it v]ns div waren mær
[sage]nt daz dv fv̊rste wær
H[ien er]de als hist ovh dor[t]
D[in g]v̊te enpbahe miin wo[rt]
[Herre] sante Willehal[m]
[Mines] svndehaften mvndes ga[lm]
d[in h]eilicheit an schrie'
S[it da] dv bist gefrje'
V[or all]en helle bande'
S[o hev]ogt ovh mih vor schan[de']
M[ih W]olfram von Esshenbac[h]
S[waz i]h von parcival ie gesp̊c[h]
d[es sin] Aventore mich wise'
e[tslih] man daz prise'
I[r was] ovh vil dier smæhte'
V[ñ baz i]r rede wæhte'
g[an mi]r got so vil dˢ tag[e]
I[h sage] minne vñ ander clag]e]
dˢ [mit t]r̊wen pflac wip vñ ma[n]
S[it iesns] in den Jorda[n]
d[vrh to]vffe ẘt gestozze[n]
v[nsan]fte mac genozze[n]
d[wtsche]r rede dehein[e]
d[irre] di ih hie mein[e]
I[rletz]en vñ ir beginne[n]
s[wer] werdekeit wil minne[n]
d[ˢ lat] dise aventvr
i[n sinem] hvs ze fvr
d[iv ver]t hi mit den geste'
f[ranzo]yser die hestz
V]vellen]t des die volge ha[n]
d[az svz] rede nie wart geta[n]
M[it wir]de vñ ovh mit warhei[t]
v[nder w]ank noh vnder schᵗei
[al] dise rede ie lie
[des jehent] si dort nv hort ov[h hi].

Darunter noch eine unleserliche Zeile,˙ die aber keinesfalls = W. 5, 15.

HEIDELBERG, 17. Mai 1886. S. SINGER.

MISCELLEN.

Einige Beiträge zur Geschichte der Frauen.

Ich habe dieselben, so weit ich mir sie notirt, alphabetisch geordnet, um ihr Auffinden zu erleichtern; ich meine alphabetisch aber bloß in Bezug auf die ersten Anfangsbuchstaben; innerhalb derselben jedoch stehen nur die zusammengehörigen Dinge neben einander. Die Artikel in meinem Buche „Zur Volkskunde“ sind sämmtlich ganz fortgeblieben.

Augen, schöne. Die Sonne scheint bloß mit dem Lichte, welches sie von den Augen der Galatea borgt: „La luz de uno s serenos ojos — Que al Sol dan luz con que da luz al suelo.“ Galatea des Cervantes. L. II. 2. Sonett.

„Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois, je l'aurois faite aux dieux.

C'est dans dans l'Alcyonée de Du Ryer que se trouvent ces vers, pris pour devise par M. de la Rochefoucauld, quand son amour naissant pour Mme. de Longueville l'eut lancé dans la Fronde, puis parodiés par lui, quand la guerre et son amour eurent cessé. — Voltaire a écrit (Siècle de Louis XIV, ch. IV) que ces vers étaient de M. de la Rochefoucauld. C'est une erreur. Il citait ici, mais ne composait pas.“ Edouard Fournier, L'Esprit des Autres 3 Ed. Paris 1857, p. 169.

Athenais, Apfel derselben. Sie erhält von ihrem Gatten Kaiser Theodosius dem Jüngern einen ungewöhnlich großen Apfel zugesandt, den sie einem kranken Freunde Namens Paulinus schickt und den dieser als etwas Außerordentliches wieder dem Kaiser überreichen läßt Letzterer schöpft bösen Verdacht, begibt sich zu seiner Gemahlin und fragt sie, wo der Apfel sei. Sie antwortet, sie habe ihn gegessen, worauf er den Apfel hervorholt. Er findet durch die offenbare Lüge der Eudokia seinen Argwohn bestätigt, läßt Paulinus tödten und schickt die Gattin nach Jerusalem in die Verbannung, wo sie im Jahre 460 gestorben ist. S. Hermann Österley, Baital Pachisi u. s. w. Leipzig 1873, S. 176 ff., wo auch die Quellen angeführt sind.

Ägyptische Frauen aliter coeunt quam aliae. „ὁ γὰρ Καμβύσης, πυνθανόμενος τὰς Αἰγυπτίας γυναῖκας ἐν ταῖς συνουσίαις διαφέρειν τῶν ἄλλων, ἔπεμψε πρὸς Ἄμασιν τὸν Αἰγυπτίων βασιλέα μίαν αἰτῶν πρὸς γάμον τῶν θυγατέρων κτλ. — Athen. l. XIII sect. 9 (p. 560).

Bayle II, 815 Note. „L'Epigramme suivante courrut environ l'année 1561, à propos de ce qu'en ce temps-là une grande partie des Etats de l'Europe étaient regis, ou du moins administréz par des femmes:

Vulva regit Scotos[a]), haeres[b]) tenet illa Britannos,
Flandros et Batavos nunc notha vulva[c]) regit, etc. etc.

[a]) Maria Stuart. [b]) Elisabeth d'Angleterre. [c]) Marguerite fille naturelle de l'Empereur Charles V, duchesse de Parme.

„I, 64 f. Acindynus (Septimius) durch Prostitution seiner Frau gerettet. S. dazu meine Bemerkungen in den Heidelberger Jahrb. 1867, S. 180 f. zu Bolza Nr. 50.

„I, 411 Nothzüchtigung der gefangenen Hugenottenfrauen, n. C.

„III, 88 Geilheit der amerikanischen Indianerinnen: Nelle Istorie delle Indie narra Amerigo Vespucci d'esser capitato in una certa costa, dove trovò femmine di tanta libidine che come spiritate correvano dietro ai suoi marinari, perchè usassero con esse loro, e dice che avevano un sugo di non so che erba col quale bagnando le parti genitali degli huomini non solo cagionano, ut citius ac saepius erigerent, sed etiam quod eorum penis in insolitam excresceret magnitudinem: il che piaceva loro mirabilimente." Aless. Tassoni, Pensieri diversi p. 145.

„III, 327 n. C.

„dicitur in carmine apud vulgares,
Qui monacha potitur, virga tendente moritur."

Cuius et meminit Wolfgangus Hildebrandus Mag. Natur. l. c. 31, p. 34.

III, 411 Monserrat n. C. „A las encerradas monjas sus confessores les conceden que tengan su viril de barro para sus concupiscentias, porque dicen que se queman, y asi las remedian con este gran pecado." Avisos sobre los Abusos de la Iglesia Romana p. 126. cf. Ztschr. f. deutsche Culturgesch. Neue Folge I, 307.

„IV, 202. Sforce, Catherine. „Ses sujets s' étant rendus maîtres du château de Rimini, elle leur donna en ôtage ses enfants pour le recouvrer, après quoi elle menaça du dernier suplice ceux qui avoient été cause de la sedition; et comme ils lui repondirent qu'ils feroient mourir ses enfants „illa magno et virili animo sublata veste nudatoque ventre, En, inquit, quo possim liberos iterum procreare." Balthasar Boniface, De Vi muliebris pudendi. cf. IV, 203 n. C. und Diod. 1, 67. Herod. 2, 30.

„IV, 72 n. N. „Nicandre dit, que ce fleuron quel qu'il soit, voulut un jour contester de beauté contre Venus, qui par despit et en vengeance enferma au milieu de ses feuilles la vergogne d'un asne", wo sich die Stelle des Nikander mit einigen Druckfehlern citirt findet.

„IV, 224 n. E. La vertu que Clement VII fit éclater lors qu'il crut que certaines Dames souhaitoient de lui une permission injuste." Bayle erzählt dann weiter, welches diese „permission injuste" gewesen.

„IV, 487 n. §. Epigramm auf Margarethe von Valois:

Commune, qui te communies,
Ainsi qu'en amours en hosties,
Qui communies tous les jours
En hosties comme en amours;
A quoi ces Dieux que tu consommes
Et en tous temps et en tout lieu?
Toi, qui te peux souler d'hommes,
Te penses tu crever de Dieux? Feneste l, III, ch. 21.

„II, 97 n. C. Königin Blanche als Amme ihres Sohnes; und dazu meine Bemerkungen in den Gött. Gel. Anz. 1867, S. 2025.

Becher, leerer, auf dem Grabe der Säuferin Maronis. Anthol. Gr. 7, 353.

Ἀντιπάτρου Σιδωνίου

Τῆς πολιῆς τόδε σῆμα Μαρωνίδος ἧς ἐπὶ τύμβῳ
γλυπτὴν ἐκ πέτρης αὐτὸς ὁρῇς κύλικα;

ἡ δὲ φιλάκρητος καὶ ἀεὶ λάλος οὐκ ἐπὶ τεκνοις
μύρεται, οὐ τεκέων ἀκτέανῳ πατέρι·
ἓν δὲ τόδ' αἰάζει καὶ ὑπ' ἠρίον, ὅττι τὸ Βάκχου
ἄρμενον οὐ Βάκχου πλῆρες ἔπεστι τάφῳ,

cf. 7, 455.

Banm, woranf nackte schöne Frauen wachsen. — P. Eschenloer 1, 64 erzählt zum Jahre 1464: „Vil ander schendliehe Gemäle liszen die Bürger zu Prage und in andern ketzerischen Stäten in iren Heusern dem Girsik und Rokyczan zu Libe malen, nämlich einen Baum, dorauf nacketc schöne Frawen wnchsen und reif abfielen, und unter dem Baume stuude gemalst der Babst, Cardiuälc, Bischofe, Prälaten, Münche, Pfaffen nnd nfhilden ire grosze Mentel und Kappen, und fingen die Frawen, die vom Baume fielen." Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen u. s. w. Leipzig 1865. I, 530, Nr. 114 Anm.

Bränte. „Senis orinibus nubentes ornantur, quod is ornatns vetustissimus fuit. Quidam, quod eo Vestales virgines ornentur, quarum castitatem viris snis sponsae *** a eeteris. Festus s. v. Senis crinibus.

Besehneidung der Mädehen (Excision der Klitoris). Dieser Gebrauch der Excision existirt hei eiuer außerordentlieh großen Zahl von Völkern uicht bloß in Afrika, sondern auch an verschiedenen anderen Orten der Erde u. s. w. Ploss, „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker." Stuttgart 1876 1, 305 f. (1. Aufl.).

Bhuk-hal. — Ali (Haçan), du Decan. On doit à cet écrivain ....
1° L'ouvrage intitulé Bhuk-hal ou Kok-sohastar*), volume en vers hindî, imité du sanscrit dont le titre signifie Liber ooitus [eigentlich wohl Kok-Buch; s. das folgende] id est modornm diversorum coeundi. Ces manières, au nombre de trente quatre, sont décrites serupulensement. Les femmes y sont divisées en quatre classes ... Les hommes sont separés à leur tour en quatre elasses. Ils se distingnent en ahû (daim), scher (lion), hhâr (âne) et fîl (éléphant). On pretend que l'anteur du premier ouvrage de ce genre était un pandit, nommé Kok, et qu'on a donné son nom à tous les écrits posterieurs sur cette matière**) ... Je trouve enfin parmi les manuscrits indiqnés dans le catalogue etc. .... un Traité sur le kok en vers hindi Riçala-i-Koksar (Traité sur l'essenee (l'affaire) du Kok).
2^do Le Mufarrih nlenlûb on ee qni rejonit le coeur etc. ...

Ces deux onvrages sont dediés au sultan Tippouh: ils étaient l'un et l'autre dans sa bibliothèque.

Garcin de Tassy, Hist. de la Litter. hiud. et hiudonst. 1, 55 sq. Vgl. A. Sehiefner, Mahâkâtjâjana und König Tshaṇḍa Pradgota p. 43: „Als er (König Tshaṇḍa) eines Tnges auf das Dach des Palastes gestiegen war und mit seinen Ministern eine wenig anständige Unterhaltung führte, fragte er, was wohl eine schöne Hetäre sei. Die Minister sagten: „In Takshaçila ist eine Hetäre, Bhadrikâ, von vorzüglicher Schönheit nnd gar wohlerfahren

*) Les deux premiers mots doivent être plûtot, je pense, bhog pal, le moment du plaisir.

**) Je possède dans ma collection particulière un onvrage persan sur le même sujet, intitulé Kok-nâma [Kok-Bnch].

in den 64 Liebeskünsten u. s. w." s. Mém. de l'Acad. Imp. de St. Petersb. VII. Série, T. XXII, Nr. 7.

Babylonische Frauen und Mädchen. „Feminarum, convivia ineuntium, in principio modestus est habitus: dein summa quaeque amicula exunnt, paulatimque pudorem profanant: ad ultimum (honos auribus sit) ima corporum velamenta proiicinut. Nec meretricum hoc dedecus est, sed matronarum virginumque, apud quas comitas habetur vulgati corporis vilitas." Curtius Ruf. V, 1 (p. 113 Teubn.).

Blutiges Brauthemd der neuen Frau nach der Hochzeit als Beweis ihrer Jungferschaft vorgewiesen. — Ich habe über diesen, auch in Sicilien, unter den Arabern und in der Berberei herrschenden Gebrauch in der Zeitschrift für roman. Philol. 1, 437 gesprochen. Er herrschte oder herrscht vielleicht noch gleichfalls in Südrußland (s. Archiv f. Anthropol. 13, 317 ff.), und nach Olearius auch bei den Persern, wo dieses den Eltern der Braut geschickt und dann deshalb drei Tage lang Feste gefeiert werden. Kölbings Englische Studien VI, 262.

Braut. Eine Sentenz des Seneschalgerichts zu Guienne vom Juli 1302 bestimmt, daß ein Mädchen, Soscarolle, die an Begaron verheiratet ist, dem Feudalherrn de Blaquefort gehorchen und ihm das Recht der vorläufigen Begattung anheimstellen solle. „Maritus ipse femora nuptae aperiet, ut dictus dominus primum florem primitiasque delibet facilius", heißt es in diesem Gerichtsbeschlusse. Bounemère, Hist. des Paysans. Par. 1856. I, 58. S. Kulischer, Die communale Zeitehe und ihre Überreste, im Archiv f. Anthropol. 1878, S. 227.

„Die Chinesen schütten Reis über die Braut bei ihrem Eintritt in das Haus, das sie künftig bewohnen wird (her future home)". Dennys, The Folk Lore of China. Lond. 1876, p. 15.

Baum. Ehe auf einem — vollzogen. „Un seigneur qui possédoit une terre considérable dans le Vexin Normand, se plaisoit à faire parler de lui par ses idées singulières et biscarres. Il assembloit au mois de Juin tous ses serfs de l'un et de l'autre sexe, en âge d'être mariés et leur faisoit donner la bénédiction nuptiale; en suite on leur servoit du vin et des viandes; il se mettoit à table, buvoit et mangeoit et se rejouissoit avec eux; mais il ne manquoit jamais d'imposer aux couples qui lui paroissoient les plus amoureux, quelques conditions qu'il trouvoit plaisantes. Il préscrivoit aux uns de passer la première nuit de leur noces au haut d'un arbre, et d'y consommer leur mariage; à d'autres, de le consommer dans la rivière d'Andelle, où ils se baigneroient pendant deux heures, nuds en chemise; à ceux-ci, de s'atteler à une charrue; à ceux-là de sauter à pieds joints par dessus de cornes de cerf etc." Saint-Foix, Essais Historiques sur Paris, Nouv. éd. Londres 1759. V, 157 f.

Coitus erhaben dargestellt. „Am Panuco fand sich Phallusdienst, und nach Bernal Diaz waren alle Arten der fleischlichen Vermischung beider Geschlechter in erhabener Arbeit dargestellt." J. G. Müller, Gesch. der amerikan. Urreligionen S. 663. Ternaux, Premier Recueil des Pieces sur le Mexique p. 84. „An Festtagen verpönt". Meier, Aberglauben im Mittelalter S. 215.

Coitus a posteriori. Lucrez 4, 1257; Saxo Gramm. Francof. ad Moen. 1576. Lib. XIV, p. 294, l. 20 sqq. Fr. Müller, Allgem. Ethnogr.

S. 180, Anm. 3; Waitz, Anthropol. der Naturvölker 6, 714; Archiv f. Anthropologie 8, 111.

Coitustanz. „Ihre Tänze [um Sydney] ... sind sehr mannigfaltig, zum Theil sehr sinnlich, wie denn im Süden Männer und Knaben einen nächtlichen Tanz hatten, welcher die Begattung darstellte (Köler 53), und unzüchtige Tänze der Weiber auch von der Ostküste erwähnt werden (White 87)." Waitz, Anthropol. d. Naturvölker 6, 754.

Cunnus Mariae Virginis. „A personal friend of mine told me that he had seen, in a church in Paris, a relic of very especial sanctity, which was said to be the „pudenda muliebria Sanctae Virginis."" Thomas Inman, Ancient Faiths embodied in ancient Names. London 1872. 2[d] ed. 1, 114.

— eingesalzen. „Es ist ein Volksbrauch in Neapel, daß die Hebamme dem Kinde, wenn es ein Mädchen ist, etwas gestoßenes Salz in den cunnus drückt, ut is suo tempore marito jucundius sapiat." Giambattista Basile, Der Pentamerone u. s. w. übertragen von Felix Liebrecht. Breslau 1846. 1, 400. Vgl. Bachofen, Mutterrecht S. 15[b]: „An den Syrakusischen Thesmophorien werden sog. μυλλοί herumgetragen. Sie sind aus Sesam und Honig bereitet und geben das Bild der weiblichen Geschlechtstheile, ein Gebrauch, mit welchem Menzel in der sehr lesenswerthen Monographie über die Bienen (Mytholog. Forschungen 1, 193) die indische Sitte, bei Hochzeiten die Genitalien der Braut mit Honig zu bestreichen, passend zusammenstellt."

— eingeräuchert. „Herr Hartmann übergibt wieder einige von Hildebrand eingesendete Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Somâli, unter Anderm einen sehr großen hölzernen Haarkamm und einen irdenen Räuchertopf zum Einräuchern der weiblichen Genitalien." Correspondenzblatt der deutschen Ges. f. Anthropol. Juni 1874. Nr. 6, S. 43. Sitzung der Berliner anthropol. Gesellschaft am 12. Juli 1873.

— eingegraben als Strafe. A celui qui souille le lit de son maître spirituel, on imprimera sur le front un signe des parties naturelles de la femme. (Loix de Manou p. 355, §. 237 traduct. de Loisel. Deslongchamp.)" Michelet, Orig. du Droit fr. p. 388.

— Männername. „Auch die Samojeden führen nur bis zu ihrem fünfzehnten Jahre den Kindernamen und erhalten dann einen anderen. Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt a. M. 1877. III, 69. Beispiele von solchen Samojedennamen: Chanchara, Schlitten; Pazi, weibliche Scham u. s. w." Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878, S. 174.

— gesegnet. „Die Novelle von Mönch und Abt scheint Boccaccio aus den Cento nov. antiche genommen zu haben. .. Die Novelle ist zum Theil auch dem Fablian „De l'evesque qui benit le c.. de sa maîtresse" ähnlich." Landau, die Quellen des Dekameron. Stuttg. 1884. 2. A. S. 174.

— zwölf. „Γαμῶ τὴν μάνα σ' τὴν νιὰ — Ποῦχει δώδεκα μουνιὰ — Τὄν' ἀνοῖ καὶ τἄλλο κλεῖ κτλ." Passow, Popularia Carmina Graeciae Recentioris. Lips. 1860, no. 285.

— Edelstein. „Under ir gürtel stuont ein stein — der was klâr unde rein." Von der Hagen, Gesammtabenteuer 1, 457.

Dame, die sich auf die Reise begibt. „En etor Accuratesse Hvoraf berömmes en ... Französk forlieht Dame, der skrev udi sin Tegnebog

paa Reysen: „Memoire pour me faire .... en passant à Lyon." Holb Peder Paars, et heroiskomisk Digt. Kiöbenhavn 1798. 3. B. 2. S. p. 263 N

Ehe. „Ἄχρις ἂν ἧς ἄγαμος, Νουμήνιε, πάντα δοκεῖ σοι
ἐν τῷ ζῆν εἶναι τῶν ἀγαθῶν ἀγαθά.
εἶθ' ὅταν εἰς ἔλθε γαμετή, πάλιν εὐθὺ δοκεῖ σοι,
ἐν τῷ ζῆν εἶναι πάντα κακῶν τὰ κακά.
ἀλλὰ χάριν τεκνίων; ἕξεις, Νουμήνιε, τέκνα,
χαλκὸν ἔχων· πτωχός δ' οὐδὲ τὰ τέκνα φιλεῖ."

Anthol. Gr. 11, 388. Vgl. Sadis' Gulistan (Rosengarten) übers. von G Leipzig 1846. S. 167.

Eifersucht schwäb. Futneid; eifersüchtig futneidig.

Ehebrecherin; seltsame Strafe derselben in Irland. „A judgem attributed to a certain Cae Cain Bretach is preserved in the laws, wh shows that a dishonoured grave was one of the modes of punishing unfaithful wife in ancient Ireland. The judge says to the accused: „Y crime is proved, and you are found guilty. I will not put you to to des but I adjudge you to a dishonoured grave with the three shovelfuls disgrace upon your body." Ms. H. 3, 18. The three shovelfuls of disgr were: a shovelful of dog's dung, a shovelful of man's dung, and a shovel of horse's dung." O'Curry, On the Manners and Customs of the Ancient Iri vol. I, p. CCCXII. Lond. 1873.

Entbindung, erleichtert durch Umarmen. „Der Kukuk ist heiliger Vogel, über den mancherlei alte mythische Sagen umlaufen. Sit deren zwei auf demselben Baume und kukutzen, während irgend Jemand s herbeischleicht und den Baum umarmt, ehe sie aufhören zu kukutzen, erlangt er die Kraft, daß wenn er eine in Kindesnoth befindliche Frau u armt, diese alsbald entbunden wird." Hyltén-Cavallius, Wärend och Wirdar Ett försök i Svensk Etnologi. Stockholm 1864. 1, 326. Ganz dieselbe Kr gewinnt der, welcher eine Schlange und einen Frosch von einander tren doch so, daß beide leben bleiben; l. c. 332. (Wärend heißt der südli Theil von Småland, und dessen Bewohner Wirdar.)

Eine ähnliche Kraft verlieh im alten Indien das Simantonnayana, dem es heißt: „Das Simantonnayana wird bei der ersten Schwangerschaft sechsten oder achten Monate vollzogen. Der Mann nimmt einen Udumba zweig mit zwei Früchten, drei Kuça-Halme, den Stachel eines Stachelschwein einen Pfeil und eine umwickelte Spindel, theilt das Haar der Frau, von Stirne anfangend, in zwei Hälften und bindet dann jene Gegenstände an dreifache Haarflechte der Frau. Darauf befiehlt er zwei Lautenspielern, ein König oder einen andern Helden zu besingen." Stenzler, Über Pâraskar Grihya-Sotra.

In Bezug auf letzteren altindischen Brauch bemerke ich, daß derse auf eine symbolische Öffnung des κτείς (man beachte das Haar desselb hinzudeuten scheint, zur Erleichterung der nahenden Geburt (auch eines Sieb monatkindes, daher auch im sechsten Monat geübt.) Die dabei gebraucht Instrumente symbolisiren fast sämmtlich den penis (die zwei Früchte = Hoden), der Stachel = englisch prick, die Spindel = ἄτρακτος, ἠλακάτη (bei auch Pfeil); vgl. den zu gleichem Zweck geschenkten Schlüssel, sowie ca baris hasta (i. e. hasta viri) und meine Bemerkung über den Schlüssel in d

Gött. Gel. Anz. 1875, S. 474. Der besungene König oder Held geht auf den gehofften Sohn.

Elin (Madame Elin) heißt des Teufels Mutter. Eva Wigström, Folkdiktning (visor, sägner, sagor etc. etc.) samlad och uppteeknad i Skåne. Köbenhavn 1880. 1, 140. „Wann der Böse ihnen (den Hexen) seine Künste gelehrt hat, so kommt seine Mutter, Madame Elin, herein, lehrt sie, wie man Butter aus bloßem Wasser macht u. s. w.“

Eva, geschaffen aus einer Hundeschwanzspitze. Friedrich Krauß, Sitte und Sage der Südslaven. Wien 1885. S. 184.

Fürstin, derbe Sprache derselben. Dorothea, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Preußen (er starb 1618) schrieb an eine Freundin: „Wir sind zu Gott getroster Hoffnung, er werde uns mit einem Erben gnädiglich erfreuen und begnadigen, denn wir unserm lieben Herrn und Gemahl, der sein Werkzeug als der Zimmermann weidlich braucht und nicht feiert, gar keine Schuld zu geben wissen.“ Scherr, Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Leipzig 1870. 4. A. S. 317.

Fut beschoren gegen den Krampf. „Etleich auch die fuet beschirt — und lat darüber haben ein ampt; — das selb sol gnet sein für den chramp.“ Ignaz Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871. S. 291. V. 8191 ff.

Das in Rede stehende mittelhochd. Wort (**vod**) lautet isl. **fuð**, hebr. **puth, poth** (Inman, Ancient Faiths 2, 544); vgl. das oben (s. v. cunnus, Männername) angeführte samojed. **pazi**, ital. **potta**. Letzteres vom althochd. **potah** corpus? (cf. altnord. lîf, corpus; abdomen, uterus).

Fiture für confiture. „La pruderie a été poussee jusques au point qu'on ne disoit pas: „j'ai mangé des **confitures**, mais des **fitures**.“ Vgl. Sterne, Tristram Shandy, vol. VII, ch. 25.

Fisch in den cunnus geschoben und gebraten dem Liebsten gegeben. „An old filthy Rhytme used by base people, viz.:

„When I was a young Maid, and wash't my Mother's Dishes,
I putt my finger in my.... and pluck't out little Fishes.“

„See Burchardus in his Methodus Confitendi on the VII Commandement, where there is an interrogatory, if she did ever put a little fish ..... (immittere pisciculos in vulvam) and let it die there, and than fry it, and give it to her lover to eate, ut in majorem modum exardesceret amor.“ John Aubrey (1686—87) Remains of Gentilisme and Judaisme. Edited and annotated by James Britten. London 1881. p. 44. (Publications of the Folk Lore Society IV.)

Frau, eiserne. „A Ham il y a une femme de fer. Une tradition populaire raconte qu'une femme de fer faisait toutes les nuits une promenade sur les remparts de l'abbaye. Gaidoz et Sébillot, Blason populaire de la France. Paris 1884. p. 267.

— „Der Irrlehrer Andronikos meinte im 2. Jahrh. mit den Severianern, am Weibe sei nur der obere Körpertheil bis an den Nabel Gottes Geschöpf, der **untere Theil aber Werk des Teufels**.“

— **keine zu brauchen.** cf. Anthol. gr. 5, 302, wovon ich nur die zwei letzten Verse anführe, so ungeziemend sie auch sind:

πάντ' ἄρα Διογένης ἔφυγεν τάδε, τὸν δ' Ὑμέναιον
ἤειδεν παλάμῃ, Λαΐδος οὐ χατέων.

Dies hestätigt Dio Chrysostomos: „*οὐ γὰρ ἔδει αὐτὸν οὐδαμόσε ἐλθεῖν ἀφροδισίων ἕνεκεν, ἀλλὰ παίζων ἔλεγε ἁπανταχοῦ παρεῖναι αὐτῷ τὴν Ἀφροδίτην προῖκα.*“ Oratio VI . Dio Chrys. ed. Diudorf 1, 99.

— du;reh ihreu Mauu verkauft. Dieser Brauch hieß iu Eugland horn-market. Jouy, L'Hermite de Londres p. 308.

— gehärende, dureh Jünglinge dargestellt. Plutarch, Theseus e. 20.

— geile. Die Geilheit der Sedsehah, der Temimitiu (d. h. aus dem Stamme der Temimiten, aus dem Ort Temim), des uuversehämtesteu Weihes, welches aueh Prophetin seiu wollte uud sieh dem Moseilime ergah, weil er größere Beweise des Propheteuthums iu der Größe seiuer Geschleehtstheile vorhrachte, ist hekannt. Ztschr. der dentschcu morgeuläud. Ges. 6, 513, uo. 452.

— jede hat zwei gute Stuudeu. Anthol. gr. 11, 381,

„*Πᾶσα γυνὴ χόλος ἐστίν· ἔχει δ' ἀγαθὰς δύω ὥρας,*
τὴν μίαν ἐν θαλάμῳ, τὴν μίαν ἐν θανάτῳ.“

Im Bett und wann sie stirht. Cf. Hipponax hei Stohaeus 68, 8: „*δύ' ἡμέραι γυναικός εἰσιν ἥδισται· — ὅταν γαμῇ τις κακφέρῃ τεθνηκυῖαν.*“

— zweimal hegrahen. Germ. 28, 109.

— offenhart im Sehlafe ihre Geheimnisse. „Prendre une laugue de greuouille, la mettre sur le seiu d'une femme qui dort, et elle raeoutera peudant sou sommeil ee qu'elle aura fait daus la veille.“ Journal asiat. VI. Série, vol. 14, p. 119 aus Kazwini, hei welchem Baliuas (Beliuus i. e. Apollouius von Tyana) dies angiht.

— alte, horgt sich vom März drei Tage naeh frauzösischem Volksglauhen. Diese alte Frau findet sieh in ähulicher Weise auch im türkischen und ueugriechiseheu Volkskaleuder wieder. Diese üherall vorkommende und ühel ankommende oder gar erfriereude alte Frau scheiut anf uralter Sage zu heruhen. S. meiue Bemerkungen in Gröhers Ztschr. f. roman Philol. 6, 146.

— gebäudigt.

„An adamant stoue it is not frangehyll
With nothing hut with mylke of a gett;
So a woman to refrayue it is not possyhyll
With wordes, except with a staffe thou hyr intrett.
For he that for a fawt hys wyff wyl uot hett
Wheriu sehe offendyt hym very mych,
The gyder of hys hows must nedes wer uo hrych.

Songs and Carols uow first printed from a mauuscript of the fifteeuth ceutury. Edited hy Thomas Wright. Loud. 1848. Percy Soeiety vol. 23. Aus einem Liede üherschriehen: Nova, uova, sawe you ever such — The most mayster of the howse weryth no hryeh. p. 64 sq.

— todte geheiratet. „L'Epouse d'outre tomhe. Coute chiuois, traduit par Leou de Rosuy. Paris 1864.“ Le sujet de ce eonte est de plus curieux: il s'agit d'une intrigue qui se deuoue par un mariage eouelu devant un mandarin eutre uu jeuue homme vivant et uue jeuue fille qui a été asssssinée par snite d'uue imprudence et que sou amant épouse après sa mort pour legitimer sa liaisou avec elle.

Die Frauen der Heruler pflegten sich bei den Gräbern ihrer Männer zu erhängen. Procop. de bello goth. 2, 14. Die Stelle bei Grimm, Rechtsalterth. S. 451. 2. A.

Frauen. Dreißig Schönheiten derselben. Reinsberg-Düringsfeld. Internationale Titulaturen. Leipzig 1863. 1, 9, wo das betreffende Gedicht mitgetheilt und dem Johann Nevizanus (Sylva nuptialis. Paris 1521) beigelegt wird; s. jedoch Bayle s. v. Helene n. B. und meine Bemerkung in den Gött. Gel. Anz. 1868. S. 1919; 1873. S. 208. 1247. Weinhold, Deutsche Frauen 1. A. S. 141, n. 1.

— haben jeden vierten Tag alle Freiheit. „A woman (unter den arabischen Hassaniyeh, südlich von Khartum) when she marries, doth not merge her identity entirely in that of her husband, but reserves to herself one fourth of her life. Consequently, on every fourth day she is released from her marriage-vows; and if she happens to take a fancy to any man, the favoured lover may live with her for four-and-twenty hours, during which time the husband may not enter her hut. With this curious exception, the Hassaniyeh women are not so immoral as those of many parts of the world.“ Wood, The Natural History of Man. Africa. Lond. 1868, p. 765. S. auch Schilthergers Reisebuch (172. Publication des Litterar. Vereins) S. 67: „Es ist auch zu mereken, das gewonhait ist in chönig soldans landt, das die eelichen frauen an dem freyttag, der ir feyertag ist in der wochen, so sein sie frey und haben iren mutwillen mitt mannen oder mit andern dingen; wess sie dann lust, des mögen in ir mann noch nymantz gewern, wann es also gewonhaitt ist.“ (Dies bezieht sich auf Egypten.)

— treue. „Une de leurs chansons favorites [der Vedda auf Ceylon] rappelle la fin tragique d'un Véda [oder Vedda] et de ses deux femmes; celui-ci ayant découvert une ruche de miel tres-abondante dans un fourré dont il ne pouvait approcher sans risque, monta, pour l'atteindre, sur des branches assez fortes qui l'en séparoient et qui dominaient un affreux precipice. Ses femmes attendaient avec inquiétude le succès d'une telle hardiesse, lorsq'un voisin qui lui enviait la possession d'èpouses si fidèles, crut n'avoir qu'à tuer le mari pour se les approprier. Il l'avait suivi d'assez prés, et le voyant dans une position si périlleuse, se glissa furtivement au dessous de lui, coupa les branches qui le soutenaient, et le fit tomber ainsi dans l'abîme. Les femmes, témoins de cette action, et qui en connaissaient le motif, jurèrent qu'il n'en recueillerait pas le fruit, et s'élançant au fond du precipice, partagèrent le sort de l'époux qu'elles avaient tendrement aimé.“ Migne, Nouvelle Encyclopedie Théologigue. Tome 37. Dictionnaire d'Ethnographie Moderne. col. 442.

— Bei den Damaranegern nehmen nach dem Bericht von Francis Galt manche Frauen in jeder Woche einen andern Mann. Kulischer, Die communale Zeitehe und ihre Überreste im Archiv f. Anthropol. 1878, S. 216.

— ägyptische, pissen stehend. Herod. 2, 35: „οὐρέουσι αἱ μὲν γυναῖκες ὀρθαί, οἱ δὲ ἄνδρες κατήμενοι.“ Gleiches berichtet in Betreff der alten Irländer Giraldus Cambrensis, Topogr. Hib. 3, 26.

— Was sie am liebsten haben.

„....a woman will have her will,
And this is all her cheef desire.“

Altenglisches Lied. The English and Scottish Popular Ballads. Edited by

Francis James Child. Boston etc. II, 295. (Nr. 31 „The Marriage of Sir Gawain).

— trugen Steine zur Strafe in Frankreich. „Un des supplices qu'on infligeait autrefois aux femmes débauchées, était de leur faire porter d'une paroisse à l'autre deux pieres liées par une chaîne. Voyez Du Cange vo. Lapis." Chernel, Dictionn. hist. des institutions moeurs et coutumes de la France. Paris 1855. II vol. 2, 978.

— giftige. Man glaubte ehedem in Europa, daß Frauen unbeschadet ihrer eigenen Gesundheit Gift an sich haben könnten, wodurch sie den Männern zum Verderben würden. Dieser Glaube wird eingehend besprochen von Wilh. Hertz, Spielmannsbuch. Stuttgart 1886. S. 293 ff. Eine solche Frau heißt indisch vishakanja, Ztschr. d. d. morgenländ. Ges. 15, 95.

— Vier Eigenschaften derselben braucht unter anderm eine gute Stute. „Beau poitrail, — Belle croupe, — Douce à monter, — Vigoureuse sous l'homme. (D'après un vieux maquignon, en Picardie.) Revue des Traditions Popul. 1, 277.

— in Indien sitzen oft auf einen steinernen Phallus nieder. „A medical friend resident in India has told me, that he has seen women mount upon the lower stone [der p. 124 abgebildet ist] und seat themselves reverently upon the upright one [der den Phallus darstellt], having first adjusted their dress so as to prevent it interfering with her perfect contact with the miniature obelisc. During the sitting, a short prayer seemed flitting the worshipper's lips, but the whole affair was soon over." Inman, Ancient Faiths 1, XVII.

— nackte über Kirchenthüren in Irland. „In Ireland, up almost to the end of the last century, there were three Christian churches, over whose entrance-doors might be seen the coarsely sculptured figure of a nude woman." Inman, l. c. 1, 307 sq.

— sind von feuchter Natur. „Few, very few, there are amongst women, whose womb during pregnancy does not contain a large quantity of this fluid, hence the female was said to be of a humid nature." Inman, l. c. 1, 377.

— geben bei der Belagerung ihr Haar her. Das wird von römischen und anderen Frauen erzählt; s. Preller, Römische Mythologie s. v. Venus Calva.

— nackte als Schutz gegen Sonnenfinsterniß bei den Indianern in Neu-Mexiko. „During the eclipse the Pueblo Indians, N. M., were much agitated. The chieftain of the village came forth in great excitement and declared that some one had commited a great sin and the destruction of the village was imminent, or, at least, the extinction of the sun. Three trusted messengers were therefore sent at once to the priests to conjure them to keep the eternal fire on the altar burning at its brightest, while all the women of the village were ordered to strip themselves naked and run in pairs around the race course where the foot-races take place. Thanks to these simple precautions the eclipse soon passed off. The custom of having the women run these races in a nude state is universal with the Pueblos on occasions of this kind. They have a tradition that Montezuma was betrayed into the hands of the Spaniards by his daughter, and it

is thought probable that the requiring of the females to humiliate themselves as pennance for the original crime committed by one of their sex against this dignitary grows out of the tradition." Aus dem Shreveport Evening Standard vom 27. August 1878.

— Recht derselben auf eheliche Liebesbezeugung, sechsmal täglich. „Nous avons leu encore le different advenu en Catalogne, entre une femmes se plaignant de efforts trop assiduels de son mary .... à laquelle plainte le mary repondoit, homme vrayement brutal et dénaturé, qu'aux jours mesme de jeusne il ne s'en scauroit passer à moins de dix. Sur quoy intervint ce notable arrest de la Reyne de Arragon, par lequel, après meure deliberation de conseil, cette bonne Reyne, pour donner regle et exemple à tout temps de la moderation et modestie requise en juste mariage, ordonna pour bornes legitimes et necessaires, le nombre de six par jour etc. etc. Montaigne, Essais, Livre III, Chap. V. Paris 1724, p. 121 sq.

Frauenhäuser; der Name der mittelalterlich deutschen Bordelle. Ausführlich über dieselben Scherr, Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Leipzig 1870. 4. A. S. 220.

Frauenlist. „Frawenlist verborgen ist — sie seind freundlich im hertzen, — sie können weinen, lechlen, — pinckeln wenn sie wöllen, — und schiessen gar höfflich nach dem ziel, — auff beyden achseln tragen." Das Ambraser Liederbuch. Herausgegeben von Bergmann. Stuttgart 1845. Bibl. des Litter. Ver. p. 95.

Frauen, die, der Caripunas (am Madeira in Brasilien) gebären öffentlich in Gegenwart des ganzen Stammes ohne Jemands geringsten Beistand; die Nabelschnur schneiden sie mit einer geschärften Muschel selbst ab; Archiv f. Anthropol. 8, 81.

Gandarvehen. Die Gandarven sind die Musiker des Himmels. Die nach ihnen benannte Ehe ist eine solche, welche allein durch den Willen der beiden Liebenden geschlossen wird. Benfey, Pantschatantra 2, 391, Anm. 211. Weder die Ehen, welche durch Verkauf der Töchter, noch die, welche aus Neigung (Gandarvehen) und durch Entführung geschlossen werden, haben nach dem Gesetzbuch des Manu sühnende Kraft für die Vorfahren und Nachkommen; aus ihnen können nur grausame, lügnerische und den Veda verachtende Söhne hervorgehen. Duncker, Gesch. des Alterth, 2, 179.

Glöckchen unter dem Hochzeitbett, damit sie beim Hin- und Herdrehen der darunter Liegenden erklingen und man diesen Schall vernehme. Ausführlicheres in meinem Aufsatz: „Die krachende Bettstatt" Germ. 24, 21 ff.

Grabschrift einer egyptischen Priesterin zu Memphis, Namens Ta-Imhotep, worin sie ihren Bruder und Gatten anredet: „O mon frère, o mon ami, o mon mari, ne cesse pas de boire, de vider la coupe de la joie, de faire l'amour et de célébrer des fêtes, suis toujours ton désir, et ne laisse jamais entrer le chagrin en ton coeur, si longtemps que tu es sur la terre! car l'Amenti est le pays du sourd sommeil et des ténèbres, une demeure de deuil pour ceux qui y restent, etc. etc. Angeführt von Soury, Contes et Romans de l'ancienne Egypte. Rev. de deux Mond. 1875. VII, 708 (aus Maspero Du genre epistolaire des anciens Egyptiens. Paris 1873); s. auch Brugsch, Die Ägyptische Gräberwelt. S. 39. Ganz gleichen Inhalts ist auch „The solemn festal Dirge of the Egyptians" in den Records of the Past 4, 117. Vgl. auch

die Grabschrift des Sardanapel bei Athenaeus, Deipnos. VIII, 14, p. 336 Cas. (*Εὖ εἰδὼς* etc.); cf. XII, 39, p. 529; Strabo XIV, 5, p. 672 Cas.; Herod. II, 78. Anthol. Gr. Append. Epigr. no. 97.

Geburt s. Entbindung.

Grube. Der Tod in einer solchen wurde dem Arzt Mauard (geb. in Ferrara 1462) geweissagt, was auch in Erfüllung gegangen sein soll. „In fovea qui te periturum dixit aruspex — Non est mentitus: conjugis illa fuit." Bayle 3, 301.

Gast erhält die Frau u. s. w. des Wirthes als Bettgenossen. S. meinen Aufsatz die Folk-Lore Society in London in Kölbings Englische Studien 3, 10 f. über diese weitverbreitete Sitte.

Geliebte wieder aufgegraben. „Dans l'hiver de l'année 105 de l'hégire (commencement de 724 de J. C.) Yezid s'était rendu à un château de plaisance situé en Palestine, au lieu nommé Beyt-Râs. Un matin il dit à Habbâba (seiner Lieblingssclavin): „Certains gens prétendent que nul homme ne peut, durant une journée entière, goûter un bonheur pur, que ne trouble aucun nuage. Est-ce là une vaine assertion ou bien une verité? J'en veux faire l'experience." Il s'enferma avec elle et donna des ordres sevères pour que personne, jusqu'au lendemain, ne vînt lui parler d'une affaire, quelque urgente qu'elle fût. — Pendant ce tête-à-tête, il arriva que Habbâba, en mangeant une grenade, avala un grain de travers et éprouva une suffocation si violente qu'elle expira en quelques instants. Yézid au désespoir restu trois jours et trois nuits à pleurer sur le corps de son esclave cherie, avant de permettre qu'on l'inhumât. Peu après, il voulut absolument revoir celle qu'il avait tant aimée, et fit ouvrir sa tombe. Comme il considérait d'un oeil fixe sa figure decomposée: „Je ne l'ai jamais vue si belle!" dit-il. On l'arracha à cet affreux spectacle. Il mourut de chagrin quinze jours après Habbâba, et fut enterré à côté d'elle" Caussin de Perceval, Les Musiciens arabes. Journal Asiat. VII. Série. Tome II, p. 505 sq.

„Père Lersundi, sans respect pour le saint habit qu'il portait, s'enamoura follement d'une jeune fille de sa paroisse. Celle-ci étant venue à mourir, fut portée en terre; mais le Padre Lersundi avait donnè le mot au fossoyeur, qui la nuit suivante retira le cercueil de la fosse et l'apporta secrètement chez le curè. Alors celui-ci déclona la bière, en retira la morte, et l'ayant assise dans un fauteuil entouré de cierges, se prosterna devant elle et se mit à lui adresser de tendres paroles qu'il entremêlait de cris et de gémissements. Il la garda quelques jours de le sorte. Quand la defunte commença à tomber en pourriture, le Padre, obligé de s'en separer, lui creusa une sepulture dans sa propre demeure; mais, avant de l'ensevelir, il détacha une des jambes du cadavre et fit de l'os une qgueyna à cinq trous. Pendant huit jours le malheureux ne cessa de gemir et de souffler dans cette flûte, dont le son gelait la moelle dans les os. Au bout de ce temps, les voisins n'entendant plus rien, entrerent chez le Padre et le trouvèrent mort, tenant sa flûte entre ses ses bras. La yaravi que vous allez entendre, fut composé par lui durant cette semaine." Zu dieser ihm gegebenen Erklärung des yaravi bemerkt der Verf.: „Ce fait, connu de toutes le provinces du Collao (auf der Westseite des Titicacasees) eut lieu dans la bourgade de Coporaque, quelques années avant la proclamation de l'independance. Le

yaravi, attribué au Padre Lersundi, est l'oeuvre de quelque rimeur du pays, et ne fut composé qu'après l'expulsion des Espagnols." Es enthält 11 Coplas, von denen der Verf. als Probe die erste mittheilt. Paul Marcoy, Voyage dans la région du Titicaca etc. Tour du Monde vol. XXXIII, p. 275 f.

Hinterer auf der Mauer gewiesen. „Wir wissen, daß die Weiber von Fritzlar, wie die Chronik von Johann Rothe erzählt, dem Belagerer Konrad den blanken Spiegel über die Zinnen herab zeigten, und auch später noch, wie sich ebenda berichtet findet, sah man den zur Belagerung von Burgdorf heranziehenden Aargauer Landadel vor den Mauren zurückprallen, weil ihm droben unerwartet der Spiegel aller Ritterschaft vorgehalten wurde." Rochholtz, Deutscher Glaube und Brauch u. s. w. 2, 318; s. meinen Artikel Arsloh Germ. 31, 206.

Haar von der Ehefrau dem in Todesgefahr befindlichen Gatten zur Bogensehne verweigert. Gunnar frägt seine Frau Halgerd, woher sie einige Käse bekommen habe, zu denen sie nicht auf ehrliche Weise gekommen ist. Sie antwortet ihm barsch, daß ihn das nichts angehe, worauf er ihr einen Backenstreich versetzt. Sie schiebt ihre Rache so lange auf, bis Gunnar's Feinde ihn einst auf seinem Gehöft angreifen und seine Bogensehne gesprungen ist, so daß er sie um eine Locke von ihrem Haar zu einer neuen bittet und hinzufügt, daß sein Leben auf dem Spiele stehe. Da antwortet ihm Halgerd: „Jetzt will ich dich an die Ohrfeige erinnern, die du mir einmal gegeben hast, und will deinen Tod nicht hindern"; worauf Gunnar allerdings erschlagen wurde. Islenzk Fornkvædi ved Svend Gruntvig og Jón Sigurdson Nr. 49. Kjöbenhavn 1859. Nordiske Oldskrifter XXV, p. 132. Vgl. den Beinamen der Venus Calva.

Hemd für den Bräutigam genäht. Es stützt sich auf eine in früherer Zeit weit umher in den germanischen Ländern herrschende Sitte, daß die Braut für den Bräutigam ein Hemd nähte. Näheres bei Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser 3, 918, Anm. zu Nr. 131 b.

Haut, in eine — schlüpfen. Simrock, Sprichwörter Nr. 4464, von männlicher Seite i. q. coire.

Hetäre fordert einen starken Liebesbeweis. „Zu der Zeit war aus Gândhâra ein Gandhârer nach Udshdshajinî gekommen, wo er alle Habe mit einer Hetäre durchbrachte und derselben über die Maßen anhing. Eines Tages entledigte sie ihren Leib, und auf den Unrath den Kern einer Brustbeere legend, sprach sie: „Wenn du mich lieb hast, so packe diesen Kern mit deinen Zähnen." Der Gandhârer schickte sich an dieses zu thun, sie aber stieß ihn mit dem Absatz und sagte: 'Mit also Verhungerten, wie du bist, die solches thun, und so Schmutzigen werde ich nicht zusammen sein; geh' fort.' Mit diesen Worten trieb sie ihn aus dem Hause" Mâhâkâtjâjana etc. Ein Cyklus buddhistischer Erzählungen, mitgetheilt von A. Schiefner, Mémoires de l'Acad. Imp. des Sciences de St. Petersb. VII. Série. Tome XXVII, Nr. 7, S. 27.

Huren gelähmt zur Strafe. „It was a custom in England 'Meretrices et impudicas mulieres subnervare' i. e. to cut the sinews of their legs and thighs, or hamstring. W. Carew Hazlitt, Tenures of Land and Customs of Manors. Lond. 1874, p. 369.

Hureulohn. „Quotuam autem uumero viris debeat prostituta esse [sc. femiua] ut meretrix salutetur, iu Jure uusquam determinatum reperitur: ut adeo mirari liceat quid glossatoribus Juris Cauouiei veuerit iu meutem cum ad c. vidua 16. dist. 34 ad verbum multorum annotare haud veriti fuéruut, meretricem eam esse, quae admiserit plures quam 23.000 [sic] homiuum, vel quae 40, absque tamen mercede admiserit.“ Quaestum meretricium Germ. Huren-Lohu etc. etc. in Alma Viadriua etc. dispungendum propouo Joh. Weruer Lüder Anuo MDCLXXXII. Francof. ad Viadrum p. 5

Hureulohn wurde von deu ἀγορανόμοι festgestellt, wieviel die Huren nämlich nehmeu durfteu. Suidas s. v. Διάγραμμα.

Holberg, Peder Paars, Tredie Bog, Andeu Saug:

Den samme listig Tös sig sneeg i Stueu iud,
hvor Peder Paars hun faudt, med Haauden under Kiud....
For bende, som en Aand, fast alting aabeu stod;
Nuu selv og aahen var, sig penetrere lod.
Hun peuetrerede, hun lod sig penetrere.
Til Kokkepigers Roes bvad kau man sige meere?

Hierodulen in Widah. „La plupart des femmes de distinctiou, daus le royaume de Juida [Widah auf der Goldküste], quaud elle sout au lit de la mort, acheteut deux ou trois jeuues et jolies eselaves, pour être abelerès (filles de joie), dans tel ou tel cautou; eette liberalité passe pour une aetion pieuse et dout elles seront recompensées dans l'autre moude.“ Saint Foix, Essais Histor. sur Paris. Londres 1759. V, 180.

Hintern, in deu, gucken. Redensart der Verachtung u. s. w. „Ain burger zu Mösskirch, geuaunt Jacob Maienbronn, pflag, so er vom Schwarzwaldt oder Necker herauf raisete und zu Goseu auf die staig kam, zu aiuem kleinen peumlin, stand oben auf der staig, so kert er sich umb, hub den rock dahindeu uf, ließ das landt am Necker und uuder deu pergeu iu feuerabent [culus s. Glossar] seheu; so fro war er, wann er dem Schwarzwaldt den ruekeu kehrt.“ Zimmerische Chrouik, herausgeg. von Barack (II, 535 f. Bibl. des Litter. Ver. XCII). cf. Ílenzkar þjóđsögur og Aefintýri ed. Árnason. Leipzig 1862. 1, 306: „þá segir griđkonan, eu lítur pô ekki viđ: „sjáđu í svartan rass minn, hversu svartur hann er.“ — „Πρωκτός ὁ κόλος .... καὶ παροιμία· Εἰς πρωκτὸν κυνὸς βλέπε. τοῦτο ἐπέλεγον τοῖς ὀφθαλμιῶσιν. Suidas s. v. Πρωκτός. vol. 4, p. 507. Beru. Εἰς κυνὸς πυγὴν ὁρᾶν καὶ τριῶν ἀλοπέκων. s. v. Πυγή, p. 545.

Heiratsgebrauch, seltsamer. „Nuptiae suut conjunetio maris et feminae et eonsortium omuis vitae diviui et humani juris communicatio.“ (Modestinus.) Die Ehe begiuut (im uorwegischeu Recht) mit einem Mundi [l. muudr], das der Mauu für die Frau bezahlt, damit die Kiuder, welche aus derselben geboren werden, das Erbe nehmen köunen (Gaus). In many cases the exclusive possessiou of a wife could ouly be legally acquired by a temporary recoguitiou of the pre-existing commuual rights (s. Lubbock); wie bei deu Babyloniern (Herodot), Armeuieru (Strabo), Balearen (Diod. Sic. 5, 18), Nasamoneu, Sontbal, Naudowesiern u. s. w. Dem Köuig von Lovango wird durch das Oberhaupt der Reichsräthe eiue Mutter zugeordnet (die älteste aus dem Makonda-Geschlecht), die viele Freiheiteu bat (indem der König ihr gehorcben muß) und so viel Mäuuer bei sich schlafeu läßt als ihr beliebt. Ebeu dasselbe

ist auch des Königs eigener Mutter und Schwestern, soweit Alle aus königlichem Blut, vergönnt (Dapper). Im Heiraten schlagen sie keine Achtung auf die Blutfreundschaft, denn der Sohn darf wohl seine Mutter zur Ehe nehmen und der Vater seine Tochter (am Gabun) 1688. Bei den Tottiyar (in Indien) sind die Frauen den Brüdern, Onkeln und Neffen gemeinsam." Bastian, Die Rechtsverhältnisse. Berlin 1872, S. LXI. S. ferner Bachofen, Mutterrecht S. 12

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Auf die „Erwiderung" des Herrn Dr. Joseph Hansen aus Münster i. W. in Germ. XXXII, 383. 384 antworte ich nur durch einfache Darlegung der durch diesen Herrn gänzlich falsch und schief mitgetheilten Thatsachen.

Am 17. Juni 1885 schrieb Herr H. an mich und bat, die im Anschluß an meine Nachforschungen entdeckten beiden Legendenhss. 165 u. 169*) des Stadtarchivs in Köln für seine Zwecke benutzen zu dürfen. Er meinte, wir würden mit unseren Arbeiten nicht collidiren, da ich nur „sprachwissenschaftliche Ziele" verfolge, und stellte die Publication seiner „vorläufigen Resultate" in den Forschungen zur Deutschen Geschichte in Aussicht**). Ich antwortete am 18. Juni durchaus freundlich und zustimmend, klärte aber H. über meine nicht gerade „sprachwissenschaftlichen" Ziele auf. Am 19. Juni bat H. nochmals, „die beiden neu aufgefundenen Kölner-Legenden aus dem 13. Jahrh." einsehen zu dürfen, bat ferner um weitere Mittheilungen zur Sache und meinte, daß, „abgesehen von einigen Kleinigkeiten", eine Collision nur mit meinem für den Reinolt bestimmten Aufsatze „Zur Reinoltfrage" eintreten werde. Mehr verlangte H. niemals von mir. Von einer eventuellen Einstellung seiner Arbeit war niemals die Rede. Ich konnte und wollte H. natürlich durchaus nicht an der Benützung der Hss. oder auch sonst hindern, wenn er sich richtig zu mir stellte, und schrieb ihm dies am 20. Juni 1885. Nun bat ich aber meinerseits um Vorschläge zur Vermeidung der Collision, bat um Mittheilung der gewonnenen Resultate und theilte die meinen kurz mit. *Auf diesen Brief erhielt ich keine Antwort.* Herr H. ließ unterdessen seinen Aufsatz ruhig drucken. Ich wartete bis zum 20. Januar 1886, also *volle sieben Monate*, dann erinnerte ich den Herrn an meine Bitte um Ausgleichsvorschläge, und schrieb wörtlich so: „Ein stets in der Wissenschaft stillschweigend anerkannter Satz ist, daß die Priorität geachtet werden muß, selbst unter Aufgabe von durch eigene Arbeit gewonnenen Positionen. Daß nun in unserem Falle ich die Rechte der Priorität besitze, steht wohl außer Zweifel." Ich betonte, daß es ihm als dem Jüngeren und Späteren zugestanden haben würde zurückzutreten. Ich sagte ferner: „Ich

*) Vgl. Reinolt S. 541.

**) Ich betone auch das Letztere, denn H. sagt in der Erwiderung S. 383: „eventuell war ich bereit, seine Priorität so viel als möglich anzuerkennen." Keine Zeile seiner Briefe, in welche ich Jedem Einsicht zu nehmen gestatte, läßt eine solche Absicht erkennen, oder etwa seine Handlungsweise? Also eine Unwahrheit!

habe aber dies Verlangen nicht an Sie gerichtet, sondern hoffte, daß ein Ausgleich zu Stande kommen könne, etwa dahin, daß ein Jeder von uns einen Theil des Gebietes anbaue. Das wäre natürlich nur möglich gewesen, wenn wir gegenseitig die Resultate unserer Bemühung ausgetauscht hätten. Ich habe damit den Anfang gemacht .... ich würde auch gern noch weiter gegangen sein. Mein Entgegenkommen ist also wohl außer Frage. Auf Erklärungen über die Erfolge Ihres Forschens wartete ich aber vergebens." Und nun folgte der Satz, den H. S. 384, Z. 12—15 heraushebt.

Seit *1881* bin ich mit der Reinoltsage beschäftigt: was will es dagegen sagen, daß H. im Juni 1885 die Vorarbeiten zu seinem Aufsatze „nahezu beendet hatte". H. wußte aus unserer Correspondenz, daß ich unzweifelhaft der Frühere war*), ja er hätte es mehrere Jahre vorher wissen können, daß eine Reinoltausgabe vom Litterarischen Vereine beabsichtigt war. Auf der achten Seite seines Aufsatzes in den 'Forschungen' XXVI sagt er, daß ich „zu derselben Zeit" wie er der Reinoltsage meine Aufmerksamkeit gewidmet habe, umgeht also mein unbestreitbares Recht der Priorität durchaus.

„So ist der Sachverhalt! Das Urtheil kann ich nunmehr getrost dem Leser überlassen", sagte H. mir gegenüber; daß ich diese Worte mit besserer Zuversicht sagen kann, dürfte wohl außer Zweifel sein. Hätte ich in meiner Arglosigkeit eine Handlungsweise wie die des Herrn Dr. H. geahnt oder für möglich gehalten, so würde ich keinen Augenblick gezögert haben, meine Prioritätsrechte vom Anfange an entschieden geltend zu machen. Auf die Reinoltsage komme ich später noch zurück, dann werde ich auch Gelegenheit haben, mich mit Herrn Dr. Hansen zu beschäftigen, der bis dahin vielleicht wenigstens die kleineren Unrichtigkeiten, an denen sein Aufsatz in den 'Forschungen' reich ist, verbessert**).

FREIBURG i. Br., 31. October 1887. FRIDRICH PFAFF.

(**Berichtigung.**) In meinen Glossen aus Juvencushandschriften bitte ich S. 353 zu I, 464 **vnisit** und auf S. 355 zu III, 326 **st'nri**, sowie zu IV, 705 **samihafi** zu lesen. C. MAROLD.

---

*) Er erkennt das ja auch in der oben in Anm. 2 angezogenen Stelle selbst an.

**) Damit sehe ich die Polemik für geschlossen an. Eine weitere mag in den 'Forschungen zur deutschen Geschichte' geführt werden. K. B.

GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BEGRÜNDET VON FRANZ PFEIFFER.

FORTGESETZT VON KARL BARTSCH.

JETZT HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO BEHAGHEL.

DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.
NEUE REIHE EINUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.

WIEN.
VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1888.

INHALT.

LITTERATUR.

MISCELLEN.

Mit dem zweiten Hefte des laufenden Jahrganges 1888 wird die Leitung der „Germania“ in meine Hände übergehen. Ich richte daher an die bisherigen Mitarbeiter derselben, sowie an die Fachgenossen überhaupt die Bitte, mich durch Einsendung von Beiträgen unterstützen zu wollen.

Meine Adresse ist: **Basel (Schweiz), Leimenstrasse 60.** Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. (10 kr.) für je 15 Gramm des Gewichtes, Postkarten 10 Pf. (5 kr.). Manuscripte können offen als Geschäftspapiere unter Kreuzband geschickt werden; es kosten dann je 50 Gramm 5 Pf. (3 kr.). Solche offene Sendungen können auch eingeschrieben werden.

BASEL, Mai 1888.

Professor Dr. Otto Behaghel.

ZUR MYTHOLOGISCHEN METHODIK.

Ich habe Band XIII, S. 1 ff. der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur" eine Untersuchung der Orendelsage angestellt, welche sich zu der Behandlung einer größeren Gruppe zusammengehöriger Überlieferungen gleichen mythischen Gehaltes gestaltete und in der Feststellung eines pangermanischen, vielleicht sogar indogermanischen Jahreszeitenmythus gipfelte. Es sei gestattet, einige principielle Bemerkungen über diese und ähnliche Untersuchungen nachzutragen.

Die Mythologie als Wissenschaft ist in unseren Tagen in Mißcredit gerathen, derart, daß ernste Wissenschaftler ihr mit Verachtung den Rücken kehren und auf Bestrebungen in ihrer Richtung den spröden Bescheid ertheilen: ich glaube überhaupt, daß die meisten unserer Sagen sehr späten Ursprungs sind! ein Bescheid von merkwürdiger Wissenschaftlichkeit, da es 1. wohl der Mühe verlohnte, für einen derartigen Glauben den Beweis anzutreten, 2. die wissenschaftliche Bedeutsamkeit einer Überlieferung durchaus nicht lediglich von ihrem Alter abhängt.

Im Übrigen ist die Discreditirung der mythologischen Forschung eine nothwendig erzeugte. Als Jakob Grimm, der Begründer unserer germanistisch historischen Wissenschaften, das deutsche Volk mit einer deutschen Mythologie beschenkte, sah er sich veranlaßt, in Ermangelung einer geschlossenen Quellenüberlieferung, wie sie die Edden für den nordischen Glauben zu bieten schienen, eine Analogiensammlung aus allen erfindlichen Niederschriften anzustellen nach den nämlichen Principien, denen wir seine Analogiensammlungen zur Begründung einer deutschen Grammatik und einer deutschen Rechtsalterthumswissenschaft verdanken. Dabei widerfuhren ihm vornehmlich zwei Irrthümer: 1. schwebten ihm als ein Ideal religionsgeschichtlicher Überlieferung die Edden vor, die er, wie noch in unserer Zeit mancher vorzügliche Forscher, für eine Quelle erster Hand hielt, und er suchte ihre Sagen und Göttergestalten auf westgermanischem Boden wiederzufinden; 2. stand er, wie alle Begründer der deutschen Philologie, unter dem Banne der classischen Alterthumswissenschaften, faßte

also den Begriff Mythologie in der ganzen Beschränktheit der mit festgefahrenen Terminis hausenden classischen Forschung und freute sich andererseits, classische Vorbilder auf germanischem Boden wieder zu entdecken. Damit begründete er die gefährlichste Krankheit dieser Wissenschaft: die Analogienwirthschaft, die frischweg deutsche Überlieferungen einerseits auf eddische Muster ausdeutete und andererseits mit ähnlichen griechischen und, später, vedischen Traditionen verglich und nach ihnen beurtheilte.

Aber mit diesen Analogiensammlungen, welche in der Analogienwirthschaft nur ins Kraut geschossen sind, wies Grimm den Weg zu einer ganz neuen Methode, welche weit über die von der classischen Philologie ausgebildete hinausging. Indem er einerseits zum ersten Male eine wohlgeordnete Sammlung mythischer Einzelüberlieferungen elementarer Gestalt bot unter Hinweisungen auf überraschende Parallelen fremder Mythik, bahnte er den Weg zu der Begründung einer vergleichenden Mythenforschung, welche Kuhn zuerst[1]) zum Princip erhob. Indem er andererseits seine Belege aus der Volksüberlieferung schöpfte, wies er den Weg zu der reinsten Quelle mythischer Belehrung, zu dem Volksleben, und wurde der eigentliche Begründer des berühmten Schwartzischen Princips, daß die Volksnatur, die Mutter der Mythik, mutatis mutandis noch heute unter gleichen Anlagen, Trieben, Gesetzen die Mythenbildung fortsetzt, daß ihr allein die Gesetze der Mythenbildung abzulauschen, und somit eine concrete Kritik und Ausnutzung der mythischen Überlieferungen aller Zeiten abzugewinnen ist. Der Weg zu dieser Erkenntniß der principiellen Seite einer wissenschaftlichen Mythologie ist nach diesem Gelehrten die Analogiensammlung zunächst auf deutschem Boden, aber unter Heranziehung außerdeutscher Analoga. Für letztere freilich mangelte ihm die philologische Genauigkeit, und er steuerte mit vollen Segeln in die Analogienwirthschaft hinein.

Die beiden neuen Richtungen combinirte Mannhardt in seinen berühmten germanischen Mythen, welche den, wenn auch mit noch so vielen Irrthümern versetzten, so doch zum ersten Male umfassenden Beweis führten, daß die germanische Mythik die Abzweigung eines indogermanischen Mythenstammes darstellt. Aber wenn Schwartz durch philologische Mängel das Zutrauen der exacten Gelehrtenwelt verscherzte, so war Mannhardt ein schwacher Historiker und ein

---

[1]) Ich sehe von Max Müller ab, der, abseits der deutschen Forschung, aus eigener Kraft zu bedeutsamen Resultaten gelangte.

noch schwächerer Psycholog. Von jeher hat er ohne scharfen historischen Blick unter jede Rubrik alle möglichen Überlieferungen durcheinander geworfen und nicht beachtet, daß zwischen dem Alf Loki und dem drückenden Alb oder den unterirdisch schmiedenden Krüppeln eine große Spanne Entwickelung lag. Das Princip der Entwickelung fehlte ihm nicht, aber er hat nicht verstanden es anzuwenden. Auch als ihn die Strahlen kritischer Erleuchtung trafen, die von Lachmanns Genie über alle philologische Forschung ausstrahlten, ist er, unselbständig seinen Mustern nachstrebend, immer auf halbem Wege geblieben; er hat angefangen, die griechischen Überlieferungen mit kritischer Sichtung zu behandeln; aber er ist nicht dazu gekommen, von der philologischen Quellkritik zu der psychologischen Analyse der Überlieferung überzugehen. Immer geneigt, eine Überlieferung als Ganzes hinzunehmen oder als Ganzes zu verwerfen, wußte er abermals dem Gedanken der Entwickelung nicht zu seinem wissenschaftlichen Rechte zu verhelfen. Begeisterung und treuliche Arbeit war sein bestes Eigenthum; aber ein bahnbrechender Geist wie Schwartz war er nicht, und das ist heute um so nöthiger hervorzuheben, als man anfängt über Schwartz' Einseitigkeit und kritischen Verirrungen zu vergessen, wieviel man ihm verdankt, und daß er der epochemachendere Wissenschaftler von beiden, daß Mannhardt sein an Genauigkeit (späterhin) weit überlegener, an intuitiver Erkenntniß (der ersten Bedingung wissenschaftlicher Großthat) weit ärmerer Schüler war.

Drei methodische Sätze sind es, in denen Schwartz' Forschungen gipfeln: 1. Ein Mythus ist nur zu deuten, indem man alle seine Belege sammelt und vergleicht, bis man zu einem erleuchtenden Punkte gelangt[1]); 2. die philologische Quellkritik darf nicht so weit gehen, Nachrichten einer zeitlich späteren Quelle unmittelbar als die inhaltlich minder zuverlässigen anzusehen, da der spätere Berichterstatter vielleicht den genaueren Bericht aus dem Volksmund erhielt oder aber getreuer aufzeichnete; über die Ursprünglichkeit des Beleges kann nur der Analogienvergleich entscheiden; 3. jede Ceremonie ist eine Pantomime: Apolls Drachenkampf ward durch eine irdische Wiederholung gefeiert. Vornehmlich auf dem ersten Satze fußend, gelangte Mannhardt dazu, die deutschen Volksgebräuche, für welche Grimm bereits zahlreiche Belege gesammelt hatte, umfassend zusammenzustellen. Dieselben waren vornehmlich ländlicher Natur, denn unser

[1]) Die eiserne Berta, ein Sturmdämon, wird erst verständlich, wenn der Nachtrabe, ebenfalls ein Sturmdämon, mit eiserner Schwinge eine Hürde zerschlägt.

Mythen wahrendes Volk ist vornehmlich ländlich. Mannhardt wurde aufmerksam, verfolgte den Volksglauben weiterhin und fand ihn allenthalben besonders lebendig in Haus, Feld und Wald. Er verfolgte die griechischen und römischen Volksbräuche: das gleiche Ergebniß. Und so kam er dazu, aus dem übereinstimmend ländlichen Charakter spätdeutscher, späthellenischer und spätrömischer Volksbräuche und Anschauungen zu schließen, daß auch die indogermanische Dämonie eine wesentlich vegetative gewesen sei, denn die Gottheit, welche die Vegetation gab, mußte ursprünglich selbst die Vegetation gewesen sein.

Das Register hatte aber ein Loch. Sämmtliche Gottheiten, die nach germanischer Überlieferung die Vegetation verliehen, waren atmosphärischer Natur: Odinn ein Windgott, Thor ein Gewittergott, Freyr als Vane wieder ein Windgott. Noch mehr: ein deutscher Vegetationsgott war gar nicht aufzutreiben; denn Njörðr war Vane, also wieder Windgott. Nicht besser stand es indisch: Indra, Agni, Vishnu, Varuna — lauter atmosphärische[1]) Gottheiten. Ja, Welcker hatte sogar mit guten Gründen behauptet, daß die Hauptgötter fast aller Völker atmosphärischen Charakter wiesen. Endlich hat man sogar einen pangermanischen Hauptgott Tyr-Ziu feststellen wollen, einen Himmelsgott, einen deutschen Zeus: allerdings ein arges Beispiel von Analogienwirthschaft. Man betrachte folgende Tabellen (auf Grund von Fick I, 108):

A. ***di*** scheinen, blinken.

	daiva:		*div:*
skr.	deva, göttlich, m.	Gott	Dyaush Name, div Himmel, Tag
lat.	divus	deus	Joupiter
griech.			Zeus
westgerm.			Tiv
nord.		tívar	Tyr
lith.		dévas	
slav.		deiwas	
kelt.		deivos	

	diva:		*divia:*	
skr.	diva Himmel, Tag		divya himmlisch,	am Tag
lat.		biduum	sub dio unter freiem	H.
griech.	*ἔνδιος*[2])	*ἔνδιος*[3])	*δῖος* himmlisch,	göttlich

[1]) Unter atmosphärischen Wesen begreife ich Wesen der in der Atmosphäre sich vollziehenden Erscheinungen: also auch Sonnenschein, Regenbogen, wie andererseits Nebelbildung, Lichtreflexe.

[2]) Unter freiem Himmel.

[3]) Mittägig.

B. di	I. göttlich Gott		I.	II.	III.	IV.
a daiva, *b* div	II. Göttername	skr.	*a*	*b*	*b* β^1 β^2	*b* β^1 β^2
β^1 diva, β^2 divia	III. Himmel	griech.	β^2	*b*	β^1 β^2	β^1
	IV. Tag	lat.	*a*	*b*	β^2	β^1
		westgerm.		*b*		
		nord.	*a*	*b*		
		lith.	*a*			
		slav.	*a*			
		kelt.	*a*			

Aus diesen Tabellen ergibt sich, 1. daß die indogermanischen Götternamen von der Wurzel *di* sämmtlich dem Thema *div* ahgehildet sind; 2. daß diesem Thema nnr im Skr. die Bedeutungen Himmel, Tag heiwohnten, griech. nnd latein. Weiterbildnngen des Tbema *div*; germ., lith., slav., kelt. üherhaupt der Wurzel *di* Worte dieser Bedentnngen nicbt ahgebildet wurden; daß folglich von einem deutschen H i m m e l s g o t t *Tiv* keine Rede sein kann; 3. daß von der Wurzel *di* alle[1]) indogermanischen Sprachen[2]) ein Appellativ 'göttlich' abgebildet haben, welches somit der Bedeutung 'leuchtend, glänzend' entsprang; 4. daß mithin die Namen Dyaush, Joupiter, Zeus, Tiv nichts bedeuten als 'der Leuchtende'; eine Bedeutung, welche sie mit anderen Götternamen theilen, und die wobl auf ein großes Alter, keineswegs aber auf eine ehemalige Omnipotenz des germanischen *Tiv* zurückschließen läßt; 5. d a ß a u f i n d o g e r m a n i s c h e r S t u f e d e n G ö t t e r n d i e E i g e n s c h a f t d e s L e u c h t e n s , G l ä n z e n s a l s w e s e n t l i c h z u g e s c h r i e b e n w u r d e , m i t b i n i b r e a t m o s p b ä r i s c b e N a t u r d o m i n i r t e .

Dieses Ergebniß bat nichts Erstannlicbes. Der primitive Mythus ist eine naive Naturanschauung, eine Auffassung des Unbegreiflichen nach Analogie des Begriffenen. Diese Auffassung konnte nur stattfinden, wenn ein tiefer Eindruck das Gemüth aufregte; n i c h t d e r E r k e n n t n i ß w e r t h : d e r G e f ü h l s w e r t h b e s t i m m t d i e M y t h e n — w i e j e d e B e g r i f f s b i l d u n g . Die fürchterlichen Erscheinungen des atmosphärischen Übels und die wiederkebrende Wohlthat der Himmelsheiterkeit mußten die unmittelbar wirksamsten Factoren der Mytbenbildung werden.

Die Vegetation als solche trat erst in den Gesichtskreis des Menscben, als er aus einem vornehmlich von Fleisch lebenden ein auch Pflanzen verzebrendes Wesen wurde. Zu jenem erzog ihn zu-

[1]) Dem Westgerman. ist das Appellativ wohl nnr verloren gegangen.

[2]) Das Griechische erst mittelbar.

nächst der Kampf um das Dasein: die Nachbarschaft der wilden Thiere gebot die Jagd. Erst mit dem Beginne des regen Ackerbaues, der, wie nunmehr nachgewiesen, der indogermanischen Epoche noch nicht angehörte, erst in jener Periode der Seßhaftigkeit in cultivirten, relativ entwildeten Geländen, denen man mit steigender Intensität die Frucht des Bodens abgewann, mußten sich, bei der Abhängigkeit des Menschenwohls von Saat und Ernte, die Korngeister entwickeln; aber auch sie waren, wie E. H. Meyer bereits andeutete und hoffentlich bald eingehend beweisen wird, der atmosphärischen Dämonie entwachsen; ist doch der Wind je nach dem der Förderer oder Vereiteler der Befruchtung. Daß die Waldesvegetationsdämonie einen wichtigen Bestandtheil ebenfalls von der Sturmdämonie empfing, die am erhabensten im Walde sich kundgibt, hat wieder Meyer angedeutet; sie hat außerdem noch eine Reihe verschiedenartigster Mythenelemente aufzuweisen, die leider Mannhardt alle in Bausch und Bogen verarbeitete. Alles, was mit der Zeit an den Wald sich knüpfte, hat er wie dem Baum entwachsen aufgefaßt; und bezeichnend ist, daß er seine Construction des deutschen Baumcultus an den Parallelismus von Mensch und Baum knüpfte. Der Mensch soll einmal wie ein Baum der Erde entwachsen sein: warum? etwa weil man das Baumleben nach Analogie des Menschenlebens erklärte? umgekehrt: weil man das Räthsel der Menschenexistenz aus der Baumexistenz zu begreifen suchte! In dem einzigen Punkt, in welchem einmal Mensch und Baum gleichgesetzt wurden, ist der Mensch dem Baume, nicht der Baum dem Menschen angeglichen worden.

Von E. H. Meyer steht ein Handbuch der Mythologie in Aussicht; es ist zu hoffen, daß mit ihm die Theorie einer ursprünglichen Vegetationsdämonie dahinfällt. Außer mit dieser Theorie gilt es, sich mit zwei weiteren auseinanderzusetzen. Die eine stammt von dem ehrwürdigen Nestor der mythologischen Forschung: von Max Müller. Sprachwissenschaftler von ganzer Seele, hat er mit den Augen des Sprachforschers die Mythik betrachtet. Sie war ihm eine Phase der Sprachbildung, oder richtiger: die Degeneration einer solchen Phase. Ein Gegenstand hatte z. B. ursprünglich nach verschiedenen Eigenschaften mehrere Benennungen, von denen nur ein einziges Synonym mit der Zeit überdauerte; die übrigen hielten sich idiomatisch, in Sprüchwörtern, im Dichterwort etc.; man verstand ihre Beziehung nicht mehr, nahm sie als Wesenheiten für sich: und der Mythus war fertig. Z. B. die in die Fluthen tauchende Sonne sei als Frosch bezeichnet worden: nach Verlust der Anschauung habe sich daraus

der Froschjüngling ergeben, der, wenn er das Wasser sah, in Froschgestalt in dasselbe habe untertauchen müssen. Ein anderer Mythen bildender Factor ist ihm die Homonymie: der Umstand, daß in Folge einer gemeinsamen Eigenschaft verschiedene Dinge eine gemeinsame Benennung erhalten [1]). Auch hier entstehe der Mythus, indem gleichsam die Sprache in den Zustand des Selbstvergessens verfalle: die alte Bedeutsamkeit nicht mehr verstanden werde. Müller unterliegt bei dieser Theorie einem psychologischen Irrthnm, den die Wissenschaft noch nicht allzulange aufgeklärt hat: Der Mensch denkt keineswegs in Worten, zumeist in Vorstellungen. Selbst wir, die wir in unserer redegewohnten Zeit die langsamen Gedankenprocesse vielfach in Worten durchlaufen, vollziehen unsere schnellsten Denkprocesse (man denke nnr an ein schnelles Überlegen, blitzartiges Überschlagen aller Eventualitäten) nur durch Vorstellungsverlauf. Angenommen also, die Sonne wurde einmal als Frosch angesehen, so war das eine Vorstellung, keine Benennung; die Benennung setzte nur die Vorstellung in Umlauf. Die Sprache ist dem Verkehr entsprungen, die Vorstellnng dem individuellen Seelenleben. In dem Umlauf allerdings brauchen sich die Worte ab, verändern sich die Bedeutungen; das Wortspiel, der Wortwitz, die Volksetymologie treten hinzu; und innerhalb der Grenzen, in welchen Laistner (Nebels.), allerdings etwas zu ausgiebig, von der Homonymientheorie Gebrauch macht, sind Homonymien und Synonymien als mythen f o r t bildende, umbildende Elemente anzuerkennen; nur bleibe man sich klar, daß der Mythus als solcher Anschauung, das Wort Mittheilung dieser Anschauung ist, nnd daß alle Zeiten ununterbrochen mythenbildend thätig sind: nicht indem sie vergessen, sondern indem sie wahrnehmen.

Die zweite Theorie, die Müllenhoffs, ist eine litterarhistorische. Die Mythologie interessirte ihn nur von dem Standpunkt des Erforschers der deutschen Heldensage, und diese ist ein Capitel der Litteraturgeschichte. Die Sagengeschichte ist ein Capitel menschlichen Dichtens; und indem er die Sagen zurückverfolgte bis in ihre ersten Anfänge, fand er nichts als Dichtnng: bei den Dichtern in gebundener, bei den Nichtdichtern in gemeiner Rede. Müllenhoff hatte ganz Recht: etwas Gemeinsames ist zwischen Dichten und Naturanschauung. Aber er vergaß den Unterschied zwischen activer und passiver Phantasie. Jede Vorstellungsauslösung entspringt der Phantasie, ohne Gedicht zu sein. Wenn man am Gründonnerstag Grünkohl essen soll oder

[1]) Z. B. Erde wie Wolke als Kuh.

das Rothkehlchen ob seiner Farbe den Blitz herabzieht, so ist das ebenso concrete Phantasiethätigkeit, wie wenn Thor einen rothen Bart hat oder man in der Wolke einen Wasser gießenden Brunnen findet. Aber die Phantasie verhält sich passiv bei dieser Thätigkeit; ohne Willensimpuls erweckt eine Vorstellung die andere, ergänzt sich das Unbekannte vermittelst eines associativen Momentes aus der Masse des Bekannten. Das Dunkel der Nacht und des Unwetters, das Rollen des Donners, des Bergsturzes, der Kegelkugeln, der Kellerfässer ordneten sich naturnothwendig zusammen, und wäre die Mythenneubildung heute noch von genügender Lebhaftigkeit, so würde das Volk naturnothwendig im Gewitterlärm das himmlische Geschützfeuer vernehmen. Ähnlich verhält es sich zunächst mit der Sagenbildung, welche sich um historische Persönlichkeiten oder Ereignisse krystallisirt. An die deutsche Kaisersage sind eine ganze Reihe atmosphärischer Mythenelemente durch passiv associative Auslösung angewachsen; der Todtenkampf über den katalaunischen Gefilden ist ein weit verfolgbarer atmosphärischer Mythus. Um ein Ereigniß von starkem Gefühlswerth, sei es aus dem Natur- oder Menschenleben, als Krystallisationscentrum schießen die phantastischen Mythisirungselemente reichlich zusammen, noch ehe ein Erzähler von Initiative mit schöpferischer Willkür an die Ausgestaltung der Überlieferung herangetreten ist. Festzuhalten ist also: der Mythus entspringt passiven Vorgängen der durch Ereignisse von Gefühlswerth aufgeregten Phantasie: er ist die ohne Willensimpuls erfolgende associative Angleichung des Unbekannten an das Bekannte.

Die Sprachforschung[1]) lehrt, daß das indogermanische Urvolk sich über eine weite Fläche ausdehnte, weit genug, daß verschiedenenorts verschiedene dialektische Differenzirungen eintraten und verschiedenenorts aufkommende neue Culturbegriffe in relativ kleinen Bezirken herrschend wurden. Solche Bezirke aber berührten und kreuzten sich mannigfach, und so ergab sich das complicirte Verwandtschaftsverhältniß der späterhin getrennten Einzelvölker. Ähnlich ist das mythische Urverhältniß zu denken. In indogermanischer Zeit haben (vornehmlich) atmosphärische Vorgänge mythenbildend gewirkt; man verstand sie gemäß Vorgängen des täglichen Lebens: die Wolken als Heerden, die Wetter als Kämpfe, die Wasser als Milch der Wolkenkühe etc. Verschiedenenorts verstand man sie verschieden; solche Auffassungen wanderten und wurden Gemeingut gewisser Districte. Indem

[1]) Vgl. Schrader, Sprachvergleichung 185.

sich solche Gebiete theilweise deckten, vermischten sich die disparat entstandenen Anschauungen und wurden mit einander in Einklang, in Compromiß gesetzt; sie verwuchsen und verglichen sich. Diesen Vorgang kann man jederzeit verfolgen. Bei den Einen ist heute der Sturm ein rollender Fuhrmann, bei den Anderen der jagende Hackelberg, bei Dritten der eiserne Nachtrabe. In Folge dessen wird auch berichtet, daß Hackelberg ein Fuhrmann gewesen; Anderen fliegt der Rabe dem Jäger oder Fuhrmann voraus, Dritten ist er gar ein verwunschener Fuhrmann.

Die atmosphärischen Erscheinungen tragen stets den Charakter einer Vielheit. Es sind viele Wolken, viele Blitze, viele Gestirne, vielstimmige Winde. Darum steht zu Anfang jeder Religion eine Polydaimonie. Es sind aber auch Einheitsmomente vorhanden, wie das Alles verklärende Sonnenlicht. So mag es gekommen sein, daß aus der Polydaimonie sich local eine oder einzelne Gottheiten herrschend erhoben. Dieselben erwiesen sich furchtbar oder segensreich; man war von ihnen abhängig. Hier setzt der Cult ein und mit ihm die Religion.

Dem Cult ist eigen die Ceremonie. Der naive Mensch spricht eindringlich durch Geberden. Noch bis auf unsere Zeit flehte der Ackerbürger um Regen, indem er Idol oder Symbol begoß oder in Wasser tauchte; um Fruchtbarkeit, indem er sich neben ein Weib auf das Ackerfeld mit der Geberde der Zeugung legte [1]).

An die Ceremonie hat sich dann naturnothwendig das begleitende Wort geschlossen, und zwar, da der gehobenen Handlung der Rhythmus eigen, die rhythmische Rede, deren so vielleicht der Mensch überhaupt mächtig wurde. Natürlich handelte das begleitende Wort von dem Inhalt der Ceremonie: von der Götterthat, dem Weltereigniß. Es ist bekannt, daß hier Epos und Drama ihren Ursprung haben.

Die naive Naturanschauung, der primitive Mythus, mußte nach anderer Richtung eine Ausgestaltung erfahren. Sobald sie nach Maßgabe menschlicher Verhältnisse sich gestaltete (beispielsweise das Gewitter als ein — wiederkehrender — Kampf), verfiel sie der motivirenden Phantasie: aus der Anschauung wurde ein begründetes (aber nicht vor Zeiten geschehenes, sondern wiederkehrendes) Ereigniß [2]): eine Fabel. Diese Fabel pflanzte sich von Mund zu Mund,

[1]) Daß es sich hierbei nur um einen Fruchtbarkeitszauber handelte, nicht die Nachahmung eines himmlischen Vorganges, zeigt der analoge Gebrauch, das Baumpfropfen von einem nackten Mädchen vollziehen zu lassen, dem ein Mann unnatürlich beiwohnte.

[2]) Z. B. der Gewitterkampf begründet durch den Frauenraub.

gestaltete sich weiter aus, wurde immer menschlicher und schließlich ein einmaliges, vormaliges Ereigniß: eine Sage[1]). Auf dem Wege beständiger Fortbildung entwickelte sich so die schlichte Fabel zum complicirten Roman, aus dem der Redegewandte, der Poet, künstlerische Gebilde schuf: jener Kunst folgend, die er dem Cult abgelernt.

Die Ausgestaltung eines Mythus war zu allen Zeiten vornehmlich[2]) eine folgerichtige Ausmalung der Consequenzen gegebener Verhältnisse. Prämisse: eine gespenstische Kuh geht um. Folgerung: wehe, wem sie begegnet. Zweite Folgerung: Der Nachtwächter muß ihr zwar begegnen, aber ihm schadet sie nicht. Der Blick des Basilisken tödtet; um ihn zu tödten, hält man ihm also einen Spiegel vor: die verbreitete Sage vom Spiegeldrachen. Weit verbreitet ist die Sage von Fluthen entstiegenen Stieren (eine nachweislich atmosphärische Anschauung): natürlich vermischen sie sich auch mit irdischen Rindern. Natürlich sind die erzielten Kälber von besonderer Schönheit. Im Walde weilen Waldfrauen. Natürlich vermischen sie sich auch mit Menschen: das Weib unterliegt dem Gesetz der Zeugung[3]). Weit verbreitet tanzen Wasserfräulein über Quellen und Seen (Nebelmythen). Natürlich kommen sie auch in das Dorf zum Tanze. Wenn sich das Wasser blutroth färbt (Luftspiegelung?), hat der grausame Nick in der Tiefe eine Blutthat vollbracht[4]). Die Wasserjungfern verspäten sich einmal beim Dorftanze, und wie sie untergetaucht sind, steigt ein Blutstrahl auf: sie büßen mit dem Leben.

Gleichen Fortbildungen ist jeder lebendige Brauch unterworfen: der Maibaum wird als Fetisch wider Übel aller Art auf Haus oder Stall gepflanzt, aber auch vor Liebchens Kämmerlein oder die Schwelle eines hochwohlweisen Magistrats zu gebührenden Ehren. Wehe dem Mägdlein, dessen Leben nicht unbescholten; statt des blühenden Baumes erhält es einen dürren Besen.

Eine ganz bestimmte Art der Fortbildung ist die zum Popanz. Die Kinder sollen nicht die Halme niedertreten: man warnt sie vor

---

[1]) Die Worte Mythus und Sage sind im Grunde gleichbedeutend; aber es ist der Weg der Sprachfortbildung, daß ursprünglich gleichbedeutende Ausdrücke der Verdeutlichung verschiedener Nuancirungen dieplich werden.

[2]) Ein weiteres Moment ist die Anwanderung fremder Bestandtheile und die Verschiebung der Motive.

[3]) Sollte man glauben, daß ein bedeutender Forscher in dieser einfachen Fortbildung den unwiderstehlichen Eindruck der Waldnatur erblickte?

[4]) Eine von den tanzenden Jungfrauen ganz unabhängig auftretende Auffassung.

der Kornmutter[1]), die im Getreide sitzt, Kinder fangend und tödtend. Zu Frau Holle im Berg kommen die unartigen Kinder[2]). Eine andere Fortbildung ist der Spuk, das Gespenst. Frau Holle als Nebelgestalt wird zum Trunkenbolde äffenden Spuk. In nordischer Überlieferung wird Kari zum Windspuk, der in der Julnacht mit den Fenstern klappend die einsamen Mädchen zu Tode ängstigt. Das Alles, wie der Fetischismus, sind späte Fortbildungen, als solche von einer concreten mythologischen Forschung bei Seite zu setzen.

Mit atmosphärischen Mythen hat die Mythik begonnen; und vornehmlich atmosphärische (Nebel — Wolken — Wetter — Irrlicht — etc.) Mythen sind es, mit denen sie fort und fort bereichert wird. Mit der Zeit wandelten sich des Volkes Wohnsitze, Lebensgewohnheiten, Anschauungen. In der Folge auch seine Mythik. Wie aber nach Schraders (180) richtiger Bemerkung neue Begriffe, sofern sie nicht, mit neuen Culturgegenständen übernommen, ihre Namen mitbrachten, aus dem eigenen Sprachreichthum heraus sich ergänzend benannt werden, so gilt für die Mythik, daß neue Eindrücke der Natur mit Hilfe alterworbener Anschauungen erfaßt werden: wie jede Mythik das Unbegriffene nach Analogie des Bekannten auffaßt, so werden neu zu Bewußtsein gelangende Erscheinungen nach Analogie der vorhandenen Naturauffassung versinnlicht. Ohne Noth schafft kein Volk neue Worte; so lange das vorhandene Material reicht, wird es verwandt: gewandelt, nicht vermehrt. Dem entsprechend durchwandelt das Korn in der That der alte Windwolf, der Grauhund der Wolke[3]), und, wie er zum Korndämon verschoben, erscheinen Eber und Roß: alte Windwolkengestalten, Dämonen oder Trabanten befruchtender atmosphärischer Gottheiten. Jedes spätere Zeitalter wirthschaftet fort mit überkommenem Capital.

Innerhalb all dieser verschiedenen Phasen der Mythenfortbildung zu einfachen und complicirten Fabeln und Romanen einerseits, zu Religion und Ceremoniell andererseits greift ein bedeutsames Moment ein: die Wanderung[4]). Anschauungen und Gebräuche, Volkserzählungen und Gedichte wandern von Mund zu Mund. Getrennt Entstandenes

[1]) Über deren ursprünglich atmosphärische Natur Laistner willkommene Anhaltspunkte gewährt hat. (Nebels.)

[2]) Ursprünglich alle Kinderseelen.

[3]) Wenn der Wind das Korn bewegt, sagt man: der Wolf geht durch (über) das Korn.

[4]) Ein Moment, das Müllenhoff bei seiner berechtigten Forderung, die Überlieferung an Ort und Stelle festzuhalten, zu wenig beachtet.

wird vereinigt; eine schlichte Überlieferung macht verschiedenenorts divergirende Differenzirungen durch, diese begegnen sich von Neuem, werden vom Erzählermund combinirt oder mischen sich unwillkürlich in des Berichterstatters Gedächtniß, mit einander verwachsend. Fast jede auf uns gekommene Überlieferung ist ein complicirtes Resultat von Fortbildung, Anwanderung, Compromiß, Combination, Verwachsen. Einzelne Züge werden beliebt und wandern von Sage zu Sage. Einzelne, ehedem bedeutungsvolle Züge werden leeres Wanderrequisit: Wunderschwerter, undurchdringliche Gewänder. Wenn Freyr zu Balders Leichenfeier auf dem Eber reitet, so wird ihm dieser lediglich als typisches Requisit beigegeben.

Diese Wanderverhältnisse, welche Gustav Meyer in so verblüffender Weise für die Märchenkunde erwiesen hat, sind auch für die Erscheinungen des Polytheismus in Betracht zu ziehen. Die meisten Göttergestalten wie der Griechen so der Germanen stehen einander ganz nahe in ihrer Bedeutung; Odinn der Sturmgott ist auch Dämonenbekämpfer[1]) und Fruchtbarkeitsgott, herrscht in den Wolken wie im Meer, sein Speer scheint den Blitz zu bedeuten; alle diese Eigenschaften treffen für Thor zu, der größte Theil für Freyr, ein Theil für Tyr, der mit Odin und Freyr auch die Sonnengottschaft und mit allen genannten die jahreszeitliche Bedeutung gemein hat[2]). Folglich können alle diese Götter nicht gleichen Ortes gleichzeitig entstanden sein; sie müssen sich durch Wanderung zusammengefunden haben. Max Müller hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Veden kein System kennen: der Vater ihnen bald der Sohn, der Bruder der Gemahl ist. Ähnlich verhält es sich bei den Germanen: nur für den Norden ist ein (schwankendes) Göttersystem festzustellen, sonst überall lediglich ein beschränkter Polytheismus zu erweisen. Nicht viel anders in Griechenland, wo das ausgebildete System nur für die unter natürlichem Zwang ihrer Kunst systematisirenden Dichter zu existiren scheint. So ergibt sich mit Nothwendigkeit: jedes System ist ein Compromiß zusammengewanderter Gottheiten, die alle, hieratisch in den Cult übernommen, mit einander in Ausgleich gebracht und nach Analogie menschlicher Verhältnisse genealogisch verknüpft wurden. Das System hat nur die Bedeutung einer Phase; einer Phase aber zu ihrem historischen Rechte zu verhelfen, das vermag nur eine principiell gefestete Geschichtswissenschaft.

[1]) Das Alles soll andrenorts verfolgt werden.

[2]) Daß Balder die meisten der erwähnten Züge ursprünglich zukamen, haben Grimms und Müllenhoffs Untersuchungen wahrscheinlich gemacht.

Der Zusammenfassung der Götterwelt zu Systemen entspricht die Zusammenfassung der Sagenwelt zu Cyklen: Beides Werke der Tendenz des menschlichen Bewußtseins auf einheitliche Auffassung. Um eine heroische Gestalt oder That krystallisiren sich alle möglichen Überlieferungen. Die hellenische Ilias, die nordische Lokimanie haben cyclische Sagenansammlungen und Sagenumbildungen veranlaßt. Der zürnende Held, der bettelhaft zurückkehrend die Buhler seines Weibes erschlägt, wächst an die Troersage: er ist einer der von Troja heimkehrenden Helden, unterwegs gescheitert; und in den Rahmen zwischen Ilias und Nostos krystallisirt sich eine Welt von Schiffermärchen. Im Norden hat eine Zeit hindurch der Weltuntergangsmythus vorgeherrscht und alle erreichbaren Sagen angeglichen. Dichter haben kosmogonische Phantasien verfaßt und alles geeignete Material eingeordnet. Um die Gestalt des Siegfrid und seine specifische Heldenthat krystallisirte sich eine Anzahl Abenteuer; um dieses Centrum erwuchs ein Geschlechtsroman, und das Ganze wurde local in einen künstlerischen Rahmen ethischen Inhalts eingeordnet: enthaltend den Fluch des (geraubten) Goldes, der erst erlischt mit seinem Heimfall.

Mythus, Fabel, Roman, Cyklus sind streng zu scheiden. Dem ersten ist es zu thun um die Auffassung, der zweiten um die Motivirung, dem dritten um die Ausgestaltung, dem vierten um die Zusammenfassung. Man wird zugeben, daß unter solchen Verhältnissen die strengste Analyse erforderlich ist: nicht allein für die Gedichte, für jede Sagenüberlieferung,

Fassen wir diese gesammten Erörterungen in einen Satz zusammen, so lautet er dahin, daß disparat entstandene, gewanderte und verglichene oder verwachsene Naturanschauungen auf allen diesen Stadien sich zu Glauben, Bräuchen, Sagen fortentwickelten, und daß alle diese Gebilde auf allen Stadien ihrer Entwickelung wanderten, sich mischten, verglichen, verwuchsen. Hiermit sind wir angelangt bei der methodischen Fragestellung: 1. Wie gruppirt sich das überkommene Material (bezgl. wie ist es gruppirt worden)? 2. Wie ist es wissenschaftlich zu bewältigen?

Die Überlieferungsmasse enthält: 1. Volksglauben sehr verschiedener Art: *a*) Glauben, der sich direct anschließt an Götter und Dämonen, an deren Walten und Persönlichkeit; freilich aus sehr verschiedenen Zeiten und auf verschiedensten Entwicklungsstufen; *b*) Glauben unangesehen Götter und Dämonen: die Menschen als Bäume gewachsen; *c*) Glauben auf der Stufe von Spuk und Popanzen-

thum (Schamanismus). 2. Volksgebräuche: entweder rituell-ceremonieller Natur oder abgeleitetes Amuletenthum, Fetischismus; die ersteren theils entsprungen dem Volksglauben betreffs Götter und Dämonen: pantomimische Bitten, Demüthigungen, Lobes- und Dankeserhebungen — theils irgend einer Ideenassociation entsprungen, wie das Verbot, bei Mondwachsthum Bäume zu fällen; die letzteren theils degradirte Ceremonien, ihres rituellen Charakters entkleidet, oft unverstanden und mißdeutet oder falsch angewandt, nur im Geruche der Heiligkeit stehend und für das Wohlergehen unerläßlich, bezüglich zu allerlei Erwünschtem verhelfend — theils Amulet gewordene Symbole oder Attribute der Gottheit — theils aber auch unangesehen irgendwelchen rituellen Ursprungs auf natürliche Analogieübertragung zurückgehend: so das Durchkriechen wachsthumsschwacher Kinder durch die Wurzeln sprossender Stämme: es soll etwas von der Triebkraft übertragen werden. Volksglauben und Volksbräuche, soweit sie nichts mit Göttern und Dämonen zu thun haben, faßte man zusammen unter dem Namen Volkskunde. 3. Prosaische Volksüberlieferungen einmaliger Erlebnisse, vielfach Volkssagen genannt: fabulirende Auswüchse wirklicher Begebenheiten von Gefühlswerth, sei es einmaliger historischer oder wiederkehrender Naturereignisse. 4. Prosaische Volksüberlieferungen unmöglicher, von Niemandem erlebter Wunderdinge: die Märchen; theils eingewandert, wobei wiederum die angewanderten heimischen Elemente, die nationalen Anwüchse abzuscheiden und für sich zu betrachten sind — theils local erwachsen als Ausartung hieratischer Wunder zu unmöglichen Phantasmen. Denn dem Märchen als solchen ist das unbegreiflich Wunderbare, das ungezügelt Fabulirende wesenseigenthümlich und Selbstzweck; was bei den Buddhisten moralisirende Legende war, wurde abendländisch staunenerregende Phantastik; und ganz dem nämlichen Entwicklungszustand streben im Volksmund die alten Mythen von der Jungfrau auf dem Glasberg und dem Jungfrauen raubenden Drachen zu. 5. Poetische Überlieferungen von einmaligen Ereignissen der Götter- und Heldenwelt. Sie tragen einen durchaus individuell dichterischen Charakter, werden aber gleichwohl mit den Volkssagen unter die 'Sagenkunde' begriffen, während wiederum die Märchenkunde mit der Volkskunde verquickt wird. Hieratischer Volksglauben und Volksbrauch, der an Götter und Dämonen anknüpft, Volkssagen und poetische Überlieferungen hieratischen Inhalts werden unter dem Namen 'Mythologie' zusammengefaßt. Also eine auf ungenügender Kenntniß des Materials beruhende unpraktische Namengebung. Denn es ist klar, daß die hieratischen und die nicht

hieratischen Naturanschauungen für eine Naturgeschichte des menschlichen Geistes, als welche jede Geisteswissenschaft zu fassen ist, nicht trennbar sind, die Volksbräuche verschiedenster Art den nämlichen psychologischen Gesetzen entspringen und alle Arten der Volkssage den nämlichen Gesetzen ihren Entwicklungsverlauf verdanken. Man muß sich bewußt bleiben, daß jeder Volksbrauch auf einen Volksglauben, ein Theil der Volkssagen auf Volksglauben und Volksbrauch, die einheimischen Märchen bezüglich Märchenelemente auf Volksglauben, -Brauch und -Sage zurückgehen, das Sagengedicht aber eine freie dichterische Schöpfung auf Grund eines vorhandenen Materials von Volksglauben, -Brauch, -Sage und -Märchen ist. Der Mutterboden dieser Entwickelungsreihe ist also der Volksglauben, d. i. eine Summe von Naturanschauungen, welche die unbekannten Naturvorgänge nach Analogie der bekannten auffassen: die Wolkenheerde als Lämmerheerde, den Donner als Bergsturz oder Hammerwurf, den Regen als Brunnenwasser oder nährende Kuhmilch, den Menschen als losgelösten Baum. Um ihn zu gewinnen, muß man studiren: 1. Die litterarische Eigenthümlichkeit jedes Sagengedichtes: wer hat es verfaßt, zu welcher Zeit, für welches Publikum, auf was abzweckend, aus welchem Anschauungskreis, von wem beeinflußt, unter Verwendung welcher Elemente? 2. Die genetische Eigenthümlichkeit jedes Märchens: was ist einheimisch, was zugewandert, unter Ersterem was typisches Requisit, was nach Mustern, was Grundstock, was zusammengewandert, aus was die überlieferten Bestandtheile verschoben? 3. Die genetische Eigenthümlichkeit jeder Volkssage, hieratischer wie nicht hieratischer: wie, wo und wann entwickelte sie sich, unter Mitwirkung welcher psychischen, physischen und historischen Bedingungen, unmittelbar anknüpfend an eine Naturanschauung? unter Anwachsen von Wanderelementen? unter logischen Folgerungen aus gegebenen Prämissen, Compromiß, Combination und sonstigen Fortbildungen? mithin eine Herausschälung des Sagenkernes unter Feststellung *α*) der fortbildenden Elemente, *β*) der Gesetze der Fortbildung, *γ*) der Gesetze der Wanderung, *δ*) des Inhaltes der isolirten Grund- und Nebenbestandtheile. 4. Das Verhältniß des Volksbrauches zum Volksglauben und das historische Verhältniß der verschiedenen Arten der Volksbräuche zu einander: eine Studie der pantomimischen Ceremonie einerseits, des abergläubischen Fetischismus andererseits. 5. Die Feststellung und historische Kritik des überlieferten Volksglaubens jeder Art, um zu gewinnen: *a*) das Verhältniß des primitiven Mythus zu dem Naturereigniß; *b*) die Gesetze seiner Fortbildung zu Fabel, Roman, Cyklus

(System, Genealogie) einerseits, zu Religion, Cultus, Ceremonie andererseits. Auf diese Weise wird man eruiren: I. eine Summe verschiedenenorts und verschiedenzeitig entstandener Naturanschauungen, II. die Gesetze, nach welchen dieselben entstehen, und III. nach welchen sie sich fortbilden. Es ist dann schon eine wissenschaftliche That, eine einzige Sage zu isoliren und nach ihrer Natur, Verbreitung, Wandelung und Wanderung zu ergründen, einerlei, ob sie älter oder jünger, hieratisch oder profan, urdeutsch oder eingewandert, dem einen oder dem anderen Gotte zugeschrieben sei. Dann sind die Aufgaben der Mythologie als der Wissenschaft von den Naturanschauungen hieratischer Bedeutung (und ihren Fortbildungen in Sage und Dichtung) nur lösbar als Theil einer Geisteswissenschaft, welche anstrebt, den Gesammtbestand der überlieferten Sagengedichte, Sagenprosen und Märchen; Ceremonien und Qacksalbereien wie Fetischismen; Götterhimmel und Dämonenreiche wie Schamanismen und Popanzen; Naturanschauungen hieratischen wie profanen Inhalts zu untersuchen auf die Gesetze ihres Werdethums und ihrer Entwickelung. So schwer für eine derartige Wissenschaft eine umfassende Benennung zu finden wäre, so bestimmt steht ihr Programm da: wie die Sprachwissenschaft die Sprache als ein spätes und complicirtes Product einer unabsehbar langen Entwickelung auffaßt und deren Entwickelungsgesetze, Urelemente, spätere Bereicherungen zu ergründen sucht, so hat eine Wissenschaft von Volksglauben, -Brauch und -Überlieferung das überkommene Material (zunächst national) als Entwickelungsproduct aufzufassen und diese Entwickelung: ihre Gesetze, die Urelemente, die Anwüchse oder Verschiebungen, festzustellen; wie die Sprachgeschichte darthut, daß alle Sprachen unserer Völkerfamilie einem gemeinsamen Mutterboden entwachsen sind, so sind die nationalen Überlieferungen an Glauben, Brauch und Sage zurückzuführen auf einen indogermanischen gemeinsamen Bestand von Urelementen; wie unter den sprachlichen Urelementen verschiedene Wurzeln die gleiche Bedeutung aufweisen, also verschiedenenorts zur Befriedigung eines identischen Bedürfnisses entstanden, durch Wanderung Gemeingut und im Compromiß verglichen wurden, so haben sich auf dem Gebiete der Naturanschauungen indogermanischer Zeit für den nämlichen Vorgang verschiedenenorts die verschiedensten Auffassungen gebildet, durch Wanderung vermischt, in Compromissen geschlichtet oder innige Verbindungen eingegangen; und so sind ferner aus der Polydämonie verschiedenenorts verschiedene Gottheiten von nahezu identischem Gehalt erwachsen, die durch Wanderung von Mund zu Mund sich zusammenfanden und im Compromiß genealogisch und systematisch vereinbart wurden.

Eine historisch-kritische Zurückführung der gegebenen hieratischen wie nicht hieratischen Überlieferungsmasse an Sage und Brauch, Glauben und Aberglauben auf ihre Urelemente und Entwickelungsgesetze, ein indogermanischer Bestand gemeinsamer Urelemente, eine principielle Entwickelungsgeschichte dieser Elemente zu ihren späteren Gebilden in Religion und Sagenthum: das ist das Prognostikon, das dieser Geisteswissenschaft zu stellen ist.

BERLIN, 21. Mai 1887. L. BEER.

DER NORDISCHE TRISTANROMAN UND DIE ÄSTHETISCHE WÜRDIGUNG GOTTFRIEDS VON STRASSBURG.

Bis zum Jahre 1878, wo Kölbing den nordischen Tristanroman edirte[1]), wußte man, daß Gottfrieds Tristan, die Bruchstücke des Thomas (bei Fr. Michel), das englische Gedicht und die nordische Sage im Allgemeinen derselben Tradition folgten. Vollständig bekannt gemacht wurde der nordische Prosaroman zuerst von Kölbing und konnte daher auch erst von diesem Zeitpunkte ab in Bezug auf seinen Werth für die Beurtheilung des deutschen Tristandichters geprüft werden. Kölbing hat dies in der Einleitung zu seiner Ausgabe gethan und ist zu einem Resultat gekommen, welches die frühere Auffassung von Gottfrieds Werk gänzlich verwirft. Wegen der Wichtigkeit dieses Urtheils für meine ganze Untersuchung will ich hier Kölbings Worte vorausschicken; er sagt Einleitung p. CXLVII ff.: „Am resultatreichsten erscheint mir die auf dem vorigen Bogen gebotene Untersuchung für Gottfried von Straßburg zu sein. Wir wissen jetzt ziemlich sicher, daß er nach dem Gedichte des Thomas gearbeitet hat. Als Repräsentant für dessen verlorene Abschnitte gilt uns die Saga. — Jetzt erst sind wir wenigstens annähernd in der Lage, uns über das Verhältniß dieses Dichters zu seiner Quelle ein Urtheil zu bilden. Wir können dasselbe dahin zusammenfassen, daß Gottfried sich in Allem, was den sachlichen Inhalt seiner Vorlage angeht, peinlich genau an dieselbe gehalten, ja lange Stellen fast Wort für Wort über-

[1]) Die nordische und die englische Version der Tristansage, herausgegeben von E. Kölbing. I. Theil: Tristrams Saga ok Isondor, herausgeg. von E. Kölbing. Heilbronn 1878.

tragen hat. Modificationen oder Weglassungen hat er sich nur dann erlaubt, wenn sein für das wirklich Poetische fein angelegter Geschmack sich gegen ein Thema oder einen Ausdruck ablehnend verhielt, aber selbst dann weist er uns — wenigstens an einer Stelle — selbst darauf hin. Gottfried ist, ebenso wie Hartmann, ein feinsinniger Übersetzer, nur daß er freilich die Befähigung hierzu in noch wesentlich höherem Grade besitzt als jener; als einen Dichter, welcher in selbständiger Gestaltungskraft über seinem Stoffe steht, der Unebenheiten des Originals bessert oder ausgleicht, die Darstellung modernen Verhältnissen näher bringt, sich volksthümlicher zeigt, aus bewußter Welt- und Menschenkenntniß ändert, Charaktere veredelt im Verhältniß zu seiner Quelle, mit einem Worte, als einen so idealen und großen Geist, als welchen ihn Heinzel[1]) hinstellen möchte, werden wir ihn von jetzt ab nicht mehr zu betrachten haben. Diese herbe Enttäuschung wird nun vielleicht dazu dienen, einer in neuerer Zeit vielfach vertretenen Richtung, als deren geistreichsten und scharfsinnigsten, aber zugleich doch auch wohl am wenigsten maßhaltenden Vertreter sich Heinzel in seiner Abhandlung über Gottfried gezeigt hat, der Neigung, denjenigen unserer mhd. Dichter, welche nach französischen Quellen gearbeitet haben, diesen gegenüber eine übergroße Fülle von Subjectivität und selbständigem Urtheil zu vindiciren, ein- für allemal ein Ende zu machen. Gerade hier ist eine pessimistische Anschauungsweise nur allzu gerechtfertigt. Es wird sich vielmehr in Zukunft das Augenmerk in wesentlich höherem Grade, als dies bisher geschehen, auf die stylistischen Unterschiede zwischen den altfranz. Quellen und ihren mhd. Übertragungen richten müssen, und gerade dabei werden die Vorzüge wie die Schwächen der letzteren in ein neues und helleres Licht treten.

„Daß mancher einzelne Punkt in meiner Abhandlung strittig bleiben, vielleicht auch manche Einzelauffassung als unrichtig nachgewiesen werden wird, daran zweifle ich keineswegs. Die hier am Schlusse aufgeführten Gesammtresultate aber werden hoffentlich unanfechtbar sein."

Kölbing nennt sein Resultat eine herbe Enttäuschung, und eine solche ist es ohne Zweifel, wenn man betrachtet, wie hervorragende Männer unserer Wissenschaft über Gottfried und sein Werk geurtheilt haben.

Der alte Docen in seinem für die Werthschätzung Gottfrieds

[1]) Über Heinzels Arbeiten werde ich später sprechen.

epochemachenden Aufsatze (Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgeg. von v. d. Hagen, Docen u. Büsching, Berlin 1809) sagt von den mhd. Dichtern insgesammt: „Sie arbeiteten und schufen mit jenem lebendigen Gefühl eigenen Bildens, ohne welche die Poesie nur ein mühsames Nachzeichnen, keine neue Belebung des gegebenen Stoffes gewesen wäre. Mit diesem Gefühl wurde von den griechischen Tragikern und den Malern Italiens immer derselbe Gegenstand erneuert dargestellt, ohne daß Jemand hier nach dem Verdienst der ersten Erfindung gegeizt hätte.“

Auch J. Grimm nennt den Tristan „das anmuthigste Gedicht der Welt“, und Maßmann (Dichtungen d. d. Mittelalters, Bd. II, Einl. p. 9, Leipzig 1843) sagt von dem Tristandichter: „Er ist ein Dichter im ganzen Sinne des Wortes, der seinen Stoff mit vollster Freiheit beherrschte und gestaltete, daß sein Tristan als durchaus neu und sein Eigen erschien, ein Werk vorher nicht dagewesener Schilderungsgabe, voll lieblicher Anmuth, seltener Seelenkunde und reichster Gedankenfülle, ein Werk wahrhaft künstlerischer Formvollendung.“

Dann ist es vor allen Dingen R. Bechstein, der Herausgeber von Gottfrieds und Heinrichs von Freiberg Tristan, der Gottfried das höchste Lob spendet. Schon sein auf die Herausgabe der Werke des Meisters und seines bedeutendsten Schülers verwandter Fleiß gibt ein Zeugniß von seiner Verehrung; ausgesprochen hat er dieselbe an verschiedenen Stellen seiner Werke. Er sagt [Ausgabe d. Tristan, 1869, Einl. p. IV]: „Die Literaturgeschichte hat ihr Urtheil dahin festgestellt, daß Gottfried von Straßburg als einer der hervorragendsten Dichter, den Deutschland je geboren, in Ehren zu halten ist, als ein wirklicher Classiker unseres Alterthums“: p. XXXVII: „So spricht und dichtet niemals ein Übersetzer, sondern nur ein freier Künstler.“ Bechstein schließt die Einleitung zu seiner Ausgabe mit den Worten: „Zum Schlusse sei mir vergönnt den Wunsch auszusprechen, daß meine Bemühungen für dieses goldene Gedicht dazu beitragen möchten, seine Freunde ihm noch näher zu verbinden und neue Bewunderer ihm zu gewinnen.“

Ebenso weiß R. Heinzel in seinen beiden ausgezeichneten Aufsätzen[1]) Gottfrieds ungemeine Empfänglichkeit für die Welt der Schönheit, des Genusses und vor allen Dingen der Liebe, seine bewußte

[1]) 1. Über Gottfried v. Straßburg, Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1868, p. 533—563. 2. Gottfrieds v. Straßburg Tristan und seine Quelle, Ztschr. f. d. Alt. XIV (II), 1869, p. 272—446.

Welt- und Menschenkenntniß, sein Geschick in der Composition u. a. m. nicht genug zu rühmen.

Schon 1876 sagt R. Bechstein [Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit, Anm. 3]: „Quellenforschungen sind jetzt an der Tagesordnung. Aus ihnen wird später auch die ästhetische Beurtheilung Gewinn ziehen. Es wird sich immer mehr herausstellen, wie unsere alten Dichter gearbeitet haben, inwieweit sie der Quelle unterthan und inwieweit sie in der Benutzung des Stoffes selbständig sind. Manches, was ich als bezeichnend für die Dichtung der Vorzeit aufgestellt, mag künftighin modificirt werden."

Zwei Jahre später erschien Kölbings Buch, und die Beurtheilung von Gottfrieds Werk wurde dadurch nicht in einigen Punkten modificirt, sondern fast umgestoßen und durch eine andere ersetzt, wie Kölbings Worte oben selbst gezeigt haben. In demselben Jahre, wo Kölbing den nordischen Prosaroman edirt, sagt E. Lobedanz [Das französische Element in Gottfrieds von Straßburg Tristan, Rost. Diss. 1878, p. 7], der sehr wahrscheinlich Kölbings Buch noch nicht kannte, über das Verhältniß unserer mhd. Epen zu ihren Vorbildern: „Es waren dies keineswegs Nachdichtungen im modernen Sinne. Diese haben gleiche oder ähnliche Grundlagen wie ihre Vorbilder, aber sie tragen doch den Stempel einer neuen geistigen Individualität. Im Mittelalter beschränkte der Nachahmer sich wesentlich auf eine freie Übersetzung des Originals, die er durch eigene Betrachtungen sittlichen oder psychologischen Inhalts glossirte."

Gegen diese Ansicht von Lobedanz hat sich schon K. Lüth [Der Ausdruck dichterischer Individualität in Gottfrieds Tristan, Parchim 1881, Programm] ausgelassen, aber Kölbings Ansicht erwähnt er mit keinem Worte. Seine Arbeit enthält ein ausgezeichnetes Material zur Widerlegung von Kölbing, denn nachdem dieser sich in so absprechender Weise über Gottfried geäußert hatte, durfte kein späterer mehr wagen, über den Ausdruck dichterischer Individualität in Gottfrieds Tristan zu schreiben, ohne gegen Kölbing in der heftigsten Weise zu polemisiren. Der Einzige, der Kölbing widersprochen hat, ist R. Bechstein. Im „höfischen Epos" [Stuttgart 1881] nennt er die von ihm abgedruckte Stelle aus dem Tristan [p. 10807—11370] unbeirrt durch Kölbings Resultate eine, die zu großem Theile in Composition und Ausführung das volle Eigenthum des Dichters ist, die Gottfrieds feine und mit Humor durchwürzte Darstellungskunst in schönstem Lichte zeigt." [Einl. p. V]. Einleitung p. XXIV spricht der Verfasser von Kölbings Edition des Prosaromans und seiner Beur-

theilung des Tristan und sagt: „Ich begnüge mich dieses in meinen Augen durchaus falsche und ungerechtfertigte Urtheil hier einfach anzuführen. Zur Polemik und Widerlegung ist hier nicht der Ort.“ Bewiesen hat Bechstein diese Behauptung nirgends. Ich will nun in der folgenden Untersuchung Kölbings Einleitung genau durchprüfen und sehen, ob seine Resultate als endgiltig entscheidende anzusehen sind. Er gibt ja selbst zu, „daß mancher Punkt strittig bleiben, manche Einzelauffassung als unrichtig nachgewiesen werden kann“, aber wie steht es dann mit dem unanfechtbaren Gesammtresultat? Wenn es gelingen sollte, mehrere Auffassungen, die sich auf die ästhetische Würdigung von Gottfrieds Werk beziehen, als unrichtig nachzuweisen, würde der alte Sänger von Straßburg dann nicht in ganz anderem Licht erscheinen, wäre dann die „pessimistische Anschauungsweise“ noch gerechtfertigt? Quellenuntersuchungen wie die Kölbings haben schon oft umgestaltend auf die Auffassung einzelner Autoren gewirkt, sei es in Bezug auf die Größe derselben vernichtend oder ihren Ruhm steigernd, immer aber müssen sie sorgfältig geprüft werden. So ist es auch in unserem Fall; Kölbings Urtheil, das er sich durch gründliches philologisches Studium erworben hat, ist da, es muß von allen Seiten angesehen werden und ist zu acceptiren, wenn es nicht widerlegt werden kann, unbekümmert um persönliche Vorliebe für Gottfried und sein Werk.

Zunächst werden wir auf einen Unterschied in der Behandlung des Stoffes geführt, bei Gottfried Poesie, im nordischen Prosaroman Prosa. Gottfrieds melodische Sprache, sein bilderreicher Stil ist öfters Gegenstand der Untersuchung geworden. Ist nicht auch die äußere Form maßgehend bei der ästhetischen Beurtheilung seines Gedichtes? Koberstein sagt einmal: „In der mhd. Poesie wird in der besten Zeit Alles individuell beseelt, mannigfaltig in Ausdruck und Wendung, die Perioden sind kunstreich und geschmackvoll gebaut und der Stil der Natur des Stoffes angepaßt trägt dabei das Gepräge der besonderen Persönlichkeit des Dichters.“ Also auch nach dieser Seite hin erkennen wir die charakteristische Richtung der mittelalterlichen Dichtweise. Es soll darum hier eine Darlegung folgen, inwieweit auch die Form, in der uns Gottfried sein Gedicht hinterlassen hat, sein individuelles Gepräge trägt, und in dieser Beziehung bringt die Arbeit von Lüth ein schätzenswerthes Material. Gottfried nimmt, was seine Sprache ihm bietet, und in besonderer Herrschaft und Überlegenheit bedient er sich derselben. Zierlich und leicht gleitet seine Rede dahin, sich dem Gange der Erzählung anschmiegend;

wo er betrachtend und reflectirend den Stoff ausdehnt, da geht auch sein Redestrom breitere Bahnen. Sein Ausdruck ist scharf und treffend, die Fülle und der Reichthum an Worten bewunderungswürdig. Die Verbindung allitterirender Worte, die Anapher, der Chiasmus, das Asyndeton, Gottfrieds weit ausgedehnte Synonymik, die Wortzusammensetzungen, Alles wird bei Lüth eingehend besprochen, und Gottfrieds meisterhafte Anwendung aller dieser Mittel hervorgehoben. Eine solche Sprache, ein solcher Stil reift nur durch jahrelange Übung heran (Bechstein, Einl.). Wie sein Stil, wie seine Worte, so tragen auch die Verse, zu denen er sie vereinigt, das individuelle Gepräge des Meisters. Er hat es verstanden, sie zu schönen, reinen, leicht dahingleitenden Paaren zu verbinden, mehr als einer der Kunstgenossen. Die Reinheit der Reime, die bei Gottfried geradezu bewundernswürdig ist, die zahlreichen rührenden Reime verrathen auf Schritt und Tritt den Künstler. Besonders ist es auch die Reimbrechung, die Gottfrieds Versen jene Lebendigkeit verleiht, die jeden Leser stets wieder mit neuem Vergnügen erfüllt[1]). Dies Alles erwähnt Kölbing mit keiner Silbe, als ob jeder beliebige Mensch der mhd. Periode dies auch hätte ausführen können. Ein Übersetzer war sicherlich nicht im Stande, ein solches Werk zu schaffen. Kölbings Buch ist eine peinliche, streng wissenschaftliche Vergleichung der nordischen, englischen und deutschen Version der Tristansage, und als solche ist sie von der höchsten Bedeutung, aber bei einer ästhetischen Beurtheilung von Gottfrieds Tristan müssen alle von mir bisher erwähnten Momente in Betracht gezogen werden. Wir werden am Schlusse dieser Untersuchung sehen, ob und wie sie das Gesammtresultat verändern.

Vor allen Dingen war es Gottfrieds Sache, seinen Stoff aus der großen Menge der vorhandenen Sagenkreise auszuwählen. Wenn er auch nicht mit dem Namen „Dichter" zu bezeichnen wäre, so liegt doch immerhin ein kleines Verdienst darin, daß er als feinsinniger Übersetzer sich einen Stoff wählte, der von so allgemeinem Interesse war, daß seine poetische Reproduction der Vorlage auf Theilnahme beim Publikum rechnen durfte. Dies ist ihm nun im vollsten Umfange gelungen, seine Zeitgenossen hielten ihn für einen großen Dichter, ja sie lasen sein Werk auch, was die vielen Handschriften bis ins 15. Jahrh. reichend beweisen. Er fand im Mittelalter zwei Fort-

[1]) Über dieses ästhetisch schöne Princip der Reimbrechung werde ich im Zusammenhang in dieser Zeitschrift sprechen.

setzer, und in der Neuzeit haben Männer wie Immermann, Kurz, R. Wagner u. A. den Stoff nicht verschmäht.

Eine andere Frage, die mir am wichtigsten erscheint, ist die, ob der nordische Prosaroman, der sicher Gottfrieds Tradition vertritt, überhaupt in vollem Sinne als competent anzusehen ist, um von ihm Rückschlüsse auf den deutschen Tristan zu machen. Es ist zu bedenken, daß er selbst nur das Spiegelbild des Originals ist; wir vergleichen also nur zwei Überarbeitungen eines nicht vorhandenen Originals mit einander und schließen daraus auf den Werth der einen.

Der nordische Prosaroman ist 1226 aus dem Französischen übertragen, uns nur in wenigen Bruchstücken in einer Membrane des 15. Jhd. erhalten, während die Sage vollständig nur in einer Papierhandschrift des 17. Jhd. aufbewahrt ist. Diese Thatsache hat Kölbing nicht berücksichtigt, aber bei der Wichtigkeit der Frage — ein bisher als gottbegnadet bezeichneter deutscher Dichter wird zum „geistreichen Übersetzer" degradirt — darf man sie nicht aus den Augen lassen, um gerecht zu urtheilen. Bei allen Schlüssen ist zu beachten, daß das französische Original allein unanfechtbare Folgerungen gestattet. Aber vielleicht ist dasselbe auf ewig verloren, und Kölbings Edition bleibt immerhin eine verdienstvolle Leistung. Sie zeigt uns, daß Gottfrieds Gedicht sich in allen wichtigen Punkten an das französische Original anschloß, und dies wußten wir allerdings auch vorher. Gottfried selbst sollte neue Züge erfunden haben? Dann wäre er allerdings kein mhd. Dichter, er stände da wie ein einsamer Fels im Meer, einzig in seiner Zeit. Man muß doch bei der Beurtheilung eines Dichters an erster Stelle die Zeitverhältnisse betrachten, unter denen er lebt. Was einem ganzen Zeitalter widerspricht, ist von vornherein mit Vorsicht aufzunehmen und hat sich noch in den meisten Fällen als unhaltbar erwiesen. Gottfried wie alle mhd. Dichter thut sich im Gegentheil viel darauf zu Gute, daß er seiner Quelle so genau folgt, besonders anderen Traditionen gegenüber, die er als minder schön erkannt hat.

Also der Werth des nordischen Prosaromans scheint mir von vornherein für eine Werthschätzung von Gottfrieds Tristan sehr gering zu sein. Im Folgenden will ich die Vergleichung der Prosabearbeitung mit dem Gedicht Gottfrieds vornehmen und die Schlüsse Kölbings prüfen, die dieser aus der Vergleichung gezogen hat.

Der Prosaroman sagt in der Einleitung, daß die Geschichte von Tristram und der Königin Isond im Jahre 1226 p. Chr. auf Befehl des Königs Hakon vom Bruder Robert aufgezeichnet sei und zwar

in norwegischer Sprache. Gottfrieds Einleitung umfaßt die Verse 1—242, und in diesen wenigen Eingangsstrophen liegt eine ungeheuere Menge von Lebenserfahrung und dichterischem Genie. Eine Quelle, woraus Gottfried hätte schöpfen können, lag hier sicherlich nicht vor, diese Strophen sind sein unantasthares Eigenthum, hier ist er sicher kein „geistreicher Übersetzer"; und an solchen Stellen können wir ja gerade sein Dichtertalent erkennen, wo er frei mit seiner Sprache schaltet ohne Rücksicht auf die franz. Vorlage. Er wendet sich an die Guten und Edelgesinnten, daß sie die Kunst fördern helfen und das Verdienst anerkennen, denn nur durch Anerkennung entwickelt es sich.

v. 17: Tiur unde wert ist mir der man
der guot und übel betrahten kan,
der mich und iegelîchen man
nâch sînem werde erkennen kan.

Darauf tadelt Gottfried solche, die durch Verkleinerungssucht alles Verständniß und jede Fähigkeit der Beurtheilung auslöschen; er selbst dichtet für die edle Welt

v. 59: diu sament in einem herzen treit
ir süeze sûr, ir liebez leit,
ir herzeliep, ir senede nôt,
ir liebez leben, ir leiden tôt,
ir lieben tôt, ir leidez leben.

Er schreibt uns sein Gedicht zur Kurzweil und Freude; das ist schöne und edle Freude, sich betrachtend und mitfühlend hingeben dem Schicksale derer, die einst waren.

Dann kommt der Dichter auf sein Thema, die Geschichte der beiden Senedaere, „die reine sene wol tâten schîn, ein senedaere, ein senedaerîn."

Wer immer diese Einleitung zu Gottfrieds Tristan mit jenem Verständniß liest, das er selbst für gute Bücher verlangt, kann dem deutschen Sänger weder Originalität, noch Anmuth in der Rede, noch einen tief sittlichen Charakter absprechen. Jedenfalls wird er nach der Lectüre dieser wenigen Verse es für seine heiligste Pflicht halten, allen Anschauungen, welche Gottfried zu einem Übersetzer machen wollen, nicht eher zu glauben, als bis er sich durch den Vergleich überzeugt hat.

Kölbing sagt p. XVII über diese Einleitung zum Tristan: „Diese ergibt für unseren Zweck nichts", was ganz richtig ist, da er ja nur nach Übereinstimmungen zwischen dem englischen Tristan, Gottfrieds

Werk und der nordischen Sage sucht; aber für das letzte Urtheil über den Werth des deutschen Dichters hätte gerade diese Einleitung nebst den übrigen von mir schon erwähnten Punkten berücksichtigt werden müssen. Ich bin überzeugt, daß die gerechte Würdigung dieser Einleitung allein schon das Endurtheil zu Gunsten Gottfrieds verändert hätte, wenigstens Achtung erweckt hätte für den Mann, der sich in der folgenden Erzählung nur als „geistreicher Übersetzer" präsentirte.

Schreiten wir nun zur Vergleichung einzelner Partien aus dem Tristan und der nordischen Sage. Gottfried beginnt v. 243 die Geschichte Riwalîns und Blanchefliûrs.

Ein hêrre in Parmenîe was,
Der jâre ein kint, als ich ez las:
der was, als uns diu wârheit
an sîner âventiure seit,
wol an gebürte künege genôz,
an lande fürsten ebengrôz,
des lîbes schoene und wunneclich,
getriuwe, küene, milte, rîch;
und den er fröude solte tragen,
den was der hêrre in sînen tagen
ein fröude berndiu sunne.
er was der werlde ein wunne,
der ritterschefte ein lêre,
sîner mâge ein êre,
sînes landes zuoversiht.

S[1]).

Á Bretlandi var eitt ungmenni, hinn fríđasti madr á líkamans fegrđ, hinn vildasti ríkra gjafa, ǫflugr ok auđugr ríkra kastala ok borga, koenn til mangrar kunnáttu, hinn rǫskvasti at riddaraskap, hinn ørruggasti at allskonar drengskap etc.

Gerade an dieser Stelle, wo es sich um die Beschreibung von allen möglichen Eigenschaften eines mächtigen Fürsten handelt, kann man die Unterschiede deutlich darlegen. Der Prosaroman beginnt mit der Hervorhebung der äußeren Schönheit, die ja auch Gottfried als mhd. Dichter durchaus nicht zu erwähnen vergißt (v. 249: „des lîbes schöne und wunneclîch"). In plastischer Weise erklärt er das „hêrre" durch „an gebürte künege genôz, an lande fürsten ebengrôz." Das „künec" geht an dieser Stelle auf die Geburt, das „fürste" auf die Herrschaft, und die Wirkung liegt darin, daß die Vergleichung im zweiten Glied gesteigert wird. Der Prosaroman schildert die Vorzüge des Riwalin in concreten Ausdrücken: „reich an Kastellen und Städten, bewandert in manchen Kenntnissen u. s. w." So etwas er

[1]) Ich gebe den Text hier ganz genau nach Kölbings Ausgabe; einzelne Bemerkungen über Stellen, wo meiner Ansicht nach anders zu lesen ist, werde ich am anderen Orte bringen.

zählt Gottfried nicht, aber die weitreichende Macht und die Vorzüge des Kanelengres werden uns ebenso klar — nur in schönerer Form — vorgeführt.

Es ist nicht meine Absicht, den ganzen Tristan und den nordischen Roman in dieser Weise zu vergleichen; daß Gottfrieds feinfühlige Art der Darstellung, sein hoher poetischer Sinn überall die Sage übertreffen, wird wohl keiner ernstlich leugnen. Ich will nur noch kurz auf diejenigen Stellen hinweisen, die sein volles Eigenthum sind, wo an „Übersetzung" schon deshalb nicht zu denken ist, weil das Original [und dessen schlechter Abklatsch, der Prosaroman] den Dichter im Stich ließen. So ist die Schwertleite voll poetischen Schwungs. Da sich hier natürlich keine Vergleichungspunkte finden, so wird bei Kölbing die ganze Stelle übergangen, bei der Würdigung eines Dichtwerkes sind aber gerade dies die besten Stellen, wo der Verfasser aus eigener Kraft schafft. Gottfried geht hier seinen eigenen, ganz originellen Weg. Ebenso sagt Kölbing nichts über die „Jagd" (v. 2757—3376). Auch hier sehen wir, was Gottfried aus seiner Vorlage zu machen verstand, wenn überall der Prosaroman dieselbe einigermaßen wiedergibt, was ich für durchaus unmöglich halte. Die Worte der nordischen Sage klingen so trivial als möglich, das Gespräch des Jägermeisters mit Tristan fehlt, und doch ist nichts natürlicher, als daß — wie bei Gottfried — sie den Fremdling nach seiner Heimat fragten, worauf Tristan dann antwortet:

v. 3094: „jensît Britanje lît ein lant,
deist Parmenîe genant:
dâ ist mîn vater ein koufman."

Ich könnte noch manche Stellen anführen, wo Kölbing selbst die Überlegenheit Gottfrieds zugibt, die Beschreibung der „Minnegrotte" ist ein wahres Meisterstück. Auch nach Kölbing hat der Sagaschreiber oftmals die Feinheit des Ausdrucks zerstört, Heinzel hat oft recht, wenn er Änderungen Gottfrieds auf dessen individuelles Gefühl zurückführt.

Die Vergleichung jeder Stelle von Gottfrieds Tristan mit der entsprechenden des Prosaromans wird den Werth des deutschen Epos nur noch heben; auf jeden Fall werden dadurch Kölbings Ansichten an vielen Stellen modificirt und umgestoßen, und wie steht es dann mit dem Endurtheil über den Tristan Gottfrieds? Es ist seinem Hauptinhalt nach unhaltbar und falsch. Gottfried behält die Stellung innerhalb der mhd. Glanzperiode, die ich im Eingange dieser Untersuchung charakterisirt habe, denn der nordische Roman ist durchaus kein

Repräsentant der französischen Vorlage; wäre er dies, so würde Gottfried in ein noch höheres Licht treten; dann dürften wir ihn nicht mehr einfach einen großen Dichter nennen, sondern einen gottbegnadeten Sänger unserer deutschen Vorzeit, und sein Werk würde das beste, was das Mittelalter hervorgebracht hat, übertreffen. Bevor die französische Vorlage vollständig vorliegt, sind aber auch solche Lobpreisungen unberechtigt, mehr aber noch die absprechenden Urtheile jener Kritiker, auf die ich Gottfrieds Worte anwenden möchte (Trist. 29—32):

„Ir ist sô vil, die des nu pflegent,
daz sî daz guote z' übele wegent,
daz übel wider ze guote wegent:
die pflegent niht, si widerpflegent."

WISMAR i. M. O. GLÖDE.

EINE DEUTSCHE ÜBERSETZUNG VON CICEROS CATO AUS DER HUMANISTENZEIT.

Die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt eine Papierhandschrift (cod. Pal. Germ. 469), welche auf den 97 ersten Blättern eine deutsche Übersetzung von Ciceros Cato enthält. Die Handschrift selbst gibt keinen Namen für den Übersetzer an, sondern auf das erste gänzlich leere Blatt folgt sofort der Anfang der Übersetzung selbst.

Bis jetzt galt die Übersetzung als wahrscheinlich von Jakob Wimpfeling, dem bekannten Schlettstadter Humanisten, herrührend. So sagt schon Friedrich Wilken: „Cicero vom Alter, wahrscheinlich von Jakob Wimpfeling von Schlettstadt übersetzt." [1]) Von Wilken ging diese Ansicht in Goedekes Grundriß über [2]), und ich selbst schloß mich dieser Meinung an in meiner Arbeit: Deutsche Übersetzungen classischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis (Heidelberg. Progr. 1884), S. 10 u. 34, wobei ich jedoch das „wahrscheinlich" immer betonte.

Der einzige Grund, weshalb man Jakob Wimpfeling als den muthmaßlichen Übersetzer annahm, war der Umstand, daß sich unmittel-

[1]) Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergischen Büchersammlungen (Heidelberg 1817), S. 484.

[2]) Grundriß der deutschen Dichtung II², S. 412, Nr. 59.

bar an die Übersetzung des ciceronischen Cato eine deutsche Epistel Wimpfelings an Friedrich von Dalberg anschloß [1]), die eine Dedication zu einer Übersetzung des Beroaldus De tribus fratribus sein sollte, von welcher Schrift aber nur das Argument aufgenommen ist, während die Schrift selbst fehlt. Man glaubte, daß auch der ciceronische Cato von Wimpfeling übersetzt sein müsse, weil die unmittelbar folgende, Schrift seinen Namen nannte.

Nun ist aber klar, daß dieser Schluß keine zwingende Kraft hat. Weil die zweite Übersetzung auf Wimpfeling zurückgeht, braucht die erste deshalb nicht auch von ihm zu sein. Wollte man dagegen anführen, daß die ganze Handschrift von derselben Hand geschrieben, so ist dies allerdings richtig. Aber die Hand ist nicht die Wimpfelings. Der Schreiber der Handschrift und Wimpfeling sind sicher verschieden. Zwar ist das Alter des Codex nicht sicher zu constatiren. Er gehörte ehemals zur Bibliothek des Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz (1556—1559), wie das in Gold gepreßte Bild des Kurfürsten und die Jahreszahl 1558 auf dem vorderen Deckel zeigt. Auch die Züge der Schrift weisen in das 16. Jahrhundert. Aber eine genauere Datirung ist aus Mangel an Anhaltspunkten nicht möglich.

Daß aber Wimpfeling die fragliche Schrift Ciceros übersetzt hätte, dafür existirt keine sonstige zuverlässige Angabe. Nun aber braucht der Übersetzer des Cato gelegentlich das Zeitwort „sein“ zum Zwecke einer Umschreibung der flectirten Formen des Verbums; er sagt also: sie sin (= sind) sich gesellen = sie gesellen sich etc. Gegen diesen Mißbrauch der Copula eifert aber Wimpfeling in einem Briefe an Jakob Boll als gegen eine schwäbische Unart, welche die Rheinländer nicht hätten, folgendermaßen: Sic etenim dicunt illi illepidi concionatores (er meint die Schwaben). Dixit Jesus, ibat, ambulabat, sanabat, docebat, respondebat. Der herre was sprechen, er was gon, er was wandelen, er was gesunt machen, er was leren, was antwurten, sicque de innumerabilibus: Ubi simplex verbum Germanicum sufficeret: Der her sprach, Er gieng, Er wandelt, Er macht gesunt, Er leret, Er antwurt etetc [2]). Schwerlich wird Wimpfeling in einen Fehler, den er selbst so hart tadelt, verfallen sein. Daher scheint mir die fragliche Übersetzung trotz Wilken und Goedeke im Index der Wimpfeling'schen Schriften zu streichen.

[1]) Dieselbe ist ganz mitgetheilt in meiner erwähnten Arbeit, S. 32.

[2]) Der Brief, welcher in Wimpfelings Schrift „De inepta superflua verborum resolucione etc.“ steht, wurde durch Crecelius wieder abgedruckt in Birlingers Alemannia XII (1884), S. 45.

Von wem aber soll nun die Übersetzung herrühren? Ich glaube eine neue Spur gefunden zu haben. Der Friedrich von Dalberg, für welchen Wimpfeling die Schrift des Beroaldus übersetzte, welche ursprünglich nach unserer Cato-Übersetzung gestanden hat, ist der jüngere Bruder von Johann von Dalberg, genannt Camerarius, dem Bischof von Worms und Kanzler der Pfalz, dem humanistisch gebildeten Mäcen der rheinischen Humanisten. Nun weist Karl Morneweg in seiner Monographie über Johann von Dalberg [1]) nach, daß für Friedrich von Dalberg der Oppenheimer Stiftspfarrer Johann Gottfried von Odernheim, der eine Pfründe bei St. Katharina zu Oppenheim hatte, 17 Übersetzungen classischer und humanistischer Schriftsteller ins Deutsche angefertigt hat. Unter dieser erscheint neben anderen Schriften Ciceros, wie De fato (nicht De divinatione, wie Morneweg meint) und Paradoxa, auch eine Übersetzung von Ciceros Cato von 1491. Die Übersetzungen Johann Gottfrieds standen in einer Handschrift, welche ehemals zur Bibliothek des Dr. Kloß von Frankfurt a. M. gehörte, dann 1835 in London versteigert wurde und seither verschwunden ist, die aber möglicherweise noch in einer nicht beachteten englischen Bibliothek steckt.

Die Vermuthung liegt nahe, daß wir in der Heidelberger Handschrift eine Abschrift der Gottfriedschen Übersetzung besitzen.

Daß in der That eine Beziehung unserer Handschrift zu den Gottfriedschen Übersetzungen vorhanden ist, macht noch eine andere Thatsache wahrscheilich. Die deutsche Handschrift 451 der Heidelberger Universitätsbibliothek, welche ebenfalls Übersetzungen lateinischer Autoren ins Deutsche enthält, ist von derselben Hand geschrieben wie Cod. Pal. Germ. 469 und gehörte auch einst in die Bibliothek Ottheinrichs [2]). Der ganze Inhalt dieser zweiten Heidelberger Handschrift deckt sich aber mit einzelnen Nummern der zur Zeit verlorenen Kloßschen Handschrift mit den Gottfriedschen Übersetzungen: Cod. Pal. Germ. 469. f. 1—29 = Kloß nr. 17 (Isokrates πρὸς Δημόνικον), CPG. f. 30—73 = Kloß nr. 1 (Cicero de fato), CPG. f. 74—88 = Kloß nr. 8 (Aristoteles von den häuslichen Dingen), CPG. f. 89—132 = Kloß nr. 14 (Lukian Charon), CPG. f. 182—231 = Kloß nr. 9 (Aristoteles von den Sitten). Es wird niemand glauben, daß eine so auffallende Übereinstimmung reiner Zufall ist.

[1]) Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof (Heidelberg 1887), S. 20.

[2]) Das Genauere darüber in meinem Programm S. 11 ff.

Wenn es nun höchst wahrscheinlich ist, daß unsere Übersetzung von Ciceros Cato identisch ist mit der einstweilen verlorenen Übersetzung Gottfrieds in der Kloßschen Handschrift, so hätten wir in dieser 1491 entstandenen Übersetzung zugleich die älteste deutsche Übersetzung von Ciceros Cato. Denn nach Degen[1]) ist die älteste gedruckte Übersetzung von Cato die von Kaplan Johann Neuber zu Schwartzenberg 1522 in Augsburg erschienene.

Für den Fall, daß die erwähnte Handschrift noch irgendwo vorhanden ist, dürfte es aber von Wert sein, die etwaige Identität mit der Heidelberger zn constatieren, und zn diesem Zwecke möge es gestattet sein, das Ende der Heidelberger handschriftlichen Übersetzung hierher zu setzen[2]):

[Fol. 94.b] Darzu so ruwet mich auch nit, das ich etwan han gelebt; dann ich acht mich also gelebt han, das ich nit vmb sunst oder vnnutzlichen sy geborn gewesen, vnnd bin vss disem leben als vss einer herbergen vnd nit als vss einem huss abgeschaiden, wan die natur hait uns gegeben ein offenn huss zu rasten, mit stettiglich zu wonen. O den erlichen tag, so ich werde komen inn dise gotliche geselschafft der geist vnnd von diser vnruwigen vnnd vnreynigen befleckung abscheyden; wan ich werde komen zu den erlichen männer, von den ich wenig hiefür han gesagt, sonder auch zu meynem kathoni, dem da in den dogenden[3]) grosser vnnd in gutigkeit vbertrefflicher keiner nye ist funden worden, des dotter lib von mir ist verbrant eelichen das sich vil mehn het gezemet von im mynen leib verbrant worden sin. Aber sein geist hait mich nit verlassen, sonnder stettiglich anschauwen, ist furwar komen zu den stetten, da hin er mich hait gesehen bald komen werden, vnnd ich bin geachtet worden disen mynen fall grossmuttiglichen getragen vnd mich selbs getrost haben, schetzende, nit gross oder wyth abscheydung sin zwuschen vnns. Von disen solichen dingen hast du, o Scipio, gesagt dich mit lelio[4]) grosslichen pflegen zuuerwondern, das alter ist licht vnd nit allein nit verdrosslich, sonder lusslich. So ich aber irre in dem, das ich glaub, die geist der menschen sin vndotlich, bin ich gern vnnd begirlichen irren vnnd will auch, dwyl ich lebe, soliche irrung, die mich grosslich[5]) ist, erlnstigen nit von mir genomen werden. So ich aber dot,

[1]) Versuch einer vollständigen Litteratur der deutschen Übersetzungen der Römer I, 89. Nachtrag S. 56.

[2]) Der Anfang steht schon in meinem Programm S. 34 abgedruckt.

[3]) Tugenden.

[4]) Laelius, der Freund Scipios.

[5]) errorem, quo delector. Sollte da nicht „trostlich" zu verbessern sein?

als etliche klein philosophi sagen, nichts solicher ding werde entpfinden, forcht ich nit, das disse myn irthum die dotten philosophi verspoten werden, vnnd so wir auch zukunfftiglichen nit weren vndotlich, so ist doch dem menschen begirlich siner zyt zurstoret werden. Wann die natur zw gleicher wyse, als alle andere ding, hat auch die mass des lebens, das alter aber ist ein vollenbringung der zitt des lebens, des muttigkeit vnnd helessige heschwernus vil nah als einer faheln, wir vlyssiglichen meyden sollen, allermeynst, so ime settygung vnd verdrossen sin zngefugt vnnd angehangen. — Diss hab ich wellen sagen von dem erlichen alter, zu dem ich wunsche ir etwan werden komen, vff das ein solichs, das ir vss mir gehort hahen in der warheit der werck vnd der that hefindende bewerden mogen.

Das buch Catho (?) von dem alter endet sich seliglichen etc. [1]).

KARL HARTFELDER.

ZU REINOLT VON MONTELBAN.

I. Ludwigs Krönung 1153—1238.

Die ziemlich genau, freilich nicht ohne Mißverständniß beschriebene Scene ist culturgeschichtlich beachtenswerth. Mir fielen bei erneuter Lesung wieder hesonders die Verse 1223—28 auf;

Da ime stunt die kron uff sinem heupt
und die krone ime spen zu der stedt,
da spen man ime einen sack dar zu.
Das betudet uns also:
die krone und der sack
bedutet freude und ungemach.

Daß der *sack* ein Kleidungsstück ist, hedarf keiner Erinnerung; welcher Art aher dasselhe war, das ist nicht so leicht ersichtlich. Bekanntlich versteht man darunter auch heute noch einen kurzen Männerrock ohne Taille. Die Sackform des Ganzen mit geradem Laufe der Nähte ist hier Ursache der Bezeichnung. Dies wird noch deutlicher durch die scherzhafte Rede: „Er hat eine Taille wie ein Maltersack.“ Im mhd. Wörterhuch und hei Lexer finden wir die Erklärung: „Kleidungsstück, Mantel aus grobem Sacktuch, wie sie gemeine Leute und Knechte trugen“, auch „Frauenkleid der Juden“.

[1]) Die Handschrift ist, ohne Veränderung der Orthographie, wiedergegeben. Nur die Interpunction ist meine Zugabe.

Hier also kommt nicht die Gestalt, sondern der Stoff des Kleidungsstückes in Betracht. Auch im Mnl. kommt der Begriff vor; Oudemans (Bijdrage VI, 14) erklärt: „Zeke, kleed, krijgsrock, wapenrock."

Der *saccus*, *σάκκος*, erscheint im lateinischen und griechischen Sprachschatze als Kleidungsstück. Bei Forcellini (totius latinitatis lexicon V [1871], 285) finden wir folgende Erklärung: *Saccus dicitur vestis crassiore filo contexta, qua praecipue utebantur in Aegypto monachi in poenitentiae signum, sine manicis* (Ärmel), *et presse corpore adhaerens: immo et orientales plerique populi antiquitus tempore luctus.* Danach und nach dem bei den Juden uralten Brauche in „Sack und Asche" zu trauern, scheint dies grobe ärmellose Gewand aus dem Orient zu stammen. Dazu stimmt es, wenn wir den Sack als Kleidungsstück der Patriarchen genannt finden. Stephanus, thesaurus graecae linguae VII (1845—54), 29. Codinus de officiis magnae ecclesiae, et aulae Constantinopolitanae. Cura et opera Jacobi Goar. (Parisiis 1648) S. 88. 232. Als Gewand der Patriarchen und Metropoliten war der *saccus e villoso serico* gemacht.

Bei dem großen Einflusse, den orientalische Sitten auf Byzanz hatten, kann es uns nicht Wunder nehmen, den *σάκκος* auch im Ornate der griechischen Kaiser genannt zu finden. Codinus XXXV, 88. 99. Stephanus 29.

Der deutsche Kaiserornat nun war zunächst eine Aneignung der weströmischen Tracht (Patriziat), später aber zum Theile auch Nachahmung des griechischen Kaiserornats. Der Sack wird hier nicht ausdrücklich genannt, scheint aber der Alba zu entsprechen, einem Rocke, der über dem Untergewande, der Dalmatica, Tunica talaris, und unter dem Rückenmantel, dem Pluviale, getragen ward. Ein sicheres Zeugniß führt Du Cange an (Gloss. med. et inf. latinitatis VI [1846], 8ᵃ): *Saccus inter vestes regias recensetur in Ordine ad consecrandum Regem Franciae*[1]).

Im Reinolt scheint kein kostbares Seidengewand, sondern ein Rock aus grobem Stoffe gemeint zu sein, eigentlich ein Frauengewand, dem bei der Krönung eine symbolische Bedeutung zukommt. Die Krone bedeutet Freude, die Erhöhung des zu Krönenden; dagegen soll der Sack, der ja Ungemach bedeutet, den Fürsten am Tage seiner Erhebung an seine hinfällige menschliche Natur erinnern, die sich in nichts von der eines armen Knechtes unterscheidet.

[1]) Vgl. auch Kraus in dessen Realencyklopädie der christlichen Alterthümer II (1886), 702ᵇ.

Ich habe zu dieser Stelle des Reinolt weder in der altfranzösischen noch in der altdeutschen Dichtung unmittelbare Parallelen finden können. Vielleicht kann einer der Leser etwas darüber mittheilen.

II. *Kantel* und *lyniere.*

Reinolt 14004 *und stach ime mit syme spieß,*
das er sin nit kund genießen,
durch den schilt und d u r c h d a z k a u t e l e ,
das da inn bleib von dem sper ein teil
und er es als zu stucken brach.

14827 *und Emmerich, der jungherre,*
stach ine wider mit großer gere
u f f d a s k a u t e i l i n d i e l y n i e r e ,
das sie beide fielen schyer.

Für *kautele* und *kauteil*, wie die Hs. schreibt, ist *kantele*, *kanteil* zu lesen. Im Altfranzösischen ist häufig *chantel, cantel, cantiel* in der Bedeutung „Theil, Bruchstück, Quartier (des Schildes)". *De, en, à chantel* bedeutet „zur Seite". Das Wort geht vom griechischen *κάνϑός* aus und ist in den meisten romanischen Sprachen, auch als Lehnwort im Deutschen, heimisch. *Eschanteler l'escu* = den Schild in Stücke hauen [2]). 14006 *durch den schilt und durch daz kantele* ist demnach tautologisch. Es bleibt nur noch die *lyniere* zu erklären. Am nächsten läge wohl, das Wort von *lin* abzuleiten. In der That bedeutet auch das altfranzösische *liniere* f. „collet de lin". Vgl. Godefroy, dict. IV, 791[b]. Es könnte demnach ein leinenes k u r s î t oder w â p e n k l e i t gemeint sein [3]); indessen wäre dann die Ausdrucksweise von 14829 etwas sonderbar. Viel wahrscheinlicher ist es, an das H e l m f e n s t e r, mnd. *lumenere*, *lumenyre*, mnl. *limiere,* ein von *lumen* abgeleitetes Wort, zu denken. Vgl. die Stellen bei Schultz, das höfische Leben II, 54, Anm. Demnach wäre zu lesen:

uf daz kanteil in die lymiere.

[2]) Vgl. D i e z, etymol. Wb.[4] 85 ff. D i e f e n b a c h, orig. europ. 278—80. G o d e f r o y dict. II, 56.

[3]) Vgl. S c h u l t z, das höfische Leben II, 47.

DIE HANDSCHRIFTEN DES REINOLT VON MONTELBAN [1]).

II.

Kein Werk unserer altdeutschen Übersetzungsliteratur außer Malegys und Ogier zeugt so sehr von dem gänzlichen Mangel aller Begabung und alles Kunstfleißes bei dem Bearbeiter wie der Reinolt von Montelhan. Vor die Aufgabe gestellt dies wunderliche, aber doch in mancher Hinsicht beachtenswerte Machwerk herauszugeben, kann man über den einzuschlagenden Weg kaum zweifelhaft sein. Nachdem ich aus der äußern und innern Beschaffenheit der Hs. A den Schluß gewonnen, daß diese als das Original der deutschen Übersetzung anzusehen ist, konnte ich kaum mehr thun, als einen getreuen Abdruck von A geben. B weicht fast gar nicht ab. Herzustellen war an dem Texte eigentlich nichts. Es handelte sich nicht darum einen nachweislich älteren Text aus dem durch spätere Schreiber herbeigeführten Verderb zu retten. Wären auch keine Gründe gewesen, die für die Originalität von A sprachen, das stand doch fest, daß das deutsche Gedicht dem 15. Jahrhundert angehörte, also unter allen Bedingungen der Abfassungszeit von A nahestehen mußte. Als Zweck einer wissenschaftlichen Ausgabe muss doch wohl betrachtet werden, daß der Text so hergestellt werde, wie er von dem Verfasser selbst beabsichtigt war. Kennt man Schreibebrauch der Zeit und Eigenthümlichkeiten des Verfassers genau, so ist man darüber hinaus eigentlich nur berechtigt, die heutige Interpunktion einzuführen. Will man also ein Gedicht des 15. Jahrhunderts in wissenschaftlicher, d. h. historischer Weise herausgeben, so hat man keine Wahl als die „wüsten Auswüchse der Schreiberorthographie des 15. Jahrhunderts in ihrer Urwüchsigkeit“ zu belassen.[2]) Mögen andere anders darüber denken; ich halte sehr wenig von der sogenannten „normalisirten“ Schreibung unserer landläufigen Ausgaben und bleibe bei meiner, Reinolt S. 497. 498 ausgesprochenen, „besonnenen Ausstellungen“, mag auch ein Kochendörffer sie als „naive Bemäkelungen“ brandmarken.

Wie ich Germ. XXXII, 56 sagte, ist es sehr schwer von einer Hs., die ohne unmittelbare Anhaltspunkte ist, zu beweisen, daß sie

[1]) Vgl. Kochendörffer, Anz. f. d. Alt. XII, 253—56; Pfaff, Germ. XXXII, 49—65; Kochendörffer, Anz. XIII, 397—410.

[2]) Anz. XIII, 408.

den Verfasser des in ihr enthaltenen Textes zum Schreiber hatte. Die Möglicbkeiten, die für irgend eine Lesart in Betracht kommen können, sind mannigfaltig. Scbon sehr oft haben scheinbar sichere Gründe für die Benrtheilung solcher Fälle sicb durch einen plötzlicben Fund als nichtig erwiesen. Der Zufall hat ein viel weiteres Recht als man gewöhnlich annimmt. Warum herrschen über die Handschriftenverhältnisse so vieler Texte so verschiedene Meinungen? Doch nur, weil es sehr schwer und oft unmöglich ist durchaus unumstößliche Gründe beizubringen, und weil eine Berechnung des Zufalls unmöglich ist.

Mit Gründen, wie icb sie zunächst vorbrachte, d. h. solchen, die aus dem grapbiscben Zustande der Hs. geschöpft waren, ließ sich nicbts beweisen, sondern nur eine Möglichkeit zur Wahrscheinlicbkeit erbeben. Für mich war das Graphische einzelner Stellen im Verse nicbt zwingend; wohl aber habe ich die Überzeugung, daß A vom Verfasser von P geschrieben ist, daraus gewonnen, daß A, für sich betrachtet, keine Lücken bat. Die durcb Überspringung von gleichen zu gleichen Worten entstandenen Lücken sind nacb meiner Ansicht der einzige schlagende Beweis dafür, daß irgend eine Hs. Abschrift ist.

Doch auch hier bleibt ein Bedenken, wenn nämlich der Text Übersetzung und namentlich scblechte Übersetzung ist. Auch einem Übersetzer kann ein solcher Überspringfehler begegnen. In langathmigen Epen mittelmässiger Dichter ist nicht jeder Satz für den ganzen Zusammenhang nöthig. Oft beginnen verschiedene Sätze und Verse mit denselben Worten. Besonders leicht kann es da zu Auslassungen kommen, wo keine Reimbrechung herrscht. Aber auch bei Reimbrecbung können gleiche Reimworte auf derselben Seite der Hs. Auslassungen hervorrufen. Alles das kann einem Übersetzer, der nach dem Auge arbeitet, begegnen. Wie viel mehr noch begegnet es einem Abschreiber! Da ist nun wirklicb wunderbar, wie verscbieden sich in dieser Beziehung die beiden Hss. des Reinolt verbalten. In B sind solcbe Auslassungen ganzer Stücke sebr bäufig[1]), während sie in A fehlen. Die Paar Kleinigkeiten in A, die etwa als Auslassungen angesprochen werden können[2]), können nichts erweisen; sie verschwinden gegen die wirklich erheblichen und unzweifelhaften Lücken von B.

Sind A und B, wie Kochendörffer will, selbständige Abschriften aus einem verlorenen Originale X, so sollten doch wohl gemeinsame

[1]) Germ. XXXII, 53.

[2]) Ebenda 55.

Lücken nachweisbar sein. Ein einziger solcher Fall (nach 9801) kann vielleicht wahrscheinlich gemacht werden, wie ich Germ. 59 und Reinolt 644 bemerkt habe; doch damit ist nicht zu rechnen.

Diesen Lücken in B zur Seite stehen die Wiederholungen [1]). Es ist dabei hervorzuheben, daß diese meist mit dem Beginne einer neuen Seite eintreten, also in der äußerlichsten Weise graphischer Art und unbestreitbare Zengnisse für Bs Eigenschaft als Abschrift sind. Wo sind solche Wiederholnngen in A? Da höre ich Kochendörffer sagen: „Das gerade sind die Fälle, die Reinolt 471. 472, Anz. 404 mitgetheilt werden. Das sind evidente Abschreiberversehen." Darauf antworte ich: Solche Fälle können Abschreiberversehen sein, sie sind es aber nicht nothwendig. So lange nicht noch ganz andere Gründe hinzutreten, ist der Beweis windig. Wem, der beim Schreiben sich selbst beobachtet, ist nicht schon der Fall begegnet, in dem man ein Wort des schon fest im Sinne stehenden Satzes vorausgreifend niederschreibt, noch ehe es dem Zusammenhange nach kommen sollte. Das begegnet beim freien Schaffen ohne Anlehnung an einen abzuschreibenden oder zu übersetzenden Text, wie viel leichter kann es geschehen, wenn man aus einer ganz nahe verwandten Sprache Wort für Wort nur einfach dem Laute nach übersetzt, wie der Bearbeiter des Renout es so vielfach that. Es sind also Fehler möglich, die eigentlichen Abschreibfehlern sehr ähneln. Und nun war der Übersetzer doch ein so leichtfertiger Patron, wie kaum erhört ist. Wer „Übersetzungen" geben konnte, wie ich sie Reinolt 487—89 mittheile, der war doch wohl Alles fähig. So schreibt der Edle 601. 602:

„*Sprechent zu uns durch uwer ere*
umb wol tun ummermer!"

Vgl. Rt 93. 94 *Spreict iegen ons, Haymijn here,*
Dat u God geve ere!

Zuerst sehen wir da das Bestreben zu kürzen bei dem Bearbeiter, dann die Reimnoth [2]) und dadurch die unsinnige Flickerei.

2118 *Herre got han sie verbrochen alle gader.*

Das soll ursprünglich heißen: „Ihr Gut haben sie allesammt verwirkt", wie die Volksbücher ausweisen. Offenbar liegt ein grobes Mißverständniß des Verfassers von P zu Grnnde.

2512 *das er begunde da verbluden*
Vgl. Rt 209 *Dat men there sach verbloden.*

[1]) Vgl. Germ. 53 unten.

[2]) Die Kochendörffer (405) nicht zugeben will.

Soll heißen: „Daß man das Heer (der Verfolger) sah verzagen.“ Auch hier grobes Mißverständniß in P und daher unsinnige Textgestaltung.

2705 *Da sprach von Galsongen, das were der synn myn,*
Reymar, ein ritter kone und fin.

Vgl. Rt 482 *Doe sprac van Gascoengen Renier*
.I. coene ridder ende .i. fier.

Hier entschieden Reimnoth wegen des ungeläufigen *fier*, vielleicht auch wegen der Verlesung des Namens Renier in P; in Folge dessen Einflickung eines ganz unsinnigen Zwischensatzes.

2845 *Nu wil ich ein huß tun machen.*

Vgl. Rt 651 *Gi heren, bedi wille hi*
.I. huus maken also vast.

Es ist gänzlich widersinnig, dem König Yve die Absicht zuzutrauen, daß er für Reinolt eine Burg bauen wolle, wie hier P thut.

3405—9. Reynolt schneidet nach P seinem Vater Hand, Nase und Mund ab. Dies kann nur ein grobes Versehen von P sein, denn in Wirklichkeit wird Heyme nur gebunden (vgl. 3437), wohl aber der Bote verstümmelt.

An der Schreibung *det* 3898 für *mit* sehen wir, daß der Schreiber A bei seiner Arbeit doch etwas dachte; daß er die Irrigkeit seines Gedankengangs, nachdem er wieder in die Vorlage gesehen, merkte und dann gemäß der Vorlage änderte. Immerhin viel für einen „Schreiber“!

10066 *Do sprach die frawe Claradys,*
und die trost Malegys:
„Frauwe, laßt uch druwen.“

Vgl. Rt 1378 *Vrouwe, laet staen u wenen nu.*

Die Vorlage von P hatte sicher *u truren*. Die Textgestaltung in P läßt als sicher annehmen, daß schon P den Fehler *sprach* für *wende* Rt machte. P verstand falsch: „Laßt euch anvertrauen“ oder „Habet gute Zuversicht“.

Grobe Mißverständnisse und in Folge dessen unsinnige Textgestaltung finden wir ferner 12013. 14, 12092, 12343—46, 12433, 14943 u. o.[1]).

Sind einem solchen Übersetzer, denn diese Stellen gehören doch wohl selbst für Kochendörffer diesem an, nicht Fehler zuzutrauen, wie sie K. 407 aufzählt?

[1]) An allen diesen Stellen liest B getreulich ebenso wie A.

Aber Herr K. ist sehr verstockt und „hartgesotten", wie er sich geschmackvoll ausdrückt, er rückt mir da ein Beispiel vor, von dem er sagt: „liegt nicht auch hier die Abschrift zu Tage?" Wir wollen das ansehen.

10026 muß heißen *din fuß hat sie empfangen bar*; aber A liest *in buß*, B *ir buß*. Das ist ja recht merkwürdig, daß beide Hss. da so genau bis auf einen Buchstaben im Fehler zusammenstimmen. Nach K. soll das ein Abschreibfehler in A sein, denn auf B läßt sich K. hier gar nicht ein. Also B macht denselben Abschreibfehler wie A, und einen ganz merkwürdigen. Nun frage ich: welcher Philologe wird glauben, daß diese beiden Hss., die nach Kochendörffer nicht unmittelbar, sondern durch eine gemeinsame Vorlage X verwandt sein sollen[1]), diesen „Schreibfehler" unabhängig von einander gemacht haben? „Wer die Sprache dieser Versehen nicht versteht, der sollte aufhören sich für einen Philologen zu halten", sagt Kochendörffer, und er thäte nach solchen Leistungen sehr wohl, diesen Satz zu bedenken. Ganz ähnlicher Art sind die Fehler, die ich Germ. 52 zusammengestellt habe, um den unmittelbaren Zusammenhang von A und B zu beweisen[2]). Ein grundsätzlicher Unterschied ist durchaus nicht nachweisbar. Beides sind Übereinstimmungen in groben Fehlern, auf welche der Zufall kaum führen könnte. Alle jene Stellen sollen nach Kochendörffer'scher Methode nur erhärten können, daß A und B derselben „Gruppe" angehören: „Schreibfehler können doch zwei Schreiber unabhängig von einander aus einer Hs. herübernehmen, die schon diese Schreibfehler hatte" (400). Also müssen diese Fehler schon in Kochendörffers gespenstischem „X" gestanden haben! Nun, wer hat denn dies „X" gemacht? Doch wohl der Verfasser von P. Und doch soll in dem Falle 11026 in Bezug auf A gerade „*die Abschrift zu Tage liegen*". Jene gemeinsamen Fehler sollen eine gemeinsame Vorlage X für A und B erweisen, die also jene Fehler schon gehabt haben soll; der Fehler 11026 dagegen soll nur bezeugen, daß A Abschrift ist. Aber B hat mit einer unbedeutenden Variation denselben Fehler: folglich stand nach Kochendörffers Auffassung der Fehler schon in X, denn an einen Zufall wird hier Niemand glauben. Und doch soll dies X „*die verlorene erste Niederschrift der Übersetzung*" sein (406)! Die Folgerung wird bedenklich. Ich wiederhole: A ist, schuld jener Fehler, Abschrift; aber durch

[1]) Anz. 400.

[2]) 2445 *slahen*] *sahen* AB, 2705 *Gascongen*] *Galsongen* AB, 11378 *laßen*] *kaßen* AB, 14950 *wol*] *wor* AB.

diesen Fehler aus der gleichen Kategorie in A und B wird erwiesen, daß auch X, das Original, solche Fehler haben konnte. Was beweisen nun unter solchen Umständen jene Fehler für A??

Allerdings, die Abschrift liegt zu Tage, die Abschrift B aus A. Aber Kochendörffer wird sich zu helfen wissen, er wird wahrscheinlich nun sagen: das X war schon Abschrift aus einem Y, und dem Schreiber X passirte das Schreibunglück *in buß* für *din fuß*. Nun dies Vergnügen ist dem Herrn zu gönnen. Mag er alle möglichen XYZ erschließen!

Was die Stelle 11026 angeht, so denke ich nicht daran, schon der Rths. ein *boet* für *voet* zuzutrauen, sondern ich halte sie einfach für einen Beweis der ungeheuerlichen Gedankenlosigkeit des Verfassers von P. Er wird wohl wirklich an Buße gedacht haben, denn 11025 *in sunde begunde si sere clagen* lenkt auf solche Gedankenverbindung; aber es fiel ihm nicht ein, sich mit dem Sinne des Satzes zu plagen. Solcher Gestalt war die „Gedankenarbeit" des Dichters von P.

Nachdem die einfache Thatsache einmal erkannt war, daß der Verfasser von P seine Vorlage zum Theile mit sclavischer Treue, zum Theile mit unbekümmerter größter Nachlässigkeit behandelte, mußte man auch in der Beurtheilung der Schreibfehler der Hss. äußerst vorsichtig sein. Fehler, eigentlichen Abschreibfehlern ähnlich, und selbst Lücken konnten vorausgesetzt werden. Für Lücken hat sich kein entschiedener Beweis führen lassen. Einer oder der andere Fall konnte auch nicht genügen, um so mehr, als die einzige Hs. des Rt, wie ich im Reinolt gezeigt habe, überarbeitet ist. Nur eine Reihe ganz sicherer Lücken hätte etwas gegen die Originalität von A beweisen können. Bei B traf dies zu, nicht bei A. Da nun B in einer Reihe von Fehlern zu A stimmt und keine andere unmittelbare Vorlage voraussetzen läßt, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß A die erste Niederschrift von P ist. Dies ist der Hauptgrund, auf den ich baute, nachdem der unmittelbare Eindruck der Hs. A einmal diese Vermuthung in mir erweckt hatte. Diesen unmittelbaren Eindruck konnte ich natürlich Niemand geben. Alle Beschreibungen nützen da nichts [1]). Man muß da auf etwas Glauben hoffen. Es ist freilich in unserer Zeit Brauch geworden Alles anzuzweifeln, was anzweifelbar

[1]) Doch sei hier darauf hingewiesen, daß A viel mehr Correcturen hat als B. Das Gewöhnliche ist doch das Stehenbleiben von Schreibfehlern. Daß der Schreiber A solche Sorgfalt an sehr vielen Stellen beweist, erhebt ihn wieder etwas über gewöhnliche Abschreiber.

ist. Jenen Hauptgrund konnten gelegentliche andere Beobachtungen nur stützen, ohne für sich allein entschiedene Beweiskraft zu haben. Dahin gehören jene Stellen Germ. 56. 57, gehört die Thatsache, daß A viel mehr niederländische Worte und Schreibungen hat als B, also dem Originale entschieden näher steht.

Ich hielt also nach allen Erwägungen A für das Original von P und gab demnach einen Abdruck von A. Dafür hatten sich schon, ehe ich an die Arbeit herantrat, mehrere bewährte Gelehrte entschieden. Da nun der Verfasser von P so elend gearbeitet hatte, stellte es sich in vielen Fällen als sehr schwer, ja überhaupt nicht unterscheidbar heraus, was bloß Schreibfehler und was von dem Dichter verschuldeter Unsinn war. Es wäre ja ein billiger Ruhm gewesen, die meisten dieser Stellen zu bessern; aber ich beschränkte mich in, wie ich meine, philologischer Vorsicht darauf, Besserungen in den Anmerkungen mitzutheilen. Hier und da bot B eine bessere Lesart, doch stets nur in Fällen, die kaum einen Zweifel zuließen; dann folgte ich B.

Diese zerstreuten besseren Lesarten von B sind es, mit denen Kochendörffer seine Behauptung über die Selbständigkeit von B gegenüber A im Wesentlichen stützt (Anz. 400). B schrieb schön und sorgfältig: daher die nur ganz geringen Abweichungen von A. Fehler macht jeder Abschreiber: daher die Lücken und Wiederholungen in B. Diese Besserungen, oft auch wirkliche Schlimmbesserungen, in B können alle von einem Schreiber herrühren. So die Besserungen einzelner Worte, so die größerer Stellen. Ich verweise auf meine Erörterungen Germ. 55. 56. Die Stelle 9308. 9 ist schon durch den dreifachen Reim der Fassung B bedenklich. Daß 2658, aus welcher Stelle mir Kochendörffer auch einen Vorwurf schmiedet, in A nicht fehlt, habe ich Germ. 55 bereits gesagt[1]). „Die unzweifelhaft echten Sätze und Satztheile, welche in A fehlen, sind ganz unerklärlich, wenn B Abschrift von A ist", meint Kochendörffer. Nun, wo sind denn diese so pomphaft benamsten Sätze und Satztheile? Diese paar Kleinigkeiten ganz ohne allen Belang sollen unübersteigliche Hindernisse sein!

Ich habe allerdings die Ansicht ausgesprochen, B habe sich aus der mnl. Vorlage Raths erholt. Nichts wäre im Stande gewesen mich zu diesem Ausspruche zu bringen, hätte nicht in meiner Collation der Vers 2658 in A gefehlt. Da schien in der That ein unübersteigliches Hinderniß zu liegen. Ich hatte beide Hss. vor dem Drucke des Reinolt

[1]) Ich empfehle Kochendörffer, das „Erinnerungsvermögen" anderer Leute nicht zu „beleuchten", ehe er selbst seiner Sache gewiß ist.

nie neben einander benutzen können, war also auf mein Versehen nicht aufmerksam geworden. Als mir später Herr Dr. Wille in Heidelberg die Nachricht sandte, der Vers fehle in A nicht, war es längst zu spät.

Ich hatte mir Schriftproben von A gemacht. Als ich B verglich, überraschte mich die Ähnlichkeit des Ductus. Ich zweifelte noch, ob ich heide Hss. einer Hand zuschreihen könne. Eine Nachricht des Herrn Dr. Wille hob meine Zweifel. Als ich später heide Hss. in Heidelberg neben einander benutzte, konnte ich jene Annahme nur bestätigt finden. „Wer die Identität zweier Hände beweisen will, der muß sich mehr Mühe geben als Pfaff", sagt der gestrenge Richter (402). Schön, aber wie sollte ich das ohne Schriftproben, die mir der litterarische Verein nicht hätte machen lassen? Alle nöthigen Vergleiche hatte ich ja angestellt; aber würde man mir das aufs Wort geglaubt haben? Herr K. glaubt mir ja nicht die üherraschende Ähnlichkeit beider Hss. Wir sehen, wie Kochendörffer aus leeren Dingen große Vorwürfe zimmert.

A ist flüchtig und hastig geschrieben, daher die vielen Correcturen und die Schreibfehler; B zeigt eine ruhigere, steifere Schrift. Ich hatte schon Gelegenheit, Brief- und Bücherschrift von urkundlich derselben Hand des 15. Jahrh. zu vergleichen. An dies Verhältniß wollte mich fast die Stellung der beiden Hss. zu einander gemahnen.

„Ausschlaggebend" sind Kochendörffer Gründe (402) gegen mich nicht. Die Namen beweisen bei einem Arbeiter wie der Verfasser von P einfach nichts. Sollte denn nicht selhst ein Abschreiber den so häufigen Namen *Reinolt* völlig in der Gewalt hahen? Aher nein, da haben wir *Reinolt*, *Reynolt*; *Reinald*, *Reinalt*, *Reynalt*; *Renolt*, *Rennolt*. Die Reime auf *-alt* und *-olt* beweisen doch wohl einen nicht etwa nur in einer Ahschrift, sondern in P selbst bestehenden Unterschied. Wir hahen *Friczhart Fryczhart*, *Fritzart* und *Wryczhart*[1]). Namentlich dieser letzte Fall heweist etwas, denn er ist entschieden Eigenthum des Verfassers von P, der hier also auch einmal völlig gedankenlos aus Rt die mnl. Form herübergenommen. Der Name des Grafen von Chalons kommt in folgenden Formen vor: *Tsalons*, *Tsaloyns*, *Tsaloyn*; *Thalons*; *Salonß*, *Saloyn*, *Saloy*. Soll die große Verschiedenheit der Formen mit *Ts-* und mit *S-* Schuld des „Ahschreibers" A sein? Verschiedene Formen in P liegen unzweifelhaft vor in *Mondisdiet* : *nit* 4930; *Monsdier* : *schier* 10720, *Mondenstier* : *Berengier*

[1]) B setzt *Friczhart*, steht also dem nl. Originale ferner.

11512; *Bayeren* : *Mondisteyren* 10770. Rolants Schwert heißt einmal im Reime *Durendal* (: *wal*) 11789, ebenso im Versinnern 10195. 10350. 10386. 11836. 11838; aber 10192 und 10225 *Durendart*. Also doppelte Namensform sogar über nur zwei Verse hinaus (10192 : 10195). Aus diesen Fällen, die ich leicht verdoppeln könnte, geht mit Sicherheit hervor, daß wir P sehr verschiedene Namen und überhaupt gewaltige Verlesungen zutrauen dürfen. Der Bearbeiter arbeitete zum Theile einfach als Abschreiber.

Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, hat auch der Verfasser des Rt sich solche grobe Fehler zu schulden kommen lassen. Es handelt sich um die Stelle P 231—34:

Er rieff Wilhelm von Oryngen
und bat rat zu diesen dingen,
er rieff dem greven Gyllyn
und dem herren van Orynpin.

In der Anmerkung zu der Stelle ist bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die hier genannten Personen höchst wahrscheinlich eine Person sind. P könnte nur *Orynpin* für *Oryngen* zufallen. *Wilhelm* und *Gyllyn* neben einander erklären sich aber nur aus der französischen Vorlage des Rt.

Ich glaube voll und ganz, daß A (P) 3257 sein *mante wan* für *Montelban* aus einem Mißverständniß oder besser Nichtverstehen der Stelle, bewirkt durch das etwas ungewöhnliche *uwer sone von M.*, geschöpft hat. Ebenso glaube ich, daß B ganz selbständig dies in *Montelban* gebessert hat. Man bemerke immerhin, daß A nur einmal diesen Fehler begeht, während B *Montelban* sehr häufig verliest oder verschreibt! Wieder ein ganz verschiedenes Verhalten beider Hss.

Sollte nun auch mit dem Entgehen des Falls 2658 meine Ansicht, daß der Schreiber B selbst den Rt benutzt habe, sollte meine Vermuthung, der Schreiber A und B sei derselbe, hinfällig werden, so ist doch unter allen Umständen daran festzuhalten, daß A die erste Niederschrift des Verfassers von P, und B Abschrift aus A ist.

Nun noch ein paar Einzelheiten. Kochendörffer meint, ich stelle mir die Herstellung einer Hs. sonderbar vor, da ich glaube, der Schreiber beginne auf dem Vorsetzblatte. Unter „Vorsetzblatt" versteht man doch gewöhnlich ein vorgeheftetes Blatt, das nicht zur ersten Lage des Buches gehört. Kochendörffer möge Reinolt S. 468 nachlesen, dort heißt es deutlich: „Bl. 1 a, b steht die Jahrzahl .1474.

und darunter Attempto." Oben war von Bl. 1 a, a die Rede. Der Herr übersieht, daß ich nicht 1 a und 1 b sagte[1]).

Ist es nicht trotz Kochendörffers Anmerkung S. 398 „ungewöhnlich, daß ein Buch allein durch den Wahlspruch eines Fürsten als zu dessen Besitze gehörig ... gekennzeichnet ward", wie ich Germ. 51 sagte?[2])

Kochendörffer hat wirklich Recht (401 Anm.): ich habe wirklich Reinolt S. 472 gesagt, daß zwischen beiden Hss. sechs Jahre lägen, und es ist doch, wie ich schon Germ. 61 bemerkte, etwas weniger, vielleicht aber doch auch mehr!

Also der „Titel" des Gedichtes lautete im 15. Jahrh. wohl schon „Reinolt von Montelban"? (403 oben.) Schön, daß wir das wissen.

Kochendörffer will (405) nicht gelten lassen, daß der Bearbeiter P Reimnoth gehabt habe, denn er habe sich ja oft genug um Reime gar nicht gekümmert. Nun, ich meine, der Bearbeiter hat doch reimen wollen, sonst hätte er überhaupt Prosa geschrieben. Er hat sehr verschieden gearbeitet, war einmal nachlässiger als das andere Mal: also konnte er einmal Reimnoth haben, ein anderes Mal die Reime ruhig weglassen[3]).

Ob meine Untersuchungen so ganz ohne Verdienst sind, wie Kochendörffer meint (408), lasse ich dahingestellt sein. Daß ich sie möglichst vollständig ausgestattet, ist nur gut, denn es hat sich ja gezeigt, daß einer Behauptung ohne augenfällige Beweisstücke nicht geglaubt wird.

„So wird die wichtige Frage nach dem Verfasser einer eventuellen späteren Untersuchung vorbehalten aus dem seichten Grunde, weil Pfaff von Heidelberg fern ist!" meint Kochendörffer S. 408. Ich hatte Reinolt S. 475 gesagt, ich könne in der Frage, ob Johann von Soest als Verfasser von P anzusehen sei, aus jenem Grunde nicht entscheiden. Es lag doch auf der Hand, daß zunächst Johanns Kinder von Limburg (25000 Verse) und der Malegys (über 20000 Verse), auch

[1]) Zeile 17 lies: Bl. 2 a.

[2]) Kochendörffer scheint zu meinen, Jeder, der mit dem litterar. Vereine zu thun hatte, müsse auch die etwa 180 Publicationen dieses Vereins gelesen haben! Ich bedauere bisher nicht die Zeit dazu gehabt zu haben, so gern ichs gethan hätte. Wenn der jetzige Präsident des Vereins S. 250 der Publ. 56 über den Punkt „Attempto" des Längeren handelt, so wäre es doch dieses Herrn Pflicht gewesen, mich auf das Versehen aufmerksam zu machen, da alle Manuscripte und Correcturen seiner Aufsicht unterliegen.

[3]) Vgl. das S. 36 über 601. 601 und 2705 Gesagte. Hier ist dem Reime, der doch auch fehlen konnte, zu Liebe der Sinn geopfert.

der Ogier, welche alle ungedruckt und nur in Heidelberger Hss. überliefert sind, eingehend zu prüfen seien, ehe irgend etwas über den Verfasser von P festgestellt werden konnte. Ich war nicht in der Lage mir diese werthvollen Hss. alle senden zu lassen und hatte auch schlechterdings keine Zeit sie nur zu lesen, denn dies hätte doch auf der Bibliothek stattfinden müssen. Bei täglichen sechs Amtsstunden mit anstrengender Thätigkeit, bei Krankheit im Hause waren das unmögliche Dinge. Aber ich war doch bei einem vorübergehenden Aufenthalte in Heidelberg im Stande, das Eine festzustellen, daß Johann von Soest mit Reinolt und Malegys nichts zu thun hat[1]) Vgl. Reinolt S. 678 unter Nachträge. Das ist der „seichte Grund" des Herrn Kochendörffer!

Daß Kochendörffer dem gewöhnlichen Sprachgebrauche entgegen unter „Besitz" etwas anderes verstanden haben will als unter „Eigenthum", ändert an der Sachlage schlechterdings nichts.

Kochendörffer hat sich auf seine „Conjectur" *Karleti* für *Barleti* im Rückentitel der Hs. B sehr viel zu Gute gethan, er hält sie für einen Beweis von „Intelligenz". Daß ich diese auf der Hand liegende Besserung verachtete, scheint dem Herrn „Dünkel"! Um zu denken, daß der Rückentitel B von der Hand eines römischen Geistlichen herrühre, bedurfte es keiner sonderlich „lebendigen Phantasie", wenn man weiß, daß die bei den Heidelberger Hss. häufigen hellen Pergament- und Pappbände, wie der von B, sehr wahrscheinlich aus Rom stammen. Insofern wich meine nicht öffentlich ausgesprochene Ansicht über *Barleti* allerdings von der Kochendörffers ab, als ich nie daran dachte, daß **Karleti* eine „Zusammenziehung" aus *Karlmeineti* oder Verlesung aus *Karlemi* (= *magni*) sein könne. Auf solche wunderliche Bahnen kam ich gar nicht. Die einzige Möglichkeit schien mir die Annahme eines Deminutivs **Karletus*; da mir aber diese Form niemals vorgekommen war, unterdrückte ich diesen Einfall gänzlich. Ich hatte versäumt, Förstemanns altd. Namenbuch zu Rathe zu ziehen. Da finden wir verzeichnet die Formen *Carlictus*, *Carlittus* und *Caroletus*. In dem von Förstemann angezogenen Andreae Bergomatis Chronicon[2]) finden sich die Formen *Karolitus*, *Karoletus*, *Karlitus*. Allerdings fehlt auch hier ein **Karletus*; aber diese Form gewinnt nun Wahrscheinlichkeit. Also keine „Zusammenziehung", kein *Karlmeinetus*

[1]) Über Johann von Soest vgl. jetzt meinen Aufsatz im Jahrgange 1887 der Allgem. conserv. Monatsschrift. H. Suchier wird eine Ausgabe von Johanns Gedichten bringen.

[2]) Mon. Germ. V (Script. III), 238.

und *Karlemagnus*, sondern Deminutivform! Übrigens bleibe ich dabei, daß der Schreiber des Rückentitels an jenen *Barletus* gedacht haben kann, zudem lag das Wort an sich einem Italiener nahe[1]).

Die Sache mit dem Präsidenten des litterarischen Vereins will ich hier nicht erörtern, da sie persönlicher Natur ist. Ich bin nicht der Einzige, der zu klagen hat. Die Zeichen werden sich mehren.

Es hat sich, glaube ich, nicht zu Kochendörffers Vortheil gezeigt, wo der „Dünkel“ und die „Defecte in Wissen und Urtheil“ zu suchen sind. Die neuen Verdächtigungen meiner amtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit, die feine Art, mit welcher der Herr einen Dritten heranzieht, und namentlich der mir ohne einen Schatten des Beweises gemachte Vorwurf der Unwahrheit bezeugen zur Genüge, weß Geistes Kind Kochendörffer ist. Ich bin mir bewußt, in der ganzen Sache mit Offenheit und Geradheit gehandelt zu haben. Daß Kochendörffer sich über die „nicht gerade höfliche“ Form meines Briefes wundert, ist etwas naiv: er hatte mich mit öffentlichem Hohne bedacht und erwartet nun noch mit Handschuhen angefaßt zu werden. Diese Herren greifen Jeden an, der nicht zu ihnen gehört; wehrt er sich dann, so zeigen sie mit Fingern auf ihn. Ich übergebe nun die Sache dem Urtheile gerechter und parteiloser Richter, die es verstehen Tadel und Hohn einander fern zu halten, und sage meinerseits: Hiermit genug!

FREIBURG i. Br. 1887. FRIDRICH PFAFF.

ZU GERMANIA XXXII, 97.

Von der Paulinzeller Rennerhandschrift haben die Herren Rector Schmid und Professor Einert in Arnstadt seither wieder ein Blatt gefunden, wovon sie mir freundlichst Abschrift einsandten. Es enthält die Verse 22959—23401; zwischen 23072 u. 73 sind eingeschaltet die Verse 21843—56 und 19769. 70. Die Abstammung von z bestätigt sich durch die Beschaffenheit der Lücken und durch mehrere in H und Pz gleiche Fehler, wovon folgende die wichtigsten sind: V. 23040 Stryt vnd torney had vorlegen (had *fehlt* H). 23044 Daz wir vns selden uf richten wedir (selden vns H). 23396 Wer sprichet ich habe dicke geruret.

PFORZHEIM. GUSTAV EHRISMANN.

[1]) Mlat. *barletus*, ital. *barile*, *barletto* = Fäßchen.

PFAFFE AMIS 1—72.

Die Handschrift bildet den Einschlag einer Amtsrechnung aus Klingen. Schw. Sond.

Hirvor was pris nnd ere
Geminnet also sere
En hovisch man to hove qnam
Dat me gerne von im vornam
Seidenspil singin oder sayn
Dat mnt me nn sere vorsayn
Und is nu leider alliz unwert
Dat is nimant engert
Konde en man one mere
Dio gut den luten were
Vor sorge nnd vor armnt
Und dnnnet nn vil sedden gut
Wat ymant mit worden kunsten kan
Wi selden en hovesch man
To hove ge haren
Des kan ik nich bewaren
Ik kan gernger worde vil,[1]
Dat betuge ik wie it horen wil
Wor men der hone tucht nicht engert
Dar hin ik enes doren wert
Also wert ik des gewert
Nu hort was hervor geschach
Do sute wort die sorgen hrach
Und man ere vor sorge nntfing
Und wi die milde vor dem kargen ginc
Vor die lughen ginc die warheit
Und die vromecheit vor die bosheit
Und ginc dat recht vor unrecht
Die demnt was des vrides knecht
Dat was in den stundin
E trigen worde vundin
Von ienis manis munde.

Nu sait nns die strickere
Wer die erste man were
Die ligen trigen angevienc
Und wa sin wille vor sich ginc
Dat hie widersate ni envanc
Hie hatte hns in engelant
In ener stat Tranis
Und die pape het amis
Und was der buk en wiser man
Und vorgap vil wat hie gewan
Beide dor ere und ok dor got
Dat hie der milden gebot
To nener stnnt nie overgie.
Hie let die geste und entfinc
Me den die jene taten
Die oner on gebot haten
Sin milde wat so grot
Dat is dem hiscop vordrot
Dem hie was gehorsam
Dat so vil von om vornam
Des let hie nicht ane nit
Und qnam to im in ener tit
To im sprak der biscop
Here gi hehhet grotern hof
To allen tiden den ik
Dat dunket mi nngelik
Gi hanet over rikes gut
Dat gi mit honisheit tut
Sus sul gi mi en del geuen
Dar dozue gi nicht wider sheuen
Des wil ik nicht enbern
Wen gi mnt mi gewern
Dat wil ik von in harde gern.

Do sprak die pape amis
Min mut stet to sulker wis
Dat ik min gut wol vortere
Mit rechten ik mi des irwere
Dat mi nicht oner hliven sol
Were is mer ie hedorfte is wol.

E. EINERT.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER MINNESINGER. III.

1. Brunwart von Augheim.

Der Dichter Brunwart von Ougheim, dessen Heimat der Breisgau ist, gehört dem Ausgange des 13. Jhs. an. Das Geschlecht, dem er entstammt, scheint nicht bedeutend gewesen zu sein, da uns nur äußerst spärlich Mitglieder desselben begegnen. Nach v. d. Hagen IV, 417 ist das älteste bekannte Johannes im Jahre 1130. Dann haben wir eine Lücke von über 100 Jahren, und erst im Jahre 1236 treten uns Heinrich von Augheim und sein Bruder Rudolf milites entgegen, welche mit ihren Hausfrauen und Kindern der Abtei Olsberg das Dorf gleichen Namens für 150 Mark Silbers verkaufen unter der Bedingung, dass die Nonnen dieses Klosters der Kirche zu Zeiningen eine Rente von jährlich 10 Solidi Basler Münze auszahlen. Unter den Zeugen dieser Urkunde findet sich noch ein namenloser de Ocheim et Heinricus filius suus. (Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle II, $\frac{51}{37}$). Der oben genannte Rudolf ist als schultheisze ze Nuwenburg anwesend bei der Ausgleichung zwischen dem Markgrafen von Hochberg und dem Grafen und den Bürgern von Freiburg. 8. Oktober 1265 (Schreiber: Urkundenbuch der Stadt Freiburg I, $\frac{60}{16}$). Außer den erwähnten ist es einzig der Minnesänger, welcher in der Folgezeit von dem Geschlechte noch genannt wird, und zwar findet er sich vom Jahre 1286—1303, nicht, wie v. d. Hagen angibt, bis zum Jahre 1296, in Urkunden. Zu den bereits von letzterem gebrachten Nachweisen kann ich noch drei neue hinzufügen. Zuerst ist Brunhardus de Oucheim miles Zeuge zu Neuenburg im Breisgau am 18. Oktober 1289, als der Neuenburger Bürger Johannes von Tusslingen dem Ulrich von Langenberg und dem Kollegium zu Beromünster alle Güter zu Augheim verkauft, welche er von den Grafen von Froburg erworben hatte. (Neugart, Episcopatus Constantiensis II. 369). Die folgende Urkunde ist ebenfalls zu Neuenburg ausgestellt im Jahre 1295 und meldet uns über den Vertrag, den der Leutpriester Ulrich zu Augheim mit dem Kapitel zu Beromünster über die Theilung der Früchte im Jahre 1295 geschlossen „nach ehrbaren luthen rathe“. Unter diesen wird zum Schluß genannt: und Herr Johannes Brunwarth von Ougheim (ib. 557). — In dem Streite des Bischofs und der Stadt Basel mit dem Grafen und der Stadt Freiburg i. B. bestimmt der Bischof von

Straßburg als Schiedsrichter, dass die Parteien sich an den Spruch des Gerichtes zu Cume (Como?) halten sollen, in dem das Streitobject schon beigelegt sei. Borre, 12. März 1296. Unter den Zeugen: ratliute von Friburg, herr Brunward von Oughein (Trouillat II. $\frac{737}{551}$ und Schreiber: Urknndenbuch von Freiburg I. $\frac{143}{52}$). Diese Urkunde ist zwar von v. d. Hagen schon erwähnt, der Inhalt jedoch falsch angegeben. — Endlich findet sich in dem Verzeichniß der Einkünfte und Leistungen der Herzoge von Österreich und Landgrafen im Elsaß ans dem Jahre 1303 noch folgende Stelle: Daz torf ze Brunkein daz da giltet ... ze sture bi dem meisten VI ll, zem minsten IIII ll ist wol uf XL jar gestanden mit allem recht ze hinsture hern Brunwart von Oughein fur XXIIII mark silbers (Trouillat III. $\frac{69}{32}$).

2. Bruno von Hornberg.

Im 13. und 14. Jh. sind mir bis jetzt drei Personen aufgestoßen, welche den Namen Brnno von Hornberg tragen; von diesen können jedoch für den Minnesinger nur zwei in Betracht kommen, da der Brun von Hornberg, welcher zn Rottweil am 7. Juni 1387 in einem Vertrage zwischen Snevelin zu Weier und den Herren von Hornberg wegen des Dorfes Ebringen und des Schlosses Schneeberg genannt wird, entschieden zu jnng ist. (Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 18. 465). Bruno I. tritt uns zuerst in Verbindung mit seinem Bruder Werner am 16. November 1219 als Zeuge entgegen, als der Dynast Rudolf von Ysenberg eine Urknnde ausstellt über die Verleihung der Güter bei Langenbogen, welche das Kloster Thennenbach von Hans von Kenzingen erworben hat, zu einem rechten Erblehen an das genannte Kloster (Mone, Zeitschrift 9. 231). Es folgt dann die schon von v. d. Hagen angeführte Urkunde aus dem Jahre 1234. Wenn nun letzterer meint, der im Jahre 1276 mit Walter von Klingen in Basel beim König Rudolf sich befindliche Bruno von Hornberg sei identisch mit dem vorgenannten, so wird er sich doch wohl in einem kleinen Irrthum befunden haben. Ich glaube vielmehr, daß dieser Bruno der zweite des Namens ist, welcher vom Jahre 1275 bis 1306 in Urkunden erscheint. Es müßte doch merkwürdig sein, daß eine adelige Persönlichkeit aus einem ziemlich bedeutenden Geschlechte 42 Jahre vollständig aus den Urkunden verschwinden sollte; außerdem müßte dieser Bruno ein sehr hohes Alter erreicht haben, da er, wie gesagt, bereits im Jahre 1219 als Zeuge vorkommt. Seine Geburt haben wir somit spätestens an den Ausgang des 12. Jhs. zu verlegen. Da nun der andere Bruno im Ganzen in sechs Urkunden auftritt, die

in nicht allzugroßen Zwischenräumen sich folgen, so ist der Schluß nicht sehr gewagt, daß diese sämmtlichen Urkunden sich auf dieselbe Person beziehen.

Das Geschlecht, dem der Minnesänger angehört, darf nicht als zu unbedeutend aufgefaßt werden, wie aus den folgenden Urkunden hervorgeht; treffen wir doch sogar Bruno von Hornberg mit Walter von Klingen in Kaiserdiplomen als glaubwürdigen Zeugen. Es ist dies der Fall in der berühmten Urkunde des Kaisers Rudolf, d. d. Hagenau 8. December 1275, in welcher er die Stadt Straßburg in seinen besonderen Schutz nimmt und ihr alle früher bewilligten Freiheiten bestätigt (Urkundenbuch der Stadt Straßburg II. 47). Es ist wohl anzunehmen, daß diese Urkunde die gleiche ist, welche Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde I. 57 anführt mit dem Datum 5. December 1276. Beide haben denselben Gegenstand und die gleichen Zeugen. — Als Egeno III. Graf von Fürstenberg, nach langer heftiger Fehde mit den Einwohnern von Villingen endlich zum Vergleiche sich herbeiläßt, stellt er am 26. Juli 1290 der genannten Stadt einen Sühnebrief aus. In diesem verspricht er, die Rechte und Privilegien der Stadt unangetastet zu lassen und stellt dafür neun Bürgen, u. a. seinen Bruder Friedrich; darauf folgen sogleich avunculi Friedricus et Bruno de Hornberg (Neugart, episc. Constant. II. 371 und Fürstenbergisches Urkundenbuch I. 607). Während der Herausgeber des letzteren den Namen avunculi einfach für einen Ausdruck der Courtoisie erklärt, macht Mone, welcher den zweiten Band von Neugart bearbeitet hat, zu der obigen Urkunde die Bemerkung: „Wenn das Wort avunculus in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß Agnes, die Mutter Egenos, die Schwester jener war.“ Welche Erklärung die richtige ist, wird sich schwer erweisen lassen. Wie dem aber auch sei: der Beiname avunculi, sowie die Stellung der beiden Brüder direct hinter dem Grafen Friedrich sind wiederum ein Beweis von dem Ansehen, welches das Geschlecht derer von Hornberg in seiner Heimat genoß. — Die folgende Urkunde gibt uns einen kleinen Anhalt über die Besitzungen der Familie. Die Brüder Friedrich und Bruno von Hornberg verkaufen nämlich alle ihre Besitzungen zu Emmendingen, Mundingen und Aspen um 20 Mark Silbers an das Kloster Thennenbach, und Graf Egeno und Friedrich besiegeln die darüber ausgestellte Urkunde. Freiburg 11. Februar 1296 (Mone, Zeitschr. 10. 316). An derselben ist das gemeinsame Siegel der Brüder von Hornberg erhalten, welches Mone beschreibt, wie folgt: „Es ist rund, in dreieckigem, von zwei auf einem Berge knienden

jugendlichen Gestalten gehaltenen Schilde zwei auf drei Bergen mit ihren Spitzen aufstehende Hörner; hinter dem Knaben rechts Friedrich, hinter dem links Bruno. Umschrift: S. Nobilium de Horenbergh." Er fügt noch hinzu, daß die Herren von Tryberg mit ihnen verwandt sind und das gleiche Wappen führen. Dieses stimmt genau mit dem der Pariser Handschrift. — Zu Freiburg am 17. Januar 1297 verpfändet Graf Heinrich von Freiburg seinem Bruder Egen die Silberbergwerke im Breisgau, welche sie beide gemeinsam vom Bisthum Basel zu Lehen führen, was seine Berechtigung daran betrifft, für die wegen 1000 Mark Silbers von demselben und seinem Sohne Conrad für ihn ihrem Vetter, dem Grafen Egen von Fürstenberg und Friedrich und Bruno von Hornberg geleistete Bürgschaft, für die nächsten fünf Jahre (Mone, Zeitschr. 19. 80). Wieder treffen wir die beiden Brüder in Verbindung mit dem Grafen von Fürstenberg, und wenn sie zusammen mit jenem eine Summe von 1000 Mark Silbers verleiben können, so ist das sicher ein Zeicben von der Bedeutung, Macbt und dem Reichthume des Geschlecbtes. — Als Werner von Staufen dem Grafen Conrad von Freibnrg für sich und alle seine Freunde und Helfer Urfehde und Sühnebrief ausstellt wegen erlittener Gefangenschaft und aller Beschädigung, Freiburg 2. December 1306, besiegelt die Urkunde Bruno von Hornberg (Mone, Zeitschr. 11. 446). Seit diesem Jahre ist mir Bruno in Urkunden nicht mehr begegnet, während sein Bruder Friedrich sich noch am 18. Febrnar 1311 und am 24. September 1314 in Freiburg findet.

Fragen wir nun, in welchem der beiden letztgenannten Brunos wir den Minnesinger zu erblicken haben, so werden wir uns wohl schwerlich mit v. d. Hagen für den älteren entscheiden. Vielmehr spricht alles, besonders der Charakter der uns erhaltenen Gedichte, dafür, daß der zweite Bruno der Dichter sei, wie aucb schon Mone (Zeitschr. 10. 316) vermuthete. Die Heimat des Geschlechtes ist Horenberg auf dem Schwarzwalde an der Gutach, wo Althornberg, die Stammburg der Edlen von Hornberg, stand.

3. Walter von Breisach.

Bauer bat in der Germania 1873 zu erweisen gesucht, daß der im letzten Viertel des 13. Jhs. zu Freiburg im Breisgau sich findende rector puerorum Waltherus identisch sei mit dem Meister Walter von Breisach. Bevor ich den genannten Aufsatz gelesen, war mir die gleiche Vermuthung aufgestoßen, nnd ich schließe mich daher den Ausführungen Bauers voll und ganz an. Zur weiteren Kenntniß des

Lebens dieses bürgerlichen gelehrten Sängers führe ich noch Folgendes an. Der Schultheiß Hiltebrant Spenlin von Breisach entscheidet einen Streit zwischen dem Kloster Thennenbach und denen von Keppenbach wegen Nutzung der Weide und des Wassers in der Gemarkung Keppenbach, wo beide Theile begütert sind. 9. Januar 1276. Unter den Zeugen: Meister Walther, der schůlmeister ze Vriburg (Mone, Zeitschr. 9. 461). — Die Kinder des verstorbenen Reinhard von Falkenstein verkaufen mit Genehmigung der Grafen von Freiburg ihren Hof zu Holzhausen, der von ihren Eltern an das Frauenkloster Adelhausen verpfändet war, um diese Schuld tilgen zu können, um $70^1/_2$ Mark an das Kloster Thennenbach, Freiburg, 20. August 1294, wobei unter den Zeugen Meister Walther, der schůlmeister ze Friburg erscheint (ib. 10. 250). — Der Nachfolger Walters in Breisach kann magister Cuno de Brisaco gewesen sein, der am 11. Februar 1279 in einer Urkunde des Bischofs Rudolf von Constanz als Zeuge auftritt (ib. 9. 471).

4. Der schuolmeister von Ezzelingen.

Über den magister Henricus rector scholarum seu doctor puerorum in Ezzelingen, welcher der Zeit nach und nach den Anspielungen in seinen Gedichten wohl für den Minnesinger gehalten werden muß, führt Bartsch, deutsche Liederdichter LXV vier Urkunden aus den Jahren 1279—1281 an. Ich kann die Nachweise noch um zwei weitere vermehren. Am 27. Februar 1280 verkaufen Abt und Convent von Bebenhausen ein Haus in Eßlingen dem Merckelin von Dürkheim, wobei Heinricus rector puerorum in Ezzelingen als Zeuge erscheint (Mone, Zeitschr. 3. 346). Vielleicht ist die genannte Urkunde identisch mit der von Bartsch angeführten vom 27. Februar 1279. — Derselbe Heinricus rector puerorum in Ezzelingen bezeugt ferner zu Eßlingen am 30. Mai 1281 eine Urkunde des Wolfram von Bernhausen, in welcher dieser mit Zustimmung seines Lehnsherrn, Grafen Eberhard von Würtemberg, um 800 ₰ Pfennig an das Kloster Bebenhausen, die Vogtei zu Ittingshausen mit allem Zubehör und Rechten verkauft (ib. 421). Über diese Zeit hinaus ist Heinrich bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Daß er nicht all zu lange mehr gelebt haben kann, geht daraus hervor, daß wir schon im Jahre 1293 einen Conrad als Schulmeister in Eßlingen finden, der bis zum Jahre 1302 fünfmal mir in Urkunden begegnet ist.

5. Goldener.

Da Goldener in seinen Gedichten den Markgrafen Otto II., den Langen, von Brandenburg und Fürst Wizlav von Rügen erwähnt und lobend hervorhebt, so muß er um das Ende des 13. Jhs. gelebt und gedichtet haben. Um diese Zeit habe ich nun drei Personen des Namens Goldener getroffen; der älteste von ihnen ist Conrad, welcher am 5. März 1261 zu Messkirch als Zeuge auftritt, als Bischof Eberhard II. von Constanz den zwischen dem Kloster Salem und dem Kirchherrn Bertold in Boll vollzogenen Tausch eines Gutes bei Messkirch gegen ein innerhalb der Gemarkung des Madachhofes gelegenes Gut bestätigt (Mone, Ztschr. 25, 399). Er nennt sich hier Conradus dictus Goldenaer. — Ob dieser Conrad identisch ist mit dem Conradus Goldner, von dem das Stiftungsbuch des Cisterzienser-Klosters Zwetl, ed. von Joh. v. Frast S. 509 berichtet: Item Cunradus Goldner de una XXXV denarios ..... Item Goldner XL denarios minus uno, wage ich nicht zu behaupten, da die Aufenthaltsörter doch etwas zu weit von einander entfernt liegen. — Es folgt dann der Zeit nach Perchtoldus Golder, der zu Guntramsdorf am 1. September 1289 zugegen ist, als Leopold sen. von Sachsengang bekannt macht, daß Abt Ebro und Convent von Zwetl duas urnas vini montani iuris et redditus duorum denariorum von Otto Herler um 15 solidi gekauft haben (ib. 571). Endlich ist zu erwähnen Calhochus de Goldner, welcher am 24. August 1302 eine Urkunde des Ortnid von Tanberch bezeugt, worin dieser meldet, daß mit seinem Willen Ulrich und Wernhard von Berg den Brüdern zu Schlägel einen Mansus zu Widersöt behufs der Urbarmachung versetzt haben. (Urkundenbuch des Landes ob der Enns IV $\frac{418}{451}$). — Sämmtliche Träger des Namens Goldner sind aus dem Süden Deutschlands, und wenn wir in einem dieser den Dichter erblicken wollen, so müßte derselbe zu Zeiten seine Heimat verlassen und als fahrender Sänger sich in Norddeutschland aufgehalten haben. Eine sichere Entscheidung über die Persönlichkeit des Dichters läßt sich bis jetzt noch nicht fällen, nur so viel können wir mit Gewißheit behaupten, daß der Goldenaere, welcher im Jahre 1197 im Urkundenbuche des Klosters Indersdorf erwähnt wird, viel zu alt, der Goldiner in Affeltrangen am 21. Januar 1356 (Regesten von Tobel, 86) und Claus Gulldiner von Hertten, Reichenau, 22. Februar 1400 (ib. 67) entschieden zu jung sind.

6. Pfeffel.

Den Dichter Pfeffel, dessen Lobgedicht auf den Herzog Friedrich v. Österreich, den letzten aus dem Hause Babenberg, früher als das Jahr 1246 fallen muß, der somit immer noch der besseren Zeit des Minnegesangs angehört, kann man besonders hinter vier Personen vermuthen. Der erste ist Henricus Pheffel, welcher am 6. Mai 1220 zugegen ist, als Euphemia Gräfin von Chleberg dem deutschen Orden die Hälfte der Vogtei über die Kirche in Morel schenkt, nachdem der Orden die andere Hälfte durch die Schenkung des Königs Friedrich schon längere Zeit besessen hatte (Meiller, Regesten der Babenberger Herzöge $\frac{126}{163}$). Von diesem verschieden wird wohl Heinricus pheffili miles sein, den Herzog, Germania 1884, S. 35 aus einer Olsberger Urkunde im Jahre 1243 anführt, und den er für den Minnesinger hält, aber nur deshalb, weil er der einzige ihm bekannte Pfeffel vor dem Jahre 1246 ist. Ob er seine Ansicht jetzt auch noch aufrecht halten wird? — Über einen Pfeffel ohne Vornamen berichten die Annales Scheftlarienses (Quellen und Erörterungen zur bairischen und deutschen Geschichte I, 391): Anno 1244 Phaphelinus occiditur. Hic fuit auctor captionis castri in Wolfrathusen. — Der vierte ist Walter Phephel, der im Jahre 1256 Zeuge war, als Smilo von Brunow dem Prämonstratenserstifte Geras den Hof zu Raystorf zurückstellt (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 2, 33). Außer diesen finden sich bis zum Ende des 13. Jahrhs. noch Otto Pfeflinus zu Schaumburg am 14. Juni 1272 (Urkdb. des Landes ob der Enns III, $\frac{384}{418}$), Conrad Pfaffus von Schrowenstein, Schloß Tirol, 3. Januar 1273 (Ladnrner, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens in Tirol 37) und Heinrich dictus Pfeffelin zu Speier am 14. November 1291 (Mone, Ztschr. 25, 334). Dem 12. Jahrh. gehört an Eberhardus Phaphilin de Nellenburc, der nnter Abt Christian von Reitenhaslach (1175—91) erwähnt wird (ib. 31. 70), desgleichen im Güterverzeichniß des Klosters Salem (ib. 1, 335).

7. Der von Sachsendorf.

W. Storck, der im Jahre 1868 die Gedichte Sachsendorfs herausgegeben, beschäftigt sich in der Einleitung auch mit der Persönlichkeit des Dichters, und obgleich er sich sehr vorsichtig ausdrückt, schenkt er der Bemerkung v. d. Hagens doch eine gewisse Beachtung, der MS. IV, 236 sagt, daß der namenlose von Sachsendorf wohl der höfische Ulrich von Sachsendorf sein könne, welcher im Gefolge des Herzogs Friedrich von Österreich den Ulrich von Lichtenstein auf seinem

abenteuerlichen Zuge als König Artus ritterlich begrüßte bei Neustadt a. d. Leitha. Auch Bartsch, Deutsche Liederdichter L, läßt die Frage nach der Persönlichkeit des Dichters unentschieden. — Das Geschlecht, dem obiger Sänger angehört, muß sehr unbedeutend gewesen sein, da uns Mitglieder desselben nur äußerst spärlich begegnen. Es sind überhaupt nur zwei Träger des Namens Sachsendorf, die mir bis jetzt aufgestoßen; zuerst Alhard von Sachsendorf als Zeuge in der Abfindung des Abtes Otto von Wilhering mit Otto von Buchberg wegen seiner Ansprüche auf das Gut Zemlenb (Urkdh. des Landes ob der Enns II, $\frac{446}{304}$). Die Urkunde ist nicht datirt; aus inneren Gründen muß sie jedoch in die Jahre 1193—1200 fallen. Dann ist es noch der obenerwähnte Ulrich von Sachsendorf, über den wir zwei urkundliche Notizen haben. Das Stiftungsbuch der Cisterzienserabtei Zwetl meldet auf Seite 439: Hic est census, quem persolvere debemus de predio nostro in Sitzendorf Ulrico de Sahsendorf de vinea una VIII denarios, de agris XII den. et IV caseos vel XVI den. Die Notiz fällt ungefähr in das Jahr 1248. Wichtig ist die folgende Urkunde, welche bei Frieß: die Herren von Kuenring, Urkundenbuch XXVII abgedruckt ist. Hadmar von Kuenring verpfändet nämlich dem Bischofe Conrad von Freising mehrere Güter zu Urleigstorf gegen Silbergeräthe und verpflichtet sich, wenn er zur festgesetzten Zeit dieselben nicht lösen würde, sammt seinen Mannen Engelschalk von Königsbrunn, Ulrich von Sachsendorf u. s. w. nach Passau zu kommen und daselbst nomine obstagii so lange zu bleiben, bis dem Bischofe Alles ersetzt wäre. 30. April 1249. — Was wir aus diesen Urkunden erfahren, ist, um es noch einmal kurz zusammenzufassen, Folgendes: Ulrich von Sachsendorf ist ein Ministeriale der Herren von Kuenring, außerdem hat er von der Abtei Zwetl einige Güter in Sitzendorf zu Lehen.

Da Alhard und Ulrich die einzigen Träger des Namens Sachsendorf sind, von denen wir bis jetzt Kunde haben, so müssen wir vorläufig in einer dieser beiden Personen den Minnesinger erblicken. Alhard ist entschieden zu alt dafür, da die Gedichte Sachsendorfs durchaus nicht das Gepräge des 12. Jahrhs. tragen, und so haben wir denn, wenn nicht noch andere Mitglieder der Familie aufgefunden werden, Ulrich für den Dichter zu halten.

Es bleibt uns noch die Frage: Wo war die Heimat des Geschlechtes, oder wenigstens, nach welchem Orte hat es sich genannt? v. d. Hagen IV, 236, A. 1 meldet, daß ihm nur Dörfer des Namens Sachsendorf in der Mark, Meißen und Henneberg bekannt seien, da jedoch der Dichter ein Österreicher ist, so können diese hier für uns

nicht in Betracht kommen. Dagegen gibt uns das Urbar des Passauischen Domcapitels, welches ungefähr um das Jahr 1230 verfaßt ist, (Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen 53, 270) willkommenen Aufschluß. Dort heißt es nämlich: Anno, quando dominus Eberhardus de Jahenstorf prefuit officinae cellerarii (1220) sic ordinavit de rebus dominorum et aucgmentavit .... de decima in Chôlensdorf et in Sehssendorf et in Hannedorf dabuntur II metrete tritici et III siliginis et V ordei et una avene et porcus valens XXX denarios et dimidium talentum. — ib. 274 heißt es dann nochmals: In Sehssindorf de III areis XLV. Dieses Sachsendorf ist nun ein Dorf bei Kollersdorf, Gerichtsbezirk Kirchberg am Wagram in Niederösterreich, nicht viel nördlich der Donau. Da Sitzendorf, wo Ulrich von Sachsendorf Lehen innehatte, nur wenige Stunden nördlich von hier liegt, da außerdem die Herren von Kuenring, deren Vasall Ulrich war, dem niederösterreichischen Adel angehörten, so können wir mit völliger Gewißheit behaupten, daß von dem oben genannten Orte der Minnesinger sich genannt habe.

8. Hardegger.

Der St. Gallensche Dienstmann Heinr. von Hardegge, welcher höchst wahrscheinlich hinter dem namenlosen Hardegger sich verbirgt, findet sich nach v. d. Hagen und Bartsch vom Jahre 1227—1264 erwähnt. Doch nicht nur bis zum letztgenannten Zeitpunkte begegnen wir ihm; noch im Jahre 1275 tritt er mit Walter von Klingen in einer Urkunde auf. Zur weiteren Kenntniß seines Lebens führe ich die folgenden Urkunden an. Abt Berchtold von St. Gallen überträgt zwei kleine Güter in Dickbuch und Schotticon, welche Walter von Elgg, Dienstmann des Klosters St. Gallen, zu diesem Zwecke aufgegeben hatte, als Zinslehen dem Frauenkloster Töss. St. Gallen, 21. Februar 1252. Zeuge: dominus Heinricus de Hardegge (Wartmann, Urkdb. der Abtei St. Gallen III, 918). — Wilbrig, Gattin des Rudolf von Rorschach Ritter, verzichtet sammt ihren drei Söhnen auf alle Rechte an den ihr zum Leibgeding verschriebenen Hof Lankwatt .... prefata domina ad peticionem dicti mariti sui cessit et renunciavit omni iuri, quod sibi in eodem predio competebat ad manus nobilis viri Waltheri de Klingin, fratris sui. Constanz, vor der Kapelle St. Peter, 17. Juli 1275. Zeuge: dominus H. de Hardegge (ib. III, 1001 b). Es kann kaum auffallen, daß Heinrich in einem Zeitraum von elf Jahren, von 1264—75, gar nicht in Urkunden uns entgegentritt. Zuerst sind uns überhaupt nur fünf Urkunden erhalten aus der

Zeit von 1227—85, so daß wir über sein Leben nur höchst lückenhaft unterrichtet sind, sodann bezeugt die Antwort des Meisters Stolle auf eine seiner Strophen, daß er sehr lange gelebt und gedichtet haben muß. Wir haben daher gar keinen Grund, für die Urkunde vom Jahre 1275 einen zweiten Heinrich anzunehmen. Dieser begegnet uns erst zu St. Gallen am 11. October 1312 in einer Urkunde des Abtes Heinrich, wo unter den Zeugen ein Heinrich der Hardegger aufgeführt wird. (ib. 1204.) — In den Urkunden zu Joh. Caspar Zellwegers Geschichte des appenzellischen Volkes I, 62, ist das Verzeichniß der Zinse und Einkünfte der Kirche zu Marbach aus dem Jahre 1255 erhalten, in dem sich folgende Stelle findet: „.... dictus Hardegger recipit XI caseos de domino R. de Eschans socero suo..“ Zu bedauern ist es, daß gerade der Vorname, auf den hier so viel ankäme, nicht mit überliefert ist; der Zeit nach kann sich jedoch diese Notiz nur auf Heinrich von Hardegge beziehen, von dem wir hierdurch erfahren, daß er eine Tochter des R. von Eschans zur Frau hatte. Daß dieser genannte Hardegger kein Bürgerlicher sein kann, beweist schon der adelige Schwiegervater, und somit nehmen wir obige Notiz als einen willkommenen Beitrag zur Kunde des Minnesingers. — Weitere Personen des Namens Hardegge sind Wezilo, der am 12. Januar 1284 zu Lindau sich findet (Mone, Zeitschrift 39, 16), Rudolf von 1288—99 in Ragatz, und ein unbenannter zu Rapperswil am 7. September 1290.

9. Meister Heinrich Teschler[1]).

Meister Heinrich Teschler, welcher schon am 9. November 1252 in einer Urkunde des Rüdiger Manesse zu Zürich nachgewiesen ist, lebte noch im letzten Viertel des 13. Jahrhs. Wir treffen ihn nämlich am 7. October 1284 zu Oetenbach als Zeugen in einer Urkunde der Priorin und des Convents zu Oetenbach, wodurch diese, von Gläubigern gedrängt, ihren zu Böstein gelegenen Hof sammt Waldung dem Amtmann Berthold von St. Blasien zu Klingnau zu Handen des letzt genannten Klosters verkaufen um 34 Mark Silber in baar (Huber, Regesten von Klingnau 20). — Ob aber der Dichter, dem die Pariser Handschrift das Prädicat Meister beilegt, unbedingt dem bürgerlichen Stande angehöre, möchte ich noch bezweifeln. Wir dürfen doch voraussetzen, daß der Schreiber der Handschrift wenigstens über die Verhältnisse und Familien seiner engsten Heimat gut unterrichtet war.

[1]) Ich bemerke, daß mir bei Abfassung dieses Artikels die Schweizer Minnesänger von Bartsch noch nicht zugänglich waren.

Wenn er uns nun zu den Gedichten des Sängers ein Gemälde zeichnet, wie es nur für einen ritterlichen Dichter paßt, wenn er uns das Wappen mittheilt und, worauf ich das meiste Gewicht lege, wenn auf der Zeichnung sogar der Ritterhelm mit Zimier sich findet, so glaube ich doch, daß wir Grund genug haben, den Meister Heinrich Teschler unter die ritterlichen edlen Sänger einzureihen. Dazu kommt noch, daß er in der Urkunde vom 9. November 1252 aufgeführt wird als *Her* Heinrich Teschler. Auch v. d. Hagen berichtet im Anschluß an Bluntschli u. a., daß in Zürich ein altes vornehmes Geschlecht der Täschler bestanden habe. Endlich tragen die Gedichte des Sängers ein gewisses vornehmes Gepräge, wie man es bei bürgerlichen Dichtern, die doch meistens dem niedern Stande angehörten, nicht antrifft. — Was das Beiwort Meister angeht, so kann man es, wie das schon mehrfach geschehen, erklären als die Bezeichnung für Jemanden, der etwas Ausgezeichnetes, mehr als Andere, leistet, oder aber, was ich eher glauben möchte, kennzeichnet der Schreiber der Handschrift mit Meister die Bewohner der Städte, mögen diese nun adelig sein oder nicht, im Gegensatz zu den Rittern auf ihren Burgen. Daher haben wir denn einen Meister Gottfried von Straßburg, Meister Walter von Breisach, Meister Heinrich Teschler von Zürich u. A. Die weitere Begründung dieser Ansicht behalte ich mir vor für einen späteren Artikel. Ich glaube somit, daß wir berechtigte Gründe haben, den Züricher Heinrich Teschler in der Folgezeit für einen Sänger aus edlem Blute zu halten.

Im 14. Jahrh. begegnen uns noch mehrere Personen des Namens Teschler in verschiedenen Städten, so ein Nikolaus Tescheler in Speier in den Jahren 1317 und 1320 (Hilgard, Urkdb. zur Geschichte der Stadt Speier $\frac{240}{304}$ und $\frac{264}{351}$), ferner Jacob Teschler in Neudorf 1330 (Kopp, Gesch. der eidgenössischen Bünde V², 233), endlich Francisgk Täschler in München am 19. November 1392 (Wittmann, Monumenta Wittelshacensia II, $\frac{554}{372}$).

MÜNSTER i. W., October 1887. FRITZ GRIMME.

RÄTSEL.

Nach Mittheilung von Alwin Schultz in Prag ist das Rätsel in meinen Beiträgen zur Quellenkunde S. 178, 10 nicht aufzulösen in *vut*, sondern in *wîp*, und ohne Zweifel ist diese Auflösung die richtige.

K. BARTSCH.

ZU IWEIN v. 553 ff.

Verschiedentlich ist schon im Allgemeinen darauf hingewiesen worden, daß in den höfischen Epen des Mittelalters Orientalisches sich finde, was auch als Folge der Kreuzzüge und bei den Beziehungen der Araber zu Frankreich nicht auffallen kann, aber bis jetzt ist es doch nur erst in wenigen Fällen gelungen, die Quelle genau nachzuweisen. Nachdem nun in der letzteren Zeit der orientalischen Wissenschaft eine größere Aufmerksamkeit zugewandt ist, und stets neue Ausgaben der arabischen und persischen Schriftsteller erscheinen, wird sich auch wohl in Bälde der Schleier lüften, der noch in so mancher Beziehung die höfischen Epen umschließt. Als einen geringen Beitrag hierzu möge man die folgende Notiz aufnehmen.

Im Iwein v. 553 ff. wird uns über den wunderbaren Brunnen berichtet. Etwas ganz ähnliches findet sich in: Mohammedi Filii Chondschahi vulgo Mirchondi Historia Gasnevidarum persice ed. Fr. Wilken, Berlin 1832. Der Verfasser lebte zwar in späterer Zeit als Hartmann von Aue, er sagt jedoch selbst, daß er aus alten Quellen geschöpft. In dem Werke heißt es nun cap. III:

„In der Nähe des Ortes, bei welchem die Ungläubigen ihr Lager aufgeschlagen hatten, war eine Quelle so rein und klar wie die Sonne. So oft aber Schmutz in dieselbe geworfen wurde, entstand ein schrecktiches Getöse, laut wie Donner, es erhob sich ein Sturm, und grausige Kälte trat ein. Nasireddin ließ nun Schmutz in diese Quelle werfen; in Folge dessen entstand eine undurchdringliche Finsterniß, das Tageslicht verlöschte, und es trat eine so große Kälte ein, daß das Blut in den Adern erstarrte. Als dieses Erstaunliche sich ereignete, wagten die Inder nicht länger zu widerstehen, da sie furchtsam den sicheren Tod vor Augen sahen."

Nach Wilken ibid. p. 147 Anm. findet sich die Geschichte des Zauberbrunnens auch in dem Werke des Ferischthah.

MÜNSTER i. W. F. GRIMME.

ERINNERUNGEN AN KARL BARTSCH.

Nicht unerwartet kam die Nachricht vom Tode des lieben Freundes! Weit über ein Jahr bangten wir fort und fort für sein Leben und wiederholt war er auch früher schon dem Tode nah. Dennoch ist es ganz was anders, wenn so eine Befürchtung wahr wird. Nun erst fühlt man den ganzen Verlust, ergreift uns der Schmerz mit aller Macht und drängen sich die Erinnerungen heran! Im Innersten erschüttert, kann ich gar nicht beschreiben, welche Empfindung mich ergriff, als vollends an demselben Tage, da die Todesnachricht eintraf — es war den 21. Februar l. J. — noch ein Päckchen ankam von ihm an mich, eine Sendung, wie ich sie so oft erhalten, wenn ihn die unerbittliche Krankheit niederwarf und er die dringendsten Arbeiten für die Germania mir übergeben mußte. Das war denn nun die letzte Sendung, ein letzter Gruß und Auftrag! —

Wir wollen aber nicht stehn bleiben bei dem traurigen Anblicke des Todten, wollen lieber seiner gedenken, wie er war in lebendiger Gegenwart und wollen uns fortgesetzt und bleibend seines Wesens freun und es so im Andenken bewahren.

Wenn man bei einem solchen Anlasse recht lebhaft das Mißverhältniß empfindet, in dem der Lohn der Welt steht zu den Verdiensten eines solchen Lebens und Strebens, da möchte man wol ausrufen: o versäumt den Augenblick nicht, der nicht wieder kommt und laßt jetzt die Liebe walten und jeden sein Scherflein beitragen zu seinem Gedächtniß! —

Schon haben bewährte Freunde sich die Aufgabe gestellt, eine Übersicht zu geben von seinem Leben und Wirken; zuerst Fr. Meyer von Waldeck für die Münchener Allgem. Ztg.[1]), dann R. Bechstein, Fr. Neumann und G. Ehrismann für die Germania, so daß dieses Heft, dessen Ausgabe ich deshalb verzögerte, besonders durch die letztgenannten Beiträge wol ein Bild geben dürfte von dem Umfange der Verdienste des Verblichenen.

Mich, der ich nahezu drei Jahrzehnte lang mit ihm befreundet war, drängt es, das Bild des lebendigen Menschen, wie es mir vor der Seele steht, hervorzurufen und der Begegnungen mit ihm zu gedenken, deren jede für mich eine angenehme Erinnerung zurückließ.

[1]) Erschien bereits in der Beilage 1888, Nr. 71. 75. 80. 83.

Wir waren durchaus nicht immer einerlei Meinung, aber das trübte uns keine Stunde. Er suchte immer entgegenstehende Ansichten zu würdigen, behielt davon so viel ihm taugte, und faßte nichts persönlich an.

Es war 1860, als wir als Mitglieder des Gelehrtenauschusses des germanischen Museums zu Nürnberg bei der Jahresversammlung daselbst uns zum ersten Mal begegneten und mit Franz Pfeiffer, Frommann, Joachim Meyer unvergeßliche Tage verlebten!

Bartsch war damals eine schlanke, elastische Jünglingsgestalt, mit edlen, markirten Gesichtszügen. Rasch genug nacheinander waren seine ersten Ausgaben altdeutscher Dichtungen, Karl der Große vom Stricker, die Erlösung, Berthold von Holle, mitteldeutsche Gedichte etc. gefolgt. Eine ungewöhnliche Begabung und Thatkraft hatte sich damit schon angekündigt. Dabei war er im Umgang heiter und von der anspruchlosesten Liebenswürdigkeit. So frei von allem Pathos, aller Pedanterie und Prätension, daß Pfeiffer und ich unsere Freude an ihm hatten und ihn herzlich lieb gewannen.

Näher trat er mir noch nach Pfeiffers Tode, 1868, als er nach Wien kam und ich mit ihm den Nachlaß Pfeiffers ordnete. Hier lernte ich die Geistesgewandtheit und das beispiellose Geschick Bartschs kennen, mit dem er in der Masse der aufgehäuften Schriften, Arbeiten, Abschriften etc. Pfeiffers sich auf das raschbeste zurechtfand. — Seine Freude an der Arbeit, belebt durch die Leidenschaft zu entdecken, entdeckte Schätze des Alterthums der Vergessenheit zu entreißen, liehen ihm unermüdliche Schwungkraft. Die Arbeit flog ihm von der Hand.

Nur wer ihn bei der Arbeit gesehn, begreift die große Anzahl seiner Publicationen auf germanistischem und romanistischem Gebiete, die zum Theil auf schwerwiegenden Untersuchungen beruhten.

Von dieser Zeit begann ein reger Briefwechsel zwischen uns. Als er darauf 1870 in Paris mit der Abschrift der Troubadours beschäftigt war, erschien er uns in ganz besonderm Lichte: als der Typus des deutschen Gelehrten, der, hoch über nationaler Befangenheit stehend, die Schätze Frankreichs zu retten bestrebt ist, bevor sie durch die drohende Kriegsgefahr gefährdet sind! Den 10. Juli langte er in Paris an, wenige Tage vor der Kriegserklärung. Fünf Wochen hielt er aus und konnte „Dank sei es meinen Freunden, ungestört arbeiten. Die Troubadours waren in dieser stürmischen Zeit mein Trost, und ich habe reiche Schätze mitgebracht. Aber ich gestehe, daß ich alle meine Energie aufbieten mußte, um die zur Arbeit

nöthige Ruhe zu behalten.“ So schrieb er mir nach seiner Heimkehr aus Rostock.

Im Mai 1872 trafen wir darauf zusammen bei der Philologenversammlung in Leipzig, über die in der Germania desselben Jahres ausführlich berichtet wird. Schon vor mir in Leipzig angekommen, sorgte er für eine Wohnung für mich und war mit größter Liebenswürdigkeit um mich besorgt, da ich etwas leidend war. Ich hielt einen Vortrag, betheiligte mich auch etwas an einer Debatte. Er freute sich darüber, verhielt sich aber selbst ganz still, verkehrte mit allen Fachgenossen freundschaftlich heiter, ohne hervortretende Parteinahme nach einer oder der andern Seite hin.

Im Sommer 1873 weilte er bei mir in Wien; wir sahen die Weltausstellung häufig zusammen. An den Abenden arbeitete er damals an der neuen Ausgabe des Koberstein.

Wenn bei der Gelegenheit dagegen, daß er so viel übernahm, Bedenken ausgesprochen wurden, besonders wenn bei seinen andern gleichzeitigen Arbeiten die Aufgabe, die er sich stellte, nicht zu bewältigen schien, da gab er alle Einwendungen als berechtigt zu, und machte nur geltend seine Arbeitslust und die Erfahrung, daß ihm dergleichen doch schon so oft gelungen sei. Wir müssen gestehn, die rasche, zu rasche Arbeit ist in diesem Falle wol zu erkennen, aber wer sonst hätte sie übernommen und wäre in mäßiger Frist damit zu Stande gekommen? Willkommen war die neue Auflage doch!

Durch eine von der seinen abweichende Anschauung in wissenschaftlichen Dingen war er, wie schon bemerkt, nie zu verstimmen. Dies äußerte er mir gegenüber oft, und oft konnte ich erfahren, daß er der Wahrheit unbefangen ihr Recht gab, wenn er sah, daß er sich geirrt. Aufs Wärmste dankbar war er für Berichtigungen von Versehn, die durch seinen leidenden Zustand, oft auch durch Entfernung von seiner Bibliothek leicht entstehn konnten. Dennoch blieben ihm bei aller Sachlichkeit, wie wir wissen, auch unerfreuliche Angriffe und Fehden nicht aus. — Sei es einmal gestattet, des geschichtlichen Gegensatzes hier zu gedenken, der die Germanisten in zwei Heerlager spaltete, wodurch die sachliche Beurtheilung ihrer Verdienste so sehr beeinträchtigt ward! Er hinderte Jahrzehnte hindurch beide Theile gerecht zu sein. — Bekanntlich hatte sich mit Lachmanns Tode (1851) der Nibelungenstreit um die drei Handschriften erhoben, der zu einem allseitig befriedigenden Ergebniß nicht geführt, der uns aber vortreffliche Ausgaben aller drei Handschriften eingetragen hat: Lachmanns, Zarnckes und Bartschs. — Wir wollen nicht vergessen, daß zu den

aufgetauchten Bedenken gegen Lachmanns Nibelungen der erste Anstoß von Jacob Grimm ausgegangen und daß sein Einwurf, seine ganze Anschauung dabei tiefbegründet in seiner Natur lag. — Das Große in der Gestalt Jacob Grimms liegt in dem Blick, mit dem er in allen Erscheinungen den fruchtbaren Punkt findet, „von dem sich vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und — entgegenträgt!“ Ich wähle den Ausdruck Goethes mit Bedacht. So wie die Philosophen Fichte, Schelling und Hegel von Goethes Geiste befruchtet sind — daß sie ihn später wieder beeinflußten, darf uns nicht beirren — so waren es auch die Romantiker und war es auch J. Grimm, der noch völlig in den Zeiten des Idealismus wurzelt. Damals galt das hohe Wort: „Was fruchtbar ist allein ist wahr.“ Darin liegt, daß man in J. Grimm dichterische Begabung erkennen wollte, wie Goethe sie in Winckelmann fand. Einem solchen, auf Ideen ausgehenden Geiste mußte alles Mechanisiren der Methode bei Betrachtung von organisch Gewordenem widerstreben, und so denn auch die Annahme von Heptaden zur Bestimmung des Echten und Unechten im Nibelungenliede. Es mag sich nun mit den Heptaden wie immer verhalten, das ist klar, daß der Geist J. Grimms auf das geistige Band der Dinge gerichtet war, die andern auf die Theile in der Hand. Unendlich fruchtbar wirkte Grimm dadurch, daß er eine Fülle von Ideen enthüllte und weckte. Reich befruchtet von ihm ist die Forschung noch heute und nicht nur in Deutschland. Wie ein einsamer Riese ragt er weit über seine Zeit hinaus, wenn auch eine Menge von Einzelheiten seiner Forschungen, die man nun besser weiß, nicht mehr gelten. — Es soll hier nur hervorgehoben werden, daß der Gegensatz, der in diesen Fragen hervorgetreten ist, in nichts anderm zu suchen ist, als in dem Gegensatz der classischen Zeit des Idealismus zu der Folgezeit, die vieles Gute hervorgebracht, nur für Ideen kein Verständniß hat. Ich behaupte nicht, daß der gewaltige tiefgehnde Geist Grimms auf der einen oder auf der andern Seite einen Nachfolger fand. Mir galt es hier nur es auszusprechen, daß die Berechtigung, sich an seine Seite zu stellen, eine tief begründete war.

Es folgten bekanntlich die Angriffe Holtzmanns, Zarnckes gegen Lachmanns Nibelungen; die Germania Pfeiffers erschien seit 1856 mit Beiträgen von J. Grimm, L. Uhland und stand nun gegenüber der Zeitschrift Haupts für deutsches Alterthum, die auf der Seite Lachmanns stand. In der Germania traten Pfeiffer und Bartsch mit den bekannten bedeutenden Besprechungen von des Minnesanges Frühling auf; Pfeiffers Vortrag über den Kürenberger als Verfasser der Nibe-

lungen, Bartschs Untersuchungen über das Nibelungenlied folgten, und eine Fülle von Geist und Gelehrsamkeit offenbarte sich auf beiden Seiten. — Wenn wir was wegwünschen möchten, so ist es das persönliche Moment, das diese Fehden oft auf das Unerfreulichste verbitterte. Bartsch besaß eine Gelassenheit, Sachlichkeit und Milde in solchen Fällen, die offenbar den Frieden anstrebte. Seine Untersuchungen über das Nibelungenlied, seine Ausgabe von der Nibelunge nôt mit Lesarten und Wtb. sind von dauerndem Werth.

Im Jahre 1879 hatte ich mit ihm ein Zusammentreffen in Jenbach in Tirol verabredet, wo wir einen glücklichen Monat zusammen verlebten. Gemeinsame Ausflüge in der Umgegend, wie im Zillerthal, ein anmuthiges Zusammentreffen mit Defregger am Achensee, Besuche von Aufführungen tirolischer Volksbühnen, über die wir in Blättern berichteten und die Veranstaltung selbst eines Goethefestes den 28. August in Jenbach, waren uns Beiden unvergeßliche Erinnerungen. Ich arbeitete damals an meinem Faustcommentar, der Bartsch sehr interessirte. Bezeichnend für seinen bewährten Formensinn ist eine Arbeit, die daraus hervorging. Die Erscheinung des Alexandriners in Goethes Faust, der mit Hans Sachsischen Versen wechselt, die ich wiederholt zur Sprache brachte, veranlaßte ihn zu dem Aufsatze im Goethejahrbuch 1 (1880): Goethe und der Alexandriner.

1882 hatte ich noch das Glück bei ihm in Heidelberg, in seiner liebenswürdigen Familie glückliche Tage zu verleben. Seine liebe Frau, seine trefflichen Kinder bildeten einen Kreis, der ihn wol beglücken konnte!

Ich habe noch nicht seiner Dichtungen gedacht, seiner anmuthigen lyrischen Gedichte, seiner lebensvollen Novellen, verdienstvollen Übersetzungen. Sie kamen in diesem Kreise zur Sprache und man sah, welches Interesse dafür lebendig war. Gewiß stand auch seinen textkritischen Arbeiten die nachschaffende Gabe des Dichters zur Seite. — Was mir aber hier besonders lebhaft vor Augen trat, das war die anspruchlose Genügsamkeit und Schlichtheit des doch so hoch angesehnen Mannes. — Heidelberg ist keine große Stadt, sie kennt aber bei dem Andrang von Fremden, allen Luxus großer Städte. Bartsch blieb davon unberührt: in der Hinsicht der richtige deutsche Gelehrte! — Bei alledem durchaus nicht pedantisch und regen Antheil nehmend an Musik und Theater; anregend, geistesfrisch in Gesellschaft. Niemand begriff, wie er zu allem Zeit fand! — Wie freute ich mich der Stunden in seiner lieben Familie, seiner Begleitung nach dem Schlosse von Heidelberg, wo wir Goethes und des Urbildes der Suleika

gedachten. — Mit welcher Freude und Rührung muß ich nun zurückblicken auf alle die persönlichen Begegnungen, aber ebenso auf die große Zahl seiner Briefe, in denen er mich fortwährend im Laufenden erhielt in seiner großen vielseitigen Thätigkeit und an meinen Arbeiten immer regen Antheil zeigte. — Seit jener Zeit hat ihn wiederholt die Krankheit überwältigt. Die zahlreichen Briefe blieben aus; Karten traten an die Stelle, besonders in der letzten Zeit. Sein letzter Brief, dem nur mehr Zettel gefolgt sind, war vom 5. November 1887. Da schrieb er: er wolle sich wieder der Germania annehmen. Und am Schluß: „Mit mir geht es langsam vorwärts, jeden Tag darf ich 1 St. arbeiten. Sei herzl. gegrüßt von Deinem K. B.“ — —

Als ich jenes letzte Päckchen aufmachte, war das erste Blatt, das mir in die Hände fiel, eine Besprechung der 6. Auflage von Zarnckes Nibelungenausgabe: „Mit wahrer Freude begrüße ich diese Auflage.“ So beginnt die Besprechung.

Er findet, hocherfreut, eine Annäherung zwischen Zarnckes und seinen Anschauungen und bespricht die noch bestehnden Differenzpunkte: „Alle sind der Art, daß sie einen principiellen Gegensatz nicht enthalten, und so hoffe ich, daß wir uns allmälig noch etwas mehr nähern werden!“ — —

So, mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt bis zuletzt, verließ er uns, hoffend, hoffend! — Es ist ein schöner Lebensschluß ein solches Hoffen. Ja, lieber Freund, hoffen wollen wir, daß alle Guten sich noch einmal nähern werden!

Die nächste Pflicht, die ich nun vor mir sah, war die Sorge um die Germania. Daß erstens das erste Heft dieses Jahres, das unter Bartschs Namen das letzte sein sollte, durch Beiträge der genannten Freunde seinem Andenken gewidmet und zweitens sogleich auch schon ein neuer Herausgeber genannt werden könne. Meiner Überzeugung nach mußte eine bewährte und zugleich junge Kraft gefunden werden und ich freue mich, daß es gelungen ist, eine solche an Professor Dr. O. Behaghel zu gewinnen. Wir dürfen überzeugt sein, daß der Geschiedene selbst, wenn er gefragt werden könnte, über diese Wahl hocherfreut wäre!

K. J. SCHRÖER.

KARL BARTSCH

† 19. Februar 1888.

Mit trauerndem Herzen gedenken wir des schmerzlichen allzufrühen Heimgangs des Herausgebers dieser Zeitschrift, deren Leitung er nach dem Tode des Begründers in dem Bewußtsein einer theuern und unabweisbaren Pflicht übernommen und fast zwanzig Jahre mit sicherer Hand durchgeführt hat. Noch das letzte Heft des vorigen Jahrgangs 1887 brachte einen Beitrag von ihm, dem bereits schwer Erkrankten. Und wie wunderbar! Es waren Bruchstücke aus Strickers Karl, von denen er Textproben und Lesarten zu seiner eigenen Ausgabe darbot, also zu seinem ersten größeren Werke, mit welchem er sich auf dem Gebiete der deutschen Philologie so glänzend eingeführt hatte! So reichten sich Anfang und Ende die Hand.

Wie Franz Pfeiffer, der unvergeßliche Begründer der Germania, so ist auch Karl Bartsch in bestem Mannesalter dahingerafft worden. Pfeiffer brachte es nur etwas über 53 Jahre, Bartsch starb kurz vor der Vollendung seines 56. Jahres. Auch darin glichen sich die beiden Freunde, daß jeder von ihnen aus der Bibliothekarlaufbahn zum akademischen Amt berufen wurde, ohne vorher die Staffeln des Privatdocententhums und des Extraordinariats durchgemacht zu haben. Sonst war ihr Lebensgang verschieden. Pfeiffer entwickelte sich langsam, gelangte erst verhältnißmäßig spät zu einer gefesteten Lebensstellung und zur Gründung eines eigenen Herdes; Bartsch dagegen ist mit 17 Jahren bereits Student, mit 20 Jahren Doctor, erhält mit 23 Jahren eine Stelle, wenn auch keine völlig befriedigende, wird mit 25 Jahren ordentlicher Professor. Bald nachher tritt er in den Ehestand. Aber in einem sind sie wieder gleich: in ihrer unermüdlichen Schaffenslust und bewunderungswürdigen Fruchtbarkeit, in ihrem anregenden und zum Theil bahnbrechenden Wirken.

Bartsch widmete dem geschiedenen älteren Freunde in der Germania einen kurzen Nachruf[1]), keinen eigentlichen Nekrolog. Er mochte sich wohl ein ausgeführteres Lebensbild im Stillen vorbehalten haben. Ein solches schenkte er uns auch später in dem nachgelassenen, von J. M. Wagner herausgegebenen Werke Pfeiffers, in dem „Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig

[1]) Germania 13 (1868), S. 250 fg.

Uhland" (Wien 1870). In seinem Nachrufe richtet Bartsch die Bitte an alle Freunde, der Germania, die Pfeiffer wohl wie keine andere seiner Unternehmungen beschäftigt habe, ihre Unterstützung zuwenden zu wollen, und knüpft daran die zuversichtliche Hoffnung, daß die Germania noch Jahre lang fort erscheinen werde. Diese Hoffnung ist zum Glück in Erfüllung gegangen. Dürfen wir jetzt, wo der thatkräftige Leiter, der immer auch der beste und fleißigste Mitarbeiter war, uns genommen ist, gleiche Zuversicht hegen? Mit der vermehrten Zahl der Theilnehmenden ist auch die Zahl der wissenschaftlichen Organe gewachsen. Sind es ihrer aber nicht bereits zu viel? Wird dadurch der einzelnen Zeitschrift nicht Kraft entzogen? Zeigt sich neuerdings anstatt des frühern Andrangs und Überflusses nicht schon eine gewisse Ermüdung und ein Nachlassen in der Bereitwilligkeit der Mitarbeiterschaft? Mitunter will es mich so bedünken. Betrachte ich aber die allerdings nicht große Zahl der noch lebenden älteren Gelehrten, welche der Germania treu geblieben sind[1]) und dazu die nicht unansehnliche Schaar der jüngern Mitarbeiter, so ist mirs nicht bange um die Zukunft der Germania. Was uns aber besondere mit Trost und Hoffnung erfüllt, ist die Gewißheit, daß der hervorragendste Schüler von Bartsch auf dem germanistischen Gebiete, sein Lieblingsschüler Otto Behaghel sich entschlossen hat, den verlassenen Platz am Steuer einzunehmen.

Wie Bartsch dem geschiedenen Pfeiffer in der Germania einen Nachruf widmete, so würde Behaghel jetzt die gleiche Pflicht zufallen, und er würde ihr genügen, wenn ich nicht im Voraus die Absicht gehabt hätte, das Andenken des entschlafenen Freundes zu feiern. Wenn ich aber dieses Vorrecht in Anspruch nehme, so geschieht es nicht allein, weil ich der ältere bin und seit bereits dreißig Jahren an der Germania mitarbeite, sondern auch weil ich das Glück gehabt habe, von Bartsch zu seinem Nachfolger in Rostock erkoren worden

[1]) Von den Mitarbeitern der Germania sind nach Pfeiffers Tode folgende aus dem Leben geschieden: Ferd. Deycks, Lorenz Diefenbach, Franz Dietrich, Anton Edzardi, Ludwig Ettmüller, Joseph Fasching, Karl Frommann, Karl Goedeke, Benedict Greiff, Joseph Haupt, Karl Hildebrand, Albert Hoefer, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Karl Hopf, Adelbert von Keller, Arthur Köhler, G. L. Kriegk, Hermann Kurz, August Lübben, Adolph Lütolf, Hans Ferd. Maßmann, Hermann Palm, Heinrich Rückert, Theophil Rupp, Karl Schiller, Franz Starck, Joseph Maria Wagner, Emil Weller, August Witzschel, Adolph Wolf. Dazu kommen noch diejenigen, welche vor dem Eintritt Bartschens in die Leitung der Germania sich früher als Mitarbeiter betheiligt haben, nämlich: Theodor Benfey, Jacob Grimm, Adolph Holtzmann, Rudolf von Raumer, Franz Roth, Ludwig Uhland, Wilhelm Wackernagel.

zu sein. Zweimal habe ich schon über Bartsch und seine Wirksamkeit gehandelt, was freilich den Wenigsten der Fachgenossen bekannt geworden ist. Beidemal aus erfreulichem Anlaß, beidemal in der Rostocker Zeitung. Zuerst bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläums am 12. März 1878 (Nr. 61, 64 vom 12. und 17. März mit Nachtrag über die Feier, Nr. 80 vom 5. April), sodann zum Gedächtniß seines Amtsjubiläums am 8. Mai 1883 (Nr. 104), mit welchem sich zugleich die Erinnerung an die durch ihn angeregte Gründung des deutsch-philologischen Seminars, des ersten seiner Art in Deutschland verband, welche bald nach seinem Antritt der Professur, am 11. Juni 1858 erfolgte. In beiden Aufsätzen hielt ich bei der Schilderung von Bartschens Leben und Wirksamkeit einen chronologischen Gang ein. Ich möchte nun nicht in gleicher Weise verfahren, wenn ich hier in der Germania zum Gedächtniß des geschiedenen Freundes das Wort ergreife. Ein eigentliches Lebensbild könnte ich auch nicht geben, weil ich dazu erst Material hätte sammeln müssen, ich brauche es aber auch nicht zu geben, nachdem der Heidelberger Freund und Fachgenosse Friedrich Meyer von Waldeck jetzt in der Allgemeinen Zeitung (Beilage Nr. 71. 75. 80. 83 vom 11., 15., 20. und 23. März d. J.) einen so trefflichen, ausführlichen, liebevollen und warm empfundenen Nekrolog dargeboten hat[1]), den gewiß alle Freunde mit wehmüthiger Freude gelesen haben werden. In diesem Nekrolog ist in die Schilderung eine so große Menge persönlicher Züge verwebt, die selbst manchem Nahestehenden bisher unbekannt geblieben sein mögen, daß ich aus dem Leben nur das zu berühren brauche, was zum Verständniß der Wirksamkeit nöthig scheint. Mir ist es vornehmlich um eine Charakteristik des Gelehrten und des Schriftstellers zu thun. Meine Quellen sind lediglich seine Werke. Bartsch war aber auch akademischer Lehrer, deshalb wird auch auf diese Seite seines Wirkens wenigstens einigermaßen Bedacht zu nehmen sein. Nicht um einen Preis seiner Verdienste soll es sich handeln, ich will vielmehr versuchen, in meiner Charakteristik die Stellung zu zeichnen, welche Bartsch in unserer Wissenschaft einnimmt, und welche Aufgaben er zu weiterem Ausbau hinterließ. Daß ich mich hier auf die Arbeiten beschränke, die Bartsch auf dem deutschen Gebiete geliefert hat, brauche ich nicht zu rechtfertigen, zumal Bartschens anderer Lieblingsschüler, Fritz Neumann, die speciell romanistischen Werke

[1]) Auch in einem besondern Abdruck erschienen, der mir kurz vor Abschluß dieser Abhandlung durch Frau Geheimrath Bartsch freundlichst zugesandt wurde.

zu behandeln gedenkt. Dagegen muß ich diejenigen Veröffentlichungen, welche beiden Wissensgebieten gemeinsam angehören, in den Kreis meiner Betrachtung ziehen.

Die ungemeine Fruchtbarkeit Bartschens habe ich schon kurz angedeutet. Diese Fruchtbarkeit, welche auch die von Pfeiffer weit übertraf, erscheint wie ein psychologisches Räthsel. Wie ist es nur möglich, daß ein Mann, der sich nicht der kräftigsten Constitution erfreut, der sogar öfters gezwungen ist, wegen seines leidenden Zustandes völlig und auf längere Zeit auszuspannen, dessen Amtsgeschäfte auch einen Theil der Zeit in Anspruch nehmen, der bei allem Fleiße doch auch der Geselligkeit sich nicht ganz entzieht, es dennoch zu Wege bringt, Jahr um Jahr umfangreiche Werke und daneben eine beträchtliche Reihe kleinerer Arbeiten erscheinen zu lassen? Seine selbständig, unter seinem Namen veröffentlichten Werke würden einen Schrank füllen, seine großen und kleinen Aufsätze würden vereint eine ganze Zahl von Bänden ausmachen. Diese überaus reiche Thätigkeit erscheint aber um so wunderbarer, als die Schöpfungen nicht immer in fortlaufender Rede geschrieben sind, sondern eine Fülle von Beispielen, Citaten, Zahlen, Verweisungen u. dgl. enthalten, die alle bekanntlich höchst mühselig sind, selbst wenn sie in vorbereiteten Aufzeichnungen zur Verfügung stehen, und diese Aufzeichnungen mußten doch auch erst gemacht werden. Dabei sind Bartschens Bücher in seltener Weise correct. Druckfehler begegnen so gut wie gar nicht. Diese ungemeine Rührigkeit und Gewandtheit ist aber nur die äußere Hülle; der innere Kern von Bartschens staunenswerther Production ist doch zu finden in seiner ausgebreiteten Belesenheit, in seinem tiefen und sichern Wissen, in seinem weitgehenden Interesse, in seiner innigen Liebe zu seinem Fache. Die Arbeit war ihm Bedürfniß, war ihm Leben.

Wie seine Fruchtbarkeit, so ist auch seine Vielseitigkeit bewunderungswürdig. Zwar hat er sich im Großen und Ganzen vorzugsweise der ältern Zeit zugewandt, aber auch die neue Periode fesselte ihn zu öftern Malen. Literatur, Sprache, dichterische Form, Textkritik: alle diese Gattungen der Philologie lagen ihm am Herzen und daneben auch die philologischen Hilfswissenschaften der Bücherkunde und der Paläographie. Aber auch die Alterthumskunde, die Culturgeschichte nahmen ihn bisweilen gefangen. Dabei war er auch schaffender Dichter und Übersetzer. Was ihn aber besonders auszeichnet, wodurch er sich von Andern unterscheidet und eine eigenartige Stellung in der Geschichte der philologischen Wissenschaft für alle Zeiten behaupten

wird, ist die seltene und immer seltener werdende Vereinigung der germanischen und romanischen Philologie. Bei dieser Erscheinung muß ich etwas verweilen.

Sein Universitätsstudium begann bekanntlich mit der classischen Philologie. Wir wissen auch, daß es Weinhold war, der ihn in Breslau für die Germanistik erwärmte. Aber wir haben keinen Anhalt, wenn wir fragen, wer ihn wohl in Breslau der Romanistik zugeführt habe. In Berlin hörte er später bei Steinthal Provenzalisch, aber er hatte schon vorher sich mit Spanisch und Italienisch beschäftigt. Somit hat er wahrscheinlich ohne die Anregung eines Lehrers aus eigenem Antrieb ein Gebiet betreten, auf dem er später eine so fruchtbare und erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Wenn Bartsch vielleicht auf deutschem Gebiet noch mehr als auf romanischem geschaffen hat, so zählt er doch zu den ersten Romanisten. In unserer Zeit, in der sich die Disciplinen immer mehr sondern und specialisiren, ist es immer etwas Großes, wenn ein einzelner Gelehrter auf verschiedenen Wissensgebieten heimisch wird und heimisch bleibt. In Zukunft wird solche Verbindung wenigstens im akademischen Lehramte verschwinden. Wenn Lachmann und Haupt die classische Philologie und zugleich die deutsche vertraten, so suchen wir heute vergeblich eine Universität, die ein solches Verhältniß bewahrt hätte. Die Verbindung zwischen allgemeiner Sprachwissenschaft (mit Einschluß des Sanskrit) und der Germanistik, wie wir sie z. B. bei Schleicher und Holtzmann fanden, besteht vereinzelt heute noch (Leo Meyer, Osthoff u. A.), auch germanische und romanische Philologie haben vor und neben Bartsch auch Andere vereinigt, wie namentlich Diez, Uhland, Adelbert v. Keller, Konrad Hofmann, Holland, Martin, Kölbing, aber diese Gelehrten neigten oder neigen, mit Ausnahme vielleicht von Konrad Hofmann, doch immer mehr zu dem einen oder zu dem andern Fache, sind vorwiegend Germanisten oder vorwiegend Romanisten. Bartsch dagegen ist das eine so gut wie das andere. Wäre er nur Herausgeber gewesen, so würden beide von ihm vertretenen Disciplinen vielleicht getrennt behandelt worden sein und hätten ihre Vereinigung nur in seiner Person gefunden. Aber so ist es nicht. Das gerade ist das Bezeichnende und zugleich das Verdienstliche seines Wirkens, daß er die Zusammengehörigkeit der germanischen und der romanischen Philologie, welche in dem beiderseitigen Einfluß der Sprache und der Literatur wurzelt, fort und fort zum Ausdruck brachte, wie es vor ihm in gleich umfassender und eindringender Weise nicht geschehen ist und wie es voraussichtlich auch schwerlich

mehr geschehen wird, weil die jetzt anfstrebende Generation eine Beherrschnng beider Gebiete nachgerade nicht mehr erreichen kann. Wenn diese Seite von Bartschens Streben dnrch einige Beispiele erläutert werden soll, so möchte ich zunächst auf seine erste größere literarisch-kritische Abhandlung, auf sein Bnch „Über Karlmeinet“ (1861) hinweisen, in welchem bei Betrachtung der jüngeren Bearbeitungen des altdeutschen Rolandsliedes auch auf die altfranzösische Chanson de Roland sowie auf die jüngeren Rolandslieder Bedacht genommen wird, woran sich auch ein Aufsatz in der Germania schließt (6, 28). In seiner Ausgabe des Rolandsliedes (1874) mußte naturgemäß in der Einleitung das Verhältniß des deutschen Dichters zu seinem französischen Vorbild berührt werden; in den Anmerkungen gibt der Herausgeber vielfach Stellen aus dem französischen Gedichte zum Verständniß des deutschen Textes oder zur Charakteristik der Übereinstimmungen oder Abweichungen. Ebenso wird die ausgebildetere Kunstepik der Glanzperiode mit Beziehung auf die aus Frankreich stammenden Anregungen von Bartsch betrachtet. So weist er u. A. nach, daß Hartmann in seinem Erec eine etwas andere Version als die nns bekannte von Christians Gedicht benutzt haben muß (Germ. 7, 141). Auch auf den Zusammenhang zwischen der provenzalischen und der deutschen Liederkunst erstrecken sich seine Stndien, wovon zwei Jugendarbeiten, die Abhandlnng über den Grafen Rudolf von Nenenburg (Haupts Zeitschrift 11, 1859, 145, aber schon in Nürnberg geschrieben) und ein kürzerer Aufsatz über die Nachahmung provenzalischer Poesie im Deutschen (Germ. 1, 1856, 480) die ersten Zeugnisse geben. In diesen Kreis fällt auch die schöne Abhandlung über die romanischen nnd deutschen Tagelieder (1864, Ges. Vortr. u. Aufs. 250). Mit sichtlicher Vorliebe besprach Bartsch auch solche Werke, in denen dieser Znsammenhang zwischen romanischer und deutscher Poesie zu Tage trat oder zu Tage hätte treten sollen. Hierfür mag nur auf einige Recensionen in der Germania aufmerksam gemacht sein. So nenne ich die Besprechnng der Ausgabe von Wace's Marienleben und Leben des heiligen Georg (Germ. 4, 501), von Gaston Paris' histoire poétique de Charlemagne (11, 224), von Lippolds Dissertation über die Quellen des Gregorius Hartmanns von Aue (17, 106), von Birch-Hirschfelds Sage vom Gral (23, 247), von Gautiers Les Epopées françaises (23, 365, Nachtrag zu einer Recension Liebrechts). Auch auf das sprachliche Gebiet dehnte B. seine Vergleichungen aus, wie sich namentlich in seinem auf der Rostocker Philologenversammlung 1875 gehaltenen Vortrag „Vom deutschen Geist

in den romanischen Sprachen“ in glänzender Weise bekundet. — Der Verbindung der beiden Literaturen verdanken wir auch die Gründung des Literaturblattes für germanische und romanische Philologie, welches ohne Zweifel von Bartsch angeregt und unter seiner Mitwirkung von seinen Schülern Behaghel und Neumann geleitet wurde. Dieses neue Organ hat sich bald einen Platz erobert, und sein Bestand scheint gesichert. Den Wunsch, den die Herausgeber in ihrem Vorworte (Januar 1880) aussprachen, daß ein enger Zusammenhalt zwischen den beiden Disciplinen bestehen bleiben möge, soll hier mit unmittelbarer Beziehung auf Bartschens Wirksamkeit wiederholt sein. Wenn bei der Ausdehnung der beiden Gebiete es den jüngern Gelehrten nicht mehr möglich ist, es Bartsch gleich zu thun, so mögen doch besonders die Germanisten, die des Romanischen mehr bedürfen als umgekehrt die Romanisten des Deutschen, sich immer seines Vorbildes erinnern und, so viel an ihnen ist, auch dem Romanischen ihr Studium weihen zu Gunsten der wissenschaftlichen Erkenntniß der deutschen Sprache und Literatur.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die besonders charakteristische Seite in Bartschens Erscheinung hervorgehoben haben, den einzelnen Fächern zu, für die er auf deutschem Gebiete thätig war, so führt uns gleich seine allererste Arbeit, die wir freilich nur in ihrem Titel kennen, zu der Metrik hin, für welche Bartsch nicht allein eine besondere Vorliebe besaß, sondern welche er nach Lachmann wie kein Anderer gefördert hat. Gegenwärtig sind metrische Studien in Blüthe, aber erst in allerjüngster Zeit; als Bartsch auftrat, war er fast der einzige, der sich für Metrik in höherem Maße interessirte, sie erforschte und bearbeitete. Dann fanden sich zwar auch einige andere Gelehrte neben ihm zu gleichem Streben ein, aber wie wenige waren es doch im Verhältniß zu der schwierigen und umfassenden Aufgabe! Wenn wir von Bartsch sagen sollen, was er bei seiner ungemeinen Vielseitigkeit eigentlich und vorzugsweise war, so können wir nicht umhin, ihn als Metriker zu bezeichnen. Er war es mehr als Andere, er gründete auch auf die Metrik seine Textkritik, praktisch und theoretisch, als Herausgeber und als Kritiker. Im Anfang war er den Lehren Lachmanns durchaus zugethan, er wirkte für sie, baute sie aus; mit der Zeit brachte er auch eigene, von Lachmann unbeachtet gebliebene Wahrnehmungen und Regeln, später stellte er auch im Gegensatz und Widerstreit zu Lachmann neue Gesetze auf. Dies kann hier nur angedeutet werden, eine Ausführung würde viel zu weit führen; nur auf Einzelnes sei besonders

hingewiesen. — Jene erste Arbeit ist die Dissertation De Otfridi arte metrica vom Jahre 1853, mit welcher er in Halle den sogenannten kleinen Doctor machte [1]). Es ist zu hedauern, daß sie nicht veröffentlicht wurde. Sie wird wahrscheinlich eine Weiterführnng der Lehren Lachmanns dargeboten hahen. Nach dieser Erstlingsarbeit fesselten Bartsch längere Zeit provenzalische Stndien, aher hereits im Jahre 1856 tritt er wieder mit einer metrischen Abhandlnng hervor: es ist der erste Beitrag, den er der neu gegründeten Germania spendete. Bartsch betrachtete die metrischen Regeln des Heinrich Hesler und des Nicolaus von Jeroschin (Germ. 1, 192) und suchte sie zu deuten und mit den uns bekannten Gesetzen der mittelhochdeutschen Metrik in Einklang zu setzen. Das folgende Jahr hrachte die noch wichtigere Abhandlnng üher den Strophenhau in der mhd. Lyrik, in welcher er auch bisweilen auf die provenzalische Poesie Rücksicht nimmt. Hier wird auch bereits zwischen jambischen und trochäischen Versen unterschieden, doch ist nicht recht ersichtlich, wie sich Bartsch die Entwickelung des Rhythmus vorstellt. Bedeutungsvoller aher ist die gesetzmäßige Bestimmnng des innern Reims, der von W. Grimm in seiner Geschichte des Reims nur kurz hehandelt wird. Bartsch hat sich schon damals seine Ansichten über diese Reimgattung gebildet und bringt dann diese auch verschiedentlich in mehreren Recensionen, wie namentlich in der über des Minnesangs Frühling, zur Geltung (Germ. 3, 1858, 481). Es hat aber eigentlich lange gedauert, ehe er den innern Reim monographisch hehandelte, es geschah erst im 12. Jahrgang (1867, 129) der Germania mit Anknüpfung an die hekannte Äußerung Lachmanns in den Anmerkungen zu Walther (98, 40). Er selhst hatte schon vorher (1864) seine Theorien in der Sammlung der deutschen Liederdichter praktisch verwerthet. Was Bartsch gegen die Herausgeber von des Minnesangs Frühling in dieser Hinsicht vorhrachte, ist von Haupt in dessen Entgegnung (Zeitschrift 11, 563 fg.) zumeist gutgeheißen worden, freilich mit, ich möchte sagen, sauersüßer Miene, nicht freudig und rückhaltlos zustimmend.

[1]) Am 11., beziehentlich am 12. März 1853, wurde Bartsch unter Eiselen's Rectorat von der philosophischen Facultät in Halle durch den Decan H. C. Meier promovirt. Heinrich Leo war Referent. Er nannte die Dissertation „eine Arbeit, die nicht bloß von wohlrecipirter, sondern von selbständiger Gelehrsamkeit und durchgebildetem Urtheil zeugt.“ Ebenso Hervorragendes leistete Bartsch im Examen. In der Matrikel heißt es: *postquam commentationem doctam et acutam de veteris theodiscae linguae praesertim Otfridi arte metrica exhibuit et coram in ordinis concessu examen eum omnino cum laude tum in litteris germanicis summa cum laude sustinuit.*

Inwieweit andere Herausgeber lyrischer Gedichte sich praktisch an Bartschens Lehre angeschlossen haben, ist von mir bis jetzt leider noch nicht beachtet und nachgeprüft worden [1]. Eine theoretische Kritik dieser Lehre steht auch noch aus, und der, dem eine solche nahe gelegen hätte und der dazu verpflichtet gewesen wäre, hat sie nicht unternommen [2]. — Verfolgen wir die metrischen Arbeiten Bartschens im Anschluß an den Aufsatz über den mhd. Strophenbau chronologisch weiter, so bietet sich uns in der Einleitung zur Ausgabe des Stricker'schen Karl (1857) eine sehr ausführliche Darstellung der Metrik dar. Hier werden ganz nach Lachmann'scher Weise auch die Versausgänge verzeichnet, und es werden Regeln aufgestellt, was erlaubt und was nicht erlaubt sei. In den folgenden Ausgaben des Berthold von Holle (1858), der Erlösung (1858) und des Albrecht von Halberstadt (1861) wird das Metrische in den Einleitungen viel kürzer behandelt, dafür sind in den Anmerkungen eine ganze Reihe metrischer Beobachtungen niedergelegt. Auch in der Ausgabe der Meisterlieder der Colmarer Handschrift (1862) ist dem Metrischen eine besondere Sorgfalt zugewandt worden. Und so enthalten auch die folgenden Ausgaben mehr oder weniger metrische Bemerkungen. — Auch zwei selbständig erschienene Monographien hat Bartsch verfaßt: in der ersten (1867) behandelt er als Beitrag zur vergleichenden Metrik den saturnischen Vers und die altdeutsche Langzeile und findet in beiden im Verein mit der Grundform des griechischen Verses und der indischen Sloka die ursprüngliche allgemeine epische Form der indogermanischen Poesie; die zweite (1868) beschäftigt sich mit einer metrischen Erscheinung der mittelalterlichen Latinität, mit den

[1]) Ich selbst konnte nicht immer zustimmen in meiner Herstellung der Lieder im Frauendienst. Es scheint mir die Annahme und Schaffung eines Binnenreims bedenklich, sobald dadurch der Endreim verloren geht und die Reimzeile zum Waisen herabgedrückt wird. Nur unter bestimmten Bedingungen kann dies nach meiner Auffassung geschehen. Es hätte die Anmerkungen zu breit gemacht, wenn auch diese Verhältnisse im Einzelnen besprochen worden wären. Ich behalte mir es aber vor.

[2]) Richard M. Meyer citirt in seiner Schrift „Grundlagen des mhd. Strophenbaus“ (Straßburg 1886, Q. u. F. 58) die oben angeführte Bemerkung Lachmanns zu Walther mit dem Zusatz, daß dieser Forderung auch heute noch kein Genüge geschehen sei. Somit hat er Bartschens Aufsatz im 12. Jahrgang gar nicht gekannt; er berücksichtigt nur den frühern Aufsatz im 2. Jahrgang und die Textherstellungen in den Liederdichtern. Was Meyer über den Binnenreim sagt, ist nicht viel, ist auch unbestimmt und subjectiv. Warum hat er denn nicht Lachmanns Anregung benutzt und ihr Genüge gethan? Wenn er einmal über den Strophenbau handeln wollte, so mußte der Binnenreim, der für den Bau der Strophe so wichtig ist, in seinem Wesen auch bestimmt und in seinen einzelnen Arten vorgeführt werden.

Sequenzen in musikalischer und rhythmischer Beziehung. Die Sequenzen sind bekanntlich von großem Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Leiche und der romanischen lyrischen Lais gewesen. Auch in dieser Abhandlung wird vielfach auf den Binnenreim Bedacht genommen. Wie hier Bartsch die lateinischen und mittellateinischen Verse und Strophenformen untersucht, so ist auch in einer Recension die mittellateinische Verskunst von ihm gewürdigt worden, in der scharfen Recension über seines Freundes Barack Ausgabe der Werke der Hrotsvitha (Germ. 3, 1858, 375), die eine Menge von Barack nicht berührter Eigenthümlichkeiten, namentlich solche, die den Reim betreffen, zusammenträgt. — In gleicher Weise ist die Metrik fast in allen gleichzeitigen und folgenden Recensionen der Mittelpunkt der Erörterung. Die Recension über des Minnesangs Frühling ist schon genannt. Nur auf die über Hopfs Hans Sachs (Germ. 3, 381) mag noch besonders aufmerksam gemacht sein, weil sie darthut, daß sich Bartsch auch über die Metrik der jüngern Periode der Silbenzählung schon in jungen Jahren genau und sicher unterrichtet hat. — Schon hier will ich im Voraus andeuten, daß Bartschens Hauptwerk, seine Untersuchungen über das Nibelungenlied, im Wesentlichen auf die Metrik gegründet ist. Hier sind auch verschiedene wichtige Einzelheiten, namentlich Gesetze der Betonung, vorgebracht und festgestellt, die theils Zustimmung, theils Widerspruch gefunden haben.

Ein so weitgehendes Interesse wie für die Metrik hat Bartsch für die Grammatik allerdings nicht gehegt, und doch ist er auch auf diesem Gebiete erfolgreich thätig gewesen. Für die deutsche Grammatik rührt zwar von ihm keine Aufstellung eines neuen Gesetzes her, wie für die romanische (s. Germ. 8, 1863, 363), aber er sammelt Stoff, baut das, was Andere vor ihm schufen, weiter aus und versteht es höchst geschickt und sinnig, Metrik und Grammatik in Wechselwirkung zu setzen. Gerade als er seine Schwingen regte, war Franz Pfeiffer mit seiner Behauptung des mitteldeutschen Dialektes siegreich hervorgetreten. Bartsch schloß sich ihm an, nicht allein in der speciellen Billigung des mitteldeutschen Lautsystems, sondern überhaupt in der Werthschätzung des Mundartlichen. In seinem Stricker'schen Karl bot sich ihm nicht viel Gelegenheit zu sprachlichen Auseinandersetzungen, weil der Dichter so gut wie gar keine mundartlichen Besonderheiten aufweist, dagegen gibt Bartsch in seinem Berthold von Holle offenbar nach dem Muster von Pfeiffers grammatischen Erörterungen eine genaue Darstellung der Laute und Flexionen in Bertholds Sprache. Hier fand er einerseits mitteldeutschen Dialekt,

andererseits Anschluß an die hochdeutsche Dichtersprache. Das war bestimmend für seine Auffassung, an der er immer festgehalten hat, daß das Mittelalter zwar keine Schriftsprache in modernem Sinne, sondern nur Schriftdialekte besessen hat, daß aber zugleich auch die Dichter sich öfters gegen ihre heimische Mundart eines Canons der allgemeinen und überlieferten Sprache bedienen. Unter den nicht wenigen Äußerungen, die mittelbar oder unmittelbar von dieser Auffassung Zeugniß geben, will ich nur an die Bemerkung erinnern, die Bartsch an das von ihm entdeckte Akrostichon in Heinrichs von dem Türlin Krone anknüpfte (Germ. 25, 1880, 96). In ihm begegnet nicht österreichisch *ei* und *ai* für *î* und *ei*; „beides bezeugt das Vorhandensein einer Literatursprache, die sich nicht auf den Boden der Mundart stellt, sondern über dieser steht." — Für das Mitteldeutsche hat Bartsch gar Manches gethan. Zuerst in der Einleitung zu seinem Albrecht von Halberstadt, wo auch auf Ernsts von Kirchberg Sprache zur Ergänzung und zur Vergleichung Rücksicht genommen ist, ferner in der Erlösung, dann in dem Aufsatz über den Dichter der Erlösung (Germ. 7, 1882, 1), der zugleich, namentlich auf Grund der sprachlichen Übereinstimmung als Verfasser des Gedichtes von der heiligen Elisabeth nachgewiesen wird, was Max Rieger in seiner Elisabeth-Ausgabe (1868) bestätigt; auch nimmt Bartsch öfters in Recensionen von Ausgaben Gelegenheit, seine Meinung über den mitteldeutschen Dialekt kundzugeben. In den Mitteldeutschen Gedichten (Lit. Ver. 1860) bringt er dagegen keine Darstellung des Sprachlichen, weil sich beweisende Reime in Menge darbieten. — Wie sich Bartsch zu den neuen Anschauungen der sogenannten junggrammatischen Schule gestellt hat, ist mir nicht aus seinen Schriften entgegengetreten. Er hatte eben keine Gelegenheit, sich darüber auszusprechen. Diejenigen, die bei ihm Grammatik gehört haben, werden darüber Auskunft geben können. Daß er als akademischer Lehrer auch das grammatische Studium und insbesondere auch das der Dialekte zu befördern suchte, ersehen wir aus der von ihm in Rostock gestellten Preisaufgabe, die Karl Nerger in seiner Grammatik des meklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit (1869) so glücklich gelöst hat.

Grammatik und Metrik sind die Grundlagen für die Textkritik, aber sie bedürfen der Stütze noch mannigfacher Kenntnisse, Erfahrungen und Operationen, ehe sie aus der Theorie in die Praxis übertreten können, ganz zu geschweigen der natürlichen Begabung, die der kritische Herausgeber für seine zum Theil künstlerische Aufgabe mitbringen muß. Bartsch besaß alle Vorbedingungen eines Her-

ausgehers in glücklichster Weise. Besonders kam ihm seine classisch-philologische Schule und sein eigenes Dichtertalent zu Gute. Eine Reihe kleinerer Fragmente hat er ja urkundlich abdrucken lassen, aber fast niemals begnügte er sich mit solchem Abdruck; er gab meist Lesarten dazu oder versuchte Besserungen des Textes in den beigegebenen Anmerkungen. Weitaus die meisten seiner Texte sind wirkliche Ausgaben. Es ist natürlich, daß diese Texte vorwiegend der mittelhochdeutschen Periode angehören. Es ist staunenswerth, wie viel er edirt hat! Ich brauche nicht die einzelnen Leistungen namhaft zu machen. Rudolf von Raumer nennt nächst Pfeiffer in seiner Geschichte der germanischen Philologie (1870, S. 708) Bartsch als einen der gewandtesten und bestausgerüsteten Herausgeber mittelhochdeutscher Werke. Das Urtheil ist gewiß ganz richtig und für Bartsch ehrenvoll. Wir müssen es hier aber dahin ergänzen, daß sich Pfeiffer und Bartsch doch auch in ihrer Eigenthümlichkeit als Herausgeber sehr wesentlich unterscheiden. Pfeiffer verfuhr der handschriftlichen Überlieferung gegenüber immer conservativ, er regelte der Metrik wegen nur höchst behutsam und überließ es lieber dem Leser, sich den Versbau richtig herzustellen, als daß er selbst den Text glättete und regelte. Ganz anders Bartsch. Er erstrebte nicht nur einen richtigen, verständlichen Text, sondern auch einen künstlerischen, den Text des Dichters, nicht den des Schreibers. In dieser Beziehung ähnelte er Lachmann viel mehr als seinem Freunde Pfeiffer. Weil er sich in vielen Dingen an diesen anschloß, der sich von den Berlinern getrennt hatte, weil er eine eigene Nibelungen-Theorie aufstellte, hat man ihn von mancher Seite als einen Gegner Lachmanns bezeichnet. Welch ein Irrthum, welch eine Thorheit! In Einzelheiten mag er von Lachmann abgewichen sein, aber in seinem Wesen als Herausgeber, im Princip und in der Technik ist er Lachmanns treuester Schüler und Nachfolger. Ich wüßte nach Haupt Keinen zu nennen, der auf den Namen eines Vollblut-Lachmannianers mehr Anspruch hätte als gerade Bartsch. Darin ging Bartsch über Lachmann allerdings hinaus, daß er dem Dialektischen einen größeren Einfluß gestattete, sonst aber in den mannigfaltigen kritischen Maßnahmen, auch in der Kühnheit der Ergänzungen, im Gebrauch der Conjecturen hat er dem großen Meister nachgestrebt. Wie er über die Aufgabe des Kritikers dachte, ist an unzähligen Stellen zwischen den Zeilen zu lesen, sein Glaubensbekenntniß finden wir aber genauer ausgesprochen in einem gegen Lichtenstein gerichteten Aufsatze (Germ. 27, 1882, 359). Wir sehen auch daraus, daß Bartsch in seiner langen Wirksamkeit als

Herausgeber nicht etwa Wandlungen durchgemacht, sich zu anderem System bekehrt hat, sondern daß er sich gleichgeblieben ist und auch diejenige Arbeit, der selbst manche Freunde wegen ihrer allzugroßen Unsicherheit der Textherstellung und wegen ihres Charakters als eines kritischen Exercitiums und Kunststückes Bedenken entgegensetzen mußten, nämlich seinen Albrecht von Halberstadt keineswegs bereute oder als Jugendwagniß verwarf. Immer hat auch Bartsch auf den kritischen Apparat großes Gewicht gelegt. Solchen Ausgaben, die ohne kritische Anmerkungen veröffentlicht wurden, wie die Kudrun und das Rolandslied in den bekannten Sammlungen, ließ er nachträglich den Apparat folgen (dagegen ist zu seinem Wolfram diese Zugabe noch nicht geliefert worden). So war er auch besonders dazu geschickt, einen ganzen Band Anmerkungen zu bieten, die Anmerkungen zu Konrads Trojanerkrieg (Lit. Ver. 133, 1877). — Die Textkritik übte er nun auch in seinen Recensionen, die er außer in der Germania in sehr vielen kritischen und literarischen Organen niederlegte. Die wenigen von mir genannten, die für die Metrik wichtig waren, sind ebenfalls in kritischer Hinsicht von Belang.

Das gilt natürlich von allen anderen auch, sobald sie Ausgaben betreffen. Herausgehoben sei aus seiner Jugendzeit die Recension über Rückerts Lohengrin (Germ. 3, 1858, 244), dann die spätere über Zarnckes Nibelungenlied (Germ. 13, 1868, 210), schließlich die über Lichtensteins Eilhart (Germ. 23, 1878, 242), welcher später verschiedene Aufsätze polemisch-kritischer Art folgten.

So sind wir von selbst auf die kritische Thätigkeit Bartschens hingelenkt worden. Was er als Recensent geschaffen, ist nicht allein in seiner Menge überraschend und zugleich stofflich höchst mannigfach und vielseitig, sondern auch gediegen, lehrreich und gewinnbringend, und dies letztere in höherem Maße in seinen längeren und ausführlichen Recensionen. Wenn man einen Gelehrten wie Bartsch recht erkennen und würdigen will, darf man nicht bloß seine größeren Werke beachten. Mancher Aufsatz ist unter Umständen öfters wichtiger und einflußreicher als ein dickes Buch, aber ebenso enthalten auch die Recensionen bedeutsame Anregungen, die an Tageserscheinungen anknüpfend ihre unmittelbare Wirkung ausüben. Bartsch war in seinem ersten Auftreten ein strenger Kritiker, der selbst die Freunde nicht schonte, später wurde er milder. Immer war es ihm um die Sache zu thun. Er zollte bereitwillig Anerkennung und tadelte selten ohne Begründung. Seine Polemik war maßvoll, nur manchmal vermied er nicht, wenn er gereizt war, den wuchtigen und scharfen Ausdruck, aber niemals ließ er sich zu unedler Rede hinreißen.

In einer Beziehung wich Bartsch in seinen Editionen von Lachmann ab. Wie schon bemerkt, gab er in seinen Einleitungen im Zusammenhang auch metrische und grammatische Belehrungen, ganz in Pfeiffers Weise, während Lachmann und später auch Haupt in der Regel nur kritische und metrische Bemerkungen und Parallelstellen am Schluße hinzufügten. Ebenso belehrte er ausführlich über die literarischen Verhältnisse. Auch in anderer Weise sorgte Bartsch noch für die Benutzer; er gab auch einzelne hermeneutische Erklärungen, ferner, wenn es nöthig schien, Hinweise auf die benutzten Quellen, sorgte für Glossare oder mindestens für Wörterverzeichnisse, nicht minder auch für Namenverzeichnisse. Er suchte eben auch seine gelehrten Ausgaben so brauchbar wie nur möglich zu machen. Außer diesen hat er nun auch mehrere für ein größeres Publicum geliefert, und in ihnen trat er auch als Erklärer auf. Für Pfeiffers Sammlung gab er die Kudrun, das Nibelungenlied (eigentlich die Nibelungennoth), sowie Wolframs Parzival und Titurel heraus. Bartsch spricht sich über dieses Unternehmen in der Biographie Pfeiffers aus. (S. LXXVII). Rückhaltlos sagt er: „Die Mängel in der Ausführung des Unternehmens kann man zugeben, und ich kenne zumal die meiner eigenen recht wohl“ (damals waren aber der Parzival und Titurel noch nicht erschienen). Eine Erklärung der Werke Wolframs war eine der schwierigsten Aufgaben, die es geben konnte. Gewiß sind durch Bartsch, was er sich nach seinen Schlußworten in der Einleitung selbst nicht verhehlte, keineswegs alle Räthsel gelöst, alle Pfade geebnet, aber es liegt uns doch in diesem unscheinbaren Commentar, der wie spielend die gedankenschweren Verse Wolframs dem Verständnisse erschließt, eine Leistung allerersten Ranges vor. Ich wüßte Keinen unter den damaligen und den jetzigen Kennern des Mittelhochdeutschen, der dieser Aufgabe auch nur annähernd so gewachsen gewesen wäre wie gerade Bartsch. — An Pfeiffers Classiker des deutschen Mittelalters schließt sich die von Bartsch begründete und herausgegebene Sammlung deutscher Dichtungen, die der Vorperiode und der Epigonenzeit angehören. Sie war für einen kleineren Kreis berechnet, und wenn auch im Großen und Ganzen die frühere Weise eingehalten wurde, so suchte Bartsch doch auch deren Mängel dadurch zu vermeiden, daß er die Worterklärungen möglichst beschränken und dafür den Wortregistern mehr die Gestalt eines Glossars geben wollte, aber dabei vermied er es, seinen Mitarbeitern schablonenhafte Anweisungen zu geben. Er selbst lieferte für seine Sammlung die Ausgabe des Rolandsliedes. Wer Bartschens Commentar, auf den wir schon gele-

gentlich hinzuweisen hatten, mit denen in der ersten Sammlung vergleicht, wird sofort gewahren, daß er bei aller Popularität eine mehr gelehrte Haltung besitzt.

Hier mag es sich schicken, auch seiner Ausgaben zu gedenken, die er für Unterrichtszwecke lieferte. In demselben Jahre, in welchem Pfeiffers Sammlung begonnen wurde (1860), trat er mit der Auswahl deutscher Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts hervor. Dieses Buch, welches aber ebenso gut den Gelehrten dienen kann wie den Studirenden, gehört ohne Zweifel zu Bartschens besten Schöpfungen. Es ist ebenso wissenschaftlich wie praktisch. Es bietet eine treffliche Einleitung über die alte Liederkunst, belehrt über die einzelnen Dichter, gibt einen gereinigten Text nebst den wichtigsten Lesarten und schließlich ein Glossar, welches allerdings noch etwas ausführlicher sein sollte. Wie brauchbar und willkommen diese Liederdichter waren, beweist die nöthig gewordene zweite Auflage (1879), die mannigfache Verbesserungen erhalten hat. Diese Sammlung ist zwar nicht auf dem Titel als Schulausgabe bezeichnet, aber sie sollte es doch sein und diente auch als eine solche und wird sich auch künftig bewähren. Seine Ausgaben des Nibelungenliedes und der Kudrun gestaltete Bartsch auch zu wirklichen Schulausgaben um, indem er den Text ohne die von Pfeiffer zu metrischen Zwecken eingeführten Punkte und Apostrophe gab und statt der erklärenden Anmerkungen kurzgefaßte Wörterbücher hinzufügte. Ebenso lieferte er auch eine Schulausgabe der Gedichte Walthers, nachdem er sich nach Pfeiffers Tode der Bearbeitung mehrerer neuer Auflagen von dessen Ausgabe unterzogen hatte. Auch diese Schulausgaben sind beifällig aufgenommen worden.

Jede Ausgabe eines Literaturdenkmals ist ein Beitrag zur Literaturgeschichte, und sie ist es umsomehr, wenn der Herausgeher, so viel an ihm liegt, literarhistorische Unterweisung bietet. Dieser Forderung ist Bartsch in seinen großen Editionen immer, in seinen kleinen zumeist nachgekommen. Die Zeiten sind vorüber, in denen die Literaturgeschichte als philologische Hilfswissenschaft galt; daß die Literaturgeschichte das Ziel, zum Mindesten eines der Ziele der Philologie ist, dessen war sich auch Bartsch vollbewußt. Ohne Einleitung oder ohne Nachwort wollte er seine Texte nicht lassen. Er belehrte über den Dichter wie über den von ihm behandelten Stoff. Einige seiner für die Literaturgeschichte wichtigen Arbeiten mögen hervorgehoben werden. Die Einleitung zum Albrecht von Halberstadt erweiterte sich mit Bevorzugung des stofflichen Interesses zu

einer literarisch-vergleichenden Untersuchung über Ovid im Mittelalter. Sein Herzog Ernst führte ihn zu einer Behandlung der Sage. Sein Buch über Karlmeinet ist eine literarisch-kritische Arbeit, in der zum ersten Male in eindringender Weise die modernisirenden Bearbeitungen alter Dichtungen beleuchtet wurden. Der von mir genannte Aufsatz über den Dichter der Erlösung bringt eine neue literarhistorische Thatsache. Ferner schlagen fast alle Arbeiten, welche die Verbindung deutscher und romanischer Philologie kundgeben, in das literargeschichtliche Gebiet ein. Die meisten dieser Arbeiten sind literarisch-kritisch gehalten. Aber auch zusammenhängende Darstellungen finden wir, die sich sehr gut lesen. Das sind namentlich die Vorträge, die Bartsch an den verschiedenen Heimatorten und anderwärts gehalten hat. Dasselbe gilt von den zahlreichen Aufsätzen in literarischen Zeitschriften, sowie von den Einleitungen zu seinen populären Ausgaben. Auf eine Einleitung möchte ich besonders hinweisen, weil sie mir ein kleines Kunstwerk zu sein scheint, auf die schon erwähnte Einleitung zu den deutschen Liederdichtern. Hier ist jeder Satz, fast jeder Ausspruch durch einen Hinweis auf die bereitliegende Quelle des mitgetheilten Textes belegt, und sie macht in solcher Weise einen streng gelehrten Eindruck. Die kleinen Zahlen, die uns fort und fort begegnen, stören etwas die fortlaufende Lectüre; denken wir sie uns hinweg oder suchen wir sie unbeachtet zu lassen, dann haben wir eine wohl stilisirte, äußerst lehrreiche und anziehende Abhandlung vor uns. — Auch für mehrere encyklopädische Werke (Brockhaus, Allgemeine Deutsche Biographie u. a.) hat Bartsch literarhistorische Artikel geschrieben, welche Wissenschaftlichkeit und flüssige Form verbinden.

Allen Gattungen der Literatur und deren Vertretern widmet Bartsch sein Interesse, der Volksdichtung so gut wie der Kunstdichtung, dem Epos, der Lyrik, dem Drama, der Prosa. Wenn er auch für die mittlere Zeit zumeist thätig ist, so führt ihn das Studium doch öfters auch zum Althochdeutschen und Altsächsischen. Einen besonderen Reiz aber hatte für ihn die ältere Übergangsperiode, die Zeit der Assonanz; auch die Epigonenzeit und die Reformationsepoche nehmen ihn zu wiederholten Malen gefangen. Daß er auch der lateinischen Poesie des Mittelalters Beachtung schenkte, wurde schon erwähnt. Das zeigt u. A. ferner die, wenn auch kurze Recension von Voigts Ecbasis (Germ. 22, 97). Auch für das Niederdeutsche hatte sich Bartsch erwärmt, wie seine Mitarbeiterschaft am Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung bekundet. Zum Betrieb

der neueren Literatur blieb ihm nicht viel Zeit. Daß er aber auch für sie ein Herz hatte, beweisen seine Beiträge zum Goethe-Jahrbuch und seine Aufsätze in literarischen und belletristischen Zeitschriften.

Einem so belesenen und überall orientirten Kenner der Literatur, wie es Bartsch war, hätte eigentlich die Aufgabe nahe gelegen, eine Darstellung unserer Literaturgeschichte zu geben. Ich zweifle auch nicht, daß er sich später auch einmal dazu entschlossen hätte, wenn ihm nicht der Auftrag geworden wäre, sich der Werke zweier namhafter Literarhistoriker anzunehmen und sie den Anforderungen der gegenwärtigen Wissenschaft anzupassen, sie weiterzuführen und umzugestalten. Keiner war zu diesen Aufgaben so ausgerüstet und zugleich so geschickt wie Bartsch. Bereitwillig gewährte er Gervinus die erbetene Hilfe bei der fünften Auflage der Geschichte der deutschen Dichtung. Für die ersten Bände war diese Unterstützung seitens eines jüngeren Fachmannes besonders erwünscht und nöthig. Am zweiten Bande wurde bereits gedruckt, als Bartschens Übersiedlung nach Heidelberg erfolgte. Um dieselbe Zeit schied Gervinus aus dem Leben (18. März 1871). Das Werk stand damals gerade bei dem Abschnitt über das mittelalterliche Drama. Die Hoffnung auf ein gemeinsames Arbeiten war zerstört, Bartsch mußte nun die Fortführung des Werkes allein übernehmen. Auf den Titeln der letzten drei Bände (1872—74) ist er auch als Herausgeber genannt, was beim zweiten schon hätte geschehen sollen. Von dieser Bemühung für das Werk von Gervinus hatte Koberstein vernommen, der ebenfalls eine Umarbeitung seines literarhistorischen Werkes plante. Koberstein glaubte, Bartsch könne die Einzelstudien für den Grundriß noch besser verwerthen als in dem darstellenden Werke des Historikers. Ehe jedoch Koberstein mit Bartsch in Unterhandlung trat, wurde er aus diesem Leben abberufen (8. März 1871). Bartsch übernahm auf Wunsch des ihm schon befreundeten Verlegers und der Koberstein'schen Erben die Neubearbeitung des Grundrisses, der in der neuen, ebenfalls fünften Auflage zugleich den Titel einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur erhielt. Ich habe nicht nöthig, das vielbenutzte und unentbehrliche Buch in seiner Neugestaltung zu schildern. Wenn die Benutzer mancherlei vermißten, so muß daran erinnert werden, daß Bartsch sich im Ganzen an das von Koberstein Überkommene halten und sich in seinen Nachträgen beschränken mußte, wenn er nicht den Charakter des ursprünglichen Grundrisses zerstören wollte. Mit vollem Rechte konnte Bartsch auch den Ausspruch thun, es wäre leichter gewesen, einen neuen Grundriß zu entwerfen, als das Werk eines Andern dem heutigen Standpunkte

der Forschung gemäß umzugestalten. Wie außerordentlich brauchbar Bartschens Neubearbeitung, insbesondere des ersten Bandes befunden wurde, ersehen wir aus der nöthig gewordenen sechsten Auflage (1884), welche, nachdem das Buch gewissermaßen aus Kobersteins Besitz in den von Bartsch übergegangen war, keine Beschränkung in der Verwerthung und Vertheilung des Stoffes mehr auferlegte. In einer Hinsicht muß es als ein ganz besonderes Glück erachtet werden, daß Bartsch zur Neubearbeitung gerade des Koberstein'schen Grundrisses auserkoren wurde. Denn keines der literarhistorischen Werke gleicher oder ähnlicher Art ist so wie dieses auch der Geschichte der Metrik gerecht geworden. Da war für die Neigung wie für die Kenntnisse des Bearbeiters ein ergiebiges Feld bereit. Wenn die Partien des Buches, die von den dichterischen Formen handeln, für sich zusammengestellt und besonders gedruckt würden, so wäre uns damit eine Geschichte der deutschen Metrik gegeben, wie sie sonst nirgends vorhanden ist.

Gegenüber dem darstellenden Werke von Gervinus kann das von Koberstein als ein bibliographisch-literarhistorisches bezeichnet werden. Ohne Frage hat der Grundriß seinen Schwerpunkt in den Anmerkungen. Die Neubearbeitung mußte somit auch vorzugsweise auf die Bibliographie gerichtet sein. Auch das traf sich glücklich, daß Bartsch zu solcher Arbeit besonders geschult war, was unter den Germanisten eigentlich recht Wenige sind. Diese Schulung hatte er während seines Wirkens am germanischen Museum erworben. Sie kam ihm für sein ganzes Leben zu Gute. Darum konnte es auch nur Bartsch sein, der zum ersten Male es auf sich nahm, eine bibliographische Übersicht der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie zu geben. Er begann mit dem Jahre 1862 im 8. Jahrgang der Germania (1863). Das Unternehmen fand allseitigen Beifall, weil es einem längst empfundenen Bedürfnisse entgegenkam und vortrefflich ausgeführt war. Später erfreute sich Bartsch für die ausländischen Gebiete der germanischen Philologie der Beihilfe hervorragender Gelehrten. Bis zum Jahre 1884 hat Bartsch die Bibliographie fortgeführt, die für 1885 konnte er, durch Krankheit verhindert, nicht mehr zu Stande bringen; er gedachte sie mit der für 1886 zugleich nachzuliefern. Aber diese Hoffnung hat die fortschreitende Krankheit verhindert: auch der letzte von Bartsch herausgegebene Jahrgang (1887) ist ohne die gewohnte Bibliographie geblieben.

Jede Bibliographie erfüllt zunächst einen praktischen Zweck,

sie bietet der Wissenschaft eine Hilfe. Zugleich aber gibt sie ein Bild ihres jeweiligen Standes und ist insofern ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Für die Geschichte der deutschen Philologie hegte Bartsch immer ein lebendiges Interesse. Von ihm rühren auch eine Menge Nekrologe verstorbener Fachgenossen her, die er zumeist in der Germania niederlegte. Aber auch für encyklopädische Werke (Brockhaus, Allgem. Deutsche Biographie u. a.) lieferte er eine Reihe Biographien deutscher Philologen. Der größeren Biographie Pfeiffers ist schon gedacht. Für eine Prorectoratsrede in Heidelberg (1881) wählte er auch ein Thema aus der Geschichte unserer Wissenschaft; er sprach über „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg, 1804—1808".

Mit der Bücherkunde ist aufs Engste verbunden die Handschriftenkunde und die Paläographie. Für diese Hilfswissenschaft und vorbereitende Kunst hatte Bartsch ebenfalls am germanischen Museum die besten Grundlagen gewonnen, nachdem er sich schon vorher in London, Oxford und Paris im Lesen und Abschreiben romanischer Handschriften geübt hatte. Frühzeitiger, als es den Meisten vergönnt ist, hatte er sich so mit dem Handschriftenwesen vertraut gemacht und hatte schließlich eine Fertigkeit im Lesen der alten Schriften erworben, die uns in Erstaunen setzen muß. Hunderte von Handschriften und Handschriftfragmenten sind durch seine Hände gegangen; unzählige hat er verzeichnet, abgeschrieben oder collationirt. In der Taxation der Zeit konnte er sich auf sein Auge verlassen, seine Kenntniß der Mundarten verhalf ihm zur Bestimmung der Heimath, seine Belesenheit verrieth ihm bei den meisten Fragmenten ihre Herkunft. — Seine Hauptaufgabe am germanischen Museum bestand im Anlegen eines umfassenden Zettelkatalogs der für die altdeutsche Literatur wichtigen Handschriften, soweit solche bekannt waren. Und die letzte Arbeit, der er sich hingab und deren Vollendung er, der schon schwer Erkrankte, noch erleben durfte, war ebenfalls ein Handschriftenkatalog, der beste seiner Art, den wir besitzen. Das große Unternehmen eines Katalogs der Handschriften der Universität Heidelberg eröffnete er mit einem beschreibenden Verzeichniß der altdeutschen Handschriften (Vorrede vom Juli 1886, erschienen 1887). Wenn Bartsch auch Vorarbeiten vorfand und sich der Unterstützung jüngerer Gelehrten erfreuen durfte, die er wegen seiner Erkrankung in Anspruch nehmen mußte, so bleibt ihm doch das Hauptverdienst an diesem wahrhaft monumentalen Werke.

Nachdem wir Bartsch auf die mannigfachen Gebiete begleitet

haben, die er betrat, bebaute und beherrschste, wollen wir schließlich uns noch einem einzelnen insbesondere zuwenden, auf welchem er mit Vorliebe verweilte und mit dem größten Erfolge thätig war. Keiner unter den neueren Germanisten hat so viel für die Nibelungen gewirkt wie er. Daß er drei Nibelungenausgaben, eine streng gelehrte, eine für weitere Kreise und eine für Schulen, und dazu eine Nibelungenlied-Übersetzung lieferte, würde schon hinreichen, seinem Namen für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der Nibelungen-Literatur zu sichern. Was ihn aber unsterblich machen wird, selbst wenn er sonst gar nichts geschaffen hätte, ist seine neue Nibelungen-Theorie, welche nach meiner Überzeugung, die sich immer mehr gefestigt hat, die Theorie der Zukunft zu werden bestimmt ist; welche alle andern überdauern wird, weil sie allein die wahre literarhistorische Wertschätzung unseres Nationalepos ermöglicht. Ich habe hier nicht nöthig, diese Theorie darzulegen. Es ist bekannt, daß Bartsch bereits auf der Philologenversammlung zu Augsburg im September 1862 über eine neue Ansicht von der Entstehung der Nibelungen einen kürzeren Vortrag hielt, über den er dann auch im Jahrgang 1863 der Germania Bericht abstattete. Eine Ausführung seiner Gedanken in einer besonderen Schrift stellte er in Aussicht. Diese durchaus von den bisherigen Theorien abweichenden Anschauungen überraschten und interessirten die germanistischen Kreise in höchstem Maße. Eine Debatte schloß sich in Augsburg nicht an jenen Vortrag an; er soll aber, wie mir persönlich mitgetheilt wurde, Gegenstand lebhaftester Privatgespräche gewesen sein. Dasselbe war auch ein Jahr darauf in Meißen bei der Philologenversammlung der Fall. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie während einer geselligen Zusammenkunft Bartsch seine Ansichten einem befreundeten Kreise entwickelte und sich namentlich gegen die Einwände von Professor Gosche zu rüsten hatte. Im Jahre 1865 erschienen die mit Spannung erwarteten „Untersuchungen über das Nibelungenlied“. Es ist dies zwar nicht das umfangreichste seiner Bücher, wohl aber das allerbedeutendste, wichtigste, einflußreichste. Daß Bartsch sich sofort seines Sieges erfreute, kann durchaus nicht behauptet werden. Im Gegentheil, er hatte im Anfang nur Gegner auf den Plan gelockt. Seine neue Theorie war gewissermaßen eine vermittelnde, indem er in der Annahme eines einheitlichen Gedichtes sich auf Holtzmanns und Zarnckes Seite stellte, in der Annahme des Vorzugs der Nibelungennoth auf die Lachmanns. Der Vermittler hat immer, namentlich aber in wissenschaftlichen Streitfragen, einen schlimmen Stand: er stellt sich zwischen zwei Feuer und

muß sich den Geschossen zweier Seiten aussetzen. Aber auch an Zustimmung fehlte es nicht, und der Zustimmenden sind von Jahr zu Jahr mehr geworden. Bartsch hat auch dafür gesorgt, daß er auch von Solchen verstanden wurde, die nicht in der Lage sind, seine Untersuchungen genau durchzustudiren. Die Ergebnisse sind am Schlusse seines Buches in lichtvollster Weise zusammengestellt. Ebenso belehrt er über die Entstehung des Gedichtes in den Einleitungen zu seiner populären Ausgabe und kürzer zu seiner Übersetzung. Auch in seiner Bearbeitung des Koberstein'schen Grundrisses ist die neue Ansicht dargelegt. Vortrefflich und überzeugend ist auch das, was Bartsch in seiner Recension der Nibelungenlied-Ausgabe von Zarncke (Germ. 13, 1868, 216) beibringt. Das ist selbstverständlich nur für die Gelehrten, aber diese scheinen gerade die erwähnte Recension nicht recht beachtet zu haben. Auch Rudolf von Raumer widmete in seiner Geschichte der germanischen Philologie (1870, S. 703) der neuen Theorie eine klare Erörterung, aber er verfährt im Geiste des Historikers durchaus objectiv und nimmt nicht Partei. Wenn Raumer bemerkt, Bartsch untersuche, „vorbereitet durch seine Forschungen über die Umarbeitungen der deutschen Dichtungen aus dem kerlingischen Sagenkreise“, ob nicht den überlieferten Texten unserer Nibelungen ein älteres Werk zu Grunde liege, so möchte ich dem Worte „vorbereitet“ hinzufügen: „und angeregt“. Selbst wenn Bartsch es nicht auf der ersten Seite seines Vorwortes sagte, daß ihm gleich seine erste größere Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Philologie, die Herausgabe von des Strickers Karl, auf das durch die ganze mittelalterliche Literatur hindurchgehende Verhältniß von ursprünglichen und überarbeiteten Texten geführt habe und daß für ihn die Untersuchung über Karlmeinet wegen der hier vorliegenden Vereinigung verschiedener Werke zu einem Ganzen noch förderlicher gewesen sei, so müßten wir ganz von selbst darauf kommen, sobald wir uns nur ein wenig nach dem Lebens- und Studiengange Bartschens umsehen, daß in jenen Bemühungen seiner Jugend die ersten Keime zu seinem größten Lebenswerke ruhen. Fort und fort hat er diese Erscheinung, daß alte Dichtungen modernisirt werden, verfolgen können, namentlich in seinen metrischen Studien, bis ihm zuletzt die Erleuchtung kam, daß auch die verschiedenen Bearbeitungen des Nibelungenliedes jenem durchgehenden Zuge ihre Erstehung verdanken und auf ein älteres, uns leider unbekanntes, nur ideal vorgestelltes Originalwerk zurückgehen. Darin, daß die neue Theorie in der Literaturgeschichte ihren Halt findet, beruht ihre Stärke und gewiß auch ihr

endlicher Triumph. Der erste, der sich öffentlich entschieden und in streng wissenschaftlicher Nachprüfung für die neue Lehre bekannte, war Hermann Fischer in seiner Preisschrift über die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann (1874)[1]). Was von gegnerischer Seite vorgebracht worden ist, betrifft Einzelnheiten, Kleinigkeiten, Nebensachen wie die Kürenberger-Frage; um die Hauptsache gehen die Zweifler, wenn ich mich rückhaltlos in einem Bilde ausdrücken darf, wie die Katze um den heißen Brei herum; diese Gegner zweifeln, weil sie sich von vorgefaßten Meinungen nicht befreien können und sich das rechte literarhistorische und überhaupt das historische Denken nicht völlig zu eigen gemacht haben.

Kurz nur mag erwähnt sein, daß Bartsch seine Bemühungen für die Nibelungen auch auf die Klage übertrug, die er sich in gleicher Weise entstanden dachte (1875).

Wir können nun nach Betrachtung der Werke von Bartsch nicht umhin, auch noch ein Wort im Zusammenhange über die Schriften anderer Autoren zu sagen, deren Herausgabe oder Neubearbeitung er übernahm. Zumeist sind es die Verleger, die ihn zu dieser Mühewaltung ausersehen und zu bestimmen suchen. Es ist das ein Zeichen des ungemeinen Vertrauens, dessen sich Bartsch in der Buchhändlerwelt erfreute. Man wußte, daß er nicht allein solche Aufträge vortrefflich ausführte, sondern sie auch rasch und sicher förderte, wenn er sie einmal übernommen hatte. Der Herausgabe des Pfeiffer'schen Walther haben wir schon gedacht; der beiden Werke von Gervinus und von Koberstein mußte bei Betrachtung der literarhistorischen Arbeiten Erwähnung geschehen. Hier haben wir ergänzend nachzutragen, daß Bartsch auch eine von dem auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes so thätigen und verdienten Freiherrn von Ditfurth nachgelassene Sammlung historisch-politischer Volkslieder des dreißigjährigen Krieges zur Veröffentlichung brachte (1882), und schließlich sei auch hingewiesen, wenn es auch Bücher der romanischen Philologie betrifft, auf die Neuausgabe der beiden berühmten Werke von Diez, der „Poesie der Troubadours" und von „Leben und Werke der Troubadours" (1882. 1883).

Ein Werk, welches zwar auch nur durch Beihilfe Anderer zu Stande gekommen ist, welches aber ohne Bartsch nicht ermöglicht worden

[1]) Meine Zustimmung habe ich in der Besprechung der Schrift von Hermann Fischer in den Blättern für literarische Unterhaltung (1876, Nr. 26) bekannt.

wäre, ist die Sammlung der Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg (1879/80). Zu den eigentlichen Sagen- und Mythenforschern können wir Bartsch sicher nicht zählen, aber er interessirte sich doch lebhaft auch für dieses Gebiet. Wie schon angedeutet, verfolgte er in seinen Ausgaben auch die behandelten Sagenstoffe; er las auch Collegien über deutsche Mythologie; in der Germania gab er auch einmal (12, 1864, 220) eine anziehende und überraschende Mittheilung vom Fortleben der Kudrun-Sage im nördlichen Deutschland, speciell in Meklenburg. Was er da in Erfahrung brachte, gerade das mochte ihn wohl zu einer Sammlung der meklenburgischen Sagen und Volksüberlieferungen angeregt haben. Jene Mittheilung ist datirt vom März 1866, im Februar 1867 erließ er bereits in Verbindung mit seinem Freunde Lisch in Schwerin zum Besten eines solchen Unternehmens einen Aufruf, der in allen Kreisen der Bevölkerung einer regen Theilnahme begegnete und zahlreiche Beiträge erwirkte. Auf Beiträge mußte vornehmlich das Werk gegründet werden, wenn auch frühere literarische Quellen nicht unbenutzt bleiben durften. Aber ein solches Unternehmen reift nur langsam heran. Bartsch verließ Rostock, ohne das Werk veröffentlicht zu haben, und es währte noch geraume Zeit, ehe es erscheinen konnte. Dieses Meklenburgische Sagenbuch, dem verstorbenen Großherzog Friedrich Franz, welcher Bartsch „immer ein gütiger Herr war“, in Ehrfurcht gewidmet, kann als ein Geschenk des Sammlers und Herausgebers an seine einstige Heimat bezeichnet werden. Es hat auch in Meklenburg viel Freude bereitet. Wissenschaftlich betrachtet reiht es sich den bekannten trefflichen und hervorragenden Sagenbüchern Norddeutschlands ebenbürtig an, zumal es Bartsch nicht an Literaturverweisen fehlen ließ.

Haben wir somit auch der redactionellen Thätigkeit gedacht, die Bartsch auf verschiedenen Gebieten entfaltete, so haben wir hier besonderen Anlaß, auch seine Wirksamkeit und sein Verdienst als Herausgeber der Germania hervorzuheben. Ja, er war der beste und fleißigste Mitarbeiter! Ich erinnere mich noch ganz deutlich aus meiner Nürnberger Zeit[1]), daß Frommann uns Jüngeren einmal einen Brief Pfeiffers mittheilte, in welchem dieser sich höchst befriedigt über die Mitarbeiterschaft Bartschens an der Germania aussprach und seine Beiträge mit als die besten bezeichnete. Als er selbst nach Pfeiffers

[1]) Hier möchte ich zu Meyers von Waldeck Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung II, Nr. 75, 1106 [bes. Abdr. S. 11] bemerken, daß ich nicht zugleich mit Bartsch am germanischen Museum war; ich kam gerade dahin, als er nach Rostock ging.

Hinscheiden die Zügel in die Hand genommen, hörte er nicht auf, seinen Freunden und Mitarbeitern ein Vorbild zu sein. Jahr um Jahr lieferte er neben Aufsätzen, Textmittheilungen, Recensionen, Nekrologen die Bibliographie. Der Verlust eines solchen Mitarbeiters wird aber dadurch bedeutend erhöht, daß er zugleich der Leiter und die Seele des Organes war. Durch seine ungemeine Vielseitigkeit verstand er nicht allein die einzelnen Beiträge zu würdigen, sondern auch für ihre Correctheit im Drucke zu sorgen. Er beherrschte auch die Gebiete, auf denen er nicht selbsthätig schuf, wie das Nordische und das Angelsächsische, die er ja auch in seinen Vorlesungen behandelte. Wie aufmerksam er die Beiträge nachprüfte, bekunden die öfters hinzugefügten Bemerkungen, die Ergänzungen brachten oder bisweilen auch Zweifel äußerten. Aber er drängte sich nicht mit seiner Kritik hervor, er ließ vielmehr den Mitarbeitern volle Freiheit. Wenn in der Polemik ein allzuherber Ausdruck gebraucht wurde, so suchte er ihn zu mildern, doch nicht so, daß seine Wirkung völlig verloren ging.

Nicht bloß den Gelehrten, auch den Schriftsteller haben wir zu würdigen gesucht. Seine streng gelehrten Werke überwiegen weitaus, aber er hielt es nicht für einen Raub, auch für weitere Kreise der Gebildeten zu schaffen. Da darf auch ein Wort nicht fehlen über seine Schreibart, seinen Stil. Bartsch schreibt immer, auch in seinen gelehrten Arbeiten, in höchstem Maße klar, einfach und gewandt. Besondere Eigenart wohnt seiner Rede nicht inne, er sucht aber auch nicht, sie durch rhetorische Mittel und Mittelchen aufzuputzen. Auch seine populären Schriften, insbesondere seine Vorträge sind auf einen mittleren Ton gestimmt. Die beiden Rectoratsreden über die Treue in deutscher Sage und Poesie und über das Fürstenideal des Mittelalters im Spiegel deutscher Dichtung gemahnen etwas an Ludwig Uhlands Weise. Am schwungvollsten ist mir die Festrede erschienen, die er zum Grimm-Jubiläum in Hanau gehalten hat. Da merkt man, daß auch sein Herz mächtig bewegt war, daß auch ein Dichter zu uns spricht.

Und er war auch ein Dichter. Es ist schon bemerkt worden, daß ihm sein Dichtertalent bei der Ausübung der Textkritik zu Hilfe kam. Er verwertete es aber auch zu eigenen dichterischen Schöpfungen. Bartsch hat uns in seiner biographischen Skizze „Aus der Kinderzeit“ selbst von seinen allerersten poetischen Versuchen erzählt. Über die weiteren seines Jünglingsalters berichtet Meyer von Waldeck in seinem Nekrolog. Aber nur eine einzige Sammlung lyrischer Ge-

dichte ist von ihm veröffentlicht worden (1874). Diese Dichtungen zeichnen sich nicht eigentlich aus durch ihren Gedankeninhalt, durch dichterische Größe; sie haben etwas Mildes, in der Form sind sie correct und anmuthig. Daß Bartsch es auch verstand, in mittelhochdeutscher Sprache zu dichten, hat uns ebenfalls Meyer in einem sehr hübschen Beispiel gezeigt. Später versuchte sich Bartsch auch auf dem Gebiete der Novelle, aber nur zwei solcher kleinerer Erzählungen sind bekannt gegeben in den Zeitschriften Vom Fels zum Meer und Nord und Süd. Auch diese Novellen erheben sich nicht über die bessere Erzählungsliteratur.

Viel bedeutender zeigt sich Bartschens Dichtertalent in seinen Übersetzungen, in der Verdeutschung der Lieder und Balladen von Robert Burns (1865), in der Übertragung des Nibelungenliedes (1867), in den Verdeutschungen von Dantes göttlicher Comödie (1877) und alter französischer Volkslieder (1882). Uns muß hier die Nibelungenlied-Übersetzung besonders interessiren. Sie unterschied sich von allen vorhergehenden dadurch, daß in ihr im Einklang mit dem Original nur stumpfe Reime gebraucht sind. Daß durch diese Maßnahme dem Übersetzer ganz bedeutende Schwierigkeiten erwuchsen, liegt auf der Hand. Denn er mußte allen Reimen aus dem Wege gehen, die im Mittelhochdeutschen sich dem Auge als zweisilbige darstellen, metrisch aber nur einsilbig sind, und deshalb die ganze Verszeile umgestalten.

So haben wir die wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit Bartschens in ihren außerordentlich mannigfachen Erscheinungen verfolgt, aber damit ist noch nicht der ganze Mann gewürdigt. Denn er war nicht Privatgelehrter, sondern waltete eines akademischen Amtes, und waltete seiner getreulich. Ab und zu sind wir in unserer Betrachtung auch auf einzelne Äußerungen seiner Lehrthätigkeit geleitet worden. Wenn wir sie im Zusammenhang beleuchten wollen, so müssen wir uns freilich mit Andeutungen begnügen. Denn aus dem bloßen Material, welches ein Professor behandelt, aus den angekündigten Vorlesungen im Lectionskatalog kann eben auch nur eine Seite seiner Wirksamkeit bekannt werden. Über deren eigentliches Wesen vermag nur ein gereifter Zuhörer zu berichten und zu urtheilen. — Bartsch verdankte seinen Ruf nach Rostock wesentlich der Fürsprache Wilhelm Wackernagels. Die Professur trat er Ostern 1858 an. Vom März dieses Jahres ist die Dedicationszuschrift datirt, mit welcher Bartsch seinem Gönner Wackernagel sein neuestes Werk „Die Er-

lösung mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen" (1858) widmete. Sehr bezeichnend ist der Anfang: „Dies Buch, das nicht beziehungslos „Die Erlösung" heißt, mit Ihrem Namen zu schmücken, hätte ich nie wohlgegründeteren Anlaß finden können als gerade jetzt, wo ich aus beengenden Verhältnissen mich in einen schönen heiteren Wirkungskreis versetzt sehe. Denn Ihnen verdanke ich ja zumeist diese Wendung meines Schicksals ..." [1]). Dieses Wort hat man in manchen Kreisen Nürnbergs einigermaßen schmerzlich empfunden, weil Bartsch sich dort sehr wohl zu befinden schien und sich auch viele Sympathien erworben hatte. Allein Bartsch hatte vollkommen Recht mit seinem Bekenntnisse. Seine Stellung am Museum war doch eine beengende und ungenügende. Die Berufung an eine Universität war in der That eine Erlösung für den jungen Gelehrten; nur in der akademischen Luft konnte er wahrhaft wirken und gedeihen. Zwar war Rostock damals keineswegs ein besonders günstiger Boden für einen Professor der deutschen und neueren Literatur. Dem Schulfach ergaben sich nur verschwindend wenige Meklenburger; das Land bezog seine Lehrkräfte fast nur aus dem Auslande, namentlich aus Sachsen; eine Prüfungscommission bestand nicht und wurde erst dann eingerichtet, als Bartsch nach Heidelberg ging. So war der Kreis der Zuhörer an der ohnehin kleinen Universität nicht groß, vielfach kamen die Collegien gar nicht zu Stande. Bartsch kündigte Vorlesungen auf dem Gebiete der germanischen und der romanischen Philologie an. Aus dem ersteren las er über deutsche Grammatik, erklärte er Autoren, verband er auch grammatische Collegia mit Interpretationen, trug er auch Literaturgeschichte und Mythologie vor. Auch Goethes Faust wurde manchmal von ihm gewählt. Der Schwerpunkt seines Wirkens in Rostock lag aber ohne Zweifel in dem durch ihn ins Leben gerufenen deutsch-philologischen Seminar, wie bemerkt, dem ersten in Deutschland. Es war keine weit ausgedehnte, aber eine intensive Wirksamkeit, die er da entfaltete. Vier Stunden wöchentlich mußten dem Seminar gewidmet werden. Was er trieb, was er leistete, welche Theilnahme er

---

[1]) In Meyer's Nekrolog II, S. 1107 [bes. Abdr. S. 14] ist bemerkt: „Die Arbeit des strebsamen Forschers an diesem Werke (der Ausgabe der Erlösung) fiel mit seiner Berufung nach Rostock zusammen, so daß die Freunde neckisch behaupteten, diese „Erlösung" sei für ihn in Wahrheit eine Erlösung aus den beschränkten Verhältnissen des Germanischen Museums gewesen." Danach hätte Bartsch einen Scherz der Freunde benutzt in ernstem Sinne zu seiner Dedication. Ich glaube dagegen, daß Bartsch von selbst auf die Beziehung vom Titel des Buches zur Wendung seines Lebensschicksals gekommen ist.

fand, darüber geben die Acten genauen Aufschluß. Ich brauche hier nur auf die Denkschrift zu verweisen, welche ich aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Seminars verfaßt habe [1]).

Nur Einiges mag hier bemerkt sein. Das Semiuar war nicht etwa eine dem classisch-philologischen Seminar an die Seite gesetzte und nach seinem Vorbilde eingerichtete Neuschöpfung, sondern eine Fortsetzung und Umgestaltung des früheren philosophisch-ästhetischen Seminars, welches der Ästhetiker Professor Wilbrandt (der Vater Adolf Wilbrandts) geleitet hatte. Die Mitglieder waren anfänglich zumeist Theologen und Juristen, später änderte sich das, da wurden es der Glieder aus der philosophischen Facultät mehr und mehr, bis diese überwogen und schließlich die ausschließlichen wurden. Bartsch las im Seminar vorzugsweise Mittelhochdeutsch. Aus diesem Kreise wurden auch die meisten Themata zu schriftlichen Arbeiten genommen. Im Anfang behalf sich das Seminar ohne eigene Bücher, Bartsch beantragte die Gründung einer Seminarbibliothek, die auch bewilligt wurde und 1864 ins Leben trat. Bartschens systematischer Katalog ist nach den besten bibliothekarischen Principien eingerichtet. Seine Anordnung ist aus der knappen Beschreibung der Bibliothek in meiner Denkschrift zu ersehen. Von den von Bartsch als Director des deutsch-philologischen Seminars gestellten Preisaufgaben wurde leider nur eine gelöst, aus welcher die schon genannte Schrift über die meklenburgische Grammatik von Nerger hervorging.

Ostern 1871 ging Bartsch an des verstorbenen Holtzmann Stelle nach Heidelberg. Er hatte wie dieser die germanische Philologie zu vertreten, daneben aber nicht die allgemeine Sprachwissenschaft und das Sanskrit, sondern das Romanische. Seine Verpflichtung war also der in Rostock gleich, aber ein Seminar fand er nicht vor. In den ersten Semestern begnügte er sich mit Übungen, die er selbst veranstaltete, bewirkte aber auch die Gründung eines Seminars, welches mit dem Sommersemester 1874 begonnen wurde. Während in Rostock das Seminar ein deutsch-philologisches war, setzte Bartsch im Einklang mit seiner akademischen Doppelstellung die Gründung eines Seminars für neuere Sprachen durch, welches später den Namen eines germanisch-romanischen erhielt. An ihm wirkten unter Bartschens Leitung auch die andern Vertreter, Professoren und Docenten, der betreffenden Fächer. Für wie wichtig er die Seminarthätigkeit er-

[1]) Denkschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des deutsch-philologischen Seminars auf der Universität zu Rostock am 11. Juni 1883. Rostock 1883. gr. 4°.

achtete und wie verständnißvoll und praktisch er die Übungen einzurichten verstand, davon giht der Vortrag, den er auf der Karlsruher Philologenversammlung (1882) über die Gründung germanischer und romanischer Seminare und die Methode kritischer Uhungen hielt, glänzendes Zeugniß. In seinem Seminar wirkte er höchst anregend und ersprießlich; nicht nur gewannen die, welche die Lehrerlaufbahn einzuschlagen beahsichtigten, durch ihn eine treffliche Vorhildung, sondern auch Fachgelehrte sind aus seinen Händen hervorgegangen. Dennoch war das Seminar nicht in solchem Maße wie in Rostock der Schwerpunkt seines Wirkens. An der viel größeren Universität waren auch seine Vorlesungen ungleich mehr hesucht, und wegen Mangels an Theilnahme brauchte keine anszufallen. Wir heschränken uns auf die Angabe seiner deutschen Collegia. Er las über Literatnrgeschichte alter und neuer Zeit, Grammatik, Metrik, Mythologie, erklärte Ulfilas, die Edda, die Nibelnngen, den Parzival, Walthers Lieder, Minnesinger, Goethes Faust. Eine Vorlesung hebe ich besonders hervor, weil das Thema, so viel mir hewußt, vorher in Deutschland niemals gewählt worden ist, das ist die Encyklopädie der germanischen Philologie. Im Seminar wnrden in der deutschen Ahtheilung hesonders textkritische Übungen veranstaltet, aber auch Otfried, auch Angelsächsisch wurde getrieben. Rechnet man nun die verschiedenen romanischen Collegien historischer und exetischer Gattung sowie die dazu gehörigen Übungen hinzu, so kann man füglich sagen, daß es wenige Docenten gegehen hahen wird, die Bartsch an Fülle und Vielseitigkeit des Lehrstoffes gleichgekommen sind. So ist er auch als akademischer Lehrer eine eigenartige Erscheinung, wie sie nicht wiederkehren wird. Ein Ersatz, ein völliger Ersatz für ihn ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Docent, der wie er die germanische nnd die romanische Philologie verbindet, kann nicht mehr gefunden werden. In dieser Erkenntniß ist für das deutsche Fach hereits ein Nachfolger berufen worden; es wird sich nun darum handeln, in Heidelberg anch eine ordentliche Professnr für das Romanische zu gründen. Die Vertreter dieser heiden Disciplinen werden sich in die Leitung des von Bartsch gegründeten Seminars zu theilen haben. Mögen sie einmüthig im Sinne ihres großen Vorgängers weiter wirken! —

Kehren wir nnn znrück zu Bartschens gelehrter Thätigkeit und werfen wir mit Beziehung auf einzelne seiner Werke auch einen Blick in die Zukunft! Die Germania möge vor Allem den Freunden und Anhängern des Geschiedenen empfohlen sein! Es wird insbesondere der Wunsch geäußert werden dürfen, daß die Bibliographie der letzten

Jahre noch nachgeliefert werden möge. Eine Lücke würde doch allzusehr fühlbar sein. Eine sehr lohnende Aufgabe müßte nach meinem Bedünken einem jüngern Germanisten erwachsen, wenn er im Zusammenhange die metrischen Lehren Bartschens darstellen, erläutern und kritisiren wollte. Ob der kritische Apparat zu Wolfram mit dem neuhinzugekommenen nicht unbeträchtlichen Material, welches Bartsch zu seiner Ausgabe benutzte, von einem Andern gegeben werden kann, falls sich Vorarbeiten im Nachlasse nicht vorfinden, erscheint allerdings fraglich. Dagegen wäre die Besprechung einzelner von Lachmann abweichender Stellen wohl möglich und in hohem Grade erwünscht. Der Katalog der Heidelberger Handschriften ist durch Bartschens Erkrankung nicht so vollständig ausgefallen, wie es in seinen Wünschen lag; wie uns im Vorworte berichtet wird, sollen Nachträge folgen. Von einem großangelegten Unternehmen hat uns Bartsch nur eine Probe gegeben, nämlich einen kleinen Anfang (A—AL) eines Verzeichnisses altdeutscher Gedichte nach den Eingängen in seinen Beiträgen zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur (Straßburg 1886). Dieses Verzeichniß verdient unter allen Umständen fortgesetzt und vollendet zu werden. Finden sich im Nachlasse nicht noch weitere Stücke? Ein solches Verzeichniß würde ein höchst praktisches Repertorium sein. Aber es würde auch von sehr beträchtlichem Umfang werden. Ist es einem Einzelnen möglich, dieser Aufgabe völlig zu genügen? Müßte da nicht Arbeitstheilung eintreten? Und eine weitere Frage: würden sich nicht auch stoffliche Theilungen empfehlen? Liedanfänge überwiegen weitaus, sollen die Epen und Dramen mit eingereiht werden oder stehen sie nicht besser besonders? Das wäre wohl ein Thema zur Besprechung auf einer Philologenversammlung. Zunächst aber wäre es erwünscht, wenn einer der Freunde eine Mittheilung darüber machen könnte, wie sich Bartsch das ganze Verzeichniß gedacht hat.

Das letzte Werk, dessen Titel den Namen Karl Bartsch enthält, ist meine Ausgabe des Frauendienstes, die den 6. und 7. Band der von ihm herausgegebenen Deutschen Dichtungen des Mittelalters bildet. Die Jahreszahl 1888 ist sein Todesjahr. Ihm war es leider nicht mehr möglich, mein Werk mit seiner Fürsorge zu begleiten. Die letzte Zuschrift, die ich von ihm empfing, enthielt einen Glückwunsch zur Vollendung meiner Ausgabe zugleich mit der Nachricht, daß er ein Exemplar an Reinhold Becker zur Recension für die Germania gesandt habe. Dann setzte er hinzu: „Ich lebe ein schweres Leben.“

Von seiner Bürde, die so oft sein Leben beschwerte und die ihn zuletzt so schmerzlich niederdrückte, ist er nun befreit durch den erlösenden Tod. Wie sehr wir aber auch sein schweres Leben beklagen, so fühlen wir uns doch erhoben in dem Bewußtsein, daß wir ihn, dessen Verlust wir so tief empfinden, doch besitzen durften, und daß wir ihm so unendlich viel verdanken. Sein ganzes Leben war nicht schwer; es ist trotz vielen Leides nach den Worten des Psalmisten ein köstliches Leben gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen. Sein Andenken bleibe in Segen!

ROSTOCK, Anfang April 1888. REINHOLD BECHSTEIN.

VERZEICHNISS DER SELBSTÄNDIG ERSCHIENENEN GERMANISTISCHEN SCHRIFTEN KARL BARTSCHS[1]).

Karl der Große von dem Stricker hgb. von Dr. K. Bartsch, Conservator der Bibliothek am Germanischen Museum. Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. Bd. 35. Quedlinburg u. Leipzig, Gottfr. Basse, 1857. XCVI, 432 S. 8.

Die Erlösung mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen hgb. von K. Bartsch. Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. Bd. 37. Quedlinburg u. Leipzig, Gottfr. Basse, 1858. LXX, 381 S. 8.

Berthold von Holle, hgb. von K. Bartsch. Nürnberg, Bauer und Raspe, 1858. LXXVII, 250 S. 8.

Mitteldeutsche Gedichte, hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. LIII. Stuttgart 1860. XXXVI, 229 S. 8.

Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter, von K. Bartsch. Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. Bd. 38. Quedlinburg u. Leipzig, Gottfr. Basse, 1861. CCLX, 501 S. 8.

Meleranz von dem Pleier hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. LX. Stuttgart 1861. 387 S. 8.

Über Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage von K. Bartsch. Nürnberg, Bauer und Raspe, 1861. VIII, 391 S. 8.

Meisterlieder der Kolmarer Handschrift hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. LXVIII. Stuttgart 1862. 734 S. 8.

---

[1]) Dabei konnte ein von der Verlagsbuchhandlung Carl Gerold's Sohn gütigst zur Verfügung gestelltes Verzeichniß von 31 Schriften Bartschs verglichen werden. Ein vollständiges Verzeichniß auch der in Journalen enthaltenen Aufsätze sowie der romanistischen Schriften soll später folgen.

Deutsche Liederdichter des XII.—XIV. Jahrhunderts. Eine Auswahl von K. Bartsch. Leipzig, G. J. Göschen, 1864. LXVI, 390 S. 8. 2. vermehrte und verbesserte Anflage. Stuttgart, Göschen, 1879. LXXIV, 407 S. 8.

Kudrun. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Auflage 1865, 4. Aufl. 1880. (XXVIII, 357 S. 8.)

Untersuchungen über das Nibelungenlied von K. Bartsch. Wien, Wilhelm Braumüller, 1865. XII, 385 S. 8.

Das Nibelungenlied. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 3. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Auflage 1866. 5. Anflage ib. 1879. XXVI, 420 S. 8.

Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Vortrag, gehalten am Geburtstage Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz am 28. Februar 1867 von Dr. K. Bartsch, ord. Professor der deutschen und romanischen Philologie, derzeitigem Rector der Universität Rostock. Leipzig, C. W. Vogel, 1867. 28 S. 8.

Der Saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Beitrag zur vergleichenden Metrik von K. Bartsch. Leipzig, B. G. Teubner, 1867. 62 S. 8.

Das Nibelungenlied. Übersetzt von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Anflage 1867, 2. Aufl. 1880. XXII, 858 S. 8.

Das Fürstenideal des Mittelalters im Spiegel deutscher Dichtung. Rectoratsrede am 28. Februar 1868 von Dr. K. Bartsch, ord. Professor der deutschen und romanischen Philologie, derzeitigem Rector der Universität Rostock. Leipzig, C. W. Vogel, 1868. 36 S. 8.

Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung dargestellt von K. Bartsch, ord. Professor der deutschen und romanischen Philologie, derzeitigem Rector der Universität Rostock. Rostock, Stiller'sche Hofbuchhandlung, 1868. VI, 245 S. 8.

Germania. Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde. Begründet von Franz Pfeiffer hgb. von K. Bartsch. Bd. 14—32. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1869—1887. 8.

Herzog Ernst hgb. von K. Bartsch. Wien, Wilhelm Braumüller, 1869. CLXXII, 308 S. 8.

Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche, hgb. von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2 Theile. Theil I 1870 (Text), Theil II, 1. Hälfte (Lesarten), 1876, 2. Hälfte (Wörterbuch), 1880 S. 8.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Hgb. von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Fr. Pfeiffers, von K. Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, v. Laßberg und Uhland. Wien, Wilhelm Braumüller, 1870. CVII, 342 S. 8.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 9—11. Leipzig, F. A. Brockhaus 1870—1871. 2. Auflage 1875—1877. 3 Bände in 8. XXXVI, 362; 314; 318 S.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1871—1874. 5 Bände in 8. VIII, 642; X, 716; VII, 678; VIII, 670; VI, 887 S.

Reinfrid von Braunschweig hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CIX. Tübingen 1871. 831 S.

Konrads von Würzburg Partonopier und Melinr. Turnei von Nantheiz. Sant Nicolans. Lieder und Sprüche. Aus dem Nachlasse von Franz Pfeiffer und Franz Roth hgb. von K. Bartsch. Wien, Wilhelm Braumüller, 1871. XVI, 434 S. 8.

Germanistische Studien. Supplement zur Germania hgb. von K. Bartsch. 2 Bde. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1872 u. 1875. 316; 316 S. 8.

August Kobersteins Geschichte der deutschen Nationalliteratur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. 5. umgearbeitete Auflage von K. Bartsch. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1872—1873. 5 Bände 8. (X, 454; 332; 498; XV, 955; XX, 596 + 156 S.) 6. Auflage, Bd. I, ibid. 1884 (XII, 480 S.).

Wanderung und Heimkehr. Gedichte von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874. VIII, 266 S. kl. 8.

Das Rolandslied. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Bd. 3. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874. XXII, 382 S. 8.

Das Nibelungenlied. Schulausgabe mit einem Wörterbuch von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874, 2. Auflage 1880. 299 S. 8.

Kudrun. Schulausgabe mit einem Wörterbuch von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1875. 8.

Walther von der Vogelweide. Schulausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Anflage 1875, VIII. 156 S. 8. 2. Aufl. 1885, VIII, 156 S. 8.

Diu Klage mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften hgb. von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1875. XXIII, 224 S. 8.

Demantin von Berthold von Holle hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CXXIII. Tübingen 1875. 400 S. 8.

Anmerkungen zu Konrads Trojanerkrieg von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CXXXIII. Tübingen, 1877. XXX, 489 S. 8.

Hugo von Montfort hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CXLIII. Tübingen 1879. 234 S. 8.

Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Gesammelt und herausgegeben von K. Bartsch. 2 Bände. Wien, Wilhelm Braumüller 1879 und 1880. XXV, 524; VI, 508 S. 8.

Walther von der Vogelweide. Hgb. von Franz Pfeiffer. 3. bis 6. Auflage hgh. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 1. Leipzig, F. A. Brockhaus. 3. Anflage 1870 (LXIV, 344), 6. Auflage 1880.

Romantiker und germanistische Studien in Heidelherg 1804—1808. Rede znm Gehnrtsfest des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich von Baden nnd zur akademischen Preisvertheilung am 22. Novemher 1881 von Dr. K. Bartsch, großherzogl. Badischem Geh. Hofrath etc. etc. derzeit Prorector. Heidelherg, Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning, 1881. 46 S. 4.

Gesammelte Vorträge nnd Aufsätze, von K. Bartsch. Freihurg i. Br. nnd Tühingen, Mohr, 1881. V, 504 S. 8.

Franz Wilhelm Freiherr von Ditfnrth: Die historisch-politischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges. Ans fliegenden Blättern, sonstigen Druckwerken und handschriftlichen Quellen gesammelt und nehst den Singweisen znsammengestellt. Herausgegehen von K. Bartsch. Heidelberg, C. Winter, 1882. XVI, 355 S. 8.

Aus der Kinderzeit. Bruchstück einer Biographie von K. Bartsch. Tübingen ohne Jahr (1882). 32 S. 8.

Lied von eines Stndenten Anknnft in Heidelberg, von Clemens Brentano. Mit Vorwort nnd Anmerknngen heransgegeben von K. Bartsch. (Nendrncke aus dem Mohr'schen Verlage, Heft 1.) Freihurg i. Br. nnd Tühiugen, Mohr 1882. 24 S. 8.

Die Brüder Grimm. Festrede gehalten am 4. Jannar 1885 zu Hanau. ln erweiterter Gestalt hgh. von K. Bartsch. Frankfurt a. M., Rütten und Loening, 1885. 31 S. 8.

Die Schweizer Minnesänger. Mit Einleitung und Anmerkungen hgh. von K. Bartsch. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Bd. 6. Franenfeld, J. Huher, 1886. CCXX, 474 S. 8.

Die altdentschen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelherg. Verzeichnet und heschrieben von K. Bartsch. Katalog der Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelherg. Bd. 1. Die altdentschen Handschriften. Heidelberg, Gnstav Köster, 1886. VI, 224. 4.

GUSTAV EHRISMANN.

KARL BARTSCH ALS ROMANIST.

Die romanistische Thätigkeit Bartschens zeigt so ziemlich denselben Charakter wie seine germanistische: dieselbe Beschränkung, dieselben Vorzüge, dieselben Fehler. Bartschens romanistische Forschungen bewegen sich fast durchweg innerhalb eines fest abgeschlossenen Kreises: Textedition, Textkritik, Literaturgeschichte und Metrik. Aus diesem Kreise trat Bartsch nur ganz vereinzelte Male heraus. Wenn ich hier gleich von vornherein feststelle, wie Bartsch sich in seiner Wirksamkeit als Romanist beschränkte, so soll damit in keiner Weise ein Tadel ausgesprochen sein. Gerade darin zeigt sich der rechte große Gelehrte, daß er sich über Art und Begrenzung seiner Begabung genau Rechenschaft gibt und danach den Kreis seiner Thätigkeit zieht. Wenige aber gibt es, die auf dem umzeichneten Gebiete den Kreis wiederum so weit gezogen haben wie Bartsch, und wie er das Doppelgebiet des Germanischen und Romanischen beherrschen. Was Bartsch innerhalb des bewußt umschriebenen Kreises geleistet hat, das zeigt in mehr als einer Beziehung die hohe, glänzende Begabung, welche dem Verstorbenen eignete. Besonders tritt dieselbe in seinen textkritischen Arbeiten zu Tage: außerordentliche Belesenheit in altprovenzalischer und altfranzösischer Literatur, und in Folge davon ausgedehnte und tiefe Vertrautheit mit Sprachschatz und Sprachgebrauch, eine seltene Fähigkeit, sich in Charakter und Art eines Schriftstellers hineinzuleben, ein kritischer Blick, der zuweilen sogar etwas Divinatorisches hatte — all das sind Eigenschaften, die ihn für eine fruchtbare Thätigkeit in der angedeuteten Richtung ganz hervorragend veranlagten: und so sind denn auch auf romanischem Gebiete seine textkritischen Arbeiten als die bedeutendsten hervorzuheben. Daneben bergen seine metrischen und literarhistorischen Untersuchungen eine Fülle von Gelehrsamkeit und Anregung: manches seiner Bücher, wie z. B. sein „Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur“, wird noch geraume Zeit Ausgangspunkt und Unterlage für die philologische Arbeit auf dem betreffenden Gebiete bleiben. Und wie groß ist die Zahl dieser Werke, welche wir der nie ermüdenden Arbeitskraft Bartschens verdanken! Er gönnte sich niemals Ruhe. War ein Werk vollendet, eine Untersuchung abgeschlossen und zum Druck gegeben, so ging es an die Ausarbeitung von weiteren; ja nicht selten beschäf-

tigten Bartsch mehrere Arbeiten zu gleicher Zeit. Hier stoßen wir aber auch auf die Quelle der Mängel in Bartschens wissenschaftlicher Thätigkeit. Das rastlose Streben, das ihn von Publication zu Publication trieb, diese von Hause aus gute Eigenschaft, mußte, übertrieben, zu einem Fehler umschlagen Oft fehlte es Bartsch an der für eine wirklich fruchtbringende wissenschaftliche Bethätigung nothwendigen Ruhe und Sammlung. Manches, was er veröffentlichte, war nicht genügend ausgereift, und ließ daher an Gründlichkeit und Sauberkeit zu wünschen übrig. In der Hast, mit der Bartsch die Früchte seiner Arbeit Andern zugänglich zu machen bemüht war, ging ihm schließlich »die Lust zu vollendender Arbeit« verloren, wie sich Adolf Tobler einmal in einer Recension über Bartschens »Alte französische Volkslieder« ganz treffend ausdrückte.

Dasjenige Gebiet der romanischen Philologie, für das Bartsch eine ganz besondere Vorliebe hatte, und zu dem er immer wieder zurückkehrte, war die provenzalische Literatur, speciell die Poesie der Troubadours. Wie unser Altmeister Diez seine romanistische Thätigkeit mit jenen zwei epochemachenden Arbeiten über die »Poesie der Troubadours« und »Leben und Werke der Troubadours« eröffnete, so begann auch Bartsch, angeregt durch die genannten Werke von Diez und gefördert durch den persönlichen Verkehr mit Mahn in Berlin (1851—53), mit Publicationen, welche dem Gebiete des Provenzalischen angehören. Ein Plan, der Bartsch von seinem ersten wissenschaftlichen Auftreten an bis zu seinem Tode beschäftigte, und zu dem sich alle seine provenzalischen Veröffentlichungen eigentlich nur als Parerga verhalten, war die Gesammtausgabe aller überlieferten provenzalischen Troubadour-Biographien und Troubadour-Dichtungen. Besonders in den letzten Lebensjahren Bartschens stand dieser Plan im Vordergrund seiner Arbeiten und nichts wünschte er sehnsüchtiger, als diesen Plan noch verwirklicht zu sehen. Schon waren Unterhandlungen mit dem Verleger gepflogen, und ich weiß mich noch wohl zu erinnern, wie er vor einigen Jahren freudestrahlend mir verkündete, dass er einen Band »Biographien« in Kürze druckfertig zu stellen hoffe. Mit Bedauern sahen wir Freunde jedoch, wie Bartsch von der Ausführung dieser Arbeit, zu welcher er wie kein zweiter berufen war, und von der wir das schönste erwarten durften, immer und immer wieder durch andere oft mühsame und zeitraubende Arbeiten abgezogen wurde; Arbeiten freilich, denen er sich zu einem großen Theile, wie wir anerkennen mußten, nicht gut entziehen konnte, und die auf sich zu nehmen, er gewisse moralische Verpflichtung hatte:

ich erinnere an den Katalog der Heidelberger germanistischen Handschriften, der zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1886 erschien. So kam es, daß der unerbittliche Tod Bartsch ereilte, ehe von der geplanten Gesammtausgabe der Troubadours etwas zum Druck befördert werden konnte. Für diesen schmerzlichen Verlust müssen uns die erwähnten Parerga entschädigen, welche Bartsch während der dreissig Jahre seiner Gelehrtenlaufbahn in großer Zahl zu Tage förderte. Ich hebe aus dieser Zahl im Folgenden das Wichtigste heraus.

Schon gleich die erste provenzalische Publication Bartschens muß insofern als hochbedeutend bezeichnet werden, als sie, wie wenig andere dazu beigetragen hat, das Interesse an provenzalischer Sprache und Literatur in Deutschland zu fördern. Ich meine das 1855 erschienene »Provenzalische Lesebuch«. Bartsch gibt darin einen kurzen, grundrißartigen Überblick über die provenzalische Literatur, ferner eine dem Inhalte nach geordnete Auswahl von Texten mit den Lesarten dazu, vieles zum ersten Male, nach den Handschriften, nebst knappem Wörterbuch. In einer Zeit, wo romanische Texte noch meist ziemlich dilettantisch, ohne feste kritische Methode edirt wurden, war das Lesebuch eine hervorragende wissenschaftliche That, welche den künftigen Herausgebern provenzalischer und altfranzösischer Texte die richtigen Wege wies. In noch höherem Maße geschah dies durch Bartschens Ausgabe von »Peire Vidals Liedern« (1857). Hier wurde zum ersten Male auf romanischem Gebiete unternommen, den Urtext der sämmtlichen Werke eines Dichters auf Grund des ganzen Handschriftenmaterials — soweit es damals zugänglich — herzustellen. Der Dilettantismus auf diesem Gebiete war gebrochen und ein Muster strenger textkritischer Methode auch innerhalb der romanischen Philologie gegeben, wie es Lachmann zuvor den Germanisten für die Herausgabe altdeutscher Literaturwerke gegeben hatte. — Derselben Zeit (1856) gehört noch die Sammlung von »Denkmälern der provenzalischen Literatur« an, die Bartsch als 39. Band der Publicationen des Stuttgarter Literarischen Vereins erscheinen ließ. Der Herausgeber vereinigt hier eine Anzahl ungedruckter provenzalischer Literaturdenkmäler, die er selbst auf einer wissenschaftlichen Reise in Frankreich und England in den Jahren vorher aus den Handschriften copirt hatte; wenn auch der eine oder andere der hier mitgetheilten Texte dem heutigen Stande unserer provenzalischen Kenntnisse gemäß einer neuen Ausgabe bedürftig erscheinen mag, so bewährte doch Bartsch auch in diesem Werke sein kritisches Talent aufs beste. Im

Zusammenhang mit den genannten provenzalischen Veröffentlichungen steht noch ein 1857 erschienener Aufsatz über die »Reimkunst der Troubadours« (Jahrbuch für roman. und engl. Literatur, I, 171), mit dem sich Bartsch als romanischer Metriker gut einführte.

Als Bartsch in der Mitte der sechziger Jahre in die Lage versetzt wurde, von seinem provenzalischen Lesebuche eine neue Auflage zu bearbeiten, da zog er es vor, die Literaturübersicht von der Textsammlung nebst Glossar zu trennen, und durch eine Erweiterung der beiden Bestandtheile entstanden zwei ganz neue Werke: seine »Chrestomathie provençale accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire« (1868) und sein »Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur« (1872). Die Chrestomathie unterscheidet sich von dem Lesebuche zunächst vortheilhaft durch größere Zahl und reichere Mannigfaltigkeit der in chronologischer Folge mitgetheilten Texte: alle Gattungen der provenzalischen Literatur, vom ältesten Denkmal, dem Boethiusfragment, an bis zum 15. Jahrhundert, sind durch charakteristische Proben vertreten, darunter auch diesmal wieder manches bis dahin noch unedirte. Ein willkommenes Plus gegenüber dem Lesebuche bildet ferner die provenzalische Grammatik — wie der Titel angibt — oder besser — wie vor dem betreffenden Abschnitte zu lesen ist — das Tableau sommaire des flexions provençales, das Bartsch außer dem Glossar diesmal den Texten noch beifügte: so wurde alles geboten, was zum Verständnisse der Texte dienen konnte. Die letzteren sind kritisch hergestellt, meist unter Benutzung des ganzen oder doch fast ganzen Lesartenapparates. Daß die kritischen Bemühungen des Herausgebers nicht überall von gleichem Erfolge begleitet waren, ist bei der Schwierigkeit der Materie verständlich: vieles ist zur Besserung und Aufhellung von andern bis heute beigesteuert worden, manches wird noch beizusteuern bleiben. Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß manche fragliche Stelle schon durch Bartsch mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln hätte aufgeklärt werden können, wenn er allen Theilen seines freilich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Stimmungen entstandenen Werkes die gleiche Sorgfalt und Vertiefung hätte angedeihen lassen. Und wie ein Theil der Texte, so trägt vor allem das Glossar Spuren etwas übereilter Arbeit. Bei manchen Wörtern ist eine Bedeutung angegeben, mit der man sich vergeblich bemühen wird, einen Sinn in die betreffende Stelle zu bringen: man bekommt den Eindruck, daß Bartsch sich an verschiedenen Stellen mit einem nur oberflächlichen Verständniß zufrieden gegeben hat. Die Formenlehre ver-

zeichnet im wesentlichen nur die in der Chrestomathie vorkommenden Formen, gewährt aber immerhin einen nützlichen Überblick. Leider sind aber auch hier Flüchtigkeitsfehler nicht selten; die Anordnung ist, besonders da, wo es sich um verschiedene Gestaltung einer und derselben Form handelt, oft eine unglückliche und principlose, welche die historischen und genetischen Verhältnisse nicht selten auf den Kopf stellt. Es zeigt sich hier wie anderswo, wie wenig linguistische Forschung der Eigenart Bartschens entsprach. Bedauerlicherweise sind von den angedeuteten Mängeln der Chrestomathie in den weiteren Auflagen nur wenige beseitigt, so daß dieselbe dem Stande der Forschung von heute in vieler Beziehung nicht mehr entspricht. Jene im Laufe der Zeit stets gewachsene Hast und Überstürzung, mit der sich Bartsch — wie oben erwähnt — an neue und immer neue, dazu oft schwierige Aufgaben machte, entfremdete ihm zum Theile in der Folgezeit seine älteren Werke, und er brachte der Bearbeitung von neuen Auflagen nicht immer jene Liebe zur Sache, jene Sammlung und ruhige Überlegung entgegen, wie sie für die Vervollkommnung, Besserung und Feilung einer Arbeit nun einmal nöthig sind. Aber trotz alledem darf man der provenzalischen Chrestomathie nachrühmen, daß sie eins der nützlichsten Bücher der romanischen Philologie gewesen ist. — Das gleiche Prädicat verdient auch der aus der Einleitung zum provenzalischen Lesebuche entstandene „Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur“. Derselbe gibt eine gedrängte, aber annähernd vollständige Inventarisirung alles dessen, was von provenzalischer Literatur bis zum Jahre 1872 bekannt geworden war. In drei Perioden (10. und 11., 12. und 13., 14. und 15. Jahrhundert) eingetheilt, nach den verschiedenen Gattungen geordnet, wird die provenzalische Literatur vorgeführt, mit kurzen Ausblicken auf die Entwickelung von Sprache und Vers, auf die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse. Überall wird die an die Denkmäler sich knüpfende wissenschaftliche Literatur, soweit sie irgend Beachtung verdient, angegeben. Als Anhang ist ein alphabetisches Verzeichniß der lyrischen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts beigefügt: Bartsch verzeichnet darin sämmtliche damals bekannten Troubadourgedichte nach ihren Anfangsworten, gibt an, in welchen Handschriften dieselben enthalten sind, wo sie gedruckt zu finden sind u. s. w. Die reiche Fülle von meist zuverlässigen Nachweisen, welche hier auf dem knappen Raume von etwas über 200 Seiten geboten wird, hat zur Folge gehabt, daß der Grundriß noch jetzt — trotz der Ergänzungen und Berichtigungen, welche der Fortschritt der provenzalischen Philologie seit 1872 heute für das Buch nöthig

machen würde — eins der unentbehrlichsten Hilfsmittel des Romanisten ist, von unschätzbarem Werthe vor allem für den, der sich speciell mit provenzalischer Literatur philologisch beschäftigen will.

Abgesehen von den im vorstehenden etwas eingehender besprochenen wichtigeren Arbeiten auf provenzalischem Gebiete verdanken wir Bartsch noch eine Reihe kleinerer Beiträge zur provenzalischen Literaturforschung, die durchweg zu einer Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntniß des Provenzalischen beigetragen haben. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auch diese Arbeiten einzeln zu besprechen und eine Würdigung des Verdienstlichen in denselben zu geben. Um jedoch zu zeigen, wie Bartsch seinem Lieblingsgegenstande stets treu geblieben ist, und wie er jenes große Ziel einer Gesammtausgabe der Troubadourdichtungen nie aus den Augen verlor, mögen hier wenigstens die Titel der hauptsächlichsten Arbeiten stehen. In erster Linie verdient genannt zu werden Bartschens treffliche Ausgabe des nach so vielen Richtungen hin (auch für die Geschichte der Troubadourdichtung) hochinteressanten provenzalischen, geistlichen Schauspiels von der »Sancta Agnes« (1869). Eine große Zahl hierhergehöriger Aufsätze enthält das Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur, als dessen eifriger Mitarbeiter in selbständigen Aufsätzen und in Besprechungen Bartsch sich dauernd bethätigte. Ich nenne die zwei Essays über »Garin den Braunen« (Bd. III) und »Guillem von Berguedan« (Bd. VI, auch in »Gesammelte Vorträge und Aufsätze«), ferner »Beiträge zu den romanischen Literaturen« (Band XI), »Zur provenzalischen Literatur« (Band XII), endlich die Untersuchung über »Die Quellen von Johannes Nostradamus« (Band XIII). Erwähnt seien im Anschlusse daran auch die Mittheilungen über den catalanischen »Cançoner d'amor« der Pariser Bibliothek (Band II). Nach dem Eingehen des Jahrbuchs entfaltete Bartsch die gleiche reiche Thätigkeit als Mitarbeiter der von Gröber herausgegebenen Zeitschrift für romanische Philologie. Auch hier legt eine große Reihe von Recensionen und selbständigen Artikeln von jener dauernd der provenzalischen Literatur durch Bartsch gewidmeten Aufmerksamkeit und Thätigkeit Zeugniß ab. Ich erwähne »Zwei provenzalische Lais« (Band I), »Die provenzalische Liederhandschrift Q« (Band IV) u. s. w. Daß Bartsch nach alledem der berufenste Neuherausgeber von Diez' »Poesie der Troubadours« und »Leben und Werke der Troubadours« (1882 und 1883) war, dürfte wohl außer jedem Zweifel stehen.

Nicht ganz so zahlreich wie auf provenzalischem Gebiete, aber nicht minder fördernd und bedeutsam waren Bartschens Arbeiten auf französischem Gebiete. Seine Thätigkeit hier zeigt viel Verwandtschaft mit derjenigen, die wir soeben kennen gelernt haben: der Kreis von Aufgaben und Fragen, denen er hier sein Interesse zuwendet, ist der gleiche wie dort. Neben die Provenzalische Chrestomathie stellt sich hier die »Chrestomathie de l'ancien français (VIII—XV^{e} siècle) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire« (1866). Die Anlage ist, wie schon aus dem Titel erhellt, dieselbe, wie bei der provenzalischen Chrestomathie. Sogar die gleichen Vorzüge und Mängel kehren wieder, hier wie dort. Auch hier eine geschmackvolle, glückliche Auswahl von Bruchstücken aus allen Gattungen altfranzösischer Literatur mit zumeist guter Textherstellung; auch hier ein das Verständniß der Texte förderndes Verzeichniß der Flexionsformen nebst Glossar. Aber auch hier vermißt man wieder jene »Lust zu vollendender Arbeit«, die bis ins kleinste hinein sorgsam verfährt: das Glossar und vor allem der grammatische Theil weisen bis in die neuesten Auflagen hinein eine Menge von unrichtigen und verwirrenden Angaben auf. Überhaupt kann, was von den späteren Auflagen der provenzalischen Chrestomathie oben gesagt wurde, hier von der altfranzösischen nur wiederholt werden. Immerhin sind die Vorzüge der letzteren doch so zahlreiche und so große, daß das Werk berufen wurde, eines der förderlichsten Hilfsbücher des Romanisten zu werden: wohl für die größte Mehrzahl derjenigen, die in den letzten 20 Jahren romanische Philologie studirt haben, ist Bartschens Chrestomathie eine Zeit lang der Führer gewesen. — Neben dieser älteren, 1884 in fünfter Auflage erschienenen altfranzösischen Chrestomathie ließ Bartsch 1887, der Aufforderung eines Pariser Verlegers nachgehend, eine zweite Sammlung altfranzösischer Texte erscheinen: »La langue et la littérature françaises depuis le IX^{ème} siècle jusqu'au XIV^{ème} siècle«. In der Anlage unterscheidet sich das neue Werk von dem früheren kaum: auch hier Texte, Grammatik und Glossar; wohl aber in der Ausführung. Einmal hat Bartsch den grammatischen Theil nicht selbst bearbeitet: in richtiger und von ihm selbst eingestandener Erkenntniß davon, daß eine solche grammatische Darstellung nicht ganz in den Kreis seiner Neigungen und seiner Begabung fiel, hat er dieselbe einer berufeneren Feder, der von Adolf Horning, anvertraut. Die Textsammlung bietet Bruchstücke altfranzösischer Literatur bis zum 14. Jahrhundert, während die ältere Chrestomathie noch das 15. Jahrhundert mit hereinzieht. Fand somit nach einer Richtung hin eine

Beschränkung statt, so konnte dafür nach anderer Richtung eine Erweiterung und Ausdehnung des Planes Platz greifen. Die Texte sind zahlreicher und vor allem umfangreicher. Während die oft kleinen Bruchstücke in der älteren Chrestomathie bisweilen eine nur unvollkommene Vorstellung von dem Inhalt und Charakter des betreffenden Literaturdenkmals vermitteln können, führen die hier gebotenen größeren Abschnitte aus den einzelnen geschickt gewählten Denkmälern weit besser und tiefer in den reichen Inhalt der altfranzösischen Literatur ein. Texte und Glossar sind freilich auch diesmal nicht frei von Fehlern: allein man muß sich erinnern, daß Ausführung und Druck des Werkes zum Theile schon in eine Zeit fällt, als Bartsch von schwerer Krankheit bereits heimgesucht wurde.

Wie auf provenzalischem, so ist auf nordfranzösischem Gebiete es wiederum die Lyrik, die Bartsch besonders anzieht: die engen Beziehungen, welche zwischen altdeutscher, altprovenzalischer und altfranzösischer Lyrik bestehen, mußten Bartsch von einem Gebiete zum andern führen. Dieser Beschäftigung mit nordfranzösischer Lyrik ist vor allem die Ausgabe der »Altfranzösischen Romanzen und Pastourellen« (1870) zu danken. Die Kritik fand zwar manches an dem Buche auszusetzen, einiges mit Recht, anderes mit Unrecht (vgl. Brakelmann in Zeitschrift für deutsche Philologie, Ergänzungsband und Bartschens Antikritik im Jahrbuch, Bd. XIV). Wie es sich aber auch mit den Ausstellungen, die gemacht wurden, verhalten mag, so läßt sich jedenfalls nicht bestreiten, daß Bartschens Ausgabe das Verdienst hatte, jene eigenartigste Schöpfung nordfranzösischer Lyrik zuerst allgemeiner zugänglich gemacht zu haben. — Einmal hat Bartsch übrigens auch zu verschiedenen strittigen Fragen aus der Geschichte des altfranzösischen Epos Stellung genommen. Es geschah dies in zwei umfänglichen Recensionen über Léon Gautiers Epopées françaises (Revue critique 1866, II, und 1867, II), Recensionen, welche als wichtige Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der altfranzösischen Epik bezeichnet werden dürfen.

Die Forschungen Bartschens über altprovenzalische und altfranzösische Lyrik führten ihn zu Untersuchungen über metrische Fragen. Vieles von diesen Untersuchungen steckt in den Einleitungen und Anmerkungen seiner Ausgaben. Daneben veröffentlichte er jedoch auch selbständige Abhandlungen zur Metrik. Besonders reizte ihn, den Zusammenhängen zwischen den metrischen Formen der verschiedenen Literaturen nachzuspüren. Die Einflüsse, welche französische Sprache und Literatur von Seiten des Keltischen erfahren haben, legten die

Vermuthung nahe, daß auch auf dem Gebiete der metrischen Formen derartige Einflüsse stattgefunden hätten. Bartsch sucht nun in der That solche Einwirkungen nachzuweisen in zwei Aufsätzen: »Ein keltisches Versmaß im Provenzalischen und Altfranzösischen« (Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. II) und »Keltische und romanische Metrik« (Ebd., Bd. III). Allein die Resultate dieser Untersuchungen sind in keiner Weise als gesichert zu betrachten und haben auch den lebhaften Widerspruch von Männern wie Gaston Paris und D'Arbois de Jubainville gefunden (Romania VIII, IX). — In einer weiteren metrischen Abhandlung deckt Bartsch gewisse Wechselbeziehungen zwischen altdeutschen und romanischen dichterischen Formen auf: »Romanische und deutsche Tagelieder« (1865, Abhandlungen des liter. Vereins in Nürnberg, auch in »Gesammelte Vorträge und Aufsätze«, 1883).

Daß sprachgeschichtliche Forschung nicht in den Bereich von Bartschens spezieller Veranlagung fiel, und daß er dies selbst recht wohl wußte und erkannte, wurde schon vorhin bemerkt. Aus diesem Umstande erklärt sich, dass die oben besprochenen zwei Abrisse der provenzalischen und altfranzösischen Formenlehre zu den entschieden minderwerthigen Arbeiten von Bartsch gehören. Und ebenso erklärt sich daraus, daß er, abgesehen von jenen zwei Arbeiten, eigentlich nur ein einziges Mal noch mit einem Beitrag zur romanischen Grammatik hervorgetreten ist. Es ist das sein Vortrag »Vom deutschen Geist in den romanischen Sprachen«, den er auf der 30. deutschen Philologenversammlung 1875 gehalten hat. In den zwar durchaus anregenden Ausführungen dieses Vortrags ist jedoch nur weniges, das vor einer strengeren Prüfung Bestand haben wird. Obwohl somit Bartsch Grammatiker von Beruf niemals war und sein wollte, so ist er doch der Mitentdecker eines bekannten altfranzösischen Lautgesetzes gewesen: das Gesetz, wonach betontes freies *a* des Lateinischen unter bestimmten Voraussetzungen altfranzösisch nicht zu *e*, sondern zu *ie* wird, figurirt heutzutage gewöhnlich unter dem Namen »Bartschens Gesetz« (man vergleiche jedoch über den Antheil, welchen Adolf Mussafia an der Entdeckung hat, Germania, VII, 178, VIII, 51, 369, und Jahrbuch, VII, 115).

Schließlich bleibt, um das Bild von Bartschens romanistischer Thätigkeit zu einem vollständigen zu machen, noch zu erwähnen, wie der Verstorbene auch auf romanischem Gebiete bestrebt war, die Resultate wissenschaftlicher Forschung weiteren Kreisen zu vermitteln. Hierbei kam ihm das mit seiner sonstigen dichterischen Begabung

zusammenhängende treffliche Übersetzertalent sehr zu statten. Zu nennen ist hier in erster Linie Bartschens Dante-Übersetzung (1877). Unter eingestandener Benutzung der früheren Versuche gelang es Bartsch, eine Übersetzung zu schaffen, welche durch ihre Formvollendung bei größter Treue gegenüber der Vorlage alle anderen hinter sich läßt. — In seiner Übertragung »Alter französischer Volkslieder« (1882), von denen er die Originale zum größten Theile selbst einmal in den »Romanzen und Pastourellen«, dann in einer Sammlung französischer Volkslieder des 16. Jahrhunderts (Zeitschrift, Bd. V) veröffentlicht hat, hat Bartsch nicht so durchweg, wie in der »Göttlichen Komödie«, den Ton des Originals getroffen; doch liefert auch hier wieder eine Reihe von Liedern den Beweis von hervorragender Übersetzungskunst.

Ich habe mich gewissenhaft bemüht, in der vorstehenden kurzen Charakteristik von Bartschens romanistischer Wirksamkeit Licht und Schatten gerecht zu vertheilen. Des Todten Fehler zu verschweigen oder auch nur zu vertuschen, wie es wohl hie und da die Art von Nekrologschreibern ist, konnte ich mich nicht entschließen, so wohl es mir gethan haben würde, wenn ich über die wissenschaftlichen Arbeiten des verstorbenen Freundes nur gutes zu sagen gehabt hätte. Allein unbedingt Vollkommenes leistet Niemand, und Bartschens Leistungen auf dem Doppelgebiete der germanischen und romanischen Philologie sind bei alledem derart, daß sie ihm für alle Zeit einen Ehrenplatz unter den ersten Männern seiner Wissenschaft sichern. Seine Verdienste sind so außerordentlich große und dauernde, daß man seine Fehler nicht zu verschweigen braucht. Eine Lüge aber — und das Verschweigen der Fehler wäre eine Lüge — würde das Andenken des theuren Verstorbenen, der stets nach Wahrheit strebte, nur schänden.

FREIBURG i. B, den 19. März 1888.

FRITZ NEUMANN.

LITTERATUR.

Recensionen.

Von **K. B.**

Das Nibelungenlied, herausgegeben von Friedrich Zarncke. 6. Auflage. 12. Abdruck des Textes. Leipzig 1887. Georg Wigands Verlag. CXXXVII u. 445 S.

Mit aufrichtiger Freude begrüße ich diese neueste Auflage von Zarnckes Nibelungen, in der ich eine wesentliche Annäherung an meinen Standpunkt erblicke. Allerdings eine Anzahl von Differenzpunkten besteht noch immer, die ich im Folgenden zur Sprache bringen will.

Was die Heimat des Liedes betrifft, so halte ich auch jetzt an Österreich fest. Denn es bleibt immer der geographische Fehler mit den Vogesen, der erst von dem kundigeren Bearbeiter C gebessert wurde. Es bleibt auffallend, in wie wenig Stationen die Fahrt vom Rhein bis nach Passau abgethan wird, während von hier an eine genaue Ortskenntniß sich verrät. Der Fehler *Zeizenmûre* ist allerdings wol erst durch die Neidhartschen Lieder zu erklären und kann sich also nicht in dem B und C gemeinsamen Originale gefunden haben. Die Handschriften der Klasse B gehen über die Neidhartsche Zeit nicht zurück; besäßen wir ältere, wie von der Klasse C, so würden diese den Fehler nicht enthalten.

In Bezug auf die Handschriftenfrage erkennt Z. an, daß B und C zwei verschiedene Bearbeitungen eines verlorenen Originaltextes sind. Was aber kann der Grund dieser Umarbeitung anders sein als technische Rücksichten, wie Entfernung unreiner Reime? Die ganze formale Entwickelung der Poesie vom 12. Jahrh. zum 13. zeigt uns dieses Streben nach Umarbeitung und Beseitigung der ungenauen, erst der ungenauesten, dann überhaupt aller ungenauen Reime. Mit der Genesis beginnt die Reihe; im letzten Drittel des 12. Jh. wird die Zahl der assonirenden Dichtungen zahlreicher, die man theils kurze Zeit nachher, theils später umarbeitete. Das lehrreichste Beispiel bietet die Kaiserchronik, weil hier sowol das assonirende Original als die beiden Bearbeitungen erhalten sind. Nun ist geltend gemacht worden (von Paul), daß die Assonanz auch im 13. Jahrh. fortgelebt hat. Gewiß, das ganze Mittelalter hindurch in volksthümlicher Poesie. Aber in den ritterlichen und auch den gelehrten Kreisen regte sich im Fortschritt der Zeit das Bedürfniß, das alte formal nicht genügende dem neuen Geschmack mundgerecht zu machen. Würde man sich die Mühe des Umreimens gegeben haben, wenn die Gedichte in ihrer alten Form noch Beifall gefunden hätten? Also die ganze Entwickelung im 12. Jh. drängt dazu hin, für das Nibelungenl. das Gleiche anzunehmen. Wie alt die gemeinsame Vorlage von B und C war, ist freilich schwer festzusetzen. Es muß doch immer von den erhaltenen Assonanzen ausgegangen und müssen dieselben mit gleichzeitigen Gedichten verglichen werden. Danach gelangen wir doch zu einer frühern Zeit als um 1200, wie Z. will. Das Vorkommen von 6 ungenauen Cäsurreimen habe ich

allerdings wol zu weit ausgedehnt, ich glaube, daß man nur solche gelten lassen darf, bei denen gleichem Vocal verschiedene Consonanz folgt. Aber den Vergleich mit jüngern Dichtungen, in denen sich ebenso ungenaue Cäsurreime finden, kann ich nicht gelten lassen; denn ein Dichter, der genaue Endreime hat, hat keine Empfindung mehr für Assonanz in den Cäsuren, wol aber einer, bei dem die Bearbeitungen noch, wenn auch nicht zahlreiche Assonanzen im Endreim zeigen. Die zweifache Umarbeitung lasse ich gern fallen, sie hat keine principielle Bedeutung, aber an der Umarbeitung, halte ich, und zwar aus formalen Gründen, fest. Und auf Grund der erhaltenen Assonanzen gelangen wir denn doch für das B und C gemeinsame Original zu einer etwas frühern Zeit als um das Ende des 12. Jhs., wie Z. will. Es ist doch auch zu erwägen, daß die Klage mit ihrer ebenfalls doppelten Bearbeitung eines verlorenen, ebenfalls theilweise assonirenden Originals, auch untergebracht sein will.

Einen chronologischen Anhaltspunkt für das verlorne Original der beiden erhaltenen Bearbeitungen gewährt eine Stelle in C. Die vordere Halbzeile *wes iuch der künic bittet*, in B *wes iuch bitet Gunther*. *bittet* in der Cäsur war B anstößig, da es *bitet* sprach. Die Stellung in der Cäsur ist gleich der im Reime, denn die Cäsur darf ja gereimt sein. Nun erscheint *bitten* im Reime nur in Denkmälern, von denen keines jünger ist als das letzte Drittel des 12. Jhs. Vgl. Germania 13, 235, zu Zarnckes Ausgabe 84, 7^3 [1]). Nur im partic. *bittende* erhält sich das *tt* bis ans Ende des 12. Jahrhs.; noch im Anfang des 13. hat Hartmann a. Heinr. 24 *daz er im bittende wese*. Nun gewinnen wir auch Raum: um 1170 das Original, bald danach die Klage, als Fortsetzung, auch noch in ungenauen Reimen gedichtet (vgl. meine und Edzardis kritische Ausgaben der Klage); gegen Ende des Jahrhs. werden ziemlich gleichzeitig zwei Umarbeitungen der inzwischen in Hss. vereinigten Nibelungen und Klage unternommen, weil die alten Gedichte dem vorgeschrittenen Kunstbedürfniß nicht mehr genügten. Auf eine der beiden Umarbeitungen spielt am Anfang des 13. Jahrhs. Wolfram an.

Alle hier besprochenen Punkte sind der Art, daß sie einen principiellen Gegensatz nicht enthalten, und so hoffe ich, daß wir uns allmählich noch etwas mehr nähern werden. Wir beide stehen in Gegensatz zu der noch immer, wenn auch nicht mehr in öffentlicher Polemik, festgehaltenen Lachmannschen Ansicht mit ihren Heptaden.

Léon Gautier, La Chévalerie. Paris 1885. Victor Palmé, Editeur. XVI, 783 S. gr. 8.

Es ist nicht die Zeit des späten Ritterthums, die wir aus den Schilderungen von Froissart kennen, was Gautier in seinem Buche darstellt, sondern im Wesentlichen das Zeitalter der Kreuzzüge, das ja in gewissem Sinne die Blüthe des Ritterthums bezeichnet. Vor Allem für den streng katholischen

[1]) Meine dort gegebene Zusammenstellung ist von Z. als eine grammatische Belehrung angesehen worden. Das sollte sie durchaus nicht sein, sondern ich hatte den aus jenen Stellen zu folgernden Beweis im Sinne.

Verfasser, dem die Kreuzzüge als der Glanzpunkt des mittelalterlichen Katholicismus erscheinen müssen. Sein Buch verfolgt populäre Zwecke, wie die mittelalterliche Scenen des Ritterthums darstellenden Abbildungen beweisen: aber neben dieser Reihe von Abbildungen geht eine zweite her, die das Werk für den Forscher schätzbar und werthvoll macht: die Nachbildungen von mittelalterlichen Originalien, die ein anschauliches Bild von Trachten, Waffen u. s. w. jener Zeit gewähren. Schon in seinen Ausgaben des Roland hatte Gautier diese Seite der Alterthumskunde, die von unsern Philologen leider zu sehr vernachlässigt wird, in Anmerkungen hervorgehoben. Durch beide Bücher weht die Begeisterung für den Katholicismus; der wissenschaftliche Kern wird davon nicht beeinträchtigt. Ich habe auf das Werk hier aufmerksam gemacht, weil das deutsche Ritterthum den stärksten Einfluß von dem französischen erfahren hat.

Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur von K. Bartsch. Straßburg 1886. Trübner.

Ein Vorläufer sollen diese Beiträge sein zu einer 'Quellenkunde der altdeutschen Poesie, welche ein Verzeichniß sämmtlicher uns erhaltener poetischer Denkmäler bis 1500 umfassen soll'. An der Nützlichkeit eines solchen Werkes kann wohl kein Zweifel sein. Eine Probe vom Anfang ist in diesen Beiträgen gegeben, die im übrigen Material zur Kenntniß der Quellen enthalten. Den Anfang machen theils neue, theils bisher unvollkommen veröffentlichte Bruchstücke von Wernhers Maria. Es folgt Flore und Blanscheflur, mit Vergleichung der Heidelberger Hs. und Vorschlägen zur Besserung des Textes. So setzt sich die Reihe fort durch das 13.—15. Jahrh., von Prosadenkmälern ist nur Bruder Berthold behandelt. Keine neuen Quellen benutzt sind beim Engelhard, daher man zweifeln könnte, ob die Besserungsvorschläge genau genommen in den Rahmen der Beiträge gehören.

Baechtold, Jakob — **Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz.** 1.—2. Lieferung. 168 u. 44 S. Frauenfeld 1887. Huber. 8.

Genau genommen läßt sich die Literaturgeschichte eines einzelnen Theiles deutscher Zunge nicht schreiben; die Schweiz z. B. hängt mit Schwaben so eng in ihrer Entwickelung zusammen, daß man immer von dem einen auf das andere Gebiet hingewiesen wird. Dennoch ist begreiflich, daß bei der politischen Stellung der Schweiz hier der Gedanke besonders nahe lag, und die Durchführung ist den etwaigen Schwierigkeiten glücklich aus dem Wege gegangen.

Das 1. Heft umfaßt die ahd. Zeit, in der naturgemäß die Sanct-Galler Bestrebungen den Mittelpunkt bilden. In den Anmerkungen, die leider nicht im Texte durch Zahlen angedeutet sind, sondern am Schlusse unter Hinweis auf die Seite des Textes folgen, hat der Verf. manche schätzbare Forschung und Berichtigung niedergelegt.

Das 2. Heft umfaßt die höfische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts, beginnend mit der Epik. Sehr zu loben sind die beigegebenen

Inhaltsanzeigen der Gedichte, und namentlich bei den ungedruckten sehr erwünscht. Nach B. ist der Lanzelot von Einfluß auf Hartmanns Erec gewesen; die Beantwortung der Frage hängt von der Untersuchung über die Abfassung des letzteren ab. Konrad Fleck wird als Schweizer nachgewiesen, auf Grund des Ruprecht von Orbent, dessen Familie in der Schweiz vorkommt. Ja den Dichter selbst glaubt B. gefunden zu haben in einem 1212 bis 1233 vorkommenden Cuonradus Basiliensis ecclesiae thesaurarius. — Die Heimat Rudolfs von Ems findet B. nicht in Vorarlberg, sondern in Churrätien; ein Rudolf von Ems kommt hier 1170 vor. Die Quellen des Alexander werden sorgfältig angegeben; ein gedrängtes Inhaltsverzeichniß des ungedruckten Gedichtes ist beigefügt. Daß der Alexander vor dem Wilhelm verfaßt sein soll, wird S. 107 zwar behauptet, aber nicht bewiesen: denn der Verweis in den Anmerkungen auf Schmidt ist durch meine Widerlegung Germania 24, 1 ff. hinfällig. Der Johann von Ravensburg, durch welchen Rudolf die Quelle seines Wilhelm erhielt, wird ebenfalls auf schweizerischem Boden 1246—50 bezeugt. Wenn hier dieselbe aufzufinden nicht gelungen, so werden bei der Weltchronik um so eingehender die Quellen nachgewiesen. Der alte Irrthum, daß Rudolf eine Bearbeitung des trojanischen Krieges verfaßt, wird auf seinen Ursprung zurückgeführt. Sehr eingehend wird Konrad von Würzburg behandelt, der von B., wenn auch als kein geborener Schweizer, so doch am längsten dort lebend für die Schweiz in Anspruch genommen wird. S. 121 wird irrthümlich die Erzählung von dem Troubadour Guillem von Cabestanh, die sich inhaltlich mit dem Herzmähre deckt, auf Boccaccio zurückgeführt. Bei der Welt Lohn wird auf die Darstellung der Frau Welt am Basler Münster verwiesen (S. 123); es hätte die am Wormser hinzugefügt werden können. Von einem Verzeichniß der Hss. des Alexius (Anm. zu S. 124) kann nicht die Rede sein; Maßmann verzeichnet a. a. O. sämmtliche deutsche Bearbeitungen der Alexiuslegende. Den Namen Manessische Handschrift sucht B. zu vertheidigen und nicht ohne Glück. Allerdings spricht Hadloub, der hier der einzige Gewährsmann ist, von 'des er din liederbuoch nu hât', d. h. in Folge seines eifrigen Bestrebens hat er nun die Liederbücher. Unter diesen können nur kleinere Sammlungen verstanden sein; das schließt aber nicht aus, daß aus ihnen die Manesse dann den großen Codex zusammenstellen ließen. Denn überall ist derselbe auf Nachträge eingerichtet und hat solche auch gefunden; das entspricht ganz dem Charakter des Sammlers. Ich stehe also nicht an, die Berechtigung des Namens 'Manessische Sammlung' anzuerkennen.

Dunger Hermann, **Die Sprachreinigung und ihre Gegner.** Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Festschrift zur Begrüßung der 1. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Dresden 1887. 8. 78 S.

Genau genommen gehört diese Schrift nicht in den Rahmen der Germania, da sie indeß auch einen kurzen historischen Rückblick gibt und die Sache selbst von allgemeiner Wichtigkeit ist, so möge sie nicht unbesprochen bleiben. Das Fremdwort im Mittelalter ist wiederholentlich Gegenstand der Forschung gewesen; zwei Perioden können wir scheiden: die ahd. und die

mhd. Jene hängt wesentlich mit der Einführung des Christenthums, diese mit der Entwicklung des Ritterthums zusammen. Allein während die ahd. Zeit sich in den durch die Culturentwicklung bedingten Grenzen hielt, sehen wir in mhd. Zeit die höfische Gesellschaft mit dem Fremdwort ähnlich spielen, wie es im 17. Jahrh. der Fall war. Wolframs und Gottfrieds Werke wimmeln von unnützen Fremdwörtern.

In ruhigem Tone widerlegt D., was von den auf dem Titel genannten Gegnern vorgebracht worden. Er zeigt, wie dieselben überall sich selbst in Widersprüche verwickeln, namentlich bei Rümelin. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß der Gedanke, das Fremdwort zu bewältigen, leicht auf einen gewissen Widerspruch stößt. Man denkt unwillkürlich an die Sprachreiniger des 17. Jahrhs. mit ihren lächerlichen Übertreibungen und Verdeutschungen. Auch werden wir, wenn wir den Kreis unserer Gedanken nicht schädigen wollen, das Fremdwort nicht ganz entbehren können. Ja, wo es wirklich einen im Deutschen nicht auszudrückendon Begriff gibt, ist das Fremdwort berechtigt. Ein Beispiel. Wir sprechen von Komödiantenwirthschaft; Schauspielwirthschaft setzt den Begriff Schauspieler herab. Wir sagen 'Er ist ein Komödiant' oder 'er spielt Komödie', um einen Menschen zu bezeichnen, der sich nicht offen gibt. Gewiß kann man andere Ausdrücke dafür wählen, aber sie geben das bezeichnende Bild auf. Auch kann nicht geleugnet werden, was Delbrück hervorhebt, daß die Anwendung von deutschen, bisher mehr der dichterischen Sprache angehörigen Wörtern in der Prosa die Dichtersprache herabdrückt. In Frankreich ist es so weit gekommen, daß eine Reihe an sich untadelhafter Ausdrücke in der Dichtkunst gar nicht mehr gebraucht werden dürfen. Manche deutsche Wörter werden sich schwer wieder einbürgern, vielleicht noch Oheim, wiewohl im Lustspiel das mehr dem feierlichen Stile angehörige Oheim kaum den Onkel verdrängen wird, aber das zur Seite stehende Muhme wird schwerlich so leicht die 'Tante' verdrängen.

Eine gänzliche Ausrottung des Fremdwortes in aller Strenge ist auch wohl nicht die Absicht, sondern den Sinn für die Muttersprache zu schärfen und zu wecken. Darin liegt das Hauptverdienst, daß, wenn der Verein Verbreitung findet, man sich im einzelnen Falle besinnen wird, ob nicht das Fremdwort, das einem in die Feder läuft, durch ein deutsches ersetzt werden kann. Mir geht es schon seit Jahren so, ohne daß ich jedoch pedantisch — auch ein schwer wiederzugehendes Wort, das daher J. Grimm ohne Bedenken auf den Titel einer akademischen Abhandlung gesetzt hat — ans Deutsche mich klammerte. Bemerken will ich auch für das Streben nach Beseitigung der Fremdwörter, daß Gervinus' Literaturgeschichte in der ersten Anflage voll von Fremdwörtern ist, die er in den spätern beseitigt hat, wie er auch die 'Nationalliteratur' durch 'Geschichte der deutschen Poesie' ersetzte.

Das Vertheidigen der Unentbehrlichkeit der Fremdwörter ist vielfach thörichtes Vornehmthun: man glaubt seine Gedanken nicht so vollendet, so fein ausdrücken zu können im Deutschen wie in der fremden Sprache. Zu diesen Vornehmthuern gehört auch Hermann Grimm. Er lese die Schriften seines großen Oheims und überzeuge sich, daß man tiefe Gedanken in deutscher, von fremden Eindringlingen freier Sprache ebenso gut ausdrücken kann, wie in deutsch-französischem Kanderwälsch. Wie lächerlich wir dem Auslande durch unsere Fremdwörterwut sind, hat D. gebührend hervorgehoben.

Rockinger, Ludwig — **An der Wiege der baierischen Mundart-Grammatik und des baierischen Wörterbuches.** München 1886. 307 S. 8.

Ein Vortrag in der Monatsversammlung des historischen Vereins von Oberbaiern vom 1. August 1885 zur Erinnerung an Joh. Andreas Schmellers hundertjährigen Geburtstag. Derselbe gibt eine Geschichte von Schmellers mundartlichen Studien und enthält außerdem eine Reihe höchst anziehender Beilagen: 1. einen Aufsatz Schmellers 'Sprache der Baiern' vom 14. Februar 1816; 2. Schmellers 'Einladung' zur Mittheilung von mundartlichen Beiträgen, vom März-April 1816; 3. zwei Berichte Schmellers an die Akademie der Wissenschaften von 1816 und 1817; mit einem Gutachten über das Salzburgische Idioticon von Jirasek; 4. aus den Acten der Akademie von 1816 bis 1823, und zwar: *a*) Vortrag des Bibliothekars Scherer in der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 15. Februar 1816; *b*) Bericht der Akademie hierauf vom 18. Februar 1816; *c*) Schmellers Gesuch an die Schul- und Studien-Geschäftsabtheilung bei dem geheimen Ministerialdepartement des Innern vom 15. Nov. 1816 um Hinweisung und Berücksichtigung der örtlichen Mundarten beim deutschen Sprachunterrichte; *d*) Schmellers Antrag an die Akademie wegen Besprechungen mit Recruten zu München für dialektische Zwecke vom 8. August 1820; *e*) Bericht der Akademie vom 29. Juli 1823 wegen Förderung des Erscheinens des baierischen Wörterbuches; 5. Schmellers Kampf ums Dasein in den Jahren 1818—23, und die Bemühungen der Akademie hierin; 6. Aus dem Briefwechsel Schmellers und des Hofrathes Hoheneicher vom 29. Juni 1816 bis zum 22. Juli 1823. Für die Entstehung von Schmellers Lebenswerk wie für seine Stellung zu München sind diese Beilagen gleich lehrreich.

Ascoli, G. L., **Sprachwissenschaftliche Briefe.** Autorisirte Übersetzung von Bruno Güterbock. Leipzig 1887. S. Hirzel. XVI, 228 S. 8.

Das Buch des berühmten italienischen Linguisten berührt nur zum kleinen Theile das deutsche Gebiet. Es ist in der graziösen Form von Briefen abgefaßt, die dem Italiener so leicht kein anderes Volk nachmacht. Ein Widmungsbrief an Francesco d'Ovidio geht voraus. Den Inhalt des ersten Briefes bilden zunächst einleitende Bemerkungen für diesen wie die folgenden Briefe; die ethnologischen Gründe der sprachlichen Umgestaltungen; die ursprünglichen Lautverbindungen vom Typus TIÁ im Griechischen durch solche vom Typus tejó teó fortgeführt; ὕς und σῦς. Der zweite Brief, an Napol. Caix, handelt über eine vom Römischen abweichende Lautschicht, die sich in den romanischen Sprachen bemerkbar macht. Der dritte, an Pietro Merlo, handelt speciell von den 'Junggrammatikern'. An Osthoff hebt er hervor 'ein rauhes streitsüchtiges Naturell; seine Überzeugungen kleiden sich leicht in eine anscheinend hochmüthige und gereizte Ausdrucksweise'; aber anderseits, daß die eigentliche Triebfeder auch bei ihm nur das reine Streben nach Wahrheit ist. A. bricht eine Lanze für Schleicher, dessen Bedeutung von den Junggrammatikern unterschätzt werde, indem dieselben behaupten, er habe es mit der Strenge der Lautgesetze nicht so genau genommen (vgl. namentlich auch den S. 136 Anm. erwähnten Aufsatz von Joh. Schmidt über Schleichers Auffassung der Lautgesetze). So revolutionär umgestaltend also,

wie es häufig dargestellt wird, ist das Wirken der Junggrammatiker daher doch nicht. 4. 'Nachschrift' behandelt 'die Lantgesetze' und 'Unermittelte Ursachen'; endlich 5. 'Nachträge' und ein Wörterregister.

Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur. Herausgegeben von W. Wilmanns. Heft 2. Über das Annolied.

Nach einer Übersicht der Litteratur über das Annolied gibt der Verf. den Quellennachweis, wobei er der bequemeren Übersicht wegen das Gedicht in kleinere Abschnitte zerlegt. Für den Nachweis der Quellen fehlte es nicht an fleißigen Vorarbeiten, die von W. erwähnt und benutzt sind. An der Hand der Quellen gibt er eine genaue Analyse des Gedichtes. Er gelangt zu dem Ergebniß, daß, da der Dichter nur geringe Kenntnisse zeigt, wahrscheinlich der größte Theil aus einem Buche entlehnt ist. Einige auf S. 48 hervorgehobene auffallende Punkte in der Composition scheinen dafür zu sprechen. Das Annolied zeigt hier Verwirrung, während die Kaiserchronik den ursprünglichen Zusammenhang gewahrt hat. Beide, Annolied und Kaiserchronik, stehen in Abhängigkeit von den Gesta Trevirorum, und als Tendenz des Annodichters weist W. nach, daß derselbe im Wetteifer mit Trier sein Loblied auf Köln geschaffen. Was das Verhältniß von Anno und Kaiserchronik speciell betrifft, so weisen beide mit größter Wahrscheinlichkeit auf eine in deutschen Reimen abgefaßte Weltgeschichte zurück. Die Erzählung vom Leben des heil. Anno beruht nicht auf Lambert von Hersfeld, sondern auf einer alten Vita Annonis, die auch dem Druck bekannter Vita zu Grunde liegt. Die alte Vita ist, wie S. 87 gezeigt ist, zwischen 1075—78 geschrieben. Das Annolied selbst entstand, und hier kommt W. auf Holtzmanns Ansicht zurück, zwischen dem Frühjahr 1077 und Ende 1078 (S. 61). Der Verf. war ein Salzburger Mönch. Ein erster Anhang stellt Anno und Kaiserchronik einander gegenüber, der zweite behandelt die Sage vom Ursprung der Franken. Man darf den Schritt für Schritt artig fortschreitenden Resultaten des Verf. unbedingt beistimmen und aufs neue seinen Scharfsinn anerkennen, der diesmal auf gesundem Boden arbeitet.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Herausgegeben von Max Koch und Ludwig Geiger. Neue Folge. 1. Bandes 1. Heft. 128 S. 8. Berlin 1887. A. Hauck.

Die beiden auf dem Titel genannten Zeitschriften haben sich zu einer verschmolzen. 'Die Zeitschrift strebt darnach, auch bei streng philologischer Bearbeitung der einzelnen Erscheinungen doch stets den großen Zusammenhang der ganzen Entwickelung im Auge zu behalten.' Namentlich die Pflege des Folk-lore hat sie sich zur Aufgabe gemacht; die meisten Länder haben schon einen Mittelpunkt dafür, an dem es Deutschland noch fehlte. Wir begrüßen diesen Gedanken mit aufrichtiger Freude, wie überhaupt das ganze Unternehmen. Das erste Heft enthält von Beiträgen, die auch den Kreis der Germania berühren: L. Katona, zur Literatur und Charakteristik des magyarischen Folk-lore; — L. Geiger, ein ungedrucktes Drama, von Jacob Locber, lateinisch, in Prosa, nur die Chöre in Versen; die Hs. aus dem Anfang des 16. Jahrhs. Es ist verfaßt 1513 und behandelt die politischen Verhältnisse

jener Zeit; — J. Bolte, zwei Humanistenkomödien aus Italien, die erste in zwei Abschriften von Hartmann Schedel (1440—1516) behandelt studentische Verhältnisse in Padua; darin begegnet ein Joh. Pirkheimer, wohl der Vater von Willibald P. Die zweite Komödie folgt im nächsten Heft. — G. Könnecke, neue Beiträge zur Geschichte der englischen Komödianten, zwei Urkunden von Landgraf Moritz von Hessen um 1528, aus dem Marburger Archiv. — Besprechungen, darunter: Alexander von Weilen, Contes populaires de Lorraine; A. Würtzner, G. Chaucers Werke, übersetzt von A. v. Düring.

Baumgart, Hermann — **Handbuch der Poetik.** Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. XII, 736 S. gr. 8. Stuttgart 1887. Cotta.

Ein rein deductives Verfahren, bemerkt der Verf., kann zu einer befriedigenden Theorie der Dichtkunst nicht führen, sondern es bedarf einer nach einheitlichen Gesichtspunkten verfahrenden Kritik, die aber nur unter steter Berücksichtigung der historischen Entwickelung angestellt werden kann. Er erinnert an einen Spruch Goethes 'Es ist weit mehr Positives, das heißt Lesbares und Überlieferbares in der Kunst als man gewöhnlich glaubt. Die heutige Poetik beruht auf Lessings und Schillers Hauptschriften, deren Resultate zu prüfen sind': von diesem Grundsatz geht der Verf. aus. Das historische hat er berücksichtigt, z. B. bei der Thierfabel geht er auf J. Grimms Theorie und die davon abweichende Scherers zurück, er behandelt den Unterschied zwischen Volksepos und Kunstepos, geht beim romantischen Epos auf das mittelalterliche Kunst- und Volksepos zurück, beim komischen Epos auf Reinecke Vos, welche Einreihung man freilich bezweifeln kann. Freilich nicht überall ist der historische Standpunkt berücksichtigt, so bei der Ballade und Romanze, wo der Verf., statt historisch vorzugehen, die theoretischen Unterscheidungen zwischen beiden zum Ausgangspunkte macht. Wir erfahren nichts davon, daß die Ballade ursprünglich ein Tanzlied ist, wie dies zusammenhängt, wie der Name und die Gattung nach England kam, nichts von dem historischen Ursprung der Romanze, wodurch erst jene Theorie eine feste Grundlage bekommt. — Immerhin ist das Buch als ein schätzbarer Versuch zu begrüßen, das historische Element in die Poetik einzuführen.

Ebert, Adolf — **allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande.** 3. Band. Die Nationalliteraturen von ihren Anfängen und die lateinische Literatur vom Tode Karls des Kahlen bis zum Beginne des elften Jahrhunderts. Leipzig 1887. F. C. W. Vogel. VIII, 529 S. 8.

Mit diesem Bande betritt der Verf. das Gebiet der Volkssprachen und damit gewinnt sein Werk für den Germanisten ein erhöhtes Interesse. Es war ein Irrthum classischer Philologen, daß nur die lateinische Literatur in dem Buche behandelt werden sollte; sie bildet nur das Substrat für die christliche Literatur in den Volkssprachen. Zuerst behandelte E. die ags. Literatur, dann die deutsche Poesie des 9. Jahrhunderts; darunter zuerst das Hildebrandslied, dem er in formaler Beziehung entschieden Vorzüge vor der ags. Poesie nachrühmt. 'Auch der Vers zeigt im Ganzen eine größere Einfachheit

der Bildung.' Da E. unter der Literatur den Text der MS. Denkmäler voranstellt, hier aber die Vierhebungstheorie nach Lachmann durchgeführt ist, so möchte man glauben, daß er auf diesem Standpunkte stehe, was gewiß doch nicht der Fall ist. Bei Otfrid wird der Übergang von der Alliteration zum Endreim behandelt, den er auf den Einfluß der lateinischen kirchlichen Dichtung zurückführt. Mit Otfrid schließt das 6. Buch, das 7. umfaßt die lateinische Literatur bis zum Zeitalter der Ottonen und die ags. Dichtung, das 8. die Literatur im Ottonischen Zeitalter, erst die lateinische Dichtung in Deutschland und Frankreich, dann die Anfänge romanischer Dichtung Frankreichs, hierauf die lateinische Prosa, und zum Schluß die ags. Literatur, die lateinische und Nationalliteratur. Schon diese gedrängte Übersicht zeigt, welchen Reichthum der neue Band des verdienten Werkes enthält, dessen baldige Fortsetzung wir nur dringend wünschen können.

Litteratur-Notizen.

Kormaks-Saga herausgegeben von Th. Möbius. Halle a. d. S. 1886. Buchhandlung des Waisenhauses. 208 S. 8.

Die sorgfältige Art der Möbius'schen Ausgaben ist bekannt und bekundet sich auch hier. Die Kormaks-Saga ist für die Geschichte der Skalden von besonderem Interesse, bietet aber auch wegen der zahlreichen Skaldenstrophen, die die Skaldenkunst auf ihrer Höhe zeigen, sehr große Schwierigkeiten. Möbius gibt zuerst einen kritischen Text, dann einen Abdruck der Visur treu nach den Handschriften. Die Anhänge behandeln die Sage nach Inhalt und Form, geben eine Kritik der handschriftlichen Überlieferung, dann erläuternde Anmerkungen, und endlich, was den Haupttheil und den schwierigsten Theil bildet, eine Erläuterung der vísur. Es folgt ein Verzeichniß der skaldischen Umschreibungen (Ausdrücke für Blut, Haar, Auge u. s. w.), ein Wortverzeichniß zu den vísur der Saga und ein Verzeichniß der Eigennamen. Man sieht, der Herausgeber hat es an nichts fehlen lassen, um seiner Ausgabe den Stempel der Vollkommenheit aufzuprägen.

Golther, Wolfgang — **Das Rolandslied des Pfaffen Konrad.** Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des XII. Jahrhunderts (gekrönte Preisschrift). München 1887. Christian Kaiser. VIII, 158 S. 8.

Eine von der Münchener philosophischen Facultät gekrönte Preisaufgabe. Drei Fragen sollten beantwortet werden: 1. worin stimmt Konrad zu seiner Vorlage? 2. was von der Vorlage findet sich bei ihm nicht? 3. welche Zusätze hat er gemacht? Der Verf. hat sich seiner Aufgabe mit großer Sorgfalt unterzogen und wohl den Preis verdient. Er behandelt zuerst die Übereinstimmungen zwischen Konrad und dem Oxforder und Venetianer Texte V^4, und gelangt zu dem Resultate, daß keine der beiden französischen Textgestaltungen K. vorlag, er hatte einen reicheren, vollständigeren Text. Das zweite Capitel behandelt die Stellen in OV^4, die K. nicht benützte. Es ergibt sich, daß K. im Allgemeinen wesentliche Theile der eigentlichen Handlung nicht ausgelassen hat. Eine bestimmte Tendenz der Streichungen ist

nicht zn erkennen. Das dritte Capitel behandelt K.'s Zusätze. Sie sind im vorderen Theile, etwa bis zu Riviers Tode, häufiger und hedeutender als im zweiten, wo er dem Ende zneilte. Man wird sich mit diesem Resnltate wohl einverstanden erklären können.

Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegehen von J. Baechtold und F. Vetter. Ergänznngsband.) 1. Lieferung.

Diesen Ergänzungshand verdanken wir F. Vetter. Er gibt znnächst knrze Ausknnft über die Hss., von denen die älteste (1365) die Heidelberger, nicht aber die heste ist, sondern eine Lnzerner, jetzt in Bern. Sämmtliche Hss. hat der Heransgeber nicht verglichen, 4 vollständig, von 13 größere nnd kleinere Stücke. Sehr willkommen ist die Beigahe des lat. Textes von Jacobus de Cessolis, wobei mit Recht V. diejenige Textgestalt zn Grunde gelegt, die Knnrat vorlag. Ihr kommt die Wolfenhüttler Handschrift am nächsten; sie ist zu Grunde gelegt, aher aus 6 anderen Texten sind Besserungen herbeigezogen.

Ein sorgfältiges Stndium hat V. den Qnellen des Cessolis zugewendet, und ebenso den Zusätzen Knnrats; nur in wenigen Fällen ist es ihm nicht gelungen, die Quelle zu finden.

Dnrch das ganze Gedicht ist die Vergleichnng mit den anderen Schachhearbeitungen dnrchgeführt.

Warnm aher schreiht V. Kunrat von Ammenhausen nnd nicht Ammenhusen?

Sütterlin, L. — **Geschichte der Nomina agentis im Germanischen.** Straßburg 1887, Karl Trübner. 108 S. 8.

In der Entwicklnng der Snffixe können wir einerseits das Untergehen derselben, anderseits das lebenskräftigere Hervortreten beohachten, wohei häufig eine Einschränkung in begrifflicher Hinsicht stattfindet. Der Verf. hat sich znr Anfgahe gemacht, von diesem Gesichtspunkte aus die Entwickelnng der nomina agentis zn geben: 'es soll znsammenhängend gezeigt werden, welcher Mittel sich das Germanische in seinen einzelnen Dialekten und in ssinen verschiedenen Perioden hediente znr Bezeichnung der thätigen Person.' Vergleicht man diese Snffixe mit denen der verwandten Sprachen, so findet man eine große Verschiedenheit. 'Das Germanische hat sich in diesem Pnnkte weit von dem Znstande entfernt, der einmal im Indogermanischen vorlag.' Seine Aufgabe hat der Verf. mit überall hervortretender Kenntniß nnd Beherrschnng seines Gegenstandes gelöst.

Das Nibelungenlied. Schnlansgabe mit einem Wörterhuche von K. Bartsch. 3. Anflage. Leipzig 1887. Brockhans.

Ein nnveränderter Abdruck der vorhergehenden, da seitdem neues Material sich nichts ergeben nnd meine Grundsätze in Beznq auf die Behandlung des Textes dieselben geblieben sind.

Wunderlich, Hermann — **Untersuchungen über den Satzbau der Pronomina.** München 1887. Verlag der Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpfling). 72 S. 8.

Eine außerordentlich sorgsame Untersuchung, welche einen werthvollen Beitrag zur Syntax der Sprache bildet. Es liegt bis jetzt der erste Theil vor, welcher die Pronomina behandelt. Eine Übersicht der Abschnitte wird die Anlage des Ganzen zeigen: *a*) die einfache Verbalform; *b*) die Ergänzung aus dem Zusammenhange; *α*) Ergänzung des Subjects, *β*) Ergänzung eines Obliquus; *c*) das Personalpronomen; besondere Verhältnisse der Neutralform; *d*) das Demonstrativpronomen: 1. das Demonstrativ im Allgemeinen; 2. die Formen des Demonstrativs; 3. das in den Nebensatz übertretende Demonstrativ: die Relativsätze; 4. das Indefinitum im Relativsatze; nebst einem Anhang zu 3 und 4.

Anzeigen.

Goedeke, Karl — **Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen.** 1. u. 2. Band. 3. Bd., Bogen 1—10. Dresden 1884—86.

Dem unermüdlich fleißigen Goedeke ist der Griffel aus der Hand entsunken, ehe es ihm beschieden war, das Hauptwerk seines Lebens in neuer Bearbeitung zu vollenden. Zum Glück sind diejenigen Partien, die einer gründlicheren Umarbeitung bedurften, vollendet; das 6. Heft reicht bis ins 13. Jahrhundert hinein. Die hauptsächlichste Umarbeitung und Erweiterung hat das Mittelalter erfahren; hier ist die vollständige Aufzählung der Literatur von großem Werthe, und von noch größerem die Inhaltsangaben der Dichtungen. Denn was nützt dem Hörer oder Leser das Reden über einen Dichter, wenn er nicht die Werke selbst gelesen, und das kann man von einem Studenten oder Laien nicht verlangen. Diese Analysen sind mit großem Geschick gemacht. Auch das 16. Jahrh. hat, wenn auch nicht in dem Maße wie das Mittelalter, Erweiterungen erfahren, namentlich in Bezug auf die Entwickelung des Humanismus und des mit ihm eng zusammenhängenden lateinischen Schuldramas. Hoffen wir, daß im Nachlaß die Materialien vorhanden sind um das Werk zu Ende zu führem, was bei Goedeke's Art zu arbeiten wol erwartet werden darf.

Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Karl Kehrbach. Band I. Braunschweigische Schulordnungen 1. CCV, 602 S. Bd. II. Ratio Studiorum et Institutiones Societatis Jesu 1. LIII, 460 S. gr. 8. Berlin 1886—87. A. Hofmann und Comp.

Der erste Band umfaßt den ersten Theil der Braunschweigischen Schulordnungen von den ältesten Zeiten (1251) bis zum Jahre 1828, mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Register, herausgegeben von Friedrich Koldewey. Neben eigentlichen Schulordnungen in engerem Sinne sind, und mit Recht, auch Documente mitgetheilt, die für die Entwickelung des Schulwesens in weiterem Sinne von Bedeutung sind: Gründungsurkunden, Dienst-

verträge, Berichte, Schulgesetze einzelner Anstalten, Lehrpläne und Unterrichtsanordnungen. Die Einleitung gibt einen Überblick über die Entwickelung des Schulwesens in der Stadt Braunschweig; der zweite Theil wird nach Darlegung der Grundsätze, die bei der Textgestaltung maßgebend waren, für jede einzelne Ordnung die bibliographischen Nachweise und textkritischen Bemerkungen liefern. Der zweite Band, von dem gleichfalls der erste Theil vorliegt (die Zeit von 1541—1599 umfassend), ist von G. M. Pachtler herausgegeben und mit dem Bildniß von Ignatius Loyola geschmückt. Er behandelt das gesammte Schul- und Erziehungswesen der Gesellschaft Jesu, von der Stiftung des Ordens bis auf unsere Zeit. Die Einleitung gibt eine Übersicht der reichen vom Herausgeber benutzten Quellen. Dieser Band wird, wenn einmal vollendet, von höchstem Interesse, nicht nur für die Geschichte der Schule, sondern des gesammten Culturlebens seit dem 16. Jahrh. sein. Die Schule ist einer der wichtigsten Factoren, durch welche der Jesuitenorden gewirkt hat. Das ganze Werk verspricht, nach diesen beiden Bänden zu urtheilen, vortrefflich in der Ausführung zu werden.

Golther, Wolfgang — **die Sage von Tristan und Isolde.** Studie über ihre Entstehung und Entwicklung im Mittelalter. München 1887, Christian Kaiser. VIII, 124 S. 8. M. 3.20.

Der Verf. machte sich zunächst zur Aufgabe, 'sämmtliches erreichbare Material heranzuziehen und das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen erhaltenen Fassungen festzustellen.' Mancherlei war vorgearbeitet für das Gedicht des Thomas, nicht so für das des Berolt, für welches Eilharts Tristan herangezogen wurde, und hier hat der Verf. den Versuch gemacht, ähnlich wie für das Thomasgedicht, die Untersuchung zu führen. Dabei hat er Gelegenheit genommen, die Frage nach Ursprung und Entstehung der Sage zu erörtern. Und da will es mir scheinen, als wenn der Verf. dem ursprünglichen keltischen Elemente zu wenig Spielraum eingeräumt hätte. Denn so viel auch das 12. Jahrh. von französischer Anschauung in die Sage hineingetragen hat, so bleibt das doch nur ein äußerer Firniß, der über den alten Stoff von ganz anderem Charakter gezogen ist, ein ähnlicher Proceß, wie er auch mit dem Nibelungenliede vor sich ging, nur daß er sich bei der Tristansage innerhalb zweier Literaturen, beim Nibelungenliede innerhalb derselben Literatur vollzog.

Schweizersiches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. X. Heft. Bearbeitet von Friedrich Staub, Ludwig Tobler und Rud. Schoch. Frauenfeld 1886. Huber.

Mit diesem Hefte beginnt der zweite Band des trefflichen Werkes, welches ein Ehrendenkmal für die deutsche Schweiz bildet. Zu den zwei älteren Bearbeitern ist ein jüngerer in Dr. Schoch getreten, der sich auf germanistischem Gebiete bereits einen guten Namen gemacht hat; der raschen Förderung des Werkes kann dies nur vortheilhaft sein. Immer mehr, je weiter das Werk vorschreitet, müssen wir es beglückwünschen, daß die allgemeine

Theilnahme nicht bloß ein Wörterhnch der lebenden Mnndarten ermöglichte, sondern ein anf historischer Grundlage ruhendes, nnmittelbar ans Mhd. anschließendes.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen 1.—4. Heft. Straßbnrg 1887—88. 8. E. H. Ed. Heitz (Heitz und Meindel.)

Das Werk will 'in zwangloser Folge Abhandlnngen nnd Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte nnd Literatnrgeschichte von Elsaß nnd Lothringen, Beiträge zur Knnde der natürlichen geograpischen Beschaffenheit des Landes, seiner Bevölkerung nnd seiner Bevölkerungsverhältnisse in der Gegenwart nnd in der Vergangenheit, seiner Alterthümer, seiner Künste nnd knnstgewerblichen Erzengnisse' liefern; 'selten gewordene literarische Denkmäler durch Nendrucke allgemein zngänglich' machen, und 'dnrch Veröffentlichnng von Erhehungen über Volksart und Volksleben, über Sitten nnd Branch der Stände, üher Aberglanhen nnd Überlieforungen, über Singen nnd Sagen der Landesgenossen dentscher nnd romanischer Znnge das Interesse an der elsaß-lothringischen Volksknnde hefördern.'

Vier Hefte liegen his jetzt vor; das erste enthält eine Abhandlnng von Constantin This, die dentsch-französische Sprachgrenze in Lothringen, angeregt dnrch Prof. Gröber. Der Verf. ging bei Bestimmnng der Sprachgrenze von der Frage ans: wie weit wird französisches Patois in der Familie gesprochen? Wenn an einem Orte in der Nähe der Sprachgrenze kein Dialekt, sondern nnr eine Art Schriftfranzösisch gesprochen wird, so werden besonders die Schnle, die Kirche nnd der Verkehr diesen Znstand herbeigeführt haben. Es zeigt sich, daß solche Ortschaften alle im Keime dentsch sind. Die Arbeit ist mit großer Genauigkeit und Sorgfalt gemacht. Das zweite Heft liefert einen von E. Martin veranstalteten Wiederabdruck von Th. Murners geistlicher Badefahrt, mit Nachbildnng der alten Typen nnd der Holzschnitte, nnd mit einer Einleitnng üher das Badewesen im Mittelalter. Heft 3 gibt einen wichtigen Beitrag znr ältesten Geschichte des Landes in der Abhandlnng von Wilhelm Wiegand, die Alamannenschlacht vor Straßbnrg 357 n. Chr.; heigegeben ist eine Karte und eine Wegskizze. Das 4. Heft fällt außerhalh des Rahmens dieser Zeitschrift, indem es 'Lenz, Goethe und Cleophe Fiehich von Straßburg', ein nrkundlicher Commentar zn Goethes 'Dichtung und Wahrheit' zum Gegenstande hat.

Es ist, nach den vorliegenden Anfängen zn urtheilen, sowol in wissenschaftlichem wie in vaterländischem Interesse dem Unteruehmen den besten Fortgang zu wünschen.

Weilen, Alexander von — **der ägyptische Joseph im Drama des XVI. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Wien 1887, Alfred Hölder. VIII, 196 S. 8.

Nach einer Einleitung über die Legende vom ägyptischen Joseph behandelt W. zunächst die romanischen Joseph-Spiele, wobei Spanien, Frankreich nnd Italien in Betracht kommen. Die betreffenden Stücke werden analysirt nnd der Verf. zeigt sich hier anch mit den romanischen Sprachen vertrant. Allein bei weitem nicht hat der Stoff auf romanischem Boden die Popnlarität gefunden, wie in Deutschland im Zeitalter der Reformation, wo

er mit zwei anderen in die Beliebtheit sich theilt: der verlorene Sohn und Susanna. Diesen Reichthum entfaltet der Verf. in dem eigentlichen Haupttheile seines Buches: Chronologische Darstellung der Joseph-Dramen bis zum Jahre 1625. Die Reihe beginnt mit 1534, und sehr anerkennenswerth ist der Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher er alle Notizen und Quellen gesammelt hat.

Spangenberg, Wolfhart, **ausgewählte Dichtungen.** (Elsässische Litteraturdenkmäler aus dem XIV.—XVI. Jahrhundert herausgegeben von Ernst Martin und Erich Schmidt mit Unterstützung der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen. IV. Bd.) Straßburg 1887, Karl J. Trübner. XVI, 349 S. 8.

Spangenberg gehört zwar mit seinem Dichten nicht mehr dem Zeitraum an, welchen die Germania umfaßt; allein durch seine Nachahmung Fischarts ragt er geistig noch in die Reformationsperiode hinein, wenn er auch andererseits durch seine Stellung zu Opitz den Übergang zur neuen Zeit bildet. Gerade dadurch aber, daß er ein Mittelglied zwischen den Meistersängern und der Kunstdichtung des 17. Jhs. ist, nimmt er eine anziehende Stellung ein. Von seinen Reimgedichten, die Martin als typisch-didaktische bezeichnen möchte, ist mitgetheilt der 'Gansskönig', 'ein Spiegel der behaglichen Rechtlichkeit unserer Bürgerschaft vor dem 30jährigen Kriege' in breiter Schilderung, die aber doch des culturgeschichtlichen Interesses nicht entbehrt. Von den Tragödien ist der Saul mitgetheilt, den auch Gervinus rühmt, auf einem lateinischen, noch nicht wieder gefundenen Original beruhend. Anziehend ist der Vergleich mit der den gleichen Stoff behandelnden Tragödie von Virding, die man geneigt war als das Original Sp.'s anzusehen, was jedoch M. widerlegt. Von den für das Theater der Meistersänger in Straßburg gedichteten Stücken, die nicht wie das vorhergehende Schuldrama Übersetzung, sondern Original sind, werden zwei gegeben: 'Mammons Sold', in nicht ungeschickter Behandlung der Allegorien des Teufels, der Frau Armuth und der Frau Reichthum, und 'der Glückswechsel', welcher in derben, aber aus dem Leben gegriffenen Zügen schildert, wie Bauer, Landsknecht und Priester ihre Rollen vertauschen und die beiden letzteren den ersteren um sein Geld betrügen, aber nicht zum gewünschten Ziele gelangen.

Rydberg, Viktor, **Undersökningar i Germanisk Mythologi.** Första Delen. I. Urtiden och Vandringssagorna. II. Mythen om Underjorden. III. Ivaldeslägten. Stockholm, Albert Bonniers Förlag (Commission von K. F. Koehler in Leipzig). 756 und VI S. gr. 8.

Der reiche Inhalt dieses gelehrten Werkes gruppirt sich folgendermaßen: Die Einleitung behandelt die Arier in ihrer Gesammtheit und die Germanen insbesondere. Hierauf werden die Wandersagen im Mittelalter dargestellt, zuerst die Trojasaga, dann die Erinnerungen in den Volkssagen des Mittelalters an die heidnische Wandersage. Es folgen die Mythen über die germanische Urzeit, hauptsächlich wie sie in den nordischen Quellen erscheinen. Den zweiten Hauptheil bilden die Mythen über die Unterwelt auf Grundlage der nordischen Quellen, und den dritten diejenigen über Ivalde

d. h. den immer waltenden, allwaltenden, dessen andere synonyme Bezeichnungen S. 742 sämmtlich aufgeführt sind. Auf Einzelheiten einzugehen gestattet uns der Raum nicht, doch müssen wir ausdrücklich hervorheben, daß der Verf., wo er das nordische Gebiet überschreitet, mitunter nicht unbedenkliche Mängel in sprachlicher Hinsicht zeigt.

Die lateinischen Osterfeiern. Untersuchungen über den Ursprung und die Entwickelung der literarisch-dramatischen Auferstehungsfeier mit Zugrundelegung eines umfangreichen, neu aufgefundenen Quellenmateriales von Carl Lange. München 1887, Ernst Stahl sen. IV, 171 S. 8.

Mit Recht ist der Verf. von dem Gedanken ausgegangen, daß erst eine möglichst umfangreiche Sammlung von Texten vorliegen müsse, ehe die innere Entwickelung des Dramas aus der Liturgie der römischen Kirche sich verfolgen lasse. Dieser allerdings mühsamen Anfgabe hat sich der Verf unterzogen und die liturgisch-dramatischen Auferstehungsfeiern in den Bibliotheken von Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, Holland und England durchforscht. Seine Bemühungen haben die Zahl der Denkmäler auf 224 gebracht Ein Verzeichniß ist S. 3 ff. gegeben. Es stellt sich durch die Vergleichung heraus, daß die Osterfeiern auf liturgische Gesänge des Ostersonntages zurückgehen, die aus vier Sätzen bestehen, welche vom Chor oder auch von Halbchören bei der Procession am Grabe wechselweise gesungen werden. Als Aufführungszeit ergibt sich der Regel nach die Matutin des Ostersonntags.

Keller, Ludwig — **die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen.** Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation. Leipzig 1886, S. Hirzel. V, 189 S. 8.

Die Schrift schließt sich an eine frühere des Verf., 'die Reformation und die älteren Reformparteien', in welcher er versuchte den Beweis zu führen, 'daß diejenigen Epochen der deutschen Geschichte, welche auf die Gestaltung des kirchlich-religiösen Lebens den größten Einfluß ausgeübt haben, nämlich das 14., das 16. und das 18. Jahrhundert, in einem engen historischen Zusammenhang stehen, dessen Träger die unter verschiedenen Ketzernamen bekannten altchristlichen Gemeinden sowie die Corporationen der deutschen Bauhütte gewesen sind'. Von Wichtigkeit für die Frage ist die Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen, indem in die Geschichte der Waldenser-Bibel nach Ansicht des Verf. sich die Schicksale der alten Gemeinden vom 14. bis zum 18. Jahrh. bis zu einem gewissen Grade widerspiegeln. Wir gehen hier auf den von anderer Seite bekämpften theologischen Standpunkt des Verf. nicht ein, uns beschäftigt nur die philologische Untersuchung, und hier muß anerkannt werden, daß die Forschung über den Gegenstand, wofür der Verf. noch die neueste Schrift von Jostes benutzen konnte, nicht unwesentlich gefördert worden ist.

Wrede, Ferdinand — **über die Sprache der Wandalen.** Ein Beitrag zur germanischen Namen- und Dialektforschung. Straßburg 1886, Trübner. (= Quellen und Forschungen 52. Heft). VI, 119 S. 8.

Für die Sprache der Wandalen bilden Namen die einzigen Sprachreste. Den dialektischen Charakter derselben hat der Verf. insbesondere ins Auge

gefaßt, weil er gefunden, daß man bisher diese Sprachreste zu sehr nach dem Maßstabe der Sprache des Ulfila behandelt habe. Die Quellen bilden fast ausschließlich die Namen bei lateinischen und griechischen Schriftstellern; leider ist hier nicht überall die kritische Bearbeitung dieser Schriftsteller wissenschaftlich genügend. Die Wandalen, welche zu den Ostgermanen zu rechnen sind, während ihres Aufenthaltes in Afrika und ihre Sprache im 5.—6. Jahrh., ist der Gegenstand der Untersuchung. Der Verf. läßt zunächst ein Verzeichniß der Quellen folgen und gibt dann die Sprachreste selbst, und behandelt die dialektischen Merkmale des Wandalischen, sowie die Namen der Wandalen in ihrer Beziehung zur germanischen Namengebung und zur Bedeutung der namenbildenden Sprachelemente überhaupt. Die kleine Schrift verdient durch ihre Gründlichkeit alles Lob.

Kock, Axel — **Undersökningar i Svensk Språkhistoria.** Lund 1887. C. W. E. Gleerups Förlag. 2 Bl., 112 S. 1 kr. 50 öre.

Der durch seine sprachlichen Arbeiten rühmlich bekannte Verfasser liefert in vorliegendem Buche eine neue Reihe weiterer Einzelheiten der schwedischen Grammatik; ich gebe die Titel der einzelnen Stücke in deutscher Sprache wieder. 1. Abschwächung des Schlußlautes-*t* nach Vocal. 2. Zur Lautentwickelung *d-t*, *gh-k* im Schlußlaut, 3. Labialisirung von Vocalen im Altschwedischen. 4. Zur Behandlung des Diphthongen *ei*. 5. Zur Verlängerung von kurzem *a* im Altschwedischen. 6. Vocalsynkope. 7. Ist o lautgesetzlich in *a* in nichtbetonten Silben übergegangen? 8. Zur Behandlung des urnordischen *cht*. 9. Der Lautübergang *(v)aer-(v)ar*. 10. Die Endvocale in der schwedischen Sprache um 1500. 11. Die Runeninschrift auf der Etelhem-Spange. Man sieht, es ist eine große Mannigfaltigkeit von Fragen, und überall zeigt sich der Verf. als wohl vertraut mit der neuesten Forschung.

Hahn, Odwart — **zur Verbal- und Nominal-Flexion bei Robert Burns. I.** Programm der Victoriaschule in Berlin Ostern 1887. 35 S. 4.

Das Schottische ist in einer wissenschaftlichen Gesammtdarstellung bisher nicht behandelt worden; dankenswerth ist, daß wir hier wenigstens einen Theil einer solchen erhalten. Der Verf. hat im Anschluß an Kochs englische Grammatik eine Zusammenstellung der starken Verba und der bindevocallosen schwachen gegeben, nach den Werken der bedeutendsten schottischen und nordhumbrischen Dichter von Hampole bis Burns. Diese Übersicht bildet die Erweiterung eines Abschnittes einer Burns-Grammatik, die demnächst erscheinen soll. Belegstellen sind am Schlusse nur für die Formen gegeben, die nicht ohne weiteres aus den altengl., neuengl. und neuschottischen Formen sich erklären oder sich nicht bei mehreren Dichtern vorfinden.

An Anglo-Saxon Dictionary based on the manuscript collections of the late Joseph Bosworth. Edited and enlarged by J. Northcote Toller. Part III. Hwi-Sar. Oxford 1887, Clarendon Press. S. 577—816.

Des unermüdlich thätigen Bosworth angelsächsisches Wörterbuch nähert sich seinem Ende. Durch die Mitwirkung jüngerer Kräfte ist es in wissenschaftlicher Beziehung auf die Höhe der Gegenwart gebracht, und so kann man mit Recht sagen, es wird, wenn vollendet, ein Corpus anglosaxonicum von bleibendem Werthe sein.

T. O. Weigels **systematisches Verzeichniß der Hauptwerke der deutschen Literatur** aus dem Gebiete der Geschichte und Geographie von 1820 bis 1882. Bearbeitet von E. Fromm. Leipzig 1887, T. O. Weigel. VIII, 199 S. gr. 4.

Wenn auch zunächst nicht das germanistische Gebiet berührend, enthält das Buch doch, namentlich in dem Abschnitt Geschichte, vieles ihm nützliche. So das Verzeichniß deutscher Geschichtsquellen im Mittelalter S. 29 ff. Ein sorgfältiges alphabetisches Register ist hinzugefügt, wie denn überhaupt in Bezug auf Sorgfalt das Buch den Stempel trägt, den wir von unseren buchhändlerischen bibliographischen Unternehmungen gewohnt sind.

Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer. Redigirt und herausgegeben von Prof. Dr. Anton Hermann. 1. Jahrg. 1. Heft. Fol. Budapest 1887. Selbstverlag der Redaction.

Die Zeitschrift enthält viel Vergleichendes zur Volkskunde, wodurch sie auch für Deutsche Forscher anziehend ist. Ich hebe diejenigen Artikel heraus, in denen deutsches berührt wird. 'Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie' enthält unter I 'Und wenn der Himmel wär' Papier', den von R. Köhler angeregten und belegten Gedanken der Volksdichtung, wozu hier Aigner Ergänzungen bringt. Der Aufsatz 'Märchenhort' von Ch. G. Leland charakterisirt die Märchen verschiedener Völker. 'Der Mond im ungarischen Volksglauben' zeigt manche Berührungen mit deutschem Volksglauben. 'Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner' bietet ebenfalls Verwandtes mit Deutschem; ebenso 'Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie'. 'Das geistliche Weihnachtsspiel unter den Zipser Deutschen' von S. Weber ist von besonderem Interesse. 'Heimische Völkerstimmen' enthält Deutsches S. 84 und 85. 'Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie', Hinweise auf Deutsches S. 94.

Meltzer, Otto, **die Kreuzschule in Dresden bis zur Einführung der Reformation (1539).** Dresden 1886. IV, 60 S. 8.

Der Gegenstand ist schon mehrfach behandelt worden, zuerst von Schöttger in einem Programm von 1742, dem aber nur wenig urkundliches Material zur Verfügung stand; dann noch von J. Chr. Hasche und H. M. Neubert, die zum Theil recht wichtige Daten aus Urkunden beibrachten. Über ein viel reicheres Material hat M. verfügt in dem Urkundenbuche der Stadt Dresden, und das noch Ungedruckte im königl. Staatsarchiv und im Rathsarchiv zu Dresden. So ist denn freilich seine Darstellung ungleich reichhaltiger als die seiner Vorgänger. Ein erster Anhang handelt über Peter von Dresden, ein zweiter enthält ein altes Bücherverzeichniß.

Brandstetter, Renward, **der Vocabularius Beronensis.** (Abdruck aus dem Geschichtsfreund Bd. 41, S. 175—186).

Ein Sammelband des 15. Jhs. in der Stiftsbibliothek zu Berona enthält als wichtigsten Theil einen Vocabularius auf Bl. 1—59 etwa 7000

nach Materien geordnete Wörter. Daraus theilt Br. alle Wörter mit, welche für das deutsche oder mittellat. Wörterbuch von Interesse sind, 458 im Ganzen. Hieran reiht er eine Quellenuntersuchung und theilt zu diesem Zwecke die 458 Wörter in fünf Classen; die erste enthält die Artikel des Voc. Ber., die hinsichtlich des Lat. und Deutschen mit Artikeln des Vocab. 29 bei Diefenbach, Nov. Gloss., verwandt sind; unter Classe II die Wörter, die in Voc. 1 und 5[b] bei Dief., Gloss. lat. germ., unter Classe III die, welche nur im Voc. 1, und unter Classe IV die, welche nur im Voc. 5[b] ihre Analoga haben. Unter Classe V gibt er die Wörter des Voc. Ber., die nur bezüglich des lat. mit Voc. 29, Voc. 1, Voc. 5[b] stimmen, während die Verdeutschung verschieden ist, und ebenso endlich die Vocabeln, welche in Voc. 29, Voc. 1 und Voc. 5[b] fehlen; unter diesen sind eine Anzahl bisher unbekannter deutscher Wörter.

Streifzüge auf dem Gebiete der Nibelungenforschung von Prof. Jul. Binder. Programm der Staatsoberrealschule in Laibach 1889.

Über das attributive Adjectiv im Nibelungenliede und in der Ilias. Von Prof. Hans Schmidt. Progr. des Staatsgymnasiums in Salzburg 1886.

Das stehende Beiwort im Volksepos. Von Prof. Anton Filipsky. Progr. des Staatsgymnasiums in Villach 1886.

Es ist eine umfangreiche, schwer zu übersehende und zu gliedernde Literatur, die sich als Nibelungenforschung allmählig angesammelt hat, und es ist deshalb immerhin dankenswerth, wenn derartige orientirende Schriften publicirt werden. Abgesehen von den Einleitungen in den Ausgaben von Bartsch, Zarncke, Holtzmann und Simrock ist auch die Zahl dieser Schriften im Anwachsen begriffen. Ich erinnere nur an A. W. Schultz, der gegenwärtige Stand der Nibelungenfrage, Progr. Schleiz 1874; Hermann Fischer, die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann, Leipzig 1874 (Karl Bartsch; Recens. Germ. XIX, 352 fg.); H. Paul, zur Nibelungenfrage, Halle 1887; R. v. Muth, Einleitung in das Nibelungenlied; Rudolf Henning, Nibelungenstudien, Straßburg 1883 etc. etc.

Binders Arbeit will nun diese orientirenden Schriften, von denen ich einen Bruchtheil anführte, vermehren, was ihm auch thatsächlich der Zahl, nicht jedoch dem Werthe nach gelingt; denn sie ist ebenso flüchtig als einseitig. Als Curiosität verzeichne ich, daß nach Binder wenigstens (S. 8 u. 9) K. Bartsch in Heidelberg „vor Kurzem auch schon verstorben“ ist, und wünsche nur, daß das bekannte Sprichwort an K. Bartsch sich neuerdings erfüllen möge. Über die Ansichten zum neunten und zehnten, sechzehnten und siebzehnten Liede, die Scherer in der Literaturgeschichte vorträgt, findet sich keine Spur in der Abhandlung.

Für manche Leute scheint keine Literatur zu existiren; einen Beleg für diese Thatsache gibt das zweite Schulprogramm, das von Herrn Prof. Hans Schmidt verfaßt ist. Er benützte für seine Arbeit lediglich je eine Ausgabe des Nibelungenliedes und der Ilias und ein Programm; die Abhandlung ist aber auch darnach ausgefallen, indem sich der Verfasser darauf beschränkt, die betreffenden Ausdrücke aus den Epen abzudrucken und sie obenhin zu classificiren. S. 55 in der Anmerkung heißt es „diu ir urmâzen

schœne" — urmâzen ist noch dazu gesperrt und am Schlusse finden sich circa zwei Dutzend Corrigenda angeführt. Sollte es Hrn. Prof. H. Schmidt mit seinem urmâzen also veritabler Ernst sein? das wäre sehr traurig! Auch die Ausdrucksweise läßt viel zu wünschen übrig, z. B. heißt es S. 4 Anm.: „Manche als Eigennamen herausgestellte Wörter."

Ganz anders geartet ist die dritte Abhandlung, sie zeugt ebenso von vielfältiger Belesenheit wie von einem verständigen Urtheil und hat das moderne, wissenschaftliche Princip der Vergleichung zur Voraussetzung. Auffallend war mir bei der Lectüre der Abhandlung des Herrn Prof. Filipsky, daß die Kenntniß der deutschen Dichtung seine schwächste Seite ist. Schon p. III liefert dafür einen merkwürdigen Beweis. Dort werden nämlich Mahabharata, Ilias und Odysse und die „Nibelungen" angeführt, Gudrun aber fällt unter den Tisch, was sie, wenigstens nach der Meinung der neuesten Literaturforschung, ganz und gar nicht verdient. Ebenso ist sehr gering das zu taxiren, was der Verf. zur Frage über die „Entstehung" (ein Lieblingsausdruck des Verf.'s) des Volksepos sagt; er bewegt sich da auf dem bekannten gründlich ausgefahrenen Geleise, und ist so naiv, einen Bewunderer des Herrn R. v. Muth abzugeben, der bekanntlich mit höchst komischer Verve in die Welt hinausschrie: der Name der Verfasser der einzelnen Lieder, sowie der überhaupt gleichgiltige des letzten Sammlers, können nie festgestellt werden". Filipsky glaubt in den serbischen Liedern[1]) einen neuerlichen Beweis für diese altehrwürdige Theorie finden zu können — aber kann denn nicht daraus das gerade Gegentheil viel plausibler gemacht werden? Im Übrigen ist die Abhandlung des Hrn. Filipsky, die freilich sehr gewonnen hätte, wenn er mit dem „germanischen" Epos vertrauter gewesen wäre und manche diesbezügliche Schriften (z. B. ten Brinks Literaturgesch.) gekannt hätte, recht lesenswerth, wenn sie auch eher als eine Vorstudie zu dem in Rede stehenden Thema zu betrachten ist.

ANTON NAGELE

[1]) Der Verfasser hätte dabei die Schrift: „Narodne pjesme o boju na kosovu godine 1389, sastavio u cjelinu Armin Pavić" und die ausführliche, sehr interessante Recension derselben von Stojan Novaković in Jagić Archiv f. slav. Phil. III, 413 bis 462 doch auch berücksichtigen sollen. Ich vermisse in seiner Abhandlung auch sonst Manches, so namentlich einige Berücksichtigung der neugriechischen Volksdichtung, die bekanntlich sehr nahe Beziehungen zur südslavischen Volkspoesie unterhält. Ganz armselig ist das, was er S. XIX über das Epitheton des Pferdes vorbringt; ist ihm denn das „Heldenfohlen" des russischen Volksepos ganz unbekannt? Dahin wäre ja auch der Veillantif Rolands (Chanson de Roland v. 1153) und der Bahieca Cids zu beziehen. Vgl. „über das volksthümliche Epos der Franzosen", Ztschr. f. Völkerpsychol. u. Sprachwissensch., herausgeg. von Lazarus u. Steinthal IV, 2, 203 ff und Jagić Archiv III, 549—593 „Beiträge zur Erklärung des russischen Heldenepos" von Alexander Wesselofsky). Wo der Verf. S. XVIII von den Flüssen spricht, bleibt die Donau, die doch eine hervorragende Rolle in der slavischen Poesie einnimmt, völlig unerwähnt. Was die Farben und ihre Namen anlangt, sind die Darstellungen des Herrn Filipsky durchaus ungenügend, einigermaßen hätte er sich leicht aus Götzinger (Reallexikon p. 175 u. 176) belehren und dort Literaturnachweise finden können.

Indogermanische Mythen. II. Achilleide. Von Elard Hugo Meyer. VIII, 710 S. Berlin 1887. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Auf der Grundlage von Müllenhoffs Deutscher Alterthumskunde, Bd. I, hat der Verf. weiter gebaut und jene Methode auf eine der berühmtesten Heroengestalten des griechischen Alterthums angewendet, die für uns von besonderem Interesse ist, weil sie mit einem der berühmtesten germanischen Heroen sich deckt. Freilich ist es nicht der Achilles, wie er in der Ilias uns entgegentritt, sondern gewissermaßen in seine Elemente aufgelöst. Viele Züge, die in der homerischen Ilias verdunkelt sind, empfangen durch die Heranziehung verwandter mythischer Züge erst ihre Begründung und ihr Verständniß. Der Dichter brauchte eben Vieles nicht oder brauchte es nur andeutend, was in der ursprünglichen Achilleussage eine ganz andere und tiefere Bedeutung hat. So ist der alte Zug von Achilleus, dem Drachentödter, in der Ilias ganz verdunkelt, Gestalten wie Briseis und Deidamia gleichfalls. Erst durch Heranziehung einer Menge anderer Quellen und Sagen können sie in ihrem Wesen erkannt werden.

Daraus folgt aber, daß die Ilias allein nicht als Quelle unserer Erkenntniß dienen kann, und, was wichtiger, daß die Ilias nicht als eine Sammlung von Volksliedern gelten kann. Sie ist das Werk eines Kunstdichters, der die Elemente der Volkssage benützte, so weit er sie brauchte. Damit ist der Wolfschen Liedertheorie ein gründlicher Stoß versetzt.

Die ganz analoge Entwickelung zeigt die deutsche Heldensage. Auch hier sind in der deutschen Gestaltung des Nibelungenliedes Züge zurückgedrängt, die in der ursprünglichen Gestalt der Sage bedeutsam hervortraten. Dahin gehört, in Übereinstimmung mit der Achilleussage, der Drachenkampf, der daneben als vollständiges Lied fortbestand, während er in der Hauptdichtung zurücktritt; dahin gehört, gleichfalls übereinstimmend mit dem griechischen Epos, die Gestalt der Brunhild, deren ursprüngliche Beziehungen zu Siegfrid wir erst durch die reineren nordischen Quellen erfahren.

Diese Parallele hat nun aber noch eine weitere Bedeutung für unsere Wissenschaft. Wenn die Ilias keine Zusammenschweißung von Volksliedern sein kann, so kann es auch das Nibelungenlied nicht sein, sondern beide sind Kunstdichtungen unter Benützung der volksthümlichen Sagenelemente. Lachmanns Nibelungentheorie fußt auf F. A. Wolfs Iliastheorie, ohne diese ist jene nicht denkbar. Die zwanzig Lieder von den Nibelungen empfangen dadurch aufs Neue einen argen Stoß, und es ist abzuwarten, wie ihre Anhänger sich damit auseinandersetzen werden.

Handschriften, berühmte — des Mittelalters, in phototypischer Nachbildung. Bd. I: Das Nibelungenlied nach der Hohenems-Münchner Handschrift (a) in phototypischer Nachbildung. Nebst Proben der Handschriften B und C. Mit einer Einleitung von Ludwig Laistner. München 1886. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 8. VIII, 48 S. nebst 125 Tafeln in Phototypie. Ganz Lwd. 60 M.

In vortrefflicher technischer Ausführung erscheint hier ein photographischer Abdruck einer unserer bekanntesten und berühmtesten altdeutschen Handschriften.

Die Nachbildung gibt ein treues Abbild des Originals und kann für Studienzwecke dasselbe vollständig ersetzen.

Schade nur, daß nicht B oder C, sondern A zur Nachbildnug gewählt worden ist. Derselben geht eine Abhandlung von L. Laistner voraus, der man das Zeugniß geistvoller Deduction, wie Allem, was der Verf. schreibt, nicht versagen kann, die aber gleichwohl einen philologischen Werth nicht beanspruchen kann, weil ihr die philologisch sichere Grundlage fehlt.

Lachmann hatte gesagt, das Absetzen der Zeilen scheine beim Nibelungenliede ältere Weise zu sein. Er drückte sich vorsichtig aus 'scheine', weil er sich wohl bewußt war, daß die Thatsachen dem nicht entsprachen. In der That sind alle alten und guten Handschriften nicht abgesetzt geschrieben; A, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs. entstand, ist die erste mit abgesetzten Versen, und dann kommen die jüngeren Hss., die dieselbe Einrichtung haben. Die Absetzung der Verse im Nibl. hat in A noch eine andere seltsame Einrichtung zur Folge gehabt: auch die Klage ist in Langzeilen geschrieben. Das widerspricht allem Gebrauche der Handschriften die Kurzzeilen in Langzeilen zu schreiben.

Was Lachmann zweifelnd ausdrückte, haben seine Nachahmer unbesehen angenommen. Und ebenso, daß der Text in A der echte und ursprüngliche ist. Alle philologischen Beweise, die diese Ansicht widerlegen, werden ignorirt. Und das hat leider auch L. gethan. Somit können wir seine ganze Beweisführung und Darlegung nicht einer Widerlegung unterziehen, weil wir erst verlangen müssen, daß die philologische Grundlage gesichert sei. Es ist zu bedauern, wenn man so viel Geist und Scharfsinn an eine von vornherein falsche Aufgabe verschwendet sieht.

Gottschick, **über Boners Fabeln.** Programm des königl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg 1886. (Nr. 68.) 32 S. 8.

Der Verf. tritt zunächst der Ansicht Schönbachs entgegen, daß Boners Fabeln erst nach dem Tode von des Dichters Gönner Johann von Ringgenberg abgeschlossen seien, und widerlegt sie mit guten Gründen. Die zweite von G. erörterte Frage ist die, ob Boner sämmtliche hundert Fabeln zur selben Zeit gedichtet, und namentlich ob die Fabeln nicht in der handschriftlich überlieferten Folge gedichtet sind. Daß eine andere Anordnung als die der Hss. im Ganzen aus den Reimungenauigkeiten nicht zu folgern, hat G. schon in einer späteren Abhandlung (1879) gezeigt. Weiter behandelt der Verf. den Dialekt Boners und widerlegt Schönbachs Ansicht, wonach Pfeiffer mit Unrecht dem Dialekte zu großen Eingang in seinen Text gestattet. Namentlich die Nachweise von Schoch lieferten hier ein überzeugendes Material. Im letzten und umfangreichsten Theile geht Verf. zu einer Darstellung der Anordnung der Bonerschen Fabeln und zur Erklärung derselben über, sowie zum Nachweise des zwischen den einzelnen Fabeln bestehenden Zusammenhanges. Auch hier ist das Resultat, daß die Fabeln im Ganzen in der Reihenfolge der Hss. entstanden sind. In dem Schlußalphabete (S. 28 ff.) handelt G. von Boners sittlichen Lehren und seiner Darstellungsart, und wendet sich hier mit Recht gegen Scherers herabsetzendes Urtheil. Die ganze Arbeit macht den Eindruck ruhig fortschreitender Besonnenheit, deren Resultate daher auch schwer werden anzufechten sein.

JOHANN VON SOEST, 'DY GEMEIN BICHT'.

Johann von Soest, dessen Lebensbild Fr. Pfaff entworfen hat[1]), hat außer seinen schon bekannten Dichtungen noch einen poetischen Beichtspiegel verfaßt, den Cod. Pal. 730 uns überliefert. Johanns Autorschaft ist auch Bartsch in seiner Beschreibung der altdeutschen Hss. der Heidelberger Bibliothek (unser Stück wird hier unter Nr. 323 erwähnt) entgangen. Das Gedicht ist von Johann selbst niedergeschrieben und nach der Schlußbemerkung am 27. Februar 1483 zu Ende geführt worden. Es fällt also drei Jahre später als die 'Kinder von Limburg'; nach Pfaffs Vermuthung (S. 247) etwa gleichzeitig das Gedicht von der 'unbefleckten Empfängniß Mariae'. Mit diesen beiden Dichtungen begibt sich der kurpfälzische Singermeister, der damals auch schon medicinische Studien betrieb, auf das theologische Gebiet, das ihm nicht fern lag; erzählt er doch selbst in seiner Biographie (Fichards Archiv 1, 120), daß er einmal die Absicht gehabt habe, Pfaffe zu werden. Auch seine übrigen Werke bezeugen seine fromme Gesinnung. Freilich, theologische Kenntnisse treten, abgesehen von einiger Bibelkenntniß, nirgends hervor. Die Beichte ist keine selbstständige Dichtung, sondern wie es in der Überschrift heißt, '*vs bewerter schrufft tzu rym gesetzt*'. Er hat also nach einer Vorlage gearbeitet und dieser nur die poetische Form gegeben. Seine Quelle war in erster Linie der Modus confitendi des Andreas de Escobar[2]), das verbreitetste Beichtbuch der Zeit. Er hat nach dem Original, nicht nach einer deutschen Übersetzung gearbeitet, da er V. 1053 f. sagt:

nit langmodig vnd auch nit gut
byn ich gewesen oberlüt,
auch hatt ich gantz keyn guttigheit
tzu mynem nësten, ist myr leit;
das dan off ym hot onderscheit
tzu sprechen gut vnd guttigheit:
das erste, gut, heyst bonitas,
guttigheit ist beniguitas.

---

[1])Allgemeine conservative Monatschrift 1887, S. 147 f., 247 f.

[2]) Der Verfasser nennt sich Andreas Hispanus, Poenitentiar der römischen Curie, ehemals Bischof von Civita und Ajaccio, jetzt von Megara, Benedictinerordens. 1437 wurde er zum Cardinal erhoben.

Außer Andreas' Schrift hat aber Johann noch eine andere Quelle benutzt[1]). Der erste Abschnitt 'von den fünf Sinnen' hat bei Andreas nichts Entsprechendes (nachher folgt wohl ein Absehnitt 'de quinque sensibus', dem aber bei Johann die Vs. 883—918 *von sonden ingemeyn des gantzen libs* entsprechen). Ich habe diese Quelle nicht ermitteln können[2]), werde aber nachher in den Anmerkungen auf Übereinstimmungen mit anderen Beichtbüchern hinweisen. Diese Quelle scheint auch noch bei den Todsünden benutzt, nachher aber ist Alles aus Andreas entnommen, abgesehen von Einigem, das sichtlich Zuthat Johanns ist.

Beichtbücher in deutscher Sprache liegen seit dem 13. Jahrhundert in großer Menge vor. Geffken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh., Leipzig 1855, bespricht eine große Anzahl handschriftlich erhaltener Beichten. Gedruckte Beichten führt Fr. Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche (Köln 1879) 46 bis zum Jahre 1519 auf, wozu noch zwei weitere kommen (Liter. Handweiser 1881, Sp. 529). Die große Mehrzahl dieser Schriften ist für den Laien bestimmt und enthält entweder Betrachtungen über die Bedeutung und den rechten Gebrauch des Sacramentes der Buße, oder gibt eine ausführliche, dem Beichtenden in den Mund gelegte (oft auch in Frageform gehaltene) Aufzählung der einzelnen Sünden. Beichtbücher der letzteren Art stehen in directem Zusammenhang mit der offenen Schuld, aus der sie sich entwickelt haben. Schon einige der ahd. Beichten gehen so ins Einzelne, daß sie als Grundlage für die Gewissenserforschung vor der sacramentalen Beichte dienen konnten. Als deshalb die offene Schuld die bestimmte Form annahm, in der sie noch jetzt gesprochen wird, wurden die älteren Beichten doch weiter fortgepflanzt (vgl. Denkmäler S. 619. 621) und nahmen allmählich durch immer strengere Formulirung der einzelnen Vergehen die im Wesentlichen (bei Abweichungen in der Anordnung, dem Schwanken einzelner Unterscheidungen) fixirte Form an, in der sie im 15. Jahrh. vorliegen, und welche die Grundlage des römisch-katholischen Katechismus bildet. Neben die Unterscheidungen nach den 7 Todsünden, 5 Sinnen, 10 Geboten trat allmählich die nach den 7 Heiligkeiten, 7 Gaben des h. Geistes,

[1]) Vielleicht war schon in der Vorlage diese mit dem Modus confitendi des Andreas vereinigt.

[2]) Kein näherer Zusammenhang besteht mit der Schrift 'Dyß ist eyne schone vnd fruchtbare beicht, wie sich eyn itzlich christenmensch seyner sunde erclagen ßal nach ordenung der funff synne eyngefurt durch die siben todtsunde' (angeblich Leipzig, Kacheloven).

7 Werken der Barmherzigkeit, 7 Haupttugenden, 4 rufenden und 9 fremden Sünden u. s. w., wobei die Zahlenbestimmungen manchen Schwankungen unterworfen sind. Den Versuch, eine solche Beichte in poetische Form zu kleiden, finden wir schon vor Johann von Soest gemacht, vgl. Liederhucb der Hätzlerin S. 301, Beichtbuch bei Weher, Bamberger Beichthücher, Kempten 1885, S. 15 ff., 'Wie man heichten sol' in Kinderlings Hs. vgl. Allg. liter. Anz. 1801, S. 709, Penitentionarius hei Geffken, Beil. S. 188, 'Von der rechten beichte' Hoffmann, Wiener Hss. 224, S. 278.

Als Denkmal der homiletischen Literatur kann Johanns Beichte eine hesondere Bedeutung nicht für sich in Anspruch nehmen. Dagegen scheint mir die Behandlung des Stoffes doch in mancher Beziehung Beachtung zu verdienen. So ermüdend die Aufzählungen des Dichters sind, und so wenig er es im Allgemeinen verstanden hat, den spröden Stoff dichterisch zu gestalten, so finden sich doch schöne Stellen, wo Johann seinem warmen religiösen Gefühl schwungvollen Ausdruck giht. Manche Schilderungen sind culturhistorisch von Interesse. Am hemerkenswerthesten aher scheinen mir die Züge zu sein, die die Beichte dem Lehensbilde Johanns hinzufügt. An man chen Stellen hören wir den Arzt, den Dichter und Musiker sprechen. V. 589 f. wird eine Ausführung über die Einwirkung der Complexion auf die Gemüthsart eingeschaltet. Bei den V. 161 erwähnten *onnütz gesta von der lijb* mag Johann an seine frühere Dichtung gedacht haben. Auf seine musikalische Fähigkeit spielt er V. 299 an. Daß bei Besprechung der Ohrensünden V. 889 f. die Worte hei Andreas: *aures ad audiendum — cantus et instrumenta musicalia dedi,* nicht übersetzt sind, ist vielleicht nicht zufällig. Johann konnte in seinen musikalischen Neigungen nichts Sündhaftes sehen. Anderes macht durchaus den Eindruck eines Selbstbekenntnisses. Die Ausführlichkeit, mit der V. 385 ff. das Laster der Habsucht geschildert wird (nur einige Züge finden sich auch bei Andreas) und die leidenschaftliche Selhstanklage lassen vermuthen, daß die Worte dem Dichter aus dem Herzen kommen. Selbstbekenntniß ist das, was er über die Wirkungen des Zornes sagt, wie aus der Bemerkung über seine Complexion hervorgeht; ferner über die Anschläge gegen das Lehen des Nächsten V. 780 f. und 785 f. Vielleicht ist auch die Bemerkung über die Untreue gegen den Herrn V. 833 f. so zu nehmen. Im Ganzen handelt es sich für Johann bei der Beichte um mehr als bloß eine dichterische Übung. Freilich hat er im Auge (V. 1168 f.), daß auch Andere durch die Beichte zur Erkenntniß ihrer Sünde

gelangen möchten. Aber zunächst ist es ihm um die Erleichterung seines eigenen Herzens zu thun; sehen wir doch auch aus seiner Biographie (1504 in Frankfurt verfaßt), wie lebhaft er die Verirrungen seiner Jugend beklagte.

Die Behandlung des Stoffes ist eine sehr ungleiche. Während in den Abschnitten über die 5 Sinne, 7 Todsünden, 10 Gebote der Dichter — soweit eine Vergleichung möglich — die Worte des Originals frei umschreibt mit Einflechtung mancher origineller Züge, gibt er von da an nur eine abkürzende Übersetzung der Vorlage, bis er am Schluß wieder in selbständiger Weise auftritt. Aber auch in den ersten Abschnitten liegt es ihm fern, den gesammten Inhalt der lat. Beichte zu umschreiben. Er begnügt sich, aus der Charakteristik der Sünden einzelne Züge herauszuheben und diese in freierer Weise auszuführen. Aus der getroffenen Auswahl sehen wir, welchen Vergehen Johann die größte Wichtigkeit beilegt. Trotz dieser Kürzungen nimmt die Aufzählung der einzelnen Sünden noch einen breiten Raum ein. Meistens wird im Perfectum berichtet und dabei, um die ewigen Wiederholungen zu vermeiden, das Hilfsverbum (*hab ich*, *bin ich*) nicht selten unterdrückt. Auch wird die Anreihung sehr oft durch *mit* oder *on* mit Substantiv bewerkstelligt, an das sich gewöhnlich ein Relativsatz anreiht, z. B. 281

on yr werck
dy ich verwarff mit grosser sterck

= *ich hab verworffen yr werck*. Flickwörter, um einen Reim zu gewinnen, werden vom Dichter häufig verwandt. Nehmen wir hinzu, daß auch die Wiederholung desselben Gedankens nicht selten vorkommt (vgl. Vs. 280. 81, 540. 42, 717 und 719), so begreift es sich, daß die ganze Dichtung keinen künstlerischen Eindruck macht.

Über Johanns Sprache könnte nur mit Heranziehung der übrigen Dichtungen erschöpfend gehandelt werden. Hier deshalb nur einige Andeutungen. Die Sprache ist aus rheinfränkischen und niederländischen Bestandtheilen gemischt. Trotz seines langjährigen Aufenthalts in Hessen und der Pfalz hat Johann doch die Sprache der Niederlande, wo er seine Jugend zugebracht hatte, nicht ganz aufgegeben. Er bemüht sich pfälzisch zu schreiben, aber die ndl. Formen kommen ihm überall dazwischen. Außerdem hat er diese oft absichtlich angewandt, um einen Reim zu gewinnen. Die Mischung des Dialektes mögen folgende Bemerkungen veranschaulichen.

â ist meist in *o* verwandelt, wird auch auf *o* und *ô* gereimt (seltener auf *a*). Dies *o* = *â* ist pfälzisch, es findet sich auch in

Heidelberger Drucken von 1487 und 1493[1]) und in dem von Milchsack herausgegebenen Passionsspiel.

ae ist durch *e* vertreten und wird auf *ê* und *ë* gereimt.

e in *o*[2]) verwandelt in *tzwolff* 16 u. ö. *fromden* 924 und der Vorsilbe *-ont*; hierher auch *wort* = *wirt* (im Reime 51. 616. 687. 984). *i* in *u*[3]) verwandelt in *ummer* (auch *ommer*), *nummer*, *duck*. — *i*, *u* (*ü*) wechseln nach md. Weise mit *e*, o. *e* für *i* erscheint in offener Silbe (*gesweghen*) und vor *l* + Cons. (*telghen*), *o* für *u* in offener Silbe (*joghent*), vor *r* (*wilkor*, *dorff*), *l* + Cons. (*gedolt*), *n* + Cons. (*sonde*, *gonnen*), in *son*, *on-*, *off*, *bedochte* (mit Kürzung des *û*), *geroch*, *betrog*.

Die Längen *î*, *û*, *iu* (geschrieben *u*) sind festgehalten. *i* oder *y* (das Zeichen *ij* immer im Worte *zijt*, sonst gelegentlich *cordijren* 86, *ey* nur in *drey* 21. 1164, *dreyen* 273) wird aber oft auf *ei* gereimt. *heit* : *zijt* 14. 144. 206 u. ö. *zijt* : *leit* 138. *teyl* : *yl* 150. *pompeyen* : *verlyen* 256. *allerley* : *hofferdy* 338. 52. *mancherley* : *by* 390. *myn* : *reyn* 434. *heyss* : *flyss* 524. *heit* : *wyt* 624. 1072. *pyn* : *bewein* 694. *Lombardy* : *ey* 782. *myn* : *klein* 1062. *erschynt* : *beweynt* 1078. *kleyn* : *syn* 1112. Johann sprach also wohl den Diphthong; gegen diese Annahme ist nur *lijb* : *vertryb* 162. *geschichten* : *bichten* 656. *gefyrt* : *getzyrt* 746. *mich* : *himelrich* 914 anzuführen, während Reime auf *-lich*, wie *hymelrich* : *jemerlich* 308. 62. 84. *gelich* : *bitterlich* 1120. 40. *ewiglich* : *rich* 1192 nichts beweisen. In den Drucken von 1487 und 93 ist *i* geblieben, dagegen hat das Pass. *ei*. — *u* (= *û* und *iu*) ist jedenfalls Monophthong, vgl. die Reime *gebrucht* : *geflucht* 306. *uch* : *ersuch* 312. *lüt* : *hüt* 546. *vss* : *füss* 978. *gut* : *lut* 1054. *für* : *twr* 1106. In der Biographie ist schon zum Theil *au* eingetreten, ebenso Pass. (neben *u*).

Die Dehnung der Kürzen in offener Silbe beweisen die Reime *gesehen* : *smehen* 104. *brehen* : *geschehen* 324. *verluhen* : *vertrwen* 398 u. a.

Die Diphthonge *ie* und *uo* (*üe*) sind durch Monophthonge vertreten, *ie* durch *i* oder *y* (aber *ye* 243. 498. 1070. 1157 und *hye* : *flyhe* 142), das auch im Reime auf *i* und *î* erscheint, *uo* (*üe*) theils durch *u* theils durch *o*. In den Reimen erscheint öfter *o* als *u*, vgl. *insocht* : *volbrocht* 216. *don* : *won* 332, : *schon* 352. *zerstort* : *gefort* 496. *obgerort* : *wort* 616. *stont* : *verkont* 662. *moss* : *bloss* 784. *mocht* : *socht* 810.

[1]) Boum der sypschaft. Heidelberg, Knoblochzer (um 1487). Ein vast notdürfftige materi einem yeden menschen der sich gern durch eine ware grüntliche bycht flyßiglich zu dem hochwirdigen Sacrament des fronlychnams vnseres herren ze schicken begert. Daselbst 1493.

[2]) Bezw. ö? O. B.

[3]) Bezw. ü? O. B.

getrost : *gebost* 944. *ertzogt* : *gefogt* 1082. Reime *û* = *uo* : *û* sind oben angeführt worden. Dazu *dominûs* : *mûs* 96. Im Pass. *u*, nur vor *r* öfter *o*. Reime auf *o* oder *u* wieder nur vor *r*. — Auch *ei* erscheint zuweilen monophthongisch als *e* (*treb* 621. 667, *bleb* 1112. 13; *helghen* 741 u. ö. neben *hilghen* 1163. 96 [Kürzung?], *encher* oft [Kürzung?] und *ou* (*öu*) oft als *o* (im Reime *lob* : *dob* 704. *erhogt* : *gebogt* 908. *geloben* : *geschoben* 986. *ertzogt* : *gefogt* 1082). Seltener erscheint der Diphthong als *au*, was im Pass. das Gewöhnliche ist.

Von vokalischen Zeichen ist Johann eigenthümlich ein *ä ë ÿ ö ü*, das nur für die Länge (auch unursprüngliche) gesetzt wird und bei *ä ö ü* auf keinen Fall den Umlaut bezeichnet und ein *ŭ*, das inconsequent für *iu üe uo ü u* steht. Besondere Umlautszeichen sind (von *e* abgesehen) nicht vorhanden; auch im Reim wird der Umlaut öfters nicht berücksichtigt (vgl. 174. 236. 550. 1048), woraus ich indeß nicht auf das Fehlen der Umlaute schließen möchte.

Bei den Consonanten ist Folgendes hervorzuheben. Ein vereinzeltes ndl. *f* = *b* im Auslaut steht 788 *häf*. Sonst erscheint hier *b* und *p* (*lyp*, *halp*, dagegen immer *hab* etc. bei abgefallenem *e*). *p* zu *pf* verschoben. *d* für *t* findet sich öfter im Anlaut (*don*, *dot*), doch nicht durchgehend, seltener im Inlaut. Regelmäßig anlautendes *t* in *verterben* (681. 721. 786. 790, doch *verderb* 691). Im Auslaut erscheint *t* (*leit*, *kint*, dagegen *sond*, *ted* etc. bei abgefallenem *e*). Ein unverschobenes *t* in *gant* 477 (Schreibfehler?). *g* im Inlaut vor Vokalen wird meist *gh* geschrieben, was auf spirantische Aussprache hinweist. Im Auslaut bleibt *g* außer in der Verbindung *ng* (*lanck*). Vereinzelt auch sonst *ck* im Reim *starck* : *karck* 148 und *gesmag* : *tag* 186 (für *gesmack* : *tack*). Nicht aus *g* entstanden ist *ch* in *manch* oder *mench* und *ench*, ebensowenig in *verleuchent* 998 (Pass. hat die Form *verleicken*). Durch Ausgleichung erklärt sich *g* für *ch* in *tzog* 390. *geschag* 1115. *vertzyg* 627. Grammatischer Wechsel zeigt sich im Praet. von *geschehen* und im Adj. *hog*. *chs* erscheint assimilirt in *sest* 803 (Überschrift), *ses* 919 (Überschrift), *neste* oft. Inlautendes *h* vor Vocalen wird meist geschrieben, war aber stumm, wie der Reim *pompeyen* : *verlyen* 256 zeigt. *sehen* 115, *tzehen* 711 werden einsilbig gebraucht. *r* ist ausgefallen im V. *fochten* (im Reime 170. 260. 492. 719). Diese Form, über deren Verbreitung Sievers, Oxforder Benedictinerregel S. IX f. handelt, findet sich im Heidelb. Pass. nicht. Johann wird sie in Hessen angenommen haben. Metathese zeigt *notroft* 763. Von einzelnen Formen führe ich noch an das ndl. *don* = *do* (im Reime 501), *lacht* = *legte* 592, *brenghen* 777, *kart* 895 (im Reim, sonst *kerte*), *gehebt* 337. 1015. 18.

Diese Übersicht, die nicht erschöpfen soll, zeigt genügend, daß Johann nicht in reinem pfälzischem Dialekt schreibt, sondern vielfach niederländische, auch einige hessische Formen einmischt.

Der Vers ist nach seiner Silbenzahl streng geregelt und umfaßt 8 Silben, wenn der Reim stumpf, 9 wenn er — was weit seltener — klingend ist. Auftakt ist also immer vorhanden. Verletzung der natürlichen Betonung kommt sehr häufig vor. Dreisilbige Worte wie *gutigher*, *gentzlichen* können nach nhd. Weise auf der ersten und dritten Silbe eine Hebung erhalten. Oft wird die haupttonige Silbe in die Senkung, die nebentonige in die Hebung gesetzt. Zweisilbige Worte wie *ober*, *lyplich* können die Hebung auf der zweiten, dreisilbige wie *lypliche*, *rosenfar* auf der Mittelsilbe erhalten. Diese Freiheit ist sowohl im Anfang als in der Mitte des Verses gestattet.

Der Reim ist genau, abgesehen von der Verbindung des umlautlosen mit dem umgelauteten Vokal (vgl. oben). Von einer Reimungenauigkeit kann nicht geredet werden, wenn alte Kürze mit der Länge reimt oder *î* mit *ei*, kaum auch bei der Verbindung von *i* und *ie*, *u* und *uo*, *iu* und *üe*. Öfters verschwindet eine scheinbare Ungenauigkeit bei Einsetzung der dialektgemäßen Form, z. B. 295 *offembart* : *wort* (l. *offembort*), 660 *gelassen* : *verdrossen* (l. *gelossen*), 1048 *frücht* : *volbrocht* (t. *frocht*).

Der folgende Abdruck des Stückes schließt sich genau an die Hs. an. Die Abkürzungen sind aufgelöst. Einige Schreibfehler und Auslassungen sind berichtigt, mit Angabe des Überlieferten unter dem Texte. Die inconsequente Interpunction der Hs. (auf den drei ersten Seiten Doppelpunkt, auf den drei folgenden Punkt nach jeder Zeile, von da ab nur im Innern der Verse zuweilen Punkt oder Doppelpunkt) ist nicht beibehalten worden.

Hy hebet an dy gemein bicht: Vs bewerter schrifft tzu rym gesetzt: In welcher eyner syn sond mag erkennen lernen: Dar tzu ordenlich bichten lernen: tzu dem lob gottis:

Fürred:

Jeuhe, o barmhertziger
Almechtigher got guttigher,
Erbarm dych myn vmb myn mysdät,
Von myr gewyrket frw vnd spät
Dys lang itzont vergangben jar.
O mylter got mach offenbar
Dyn gotlich krafft in myr byt ich,
Ich werd verdampt sust ewiglich,
Dan ich tzu tyff gefallen byn
In todlich sond durch myn fünf syn,
Auch dyn gebott in manchen stetten
Hab hert vnd swerlich obertretten,
Dy werck auch der barmhertzigheit
Vnd syben sacrament altzijt,

Myt syben helghen geistes gaben
Vnd tzwolff artickel hog erhaben
Cristlichs gelohens myr gesetzt:
Da durch myn sel hah hert geletzt.
In obertrettung gantz bereytt
Gewesen hyn acht seligheit,
Auch toghent drey der helghen schrifft,
On aughel toghent myr gestyfft,
Dy ich dau gentzlichen fur vol
Hah ohertretten gar tzu möl,
On ander sond itz ombedocht
Von kynd off swerlichen volhrocht.
Ich hyt dich got myn eyngher tröst,
Der manchen sonder hott erlost,
Erlöss mich auch vnd mach mich gut
Dorch dyn rosenfar heiligs hlūt,
Das du dorch myn sond host vergossen
An eynem hom hert onuertrossen:
Vss lÿh durch mich gahstu dich dar
Tzu hencken nacket also bar
An solchem herten groben holtz,
Mit dynem huhschen lyhe stoltz
Gelich eyn seytte hert gespant,
Durchgraben füss vnd iglich hant,
Eyn tzytlanck aller welt tzu spott.
Ich solcher lÿh erman dich gott
Vnd hytt dich her kom mir tzū stūr,
Send myr dyns helghen geistes fūr
Eyn foncken, off das ich hetracht
Mit warem rwen tag vnd nacht
Al myne sonde gross vnd kleyn
Vnd gyh mir das ich sy heweyn
Lyplich alhy von grond myns hertzen.
O got myn her tzu solchem smertzen
Hylff myr durch gnad, so weis ich vest,
Das mich das ortel allerlest
Nit dyns gerichtz verdammen wort.
Tzu dyssem rwen ohgerort
On dich ich nummer komen mag:
Deshalp dich got off dissen tag
Roff an vss allen mynėn kreften
Vnd hyt vnd fleh dyn zorn tzu sefften
Oher myn sonde gross on tzal;
Myr sy vertzyh gentzlich vnd kal,
Off das dyns helghen hlutz rynyr
Verloren nummer werd an myr.
Des itz tzu lohe wyl ich dyr
Eyn lob gedicht in dys papyr
Hy scryhen, vss welchem men sol
Ordenlich hichten lern fur vol
Tzu eeren dyr on onderlaes,
Dar tzu mich hutten wil furbas
Fur aller bosheit gross vnd kleyn.
Des ich dan au roff dy vil reyn
Juncfraw maria das sy hytt
Ir lyhes kynt das ess myr mytt
Syn gnad wol teylen solche dät
Wol tzu volbrynghen wy ob stät.
Des mir dan gūn in gnaden stett
Ieūhe got der trynytet. Amen.

Hy hott eyn end die fūrred.

Hy heben an dy funff synne vnd tzum ersten von dem gesicht:

Tzu gottis lob wyl ich begynnen
Nach dem beschryht von hoghen synnen
Der meister: hicht gemein dy dan
Tzu bichten not ist ydermanu
(Am vyrden huch hewert er das)
Dar tzu hyn nympt, spricht er furbas,
Tegliche sonde vil on tzal.
Das ich dan itzūnt oheral
So ver ich mag verkonden wyl
Vnd ob ich da in red tzu vil
Oder tzu wenig on probyren,
Das byt ich myr tzu cordijren.
Tzum ersten ich also begynne
Vnd tzyh her fur erst dy fonff synne.
Idoch furhyn so hog ich nyder
Fur minen pryster myn gelyder
Vmb benediung tzu ontpfanghen
Also sprechend durch gross verlanghen

62 gedichte, e *durchstrichen.* 64 fur vor vol. 86 *l.* concedijren? O. B. (*Es fehlt eine Silbe.*)

Tzum pryster: benedicite.
Da off nach dem dan icb verstee
Der pryster antwort: dominūs.
So beb ich an myt gutter mūs
Vnd sag dan myn confiteor
Bis off das ideo precor.
Dar nacb myn sond beclag icb dan
Vnd beb von dem gesicbt erst an.
Also: icb gyb mich scbuldig dyr
Das icb etzlicb in hubscber tzyr
Von frawen byld bon an geseben
Durcb böss begyr yr eer tzu smeben,
Auch duck den tyreu möss verjcheu
Wan sy sicb stigheu tzu gesehen,
Da durcb ich dau tzu solcher vart
Tzu onkuyscheit bewegbet wart,
Aucb myn vnd ander beymlicb glider
Tzu seben begert wie hog vnd nyder,
Eyn solcbs gescbefft scbentlich begab,
Da durcb icb micb in sond verwab
Mit solchem werck der onkūscheit:
Das myr dau ist von bertzen leyt.
Sus icb gesebeu bab meuobes spyl,
Dy vppig woru vnd dentze vil
Myt lust als stecben dar tzu rennen
Vnd ander spil der ich nit nennen
Off dys mol mag myr durcb vergessen,
Aucb ander lutte wyt gesessen
Dar tzu gereytzet aucb tzu seheu,
Dy dau das datten vss tzn speben
Des icb alleyn wass an begyn.
Hor solcber sond ich scbuldig byn.
Myn ougbeu nit tzu mancben stonden
Gekert tzu den belgbeu funff wondeu
Oder tzu auder uūtzbarbeit,
Da durcb icb wer tzu rw vnd leit
Vnd aucb tzu besseruug myner sonde
Gekomeu: das icb dan verkonde
Vob pryster hy iu gottis stat
Vnd byt ucb solche sonde glat
Myr wolt vertzybeu by tzu geghen
Durcb ewren gwalt vnd ewren seghen.
Sus als das icb durch myn gesicht
Onordlicheu hab vsgericbt
Wyder den bern tzu eucher tzijt:
Das selb ist myr vou bertzen leyt
Vnd byt genad von got mym hern,
Der myr dan wol genad tzu kern
Al myne sond tzu bessern bye,
Off das myn arme sele flyhe
Das cwig fur nacb disser tzijt.
Des mir gon gotz barmbertzigheit.

Von dem gehôr.

Myt born hab icb gar tyff ontzont
Swerlicb vnd grobliobeu gesont
Mit lust vnd vss gewonheit starck.
Dy nutzbar dyng tzu horen karck
Byn icb gesyn das merer teil.
Sus bose dingbe ser mit yl
Hon icb gebort off meucben weg,
Als dan wass snod ouküscb geseg
Mit melody vnd on geseng,
Das myr brocbt lust vnd gros geleng,
Ancb fabeln vnd ouuūtze wort
Begyrlich duck vnd vil gebort,
On eer absuyden duck vnd vil,
Das myr was leyder lustlich spil,
Mit grosseu logbeu bert beswert
Da ich myn orn bab tzu gekert.
Anch onnūtz gesta von der lȳb,
Der welt myr baben tzijt vertryb:
Gar duck gegeben sy tzu born,
Da durob myn gmūt sicb mocbt vertorn
Vnd iu onknscbe danckeu vallen.
Vnd ist das allerbost von allen,
Das ich dy sond nit lyss alleyn
Blybeu by myr sonder gcmeyn
Al ander lūt so ver icb mocbt
Aucb dar tzu reytzet gautz on focht

164 gemût.

Tzn don wider den hogsten got
Vnd wyder al cristlich gebot.
Nit hah gehort das gottis wort
Am helghen tag als myr gehort,
On ander ler da von ich ser
Vnd hog gebessert worden wer.
Wy ich mich dan in mym gehor
Vergessen hab durch myn wilkor,
Das ist myr leyt vnd bger genad
Von got mym heru itz bald vnd drad.
O milter got her Ihesu crist
Erharm dich myn tzu desser frist,
Myn hertz erqnick off dyssen tag,
Das es myn worten glich tzu sag!

Von dem gesmag.

Ich hon gesont durch myn gesmag
In spisnng wollust manchen tag
Nach vshont vnd in gyttigheit
Tzu vil ober dy messigheit.
Myn vasten dnck durch spys gebrochen,
Dy ich myr dan lyss teglich kochen,
On segnnng vnd on danckbarheit
Genossen dnck tzu mancher tzijt
Mit folle dy mir kranckheit brocht,
Me dan natur verdewen mocht.
Vnd allermeist mit dem gedranck
Hab ich myn lÿb gemachet kranck
Vnd ongeschickt tzn gutten dinghen
Als betten lesen dar tzu singhen:
Was myr dan solchs tzu don gebort
Gyng obertzwergs vnd ober bort,
Da durch versŭmnys duck geschehen.
Das ich dan leyder moss verjehen
Mit warheit dan ich habs geton:
Der ewig got wol mich da von
Itz ledighen tzu disser tzijt
Durch syn grŭndloss barmhertzigheit.

Von dem tasten.

Myt tasten leyder vil tzn swer
Hah ich gesondet nah vnd ver
Tzn gryffen an frewlich gelytt
Ontzuchtiglich vnd brust da myt,
Mit manchem kns geschehen von myr
In grosser onknscher hegyr,
Mich selhs begryffen dnck vnd vil
Vnd lassen gryffen myr tzu spil,
Da ich dan wollnst myr insocht.
Wy mich dan got dy sond volbrocht
Weis schuldig also syn sy myr
Von grond myns hertzen leyt: vnd yr
Begher vertzyhnng allermeist
Von dem guttighen helghen geist,
Des guttigheit nymantz versägt.
Vnd du vil reyne knsche mägt
Myr armen sonder doe das wort,
Das ich off dys mol werd erhort!

Von dem geroch.

In liplichem geroch hon ich
Wollnst gesnchet fŭrderlich
Vnd obermoss me dan ich solt,
Myn kleyder da mit haben wolt
Versorgt off das sy smeckten wol,
Von hlomen dnck off mynem krol
Eyn krantz wol richend hab getraghen,
Da ich dan gross hatt in behaghen.
Ach got wy ongelich im stechen
Ist myn krans geghen dym tzn rechen!
Dyn krantz das wass eyn dornen kron:
So ist myn krantz von blomen schon.
Dyn krantz der wart mit blot gespickt:
So ist myn krantz mit gold gestickt.

226 gesnchet gesnchet.

Dyn krantz byss durch dy hyrnschal stach:
Myn krantz hylt myr myn horlyn flach.
Ach milter got, dyn guttigheit
Erbarm sich myn, ess ist myr leit
Das ich dich ye durch solch beheg
Ertzornet hab in enchen weg;
Auch duck dy armen lut versmecht
Durch yrn gesmack das mich anfecht,
Da ober ich dan böss beger
Dy ich verdynt hab hert ond swer.
Ihesu son danitz hogster got,
Durch dynen helghen bytter dot
Kom myr tzu stur itz recht tzu bichten,
Off das ich myn sond mog erlichten!

Von den gedancken.

Dvrch myn gedenck hon ich gesont,
Onkusche werck duck vss gegront,
Mit lust der welt vnd yr pompeyen
Dy ich begert my tzu verlyen,
On ander schentliche gedencken
Da mit myn sel an hob tzu krencken.
Auch duck hett dy gedenck folbrocht,
Het ich dy welt ny me gefocht
Dan got, das mich dan rwet ser.
Durch myn gedenck ich hert vnd swer
Myr duck hab fur gesetzt tzu rechen
Myn leit durch hawen vnd erstechen,
Nit hab bedocht das inngst gericht
Vnd ander heylsame geschicht,
Da durch myn sël gebessert wer.
Wy ich mich dan hab ongefer
Vergessen durch gedencken myn,
Das ist myr leyt nach allem schyn
Vnd bit genad das ich sy böss
Tzu geghen hy, des myr dan möss
Der her gonnen myt dreyen namen
Der helghen driualtigheit. Amen.

Von der rede.

Myt reden, uch sy pryster kont,
Hon ich myn sel gar tyff verwont,
Als durch ontzuchtiglich geschrey
Vnd blasphemyrung mancherley
Wyder myn got vnd al syn helghen,
Der werck ich dan wolt freflich telghen
Durch fluch dem wetter, on yr werck
Dy ich verwarff myt grosser sterck.
Myn eyghen sond hab duck beschirmpt
Von kynd off als men mich gefyrmpt,
Sus lichtlich ich gesworen hon,
On nachred dy ich hon geton
Gar manchem fromen durch onrecht,
Altzyt yr leben hog gesmecht,
Getzugnis onrecht dick gegeben,
Duck stoltze wort mit wyderstreben
Myn obern don, on eyghen löh
Den ich myr tzu gab vil tzu grob;
Tzwey tzongich ich gewesen byn,
Vnd heymlich rëd dy ich hat in
Ober myn pflicht hab offembart,
On logenhafftig schentlich wort
Dy dan von myr syn vssgeganghen
In stoltzem gmüt ond hoghem branghen.
Onkusch gedicht hon ich gesetzt,
Da durch myn sël hab hert gefetzt,
Gut gotlich wort hab ich versweghen,
War ich sy saghen solt tzu geghen,

268 mich *fehlt.*

Auch nit gestrafft vnd nit gelert,
Als dan dy gotlich lyb bewert,
Altzijt myn tzonghen fest gebrucht
Tzu worten onnütz vnd verflucht.
Das got erbarm von hymelrich,
Das ich mich also iemerlich
In myner red vergessen hab!
Das ich myr dan tzu nemen ab
Von god beger vnd auch von uch,
Mym pryster, den ich dan ersuch
Uch hyttend wolt mich absoluyrn,
Off das ich on end mog regnyrn
Mit got dem hern in ewigheit
Der frewd vnd aller seligheit.

Von den syben todsonden vnd tzum ersten von der hoffart.

Tzum tod tyffer byn ich gefallen
In den syben todsonden allen.
Tzům ersten mit hoffart behafft
In der begyr mit gantzer krafft
Da durch ich tzu dem wercke kam:
Myn hör geferbt des ich mich scham,
Myn antlytz auch vnd onghenbreben
Vnd furhobt duck von myr gesehen
Hofertiglich heymlich beropft,
Myn hees gestrichen vnd geklopft,
Vnd allermeist des helghen tags
Mit grossem lust sollichs vertrags
Myn tzijt onnutziglich verslyssen.
Tzu hoffart hab ich mich geflissen
Tzu werden rich genog tzu don
Der hoffardy noch mynem won;
Sterck hubscheit vsbont hab begert,
Off das ich hogher word bewert
Fur andern luten myr tzu lůst.
Dy hoffart gantz hot keyn gebrust
In myr gehebt von allerley
Das dan antraff dy hofferdy.
Eyn iglichen wolt obertreffen,
Er wer auch doctor oder scheffen,
In wysheit vnd in der gebort,
In alle haben wollt das wort
Der grossen obertrefflicheit,
Eyns andern mans gebrechlicheit
Tzu mynem lobe duck ertzelt
Vnd syn bespottet obgemelt,
Sus myn gebrech myner figuren
Myr off gesetzet von natůren
Beschempt ich mych durch hoffardy.
Auch gutte woldät mancherley
Hab ich mich duck beschempt tzu don,
Mich selbs gelobt duck hog vnd eben
Fur geben myr tzu lob vnd pryss,
Dar tzu tzům duckern mol myt flyss
Myn eyghen schand hab offenbort,
Das myr gab frewde wan ichs hort.
Myn eyghen woldät angeněm
Bedocht mich wy sy von myr kěm
Von eyguer krafft vnd nit von got.
Durch hoffart myner hern gebott
Verachtet ongehorsamlich
Mit worten wercken des gelich,
Ir guttig straffe hab veracht
Mit wyderstant vss gantzer macht,
Auch stoltziglich yn wyder eprochen
Dy ding dy ich dan batt verbrochen,
Da durch ich duck eyn orsach wass
Tzu brenghen sy tzu tzorn vnd hass.
Dy hoffart hott myt myr gemacht,
Das ich al menschen hab veracht,
Keyn mensch mocht myn durch euchen fog
Nach mym bedonck syn gut genog,
Dy myr hon geben eer vnd gut
Hon ich veracht in obermůt,
Durch hoffertighen eyghen syn
Tzu aller sond gefallen byn.
O got myn her eyniger půr
Genad myr armen creatůr!
Dyn demůt her myn hoffart töd
Off das ich armer nit so öd

Verderb in solcher boffardy.
Gyb myr her das ich sy verpfy
Von grond myns hertzen snellig-lich!
O her mich hor von hymelrich!

Von der gitigheit.

Nach hoffart ich in kurtzer tzijt
Gefallen byn in gitigkeit:
Eyns andern gut hon starck begert
Vnd felslichen mich dnck ernert
Durch spil vnd rasseln mancherley
Vnd ander lnt tzog mit da by;
Vnd alles das ich so gewan
Tzn mynem nntz laeht ich das an
Vnd sollichs gantz nit wyder gab,
In massen dan eyn hoser knab
Dem dan keyn bosheit ist tzn vil,
So ted ich anch in solchem spil.
Myn hŭs tzŭm spil hon ich ver-lŭhen
Vnd worffel falsch off gut ver-trwen
Gelwen dar, des myr mit schar
Dy dritte schantz wart also bar.
Mit bosem gelt gar dnck verloghen
Dy lŭte felschlichen hetroghen,
Ja menchen armen wytt gesessen
Der dan nit hatte brot tzn essen
Dy myn beswert in hogher acht,
Da von myr dan myn hertze lacht.
Tzu stelen roben gantz geschickt
Vnd doch das selb myr gantz nit klickt
Was ich so dnrch onrecht gewan:
Wan myr tzn kam eyn slechter man
Gar bald eyn vond ich myr be-docht
Da ich das gelt myt von ym brocht.
Was gitigheit mocht off ym hon,
Das wŭst ich meisterlich vnd schon,
Nichtz vsgenomen vmb eyn hor.
Versprochen scholt hylt ich nit wor,
Keym armen menschen kranck vnd dab
Myn lebtag ny keyn beller gab,
Keyn mensch off ertrich ny gelebt
Dem gittigheit so hert an kleht.
Durch gitigheit hon ich gesmecht
Myn eighen eer vnd myn ge-slecht,
In gyttigheit ny boser art
Off ertrich mensch geboren wart,
Der so vil hab durch gittigheit
Gesond als ich, das myr ist leit.
O got durch dyn heiligs ver-trwen
Myr armen sonder gyb eyn rwen
Vmb myn mysdăt tzu dysser tzijt
Von myr volbrocht myt gittigheit!
Ich weys das dyn barmhertzigheit
Ist grosser dan al sontlicheit,
Dem nach gŭttigher vatter myn
Mich armen mach von sonden reyn!
O her mich armen nit verlass!
Des ich dich bit ye leng ye bass.
So lang als ich das leben hon,
Wil ich des nnmmerme gedon
Mit dyner hulff, dy mir verlyhe
Vnd al myn sond da mit vertzyhe!

Von der onkŭscheit.

Nach dysser sond hy fur gelesen
Byn ich liplich onkusch ge-wesen
Mit grosser wollnst vnd begyr,
On vherflnss des nachtz von myr
In mynem slaff das myr ted wol,
Onknscher wort myn hertz wass vol,
Mit tasten kussen vnd vmbfanghen
Hon ich gar swerlich sond be-ganghen
Vss lyb der onkuscheit alleyn:
Vnd wan ich schon das werck gemeyn
Nach mynem willen nit volbrocht,
So wart es doch von mir bedocht
Mit dem gemŭt, da von fur allen
Myn hertz in nam eyn wolgefallen.
Dnrch onknsch hon myn ee tzer-stort,
Geistlich personen weg gefort,

Tzn mencher inncfrawn byn gekomen,
Der ich dan hab yr eer genomen,
Myn eygben mog heymlich on schal
Dnrch onknsch hab gebrocht tzn val.
Da myt wass es myr nit genog,
Icb socht auch eygnen ongefog
In solchem lnst off fremde weg
Oher natnr bysonder pfleg,
Das myr dan gab dem hertzen myn
Frewd vnd wolt des geromet syn.
O knecher reyner gottis son
Ihesn der ny hot vbels don,
Dyn reynigheit myn wüstigheit
Hyn nym durch dyne guttigheit!
Nit mich verlass also berüst
In solcbem ser stinkenden wüst
Vergeen schentlichen tzn betraehten!
Ich bit myr gyb das tzn veracbten,
Dan on dyn hulff ich des nit mag,
Myn fleisch vexirt mich nacbt vnd tag
Vnd gant on rw des werckes byn.
Vnd dn vil reyne koninghyn,
Eyn eyngher bron der reynigheit,
Erbarm dich myn vs miltigheit!
Kom myr durch gnad tzn trost vnd stur,
Off das ich nit das helsche für
Durch solcben wüst mit schanden rot
Ewig verdyn nach mynem dot.
Da von mich dan got mosse schalten
Der dan al sonder wil behalten.

Von hass vnd nyt.

In hass vnd nit gefallen byn
Myns nësten, so ich syn gewyn
Gelnck vnd eer vermercket hab
(Das myr ist leit bis in myn grab)
Vnd war icb sollichs hindern mocht
Das ted ich bald on alle focht.
Syn schad alleyn dürch nit vnd hass,
Wan ich den hort, myr frende wass
Vnd wan ich hort von synem glnck,
So wart myn hertz vol leydes druck,
Ess treff auch an was es dan wolt,
So dncht mich ye das er nit solt
Tzn solchem glnck geboren syn,
Hat er da vber brocht myr pyn.
O gotlich lyb war warstü don,
Don ich mym nësten solchen hon
In mynem hertzen tzn gefögt
Vnd ym so ver ich mocht furbögt,
Das ym brocht schaden bert vnd swer.
Ach criste got guttigher her
In onsyn ich befanghen wass,
Ich byt dich solchen nit vnd hass
In myr vertilghe gantz vnd gar,
Dyn lybe myr mach offenhar
Tzn don mym nësten alles gut
Durch dyn heyligs rosenfar blnt!

Von ober essen vnd ober drincken.

Mit ober essen vnd mit drincken
Hab icb den hont ser lassen hyncken,
Furkomen duck den dorst vnd hongher
Von anbegyn als icb noch iongher
Dan itz von iarn gewesen byn,
Da durch ich myn vernüfft ond syn
Gekrencket hab off menchen weg.
Tzn follery wass myn beheg,
Als tag ond nacht vol wyn tzu syn,
Das ich küm geen mocht nach dem schyn,
On kostlich spyss von wurtzen heyss,
Dy ich mir dan mit gantzem flyss
Bereytten lyss als myr tzu lüste,
Off das onknscheit keyn gebrnste
In myr het sonder bsld bereytt
Tzu dem werck syn mocht alle tzijt.

Vil süs gedrencke myr bestalt
Vss fremden landen mannigfalt,
Als malnysey vnd lutterdranck,
On reynfal den men myr in schanck,
Bastart potaw vnd vyn de greck,
Da in ich dan hatt myn geleck,
Gaskonge rot vnd auch beon,
Claret mit ypocras gar schon
Vnd hog geferbt durch tornesol,
Das myr ted ym mym hertzen wol.
Nit achtet menches armen menschen,
Des hend myt arbeit swr on henschen
Nit teglich ym gewynnen mocht
Dürch süren erbeit hert volbrocht
Des groben rucken brotz mit fog
Fur sich vnd syn husfraw genog,
Des glich der armen krancken lüt
Ellendiglich der nymantz hüt,
Bettresen alt beyd fraw vnd man,
Bresthaftig vnd betrubt, dy dan
Alleyn vss grosser kranckheit müsten
Mit laub yr eyghen bett verwüsten
Vnd da in lighen tag vnd nacht
Alleyn vss kranckheit vnd amacht.
Nit hab geachtet kurtz noch lanck
Wan ich mit lust so ass vnd dranck.
Gar wenig docht in mym gofallen
Off cristus dranck gemacht von gallen,
Als er am holtz hyng ombehawen
Ja nacket gantz fur man vnd frawen.
Ach got myn her erbarm dich myn!
Lass dyr myn seel befollen syn!
So nu dy tzijt hertzuher strichet,
Das sy von mynem korper wichet.

Von dem tzorn.

On orsach duck getzornet hab
Vnd mynen nësten obergab
Vnd sonderlinghen myn gesinde,
Als frawen megde dar tzu kynde
Vnd wan ich mocht rach ich myn tzorn
Nach tzijt vnd stond myr vsserkorn.
Kleyn onrecht gantz mit ongedolt
In keynen weg nit liden wolt.
Durch tzorn honsprach duck hab geton
Dem hogsten got in hymels. tron,
On ander lut duck hogeborn
Dy ich verachtet durch myn tzorn;
Ich swig der lute in gemeyn
Dy ich durch honsprach gross vnd kleyn
Vernichtet gar so ver ich mocht.
Myn tzorn duck mich hot dar tzu brocht,
Das ich an höb mit flyss tzu streben
Tzu nymen eynem lyb vnd leben
Auch eer vnd güt, was myn hegyr,
So ser regnyrt der tzorn mit myr.
Durch tzorn duck hab ich myn gesellen
Geflücht in abgront von der hellen.
Nit weyss war vmb so jemerlich
Der tzorn so hot vmgeben mich,
Al tzijt vnd stond myt myr regyrt
Vnd byn doch gantz in ym veryrt,
Dan ich ken myn complexion
Dy dan gentzlich in warem won
Nit drucken heyss naturlich ist,
Da von dan tzorn tzu aller frist
Das merer teil eyn anfang hot.
Wan es dan schon von solcher dat
Vexyret mich, so wüst ich rat
Durch ertzeny in solchem grat
Der solchen tzorn myr refrenyrt,
In kelt vnd fuchte hog probyrt,
Aber es leider nit da von
Myr armen kompt in warem won,
Ess kompt von kelte got geklagt,
(Das wort den ertzten nit behagt

580 nymen *aus* mynem *corrigirt*.

599 es] myr.

Das ich yn doch beweren wil)
Dy kelt in myr hott ser vnd vil
Dy gotlich lyb vss myr vertryben,
Da fur naturlich keyn gescryben
Mag werden von der ertzeny:
Alleyn eyn krutt wer myr das by
Heist lybe gots, von solchem bosen
Mich worde flucs vud bald erlosen.
Ach got du allerhogster artzt,
Du der al hymel ohen tzartzt
Mit dem gespreng der sternen clar,
Mach myr das krutlyn offenbar!
Dan on das krutlyn obgerort
Myr armen nit geholffen wort,
Dan mich gewonheit hot bestelt
Vnd mich tzn tyff da in gefelt,
Durch mich erfarn tzu mencher zijt
Mit iamer gross vnd hertzeleit.
Dan wan ich solchen tzorn antreb,
Dan hass vnd nit lang by mir hleib
Mit grosser vmbestymmigheit,
Als roffen schryen ver vnd wyt,
Da mit ich dan vil lüt dy har
In oneynigheit auch verwar,
Nit den vertzyg an myr verscholt
Alleyn durch tzornes ongedolt,
Durch tzorn myn nësten duck verkurtzt
Vnd yn von eer vnd gut gesturtzt.
Wan ichs betracht so vorcht ich mich,
Das ich so gar ommiltiglich
Myn tzorn mich hab regyren lassen,
Das ess tzu vil ist vssermassen.
Ach got nit rich durch dynen tzorn!
Ich wer sus ewiglich verlorn.
Myn tzorn myr sefft dyn guttigheit,
Der du bist vol tzu aller tzijt
Vnd wilt nit habeu sonders rach
Tzu matten in durch dynen schach
Der ewighen verdampten peen,
Sonder du wilt yn lassen geen
Tzn besserung al syner sonde.
O her da in myn hertz ontzonde!
Off das ich mit dyn vsserkorn
Mog flyhen dynen lasten tzorn.
Amen.

607 den.

Von tracheit tzu gottis dynst.

Tzu gottis dynst bin ich gewesen
Vast trag tzu horn vnd auch tzu lesen,
Guttad in wercken vnd mit wort
Volbrocht ich nit als myr gebort,
Das böss das ich sus flyhen solt,
Das selb altzijt volbringhen wolt,
On arbeit mossig byn gesessen
Vnd also hab myn brot gegessen,
Trag hyn ich in al myn geschichten
Vnd sonderlinghen itz tzu bichteu.
Was fulheit off ym haben mag
Hon ich geton on wyderslag,
Duck onderweghen hab gelassen
Myn büss wau ich so wart verdrosseu.
Des glich alles wass myr tzn stont
Wan men das gottis wort verkont
Oder das men sns messe lass.
In tracheit hon ich vbermass
Gesondet, (des ich mich dau scham)
Gar selten in dy kyrchen kam
Vnd das dy har treb alle tzijt,
Da durch ich in gewonheit wyt
Gekomen byn gar kummerlich,
Tzu lassen sollichs focht ich mich.
Lang slaff byss off den hoghen tag
Ja duck vmb nün syn myn vertrag.
Dy fulheit hott mich so durch spicket,
Das ich gentzlich byn ongeschicket
Tzu dynen got in enchen weg,
Alleyn da in ist myn beheg,
Das ich sy vül vnd fressig mit,
Dar tzn geneigt syn al myn zijt.
Gantz nit betracht das sollichs weseu
Nach mym bedoncken vsserlesen
Mich wort verterben in den gront,
Das ess mich mächt tzn aller stont
Tzn allem gutten ongeschickt,
Da durch myn sël dan wort verstrickt

Vnd vest behafft in sontlicheit,
Das myr tzüm letzten hertzeleit
Vnd ewig straffe brenghen wort.
O reyne iuncfraw ontzerstort,
Erharm dich myn vnd bit fnr mich!
Das ich nit also iemerlich
In mynen sonden so verderh,
Off das ich nit wan ich gesterb
In geen bedorff dy helsche pyn
Vnd solche sond da in heweyn
Ja ewiglich vnd ommerme.
O her fur solchem strenghen we
Dyn heiligs blut wol mich heschutzen,
Das du host an dem hnltzen stutzen
Durch mich vergossen miltiglich:
Das selhig blnt das wesche mich
Vnd mach mich reyn von allen sonden,
Off das ich anch mit mog verkonden
Nach dyssen leben dynen lob,
Dan dy vordampten stüm vnd doh
Her dich tzu lohen syn altzijt.
Dar vmb o her dyn guttigheit
Mich vsserwël dich auch tzn lohen
Mit andern in dem hymel ohen,
Des myr gon heymlicher vsgrondor
Der hertz, Ihesn, trost aller sonder. Amen.

Von den .x. gebotten vnd tzu erst von dem ersten: hab got lyb fur allen dinghen:

Dy tzehen gebot off menchen stetten
Hab hert vnd swerlich obertretteu
In worten wercken vnd gedencken.
Tzüm ersten hah ich durch ab rencken
Der lyhe gotz myr hog tzerstort,
In nit gelÿht als myr gehort,
Auch nit gefocht noch angebett
Als dan dem hogsten gut tzn stett,
On hoffnnng gantz auch yn nit focht
Als mynen hern der mich dan mocht
Verterhen in eym oughen hlick.
Den alten tzobern vil vnd dick
Me hon gelauht dan cristus ler,
Das myr ist leyt vnd rwt mich ser.
Wy ich dan so gesondet hon,
Da fur al hy wil hoss ontpfon,
Got hyttend das er myr verlyhe
War rw vnd leit vnd myr vertzyhe.

Du solt den namen gottis nit onnützlich in dynen mont nemen:

Den namen gotz in mynen mont
On orsach duck tzn mancher stont
Genomen hab gar lyderlich
Vnd yn gesworn onwirdiglich,
Auch ander lnt so ver ich mocht
Tzn solichen sworen anch gebrocht.
Keyn slechtes wort hylt ich von wert,
Ess wer dan mit dem eyt hewert.
Dy helghe scryfft dy dan von got
Ist off gesetzt, ducht mich syn spot,
Dy gotz gelyder duck versworn
Off dom spil wan ich hatt verlorn
Vnd al syn helghen auch da myt.
Des ich dan itz genade hytt
Vnd höss heger da vher vil,
Dy ich dan gern volhringhen wil.

Das drit gebot du solt dy helghen tag vyren:

Dy helghen tag hon nit gefyrt,
Durch hoffartz mich vil me getzyrt
Dan ander tag sns in dem ior,
Tzn andacht mich nit vmb eyn hor
Des helghon tags hah me gewent,
Sonder dy tzijt vil me getrennt
Von got durch myne vppigheit,
Auch myn gesind dy helghen tzijt
Duck hah liplich arheytten lassen:
Das myr dan leit ist vssermossen
Vnd ist myr leit tzu aller frist
Das sollichs myr nit leyder ist.

Das vyrd gebot du solt vatter vnd mŭtter eern:

Myn eltern hon ich̄ nit geert
Als dan das vyrd gebot mich lert,
Sonder sy duck by mynem leben
Gar stoltziglichen obergeben,
Auch hab ich yn wan ich erkant
Ir notrofft, nit gedon hystant.
Des glichen auch wass ombereyt
Mynr motter in der cristenheit
Vnd ongehorsam myn prelatten,
Dy ich dan ee hett lassen bratten,
Ee das ich hett yrn wiln geton,
Den tzehenden yn ontzoghen hon
Mit onreeht dar tzu frefelich:
Dy hosheit itzont frisset mich
Vnd myr beger da vher böss
Genog tzu don itz off dem föss.

Das fŭnfft gebot du solt nymant toden:

Wy wol ich nymantz hab tzu tod
Liplich geslaghen als dan hott
Das fŭnfft gebott in syner schrifft,
So hab ich doch heymlich gestifft
In myr eyn sollichs tzŭ volhrenghen,
So ver myr tzijt das word verhenghen
Oder tzŭm mynsten nach dem willen;
Dar tzu ich dan myn eyghen pillen
Lyss machen wy in Lomhardy,
Dy dan eym menschen vmb eyn ey
Vergehen das er sterhen moss;
Sns duck myt scharpffen messern hloss
Myn nësten swerlich hab verwont
Vnd yn verterbt byss off den gront,
Dar tzn ym nam ommyltiglich
Syn tzitlich hăff geweltiglich,
Da von dan al tzu menchen iorn
Syn wyh vnd kynd vertorben worn
On orsach, des dan iamert mich
Vnd sol myr leyt syn ewiglich
Dy wil das ich das leben hon,
Das ich eyn sollichs hon geton
Den armen onschuldigen kynden,
Dy sich dan mosten onderwynden
Ja honghers halp tzu geen nach brot:
Des ich noch teglich werde rot
Von scham so ich dy sond hetracht.
Ich hyt dich her dyn gotlich macht
Mich ahsoluyr von dem gefert,
Dan dy sond hot mich ser beswert.

Das sest gebot du solt nit vnkusch syn:

EN oberspil hon ich myn tzijt
Versplyssen swerlich ver vnd wyt
Mit mancher frawen in der ee
Beyd off dem land vnd off der zee,
Duck hab gar manche grosse vart
Volhracht bys das myr eyne wart
Vnd wan sy myr nit werden mocht,
Dy ich durch solche reyse socht,
So wart betruht gantz myn gemŭt.
O got myn her durch dyne gŭt
Verly myr hoss vnd penitentze!
Mit ysop hit ich mich hesprentze!
So werd ich wysser dan eyn sne,
Gelich in dem miserere
Von dauid den bescryhen stot,
Als er syn ee gehrochen hot
Vnd wyder vmh tzu rw vnd leit
Kam dŭrch dyn milte guttigheit,
Dy dn ym dy tzijt host verlwen:
Des glich ich anch off das vertrwen
Bit ich genad tzu gehen myr,
Off das ich myn erb nit verlyr,
Das du myr dan myn hogster trost
Durch dynen tod erworhen host.

Das sybend gebot du solt nit stelen:

Myt stelen dnck hab obertretten
Vnd aller meist off helghen stetten
Als kyrchen clösen onerlobt,
Gar dnck vnd vil schentlich herobt,
On sns das ich gestollen hab,
Des ich dan nnmmer wyder gab,
Mit dynst ontrwlich frw vnd sped
Den ich dan mynem herren ted,
In myner rechnung hog verloghen
Myn fromen herren dnck betroghen,
Fur eyn .v. duck eyn .x. geschryben
Vnd das eyn lang tzijt angetryhen,
Das geistlich gut myt horn vertzert,
Der armen gut tzu myr gekert,
Auch nit nach dem dan wart erkent
Am lesten hylt das testament,
Das myr dan got vertzyhen wol
Dnrch Ihesnm aller gnaden vol.

Das achtet gebot: du solt nit falsch getzugnis geben:

Getzugnis falsch by mynem lehen
Ober myn nësten duck gegeben
Hab heymlich dar tzu offiglich,
Auch bryff tzu scriben felschiglich
Om gelt vnd ander bose tuck
Mym nësten offgelegt tzn rück,
Syn eer tzu smytzen war ich mocht,
Durch falsch bewerung ser volbrocht:
Da von ich dan hegere mich
Tzu absoluyren furderlich,
Des myr dan gon der hog getzyrt
Der alle sonder absolnyrt.

Das nünde gebot. Du solt nymantz frawen begeren:

Dvrch hnbsch gestalt an yrem lyb
Hon ich begert myns nësten wyb,
On nonnen süs vnd anch begynen,
Dy ich dan al myr tzu erschynen
In dem onküschen werck begert,
Dar nach gerytten wyt tzu pfert
Sy an tzu sprechen vnd tzu sehen.
Wy dan eyn sollichs ist geschehen
Von myr dy tzijt, das rwet mich
Vnd sol myr leit syn ewiglich.

Das tzehende gebot. du solt nymantz gut begern:

Myns nësten gut hon ich begert
Als ecker wyse hog von wert
Vnd al myn list des halp fur want
Byss ich das brocht tzu myner hant
Als myt betrog vnd mit gewalt.
Wy ich dan vynden mocht gestalt
Da dnrch ich sollichs oberkëm,
Das wass myr alsam angenem.
Dnck hab durch mynen hosen lün
Orsach gebrochen von eym tzün
Off das myr word des armen gut.
O her myr solchen obermnt
Vertzy durch dyn vil heiligs lyden!
Dy sond wil furbas altzijt myden
Durch dyne hulff der ich beger
Itzont von grond myns hertzen ser.

827 hab *fehlt.* 869 Inst.

Von sonden in gemeyn des gantzen libs:

FVrbas gesont hon in gemeyn
Mit myn gelydern gross vnd kleyn:
Mit mynem hobt nit hon geton
Myn obern eer vnd yn tzu hön
Myn hals nit hab tzu mencher tzijt
Gebogt tzu der gehorsamheit,
Tzu bosen dinghen vss gestreckt
Myn oren duck das mich befleckt,
Des glich myn oughen vss gebreyt
Tzu aller welde vppigheit,
Myn näs tzu dem geroche kart,
Da von ich dan noch boser wart,
Durch mynen mont gar duck verloghen
Myn nësten hab vnd yn betroghen,
Des glich myn tzong mit allem wesen
Felschlichen federn hab gelesen,
Myn keel gar duck me dan ich solt
Mit suffen fressen oberfolt,
Myn hend wor schand fur yderman
Tzu horn das sy duck gryffen an,
Myn buch duck wyder dy gebot
Gefült hon dick on alle not,
Den lenden myn hon ich begert
Onkuschen lust myr hog von wert,
Tzu eern myn knw ohal erhogt,
Mym got vnd obern nit gebogt,
Tzu blutvergyssung vnd bulschafft
Lyffen myn füss vss gantzer krafft.
Wy ich mich dan so vs gemessen
Durch myn gelyder hab vergessen,
So ist myrs leit vnd rwet mich
Vnd bit dich got von hymelrich
Myr armen wol genedig syn
Durch dyne smertz vnd helghe pyn,
Dy du durch mich gelitten host
Vnd von dem ewighen tod erlost.

Von den sës wercken der barmhertzigheit:

Dy wercke der barmhertzigheit
Hab ny volfort, das myr ist leit:
Dem hongrighen gab nit tzu essen,
Den dorstighen auch hab vergessen
Vnd nit gedrenckt nach syner not,
Dem fromden nit herberg böt
In synem ellend wan er kam,
Dy armen krancken lut vnd lam
Nit visytirt nach dem ich solt,
Den nackten ich nit kleyden wolt,
Dy arm gefanghen gantz on trost
Durch myne hulffe nit erlost,
Dy toden nit hab helffen graben.
Sus geistlichen: wolt ny gelaben
Als ongelert dy groben leyen
In konst yrs heils sy ichtz tzu beyen,
Da durch sy off den rechten weg
Gekomen wern durch lichte pfleg
Inmyr vnd auch in in tzu vassen,
Das ich dan nit ted durch verlassen.
Den armen luten ny keyn rät
Gegeben hon wan men mich bat,
Vss lyb hon den veryrten nit
Gestrafft als dan lert cristlich zijt,
Betrubte lut hon nit getrost,
Den dy myt myr hatten geböst
Hab nit vertzighen gantz vnd gar
Als mich dan Cristus lert gar klar,
Onrecht das men myr hot geton
Nit mit gedolt gelitten hon,
Dy seel ellend in pyn der ketten
Da hab ich got nit fur gebetten,
Myn luten myr arbeit geton
Hab ich verhalten yren lon.
Got myr verly dy sond tzu bössen,
Das sy mich furbas nimmer mössen
Besitzen, myner sël tzu trost,
Des myr maria ombemöst
Dy reine juncfraw gonnen wol
Myt yrem lybsten filiol[1]

Von den tzwolff artickeln des gelaubens:

DI tzwolff artickel im gelohen,
Da dan des menschen heil steit ohen,
Nit hah gelobet festiglich,
Als dan eyn solt der cristiglich
Syn lehen dan volenden wil:
Getzwifelt hab ich duck vnd vil
Itzont an dysem dan an dem,
Des ich mich dan von hertzen schem,
Den glauhen ny beschirmet hon,
Als ich dy ketzer hort da von
Vnd wyder reden gantz mit macht,
Vil me yn tzu hort vnd nam acht
Ir argument dy myr fur vol
Von gantzem hertzen datten wol.
O got myn her der al ding kent,
Ich byt hehalt das fūndament
Fur allen dinghen her in myr,
Dan wan ich das in myr verlyr,
So ist ess gentzlich myt myr vss;
Ee wil ich vallen dyr tzu fūss
Vnd dich an roffen vestiglich,
Das du mych her barmhertziglich
In dym gelohen machest starck,
Dan der gelaub der ist das marck,
In welchem das marck wort tzerstort
Der selbig nummer sellig wort,
Ommoglich ist on den gelohen,
Das ennych mensch werd fur geschohen
Vnd gnad erlangh von got dem hern,
Des halp den glauhen wil ich lern
Fur allen dinghen myr tzu stūr,
Off das ich nit dass helsche fūr
Dorff in geen myt hetruhtem mūt.
Des myr got gūn das hogste gūt!

Von den syben sacramenten.

DI syben helgben sacrament
Dy hon ich byss her ny erkent,
Des halp mich da in hah versont.
Tzum ersten hah myn sel verwont
In mynem toff, in dem ich solt
Verlenchent hahen vnd ahholt
Tzu syn der pompen disser welt
Vnd auch des tuffels onuerhelt,
Durch focht myns lihes vnd durch pyn
Verswighen hah den glauhen myn,
Nit hah geert am mynsten grat
Nach dem ich solt den elchen stat,
Myn orden ich onwirdiglich
Ontfangen hah, das rwet mich,
Almosen vasten hetten nye
Getrehen hah in wercken ye,
Montliche bicht hon ny heganghen
Auch nit das sacrament ontpfanghen.
Das myr vertzy der ewig got
Der alle ding geschaffen hott.

Von den drey hobt toghent vnd .iiij. anghel toghent.

GEsont hon ich von myner ioghent
Swerlich wyder dy syhen toghent:
Nit woren glauhen hah gehebt,
Auch hoffnung myr ny hert an kleht,
Dy gotlich lÿh vnd auch myns nësten
Hott vil geheht in myr gehresten,
Nit wyslichen fur hyn hetracht
Das werck tzu don das ich volbracht;
Nit starckmūtig byn ohermass,
Dan ich mich bald ontrūsten lass,
Nit altzijt hlyh getemperyrt
Tzu werffen ab lustig hegyrt,
Gerecht ich ny gewesen byn
In mynem hertzen gmūt vnd syn,
Altzijt myn nutz durch werck vnd wort
Hon me gesūcht dan myr gehort.
Das mich dan rwt vnd ist myr leit
In hertzelicher bitterheit.

985 on an. 1001 libes *fehlt*.

Von den syben gaben des heilghen geistes:

DEs heilghen geistes gabe syben
Hab ich myt wercken ny getryben:
Keyn wysheit ny tzu gottis eer
Getryben hab, das myr ist swer,
Dy helsche pyn durch myn verstant
Ny hab ertrachtet noch erkant,
Keyn gutten rat kan ich ertzelen
Von myr das beste tzu erwelen,
Keyn konst vynd ich mich tzu prohyrn
Vnd auch mich selbs mocht nyt regyrn,
Altzijt nit starck werd ich erkant
Tzu don dem bosen wyderstant,
Nit mylt bin ich, dar tzu on focht
Byss her myn leben hon volbrocht.
Das myr ist leit myt grosser klag
Vnd sol myr leit syn al myn tag.

Von den tzwolff früchten des heilghen geistes:

DI tzwolff des heilghen geistes frücht
Hon ich myt wercken ny volbrocht:
Von lyb vnd freüd myn hertz was wyt
In gottis dynst tzu aller tzijt,
Durch onfryd vnd durch ongedolt
Hon ich dy helle duck verscholt,
Nit langmodig vnd auch nit gut
Byn ich gewesen oberlüt,
Auch hattich gantz keyn guttigheit
Tzu mynem nësten, ist myr leit,
(Das dan off ym hot onderscheit
Tzu sprechen gut vnd guttigheit:
Das erste, gut, heyst bonitas,
Guttigheit ist benignitas)
Dy tzucht hon in den zytten myn
Vnd kleydern auch geachtet kleyn,
Auch nyt safftmodig byn gewesen
In dinghen myr on vsserlesen,
Dy warheit vnd demütigheit
Syn altzijt myr gewesen wyt,
Onthaltung nach myner begyr
Mit lutterheit wass nit in myr.
Da in itz dan mit oughen nass
Ich mich beken ie leng ye bass.

Von den acht seligheytten.

Ich armer dy acht seligheit
Hab obertretten ver vnd wytt:
Dy armot gantz myt ongedolt
In mynem geyst nyt haben wolt,
Nit sefftmodig in mynem syn
In wyderstant gewesen byn,
Myn sond, als leyder wol erschynt,
Fur dysser tzijt hab ny beweynt,
Auch mich ny hab dar tzu gegeben
Wy ich mocht forn eyn rechtes leben,
Erbarmung myr ny hab ertzogt
Oder eym andern tzu gefogt,
Mit reynem hertzen vmbefleckt
Hab ny gelebt, das mich erschreckt,
Nit frydsem ich gewesen byn,
Altzijt wolt ich hon mynen syn
Da durch dan duck oneynigheit
Ontspranck myt grossem hertzeleit,
Das böss da ich mit wart bestrytten
Vmb gottis wiln ny hab gelytten,
Sonder so ver vnd wan ich mocht
Da vber altzijt rache socht.
Wy ich dan mich durch hog beswern
Vergessen hab fur got dem hern
Off alle weg itz obgemelt,
Gebichtet oder onertzelt,
Onwislich wislich wy das wer,
Auch slaffend wachend ongefer,
In dencken worten vnd yn wercken,
Wy dan eyn mensch mocht sond gemercken,

1040 myt. 1078 tzijt *fehlt.*

Da ich got mit ertzornet hett:
So gyb ich mich itz vest vnd stett
Schuldig vnd bit genad da für
Von Cristo der dan mich gar twr
Mit synem lyden hot betzalt,
Vil me dan ny keyn richtümb galt
Hot er vmb mich gegeben bar,
Syn gut er nit alleyn gab dar,
Auch synen lyp der dan tzu tzert
Durch mich wart vnd gentzlich verwert,
So das keyn ader gross noch kleyn
Dy tzijt bleb stēn da sy solt syn,
Keyn beyn bleb stēn in syner stat.
O Criste wy warstu so mat
Dy tzijt don das durch mich geschag
Off fritag fur den ostertag!
Du lemlyn aller guttigheit,
Wy mocht doch grosser hertzeleit
Eyn mensch ertachten dem gelich
In smertzen also bitterlich!
Ommoglich das ist tzu erdencken:
Keyn menschen mocht men me gekrencken,
Dan gottis son gekrencket wart
An synem reynen lybe tzart,
Dan er wass von der besten art,
Des halp wass ym tzu lyden hart
Vil me dan enchem andern man.
O her wy ser dyn lybe bran
Dy tzijt als du dich so fur mich
Tzu tzerren lyssest iemerlich,
Off das du her dy sele myn
Behyltost fur der helschen pyn!
Tzu wydergeltung wass hon ich
Her dyr geton berichte mich!
Ich hab tzu wydergeltung dyr
Her dyn gebott durch alle vyr
Gebrochen duck vnd mannigfalt
Von ioghent off byss ich byn alt
Geworden also lesterlich,
Das ny keyn mensch det des gelich.
Ach guttigher got myn erbarm,
Merck das ich byn geboren arm
Vnd gantz on dich keyn stur nit habe,
Mich armen sonder bit ich läbe,
Off das ich armer nit ersticke.
O hogster artzet mich erquicke!
Gyb myr in her dyn bezoar,
Ich werd anders vergeen dy har.
Keyn artzet sus off dyssen tag
Anders dan du myr helffen mag.
Durch dyn grundlöss barmhertzigheit
Bit ich dich her tzu disser tzijt,
Mich wesch von mynen sonden reyn
Itzünt gebychtet in gemeyn.
Dyn heilghen geist bit ich myr sende
Tzu ledghen mich durch prysters hende
Von al myn sonden ye geton.
Des helff myr Ihesu gottis son,
Inbrünstigher guttigher got
Durch dyn helghen funff wonden rot! Amen.

Der besloss dysses buches.

Eer sy dyr in der ewigheit
Almechtighe drincltigheit,
Got vatter son vnd hilgher geist,
Personen drey in eynem leist,
Das du Iohannes mich von Söst
Tzu dissem werck gewyrdigt höst
In rym tzu setzen disse bicht
Fur mynem end, da vss dan licht
Iglicher mensch mag bichten lern,
Got dyr tzu lob vnd auch tzu eern.
Ich bit dich durch dyn gotlichs wesen,
Gyb al den dy hy inne lesen
Al yrer sond war rw vnd leit,
Mit gantzem fursatz alle tzijt
Nit me tzu sonden wyder dich,
Got dyr tzu loben ewiglich.
Mich armen bloden sonder swach
Des gutten bit teilhafftig mach,
Tzu stur mym allerhogsten druck
Wan ich werd lighen off mym ruck
In pyn vnd allerhogsten quäl,
Von disser welt gentzlich tzu möl
Verlassen vnd von der natur,
Wan myn sēl vest mit arbeit swr

Myn corper gern behalten wolt
Vnd mos yn doch mit ongedolt
Verlassen vnd hyn varn von ym
Entwor tzu der gruslichen stym
Lutend: gee in das ewig fur
Oder kom her du sele twr
Mit myr besitzen ewiglich
Mit freuden mynes vatter rich.
Dar tzu hylff myr vnd yderman
Cristus der her, der ons gewan
In blodighem syns sweisses rot
Vnd durch syn hylghen bittern dot,
Der ewiglich tzu aller tzijt
Von ons möss syn gebenedÿt. Amen.

Scriptum et completum feria quinta post dominicam reminiscere. Anno 1483.

Anmerkungen.

23 *gentzlichen fur vol*, Flickworte zur Reimgewinnung vgl. V. 64. 971 und Fichards Archiv 1, 90. 125 *genslich fur fol*, 126 *gantz fur vol*. 37 „Das Bild von der gespannten Saite verräth den Musiker" Pfaff S. 254. 52 *obgerort*, Flickwort vgl. 615 und Archiv 1, 86. So auch *oberal* 82. *tzu gehen* 302. *obgemelt* 346. *in hogher acht* 405. *in warem won* 590. 600. *so usgemessen* 911. *onuerhelt* 1000. *obermass* 1021. *oberlüt* 1054. *on vsserlesen* 1064. *dy har* 1148. 56 *sefften* (auch 637. 1063. 75), vielleicht Mischform aus *senften* und ndl. *sechten* vgl. *vernüfft* 518. *vernofft* Archiv 1, 94. 118. 59 *ryuyr* „Strom". In der Bedentung 'Gegend', auch rein umschreibend, kommt *ryuyr* oft in der Biogr. vor.

75 Andreas beginnt: *Quoniam omni Confitenti necessarium est hanc generalem confessionem debere facere cuius tanta est virtus secundum Magistrum sententiarum li. IV. disti. XXII c. V quod innumerabilia venialia peccata delet etc.* Die hier citirte Schrift des Petrus Lombardus wird in den Beichtschriften außerordentlich oft erwähnt. 85 *probyren* 'prüfen' vgl. 598 *in kelt vnd fuchte hog probyrt*, 1039 *keyn konst vind ich mich tzu probyrn* und Archiv 1, 77 *mit tugent auf das hochst probyrt* 1, 97 *und kont myn konst warlich probyrn*. 86 *cordijren* leite ich vom frz. *cordeau* 'Meßschnur, Absteckleine' ab, also 'berichtigen'. 89 Im Beichtbüchlein, München 1488, heißt es S. 4 „*so er* (der Büßer) *zu dem beichtiger kompt, so sol er demutiglich fur in knyen vnd sol sich mit genaigten haubt zu im fugen an ain seiten vnd sol also anfahen: Ich beken got vnd der heiligen junckfrawen Maria vnd allen heiligen vnd euch priester vnd ich gib mich schuldig, das ich gesunndet hab mit gedencken worten vnd wercken oder mit versaumnus guter werck (mein schuld): das ist die gemain offenbar schuld, di di priester vor dem altar sprechen, ee sy meß lesen vnd die sol auch eyn yeglich mensch, er sei geistlich oder weltlich, sprechen als offt er beichtet, am anfang der beicht vnd am ende vnd wenn er die gesprochen hat, so sol er dan anfahen vnd mit sunderheit sagen was er getan hab etc.*" Nach dem jetzt geltenden Rituell kniet der Büßer vor dem Beichtstuhl demuthsvoll nieder, verneigt sich und spricht den Priester um seinen Segen an. Der Beichtvater antwortet: *dominus sit in corde tuo et in labiis tuis ut digne et competenter confitearis omnia peccata tua in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Amen.* Darauf wird vom Büßer die offene Schuld gesprochen (Hnogek, Kathol. Liturgik 3, 373).

101 Hasak, Der christliche Glaube. (Regensburg 1868 theilt 1) S. 225 eine *Ordnung der bicht* mit, die viele Übereinstimmungen mit den beiden

ersten Theilen von Johanns Gedicht zeigt. S. 229. *Der mensch sol sich bekennen, das er syn augen nit behutet hat vor vnschamhafftigem gesicht vnd versuntlichen dingen, dann was dem mensch nit zympt zu begeren, das zympt auch ime nit zu sehen, als spilen stechen dantzen.* Weber, Bamberger Beichtbücher S. 66. *Peicht ob du gesehen hast schentliche dinck an dem menschen, an vihe, mit gelust deines hertzen vnd den andern nesten dauon gesagt vnd ob du tantz mit mer fleis gesehen hast, dann gotz dinst. Hastu — beweint dein sund, die marter oder wunden gotes, damit er dich erlöst hat. Hastu in der kirchen lieber schon frawen gesehen, wenn gotz dinst. Hastu icht gewineket oder zeeichen geben mit den augen in pöser meynung.* 111 *begeben*? muß hier 'ausführen' bedeuten.

145 Hasak S. 229. *Item da der mensch syn oren nit hat behutet sunder gehöret nachreden, ere abschnyden, suntliche lieder singen, vnkeusche schampere wort geredt vnd gehört, lieber solliche wort gehört vnd mer lusts darinn gehapt dann in guten dingen, ist verbotten in disem gebott.* Weber S. 68. *Peicht ob du offt auf smacheit, die man von got oder von den heiligen redt, gern gehort hast, vnd pöse wort, pöse lider gern gehort, oder suntliche dinck zcu erfarn vnd vnerlich wort oder werck, schant oder laster von den leuten reden. Vnd vngern meß hören —.* 154 *geleng*, wohl stn., nur hier belegt = *gelange*.

185 Hasak S. 230. *Item hat der mensch synen mundt nit behutet vor vberflussigem lust der spysz vnd dranks vnd mer sorg gehapt zu dem lust vnd vberflussigheit vnd den lust mer gesucht, dann die not in allen andern dingen, ist widder das gebott.* 200 Vgl. Archiv 1, 103 *do viel myn konst ganz oberbort* und 113 *durch weg dy leng und obertzwerg.*

207 Hasak S. 230. *Item hat er die hennde vszgereckt zu sunden vnd zu gryffen was vnzymlich ist an im selber oder andern personen.* 216 *wy mich dan got dy sond volbrocht weis schuldig.* Das Part. activisch wie 951 *den luten myr arbeit geton*[1]).

225 Hasak R. 229. *Item das der mensch syn nasen nit hat behutet vor vberflussigem lust des geruchs der kleyder oder anderer ding vnnd arme personen verschmecht oder geflohen vmb geruchs willen. Item hat der mensch die kleyder wol machen richen vsz hoffart das er dem menschen vrsach geb zu sunttlichen dingen oder begirden, sagen die lerer, das werden lichttlich todsünden.* 230 *krol* 'Lockenhaar'. DW. V, 2352. 243 *beheg* (: *weg* auch V. 520. 676, Archiv 1, 137), nur bei Johann = *behagè*.

253 Andreas S. 2. *Primo peccavi Cogitatione quia carnis delitias gulas luxurias seculi pompas honores et diuitias habere cogitaui et multum concupiui ac turpibus cogitationibus consensi — multas meas cogitationes opere fecissem nisi timor et verecundia mundi me retraxisset — nec — de die iuditii cogitaui — vindictas desideraui.* 255 *pompeye* vgl. 999 *pompe disser welt.*

275 Andreas: *Secundo pater peccaui in Locutione quia sepius superflue et inepte locutus sum. Deum meum et sanctos eius blasphemaui et deum de suis operibus reprehendi, peccata mea propria defendi et excusaui. In uanum iuraui et meis proximis detraxi et murmuraui eorum vitam et*

[1]) (? 951 Ersparung des Relativs. O. B.)

opera sinistre iudicaui et eos diffamaui — testimonium falsum dixi — bilinguis fui. Me ipsum laudaui et secreta reuelaui. Indiscretus fui —. Verba scurilia et turpia dixi et perfidus in verbis extiti. Verba dei tacui et non docui. Non correxi proximos, non monui — lingua — ad omnia vitiosa et vana verba laxaui. 290 Bei Andreas steht: *Maioribus adulatus fui et cum verbis ac mendatiis corum amorem procuraui.* Johannes verhand aber *Maioribus* mit dem voransgehenden: *maledixi et eos vituperaui et scandalisaui.* 294 Es wird *hat* = *hâte* zu nehmen sein 'in die ich eingeweiht war'.

319 Hasak S. 232 über die Hoffart: *Zum sechsten sundet der mensch in vberflussiger sorg vnd gedenckt wie er die hoffart erzeyg in wercken —. Item hat der mensch gebrucht kostliche kleyder vnnd hoffertige gezierde des haupts in schleyern zöpfen, oder farwen angestrichen, syn antlit geziert vnd sollichs vsz hoffart vnd vppiger ere gethan etc.* Ähnlich Weber S. 59. 326 *hecs* s. Lexer u. *haeze.* Das Wort ist nur im Alem. nachgewiesen, war aber wohl auch im Pfälz. bekannt. 328 *vertrac* muß hier wie V. 672 die Bedeutung 'Gewohnheit' haben. 330 Von hier an läßt sich Andreas vergleichen. *Superbiam enim commisi quia singulari excellentia aliis preesse volui. — De diuitiis honoribus ac genere et nobilitate atque corporis pulchritudine me iactaui et causa ipsorum aliis dominari volui.* 347 *myn gebrech myner figuren.* Johann war einäugig, vgl. in der Biographie (Archiv 1, 86) die Erzählung, wie ihm das linke Auge durch heißes Öl verbrüht wird. — Da *sich beschemen* = *schemen* ist (wie 346 *bespotten* = *spotten*), so müßte eigentlich der Gen. *myns gebrechs* stehen. 353 *furgeben* = *vergebene*, hier 'grundlos'. 357 Das Folgende hat nichts Entsprechendes bei Andreas, während sich bei Hasak S. 232 Anklänge finden. *Zum vierden so der mensch verschmecht, veracht vnd versumet etwas zu thun, das er schuldig vnd ime gebotten ist, auch vsz hoffart im hat zugeschriben geistlich oder naturlich gab vsz synem verdienst, vnd sich berümet, was er guts thut vnd sucht syn ere vnd lob darinn vnd nit die ere gottes. — Zum funfften — das er sich besser achtet vnnd schetzt dann ander lute vnd sollich auch begert vnd synen nechsten verachtet, auch straff vnd vnderwysung vsz hoffart verschmecht, die ime not ist zu syner selen heyl.*

385 Der betreffende Abschnitt aus der *Ordnung der Bicht* ist von Hasak nicht mitgetheilt worden. Andreas bietet nur sehr geringe Anklänge. *Item peccaui cupiditate et auaritia quia inordinate diuitias, honores, pecunias et beneficia concupiui et amaui. Res alienas abstuli et retinui iniuste et dissipaui, parcus mihi in necessariorum exhibitione et proximis in elemosynarum largitione fui etc.* Nachher werden u. a. Sünden *proximorum damna, vsuras, ludos fortuitos* genannt. Die Ausführlichkeit, mit der über die Spielsünden geredet wird, läßt an ein Selbstbekenntniß denken. 400 *also bar* formelhaft, vgl. Sattler, Teutsche Orthographey und Phraseology S. 108. 405 *dy myn beswert* verstehe ich nicht. Verschrieben für *da myt beswert?* 408 *klickt* wohl nicht 3. sg. praes. von *klecken*, sondern praet. von dem DW. V, 1159 besprochenen *klicken.* 416 *war halten* = *wâr lâzen.* 417 *dab* vgl. *tappe* bei Lexer. 436 *ye leng ye bass* auch 1070. *leng* als Comparativadverb wie im Niederdeutschen. Vgl. auch DW. 6, 162.

441 Andreas: *Item peccaui in peccato fornicationis et luxurie quia delectationem et cogitationem gule et luxurie corporis, pollutiones in cor-*

pore habui, verbis luxuriosis tactibus amplexibus et osculis et aliquin actibus inhonestis mulieres turpiter cognovi et dilcxi et si non opere tamen mente, sic adulterium incestum raptum et peccatum contra naturam facere et exercere desideraui.

487 Andreas: *Item peccaui peccato Inuidic. Nam honorem et famam ac promotionem proximi propler inuidiam destruere et impedire procuraui. et de eius damno et infortuniis gauisus fui: et de eius prosperitate valde dolui et ipsum depressi in quantum potui.* 504 *furbogen* = *verbücgcn* s. Lexer.

513 Andreas: *Item peccaui in peccato Gule: quia horam commedendi et bibendi sepius preueni, sine site et fame commedi et bibi et ebrietate me repleui etc.* 514 *den hunt hincken lassen* vgl. DW. IV, 2, 1914. Johann lieht derhe, volksthümliche Redensarten, vgl. noch V. 626. 766. 837. 876. Archiv 1, 116 *beslaghen auch mytt solchem ysen.* 533 *bastart* vgl. DW. I, 1151. *Potaw* (kann auch *Petaw* gelesen werden) Wein aus Poitou? 535 *beon*, Wein aus Beanne vgl. Schulz, Höfisches Leben 1, 299. 537 *tornesol* 'Sonnenblume'. 540 f. Wechsel der Constrnction.

563 Andreas: *Item peccaui in peccato Ire. Nam meis proximis et subditis sine causa iratus fui, propter iram me vindicaui et iniurias illatas sustinere nolui, cum ira Deum meum blasphemaui, homines vituperaui. Nocere proximo meo in persona et in rebus suis deliberaui, rancorem cordis seruaui et timorem mentis pre ira habui. Clamores feci, discordias seminaui et veniam petentibus non peperci.* 589 Über die Einwirkung der 'Naturen' auf die Gemüthsart vgl. Hildebrands Zusammenstellungen im DW. 5, 79 f. Johann meint, der Zorn entspringe hei ihm nicht aus trocken-heißer, d. i. cholerischer Natur, sondern werde durch Kälte veranlaßt, nämlich in der Liehe zu Gott. 596 *in solchem grat* vgl. 1003 *am mynsten grat.* Archiv 1, 99. 132 *am hogsten grat.* 597 *refreuyren* frz. refréner. 606 den Worten nach nicht ganz verständlich. Ist *gescryben* als Subst. = 'Vorschrift, Anweisnng' zn nehmen? Einen ähnlichen Gehrauch des Part. zeigt die Stelle 627 *nit den verzyg an myr verscholt.* 608 *ein krutt heist lybe gotz* vgl. Archiv 1, 83 *das kraut trw frontschaft.* 612 *tzartst* = *zartest* von *zerren*, 'zerreißen'. 623 *vmbestymmigkeit*? schwerlich zu *gestüeme*, da sonst *üe* nicht dnrch *y* ausgedrückt wird. 625 *dy har verwerren* vgl. 'die Haar znsammenknüpfen' DW. IV, 2, 16. Doch wird vielleicht *dy har* wie in den Vs. 667. 1148 zu nehmen sein = 'auf die Dauer' vgl. Lexer s. *harre.* Sattler, T. Phraseologey S. 237.

647 Andreas: *Item peccaui in peccato Accidic. Nam bona que tenebar facere non feci nec procuraui, mala autem que tenebar fugere non fugi, sed plus ad illa cucurri et operc compleui. Panem meum laboribus non quesiui. Tardus ac longus ad confitendum et penitendum de peccatis fui, penitentiam mihi datam et vota promissa vel inchoata non compleui, opus dei neglexi. Remissus in dicendo officium diuinum et faciendo deo seruicia fui — quod sibi seruire vt tenebar postmodum non potui; ad consuetam vitam declinaui.* Ähnlich Hasak S. 233 *Von Tragkeyt.* Schluß: *Item als dick vnd vil der mensch one redlich vrsach pfligt fulkeit lybs vnd versumpt dardurch die ding die ime gebotten syn zu thun, als dick vnd vil sundet er dotlichen.* 673 *durchspicket* vgl. DW. II, 1687. 678 *zijt* = *sit* steht auch 942 und Archiv 1, 138 vgl. *zitten* 1061, *zee* 806.

698 *stutzcn* vgl. *stotze* bei Lexer. 700 *weschen* auch V. 1153. Auch im Heidelb. Pass. findet sich die Form.

711 Andreas: *peccaui — quia decem precepta dei mei transgressus fui opere et voluntate. Primo deum meum ex toto corde meo non dilexi, non timui, nec adoraui, nec firmam fidem et spem in ipso et de ipso habui, quin potius diuinis, auguriis, sortilegiis et incantionibus — magis quod deo meo et scripturis fidem dedi.*

729 *Secundo nomen dei in uanum assumpsi per os meum — simplici verbo credere nolui et per membra dei periuraui. Deum et sanctos eius negaui atque blasphemaui.*

745 *Tertio peccaui: nam diem dominicam et festiuitates ecclesie cum orationibus missis et predicationibus et elemosinis non sanctificaui — familiam meam laborare feci — luxuriosis actibus magis illis diebus festiuis me dedi.*

758 *Quarto peccaui: nam patrem et matrem meam corporales non honoraui, nec eis in necessitatibus subueni — prelatis spiritualibus et matri mee sancte ecclesie debitas reuerentias non feci, nec eorum precepta et censuars curaui — decimas quas ecclesie tenebar dare non integre dedi.*

773 *Quinto peccaui: nam proximum meum licet non actum tamen animo et voluntate occidere et voluntarie ac in persona ledere et in rebus concupiui, manus violentas in eum posui et ponere decreui.* 780 Über den muthmaßlichen Aufenthalt Johanns in Italien vgl. Pfaff S. 153. Das folgende Bekenntniß muß wohl auf ein bestimmtes Ereigniß in Johanns Leben bezogen werden, der eine jähzornige, gewaltthätige Natur gewesen zu sein scheint (Pfaff S. 154).

803 *Sexto peccaui: nam mulieres coniugatas ad adulterium eas prouocaui et in diversis cogitationibus per adulterium me coinquinaui.* 814 Vgl. Psal. 4, 9. *Asperges me hyssopo et mundabor: lavabis me et super nivem dealbabor.* Auch in der Biographie (Archiv 1, 99. 102. 121) wird der Psalter citirt.

827 *Septimo peccaui: nam res alienas iniuste de locis sacris et non sacris abstuli et officium ad recipiendum bona pauperum procuraui et res alienas dominis suis non reddidi. Patrimonium crucifixi non debite expendi — nec — testamenta adimpleui.* 831 Beruht diese Ausführung auf einem Missverständiß der Worte *res alienas dominis suis non reddidi* oder ist sie vom Dichter eingeschoben worden? Für die Redensart 'ein x für ein v machen' (vgl. Germania 13, 270) erscheint hier wohl der älteste Beleg.

845 *Octauo peccaui: nam contra proximum meum ex malicia publice et occulte falsum testimonium, falsas scripturas, falsos testes contra eum procuraui et dixi et eius vitam et mores quantum potui denigraui.*

857 *Nono peccaui: nam proximi mei vxorem et consanguineam et sanctimonialem desideraui et in eius pulcritudine gauisus fui et ad eam videndum cucurri.*

867 *Decimo peccaui: nam vicini agros domus beneficia et bona mei proximi per dolos fraudes violentiam et deceptiones habere concupiui et contra eum causas iniustas et litigiosas moui.* 875 *lân* als masc. vgl. DW. VI, 345.

883 *Quinto pater peccaui contra deum cum omnibus meis membris et sensibus mei corporis. Nam cum meo capite deo et meis maioribus*

reuerentiam non feci. Item collum meum ad obedientiam inclinare nolui. Item aures ad audiendum luxuriosa verba detractiones cantus et instrumenta musicalia dedi. Item oculos meos multotiens coloribus deturpaui et impudice cum eis multas mulieres ac plures vanitates mundi respexi. Item nares meas odoribus prouocantibus ad vanam gloriam et luxuriam ordinaui. Item os meum ad loquendum mendacia blasphemias et iniurias deputaui. Item linguam meam ad loquendum suauia mendacia ordinaui. Item guttur meum crapula et ebrietate repleui. Item manibus meis aliena rapui et turpiter cum eis corpus meum et aliena membra mea ad generationem deputata fornicationibus maculaui. Item ventrem meum luxurie et ebrietatibus dedi. Item lumbis meis ardorem libidinis et exoptaui et excitaui. Item in corde meo varias cogitationes et tentationes habui, quas opere perfecissem nisi timor mundi et hominum me abstraxisset. Item genua mea deo meo et sanctis et maioribus ac prelatis meis non flexi. Item cum pedibus meis ad luxuriandum furandum et sanguinem fundendum cucurri. Qualitercunque ego cum aliquo membro meo corporis deum offendi, dico meam culpam et confiteor deo et vobis.

919 Die Überschrift (bei Andreas nur *De operibus misericordie*) steht im Widerspruch mit dem Inhalt, der sieben weltliche und acht geistliche Werke aufzählt. Die meisten Beichtbücher kennen indeß nach Matth. 25, 35. 36 nur sechs Werke der Barmherzigkeit, vgl. Mone, Schauspiele II, 111, Liederbuch der Hätzlerin S. 301, Der Seelen Trost (Geffken 45 B. 98), Bamberger Beichtbuch bei Weber S. 83, Beichtbüchlein Augsburg 1483 (Geffken 108), Heidelberger Hs. bei Bartsch 278 und 296. Auch Hugo von S. Victor nennt im *Opusculum de quinque septenis* die sieben Werke der Barmherzigkeit nicht. Ebenfalls sieben Werke werden dagegen aufgeführt bei Steph. Lanzkranna (Geffken B. 106), im Poenitentiarius (Geffken B. 188), bei Olivier Maillard (Geffken S. 60). Nur bei Andreas (Johann V. 951), so viel ich sehe, wird die Gewährung des Lohnes an die Dienenden als achtes geistliches Werk aufgeführt (*mercedem laborum mihi seruientibus non prebui*). Andere Beichtschriften z. B. der Poenitentiarius erwähnen die Vorenthaltung des Lohnes als vierte rufende Sünde. — Die Mittheilung des lateinischen Textes unterlasse ich hier, da sich Johann fast wörtlich an denselben anschließt. 932 Andreas hier nur: *ignorantes que sunt salutes anime non docui.* 944 *dy myt myr hatten gebôst* = *malefacientibus.* 949 *pyn der ketten* 'Gefangenschaft', hier bildlich für das Fegefeuer. Andreas: *per salutationem animarum amicorum et inimicorum deum non exoraui.*

959 *Septimo peccaui quia 12 articulos fidei firmiter non credidi nec corde et ore ad eos iusticiam professus fui: imo aliquam circa ipsos et circa sacramenta altaris dubitaui et fidem veram et iustam cum bonis operibus sicut bonus et fidelis christianus non habui nec contra infideles et hereticos fidem meam omnino defendi et predicaui, imo errantes arguentes contra fidem libenter audiui.*

1007 Bei Andreas: *penitentiam pro meis peccatis et ieiunia orationes et elemosinas mihi iniunctas non feci.* Die letzte Ölung bleibt auch bei ihm unerwähnt.

1013 Bei Andreas werden als theologische Tugenden aufgezählt: *vera Christi fides, certa spes, charitas, prudentia, fortitudo, temperantia, iusticia.*

1031 Bei Andreas: *sapientia ad diuina contemplanda — intellectus ad nouissima mortis mee et penas inferni et diem iudicii considerandum — consilium ad bonum eligendum — scientia ad me ipsum et facta mea recognoscendum — fortitudo ad tentationibus et tribulationibus ac malis cogitationibus resistendum — timor dei.*

1047 Bei Andreas: *charitas — gaudium in dei seruitio — pax cum proximo — patientia — longanimitas — bonitas — benignitas — modestia in gestu et habitu ac operibus meis — mansuetudo — humilitas — veritas — continentia.*

1071 Bei Andreas: *paupertatem voluntariam cum spirituali intentione non habui — mitis et mansuetus in persecutionibus et iniuriis mihi illatis non extiti — peccata mea non defleui — iuste vivere non studui — mihi misericors et aliis non fui — mundo eorde quo ad deum et ad proximum per bona exempla non vixi — pacificus non fui sed propter ambitionem beneficiorum et bonorum discordias seminaui — non propter Christum persecutiones et maledictiones hominum sustinui sed quando potui me vindicaui.*

1093 Schluß der Beichte: *quandocunque qualitercunque ego infelix peccator peccaui contra octo beatitudines et contra omnia predicta et singula et eorum circumstantiis scienter vel ignoranter, dormiendo vel vigilando, reddo me deo culpabilem et dico meam culpam et peto a deo meo indulgentiam et a vobis patre absolutionem et penitentiam.*

1136 *durch alle vyr* steht hier jedenfalls formelhaft 'auf alle mögliche Weise'. 1147 *bezoar* 'ein Stein also genant von dem hebreischen *Bezim* so ein Ey bedent, denn er wie ein Ey formirt ist nnd Schelffen hat wie ein Ay oder Zwibel. Etliche derivirens von *Bel* nnd *zaar q. beluzaar. Bel* ist ein Chaldeisch Wort, bedentend ein Herren, *zaar* ein Gifft, bedent also ein Herren des Giffts. Dannenher alle Gifft treibende Artzneien Bezoardica genennet werden, hat aber sonsten auch herrliche Tugent wider allerley Kranckheit'. Henisch, Tentsche Sprach nnd Weißheit S. 365.

1189 Matth. 25, 34. 41.

LEIPZIG, 1887. K. v. BAHDER.

ZU STEINMAR.

Zu Steinmar, Schweiz. Minnes. S. 171, Vers 24, 25:

gense hüener vogel swîn
dermel pfâwen sunt dâ sîn,

merkt Bartsch zu *dermel* an: Gedärme, Darmwurst. Nun heißt aber im Dialekte meiner Heimat (Kanton Solothurn) und in den umliegenden Kantonen heute noch das Wiesel allgemein Därmli, jedenfalls wegen seiner dünnen, langgestreckten Gestalt. Ob als besonderer Leckerbissen in obiger leckern Speisekarte das Wiesel wirklich gemeint sein könnte, das freilich wage ich nicht zu entscheiden, obwohl es vielleicht besser in die Reihenfolge passte, als eine alltägliche Darmwurst!

ZÜRICH. BERNHARD WYSS, cand. phil.

HANDSCHRIFT 1590 DER LEIPZIGER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK.

Im Anschluß an das in meinen Priameln S. 9 über diese Hs. bemerkte gehe ich hier etwas näher auf dieselbe ein. Es ist eine in Leder gebundene Papierhs. des 15. Jh.; die früher dagewesenen Metallbeschläge sind ausgerissen. Auf der Innenseite des vorderen Deckels steht:

„Liber emtus ex Bibliotheca Schwarziana ubi P. 2 p. 14. num XLIII recensetur."

Darauf von anderer Hand: „165 Blätter, davon 140—165 leer."

In der Bibl. Schwarz. heißt es: „Liber hic crassiusculus habet fol. 136"; die anderen sind nämlich nicht mitgezählt. (Die alte Blattzählung geht bis Bl. 140, dann ist mit Bleistift 141—165 weitergezählt.) Es folgt eine Bibliotheksmarke: „ex bibliotheca Caroli Ferdinandi Homelii 1770."

Darunter noch einmal wie auf dem Rücken: 1590.

Die Schrift ist durch viele buntverzierte Anfangsbuchstaben und Malereien ausgezeichnet, aber lässig und flüchtig. Hier der Inhalt:

Bl. 1ᵃ: Sich fugt eins tags das ich müst
Spaziren auß nach freud nach lüst ...

Ende Bl. 6ᵃ: Der frawen ert vnd der prister schont
Der fleucht von der hellen glut
So Hat Gedicht der rosenplüt.

(Dresd. M. 50, S. 30—38 unter dem Titel: Von dem priester vnd der frawen das fruchtpar lole. Die drei letzten Worte sind aus dem Titel des Bl. 38 folgenden Spruches hier eingeschwärzt. Keller, Fsp. 1328. 8. Goedeke, Gr. Nr. 20.)

Bl. 6ᵃ: Eins tags spaczirt ich auß nach lust
Do kom ich auf ein grüne hayde ...

Im Verlauf dieses Spruches ist Bl. 10ᵇ leer gelassen; Bl. 12 wird die Hand fester, die Tinte tiefer.

Ende Bl. 12ᵃ: Vnd er ist hie vor allen laid wehüt
So hat gedicht hans rosenplüt.

(Dresd. M. 50, S. 38—47: Das fruchtbar loh. Keller, Fsp. 1328. Goedeke Nr. 21.)

Bl. 12ᵃ: Ich pflege dich junckfraü auf dem tron
Das dü mich weist aüf die pau ...

Ende Bl. 18ᵃ: Des hilf vns dürch dein werde güt
Junckfraw amen spricht der rosenplüt.

(Dresd. M. 50, S. 129—134: Die Turteltaub. Keller, Fsp. 1329. 16.)

Bl. 18ᵃ: Gotliche heylige junckfraw schon
Durchleuchtige sün aller himel cron ...

Ende Bl. 24ᵃ: Hilf vns ab grassen der snnen samen
Sver des weger des sprech auch amen.

(Dresd. M. 50, S. 153—165: Von vnnser frawen schon. Keller, Fsp. 1330. 19. Goedeke Nr. 3.)

Bl. 24ᵃ: Zv rom do saß ein keisser mechtig
Der was gen got so gar andechtig ...

Ende Bl. 34ᵃ: Dar vmb sy tag vnd nacht wol hüt
So hat gedicht der rosenplüt.

(Von der keyserin zu rom. Dresd. M. 50, S. 47. Keller 1328. 1. 1433. 29. 1431. Goedeke Nr. 22.)

In dem alten Inhaltsverzeichniß Bl. 136ᵇ—137ᵃ, in dem Nr. 1, 2, 3 als Ein Stück aufgeführt werden, steht vor diesem Spruch:

„Von der keiserin."

In der Bibl. Schwarz. beginnt das Inhaltsverzeichniß nach dem alten Index ebenso mit

1. Von der Keyserin.

Beim Folgenden hat auch die Hs. vorn über dem Stücke die Überschrift in Roth:

Vom künig jm Bade.

Wer an jm selber nicht nimpt war
Wie er sein leben furt vber jar ...

Ende Bl. 36ᵃ: Do helf vns got hin mit seiner güt
So hat gedicht der rosenplüt.

Überschrift aus dem Inhaltsverzeichniß:

Vom knecht jn garten.

Ein reicher man der het ein knecht
Der dint jm manig jar gerecht ...

Ende Bl. 40ᵃ: Got al frum frawen vnd man behüt
So hat gedicht der rosenplüt.

Roth. Von einem maler.

Wolt jr nün schweigen vnd wolt gedagen
Ich wolt euch hübsse abentewer sagen ...

Ende Bl. 43ᵃ: So wolt ich drincken vnd sauffen
Das mir dy aügen müsten vberlaüffen.

Roth. Von der stiefmüter vnd dochter.

Ich ging eins nachtes spat
Do kam ich fur ein kemmat ...

Ende Bl. 47ᵇ: Vnd peit nicht lenger pis noch bewer
Dye ler hab dir zu einer haußstewer.

Roth. Vom spiegel vnd pech.
In einem dorf dorf do saß ein man
Als ich dan vor vernomen han ...
Ende Bl. 50[b]: Das heist der spiegel von dem pech
Got wol kein sund nimer an vns rechen.

Roth. Von farenden schüller.
Nnn horet eine klugen list
Wie einest einem wider farn ist ...
Ende Bl. 53[a]: So ser auß ganczer[1]) seiner güt
Also sprach der schwler gut.

Die Abweichungen dieses Textes von dem bei Keller, Fsp. 1172, nach einem alten Drucke gebotenen sind nicht unbeträchtlich; dieser ist im Einzelnen sehr mangelhaft.

Roth. Vom hantwerken.
Manger nimpt sich singen vnd sagen an
Der ein verheite furt nicht kan ...
Ende Bl. 57[b]: Dy lüĕg sind war vnd nit ein mer
Also redt hanß der schweczer.

Im Inhaltsverzeichniß:
Von den armen jeken.
Man sagt dy jecken sind anß geflogen
Her Adler ward das jr nit werd wetrogen ...
Ende Bl. 60[a]: Hans Rosenplut dem man
Andres nenet hans schneper.

Roth. Vom Bischoue vnd naren.
Ein pisoff einst zw tisch saß
Mit al seim hoffgesin er do aß ...
Ende Bl. 64[a]: Vnd ewiglich mit seinen gnaden wehwt
Also spricht der hans rosenplwt.

Im Inhaltsverzeichniß: Von der werlt.
Mich wundert oft warumb das sey
Das nindert leht ein man so frey ...
Ende Bl. 66[a]: Volgstw des so kwmstw nimer jn schwer
Als spricht heinrich teichner.

Roth. Vom pfenning.
Nvn schweigt so wil ich heben an
Was der pfenning wunders kan ...
Ende Bl. 67[b]: Wer mich mit eren wehalten kan
Awß dem wil ich machen ein frwmen man.

Bl. 68[a] *Roth:* Von dem frawen.
Eins tags spacirt ich awß nach lust
Al jn ein hawß ich mich verdwst ...

---

[1]) *Der Miniator hat* czer *durchstrichen.*

Ende Bl. 77^b: Der meint jn niemancz wetrieg
Sprich Johannes [1]) * jn sein frawen krieg.

Im Inhaltsverzeichniß:

Vom einsidel vnd dem snn.

Eins tags do gieng ich vor der sun
Do wegegend mir frewd vnd wun ...

Ende Bl. 89^a: Dar jn al gest gewinnen lwstes sed
Spricht hanß (*Rasur*) jn seiner wappen red.

Auch in dieser Rasur können kaum 5 Buchstaben Platz finden.

Roth. Von einem studenten zů brage.

Ir heren were es ewch nit leidt
Das ich ewcb von hwbsser abenttewr seit ...

Ende Bl. 91^a: Sie ist zannig vmb daz maul
Sie spricht me he ... (*Schluß fehlt.*)

Bl. 91^b—93^b folgen zwei Sprüche, die ich ganz mittheile, da sich Anklänge an Priameln darin finden.

O Mensch wiltů geistlich sein
So thw es mit den wercen schein
Verschmehe die werlt vorderlich
Vnd trag dein armůt williglich
Leide vngemach gar dultiglich
Hute deiner wort gar fleissiglich!
Ge auf der strasse gar zwchtiglich
Bl. 92^a Kürcz wirb dein potscbaft ernstlich
Dein leben pilde gar erwerlich
Meide ahentreise ůil stettiglich
Biß niemant gemeinsam vnnůczlich
Vor posser geschelscbaft hwt dich
Ervorsch nit newes vnwiczlich
Trag heimlich sach nit offenlich
Vor dir scham awch selber dich
Deinen eben genosen biß fridsamlich
Deinen Vntertan straf gnttiglich
Nicbt euger niemancz leichtvertiglich
Dein leben pesser al tag deglich
Bricb deinen willen ordenlich
Gehorsam bis demůtiglich
Dein vater vnd můter williglicb
Liebes gemach such nit sorgveltiglicb
Nicbt wach zw vil doch messiglich
Dein nodůrft nim wescheidenlich
Bl. 92^b In speis jn dranck nit geicziglich

---

[1]) *Der Name ist gänzlich ausradirt, die Lücke aber zu klein, als daß ein so langer Name wie* Rosenplut *dagestanden haben könnte.*

Liebs lüst wider ste kreftiglich
Wider aller snnder streit manparlich
Zw der kirchen halt dich jniglich
Das jne pet / pete awch andechtiglich
Dein schweigen halt aüch wehutsamlich
Das wort gotes hore wegirlich
Das selbig wehwt awch stettiglich
Da bey siez nit schlefferlich
Dein peicht thw gar lewterlich
Die genad gottes empfach nit eitellich
Die selbe halt anch danckperlich
Dein hercz wereit got stetiglich
Mit allen kreften minsamlich
Mit ganczem gemüt wirdiglich
Von ganczer sele lobsamlich
Deinen nechsten lieb als selber dich
Nit hinterrede jn hessiglich
Dein leben fure gar warsamlich
Bl. 93a Den todt wedencke gar jnniglich
Dar aüf richt dich ernstlich
Er kümpt dir anders grimiglich
Vnd prich dein hercz gar pitterlich
Dein sele verfurt er timerlich
Das muß sie leiden elendlich
Da vor scy Jhesns gnediglich
Vnd wolle vns drosten vetterlich
Zw lon so bit got fur mich
Das wir mit jm herschen ewiglich
Amen das es war were.
Niemant so rechte düt
Das er allen lewten düncket güt
Ich straffe nicht was jemant düt
Macht er mir das ende güt
Was man an mase düt
Es wirt selden güt
Bl. 93b Manig man hat weissen müt
Wer doch oft thumlich düt
Mich dewcht ver°t manigs güt
Das mir hewer weschwert den müt
Betrogen ist al sein müt
Der sich selbs duncket güt
Sanft gewnnen güt
Macht vbrigen müt
So vast niemant missedüt
Er wolt doch geren sein güt
Wer falsche peicht düt
Dem wirt der ablaß selden güt

Wasser leschet fewer vnd glut
Almüsen recht daz selh düt
Es leschet sunde alle zeit
Wo mans mit guten willen geit.

Dieselben Sprüche stehen z. B. auch in der Hs. Aug. 2. 4 fol. der herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel.

Der folgende Spruch hat im Texte keine Überschrift, wie auch in der Hs. 5339^a des germanischen Museums, welche ihn Bl. 405^{a-b} bietet; in dem Inhaltsverzeichniß aber ist vorgeschrieben:

Von den kolben maiden.

Bl. 93^b: Zw liechtmeß sol man heben an
Bl. 94^a: Sprach ein dirne wolgetan.
Ende Bl. 94^b: Vns zw sand walpurgen tag hin awß
So kome ich dann vileicht jn das offen hurhawß.

Der Rest der Seite ist leer.

Im Inhaltsverzeichniß heißt es: „Nun heben sich an die kleinen spruch"; zu Bl. 95: „Eitel klein spruch heben sich an", und zuletzt: „Noch kleiner spruch heben sich an", wonach das Priameln S. 17 Gesagte zu berichtigen ist.

Bl^a. 95: Wenne ein pfaff stirbt
Zw hant ein ander wirbt
Vmb sein kunigreich
Vnd lebt als greffenleich
Als sein vorfar hat getan
Ein boß pilde nimpt die werlt da von
Wen ein pfaf het siben pfarr
Dennoch ist er ein solcher nar
Der jm noch eine geh oder zwü
Er nem das bistum awch gern dar zw.

Ein vnstünd gast
Ist einem wirt ein schwerer last
Ist dan der wirt aüch vnveschaiden
Das kumpt jm zw schaden haiden
Stech ain aidt als ein dorn
Ir würden nicht so vil geschworen.

Viele von diesen kleinen Sprüchen kehren, oft unsinnig verbunden, in Aug. 2. 4 wieder.

Jetzt beginnen sofort Bl. 95^b—121^b die Priameln in folgender Reihenfolge:

1. Welich mensch die vier qvtember nit vasten.
2. Wer nicht am suntag frü awfstet.

3. Welcher kristenlicher mensch zw mitternacht wacht.
4. Wer got nit danckt seins engstlichen schwitzen.
5. Ein mensch dz jn grosen todsunden stet.
6. Wer got nit danckt seiner grossen mild.
7. Welcher mensch jn einer kirchen kniet.
8. Welcher kristenmensch alzeit wetracht.
9. Welcher mensch gelaňht an vogel geschrei.
10. Welcher mensch nit gelauht bis an sein sterben.
11. Welcher mensch den gelauhen nit in in drait.
12. Welcher mensch den teuffel sich lest weranhen.
13. Welcher mensch daz heilig sacrament wil niessen.
14. Welcher mensch dan zŭ gots tisch gegeth.
15. Wer schlechtlich gelauht die zwelf artikel.
16. Wer halten wol die zehen gepot.
17. Secht grosse schon posse lieb.
18. Ein richter der da siczt an einem gericht.
19. Wo alhegen gut gericht ist jn einer stat.
20. Ein rat jn einer stat vnd ein gancze gemein.
21. Ein toreter rather jn ein rat.
22. Ein vater der sein kind gern lernen wolt.
23. Seit daz man die roten engen schuchlein erdacht.
24. Die groß vntrew mit leichen vnd effen.
25. Welcher man den erczten wirt zu teil.
26. Ein frumer man der gern recht det.
27. Ein zimerman dem die spen jm kleidern hangen.
28. Ein spiler der spil hat getriben an.
29. Ein kramer der do nimmer nit leŭgt.
30. Borgschaft domit man mangen verderbt.
31. Secht wo der sun fur den vater get.
32. Secht wo der vater vorcht das kint.
33. Eiu sunder der jn sein sunden verzagt.
34. Ein hirt der treŭlich seins viehs hŭt.
35. Ein arzt der zwen wetung kŭnd vertreihen.
36. Eiu man der wol mag drinken und essen.
37. Essen nnd drincken an danckperkeit.
38. Getreŭlich gerhet mit allen gelidern.
39. Wol essen vnd drincken nach aller wegier.
40. Wer sein hauß wôl wol wesachen.
41. Ein frŭmmer dienstknecht trew und warhaft.
42. Ein hantwerk man der frum knecht hat.
43. Ein hantwerkman den man guten lon geit.
44. Welcher priester zu kranck ist vnd zu alt.
45. Welcher priester sich eins solchen vermeß.
46. Welcher man ein hŭn hat daz nit legt.
47. Welcher man ein taschen hat groß vnd weit.
48. Welcher man ein leib hat nit zu schwer.
49. Welcher man sein elichen weih ist veindt.
50. Welche fraw do gern am ruck leit.

51. Hauß kern vnd windel waschen.
52. Ein schreiber der lieber tanczt vnd springt.
53. Ein schweinhirt der do hut hey korn.
45. Von alter wirt der man schwach.
55. Das alter ist so getan.
56. Ein alter jaghunt der nimmer mag iagen.
57. Ich vind in meiner sinen teich.
58. Der frauen kopf stelt an einander.
59. Wer ab wil leschen der sunen glancz.
60. Ein kürsner vnd ein sumer heiß.
61. Jaghunt vnd wilde schwein vnd hassen.
62. Weisheit von drünken lenten.
63. Harpffen geigen vnd lauten schlagen.

Bl. 121ᵇ werden die Priameln durch einige Weingrüße und Weinsegen unterbrochen, deren Anfänge lauten:

Roth. Vom Wein.
Nvn gruß dich got du lieber güuen
War vmb wiltü nit ofter zu mir künen.

Bl. 122ᵃ *Roth.* Vom Wein.
Nvn gesegen dich du kreftreiche lahung
Du wol zeldne sanfte drahung.

Bl. 123ᵃ: Nvn grüß dich got dü lieber drünck
Ich was dir holt do ich waz junk.

Bl. 124ᵃ: Nvn gesegen dich got du allerliebster trost
Du hast mich oft vor grossem durst erlost.

Bl. 124ᵇ fahren die Priameln fort:

64. Die lieb die dy menschen zusammen haben solten.
65. Kvmpt kunst gegangen für ein hawß.
66. O werlt dein nam heist spothilt.
67. Ein jünge fraw an lieb.
68. Welcher man sein frawen schlecht im pet.
69. Welcher man vil junger kind hat.
70. Die knaben in den hohen huten.
71. Kein grosser nar mag nit werden.
72. Wer einem plinden winckt.
73. Ein orglock vnd ein wollenpogen.
74. Ein karger wirt / vnd hungrig gest.
75. Ein priester der oh eim alter stet.
76. Welcher man sich vil rümpt von frauen.
77. Welcher her ein taühen knecht hat.

Der übrige Theil des Bl. 129ᵃ ist leer.

Dann beginnen Bl. 129ᵇ die „noch kleiner spruch" des Inhaltsverzeichnisses:

Zehen gepot.

Du solt gelaŭben jn Ein Got
Schwer nit das ist sein gepot
Die feiertag dŭ heiligen solt
Vater vnd muter hab hilflich holt
Du solt niemant doten
Stil nicht jn keiner noten
Biß nit vnkeŭsch leben
Valsch gezeŭgnŭß solt dŭ nit geben
Beger keins andern weibs
Noch fremdes gŭcz bey sel und leibs.

Hab got lieb o sunder
Vnd vor sunden hut dich imer
Wann pey got ye susser
Zŭ hell ye grimer ye grimer.

Bl. 130ª: Zweiffel pauet selden wol
Des ist manger acker disteln vol
Es ist manig weib vnd man
Der wenig gŭcz reden kan
Vnd kan doch von bősen dingen
Vil sagen vnd singen.

Wer sich habt an den toren
So er velet der hat zwir verloren.

Wer mit wissen vnrecht dŭt
Der sundet mit verdachtem mŭt.
Sich dich an vnd nicht mich
Thu ich vnrecht so hut dich.

Des morges traŭret menigleich
So ist abent freŭdenreich
Het ein abent das wegert
Er were hundert morgen wert.

Bl. 130ᵇ: Der taub an sorgen nicht
So er vil raŭmen sicht.

Las fremde sach gŭt sein
Hab jmer danck wesorg dz dein.

Niemant kan gemachen
Aŭß past scharlachen.

Was sol der schlegel an stil
Wen man plocher spalden wil.

Pesser ist zwir gemessen
Dan einst vergessen.

Manig tor spricht weisse wort
Kund er sie wescheiden aůf ein ort.

Dem plinden ist mit draůmen wol
Wachend ist er draůren vol.

Dvrch spil vnd weibes lieb
Wirt manger zů einem dieb.

Bl. 131ª: Kein here nie so sanfte saß
Im gepricht dennig etwaß.

Wer vor sunden gefeiren mag
Das ist ein rechter veiertag.

Vil pesser ist ein igels haůt
Dan ein laidige prawt.

Schweig ee dů schweigen můst
Volg ee du vnrecht dust.

Redten pfaffen als gern latein
Als gern sie druncken guten wein.
So vůnden wir mangen gelerten man
Der mer latein kůnd dan er kan.

O geitigkeit dů schnodes gůt
Wie hastů vnsers hern plůt
Verkauft vnd verschmecht vnd vernicht
Seint alle werlt hat zů dir pflicht.

B 131ᵇ: Das manig vrkůd nit wirt geschlicht
Das manger armer nit wirt gericht
Das manger ausstreit jn vngedůlt
O geitigkeit das ist dein schůlt.

Svssen don hastů
Wenig schmerbs gibstů
Sprach der wolf zu der geigen.

Ich meinte ich het ein lieb allein
So haben drey mit mir gemein.

Ein lieb vnd nit mer
Da ist allen frauen ein er.

Wer ich wiczig vnd det jm gelcich
So glaubt man mirs nit ich wer den reich.

Wem gelück ist weschert
Der ist doheim wo er fert.

Bl. 132ᵃ: Wil geluck nit zü dem man
So hilft nichts was er kan.

Nvn schnap aüf vnd las surren
Lang tagreiß machen boß gürren.

Al werlt mocht wol verzagen
Seint schreiber pater noster schreiben vnd jüden betpücher tragen.

Es folgen drei Priameln:

1. Ein pfaf mit dem pück.
2. Ein weib nach vnnücz als ich sag.
3. Wer jn zehen Jaren nit wirt kranck.

Dazwischen:

Der gerecht mensch vast durch got
Der gleischner durch der werlt spot
Der arczt das er wer alt
Der karg das er das gut wehalt.

V. 3 lies: Der acht das er werd nach Nürnb. Hs. 5339ᵃ, Bl. 370ᵇ.

Dann die Priamel:

Von alter werden klein visch groß. Vgl. Priameln S. 12.

Bl. 133ᵇ: Es ist komen in die welt
Vil schwoben vnd boß gelt
Niemant weiß wol
Wie er ein gulden wechseln sol.

Fünd ich gefeild einen eissenhüt
Der do wer fur liegen gut
Vnd ein schilt fur schelten
Den wolt ich dener gelten.

Bl. 134ᵃ: Ein turen fur trauren
Den wolt ich hoch aüf mauren
Ein haüß fur vngemach
Das ließ ich nimer an ein dach

Fur alter ein salhen
Die strich ich allenthalhen
Vnd fur den todt ein schwert
Das wer daussent mark wert.

Wer meiner guter (r *durchstrichen*) freuntschaft wol han
Der mut mich dreier ding nit an
Leihen
Geben
Vnd pürg werden
Die drei ding sein mir nit ehen.

Iß vnd drinck vnd leh mit eren
Dir mag doch nit mer werden
Den pfenning vnd gewant
Bl. 134b: Vnd den tod an hand.

Dann die Priamel: Alter an weisheit.
Priamelartige Prosasprüche folgen:

Bl. 135a: Gotes vorcht
Demütigkeit
Barmherczigkeit
Miltigkeit
Barhaftig sein
Das recht lieh haben } die sechß zieren den adel.

Gabe
Lieh
Neid
Vorcht } Die vier machen ein valschen richter.

Arm hoffart
Reicher lügner
Alter vnkeüscher
Krieg macher } Die vier müssen gefallen got vnd den leüten.

Fleissigkeit
Gendischeit
Unkenschheit
Krieger } Die vier ding Bringen armüt.

Bl. 135b: Gotlich lieb
Vorcht der hel
Begerung der ewigen frenden } Die dreü wehnten den menschen jn guten werken.

Vgl. Priamel Nr. LXIX meiner Sammlung.

Vntrew
Zorn
Geitigkeit } Die drei jrren das recht.

Bucher lessen
Vil land erfaren
Vil geschehen ding horen } Die vier (*so!*) machen den menschen weiß.

Der { Weiste / Sterckste / Reichste } man der sich { Erkennen / Vherwinden / Genugen lasen } kan.

Das Verhältniß der ersten gedruckten Sprichwörtersammlungen zu den handschriftlich erhaltenen bleibt noch zu untersuchen; schon aus dieser kurzen Sammlung erhellt, daß Manches direct in die gedruckten Sammlungen übergegangen ist.

Et cetera pũntschuch.
Die henn die malt ein hũner duch
Vnd die ganß schraib ein meß puch
Ist das war (*Rasur*)
So wurckt ein essel (*Rasur; dann mit anderer Tinte*) ein
gute prüch auß eim pferßhar.

Bl. 136ᵃ: Das hat ein end.
Wurd den haußfreien der wein jn die hend
So wolt er drincken vnd saüffen
Das jm die aügen musten vher laüffen.

Vgl. Keller, Fsp. 1183. 1161. 1183. 240, 15.

Deo gracias
O wie fro ich was
Do ich schraib deo gracias.

Vgl. Wattenbach, Schriftwesen 286.

Nach dem Register folgt noch von viel späterer Hand Bl. 138ᵃ eine Variation der bekannten Priamel:

„Ein hubscher Weidman und ein jeger."
Ein Weidtman vndt ein Jeger
Ein fauler vndt ein treger
Ein Tnncher vnd ein Weißer
Ein Lugner vndt ein Bscheißer
Ein Balhierer vndt ein Zwager
Ein Esel vnd ein Sacktrager
Ein Tuchmacher vnd ein Knapp
Ein Maulaff vnd ein Tilltapp
Ein Kist vndt ein schrein
Ein Sau vndt ein schwein
Ein Ochs vndt ein Rindt
Die sindt all Geschwistrigt Kindt.

Bl. 138ᵇ: Jesuwitter, Munchen vndt Pfaffen,
Machen ihre Glanbensgenoßen zu Affen

Mit gesehenden Augen blindt
Ligen ihnen bey Weib vndt Kindt,
Ist dz nicht ein ebrlos leben
Thuen jhnen noch Opfergelt dazu geben.

Wer mir gibt gute Wort, vnd meint es nicht
Vndt jchs anhör, vndt glaub es nicht,
Seindt sie dann erlogen
So bin jch doch vnbetrogen.

Bl. 139ᵃ: Ich bin ein gut Gesell vndt muss mich ducken
Wanns gluckh regnet, so bleib Ich wohl trucken
Wanns aber Vngluck regnet oder schneit
So werdt Ich vil näßer als ander Leuth
Wer Armut ein ehr, so wer Ich ein Herr
Wer wenig vil, so bette Ich was Ich will
Doch hat mir nie Kein gelt gebrochen
Als am Sontag vndt inn der gantzen wochen.

Vgl. Anz. f. K. d. d. V. 1836, 342, wo aus einem Stammbuch zu Gent der gleiche Schluß mitgetheilt ist. Die übrigen Blätter sind leer.

Schließlich möchte ich Gelegenheit nehmen, eine Anzahl Druckfehler in meinen Priameln nachzutragen: S. 7, Z. 25 lies: *de pramb. S. 21. 29.* Nach S. 10, Z. 11 ist hinzuzufügen: *kommt eine Priamel zweimal vor, so ist K¹ und K² gesetzt.* S. 12, Z. 3 ist die Klammer umzukehren. S. 14, Z. 12 l. *schwererer.* S. 17, Z. 10 ist die Abkürzung unvollständig; sie war zu schreiben *p'amƀl*; der Setzer war nicht zum Rechten zu bewegen. S. 17, Z. 25 ist hinter *erst* einzuschalten: *abgesehen von den Folzischen.* S. 23, Z. 26 l. *21—31.* S. 26, Z. 4 l. *inn sut.* S. 30, Z. 24 l. *eim*; 26 *schür.* S. 29, Z. 35 l. *fließen.* S. 32, Z. 5 ist nach *schuler* ein Doppelpunkt zu setzen. S. 37, Z. 29 l. *D Bl. 405ᵃ.* In den Lesarten zu Pr. I, 11 streiche *posem F.* Die betreffenden Wörter der Lesarten schräg zu drucken, war der Setzer erst vom 4. Bogen zu bewegen. Den übermäßig großen Druck der Lesarten überhaupt verschuldet ein zu spät bemerktes Versehen. In den Lesarten zu II, 14 l. *niendert f.*; III, 2 l. *darein*: das Komma nach *pachen* zu tilgen. S. 47, Z. 15 l. *i*; V, 1 l. *Haußkern und windelwaschen*; nach VI, 2 u. 7 ein Komma ausgefallen; ebenso nach *arbeit* I, 15, VIII, 1 nach *Secht.* In den Lesarten zu XI, 6 gehört *kierchen C.* vor *und meß BC.* XVI, 6 l. *fut.* LII, 3 l. *allerweist*; nach 19 ein Strichpunkt. LV, 5 hinter *weiln* ein Komma. LVIII, 8 l. *einhin.* Nach LXIII, 14 ein Doppelpunkt. LXIV, 1 l. *Richtersknecht.* LXV, 5 nach *kuchenspeis* ein Komma. LXVIII, 5 l. *kindermachen*; 7 l. *wundenhauer.* LXXIII, 4

nach *schwer* und *vil* ein Komma. LXXVII, 6 l. *Dem*; *Den* in die Anmerkung. LXXX, 5 l. *fleischhacken*; 67 *kindermachen*. LXXXII, 23 l. *das er denselben*; *das demselben* in die Anmerkung. LXXXIII, 12 l. *Leiden als der flegel das korn feckt*; die Wortfolge des Textes in die Anmerkung. LXXXIX, 7 l. *Gold, silber*; 20 hinter *pfat* ein Komma. XC, 2 *hie* im Text zu streichen und in die Anmerkung aufzunehmen. Daß einige *j* im Anlaut eine Länge bezeichnen sollten, ist nicht ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich; vgl. LXXXVIII, 9. 10 *im* : *grim*. Daher l. *im* XCVIII, 2. 6; XCI, 2; XC, 3; LXVIII, 12. *ires* LXXXI, 2. *im* LXXVI, 13. Ferner XCVIII, 2 l. *demselben*; 4 *widergelten*. Im Verzeichniß der Priamelanfänge, das an mehreren unwesentlichen Schreibfehlern leidet, trage ich nach S. 99, Z. 22 *Selig ist*; Z. 29 statt X zu lesen L.

GÖTTINGEN. K. EULING.

DIE NACHBILDUNG DER MANESSE'SCHEN HANDSCHRIFT IN HEIDELBERG.

Unter den zahlreichen Geschenken, welche der Heidelberger Universität zur Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens am Morgen des 3. August 1886 von den verschiedensten Seiten überreicht wurden, ist dasjenige des großherzoglich badischen Ministeriums der Justiz, des Cultus und Unterrichts für den Germanisten von besonderem Interesse: die photographische Nachbildung der sog. Manesse'schen Hs. Durch die Munificenz der großh. Regierung unterstützt, haben bewährte Kräfte auf dem Gebiete des Kunsthandwerks hiermit ein Prachtwerk moderner Technik hergestellt. — Die 426 Blätter der Hs. — es sind bei der photographischen Reproduction, um möglichste Gleichheit mit dem Originale zu erzielen, auch die unbeschriebenen Blätter mit inbegriffen worden — vertheilen sich auf vier Folianten, und zwar folgendermaßen: Bd. I = Bl. 1—109; Bd. II = 110 (Bild Burkharts von Hohenvels) bis 200; Bd. III = 201 (Bild des v. Wildonie) bis 322; Bd. IV = 323 (Bild Reinmars v. Zweter) bis Schluß. Die Höhe der Bände beträgt 46 Ctm., die Breite 36 Ctm., die Dicke zwischen 10½ und 13 Ctm.; der schwerste (Bd. III) hat das ansehnliche Gewicht von 17 Kgr. Große Sorgfalt wurde auf die stilgerechte Herstellung der Einbände verwendet, die nach Angaben des Herrn Prof. F. X. Kraus, Conservator der kirchlichen Alterthümer in Freiburg i. Br., von H. Buchbinder Scholl in Durlach ausgearbeitet wurden.

Die Deckelverzierungen, im Charakter des XVI. Jahrhunderts gehalten, wurden nicht nach moderner Art mit Schablonen auf die — natürlich echten — Schweinslederüberzüge eingepreßt, sondern mit alten Werkzeugen, die sich in der Familie des Verfertigers erhalten hatten, aus freier Hand eingerollt. Ein schön stilisirtes gotisches Blattornament des 14./15. Jahrhs. in moderner Auffassung wurde zu den Eckbeschlägen verwendet, die nach Gypsabgüssen galvanoplastisch in Kupfer niedergeschlagen, versilbert und oxydirt wurden. Die Buchzeichen, gotischer Dreipaß mit eingeschriebenem M und seitlich aus den Winkeln heraustretenden Spitzen (14./15. Jahrh.) sind in Bronze ausgeführt. Genannte Metallarbeiten lieferte die Firma Erhard und Söhne in Schw.-Gmünd. Schließlich sei noch erwähnt, daß die jeden Band einleitenden Titelblätter („Die Manesse'sche Liederhandschrift der Pariser Nationalbibliothek. Photographische Nachbildung des Originals der Universität Heidelberg zur Jubelfeier ihrer Gründung durch das großherzogliche Ministerium der Justiz, des Cultus und Unterrichts überreicht. 1886. 3. August") von C. Wallau in Mainz nach einer Mainzer Miniatur des 14. Jahrh. gearbeitet sind.

Die photographische Aufnahme wurde im Frühjahr 1886 durch die Firma J. Krämer in Kehl in Paris ausgeführt und persönlich geleitet von Herrn Prof. F. X. Kraus. Trotz des bereitwilligen Entgegenkommens der französischen Behörden, besonders des Herrn Generaladministrators L. Delisle, war sie mit vielen Schwierigkeiten verbunden und nahm drei Monate in Anspruch. Außer dem der Heidelberger Universität dedicirten Exemplar wurde noch eines für Se. kön. Hoheit den Großherzog von Baden angefertigt. Der französischen Regierung mußten gemäß dem Reglement zwei Pflichtexemplare abgeliefert werden, welche nun in der Bibl. nationale aufbewahrt sind. Die Negative verblieben dem großh. badischen Ministerium. Weitere Abzüge wurden nicht gemacht, da die Nachbildung speciell der Ruperto-Carola zu Ehren veranstaltet wurde und außerdem die Kosten nicht gewagt werden konnten. Aus denselben Gründen mußte die Wiedergabe der ganzen Hs. durch Lichtdruck unterbleiben. Dagegen wurden auf diesem Wege die Bilder allein vervielfältigt. Diese ebenfalls im Auftrage des genannten Ministeriums von Prof. Kraus besorgte und unlängst erschienene Ausgabe [1]) macht zum ersten Male

[1]) Die Miniaturen der Pariser Liederhandschrift u. s. w., herausgegeben von Franz Xaver Kraus-Straßburg i. E. Karl J. Trübner 1887. Die Einleitung gibt u. A. eine klare Darstellung der Geschichte der Man. Hs., wobei nachgewiesen wird, daß Einiges auf Konstanz als Abfassungsort gedeutet werden könnte.

die Gesammtheit aller Miniaturen der Pariser Liederbandscbrift allgemeiner Benützung zugänglicb.

So wäre denn in diesem Geschenke der Regierung der Ruperto-Carola einigermaßen Ersatz geschaffen für das weggekommene Original. Die Farben der Bilder freilich konnten nicbt wiedergegeben werden, nur die den König Wenzel darstellende Miniatur wnrde als Pendant zum Titelblatt des ersten Bandes colorirt vorangestellt. Ebenso sind die verscbiedenen Hände in der Pbotographie allein nicht mit vollständiger Sicherbeit zu unterscbeiden. Für den Wortlaut des Textes dagegen kann die Nachbildung fast durchweg mit dem nämlicben Erfolg benutzt werden wie das Original. Ja Stellen, welche in diesem ausradirt und ganz unleserlich geworden sind, lassen sicb hier wieder sicberer erkennen. So hat z. B. nach MSH und Apfelstedt (Germ. 26, 215) die Hs. fol. 13ʹ a (zweites Lied des Markgrafen Otto von Brandenburg, Str. 2) *hulde,* wo die Photographie trotz der Rasur ganz deutlicb *huldē* zeigt. Es kann also innerhalb gewisser Grenzen die Heidelberger Copie das Original vertreten, nnd sie ist demnach nicht nur ein glänzendes Schaustück, sondern auch ein geeignetes Object für textkritiscbe Untersuchnngen.

NARRENGESELLSCHAFTEN.

Es bat wohl zu allen Zeiten Menschen gegeben, die sich gern sowohl über die Thorbeiten Anderer wie über die eigenen lustig macbten und, nm diesen Zweck besser zu erreichen, sich in Gesellschaften vereinigten. Die älteste dieser Art, die mir bekannt geworden, finde ich erwähnt bei Athenacus p. 614 Cas., der über sie Folgendes berichtet: „In dem Heracleum der Diomeer[1]) versammelten sich gewöhnlich sechzig Personen, die auch in der Stadt unter diesem Namen bekannt waren; daber die Redeweisen 'die Sechzig haben das gesagt' und 'ich komme von den Sechzig'. Zu ihnen gehörte z. B. Kallimedon, beigenannt der Krebs, sowie Deinias; ferner auch Mnasigeiton und Menaichmos, wie Telephanes in seinem Buche über Athen berichtet. Der Ruf ihrer beißenden Freimüthigkeit war so verbreitet, daß Pbilipp von Macedonien ihnen ein Talent schickte, damit sie ihm

[1]) Diomeia war der Name eines Demos in Attika. Er hieß nach Diomes, dem Liebling des Herakles, der auch zuerst den Dienst des letzteren hier einführte.

die aufgezeichneten Lächerlichkeiten zuschicken sollten. Daß dieser König aber dergleichen gern hörte, bezeigt Demosthenes in seinen „Philippischen Reden". — Sehr nahe verwandt mit dieser athenischen Gesellschaft scheint die Babinische Republik gewesen zu sein, über welche Pierer berichtet, daß sie von dem witzigen Starosten Psanka im Jahre 1508 mit Gleichgesinnten gestiftet wurde, besonders mit Peter Casarius, Richter zu Lublin. Psanka's Rittersitz Babin lag nicht weit von dieser Stadt, und aufgenommen wurden nur Solche, die sich durch eine Lächerlichkeit auszeichneten. Man schraubte sich gegenseitig und nahm nichts übel, gab sich Titel der Monarchie, z. B. Kronjägermeister (wer zur Unzeit oder zu viel von Hunden sprach), Rittmeister (wer oft vom Pferde fiel), Feldmarschall (wer im Kriege davonlief) u. s. w. König Sigismund, der sie einst besuchte, ward zu ihrem Könige gewählt. Staatsmänner, Soldaten, Richter, Geistliche beeiferten sich, ihr beizutreten, und sie war lange die Ergötzlichkeit aller Feste, der Schrecken aller Dummen und Schlechten. Sie bestand bis 1677. Der Canonicus Szianiawski hat besonders über sie Untersuchungen angestellt. — Hierher gehört auch, was Reinsberg-Düringsfeld mittheilt in seinem Buche Traditions et Legendes de la Belgique 1, 372, wo es heißt: „Le jeudi après la Pentecôte était autrefois à Moerzeke dans le pays de Termonde un jour de grande jubilation. — De tous les villages environnants on se rendait au Castel, appelé vulgairement 'Hoog Castelle' pour asisster à la messe qui s'y célébrait ce jour dans la vieille chapelle dédiée à Notre-Dame. Après la cérémonie religieuse, avait lieu une fête d'un genre tout particulier. On conférait d'abord des charges ridicules, comme l'emploi de receveur à celui qui avait dissipé sa fortune ou qui, au service de la commune, avait mal fait ses comptes de dépense; celui de veneur à celui qui, en poursuivant du gibier, était tombé dans un fossé; celui de conseiller à celui qui avait donné quelque conseil ridicule dans une affaire sérieuse; celui de cocher ou de charettier à celui qui avait versé en conduisant une voiture etc. etc. — Puis, une dame grotesquement habillée en grande dame ou 'Mevrouw', assise sur un chariot, chargé de fumier et trainé par quatre haridelles et accompagnée d'une foule de jeunes gens, à pied et à cheval, qui entouraient ou suivaient ce char de triomphe, faisait le tour de la place et descendait de son char aux huées de tous les assistants. — Pour terminer la festivité, on exposait à ferme la chasse aux sauterelles, la pêche sur une montagne sans eau, etc. — Tout paysan de la contrée qui manquait de se rendre à cette fête, y était conduit garotté avec

des liens de paille aux pieds et aux mains. — Mais l'invasion française mit fin à la chapelle aussi bien qu'à la fête populaire."

Von den mir bekannten Gesellschaften und Festen dieser Art führe ich noch schließlich Folgendes an über das Régiment de la Calotte, welches im 18. Jahrh. in Frankreich bestand. „Les actions ridicules, les paroles déplacées, les sottises de quelques natures qu'elles fussent, étaient l'objet des satires du régiment de la calotte .... il distribuait des brevets à tous ceux qui avaient fait quelques éclats par leur sottise .... il se mêlait aussi de politique. ... L'evêque de Soissons, Languet, fut nommé historiographe du régiment de la calotte pour son histoire de Marie Alacoque." Cheruel, Dictionn. des Institutions, Moeurs et Coutumes de la France 1855. I, 420.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

SEEWASSER IN TEMPELN.

Wir finden mehrfach Sagen und Berichte, wonach sich zuweilen plötzlich in Tempeln und andern Heiligthümern lautes Rauschen von Seewasser und anderm Gewässer vernehmen oder auch dieses selbst sehen ließ, obgleich die Localitäten sich weit vom Meere befanden. Ich will im Folgenden mehrere derselben zusammenstellen, da es immerhin interessant ist, die betreffenden, der Zeit und dem Orte nach so weit auseinander liegenden Erzählungen neben einander zu finden, so weit sie nämlich mir zur Kenntniß gekommen sind.

Zuvörderst finden wir bei Pausanias 1, 26, 6, daß er, von dem athenischen Erechtheion sprechend, auch berichtet: „Vor dem Eingang befindet sich ein Altar des Zeus Hypatos, wo man nichts Lebendes opfert, sondern nur Backwerk hinsetzt und auch keinen Wein zu brauchen pflegt. Der Eintretende sieht mehrere Altäre, einen des Poseidon, auf welchem man einem Orakel zufolge auch dem Erechtheus Opfer bringt; dann einen des Heros Butes; der dritte aber ist der des Herakles. Auf den Wänden befinden sich Gemälde von dem Geschlechte der Butaden. Denn dieses Gebäude ist ein zweifaches, und es befindet sich darin Meerwasser in einem Brunnen. Dies ist zwar kein großes Wunder; denn von denen, die mitten im Festlande wohnen, findet ein solches sich außer bei andern auch bei den aphrodisischen Kariern; dieser Brunnen jedoch bietet das Bemerkenswerthe, daß er bei blasendem Südwind ein Wogenrauschen hören läßt; und in dem Felsen befindet sich die Figur eines Dreizacks." Weiterhin

(8, 10, 2. 3) spricht Pausanias von dem Tempel des Poseidon Hippios in Arkadien, nennt als erste Erbauer Agamedes und Trophonios, und sagt unter anderm: „Indem sie die Menschen davon abhalten wollten, denselben zu betreten, brachten sie zwar nichts an, was den Eintritt verwehren konnte, sondern spannten bloß einen rothen Faden vor, dies vielleicht bei der damaligen Gottesfürchtigkeit für eine hinreichende Abschreckung haltend, oder weil vielleicht dem Faden eine besondere Kraft innewohnte. Es scheint aber, daß Aepytos, der Sohn des Hippotes, ohne den Faden zu überspringen oder unten durchzukriechen, sondern ihn zersprengend, in das Heiligthum eingedrungen sei und dort Ruchlosigkeiten ausgeübt habe. Jedoch fiel ihm eine Meereswoge in die Augen und machte ihn blind, bald darauf aber starb er. — Daß aber in diesem Tempel sich eine Meereswoge gezeigt habe, gehört einer alten Reihe von Erzählungen an; denn Ähnliches berichten auch die Athener in Bezug auf die in der Akropolis erschienene Meereswoge sowie die Karer, welche Mylasa inne haben, in Bezug auf den Tempel des Gottes, den sie in der einheimischen Sprache Ogoa nennen. In Athen aber ist das Meer in Phaleron ungefähr zwanzig Stadien von der Stadt entfernt, sowie in Mylasa der Ankerplatz von der Stadt achtzig Stadien; in Mantinea jedoch kam das Meerwasser aus großer Entfernung offenbar nach dem Willen des Gottes."

In der Nialssaga c. 158 heißt es: „In Thvattá zeigte sich dem Priester am Charfreitag eine Meerestiefe am Altar, und er sah darin viele Ungeheuer, und es dauerte lange, bevor er die Horen singen konnte."

Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau 1, 29, Nr. 16, erzählt: „Als vor vielen Jahren in Olsberg großer Wassermangel herrschte und Mensch und Thier an Krankheiten zu Grunde ging, gaben die Geistlichen dem Unglauben des Volkes die Schuld und ließen täglich Bußpredigten und öffentliche Gebete abhalten. Während so einmal der Kaplan am Klosteraltar die Messe las, meinte er plötzlich ein lautes Rauschen und Sprudeln um sich zu vernehmen; die Ministranten eilten betroffen hinter den Altar, als den Ort, woher jener Lärm drang, und sahen mit allgemeiner Freude, wie ein vorher nie dagewesenes Loch im Kirchboden voll tiefen Wassers anquoll. Man traf sogleich Anstalten, die Quelle zu sammeln und leitete sie so gut, daß seither die Olsberge gegen ähnliche Noth geschützt blieben. Jenes Loch ist noch immer zu sehen unter dem Altar der Kirche u. s. w." Rochholz bemerkt dazu: „In der Laibacher Dreifaltigkeitskirche sieht J. G.

Kohl (Augsb. Allg. Ztg. 1851, Nr. 254) neben dem Altar ein Wasserloch mit einer Eisenplatte bedeckt, durch die man das Wasser heraufrauschen und, wenn es ruhig ist, die Fische plätschern hört. Dieser Quelle zu Ehren 'von der e kloaner bua troemt hat', wurde die große Kirche erbaut."

Zuletzt eine messinesische Sage, wonach jemand in einen Brunnen, der sich unzugedeckt in einer Kirche befand, unvorsichtiger Weise stürzte und ertrank. Die Seele kam in's Fegefeuer und sollte dasselbe erst verlassen, wenn einmal für sie eine Messe gelesen würde, was auch lange nachher geschah. S. Baring-Gould, The Silver-Store, collected from mediaeval Christian and Jewish Mines. London 1868, p. 107 sqq. Der Verf. bemerkt hierzu: „Several foreign cathedrals have wells within the building. That in Strasbourg has been only lately closed."

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

EIN VOLKSVERS.

In Cleasby-Vigfusson's Icelandic English Dictionary s. v. Elska heißt es: „Icel. have a playful rhyme referring to lovers running thus „elskar hann (hún) mig | af öllu hjarta, | ofrheitt | harla lítið | og ekki neitt", which calls to mind the scene in Goethe's Faust where Gretchen plucks off the petals of the flowers with the words; er liebt mich — er liebt mich nicht." Dieser Reim ist weitverbreitet und wahrscheinlich auch schon alt; s. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, S. 32 und die dort angeführten Schriften; in Schlesien, wo ich ihn in meiner Jugend oft gehört, lautet er: „Er (sie) liebt mich vom Herzen — mit Schmerzen — ein klein wenig — oder gar nicht." Eine portugiesische Version habe ich in den Gött. Gel. Auz. 1883 (S. 249) mitgetheilt. („Um zu wissen, ob man, liebend, wieder geliebt wird, pflückt man eine Dotterblume (mal me quer) und rupft die Blätter derselben nacheinander ab, wobei man abwechselnd sagt['mal me quer' (er [sie] liebt mich schlecht) und „bem me quer (er [sie: liebt mich gut); wenn nun die Worte 'mal me quer' auf das letzte Blatt treffen, so wird man nicht wieder geliebt; andernfalls aher erfreut man sich der Gegenliebe des geliebten Gegenstandes.") — Von der Feier des 1. Mai in Sicilien und den dabei unter Mädchen gebräuchlichen Spielen heißt es: „Wenn sie müde sind, setzen sie sich nieder, und indem jede von ihnen die Blätter einer Goldblume (Cri-

santemo) eines nach dem andern abreißt, fragen sie dabei, ob sie einen Mann bekommen werden oder nicht: 'ich bekomme ihn — ich bekomme ich nicht; und ob der Liebhaber oder Bräutigam treu ist oder nicht u. s. w. Die Antwort gibt das letzte Blatt, je nachdem es bejahend oder verneinend ausfällt." Archivio per lo Studio delle Tradizioni popolari. Rivista diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo 1883. II, 421. Was Spanien betrifft, so lesen wir in Antonio Machado y Alvarez, Folk-Lore Español. Madrid 1884. Tomo IV, p. 89: „Um zu erfahren, ob wir Gegenliebe erhalten, reißt man von einer Blume die Blätter einzeln ab und sagt dabei: viel — wenig — gar nichts (mucho, poco, nada). Das letzte Blatt bestimmt dann den Grad der Liebe."

An der angeführten Stelle bemerkt Zingerle: „Die Blumen dienen nicht nur zum Binden der Sträuße und Winden der Kränze, sondern auch zu Orakeln, wie uns die Kinder und das Gretchen in Faust zeigen. Für das Blumenorakel, das im Mittelalter ebenso bekannt war wie jetzt, fehlen mir Belege. Desto häufiger findet sich das Halmziehen erwähnt. Dieses orakelhafte Halmziehen oder etwas Ähnliches findet sich auch in China, jedoch bei anderer, obschon ähnlicher Gelegenheit. So singt eine von ihrem Gatten getrennte Frau in ihrer Sehnsucht nach ihm: „Mein Mann ist im Kriege, und mein Herz ist niedergeschlagen. — Wir sind jetzt seit einem halben Jahre getrennt, und ich habe noch keinen Brief von ihm erhalten. — Ich habe vor Buddha Weihrauch verbrannt, und vor Kuan-Yin, der Göttin des Erbarmens, der Helferin derer, die in Noth und Bedrängniß sind .... — Ich befrage die Weissager um Rath; ich flehe zu den Göttern, lasse mir wahrsagen, wie es dem Entfernten ergeht. — Ich ziehe einen von diesen Streifen (strips) und es ist ein langer; einer der Gutes vorbedeutet. — Mann und Frau werden wieder mit einander vereint werden." George Carter Stent, The Jade Chaplet. A Collection of Songs, Ballads etc. (From the Chinese.) London 1874, p. 55 sq. Dieses Orakel ist eben auch leicht zur Hand und rasch befragt, ebenso wie das der Blume.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

ZUR ALEXIUSLEGENDE.

Ein Beitrag zur Entwicklung der Legeude, nebst einer Untersuchung über das Haudschriftenverhältniß in der mhd. Redaction B.

I. Theil.

Die Frage nach dem Ursprunge der im Mittelalter literarisch so viel behandelten Legende vom heiligen Alexius ist von G. Paris in der werthvollen Einleitung zur Ausgabe des altfranzösischen R[1]) (Romania VIII, 163 ff.) endgiltig gelöst. Danach entwickelt sich eine wohl wahrheitsgetreue, von allem Wunderbaren freie Erzählung von dem asketischen Leben eines reich- und edelgebornen Jünglings im Gebiete der griechischen Kirche zu der Legende, wie sie nns, wenigstens in den Hauptzügen treu, auch noch in der lateinischen Fassung vorliegt.

Die syrische Vita, die solchergestalt als Originsl und Ausgangspunkt der Legende erscheint, wird in Bälde von Herrn M. Amiaud[2]) in Paris herausgegeben werden, und gleichzeitig wird genannter Herr in einer längeren Einleitung über das Verhältniß der vorhandenen syrischen, griechischen und lateinischen Redactionen handeln. Ich bin deshalb der Mühe überhoben, anf diese Frage näher einzugehen, da ich mich den Ausführungen Amiauds fast durchgängig anzuschließen vermag; was ich etwa an eigenen Resultaten in diesem Punkte, dem ich natürlich vor dem Bekanntwerden mit Amiauds Schrift auch meine Aufmerksamkeit bereits zugewendet hatte, gefunden habe, werde ich gelegentlich anführen, wennschon ich nun nicht mehr den Anspruch erheben darf, die Resultate zuerst veröffentlicht zu haben.

Meine Untersuchungen müssen sich also, wenn auch die griechischen Bearbeitungen nicht unbesprochen bleiben sollen, im Wesentlichen auf die Darstellungen der Legende beschränken, welche das

---

[1]) Für die Siglen verweise ich anf Brauns': Über Quelle und Entwicklnng der afrz. Cançnn de saint Alexis etc. Kiel 1884, wo auf S. V—X eine — freilich nicht ganz vollständige — Aufzählung der verschiedenen Bearbeitungen der Legende gegeben ist. Die von mir benützten abendländischen Bearbeitungen finden sich in Massmann: Sanct Alexius' Leben etc. Quedlinburg u. Leipzig 1843. G. Paris: La Vie de saint Alexis. Paris 1872.

[2]) Ich unterlasse es nicht, Herrn M. Amiaud meinen wärmsten Dank an dieser Stelle dafür auszusprechen, daß er mir in liebenswürdigster Weise die bisher gedruckten Bogen seiner interessanten Arbeit zur Einsichtnahme überlassen hat.

Abendland bietet, und meine erste Aufgabe wird sein, der Frage über die Zeit der Einführung des Alexiuscultes in Rom näher zu treten.

Es ist wahr, Herr Abbé Duchesne hat nach G. Paris' Angabe (a. a. O. 163) eine Monographie darüber geschrieben; aber da dieselbe nach nunmehr zehn Jahren noch immer nicht veröffentlicht worden ist, habe ich es nicht für unnöthig gehalten, Duchesne's Hypothese — denn als solche müssen wir doch seine Ansicht vorläufig betrachten — auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen. Nach Duchesne, dem sich G. Paris anschließt, ist der Cultus des Alexius bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts dem Abendlande unbekannt geblieben: erst der aus Damascus vertriebene Metropolit Sergius führte ihn in Rom ein, indem er die Legende gleichzeitig in nähere Beziehung zu der ihm vom Papste Benedict VII. überwiesenen Bonifaciuskirche brachte.

Schon Pinius, der Bearbeiter des Artikels Alexius für die Acta Sanctorum (mens. Julii Tom. IV, p. 241), hat bemerkt, daß wir den Namen des Heiligen in keinem der ältesten lateinischen Martyrologien finden, weder in dem kleinen römischen aus dem achten Jahrhundert, noch bei Beda, Ado, Usuard, noch im Kalendarium Romanum.

Freilich gibt er ebenda p. 250 an, daß die eine Hs. der gemeinen Redaction der Legende (B) bereits aus dem neunten Jahrhundert stamme, aber seine Begründung ist sicher mehr als fraglich. A. a. O., wo er die Hss. bezeichnet, die ihm vorgelegen haben, führt er auch eine auf, welche Henschen im Jahre 1648 vom Kanzler von Geldern, Hieronymus de Gaule, erhalten habe. Dieselbe enthält auch eine Vita Erasmi, und da nun Henschen bei Herausgabe der letzteren (Aa. Ss. Junii Tom. I, p. 211) von einer Hs. spricht, welche er nach dem Charakter der Schrift ins neunte Jahrhundert setzt, so combinirt Pinius, daß diese Hs. identisch sei mit der ihm selbst vorliegenden. Dagegen ist aber einzuwenden, daß Henschen an besagter Stelle auch nicht die geringste Andeutung betreffs einer näheren Bestimmung jener werthvollen Hs. macht, sondern sich damit begnügt zu sagen: „acta habemus in quam plurimis codicibus Mss. quorum unus charactere vetustissimo a nongentis forsan aut saltem octingentis — der betreffende Band der Aa. Ss. ist 1695 erschienen — annis exaratus apud nos est.“ Der Schluß, den Pinius sich hier erlaubt, bloß darauf hin, daß besagte Hs. eine Vita Erasmi und eine Vita Alexii enthält, ist doch sehr kühn, zumal er ein eigenes Urtheil über die Hs. sich nicht getraut und mit den allgemeinen Worten „vetustissimis litteris exaratus“ einer wirklichen Bestimmung des Alters der Hs. aus dem

Wege geht. Wir können ihm auf so unsicheren Boden der Combination nicht folgen und müssen deshalb die Existenz einer lateinischen Vita S. Alexii aus dem neunten Jahrhundert für durchaus unerwiesen halten.

Ein anderer Gegner der Ansicht, daß der Alexiuscult im Abendlande so jungen Ursprungs sei, ist der Abt Nerini, welcher in einem dicken Band von 600 Seiten über die den Heiligen Bonifacius und Alexius geweihte Kirche und deren Geschichte geschrieben hat unter dem Titel: De templo et coenobio Sanctorum Bonifacii et Alexii etc. Romae 1752. Er ist ebenso, ja in noch höherem Grade Partei in dieser Frage als Pinius, der sich auch nach seinen Kräften müht, den Alexius und seine Legende so früh als möglich in Rom nachzuweisen: Nerini ist nämlich selbst Abt des Klosters jener Heiligen.

Er hat also von Neuem die Arbeit aufgenommen, den Alexius und seinen Cult seit frühester Zeit in Rom zu erweisen, und so bringt er denn ziemlich reichliches Material zur Begründung seiner Ansicht herbei, freilich ohne eigentliche Kritik.

Zuerst führt er an (p. 24), daß diejenigen Texte des Usuard, welche der Herausgeber Sollier (Aa. Ss. Junii Tom. VI) zur Classe der vetustioris notae mss. rechnet, den Alexius erwähnen; es sind die folgenden: Tornacensis, Aquicinctinus, beide von Sollier sogar als maxime probati bezeichnet (Praefatio LVI) und ferner diejenigen, denen er den Titel der mediae notae zugesteht: Maximus Antverpiensis, Ultrajectinus, Leydensis, Lovaniensis, Albergensis, Danicus und schließlich noch der Bruxellensis und Hagenoyensis.

Der Tornacensis ist geschrieben zwischen 1219 und 1252, wie Sollier a. a. O. nachweist; den Aquicinctinus glaubt er nicht vor das 13. Jahrhundert setzen zu sollen (p. LVIII). Die ganze Reihe der nächsten sechs Hss. fällt ins 15. Jahrhundert, der Bruxellensis aber Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts, der Hagenoyensis, durch seine besonderen Angaben übrigens für die Legende am interessantesten, wurde am 16. Juni 1412 beendet.

Hieraus ist also ersichtlich, daß diese Eintragungen, welche sämmtlich erst in Hss. des 13. und der folgenden Jahrhunderte begegnen, gar keinen Rückschluß auf das Original des Usuard gestatten, von dem noch ältere und bessere Hss. existiren — s. Sollier a. a. O. — die unseren Heiligen nicht kennen, und daß also Nerinis Behauptung, Alexius sei um 875, wo Usuard schrieb, im Abendlande bekannt gewesen, hinfällig wird. Aus dem Fehlen des Heiligen bei Usuard läßt sich nun aber ein ziemlich sicherer Rückschluß darauf machen, daß er auch bei Beda nicht genannt war; Usuards Arbeit ruht ja in erster

Linie auf Beda, dessen Lücken er auszufüllen bestrebt ist. Und zu dem Schlusse, daß das Original des Martyrologiums Bedas den Heiligen nicht nannte — einige minderwertbige Hss. bieten seinen Namen — sind wir um so mehr berechtigt, als Ado (859—874 Erzbischof von Vienne), der Usuards directe Vorlage war und selbst direct aus Beda schöpfte, den Heiligen gleichfalls nicht nennt, und ebenso, um auch dies gleich hier zu erwähnen, Hrabanus Maurus, der erste Erweiterer des Beda'schen Martyrologs, vom Alexius schweigt. Das Martyrologium endlich, welches Notker der Stammler († 912) verfaßte, kennt ihn gleichfalls nicht.

Ebensowenig Glück hat Nerini mit einer andern Aufstellung, die beweisen soll, daß mindestens im sechsten Jahrhundert Alexius in Rom bekannt war. Er führt p. 13 ff. und 24 eine Stelle aus dem sogenannten Anastasius Bibliothecarius an, worin es heißt, daß ein Petrus eine Kirche der heiligen Sabina in der Stadt Rom erbaut habe „in monte Aventino juxta ... Monasterium S. Bonifacii, in quo et S. Alexius jacet". Diese Stelle, zum Leben Sixtus' III., cr. 440 also, wäre allerdings vernichtend für Duchesnes Hypothese, wenn sie wirkliche Zuverlässigkeit hätte. Aber dagegen spricht nun, daß in der Erwähnung dieses Kirchenbaues — die übrigens als Fälschung zu betrachten ist, da jene Basilika schon unter Papst Cölestin († 432) von einem Presbyter Petrus erbaut ist (vgl. dazu Piper: Einleitung in die monumentale Theologie 1867, p. 322) — jener Zusatz „in monte Aventino juxta monasterium S. Bonifacii, in quo et S. Alexius jacet" nicht ursprünglich ist, obgleich er nach Nerini a. a. O. in der Ausgabe des liber pontificalis von Vignoli 1724 Romae[1]) steht.

Schon Blanchini gibt den Zusatz in seiner Ausgabe des sogenannten Anastasius Bibliothecarius nicht im eigentlichen Text, sondern nur in den Varianten mit der Bemerkung ex codice Regio Mazarino et Thuano (vgl. Migne 128, sp. 227); nun sind aber nach Duchesne — dem wir eine umfassende Arbeit über die Hss. des liber pontificalis verdanken (Etude sur le liber pontificalis par M. l'abbé Duchesne 1877 in der Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Fascicule premier.) — ein Cod. Regius und ein Mazarinaeus, die ungefähr die gleichen Varianten geben, beide erst im 15. Jahrhundert geschrieben (nach p. 37) und gehören zur Gruppe M, zu den Überarbeitungen, die bis auf Martin V. fortgeführt sind. Erwägt man noch, daß Vignoli (nach ebenda p. 120. 121) unter Zugrundelegung einer

[1]) Mir selbst ist leider diese Ausgabe nicht zugänglich gewesen.

Hs. erst des nounten Jahrhunderts (Vatic. 3764) seine Zusätze aus allen möglichen anderen ohne jede Kritik entnimmt, so ist es wohl nicht zweifelhaft, daß der uns angehende Zusatz — den unter den so zahlreichen Hss. des liber pontificalis eben nur jene zwei bieten — dem Original nicht angehört haben kann.

So sind also Nerinis Versuche, Alexius vor dem 10. Jahrhundert nachzuweisen, als vergeblich zu betrachten: Beda, Usuard, der liber pontificalie kennen den Heiligen nicht. Es lassen sich nun noch einige Gründe anführen, die direct dagegen sprechen, daß Alexins dem Abendlande vor der von Duchesne angegebenen Zeit bekannt war.

Nerini führt p. 15 eine Notiz aus Ruinart an (Notitia de olea (sic!) Sanctorum Martyrum qui Romae in corpore reqniescnnt), in der erzählt wird, daß Gregor der Große († 604) der Königin Theudelinde die olea (!) der heiligen Märtyrer schickt, welche in Rom ruhen. Bonifacius ist darunter, und gleich dabei steht „S. Hermetis", der nach Nerini in derselben Kirche ruht. Ist es denkbar, daß der Papst zwei Heilige dieses Klosters vor dem dritten (Alexius) bevorzugt habe, bei einer Gelegenheit, wo ein Name mehr den Werth seiner Gabe und den Glanz seiner Stadt nur erhöhen konnte? Und derselbe Papst hätte sich auch bei einer anderen Gelegenheit unserem Alexius feindlich gezeigt? Als er nämlich seinen Dialogus de vita et miraculis patrum Italicorum verfaßte, eine Sammlung, die er nnternahm, weil er das Legendenbuch der morgenländischen Kirche, die sogenannten Vitas patrum, so hoch schätzte. Alexius hat weder in dem einen, noch in dem anderen Aufnahme gefunden.

Eine andere Anführung Norinis läßt sich gleichfalls gegen ihn verwerthen: er bringt p. 45 wieder aus dem liber pontificalis eine Stelle bei, nach der Papst Leo III. (795—876) der diaconia sancti Bonifacii ein Geschenk macht. Gerade, daß auch hier wieder der Name des Alexius fehlt, spricht gegen Ncrinis Ansicht, wennschon streng genommen aus jener Stelle nur geschlossen werden darf, daß zur Zeit Leo's III. die Kirche als officiellen Heiligen, der ihr den Namen gab, nur den Bonifacius, noch nicht den Alexins hatte.

Ich darf am Schlusse dieser Erörterung eine Stelle ans Nerini nicht übergehen, aus der hervorzugehen scheint, daß bereits (im fünften Jahrhundert) Alexius' Vater zur Bonifaciuskirche in nähere Beziehung getreten sei. Er führt nämlich p. 33 ein Testament des Euphemianus an, nach welchem dieser um seinee lieben Sohnes Alexius Willen dem Kloster eine fürstliche Schenkung macht. Es hat aber mit dieser donatio Eufumiani (so lautet der Name in der Urkunde)

eine eigene Bewandtniß: nicht das Original ist erhalten, sondern Nerini hat im Archiv die Abschrift einer Urkunde gefunden, in welcher letzteren jenes Testament nach einem zum Theil kaum mehr lesbaren Pergament buchstäblich treu wiedergegeben sein sollte. Jene Urkunde soll aus dem dritten Jahre des Pontificates Silvesters II. (also 1002) stammen und macht allerdings durchaus den Eindruck der Echtheit. Nerini gibt sich mit Erfolg Mühe nachzuweisen, daß sie echt ist, und die Frage der Unterschrift durch Benedictus Scrinarius Sanctae Romanae Ecclesiae macht wohl auch keine Schwierigkeiten, wennschon Jaffé in den Regesta Pontificum Romanorum (ed. sec. Tom. I, p. 496) als Scrinarii S. R. E. für Silvesters II. Bullen nur Petrus, Antonius und Johannes aufführt; denn Nerini weist mit Recht darauf hin, daß ein Benedictus als Scrinarius S. R. E. unter Silvesters unmittelbarem Vorgänger, Gregor V., zum Jahre 999 genannt wird und ebenso unter seinem Nachfolger, Benedict VIII., zu den Jahren 1012—17.

Aber damit ist natürlich nur die Echtheit der Urkunde erwiesen, laut welcher Benedictus Scrinarius S. R. E. in Gegenwart des Papstes und seines Hofstaates, sowie des Stadtpräfecten und vieler hohen Herren auf Bitten des Abtes Johannes vom Kloster der Heiligen Bonifacius und Alexius einer von genanntem Abte aufgefundenen Schrift (eben jener donatio Eufumiani) durch amtliche Abschrift den Werth als Urkunde zu erhalten bemüht ist. Nerini spricht es ganz offen aus, daß ihn vielerlei davon abhalte, an die Echtheit des von Johannes aufgefundenen Testamentes, nach Angabe des Benedictus Scrinarius S. R. E. in einem „thomus carticineus jam fere consumptus" überliefert, zu glauben. Und die einzigen Gründe der Anerkennung sind ihm der aus Urkunden (freilich einer über 500 Jahre späteren Zeit!) erweisbare Reichthum des Klosters und die Erwägung, daß die Anwesenheit des Papstes und der anderen Herren bei der officiellen Anerkennung jenes famosen Schenkungsinstrumentes doch den Zweifel an dessen Echtheit verbieten. Ich führe aus der donatio, die wohl zweifellos eine kecke Fälschung ist, eine Reihe sprachlicher Eigenheiten an, die es meiner Ansicht nach unmöglich machen, an eine Abfassung derselben im fünften Jahrhundert zu denken. (b)eate (Bo)nifacii als Vocativ; (in) eodem montem (A)ventinum — (u)sque in septem viis — supra circum (M)aximo — usque in predictam porta(m) Ostiense; — rivus de Pilliotti — rivus de Bivario —. Dazu kommen die recht modern klingenden Namen Pilliotti und Squizanellum. Wenn ich noch anführe, daß der scrinarius Benedictus den Eufumianus „quondam urbis Rom .... Prefectus" nennt, welchen Titel er doch nur in der

donatio selbst gefunden haben konnte, ein Stadtpräfect dieses Namens aber nach Nerinis eigener Angabe p. 373, not. 5 nicht nachzuweisen ist, so glaube ich für die Unechtheit der donatio genügende Gründe beigebracht zu haben.

Abgesehen von der oben angeführten Erwähnung der diaconia S. Bonifacii im liber pontificalis zur Zeit Leo's III. (795—816) ist die erste historische Nachricht, welche wir gut beglaubigt von dem Tempel des Bonifacius besitzen, die Grabschrift des Sergius Damascenus, die bei Nerini p. 68 zu lesen ist. Aus derselben ist ersichtlich, daß „Sergius, einst Metropolit von Damascus, zur Zeit des frommen Papstes Benedict (eine Zahl fehlt) numine perductus nach Rom kam, in einer Kirche, welche der Stein mit martyris hoc templum bezeichnet, ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedict gründete, daselbst vier Jahre lebte und im Jahre 981 verstarb". „martyris hoc templum" beweist wiederum, daß Alexius das officielle Patronat der Kirche noch nicht hatte, sonst hätte man ihn schwerlich neben dem martyr (Bonifacius) unerwähnt gelassen. Ebenso nennt auch ein Grabstein aus dem Jahre 984 (Nerini p. 84) nur „limina sti martiris invicti Bonifatii"; erst eine Grabschrift aus dem Jahre 1034 nennt beide Heilige (ebenda p. 325): „haec, o Alexi, tibi, tibi creditur et Bonifati". Die Reste einer Inschrift (auf den Tod einer diaconissa Stephania), die Nerini an den Anfang der Sammlung stellt (p. 310) und ins Jahr 979 setzen will, erwähnen den Alexius, aber die Annahme Nerinis betreffs der Zeit ist äußerst willkürlich; denn die Indictio septena der Grabschrift kann sowohl auf 1024, das Todesjahr Benedicts VIII. als auf 1039 (Benedict IX.) gehen, da der Papst Benedict der Grabschrift nicht näher bestimmt ist. „Die Schrift weise gleichfalls ins zehnte Jahrhundert", wogegen man wohl einwenden darf, daß Nerini sich schwerlich getrauen dürfte, die Schriftzeichen einer steinernen Grabschrift auf fünfzig Jahre früher oder später mit Sicherheit zu datiren. Seine Angaben betreffs des Amtes der Diaconissen endlich sind ganz falsch: nicht erst nach dem zehnten Jahrhundert war das Amt einer Diaconissa in der römischen Kirche veraltet, sondern sicher bereits im sechsten, denn der Gewährsmann Nerinis, Cabassutius, erzählt in seiner Notitia ecclesiastica p. 26, daß Leo I. († 461), Hormidas († 523) und Johannes II. († 535) Verbote erließen, weiter die diaconae zu ordiniren, wodurch diese nach den Worten des Cabassutius zu einem status vulgaris et saecularis gemacht wurden. Wenn also die auf genanntem Grabsteine aufgeführte diaconissa Stephania noch eine amtliche Stellung in der Kirche gehabt hätte, müßte sie spätestens im sechsten Jahrhundert

gelebt haben; davon, daß nach dem zehnten Jahrhundert überhaupt keine Diaconissen mehr existirt hätten, erzählt Nerinis Gewährsmann nichts. Deshalb erscheint der Versuch der Datirung, wie ihn Nerini bezüglich der Reste der erwähnten Inschrift wagt, durchaus unbegründet und unhaltbar, und wir lassen die Grabschrift am besten ganz bei Seite.

Zuerst historisch beglaubigt begegnet der Name des Alexius neben dem des Bonifacius in einer Schenkungsurkunde, laut welcher im Jahre 987 „Joannes Eminentissimus Consulus et dux" die insula sub Aventino dem Kloster überweist; die betreffende Stelle lautet: „tibi, Beate Bonifati, Christi Martir, simulque Alexi, Confessor Christi, ubi sancte vestre (!) corpora requiescunt, in Monasterio, quod situm est in Aventino etc."

Ebenso bietet auch die interessante Urkunde, in der dem Abte Leo vom Kaiser Otto III. der gesammte Besitz des Klosters bestätigt wird, beide Namen (Nerini p. 372); die Urkunde kann nur auf das Jahr 996 gehen (vgl. auch Jaffé a. a. O. II. ed., zu diesem Jahre). Die folgenden Urkunden, die Nerini p. 381 ff. angibt, und die aus den Jahren 987 (Benedictus S. S. R. E.), 1043, 1072 etc. stammen, nennen immer beide Heilige.

Von Interesse ist noch eine Stelle aus dem Briefe des Petrus Damiani an Papst Nicolaus II. († 1061), worin es heißt: „Sergius etiam Metropolita Damasci, ... qui Ecclesiam suam pro Christi amore deseruit et Romam peregrinus advenit; reperiensque B. B. Bonifacii et Alexii basilicam sacerdotalibus paene officiis destitutam, Benedictum Romanae Sedis Antistitem adiit atque ut sibi monasterialem ibi permitteret regulam constituere precibus impetravit: ubi nimirum longo post tempore religiose degens vitam finivit" (Nerini p. 69), aus der ersichtlich, wie jedenfalls zu Petrus Damiani Zeit Alexius neben Bonifacius Schutzheiliger des Klosters war, und wie man bereits das Factum der noch ziemlich jungen Einführung des Alexiuscultes so weit vergessen hatte, um sagen zu können, daß Sergius in der Basilika des Bonifacius und Alexius ein Kloster eingerichtet habe.

Wir wissen also sicher, daß Sergius ein Kloster in der Bonifaciuskirche gründete, und daß Leo im Jahre 996 Abt dieses Klosters war, welches schon 987 als beiden Heiligen geweiht bezeichnet wird.

Welche Bedeutung Sergius und dessen unmittelbare Nachfolger gehabt haben, geht erstens aus den Schenkungsurkunden jener Zeit hervor, besonders auch aus jenem Bestätigungsdocument Ottos III., das eine stattliche Anzahl von Besitzungen aufzählt, darunter viele,

welche derselbe Abt Leo unter Otto I. erworben hatte; zweitens aber zeigt es sich auch in dem Ansehen, welches das Kloster genießt: bedeutende Männer des Abendlandes sowie des Ostens suchen in seinen Mauern Erholung vom schweren Amte kirchlicher Verwaltung, und die beiden Herren der Welt zeigen rege Theilnahme für dasselbe.

Von jenem Jahre 977, dem Gründungsjahre des Klosters, bemerken wir ein stetes Aufblühen: Otto I. bestätigt dem Abte Leo Erwerbungen, Papst Gregor, höchst wahrscheinlich V., 996—999, macht eine Schenkung, dann wieder bestätigt Otto III. demselben Abte den alten Besitz und neue Erwerbungen (vgl. Urkunde I bei Nerini p. 372 ff.), und der gleiche Kaiser schenkt nach der später zu erwähnenden Hs. des Klosters Monte-Casino dem Altar gerade unseres Bekenners den prachtvollen Mantel, den er bei der Kaiserkrönung getragen hat, und es wird dabei ausdrücklich erzählt: „divae memoriae tertius Otto Romanorum imperator Augustus locum hunc (sc. das Kloster der beiden Heiligen Bonifacius und Alexius) toto mentis diligebat affectu, cui dona multa largitus est."

St. Adalbert, der Apostel der Preußen, zieht sich, seines Waltens als Bischof über die undankbaren Böhmen müde, auf fünf Jahre in unser Kloster zurück (990—94), bis ihn der Ruf des Papstes seiner Gemeinde zurückgibt, ja er kehrt später noch einmal (995) dorthin zurück; einem günstigen Zufalle verdanken wir es, daß uns gerade von ihm eine Homilie über St. Alexius in der eben erwähnten Hs. des Klosters Monte-Casino erhalten ist (abgedruckt in den Aa. Ss. a. a. O. p. 257)[1]. Auch S. Bonifacius, der martyr Russorum, war am Ausgange des 10. Jahrhunderts in diesem Kloster, wie uns Petrus Damiani bezeugt (Nerini p. 155). Die anderen Persönlichkeiten, welche Nerini aus dieser glänzenden Zeit noch aufführt, übergehe ich und erwähne nur, daß Leo „abbas monasterii Sti Bonifacii urbis Romae", wie er in dem betreffenden Actenstücke heißt — also Alexius ist noch nicht officiell als Schutzheiliger anerkannt — (vgl. Nerini p. 94, am besten in den Monumenta III p. 690 zum Jahre 995) als Stellvertreter des Papstes Johannes nach Gallien geschickt wird, um dort ernste Streitigkeiten zu schlichten.

Solche Männer waren es, denen naturgemäß die Aufgabe zufiel, für den neugefundenen Heiligen ihres Klosters Propaganda zu machen: bei ihrer energischen Persönlichkeit und ihrem bedeutenden Ansehen

[1]) Über St. Adalbert vgl. Monumenta Germaniae SS. IV, p. 574 ff., wonach die eine Vita 999, die andere wenig später (1004) geschrieben ist.

ist es kein Wunder, daß sie bald Erfolge haben mußten. Diese zeigen sich in dem bereits erwähnten materiellen Aufblühen des Klosters und der Theilnahme der Größten der Erde für dasselbe nnd darin, daß aus dieser Zeit eine Reihe von Wundern berichtet wird — (vgl. Aa. Ss. a. a. O. p. 258 ff., neuerdings nach einer besseren Hs. in den Monumenta IV, p. 619 ff. herausgegeben) — die alle aus der Zeit vor 1012 stammen und nicht früher als in das Jahr der großen Seuche 1004 zu setzen sind.

Am wichtigsten für uns ist das Wunder, welches im Leben des Meinwerk erzählt wird (Aa. Ss. a. a. O. p. 244 im Auszuge, am besten in den Monumenta XI, 104—161), denn hier wird das erste Zeugniß der Weiterverbreitung des Alexiuscultes gegeben. Alexius befreit das in Rom lagernde Heer der Deutschen von der Seuche, und Meinwerk erbaut dem Heiligen zum Danke dafür am Eingange der Stadt Paderborn eine Kapelle; zugleich erzählt die Lebensbeschreibung, daß Meinwerk dem heiligen Alexis hohe Verehrung gezollt habe, „S. Alexem (!) magna devotione coluit“. Die Zeit des Wunders ist das Jahr 1004, wo Heinrich I. und mit ihm der Bischof in Rom war und wo Alexius und Bonifacius auch an einem anderen Seuchenkranken ein Wunder wirken, wie der vierte Abschnitt der Hs. von Monte-Casino berichtet.

Nach all dem Angeführten scheint es mir berechtigt, wenn wir Duchesnes Ansicht zu unserer eigenen machen, wennschon wir freilich nicht im Stande sind, durch Documente nachzuweisen, daß gerade Sergius den Alexiuscult in Rom eingeführt habe. Aber es ist wohl zu bemerken, daß den Mönchen von St. Bonifacius nichts daran gelegen sein konnte, dieses Factum zu überliefern, denn sie mußten ja im Gegentheil wünschen, daß man die Verehrung des Heiligen seit altersher an ihre Kirche geknüpft glaubte.

Daß Duchesne gerade den Sergius zum Apostel unseres Heiligen macht, hat seinen Grund wohl darin, daß ein Bild der Gottesmutter, im Alexiuskloster noch jetzt aufbewahrt, nach einer Inschrift in der ihr geweihten Kapelle von Sergius nach Rom gebracht und dasselbe Bild sein soll, welches in Edessa die Heiligkeit des „Mannes Gottes“ verkündete. Wie weit diese Inschrift, die sich nicht auf dem Bilde selbst findet (Nerini p. 315 ff.), als Urkunde zu betrachten ist oder nicht, kommt hierbei gar nicht zur Untersuchung: sie beweist jedenfalls, daß eine alte Tradition den vertriebenen Bischof von Damascus in enge Beziehung zu unserem Heiligen setzte, und diese alte Tradition dürfen wir wohl als letzte Erinnerung an die von Sergius veranlaßte Einführung des Alexiuscultes in Rom betrachten.

Einen sicheren Beweis für Duchesne's Ansicht vermag ich also nicht zu erbringen, aber ich denke, es ist so viel sicher festgestellt, daß der Name des Heiligen zum ersten Male im Abendlande in der erwähnten Urkunde von 987 (s. o. S. 188) begegnet, und daß derselbe in den nächsten Decennien zu großem Ansehen in Rom gelangt, daß schließlich vielerlei dafür spricht, Sergius habe den ihm natürlich bekannten, in Edessa hochgefeierten Bekenner in Rom bekannt gemacht.

Diese ganze längere Ausführung ist nicht ohne Vortheil für die Betrachtung der Entwicklung unserer Legende, die eben bereits in allen wesentlichen Zügen ausgebildet gewesen sein muß, als sie sich in Rom einbürgerte.

Die syrische Vita des Heiligen, von der in den Aa. Ss. a. a. O. p. 262 die Rede ist, wird in kürzester Zeit, wie ich bereits erwähnte, durch M. Amiaud herausgegeben werden: sie ist als der Ausgangspunkt der Legende anzusehen und schließt mit dem Tode des heiligen Mannes in Edessa. Die nächste Nachricht von dem Heiligen finden wir dann in dem Kanon eines Joseph — (Aa. Ss. p. 247 ff. bieten eine lateinische Wiedergabe) — der im neunten Jahrhundert lebte; der Entscheidung über die Frage, ob jener Joseph derselbe ist wie der gleichnamige Bischof von Thessalonich aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, oder derselbe wie Josephus Hymnographus, am Ausgange desselben Jahrhunderts lebend, können wir füglich aus dem Wege gehen; sie ist für uns ohne Bedeutung; Pinius ist mehr zur Identificirung mit dem zweitgenannten geneigt (a. a. O.). Die Legende hat sich hier bereits weiter ausgestaltet und zwar entsprechend den von G. Paris (Romania VIII, 164) gemachten Angaben. Ohne Zweifel gab dem griechischen Bearbeiter der edessenischen Localerzählung die Legende von Johannes Calybita Constantinopolitanus (fünftes Jahrhundert) den Anstoß und die Hauptgedanken einer Weiterführung der ihm vorliegenden Lebensgeschichte. Wie Johannes Calybita mußte der jetzt Alexis oder Alexius genannte „Mann Gottes" nach langer Abwesenheit ins Haus der Eltern zurückkehren; wie Johannes mußte er daselbst Jahre hindurch als Fremdling leben und zuletzt auch dort in Niedrigkeit und Armuth sterben. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Legenden ist derart, daß man schon frühe auf den Gedanken kam, beide Heilige zu identificiren, wogegen bereits Pinius (a. a. O. p. 238) protestirt.

In dem Kanon des Joseph ist noch eine Stelle enthalten, die der Legende von Johannes Calybita näher steht als alle anderen Bearbeitungen der Alexiuslegende: es heißt nämlich in der achten Ode „antea

incognitus parentibus fuisti tempore tuae peregrinationis, revelasti ipsis arcanum in gloriam Dei nostri, o gloriose, te manifestans, qui te magna gloria dignatus fuit". Das bedeutet doch, falls ich die nicht fehlerfreie Construction des lateinischen Übersetzers [1]) richtig verstehe, daß Alexius sich selbst vor seinem Tode den Eltern offenbart habe; es ist daran zu erinnern, daß ja auch Johannes Calybita (vgl. z. B. Surius: Vitae sanctorum Tom. I, p. 233 ff.) sich seinen Eltern, zuerst seiner Mutter, unmittelbar vor seinem Verscheiden zu erkennen gibt. Daraus folgt aber für den Kanon, daß er auf eine Darstellung der Legende zurückging, welche das an den Brief des Heiligen sich knüpfende Wunder nicht kannte: wozu hätte Alexius einen Brief über sein Leben schreiben sollen, wenn er sich schon vor dem Tode seinen Eltern zu erkennen gegeben hatte. Daß die Stelle in Ode 8 so aufzufassen ist, wie ich es gethan habe, dafür spricht, daß Josephus den Brief nicht erwähnt, obschon er gerade über die dem Leichnam erwiesenen Ehren ausführlicher berichtet, überhaupt in Bezug auf den Tod seines Helden inhaltlich recht viel gibt. Es heißt da: „eine Stimme verkündet ganz Rom den verborgenen Schatz, der im Bettlergewande ruht und der seine Heilkraft ausströmt auf Alle, die ihm im Glauben nahen. Auf Gottes Geheiß kommen zusammen principes populorum, Imperatores et sacerdotes, um ihn zu bestatten, und erleben mit Staunen gewaltige Wunder; Blinde werden sehend, Stumme erhalten die Sprache, Teufel werden ausgetrieben und der Frommen Geist erhellt. Auch kommen zu seinem Begräbniß Patriarcharum eximius (*ὁ πρόκριτος τῶν πατριαρχῶν*) et Imperator Christi longe amatissimus, principes, ferner Greise und Jünglinge und die Chöre der Mönche, um sich Alle zu heiligen durch die Berührung mit seinem Leichnam."

Wir haben wohl ein Recht anzunehmen, daß Josephus' Kanon eine ältere Entwicklungsstufe der Legende darstellt, welche den Brief noch nicht kennt, und daß die Scene später in der Weise ausgeführt ist, wie sie alle übrigen griechischen und lateinischen Darstellungen **bieten.**

In welcher Stadt haben wir nun dieses Alexius Heimat zu suchen? Schon Papebroek beirrten die griechischen Namen und der Umstand, daß die Verehrung des Heiligen früher im Osten als im Abendlande nachweisbar ist (vgl. Aa. Ss. a. a. O. p. 238), aber er entschied sich später für Rom, nachdem er den Kanon kennen gelernt hatte; denn

---

[1]) **Über das griechische Original, d. h. ob und wo es zu finden, ist mir leider nichts bekannt.**

wenn Constantinopel gemeint sei, hätte, meint er, doch stehen müssen: Ῥώμη ἡ Βασιλίς, auch könne mit dem „eximius patriarcharum“ nur der Bischof von Rom gemeint sein. Ebenso argumentirt der Herausgeber des ganzen Artikels Pinius (ebenda p. 239): entweder müsse stehen: Κωνσταντινόπολις ἡ πασῶν Βασιλὶς τῶν πόλεων oder doch wenigstens „Roma secunda oder nova“, wie es Constantin vorgeschrieben habe; auch sei es undenkbar, daß Josephus den hochberühmten damaligen Patriarchen von Byzanz, Johannes Chrysostomos, so unbestimmt mit „eximius patriarcharum“ umschrieben habe, denn ihm, dem Griechen, müsse natürlich jener Name bekannt gewesen sein. Es ist klar, daß die von den beiden Bollandisten vorgebrachten Gründe in keiner Weise ausreichen, die Behauptung zu widerlegen, gegen die sie polemisiren, daß nämlich Alexius in Neurom gelebt habe. Wer will einem Dichter zumuthen, immer vorschriftsmäßige Titel zu gebrauchen? Die Benennung als „eximius patriarcharum“ kam in den Augen eines Griechen sicher dem byzantinischen Bischof mit gleichem Rechte zu, wie dem der Petersstadt. Was schließlich die behauptete Undenkbarkeit angeht, daß Josephus den Johannes Chrysostomus so allgemein bezeichnet habe, so ist dagegen zu bemerken: betrachtet man die ganze Anlage des Kanons mit der steten und alleinigen Hervorhebung des Heiligen, so darf das Fehlen jenes Namens nicht Wunder nehmen. Für den Dichter existirt überhaupt nur eine benannte Person, alle Übrigen treten dagegen in ein unsicheres Zwielicht, aus dem sich nur ganz zufällig einmal der Name der Stadt Rom heraushebt; selbst Edessa bleibt unerwähnt, und dieser Umstand beweist ausdrücklich, daß der Dichter eben jene anderen Namen nicht nennen wollte, nicht zu nennen für nöthig hielt, da den Hörern des Kanons die Legende selbst bekannt war. Der „eximius patriarcharum“ könnte also an und für sich recht gut Johannes Chrysostomus sein.

Wir dürfen nach der ganzen Art des Kanons, der ja nicht vollständig die Geschichte des Heiligen erzählen will, sondern deren Kenntniß bei den Hörern voraussetzt, auch nicht mit Pinius (a. a. O. p. 239) annehmen, daß die Namen der Eltern erst von einem Autor des 10. oder 11. Jahrhunderts herstammen, der das Leben des Heiligen dramatisch ausschmückte. Im Gegentheil ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Namen der Eltern, des Patriarchen und des Kaisers in der dem Dichter vorliegenden oder bekannten Gestalt der Legende bereits vorhanden waren. Im Übrigen beweist gerade das Fehlen des Namens Edessa, daß wir dem Kanon überhaupt eine negative Beweis-

kraft in Nebenmomenten nicht zumuthen dürfen; L. Brauns (in seiner Dissertation: „Über Quelle und Entwicklung der altfranzösischen Cançun de saint Alexis etc. Kiel 1884") hat also Unrecht (p. 3), Pinius zum Vorwurfe zu machen, daß er annehme, der Dichter habe möglicherweise seiner Vorlage gegenüber eine ziemlich unabhängige Stellung eingenommen. „Der Kanon berichtet nichts von den 3000 Dienern des Vaters, von der mehrfach wiederholten Stimme in Rom, von den 17 in der Fremde und ebenso vielen im Vaterhause verbrachten Jahren, von dem Briefe des Todten u. s. w." Jawohl, aber was haben die aufgeführten Züge (ausgenommen etwa die Briefscene s. o.) denn für Bedeutung für den Lebenslauf des Heiligen, dessen Lob Josephus verkündet? Der Grund, weshalb Brauns gerade dem Kanon auch eine negative Beweiskraft zusprechen möchte, ist leicht einzusehen; ihm ist, wie ja auch Pinius und mir, jener Kanon Ausgangspunkt der historischen Entwicklung der Legende, und deshalb möchte er sich durchaus selbst überreden, daß im Kanon der Inhalt der Legende vollständig bis auf alle auch weniger bedeutenden Züge gegeben sei, wie sie damals bestand. Aber wir haben zu dieser Annahme kein Recht, und das Fehlen des Namens Edessa spricht ganz energisch gegen dieselbe; denn glauben zu wollen, daß die Legende factisch einmal den Namen der Stadt, wo der Heilige in frommer Zurückgezogenheit lebte, nicht geführt habe, ist unerlaubt, da ja die alte syrische Vita, von der schon Assemani eine Hs. des sechsten Jahrhunderts gesehen hatte, und die jetzt von M. Amiaud nach acht Hss. des 6.—13. Jahrhunderts herausgegeben wird, deutlich die historische Persönlichkeit des frommen, in Edessa lebenden Bekenners beweist, und die Legende ja nur von Edessa aus ihren Zug begonnen haben kann.

Doch zurück zu der Frage nach der Heimat des Alexius! Neuerdings hat sich G. Paris (Romania VIII, 164) ebenfalls gegen die Bollandisten, deren schwache Gründe wir auch nicht gelten zu lassen vermochten, dafür entschieden, daß Alexius aus Constantinopel nach Edessa gegangen und später nach Neurom zurückgekehrt sei. Aber worauf stützt sich die Behauptung? So weit ich den Stoff überblicke, finde ich auch nicht den geringsten Anhalt dafür. Josephus nennt Rom, und das ist doch, wenn wir mit Wahrscheinlichkeiten überhaupt rechnen wollen, weit eher das alte als das neue. Das zweite griechische Zeugniß für unsere Legende weist aber klar und deutlich auf das alte Rom. Wir finden es unterm 17. März, dem Tage des Heiligen in der griechischen Kirche, in dem Synaxarium Basilianum, jener prachtvollen Sammlung, welche Kaiser Basilius Por-

phyrogenetus anlegen ließ, und die nach dem Urtheile des Ughelli nnd des Leo Allatius vor dem Jahre 984 geschlossen ist [1]).

Danach stammt der „Mann Gottes“ aus Rom und ist ein Sohn des Patriziers Euphemianus, welcher ihn zur Vermählung veranlaßt. Aber Alexius verläßt nach der Hochzeitsfeier die Braut, ohne sie berührt zu haben, unter Zurücklassung des Traurings (δοὺς αὐτῇ τὸν ἀραβονικὸν δακτύλιον). Er begibt sich nach Edessa und verweilt dort 18 Jahre vor der (unbenannten) Kirche. Durch seine Tugend bekannt geworden, entschließt er sich zu fliehen. Bei seiner Rückkehr nach Rom sucht er das väterliche Haus auf und bleibt dort unerkannt am Thore wohnen im Anblick der Eltern, mißhandelt von den eigenen Sclaven und ungerührt durch die stete Trauer seiner Eltern und seiner keuschen Braut. Beim Herannahen des Todes verlangt er Pergament und schreibt seine ganze Lebensgeschichte auf. Der Kaiser Honorius nimmt das Schreiben aus der Hand des Todten, der es im Sterben fest nmschlossen hat, und liest es vor, während Alle zuhören. So wird er erkannt und sein heiliger Leib in dem Tempel des heiligen Apostels Petrus begraben.

Die Angabe der Peterskirche und die Nennung des Weströmers Honorins als Herrscher läßt keinen Zweifel darüber, welches Rom gemeint sei. Überall sonst heißt die Heimat des Heiligen Rom, ja die beiden griechischen Bearbeitungen 𝔍 und ℌ nennen ausdrücklich die Ῥώμη πρεσβυτέρα.

Gegen Paris' Annahme, für die nichts beizubringen ist, spricht nun aber noch eine Erwägung allgemeiner Art. Wohl ließe sich denken, daß die Römer, als sie die Legende kennen lernten, aus „Neurom“ Altrom machten und dem Heiligen so bei sich Heimatrecht gaben, aber die Möglichkeit scheint mir ausgeschlossen, daß Constantinopel und die morgenländische Kirche sich darein ohne Widerstand gefügt und sich den Heiligen hätten rauben lassen.

Zudem haben wir ja allen Grund anzunehmen, daß der Heilige vor dem Ende des 10. Jahrhunderts noch nicht in Rom bekannt war. Wir müßten also, wenn wir Paris folgen, voraussetzen, daß im Osten selbst diese Einsetzung von Altrom für Neurom stattgefunden hätte, da Altrom bereits im Synaxarium die Heimat des Alexius ist. Da für einen solchen Vorgang absolut kein Grund erfindlich ist, können wir getrost Paris' Annahme, der Brauns in seiner Arbeit ohne Prüfung beipflichtet, gegen die übrigens M. Amiaud, wie aus einer gelegent-

[1]) Die Vita ist gedruckt in den Aa. Ss. Martii Tom. I p. 869, und im dritten Bande der Ausgabe: Menologium Graecorum Urbino 1727, p. 18. 19.

lichen Bemerkung hervorgeht, auch Einwand erheben zu wollen scheint, verwerfen: Alles spricht dafür, daß Alexius' Heimat in der Legende immer das alte Rom war.

Das genannte zweite Zeugniß für die Legende ist übrigens wohl auch nur als ein kürzender Auszug zu betrachten; fehlt doch hier die bereits bei Josephus erwähnte göttliche Stimme heim Tode des Heiligen, ebenso das schon bei Josephus erzählte Eingreifen der Gottesmutter, welche sein heiliges Thun bekannt macht. In dem Auszuge aber ist nun interessant der Beleg der Namen: (Alexius), Euphemianus, Edessa, (Roma) und Honorius βασιλεύς; ferner ist der Bericht über den Tod und die nachfolgenden Ereignisse sehr bemerkenswerth: bei Josephus offenbart sich Alexius noch vor seinem Hinscheiden den Eltern; hier haben wir schon ganz die Scene, wie sie uns in der lateinischen Vita begegnet. Der Heilige zeichnet seine Schicksale auf und wird so nach seinem Tode erkannt. Merkwürdig und wohl entsprechend der Stellung des oströmischen Kaisers zum Patriarchen von Byzanz ist es auch, daß nicht der letztere, sondern der Kaiser als derjenige genannt wird, der den Brief aus der Hand des Todten nimmt. Erwähnenswerth ist auch die Angabe, daß er in St. Peters Tempel begraben wird. Endlich ist auch jene Stelle, nach der er seiner jungfräulichen Frau den Trauring vor seinem Scheiden gibt, von Bedeutung.

In die directe Entwicklungsreihe der verschiedenen Phasen der Legende sind die übrigen zwei, beziehungsweise drei griechischen Darstellungen derselben[1]) nicht einzureihen; sie sind, wie sich mir bei näherer Untersuchung, deren Resultat ich hier nur mittheilen kann, ergeben hat, sämmtlich bereits von der lateinischen Gestaltung der Legende beeinflußt[2]).

Freilich läuft 𝔊 unter dem Namen des Symeon Metaphrastes, aber das ist noch kein Beweis dafür, daß sie wirklich von ihm stammt; denn es gibt wohl wenige Schriftsteller des Mittelalters, welchen so viele Werke untergeschoben werden, wie gerade dem Symeon Metaphrastes. Zudem ist man noch nicht einmal klar, welchem Jahrhundert man diesen Schriftsteller zuweisen soll. Bolland freilich uud Leo Allatius setzten ihn ins 10., aber Oudin ins 12. Jahrhundert. Er soll 127 Legenden verfaßt haben, aber es werden ihm noch viermal so viel zugeschrieben, und der bei Migne 114, sp. 293 angegebene Katalog nennt unter den 87 Vitae, die Symeon verfaßt habe, den Alexius nicht;

[1]) Sie sind bei Massmann: Sanct Alexius Leben 1843 als 𝔊, 𝔊 und 𝔍 abgedruckt (p. 172, 192, 201).

[2]) Auch M. Amiaud spricht in seiner Arbeit die gleiche Ansicht aus.

freilich steht zum Unterschiede von diesem Constantinopler Katalog im Wiener (ebenda sp. 295) gleich zu Anfang „Historia vitae S. Alexii“, und diese Angabe geht wohl auf die griechische Redaction ℌ, die ja von Busbeck aus Constantinopel nach Wien gebracht wurde. Aber es ist wohl zu bemerken, daß nach der Beschreibung der Hs. in Lambecii Commentaria IV, p. 137 (p. 315, wie Maßmann angibt, geht auf die zweite Auflage) zu urtheilen, die Vita durchaus keine Hindeutung darauf enthält, daß sie von Symeon verfaßt sei, und daß Lambeck nur auf die Autorität des Leo Allatius hin die Vita dem Symeon zuschreibt. Es ist sehr zu bedauern, daß die wichtige Frage des Symeon Metaphrastes noch immer ihrer Lösung harrt; Leo Allatius hat ja nur geringe Vorarbeit geliefert. Um gleich noch zu zeigen, wie mißlich ein Sichverlassen auf die Autorschaft Symeons sei, bemerke ich, daß 𝔈, das obgleich nur lateinisch überliefert, aus dem Griechischen übersetzt ist (nach Surius a. a. O. III, p. 208) und deshalb mit hierher gerechnet werden muß, in der Überschrift ausdrücklich als aus Symeon Metaphrastes entnommen bezeichnet wird; Maßmann hat dieses „ex Symeone Metaphraste“ wohl unterdrückt, weil er glaubte, ℌ gehöre dem Symeon zu.

Ehe wir von den griechischen Darstellungen scheiden, möchte ich noch einen bemerkenswerthen Zug hervorheben. Wir finden in den griechischen Darstellungen, mit einziger Ausnahme von ℌ, nur einen Kaiser erwähnt.

Bei Josephus scheint Ende der achten Ode „principes populorum, Imperatores“ dagegen zu sprechen, aber es ist dem gegenüber zu erwägen, daß daneben einfach noch „sacerdotes“ genannt sind, also hier „Imperatores = βασιλεῖς“[1]) allgemein bedeutet „Fürsten“, hingegen heißt es Ode 9: „Patriarcharum eximius et imperator Christi longe amatissimus“; neben dem Patriarchen tritt also nur der Kaiser, nicht mehrere auf.

Das Synaxarium nennt nur den Honorius, 𝔈 imperator (ohne Namen), 𝔍: ὁ βασιλεύς (gleichfalls ohne Namen); dagegen spricht ℌ ausdrücklich von den τὰ τῆς βασιλείας τότε σκῆπτρα ἰθύνοντες.

Wir haben wohl anzunehmen, daß noch im Osten der Name des Kaisers Arkadius in der Legende Aufnahme fand, aber nur in der Zeitangabe, wann das entbehrungsvolle Leben des Bekenners ein so herrliches Ende nahm; es ist ja sehr begreiflich, daß einem Griechen,

[1]) Daß βασιλεύς = imperator einfach „Prinz“ heißen kann, was vielleicht auch für unsere Stelle die beste Übersetzung ist, beweist z. B. Jac. Gretseri opera Tom. XV, p. 195: „sacerdotes et juvenes Imperatores (senex enim domi manserat propter corporis infirmitatem)“ etc. bei Einholung des edessenischen Christusbildes.

der in der Legende nur von dem Kaiser Honorius hörte, der Gedanke kam, die Zeit dieses weströmischen Herrschers dadurch näher zu bestimmen, daß er den gleichzeitigen oströmischen Kaiser mit erwähnte. So finden wir denn auch in 𝔈 und 𝔍 nur einen Kaiser als in der Legende mitagirende Person aufgeführt, aber beide Darstellungen geben bei der Datirung dieses Heiligenlebens den Arkadius und Honorius, wohl zu merken in dieser Reihenfolge, die den Oströmer voranstellt. 𝔈 nennt am Anfang und am Schlusse beide Kaiser, 𝔍 hingegen am Anfange nur den Honorius, am Schlusse den Arkadius und Honorius mit dem Zusatze: *(ἐπὶ ἀρκαδίου καὶ ὀνωρίου) τῶν βασιλέων ῥώμης ἑκατέρας.*

Erst im Abendlande wurde dann die Nennung zweier Kaiser mißverstanden, und so begegnen in allen Darstellungen des Abendlandes als Mitspielende in dem pomphaften Schlußeffect zwei Kaiser; auszunehmen ist das deutsche G (bei Maßmann a. a. O. p. 140), aber der Dichter Jörg Zobel verräth komisch genug seine Eigenmächtigkeit, die den einen der beiden einfach strich, dadurch, daß er den Kaiser „Archadius“ nennt (v. 14).

Wann das syrische Leben die griechische Umarbeitung und Fortsetzung erfuhr, deren wichtigste Züge G. Paris (Romania VIII, 164) gibt, darüber möchte ich eine Vermuthung um so weniger zurückhalten, als auch M. Amiaud an einer genaueren Datirung verzweifelt. Bei dem außerordentlich regen Verkehr, der zwischen Rom und dem Osten bestand, so lange der oströmische Kaiser Schutzherr des Papstes war, will es mir nicht glaublich erscheinen, daß die byzantinische Legende, d. h. die Ausarbeitung des syrischen Lebens, vor der Mitte des achten Jahrhunderts entstand, wo ja der Exarchat aufhörte (752) und bald darauf auch der Frankenkönig die Kaiserkrone annahm.

Wäre die griechische Legende früher entstanden, so ist gar nicht abzusehen, warum sie nicht auch nach Rom, das ja naturgemäß das größte Interesse für den Heiligen haben mußte, gekommen sein sollte. Hingegen erklärt sich durch die Annahme einer solchen späteren Abfassung der griechischen Legende allein das merkwürdige Factum, daß sie nicht in Rom bekannt wurde: nachdem der Papst an einem abendländischen Fürsten einen Stützpunkt gesucht und gefunden hatte, minderten sich selbstverständlich die Beziehungen zum Osten, und diese Thatsache bedingte auch eine Entfremdung auf kirchlichem Gebiete, beziehungsweise dem Gebiete des Cultus.

Im neunten Jahrhundert ist im Osten ein großes Aufblühen des Heiligencultes nachweisbar, besonders unter der Kaiserin Theodora

(Mitte des Jahrhunderts), wie schon Papebroek in den Aa. Ss. a. a. O. p. 239 bemerkt; da mag denn auch der bescheidene Bekenner aus Edessa seine Wanderung durch die Welt begonnen haben.

Von der griechischen Legende unseres Heiligen haben wir — abgesehen von jenen drei, durch die lateinische Fassung beeinflußten Darstellungen — zwei Zeugnisse gefunden, die sich beide als unvollständig in mehr oder minder wichtigen Nebenmomenten erwiesen: auch wenn wir nun die Legende hinüberbegleiten auf abendländischen Boden, empfängt uns zuerst nicht eine ausführliche Wiedergabe der Legende, sondern wieder müssen wir uns mit der Angabe der Hauptzüge nnd einzelner, nicht uninteressanter Nebenmomente begnügen. Das erste Zeugniß nämlich für die Verbreitung des Alexiuscultes im Abendlande ist uns in einer Homilie über den Heiligen erhalten, welche der heilige Adalbert verfaßt hat. Baronius' Vermuthung, die Homilie sei in der Kirche des Heiligen selbst gesprochen, ist unbedingt anzunehmen; wie sollte man sonst die Worte des Einganges, welche von dem „pater noster Alexius, cuius hodie venerandam assumptionis diem debita solemnitate recoluimus", sprechen, und besonders die Worte des Schlusses verstehen: „nos namque licet nec servi appellari digni, filii tamen ejus sumus (sc. Alexii), quia nos in hanc suam domum sub monastica professione pius apud deum intercessor congregavit?" Und wir wissen ja, wie ich oben zeigte, daß Adalbert fünf Jahre und später noch einmal auf kürzere Zeit in besagtem Kloster war.

Wir finden die Homilie Aa. Ss. a. a. O. p. 257 nach einer Abschrift jener Hs. des Klosters Monte-Casino, die ja auch die Wunder berichtet. Der Vortragende hatte hier nicht nöthig, seinen Hörern, die gleich ihm dem Alexiuskloster angehörten, die Lebens- und Leidensgeschichte des Heiligen ausführlich zu berichten. Sie war ja Allen genau bekannt, und er durfte sich deshalb damit begnügen, des Verständnisses seiner Hörer sicher, auf das eine oder andere wichtige Ereigniß aus diesem Leben anzuspielen.

Was von Bemerkenswerthem in der Homilie zu finden ist, ist kurz Folgendes: Alexius wird in Edessa durch Gottes Stimme den Menschen offenbart, er entflieht vor den Gefahren eitlen Erdenruhmes und will nach Tarsus, um dort verborgen zu leben, aber durch Gottes Fügung kehrt er nach Rom zurück.

Ferner heißt es: „quis enim narrare poterit, quantas tentationes quantosve fluctus in sui sacratissimi pectoris arcano pertulerit, dum patrem pro se tanto moerore affici conspiceret, sciret etiam matrem

noctc dieque in fletu et gemitu perdurare? Videbat insuper servos proprios deliciis abundare, vestibusquo pretiosis indutos incedere et se ab omnibus contemptui haberi: tolerabat ad haec opprobria irrisionesque eorum et quasi iam mortuus seculo, solo tantum spiritu Christo vivebat."

Schließlich wird noch ausdrücklich hervorgehoben, daß die Stimme Gottes ihn „Homo Dei" genannt und verkündet habe, daß sein Gebet für die Sünde des ganzen römischen Volkes angenommen sei, woran sich ein langer Abschnitt über die Bedeutung des Ehrentitels „Homo Dei" knüpft.

Wir finden hier also eine eingehende Schilderung des Lebens, welches Alexius unerkannt im Hause seines Vaters führt; schon Josephus erzählt davon in der siebenten Ode, aber bei Adalbert begegnen wir dem wichtigen Zug der steten Trauer der Eltern. Auffallend ist in bohem Grade, daß die Homilie in diesem Abschnitt nicht ein Wort von der Braut sagt, und wenn wir dazu halten, daß auch Josephus ihrer in diesem Zusammenhange nicht erwähnt, so könnte man wohl geneigt sein anzunehmen, daß die Legende in der damaligen Gestalt die Braut nach ihrer einmaligen Erwähnung völlig aus den Augen verlor; dagegen würde der Satz des Synaxariums: „er gab ihr den Trauring [zurück]", nicht sprechen, falls wir das als symbolische Scheidung der Ehe verstehen wollen.

Was der lateinischen Legende ihr eigenes Colorit gibt, ist die Verbindung des Heiligen mit dem Bonifaciustempel, die sich bereits in der Homilie in den oben gegebenen Schlußworten zeigt.

Wie nun die byzantinische Legende nach Syrien zurückwanderte und so der alten Lebensbeschreibung eine wunderbare Fortsetzung gab — schon eine Hs. des neunten Jahrhunderts zeigt diese Zusammenschweißung des Originals und der vermehrten zweiten Auflage des Byzantiners, wie M. Amiaud angibt —, so eroberte sich auch die lateinische Bearbeitung das Gebiet der byzantinischen Legende: die drei griechischen Bearbeitungen 𝔈, 𝔉, 𝔍 kennen alle die Bonifaciuskirche, und es ist schwerlich erlaubt zu glauben, daß die Erwähnung dieser Kirche anderswo herstamme als aus der lateinischen Fassung. Es sei übrigens bemerkt, daß bereits in der früher erwähnten Urkunde vom Jahre 987 der Leib des Heiligen als in der Bonifaciuskirche ruhend genannt wird.

Wichtig wird nun, besonders als ein Zeugniß für eine Reihe von Nebenmomenten, eine Predigt des Petrus Damiani († 1071), die bisher noch Niemand beachtet hat, und die gerade auch für eine

chronologische Bestimmung der Entwicklung unserer Legende von großem Werthe ist.

Die Predigt beginnt mit einer Lobpreisung der Eltern des Heiligen (vgl. Migne 144, sp. 652 ff.): „Nam cum tot referatur (heißt es in diesem Sermo XXVIII de S. Alexio confessore) opibus et tam incomparabilibus exuberasse divitiis ut tria milia puerorum eorum (d. h. der Eltern) conspectui reverenter assisterent, qui et holosericis ornarentur induviis et aureis se praecingerent zonis, quotidie non cessabant viduis ac pupillis et quibuslibet indigentibus sumptuosas parare mensas edulii, cum ipsi semel in die solo pane et aqua essent plerumque contenti."

Weiter wird erzählt, daß er 17 Jahre in Edessa, einer Stadt Mesopotamiens, in Armuth und Entbehrung gelebt habe. Schließlich gebe ich noch die Stellen, die von dem Leben des Heiligen im Hause seines Vaters handeln: „domum patriam felici postlimio (soll heißen postliminio) rediens durumque certamen aggressus inter uxorem utrumque parentem, inter vernaculos diversamque familiam, ut soli Deo fieret veraciter notus, omnium fefellit aspectus .... illic post alapas ac verbera servulorum, post subsannationes et contumelias irridentium, post cachinnantium ac saevientium plagas, post intolerabiles deniquo patientissime toleratae calamitatis iniurias tandem feliciter obiit tantique laboris immensa certamina beato fine complevit per spei caelestis, quod mente conceperat, desiderium."

An einer anderen Stelle wird nochmals hervorgehoben „ut de quotidiano conjugis parentumque conspectu tentationum fluctus impingerent nec sternere potuissent", und nochmals: „cum intra paternae domus atria degeret, cum carnales affectus undique cerneret, cum parentum necessitudinem, cum certe, quod difficilius et intolerabilius erat, venustam sponsae speciem a quotidianis mutuisque conspectibus vitare non posset." Auch das Äußere des unerkannt bei seinem Vater Lebenden wird beschrieben: „dum paupertas exterior inopem, pannosus habitus et caesaries redderet inculta deformem ..."

Hier finden wir also die jungfräuliche Gattin erwähnt und zwar nicht einmal, sondern wiederholt — ich bringe noch die vierte Stelle „hunc (sc. Alexium) blanda mitis atque venusta facies impugnabat uxoris" — und da nun auch die syrische Legende, d. h. die auf das syrische Leben gepfropfte byzantinische Legende — deren älteste Hs. ins neunte Jahrhundert zurückgeht, die Braut hier wieder auftreten läßt (nach M. Amiaud), so ist die oben bemerkte Auslassung bei Adalbert nur zufällig, vielleicht auch durch die Rücksicht auf die

mönchische Zuhörerschaft veranlaßt: bereits der byzantinische Erweiterer hat die Rolle der Braut derart ausgeführt, wie auch schon G. Paris a. a. O. p. 164 bemerkt. Für die gleiche Auslassung bei Josephus läßt sich wohl auch ein hinreichender Grund angeben: wir haben bereits oben gesehen, daß bei ihm die Verwandtschaft der Legende mit der des Johannes Calybita am größten ist, und daß wir deshalb die dort gebotene Gestalt für die älteste der Legende — abgesehen natürlich von der syrischen Lebensbeschreibung — zu halten haben werden. Wir müssen deshalb zwei griechische Weiterführungen der Legende ansetzen: die eine, welche einfach zu der syrischen Vita nach dem Muster der Legende des Johannes Calybita eine Fortsetzung gab, worin sich der Heilige noch vor seinem Tode den Eltern offenbart, und worin von der verlassenen Gattin nicht mehr die Rede ist — wie bei Josephus —, die andere, die einige neue und originelle Züge in diese Copie einer anderen Legende bringt, die Rolle der Braut und die Briefscene, wie in der syrischen etc. Legende.

Ferner finden wir nun ganz ausdrücklich erwähnt die 3000 Diener in seidenen Gewändern und goldenen Gürteln, die reichen Tische für die Dreizahl der Bedürftigen, Witwen, Waisen und sonstige Arme, auch die fast mönchische Mäßigkeit der Eltern, die meist nur Brot und Wasser genießen.

Daß auch hier, wie bei Adalbert, der ganzen dramatischen Scene am Leichnam des Heiligen nicht gedacht ist, ist nicht weiter auffällig: gerade diese Scene bot wenig Anlaß zu Lobpreisungen des Heiligen; da die Scene bereits im Synaxarium sicher bezeugt ist, so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß sie ebenso in der Adalbert und Petrus Damiani vorliegenden lateinischen Legende enthalten war. Denn es ist zweifellos als Grundsatz aufzustellen, daß bestimmte Züge, die in älteren und dann später in jüngeren Redactionen begegnen, in dazwischen liegenden aber — aus leicht erklärbaren Gründen — nicht gegeben sind, trotzdem in steter Überlieferung in der Legende enthalten waren.

Nach diesem Sermo des Petrus Damiani ist nun diejenige Gestalt der lateinischen Legende aufzuführen, welche Maßmann a. a. O. mit 𝔅 bezeichnet, die kirchliche Legende.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieselbe bereits dem Adalbert und dem Petrus Damiani vorlag, aber da wir sie bestimmt erst als Vorlage des altfranzösischen Alexiusliedes, das nach G. Paris (La vie de St. Alexis 1872, p. 136) gegen 1040 in der Normandie verfaßt sein

muß, nachweisen können, so findet sie wohl am besten hier ihren Platz, um so mehr, als bisher keine ältere Hs., als die von Stengel (La Cançun de saint Alexis p. 253 in der Anmerkung zu p. 60) erwähnte Hs. Nr. 15436 der Pariser Nationalbibliothek bekannt ist, diese aber (nach ebenda) aus dem 11. Jahrhundert stammt. Pinius' Versuch, eine Hs. in das neunte Jahrhundert zu setzen, habe ich schon früher zurückgewiesen.

Brauns in seiner bereits angeführten Dissertation (p. 3) hat es nun unternommen, die Vorlage des französischen Dichters wenigstens inhaltlich zu reconstruiren, und so eine ältere Redaction angesetzt: 𝔅*, aus welcher erst 𝔅, durch eine Reihe von Zusätzen erweitert, geflossen wäre. Diesem 𝔅* näher zu treten, muß meine nächste Aufgabe sein. Ich schicke voran, daß auch ich den Text, wie ihn die Bollandisten geben (a. a. O. p. 251 ff., auch bei Massmann p. 167 ff., leider nicht ganz zuverlässig abgedruckt) nicht für durchaus gut halte, und daß ich deshalb mit Brauns für das Original der „kirchlichen“ Legende, das also 𝔅* heißen soll, den Satz „et vocaverunt eum Alexium“ (vgl. Brauns p. 11) in Anspruch nehme, den ja die eben erwähnte Hs. des 11. Jahrhunderts in der Form „quem Alexi vocaverunt“ bietet (vgl. Stengel a. a. O.); Brauns hätte gleich noch die andere von Stengel gegebene Stelle anführen können, daß nämlich die gleiche Hs. und mit ihr zwei andere Hss. in der Rede des Vaters den Satz zeigen: „quare tam crudeliter nobiscum egisti?“ So weit stimme ich mit Brauns überein, hingegen kann ich ihm durchaus nicht folgen, wenn er „der älteren Redaction 𝔅*, der der französische Dichter nur gefolgt sein kann“, folgende ausführende Züge: die 3000 Diener des Euphemian, die drei Armentische in seinem Hause und das Essen mit „religiösen Männern“, das Keuschheitsgelübde der Eltern nach der Geburt des Alexius u. s. w. als jüngere Zusätze streitig macht.

Doch sehen wir zu, auf welche Gründe er diese Behauptung stützt. Als entscheidend führt er die allgemeine Beobachtung an, „daß die alten Poeten ihrer Quelle getreu, oft sclavisch folgen, sie lieber erweitern und darum nichts Wesentliches ausgelassen haben würden“; „namentlich, wenn sich die in Zweifel gezogenen Stellen in den verschiedensten, von einander ganz unabhängigen Übertragungen und auch in anderen lateinischen Redactionen nicht vorfinden, also nicht gut zufällige oder absichtliche Auslassungen sein können“. Der Beweis für seinen allgemeinen Satz ist nach seiner Ansicht für die im Mittelalter so populäre Legende vom heiligen Alexius durch einen Vergleich der verschiedenen Bearbeitungen unschwer zu erbringen.

Die Treue unseres altfranzösischen Originaldichters gegenüber seinem lateinischen Texte ist nun schwerlich über allen Zweifel erhaben. So macht er das berühmte Bild Christi zu Edessa, von dem in 𝔅 die Rede ist, zu einem solchen der Jungfrau Maria (vgl. Strophe 18 des von G. Paris a. a. O. gegebenen Textes p. 143), indeß wäre hier immerhin die Annahme möglich, daß 𝔅* jenes Bild Christi gar nicht genannt habe. Eine andere Stelle hingegen zeigt deutlich, daß entweder der Dichter seine Vorlage flüchtig angesehen, beziehungsweise mißverstanden hat, oder daß die letztere nicht lückenlos war. Es handelt sich um die göttliche Stimme, die vor des Heiligen Tode erschallt: nach der allgemein üblichen Darstellung erklingt zuerst die freundliche Mahnung des himmlischen Herrn: „Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid und ich will Euch erquicken!" Als auf diese Worte Alle erschreckt auf ihr Antlitz fallen und das Kyrio eleison anstimmen, erschallt zum zweiten Male die Stimme: „Suchet den Mann Gottes, auf daß er für Rom bitte; am Freitag, wenn der Morgen anbricht, wird er in Gott seine Seele aufgeben." In dem altfranzösischen Alexiusliede fehlt nun der erste Ruf der göttlichen Stimme vollständig und es ergeht sogleich die Aufforderung, den Mann Gottes zu suchen. Die Stelle lautet Strophe 59 und 60^{a-d} (bei Paris a. a. O. p. 153):

59 En la samaine qued il s'en dut aler,
Vint une voiz treis feiz en la citet
Hors del sacrarie par comandement Deu,
Qui ses fideilz li at toz envidez.
Prest est la gloire qued il li volt doner.
60 A l'altre voiz lor vint altre somonse
Que l'home Deu quiergent qui gist en Rome,
Si li depreient que la citet ne fondet,
Ne ne perissent la gent qui enz fregondent.

Wie man sieht, ist das „venite ad me omnes, qui laboratis et onerati estis, et ego vos reficiam" zum Inhalt eines Relativsatzes geworden: „aus dem Allerheiligsten erschallt dreimal eine Stimme auf das Geheiß Gottes, welcher seine Getreuen alle zu sich geladen hat. Nahe ist der Ruhm, den er ihnen geben will."

Dann geht es aber weiter: „Die Stimme erscholl von Neuem und gab ihnen neuen Auftrag." Da nun aber vorher von dem Inhalte des ersten göttlichen Rufes nichts gesagt ist, so ist klar, daß hier ein Fehler vorliegt, den wir entweder der Vorlage oder dem Dichter zuzuschreiben haben werden; für den letzteren Fall spricht Strophe 60^{a}

„a l'altre voiz“, worans zu schließen ist, daß die Vorlage vor diesem „iterum“ auch wirklich den ersten Ruf der göttlichen Stimme hatte. Übrigens zeigt gerade diese ganze Partie recht bedeutende Abweichnngen von der allgemein üblichen Darstellung 𝔅, Abweichungen, für die sich aber in anderen Redactionen keine Entsprechungen bieten. Statt den Heiligen zu suchen, macht sich das Volk auf, um beim Papste Innocenz sich Raths zu erholen. Auch fehlt die genauere Angabe der Tage, wie wir sie in 𝔅 finden. Wie wenig aber diese Abweichungen einer älteren Redaction zuzuweisen sind, geht daraus hervor, daß bereits die syrische Darstellung des neunten Jahrhunderts — wie der von Amiaud gedruckte Text zeigt — alle diese Züge in der gleichen Ausführlichkeit wie 𝔅 hietet. Ebenso ist das Verhältniß betreffs der vom französischen Dichter fortgelassenen Angabe, daß Alexius nach Tarsus — zum Tempel des heiligen Paulus — fliehen will, was wir ja auch in der Homilie Adalberts erwähnt finden. Also überstrenge Treue gegenüber seiner Vorlage dürfen wir dem Dichter durchaus nicht vorwerfen, und es ist das bei einem wirklich frei schaffenden Geiste — und als solchen erweisen den Dichter die poetisch ausgeführten Klagen der Angehörigen an der Leiche des Heiligen — durchaus nicht zu verwundern.

Der allgemeine Grund für die Ansetzung der von vielen Zusätzen freien älteren Redaction 𝔅* hat sich also als durchans unzulänglich erwiesen. Wie steht es nun mit den von Brauns als Zusätze bezeichneten einzelnen Stellen?

Brauns führt zuerst die 3000 Diener in seidenen Gewändern und goldenen Gürteln an, die ja bereits dem Pinius verdächtig waren. Wenn wir uns der Stelle aus Adalberts Homilie erinnern: „videbat insuper servos proprios deliciis abundare, vestibusquo pretiosis indutos incedere“, so werden wir diese Angabe in 𝔅 durchaus nicht für einen späteren Zusatz halten können. Auf Petrus Damiani darf ich mich hierbei nicht stützen, da er ja möglicherweise bereits eine mit allen Zusätzen versehene Legende vor sich hatte. Dem Urtheile Brauns' (p. 5), daß „diese Prachtliebe und Verschwendung herzlich schlecht im Einklang stehe mit dem vielgerühmten Wohlthätigkeitssinn, der Armenpflege und dem sonstigen bescheidenen Auftreten des Euphemian“, würden wir uns auch dann nicht anzuschließen vermögen, wenn die Stelle ein jüngerer Zusatz wäre. Es heißt doch die Anforderungen mittelalterlicher Etikette wenig kennen, wenn man von einem großen Herrn, der nach 𝔅 sogar der Erste nach dem Kaiser ist, nach Außen hin ein anderes als höchst glänzendes und prunkvolles Auftreten erwartet.

Eine andere Erweiterung der ursprünglichen lateinischen Vita hob nach Brauns die Wohlthätigkeit des Euphemian hervor, und Brauns setzt dazu nicht weniger als drei Interpolatoren in Bewegung, was doch mindestens einen recht gekünstelten Eindruck macht. Auch hier, wie an der ersten Stelle, läßt uns die syrische Legende im Stich, da diese ja erst mit der Rückkehr des Alexius ins elterliche Haus beginnt, und in der syrischen Lebensbeschreibung die Eltern durchaus als weltlich gesinnt geschildert werden, ohne daß aber etwa eine genauere Angabe über ihren glänzenden Haushalt gemacht würde.

Zuerst ist hier Brauns factisch zu berichtigen, der die griechischen Bearbeitungen von denen ausnimmt, welche den ganzen Abschnitt über die Wohlthätigkeit der Eltern bieten.

Nur ℌ weiß nichts daraus zu berichten, aber ℌ hat überhaupt mancherlei Kürzungen, z. B. gelegentlich der Angabe der Hochzeitsfeierlichkeiten. Hingegen finden wir in ℑ und ℭ, sogar mit kleinen ausschmückenden Zügen, den ganzen Abschnitt wieder. Da nun aber ℑ in einer sehr alten Hs. steht, welche der Katalog[1]) als wahrscheinlich dem 10. Jahrhundert angehörig bezeichnet (saeculi X ut videtur), so ist damit bewiesen, daß der genannte Abschnitt bereits sehr zeitig in der lateinischen Darstellung vorhanden war, welche ja ℑ benützt hat. (Das unsichere „ut videtur" ist wohl ganz am Platze, denn da ja die lateinische Legende nicht vor circa 980 entstanden sein kann, ist die Wahrscheinlichkeit, daß noch vor Ende des Jahrhunderts die umgeformte Legende nach Griechenland zurückgebracht ward, nicht eben groß). Jedenfalls spricht dieser Umstand, daß ℑ den ganzen Abschnitt zeigt, sehr dagegen, in diesem einen auf die Arbeit dreier Interpolatoren vertheilten Zusatz zu erblicken. Daß der afrz. Dichter davon nichts erzählte, ist doch recht begreiflich: ihn interessirte der eigentliche Held der Legende und deshalb strich er Erweiterungen, die nur geeignet waren, von dem Mittelpunkte des Stoffes die Theilnahme auf Nebenpersonen zu lenken.

Einen weiteren Zusatz sieht Brauns in der Angabe, daß die Braut aus kaiserlichem, beziehungsweise königlichen Geschlechte stammte, „wozu dann als noch neuerer, leicht erklärlicher Zusatz die Krönung des Paares in der Bonifaciuskirche" gekommen wäre. Hier befindet sich Brauns sicher stark im Irrthum, denn diese Krönung ist ein noch jetzt erhaltener Act der griechischen Kirche, so daß in

[1]) Catalogus codd. mss. bibl. reg. bav. Voluminis primi codd. graecos ab Ign. Hardt recensitos complexi Tom. I. 1806, p. 14.

Rußland noch heute die Trauung gewöhnlich Krönung genannt wird (vgl. Andr. Murawieff: Briefe über den Gottesdienst der morgenländischen Kirche, übersetzt von v. Muralt 1838, p. 186). Wie alt dieser Brauch ist, geht daraus hervor, daß er bereits bei Chrysostomus erwähnt ist (nach desselben Lexidion p. 83). Im Übrigen ist auf die bei Pinius a. a. O. p. 252 zu der Stelle gegebene Bemerkung zu verweisen. Wenn hier die einzelnen lateinischen und sonstigen Bearbeitungen schweigen, so ist das durchaus verständlich: die Sitte der feierlichen Krönung des Brautpaares war dem Abendlande nicht, beziehungsweise nicht mehr bekannt, und so ließ man eben die unverständliche Stelle zumeist fort. Was die Herkunft der Braut angeht, so ließe sich vielleicht darüber rechten, da indeß schon das griechische 𝔍 die Braut aus königlichem Geschlechte erwähnt (*ἐκ βασιλείου αἵματος*), so werden wir besser in der Angabe keine spätere Ausschmückung sehen.

Auch die nächste Aufstellung Brauns' (p. 7) läßt sich nicht halten, zumal wohl auch noch ein Mißverständniß von seiner Seite mitspielt. Die Stelle in 𝔅: „et de domo mea accipiet haereditatem, ℭ: atque etiam haereditatem accipiet e domo mea, 𝔇: liber erit dominus vnus nec non meus heres, kann doch nicht so aufgefaßt werden, als ob hier Euphemian dem Diener die Erbschaft seines Hauses, d. h. des ganzen ungeheueren Reichthums verspräche. 𝔇 freilich ließe eine solche Deutung zu, obgleich sich dagegen einwenden läßt, daß ja später von der Erfüllung dieses Versprechens dort nicht die Rede ist; indeß hat 𝔇 überhaupt nicht den Werth für uns wie 𝔅, die „kirchliche" Legende und ℭ, die aus Symeon Metaphrastes (?) gegebene Übersetzung. 𝔅 und ℭ aber besagen doch nur, daß Euphemian dem Diener von dem Hause eine Erbschaft verspricht. Dieselbe Zusage finden wir nun auch in 𝔍 (*καὶ μέροις οὐκ ἐλαχίστου κληρονομέσειε τῆς οὐσίας μου*), und um Brauns endgiltig zu widerlegen, in der syrischen Legende, wo es nach Amiauds Übersetzung heißt: „celui de vous qui voudra servir cet étranger, je le jure par le Dieu vivant! sera affranchi et recevra en héritage une part de mon bien." Der „unglückliche Gedanke eines Interpolators" wird danach zu einem möglichen Mißverständniß in 𝔇, das mit der ursprünglichen Fassung der Legende 𝔅 nichts zu thun hat.

Wir haben also von vornherein den von Brauns aufgestellten Grundsatz für die Wiedergewinnung einer älteren, von Zusätzen freien Redaction 𝔅* nicht annehmen können und dann auch im Einzelnen erwiesen, beziehungsweise doch wahrscheinlich gemacht, daß die von

Brauns als spätere Zusätze bezeichneten Stellen altes Gut der Legende sind; wir dürfen jetzt also den Versuch Brauns' als durchaus gescheitert bezeichnen und die einfachere Gegenthese aufstellen, daß die Legende, als sie nach Rom gebracht wurde, nicht nur in allen Hauptzügen, sondern auch in den charakteristischen Ausschmückungen im Einzelnen durchaus fertig war, und daß im Abendlande nur noch die Beziehungen des Heiligen zur Bonifaciuskirche als letzte Zuthat in den im Übrigen festgestellten Codex der Legende aufgenommen wurden.

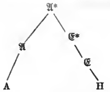
Höchst wahrscheinlich enthielt diese lateinische Legende, von der wir in 𝔅 eine im Allgemeinen gute Wiedergabe besitzen, außer den oben p. 203 bereits genannten Abweichungen — die in der Hs. von 𝔅, die aus dem 11. Jahrhundert stammt, übrigens überliefert sind — noch einen Satz, den wir in unserem 𝔅 vermissen, einen Satz nämlich, der davon erzählte, wie Alexius im Hause seiner Eltern die stete Trauer seiner Angehörigen um ihn ungerührten Herzens mit ansah. Ich erinnere daran, wie schon Adalbert gerade das besonders hervorhebt, wie Petrus Damiani auf dasselbe Moment, die siegreiche Bekämpfung einer solchen Versuchung mehrfach zurückkommt, wie schließlich der altfranzösische Dichter in Strophe 48 und 49 uns eben davon erzählt. Möglich ist allerdings auch, daß wir bei allen Dreien eine nur zu begreifliche Erweiterung, die Jeder von ihnen ganz unabhängig und selbständig fand, anzunehmen haben, wofür auch spricht, daß ℑ, die griechische Darstellung, ebensowenig wie 𝔅 etwas davon erzählt. Im Übrigen aber haben wir kein Recht, als Vorlage für den altfranzösischen Dichter eine andere, ältere und von vielen Zusätzen freie Redaction der lateinischen Legende anzusetzen: 𝔅 mit den geringen eben genannten Abweichungen hat dem Dichter vorgelegen.

Ich habe nun auf diejenige Weiterentwicklung der Legende einzugehen, welche Massmann mit 𝔄 bezeichnet hat.

Massmann, dem die „bräutliche Sage" 𝔄 viel werthvoller als „die kirchliche Legende" 𝔅 erschien, ist geneigt (p. 33), der lateinischen Darstellung einen Deutschen zum Verfasser zu geben, indem er sich besonders auf das Gepräge deutscher Art und die deutsche Empfindungsweise stützt, die sie an und in sich trage, und außerdem auf Ausdrücke, wie mundiburdum, tumba, senior hindeutet. Eine Datirung hat er nicht versucht, denn der ohnehin unklare Satz (p. 37): [„die griechischen und lateinischen Darstellungen haften am zwölften Jahrhundert.] Konrad von Würzburg (𝔇) dichtete im 13. Jahrhundert, unsere älteste Darstellung 𝔄 ist demnach älter" ist durch einen Druck-

fehler noch unklarer geworden: es soll jedenfalls nicht 𝔄, sondern A heißen, wie ja auch 𝔇 falsch für D gesetzt wird. Demnach erklärt sich wohl G. Paris' Opposition gegen eine Behauptung Massmanns, nach welcher 𝔄 älter sei als 𝔅, aus dem leicht begreiflichen Mißverständnisse jenes eben gegebenen Satzes. Gegen Massmanns Ansicht betreffend den Verfasser der lateinischen Redaction 𝔄 stellt nun G. Paris Romania VIII, 165 die Gegenthese auf, daß 𝔄 eine recht junge Überarbeitung und ohne Zweifel specifisch italienisch ist (Pisa und Lucca sind für Laodicea und Edessa des Originals eingesetzt etc.); Brauns sowie Amiaud haben sich ihm angeschlossen, und auch ich theile diese Meinung. Massmanns Vermuthung stützt sich doch gar zu sehr auf uncontrolirbare Gründe; zudem wäre man noch gezwungen anzunehmen, daß dieser Deutsche in Italien gewesen sei, da er ja nicht bloß die Namen Pisa und Lucca kennt, ganz abgesehen von seiner Erwähnung der „ecclesia beati Johannis lateranensis", sondern auch in Pisa das von Nikodemus gemalte Bild des Heilandes. Dieses Bild war doch schwerlich so berühmt, daß in Deutschland davon erzählt wurde. Die Annahme von G. Paris spricht für sich selbst, so daß wir nicht eher an ihr zu zweifeln haben, als bis sich ernsthafte Gründe dagegen finden lassen: nicht ohne Gewicht für G. Paris' Annahme ist, daß ja noch in dem von Massmann p. 41 angeführten späteren italienischen Gedichte der Hauptzug haftet, daß der Todte nur der Braut den Brief anvertraut. Freilich werden wir das uns vorliegende 𝔄 nicht ohne Weiteres als treue Wiedergabe dieser neuen Redaction anzusehen haben. Zur Wiedergewinnung des Originals 𝔄* stehen uns die vier deutschen Darstellungen A, B, 𝔈 und H zu Gebote. 𝔈 und H, welche enger zusammengehören — höchstwahrscheinlich ist die Prosa 𝔈 die directe Vorlage für H gewesen — zeigen vor Allem die merkwürdige Abweichung, daß sie von Pisa und Lucca nicht ein Wort erwähnen, sondern den Heiligen von Rom direct nach Edessa und von da ebenso nach Rom führen; auch in dem Rahmen der Erzählung von B ist für jene beiden Städte kein Platz. Andererseits führen 𝔈 und H neben dem Ringe, welchen der scheidende Alexius seiner Gattin gibt, auch 'den senkel ob dem gürtel' (III, 20) auf, der in 𝔄 und A und B nicht genannt wird; und von dem Unwetter, gelegentlich dessen die Gottesmutter für den frommen Mann so überraschend eintritt, wissen auch nur 𝔈 und H, sowie B, nicht aber 𝔄 und A zu erzählen. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, daß die lateinische Redaction 𝔄* in ihrem Original der anderen lateinischen Redaction 𝔅, aus der sie ja doch geflossen ist, bedeutend näher stand,

als gerade unser 𝔄. Denn woher stammt sonst in 𝔈H der 'senkel ob dem gürtel' und die Nichterwähnung von Pisa und Lucca? Auch die Annahme, daß etwa die Vorlage von 𝔈H von Neuem 𝔅 in den Text verarbeitet habe, ist doch wenig ansprechend; wie sollte sie darauf verfallen sein, den wenig bedeutsamen und in seiner eigentlichen Bedeutung unverstandenen 'senkel ob dem gürtel' neuerlich wieder aufzunehmen? Über den senkel stürzt denn auch die Behauptung Massmanns p. 21, daß 𝔈H aus A direct abgeleitet sei; vielmehr ist klar, daß 𝔄 nur zufällig in unserer Überlieferung das „caput baltei" ausgelassen haben kann, hingegen in dem dem 'heiligen leben' 1488 vorliegenden Exemplare diese Worte enthielt. Deshalb haben wir der Vorlage von A, unser 𝔄, und der von 𝔈H, die wir 𝔈* nennen wollen, gemeinsamen Ursprung in 𝔄* zuzuweisen, wobei aber 𝔈* der gemeinsamen Vorlage entschieden näher steht.



Freilich kürzt 𝔈H stark, wie es denn z. B. einfach erzählt: [Alexius bittet um Aufnahme bei seinem Vater] „des gewert er in zehand [IX, 22] vnd bevalhe in eym knecht, dz er allzeit wartet sein [IX, 23]", während 𝔄 hier ziemlich ausführliche Angaben macht, und zwar, was von Bedeutung ist, übereinstimmend mit 𝔅: „conmotus ille ad hec vocavit unum de servis suis et lacrimis profusus facie ob recordationem filii commendavit eum adiecto sub iureiurando, quia liberum et divitem te faciam, si sollicitam curam pauperis egeris." Wir dürfen also nicht ohne Prüfung im Einzelnen bestimmte Züge, die nur in 𝔄, nicht in 𝔈H belegt sind, als spätere Zusätze von 𝔄 betrachten, die dem Original 𝔄* fremd waren; indeß ist es nicht unwahrscheinlich, daß Pisa und Lucca, die in 𝔈H fehlen, auch im Original 𝔄* keine Stelle hatten, obschon ein Beweis dafür nicht zu erbringen ist. Anderseits wird aber die Reise nach Jerusalem wohl schon dem Original angehören. Ich verlasse hier diese Frage, in der vorläufig noch Vieles dunkel ist, und wende mich zu einem Versuch, für 𝔄* eine genauere Datirung zu gewinnen, da ja G. Paris' Angabe „un remaniement assez récent" dafür gar nichts bietet. Zu dieser Datirung soll uns jener Interpolator i helfen, welchen G. Paris in

seiner Ausgabe des Alexiusliedes (La vie de saint Alexis 1872, p. 137) als denjenigen ansetzt, der aus dem alten strophischen Gedichte ein Epos in Tiraden von wechselnder Zeilenzahl macht (vgl. auch Brauns p. 20. 21 und 22 ff.).

Es ist bereits von G. Paris (a. a. O. p. 205. 206) bemerkt, daß zwei wichtige Interpolationen von i eine Entsprechung in 𝔄 und dessen Bearbeitungen haben, aber er erklärt das aus einem romantischen Grundzuge, der in beiden Darstellungen zu den gleichen Resultaten führte. Diese beiden Interpolationen behandeln einmal den Verkehr des Heiligen mit Mutter und Braut im Hause des Euphemian, von dem 𝔅 nichts erzählt, und zweitens das Wunder, das sich am Leichnam des Alexius zur Verherrlichung seiner keuschen Braut begibt. Die Annahme G. Paris', daß dieses Zusammentreffen lediglich zufällig sei und nicht beruhe auf einer directen Beziehung der beiden Darstellungen i und 𝔄* untereinander, erschien mir von vornherein sehr fragwürdig, und ich glaube, daß es mir gelungen ist, weitere Gründe zu finden, die eine Beziehung zwischen i und 𝔄* nicht nur wahrscheinlich, sondern sicher machen. Wenn wir in i und 𝔄* nur den einen gemeinsamen Hauptzug gefunden hätten, daß die Braut und die Mutter mit dem fremden Pilger unter der Treppe sich unterhalten, so ließe sich wohl einer Erklärung, wie sie G. Paris gibt, zustimmen; wenn wir nun aber daneben auch den Zug finden, daß die Braut bei der Scene am Leichnam die Hauptrolle übernimmt, so muß man, meine ich, bereits bedenklich werden, ein so auffallendes Zusammenstimmen zweier Darstellungen für zufällig zu halten. Die Nothwendigkeit, beide Darstellungen, i und 𝔄*, in directe Beziehung zu bringen, ergibt sich nun aber aus folgenden Übereinstimmungen.

In Tirade 25 i (d. h. S) und den letzten zwei Versen von Tirade 24 läßt der Interpolator den Heiligen eine Reise nach Jerusalem machen, wozu G. Paris p. 203 bemerkt, daß es in der Mitte des 12. Jahrhunderts undenkbar sei, daß Jemand, besonders ein Heiliger, nach Syrien reise, ohne die heiligen Stätten zu besuchen. Nun kennt aber auch 𝔄 diese Reise nach Jerusalem. Haben wir hier wieder nur mittelbare Beziehung zwischen i und 𝔄 durch den gemeinsamen Grundgedanken, den G. Paris an der eben citirten Stelle ausspricht, anzunehmen? Daß 𝔈H die Reise nach Jerusalem nicht erwähnen, ist bei der kürzenden Darstellung von 𝔈 durchaus noch nicht als Beweis dafür zu verwenden, daß etwa in 𝔄* auch nicht die Rede davon war.

Die von Brauns p. 23. besprochene Abschiedsscene, bei welcher die Braut in i nicht mehr eine stumme Rolle spielt, und die auch in 𝔄

zu finden ist, können wir vielleicht noch mit G. Paris aus dem in die Legende gedrungenen romantischen Zug erklären, der eben die Braut naturgemäß überall mehr in den Vordergrund rückte; ihre ersten Worte, daß nun die Hochzeitsfreude in tiefer Trauer ende (Brauns p. 24), sind so aus der Situation gesprochen, daß wir nicht an 𝔄 zu denken haben, das gelegentlich der Entdeckung von Alexius' Flucht sagt: famulis et clientibus] gaudia nuptiarum quasi in funebres convertuntur exequias.

Wie aber sollen wir uns erklären, daß bei dem Tode des Heiligen alle Glocken zu läuten beginnen in i (vgl. Brauns p. 28), wie in 𝔄? Wenn man sich durchaus gegen jede Beziehung zwischen i und 𝔄 sträubt, müßte man annehmen, daß dieses Wunder, das ja auch in anderen Legenden, z. B. der von S. Gregorius begegnet, unabhängig in beide Darstellungen kam.

Wenn wir aber unparteiisch diese fünf Momente, von denen jedes, einzeln betrachtet, kaum beweisend ist, in ihrer Vereinigung überschauen, so müssen wir sagen, daß sie zu deutlich für eine directe Beziehung zwischen i und 𝔄* sprechen, als daß man eine solche mit Hilfe recht künstlicher Erklärung lengnen sollte.

Die Frage, welche der beiden Darstellungen die ältere ist, beantwortet sich wohl nach allgemeinen Erwägungen aus der Scene an der Bahre des Todten. Die alte Legende 𝔅 läßt nur den Vater vergeblich den Versuch machen, den Brief aus des Sohnes Hand zu nehmen, dann reicht auf das Gebet der beiden Kaiser Alexius den Brief dem Papste dar. In der französischen Darstellung i ist der Gang der gleiche, nur entschlüpft dem Papste dann der Brief und fliegt der Jungfrau in den Busen. In 𝔄 schließlich versuchen beide Kaiser und der Papst es vergebens, den Brief zu erhalten; erst die Jungfrau wird dieser Gnade gewürdigt.

Ich glaube nun, daß eine Entwicklung, in der 𝔅 den Ausgangspunkt darstellte, von welchem aus durch i hindurch 𝔄 herstammt, nicht anzunehmen ist, da das durchaus gezwungen ist; hingegen wird bei der Annahme, daß der französische Interpolator, dem eine Bearbeitung von 𝔅 vorlag, 𝔄* gekannt und nun in i beide Darstellungen zu combiniren versucht hat, sich Alles leicht und ohne Mühe erklären. Zu streng kirchlich gesinnt, um dem Papste die Rolle des vergeblich sich Mühenden zuzumuthen, bewahrte i hier die Darstellung von 𝔅 und passte dann, freilich nicht sonderlich geschickt, das in 𝔄* Gebotene nach Möglichkeit dem Gang der Handlung in 𝔅 an.

Ich darf, um die Ansicht, daß i die Darstellung 𝔄* gekannt habe, noch mehr zu stützen, eine Anzahl unbedeutender Züge nicht übergehen, welche i gegen 𝔅 mit 𝔄 theilt, beziehungsweise gegen das altfranzösische Alexiuslied mit 𝔅 theilt; denn im letzteren Falle finden wir die einzig wahrscheinliche Erklärung darin, daß ja 𝔄*, wie ich bereits oben bemerkte, dem 𝔅 bedeutend näher stand, als das uns zufällig einzig überlieferte 𝔄 erkennen läßt.

Der clers fällt dem Alexius zu Füßen (vgl. Brauns p. 25), wovon das Alexiuslied nichts erzählt, was aber bereits 𝔅 berichtet „paramonarius ad pedes eius procidens“, in 𝔄 freilich ebenso in A, ℭ, H fehlt, aber in der vierten deutschen Darstellung von 𝔄* in B erhalten ist (v. 217/18 bei Massmann):

er sprach im zuo mit gruoze
unt viel im dô ze fuoze.

Ferner nennt S den clerc: Ermener v. 525 (vgl. Brauns p. 31), was doch ganz deutlich auf „paramonarius“ weist — es ist daran zu erinnern, daß Namen, besonders beim Schreiben nach Dictat, außerordentlich leicht entstellt werden, so daß aus dem als Namen verstandenen „paramonarius“ wohl Ermener werden konnte. Auch hier zeigt 𝔄 — begreiflicherweise kommen die deutschen Darstellungen, welche daraus abgeleitet sind, nicht in Betracht — nicht paramonarius, sondern das modernere „mansionarius“, aber in 𝔄* dürfte es, wie in 𝔅, enthalten gewesen sein.

Dasselbe S hat auch eine auffallende Angabe über den Ort, an welchem die Trauung des Alexius stattfindet: v. 97 ens el mostier saint Jehan del Latran; wir erinnern uns, daß ja auch 𝔄, freilich in einem anderen Zusammenhange dieselbe Kirche erwähnt; es heißt: Alexius verschied „die ipsa qua ad colloquium in ecclesia beati Johannis lateranensis palacii imperatores ..... convenerunt“ (Massmann p. 163).

Daß wir diese beiden Namen nur in S, nicht aber auch in MQ finden, darf uns nicht hindern, sie für das Original von i in Anspruch zu nehmen; weßhalb die Namen in MQ fehlen, kann nicht unsere Aufgabe sein festzustellen, obschon sich betreffs S v. 97 allerdings ein solcher Grund angeben läßt, daß er nämlich in dem rein reimenden MQ nicht untergebracht werden konnte.

Weiter ist noch anzuführen, daß nach M 553 der clers den canones dou mostier von der wunderbaren Einsprache des Muttergotteshildes erzählt, was sich dann auch Q 90 wiederfindet, diesmal aber in S fehlt. 𝔄 zeigt an derselben Stelle „his autem (sc. exsilienti-

bus ex omni parte clericis) mansionarius, quomodo ad se de illo vox divina sonuerit etc.", [narravit, das Massmann fortgelassen hat, p. 161].

Aus allem Angeführten erhellt, daß i die Redaction 𝔄* kannte, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß dem Dichter i wirklich eine Niederschrift von 𝔄* vorlag, da sich sonst im Einzelnen entschieden mehr Ähnlichkeiten finden würden, z. B. besonders im Gespräche des Heiligen mit der Braut. Der Dichter i wird jene Darstellung 𝔄* einmal haben vortragen hören und dann die von seinem Gedächtniß bewahrten Weiterentwicklungen derselben in das ihm vorliegende Alexiuslied hineingearbeitet haben. Es ist deshalb nicht wunderbar, wenn wir von i nichts über die Reise des Heiligen nach Pisa und Lucca erfahren; selbst wenn wir nicht annehmen, daß diese beiden Namen und die daran geknüpften Beziehungen überhaupt in 𝔄* nicht enthalten waren, wofür das Fehlen derselben in 𝔈H und B sprechen könnte. Mehr verwundern darf man sich, daß der Schluß der Legende so strengen Anschluß an 𝔅 zeigt, daß der Tod der Braut am Grabe des Geliebten, mit dem sie nun ein Sarg umschließt, keine Erwähnung findet. Aber dafür lassen sich auch zwei Gründe anführen, die wohl beachtet zu werden verdienen.

Zuerst bemerken wir am Schlusse des Abschnittes, der von den Wundern am Grabe des Todten berichtet, den Satz in 𝔄: „tot autem et tanta ibi fiebant mirabilia ad tumbam beati uiri ut ..... quisque infirmus sanitatem reciperet prestante domino nostro Ihesu Christo qui uiuit et regnat in secula seculorum Amen" (Massmann p. 165, 12 v. u.). Dieses Amen ist wohl geeignet uns stutzig zu machen, und es liegt nahe, den ganzen folgenden Abschnitt vom Begräbniß der Eltern und der Braut als späteren Zusatz anzusehen, der in 𝔄* noch nicht enthalten gewesen wäre, den z. B. auch B nicht zeigt.

Ferner aber ist es überhaupt nicht sicher, ob i mit seiner Arbeit fertig geworden ist, ja es scheint Verschiedenes dagegen zu sprechen.

Nach der Stelle, wo die beiden Ringhälften als zu einander passend sich erweisen, hören mit einem Male die Interpolationen von i auf. S kennt von Vers 1443 an nur den alten Text: 1148/49 sind aus der 72. Tirade (vv. 925/26) genommen; v. 1165 ist so unbedeutend, desgleichen 1347/48 — die wohl in dem dem Schreiber von S vorliegenden Exemplar des Alexiusliedes für 1143/44 eingetreten waren, um die fünfzeilige Strophe voll zu machen — daß man um ihretwillen schwerlich in diesem Theile von S noch eine Art Dichterarbeit am alten Alexiusliede wird annehmen wollen.

Warum wird denn mit einem Male der Interpolator i müde, bei der Wiedergabe des alten Textes in den Gang der Strophen gelegentlich Verse einzuschieben, um die strophische Gliederung zu zerstören, was ja, wie G. Paris p. 201 bemerkt, die deutlich erkennbare Tendenz des Dichters und Interpolators i ist? Im ganzen S finden wir bis Vers 1143 nur zwei Tiraden (unter 96), welche weniger als fünf Zeilen bieten: Tirade 4, wo aber mit G. Paris nothwendig v. 55 aus O zu ergänzen ist, und Tirade 73; hingegen zeigen sich im letzten Theile nicht weniger als 13 (unter 44), die unter der Zahl von fünf Zeilen bleiben: es sind die Tiraden 111, 112, 115, 117, 118 (wo die Hs. wenigstens nur vier Zeilen bietet), 119, 120, 126, 129 (d. h. insofern, als G. Paris eigentlich — gemäß der Strophentheilung in O — 129[a] mit fünf Zeilen und 129[b] mit drei Zeilen hätte ansetzen müssen), 131, 132, 134, 140.

Wir haben wohl anzunehmen, daß an jenen Vers S 1142 einfach wieder das alte Alexiuslied gesetzt ward und zwar nach einer Hs., die ziemlich bedeutende Weglassungen, was sowohl einzelne Verse wie ganze Tiraden angeht, sich erlaubt. Nur wenn wir so an den unvollendeten Rumpf von i wieder das alte Lied fügen, erklärt sich auch, wie nach S 1142 ganz geschmacklos Tirade 77 von O, erweitert durch die wohl dem Schreiber von S gehörenden, bereits erwähnten vv. 1147/48, antrat. Nach S Tirade 96 hat saint Ambroise bereits den Namen des Todten, seiner Gattin und seiner Eltern verlesen. Dann haben sich — letzte Interpolation von i — die beiden Ringhälften als passend erwiesen, und unter dem Eindrucke dieser Entdeckung ist die Braut ohnmächtig zu Boden gesunken. Der Schreiber von S nahm nun also das alte O her, und da er fand, daß als letzte dessen Strophe 76 Verwendung gefunden hatte, setzte er einfach die folgende, 77, an, ohne zu überlegen, welch albernen Eindruck es macht, daß der Vater noch hören muß, wie Alexius nach Ausis (!) floh, wie das Bild für ihn sprach und er vor der Ehre entwich und nach Rom kam, ehe er begreift, daß hier sein Sohn todt vor ihm liegt. Solche Geschmacklosigkeit brauchen wir dem Interpolator i, betreffs dessen dichterischer Begabung wir G. Paris' p. 207 ausgesprochenes Lob wohl annehmen dürfen, nicht zuzutrauen, eher hingegen dem Schreiber der vorliegenden Hs. S.

In der Annahme, daß i nicht fertig geworden ist, müssen wir nun bestärkt werden, wenn wir M betrachten: hier ist mit einem Male von Einem die Rede, der sich den Bart rauft v. 1144, ohgleich vorher nur die Braut genannt ist. Wir entdecken nach 1143 eben die Naht,

die an i das alte Alexiuslied fügt: der Reimer M hat die Strophe O 77 nicht aufgenommen, sondern gleich den Inhalt der ersten zwei Zeilen von O 78 verarbeitet, dabei aber das Subject entweder verloren oder aber verwechselt — man könnte nämlich eventuell ja den cardonal, welcher den Brief verliest, für den halten, welcher sich den Bart rauft und in großem Jammer die Stimme erhebt —. Nachdem er seine Laisse 94 geschlossen hat, führt er dann in der folgenden den klagenden Vater ein, der aber — und das beweist wohl meine Aufstellung — das äußere Zeichen des Schmerzes, das Raufen des Bartes, welches O 78 ausdrücklich erwähnt, und das darnach auch S 1151 erzählt, unterläßt. Zudem ist es sicher kein Zufall, daß von 1148 an die Laissen ungefähr fünf Zeilen umfassen, d. h. dieselbe strophische Form wie das Alexiuslied erstreben: es haben von den gereimten Laissen 11 fünf Zeilen, 5 sechs Zeilen, 2 vier Zeilen, von den assonirenden 2 fünf Zeilen, 1 sechs Zeilen, 3 vier Zeilen, während 3 ganz unvollständig sind. Es folgt wohl daraus, daß der Reimer M, nachdem er mit i fertig war und doch die Legende unbeendigt fand, nach einer Darstellung von O griff und dort so deutlich das Princip der fünfzeiligen Strophe ausgeprägt fand, daß er auch seinerseits es durchzuführen sich bestrebte: so enthalten die Laissen 95—124 (ausgenommen 106) gereimte Strophen von circa 5 Versen, dann aber scheint der Reimer es satt bekommen zu haben, die Assonanzen seiner Vorlage in Reime umzuarbeiten, und er setzt die letzten Laissen, die ungeheuer nachlässig sind, in Assonanzen, 115—123, aber wohlgemerkt in Assonanzen, die durchaus nicht immer zu O stimmen, wennschon man genau die Tiraden angeben kann, zu denen sie gehören.

Die auffällige Thatsache, daß M an der gleichen Stelle wie S seine längeren Laissen aufgibt, ist, wie ich meine, nur in der von mir vorgeschlagenen Weise zu erklären: denn falls i wirklich vollendet war, etwa in der Art, wie uns S vorliegt, so ist gar nicht einzusehen, wie der Reimer M, der doch bis dahin sich um die in i ihm vorliegenden Tiraden, was die Wahrung ihrer ursprünglichen Ausdehnnng angeht, gar nicht gekümmert hat — ich verweise auf M Laisse 64, welche die beiden, auch in S Tirade 58. 59 erhaltenen Strophen von O (48. 49) verarbeitet, und ferner auf Laisse 77. 78. 79 im Verhältniß zu Tirade S 73. 74. 75 (= O 60. 61. 62) — wie dieser Reimer mit einem Male darauf verfallen sollte, nur Laissen von circa fünf Zeilen zu arbeiten, wenn nicht eben eine neue Vorlage, d. h. das zur Vollendung zu Hilfe genommene O, ihm diese Form nahegelegt hätte.

Für die Ansicht, daß M und S in diesem letzten Theile unabhängig von einander sind, spricht auch noch, daß M, obschon es gegen Ende in beklagenswerther Vernachlässigung erscheint, trotzdem gegen S im Anschluß an O noch den Rest einer Strophe bietet, die S nicht kennt: nämlich Tirade 116 (= O 108), freilich nur in einer Zeile vorhanden, resp. in drei Zeilen, da ja inhaltlich die letzten Zeilen von Tirade 115 auch hierher gehören (vgl. die Anmerkung von G. Paris zu M 1251). Die Vernachlässigung von M im letzten Theile von jener oben genannten Tirade 95 an spricht gleichfalls für meine Ansicht, denn da M im Allgemeinen eine bessere Hs. der interpolirten Darstellung i zur Vorlage hatte (vgl. G. Paris p. 265), so ist die hier mit einem Male sich zeigende Verderbniß doch kaum anders zu erklären, als durch den Antritt eines neuen, freilich nicht besonders gut überlieferten Gedichtes, d. h. durch Fortsetzung des Rumpfes von i mit Hilfe einer schlechten Hs. von O.

Verschweigen will ich nicht, daß Zweierlei gegen die von mir vorgetragene Ansicht spricht. Verse S 1355/56 lauten:

Tenons, signour, cel saint home en memoire,
Çou li prions de tous mals nous asoille.

und M 1269/70:

Signor, aiés che saint en grant memore;
Si li proiés por Diu ke vos assoille.

Die gleiche Assonanz fällt auf, indeß werden wir diese Bindung wohl für recht häufig halten dürfen, da sich der gleiche Gedanke ja am Schlusse jedes Gedichtes mit legendenhaftem Inhalt aufdrängte, und er seinen Ausdruck in einer Art typisch begegnender Bindungen (in Assonanzen) finden konnte, wie ja z. B. in mittelhochdeutschen Gedichten gleichen Inhalts außerordentlich häufig am Schlusse der Reim daz êwige] leben : geben begegnet.

Ferner läßt sich gegen meine Ansicht noch anführen die Stellung der Tiraden S 109 (nur in einer Zeile erhalten). 110. 111 und der Laissen M 101. 102 gegenüber der Anordnung der Strophen O 89. 90. 91; wir hätten also eigentlich S 111. 110. 109, M 102. 101 zu erwarten. Aber es ist zu bemerken, daß hier wiederum M außerordentlich kürzt, so daß bei ihm weder O 90 noch 92. 93 eine Entsprechung finden, was also mit der für die ersten 94 Laissen nachgewiesenen guten Vorlage (i) recht schwer in Einklang zu bringen wäre. Im Übrigen könnte die von S und M benützte Darstellung von O ja auf eine Handschriftengruppe zurückgehen, die die bemerkte

Umstellung vorgenommen hätte. [Q können wir in keiner Weise zu dieser Untersuchung heranziehen, da es direct auf M zurückgeht und mit diesem die gleichen Auslassungen u. s. w. zeigt.].

Nach dem Vorangeschickten ist es wohl wahrscheinlich geworden, daß i niemals vollendet wurde und daß sich zwei Abschreiber, beziehungsweise Bearbeiter von i veranlaßt sahen, als Fortsetzung das alte Alexiuslied anzuheften. Aber wenn die Gründe für meine Annahme auch nicht entscheidend genug scheinen sollten, so ist meines Erachtens die Bekanntschaft des Dichters und Interpolators i mit der jüngeren lateinischen Darstellung erwiesen. Und wir haben deshalb 𝔄* als bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Frankreich hekannt anzusetzen, da ja G. Paris p. 137 i gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein läßt, was er p. 199 damit begründet, daß die Assonanzen der durch den Neubearbeiter eingefügten Laissen noch sehr frei sind.

Fassen wir hier noch einmal die Resultate dieses Theiles meiner Arheit zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Der Name des Alexius ist im Abendlande zum ersten Male im Jahre 987 aus einer Urkunde nachweisbar, nnd in den nächsten 25 Jahren ist ein schnelles Aufblühen des Alexiuscultes in Rom durch Urknnden, durch Berichte über Wunder, welche in dieser Zeit niedergeschrieben sein müssen (vgl. Monumenta IV, p. 619), erwiesen. Wir können deshalb die Hypothese Duchesne's, daß man erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts den Alexius in Rom zu verehren begonnen habe, annehmen.

Die Legende selhst, entstanden aus einer wohl wahrheitsgetreuen Lebensbeschreibung eines frommen, ans Reichthum und Ehre in Armuth und Elend geflohenen Mannes, ist in ihrer Fortsetzung nach derjenigen des Johannes Calybita gearheitet, wofür der Kanon des Griechen Josephns noch das sicherste Zeugniß bietet. Und zwar kehrte Alexius nicht nach Constantinopel, sondern nach Rom zurück: Altrom ist von Anfang an die Heimat des Alexius gewesen. Die Fortsetzung der syrischen Vita zur byzantinischen Legende ist wahrscheinlich im neunten Jahrhundert entstanden.

Als die Legende auf abendländischen Boden, nach Rom, gebracht wurde, erhielt sie als einzigen Zusatz die Beziehungen des Heiligen zur Bonifaciuskirche, und außerdem läßt sich erst in der lateinischen Legende der historische Fehler nachweisen, daß Honorius und Arkadius am Grabe des Heiligen zugleich mit Innocenz ihre Andacht verrichten. Es ist also die Hypothese von Brauns, daß eine

ältere, von vielen Zusätzen freie Redaction 𝔅* existirt habe, welche dem altfranzösischen Alexiusliede zur Vorlage gedient hätte, zurückzuweisen. Der altfranzösische Dichter von O hat seinen Stoff mit einer gewissen Freiheit behandelt, dafür sprechen schon die wirklich poetischen Strophen 78—99, zu denen ihm 𝔅 nur Andeutungen bot.

Was schließlich die zweite lateinische Darstellung angeht, so ist die uns in zwei Handschriften überlieferte Gestalt 𝔄 nicht dem Original gleichzusetzen, da 𝔄 Auslassungen zeigt und wahrscheinlich auch secundäre Zusätze bietet; das Original wird vielfach der „kirchlichen" Legende näher gestanden haben, als 𝔄 erkennen läßt. Und dieses Original 𝔄* ist bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Frankreich bekannt gewesen, so daß der Dichter i, dem es inhaltlich geläufig war, daraus eine Reihe von Zügen in die Darstellung O hineinarbeiten konnte. Wahrscheinlich ist i mit seiner Arbeit nicht fertig geworden, und so erklärt sich, daß wir nichts von dem in 𝔄 berichteten Tode der Angehörigen des Alexius (in 𝔈H wird nur der Tod der Braut Sabina, in B gar nichts davon erzählt) in i erfahren. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß in Q, welches auf das gereimte M zurückgeht [vgl. G. Paris p. 137, genauer dargelegt bei Brauns p. 40 ff.], die Braut zur Todtenmesse kommt, bei dem Leichnam des Geliebten stirbt und nun mit ihm im Grabe endlich vereint wird. Da ein anderer Stammbaum der Handschriften als der bei Brauns p. 20 nicht möglich ist, man also Q nicht aus dem vollständigen i ableiten kann, während SM aus einer unvollständigen Hs. von i herstammten, so muß man annehmen, daß entweder 𝔄* von Neuem auf Q eingewirkt hat, oder aber, daß als Vorbild zu diesem Abschlusse, auf den ja eigentlich der ganze Gang der Erzählung in i hindrängte, etwa der Tristan diente, mit dem man den normannischen Dichter von Q wohl vertraut glauben darf.

Nachbemerkung. Die einzelnen Änderungen, welche die Legende in den zahlreichen Bearbeitungen der abendländischen Litteraturen erfahren hat, habe ich nicht angeführt, da das meine Arbeit auf das Doppelte hätte anwachsen lassen, und da ferner jene Änderungen ohne jede Bedeutung für die oben gezeigte Gesammtentwicklung der Legende sind.

LEIPZIG. MAX FR. BLAU.

ZU REINKE DE VOS.

Die neue Textausgabe des Reinke von Friedrich Prien (Altdeutsche Textbibliothek herausgegeben von H. Paul Nr. 8) Halle, Max Niemeyer, 1887 bietet außer Einleitung und Glossar auch Anmerkungen, die ich im Litteraturblatt für german. und romanische Philologie einer Besprechung unterzogen habe. Die folgenden Bemerkungen habe ich ebenfalls beim Studium dieser Ausgabe niedergeschrieben, doch beziehen sie sich sämmtlich auf Stellen, welche von Prien nicht berührt sind.

503. *Hir uth wyl ik denken dat beste.*

Schröder erklärt: 'Das Beste davon will ich mir ausdenken'. Indem er aber wohl selbst erkennt, daß diese Erklärung sich dem Zusammenhange wenig fügt, setzt er zugleich die Vermuthung hinzu, daß statt *ût* zu lesen sei *up*: 'darauf will ich nach Möglichkeit (*dat beste*) bedacht sein'. Ich fasse *hir uth* = inde, daher: aus diesem Grunde will auf das Beste bedacht sein.

2127. *Nu machmen horen eynen nyen vunt,*
(Reynkens losheit hadde nene grunt)
Wo he synem egen vader mede
Quad unde unere ouer sede.

Schröder bezieht *wô mede,* welches er = womit faßt, auf *nîen vunt*; ebenso scheint es schon Lübben gefaßt zu haben (s. das Glossar unter *wo*). Ich glaube vielmehr, daß *wo* als Relat. 'wie' zu fassen ist (vgl. V. 166); *mede* steht für *darmede* (wie auch mhd. *mite* für *da mite* s. Haupt z. Er.[2] 1060), vgl. 96, 2975, Überschrift vor 4803. Es ist demnach zu übersetzen: Nun mögt ihr eine neue Erfindung Reinkes hören, wie er seinem Vater damit Schlechtigkeit Schuld gab.

2583. *Nu heft he dat hir ghedaen to hove*
So vele dat ick ene nu love.

Hoffmann und Lübben wollten *dat* in V. 2583 (nach C) auswerfen; Schröder erklärt: *dat gedân so vele,* so vielfach so gehandelt, sich derart benommen, sich bei Hofe so verdient gemacht. Ich glaube, *dat* ist pleonastisch wie in *dat nâ* 1136, 1490, 5090, denn die Annahme Schröders, daß dies nur bei Verben der Bewegung stehe, scheint mir nicht gerechtfertigt.

3141. *De lupardus by deme konnynge stunt*
(He was des konnynges nagheboren vrunt)
He sprak: „wat is doch dyt ghewerd,
Dat gy yw sus sere vorverd?

Al were de konnygynne ock doet,
Latet varen desse ruwe groet.
Grypet eynen mod, yt is anders schande.

Schröder übersetzt V. 3145 f. richtig: wäre selbst die Königin todt, solltet Ihr Euch doch nicht vom Schmerz so hinreißen lassen. Im Reinaert 3401, bemerkt er weiter, heißt es besser: Ihr gebahrt ja, als wäre die Königin todt! Nach Martins Ausgabe lautet die entsprechende Stelle V. 3393 ff.:

doe spranc voort her Tirapeel
die lupaert (hi was en deel
des conincs maech, hi dorst wel doen)
ende sprac 'heer coninc Lion,
hoe drijfdi dus groot onghevoech?
ghi misliet u ghenoech,
al ware die coninghinne doet.
laet varen desen rouwen groot
ende grijpt enen moet: het is groot scande.'

Da *al* auch im Reinaert an dieser Stelle nur die Bedeutung 'wenn auch' haben kann, so ist die Interpunction folgendermaßen zu ändern, daß nach *ghenoech* ein Punkt, nach *doet* ein Komma zu setzen ist. Danach berichtigt sich auch Schröders Bemerkung.

3462 f. (spricht die Königin):

Ik heelt Reynken wyss unde vroet,
Ik hodde my nicht vor desseme rochte,
Dar umme halp ick eme, dat ik mochte.

Bei der Erklärung dieser Stelle, für die aus Reinaert 3680 f. nichts zu entnehmen ist, handelt es sich um die Auffassung von *rochte.* Lübben erklärt es an dieser Stelle durch 'Rufen, Geschrei'. Ebenso Schröder, welcher V. 3463 erklärt: Ich kümmerte mich wenig um diesen Ruf, d. h. in dem er bei Anderen steht. Nun findet sich das Wort in dieser Bedeutung im Gedichte, aber nur in der schon oben behandelten Stelle V. 1290; sonst bedeutet *rochte, gerochte* 'die laute Anzeige eines peinlichen Vergehens, Anrufung der richterlichen Hilfe'. *sik hoden* hat hier die Bedeutung wie in Gl. III, 14, 3: *en mysdeder, de myt loggen efte mit lossheyt loss wert ghegheuen, desse schal denne nicht hastygen menen, dat god nicht en vynden kan eyn ander wegen, edder dat eme syne myssedat nicht eyn ander wegen wert vorgulden; wente er he syk da vor hoth, so sendet eme god ouer eyn ander wegen eyn unlucke efte eynen schaden den, de syk nicht beteren. — er he syk dar vor hoth,* d. h. ehe er sich dessen versieht. Auch V. 4522

wê hodde sik vor desseme toege? ist zu erklären: Wer hätte wohl einen solchen Streich vermuthet, hätte geglaubt, daß man sich vor einem solchen Streiche zu hüten habe. Danach ist V. 3463 zu erklären: Ich glauhte nicht, daß ich mich vor dieser Anklage zu hüten hätte, versah mich dieser Anklage nicht.

3934. *Vele prelaten synt gud unde gherecht,*
Noch blyven se darumme nicht umbesecht
Van der menheyt in dessen daghen,
De nu dat quade erst konnen uthvragen,
Unde se ok dar nicht by vorgetten
Unde konnen ok dar meer tosetten.

Zu 3941 erklärt Schröder: *sê* d. h. die guten Prälaten. Es ist aber vielmehr nom. plur. und bezieht sich auf *menheyt*; *nicht* ist = nichts. Eine solche Wiederaufnahme des Subjects findet sich noch 4501 ff.: *He sprack openbar vor dessen heren, Dat in deme rentzel breue weren, De he myt Reynken hadde geschreuen, Unde **he** den syn hadde uthghegeuen,* wo es nicht nöthig ist mit Schröder vor *he* das in V. 4502 enthaltene *dat* nochmals zu ergänzen. Ferner Glosse II, 8, 3 *wente sunte Jeronimus secht, dat den leyen nutter is unde dat se syck meer beteren dar an, wan se seen dat leuent unde de werke eynes guden presters, wan dat eyn sundich boze brester behende unde kostlyken prediket unde leret, und doch in den werken **he** suluen nicht gud is.*

In V. 3940 ist ein Fehler der Überlieferung zu bessern, nämlich *uthvragen* 'ausfragen'. Auch damals wird man sich wohl davor zu hüten gewußt haben, das Böse durch Ausfragen aus sich herauslocken zu lassen. Es ist dafür zu schreihen: uthdragen. Dies ist in der Bedeutung ausschwatzen, effutire im Mnd. Wb. zwar nur aus den Hamburger Zunftrollen belegt, ist aber auch jetzt noch in dieser Bedeutung gebräuchlich, wie auch das subst. *utdrêgersche* für ein altes Weib, das die Neuigkeiten von Haus zu Haus schleppt.

4759. *Baren unde wulue verderven de lant,*
Se achten weynich, wes huss dar brant,
Mogen se syck by den kolen wermen.
Se laten syck ock nicht entfermen,
Mogen se men krygen vette kroppe;
Den armen laten se nauwe de doppe,
Wan se en der eyger hebben berouet.

Bei sämmtlichen früheren Herausgebern sowie im Mnd. Wh. ist *krop* an unserer Stelle als 'Kropf' erklärt, auch Prien scheint mit dieser Erklärung einverstanden, da er das Wort in sein Glossar nicht auf-

genommen hat. Nun ist aber der Kropf eigentlich der häutige Halssack körnerfressender Vögel; beim Menschen bezeichnet er die diesem ähnliche Halsdrüsengeschwulst. In übertragener Bedeutung finde ich nur: *eynen guden krop drynken* (Mnd. Wh. Nachtr. S. 188), aber nicht *eten*. Wir müssen uns daher nach einer anderen Bedeutung des Wortes umsehen. Da Bären und Wölfe im Gedichte durchaus mit menschlichen Neigungen und Gewohnheiten gedacht werden, so dürfen wir unter *kroppe* das bekannte Fastnachtsgebäck verstehen, welches seit alter Zeit in Niederdeutschland gebacken wurde und z. B. in Braunschweiger Kämmereirechnungen vom Jahre 1385 (Mnd. Wh. II, S. 578) erwähnt wird. Es waren wohl, nicht mit Fleisch, aber oft mit Süssigkeit gefüllte, in reichlichem Schmalze gebackene Pfannenkuchen, wie sie noch jetzt hier unter dem Namen *Kröppel*, *Fettkroppel* zum Verkauf kommen; vgl. auch Krause im Correspondenzblatt f. niederd. Sprachf. XII, S. 46.

4879. *He vorsteyt alle tungen unde sprake dorch*
Van Poytrow an wente to Luneborch.

Lübben erklärt hier *dorch* als 'durch und durch'; auch Schröder, der hinter *dorch* ein Komma setzt, erklärt: *alle tungen dorch*, durchaus alle Sprachen. Ich ziehe es zu dem Folgenden: Er verstand alle Sprache die ganze Gegend von Pötrow bis Lüneburg hindurch. In ähnlicher Verwendung findet sich *dorch* 5072.

mannyghe vromde ystorye uppe stunt,
under yslyker ystoryen de worde
mit golde dorch, so syk dat behorde.

Auch hier erklärt Schröder: durchaus mit oder von Gold, während Lübben *dorchwracht* schreibt. Ich glaube, daß *dorch* hier heißt: die ganze Breite des Bildes entlang.

4639. *Dar ghynck se waden unde se swam*
So lange, dat se to deme ende quam.
Dar was yd wol deep, men doch nicht myn!
Dar heeth he den stert er hengen in ...

Lübben hat keine Interpunction nach *min* und übersetzt: es war da freilich tief, aber nichtsdestoweniger. Diese Erklärung ist offenbar richtig, nur daß nach *min* ein Gedankenstrich zu setzen ist: Da war es wohl tief, aber gleichwohl — schwamm sie dahin.

Gl. III, 14 S. 195. *Dat ander is, dat ein richter vaken wert bedrogen, umme dat he syk vorhopet, wes to krygen kleynôde edder andere* dult hottere, *unde leth darumme na de rechtferdicheyt efte eynen mysdeder varen.*

Lübben erklärt: *dult bottere* muß eine gewisse Quantität Butter sein (wol = *tulte* ein großes Geschirr, Wanne, Kübel. Br. W. 5, 124). Auch Prien schließt sich dieser Erklärung, wenn auch zweifelnd an. Aber ganz abgesehen davon, daß es durchaus unsicher ist, ob *dulte* wirklich unser heutiges *Tulte* ist, passt Butter hier gar nicht in den Zusammenhang. Wir haben ohne Zweifel einen Druckfehler vor uns, und ich vermuthe, daß hier ursprünglich *dultbotere* gestanden hat, d. h. Entschädigungen, welche der Richter dafür empfängt, daß er Geduld mit dem Verklagten hat, ihm Aufschub gewährt. Das Wort ist zwar nicht weiter belegt, aber richtig gebildet, vgl. unser 'Lückenbüßer' und mnd. *boterwort*. Nach *krygen* ist ein Komma zu setzen, so daß *kl. e. a. d. b.* als nähere Erklärung zu *wes* zu fassen ist.

6874. *Dyn bedregent is ghewest to groet,*
Dyn stoffkrassent, dyn pyssent, dyn scherent,
Dyne grote loggen, dyn vette smerent.

Auf *scherent* in unserer Stelle ist bisher weder in Anmerkungen noch Wörterbüchern Bezug genommen. Es kann nur heißen 'davonlaufen' (s. Mnd. Wb. 4, 77) und geht auf die verstellte Flucht, welche R. auf den Rath der Äffin beginnt. Es ist das engl. *to sheer*, unser sich scheren. Das Wort ist in dieser Bedeutung im Mnd. Wb. zuerst bei Lauremberg belegt; hier hätten wir die vermißte Stelle aus einem älteren Werke.

NORTHEIM, im Januar 1888. R. SPRENGER.

MÄRCHEN AUS LOTHRINGEN[1]).

1. Drei Sprüche.

(Im Auszuge.)

In einer Stadt lebt ein Mann in glücklichem Wohlstande mit seiner jungen Frau und zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Es kommt aber feindliches Volk durch die Stadt und schleppt ihn mit, bis er zuletzt in einem fernen Lande an einen reichen Mann als Sklave verkauft wird. Er weilt dort lange Jahre und wird gut gehalten, kann aber doch der Sehnsucht nach den Seinen nicht Herr werden. Endlich lernt er einen alten Mann, der auch im

[1]) Wir machen bei der Gelegenheit aufmerksam auf das Werk des Verfassers: Aus Lothringen. Sagen und Märchen. Leipzig 1887. Carl Reißner. K. Bartsch.

Dienste seines Herrn steht nnd bei ihm sehr angesehen ist, durch Zufall als seinen Landsmann kennen. Nachdem sie befreundet geworden sind, verhilft ihm dieser nach langem Widerstreben zur Flucht. Die Flucht glückt, und er hat nun eine sehr lange Wanderung vor sich. Auf dieser kommt er an eine Stadt, an deren Thor angeschrieben steht, daß dort ein sehr weiser Mann, ein „Rathsager“ wohne. Diesem gibt er Geld und erkundigt sich bei ihm nach seiner Familie und seiner Zukunft, erfährt aber nur, daß er seine Reise glücklich vollenden werde, wenn er drei Sprüche immer beachte:

1. Was dich nicht angeht, da laß deinen Fürwitz.
2. Gehe nie von der großen Straße ab auf einen Richtweg.
3. Gib deinem jähen Zorn nicht nach.

Er ist sehr enttäuscht und bedauert sein Geld, da ihm diese Lehren einfältig und überflüssig erscheinen.

Nach einer langen Wanderung kommt er in ein Land, das immer noch weit von seiner Heimat entfernt ist und trifft dort in einem Schlosse seine Schwester, die ihn wieder erkennt. Der Herr des Schlosses nimmt ihn gastlich auf und ladet ihn zum Essen ein. Als sie aber in den Eßsaal eingetreten sind, schließt er diesen ab und steckt den Schlüssel zu sich. An einem langen Tische ist nur für sie beide gedeckt; am anderen Ende steht eine große verdeckte Schüssel und daneben ein Federkiel. Als sie sich gesetzt haben, legt der Herr Waffen neben sich bereit. Dem Wanderer kommt dies Alles sehr unheimlich vor, und er will schon fragen, als ihm der erste Spruch einfällt. Er gewinnt jetzt Vertrauen zu dem „Rathsager“, meint, daß der doch vielleicht die Zukunft vorausgesehen habe, und beschließt, seiner Vorschriften streng eingedenk zu sein. Reichliche und gute Speisen und Getränke werden ihnen durch ein Loch in der Wand hineingeschoben, aber der Herr spricht über dem Essen kein Wort. Auf einen Druck von ihm thut sich plötzlich in der Wand eine Thür auf, und eine gespensterhaft magere und bleiche Frau schreitet durch dieselbe auf die Schüssel am unteren Ende des Tisches zu, füllt den Federkiel mit der Pastete, die in der Schüssel sich befindet und ißt den Inhalt auf; dann schreitet sie sogleich zurück, und die Thür fällt wieder zu.

Der Wanderer bemeistert auch während dieses Auftrittes seinen Schrecken und seine Erregung und ißt ruhig weiter. Derr Herr wird jetzt freundlicher nnd gibt ihm Aufklärung: Die Ihr eben gesehen habt, ist meine Frau. Vor etwa einem Jahre habe ich sie mit einem Liebhaber überrascht und diesen vor ihren Augen niedergestochen.

Dann habe ich in ihrer Gegenwart aus seinem Fleisch die Pastete machen lassen, die dort unten auf dem Tische steht, und die Frau in einem Zimmer hier neben an eingesperrt. Sie bekommt jetzt zu jeder Mahlzeit einen Federkiel voll von jener Pastete, bis sie ganz aufgegessen ist. Überlebt sie es, so will ich sie wieder als meine Frau annehmen. Hättet Ihr mich gefragt oder mir gar Vorwürfe gemacht, so hätte ich Euch niedergestochen, wie schon etliche vor Euch.

Der Wanderer zieht nun wieder eine lange Strecke unangefochten weiter, bis er eines Tages mit drei Burschen zusammentrifft und mit ihnen auf einer heißen und staubigen Straße eine Strecke zurücklegt, bis sie an einen kühlen schattigen Fußpfad kommen, den der Eine genau kennen will und der den Weg erheblich abkürzen soll. Schon ist er mit ihnen in den Pfad eingebogen, als ihm der zweite Spruch einfällt und er trotz alles Spottes seiner Genossen auf die heiße Landstraße zurückkehrt. Er erreicht die nächste Stadt glücklich, während die Burschen von Räubern getödtet werden.

Nach einiger Zeit gelangt er endlich in seine Heimatsstadt und kehrt in einem Gasthofe seinem Wohnhause gegenüber ein, um dort zu übernachten. Als er am nächsten Morgen aus dem Fenster schaut, sieht er seine Frau und seine inzwischen erwachsene Tochter in die Hausthür treten, ein Wagen fährt vor, aus dem zwei junge Männer herausspringen, und einer umarmt und küßt die Mutter, der Andere die Tochter. Schon will er in jähem Zorne hinübereilen und Frau und Tochter niederstechen, als ihm der dritte Spruch einfällt. Er bezwingt sich jetzt und erkundigt sich beim Wirthe, von dem er erfährt, daß der junge Mann, der seine Frau umarmt hatte, sein Sohn sei, der die Priesterweihe erhalten und eben zum ersten Male Messe gelesen habe, und der Andere der Bräutigam seiner Tochter. Darauf findet dann glückliche Wiedervereinigung statt.

2. „Der Weihnachtsbub“.

(Im Auszuge.)

Ein armer Knabe, der seinen illegitimen Vater nicht gekannt hat, verliert auch seine Mutter, die am Tage vor Weihnacht begraben wird. Gegen Abend kann er es vor Grauen in der einsamen Hütte nicht mehr aushalten und geht in den Wald. Als er sich in Finsterniß und Schneewetter schon dem Tode nahe glaubt, sieht er einen Lichtschimmer und findet, demselben nachgehend, ein Häuschen, in das er eintritt. Es ist bewohnt von armen Eltern mit zwei Knaben, etwa in seinem Alter, und einem Mädchen, das noch in der Wiege liegt.

Sie feiern gerade den heiligen Abend mit Christbäumchen und kleinen Geschenken und nehmen ihn gastlich auf. Als sie am nächsten Morgen erfahren, daß er ganz hilflos in der Welt steht, behalten sie ihn bei sich. Die beiden Knaben, die sich sehr über den Zuwachs freuen, geben ihm den Namen Weihnachtsbub, weil er gerade zu Weihnacht in das Haus gekommen ist. Er wächst im Walde heran und bleibt körperlich schwach, wird aber sehr klug und thatkräftig. Von den beiden Brüdern wird der älteste Schlosser und der zweite Schmied. Der Weihnachtsbub erlernt in einer Stadt das Schneiderhandwerk und hat viel Glück, folgt aber doch einem sehnsüchtigen Zuge und kehrt in das Häuschen der Pflegeeltern zurück. Dort findet er die Pflegeschwester halb erwachsen, und es erwacht der Wunsch in ihm, sie zu heirathen. Thatendrang und der Wunsch, seinen Pflegeverwandten sich dankbar zu erweisen, bestimmen ihn aber, zunächst den Versuch zu machen, Reichthümer zu erwerben und zu diesem Zwecke auf die Wanderschaft zu gehen. Die Pflegebrüder, die noch bei den Eltern im Walde wohnen, bestimmt er, ihn zu begleiten, und weiß sie trotz ihres Widerstandes in immer entlegenere Gegenden mit sich zu führen, bis sie an ein verzaubertes Schloß kommen, über dessen Thür die Worte stehen: „Wer in dieses Schloß einziehet und darin wohnen bleibt, dem fällt es zu Eigenthum an mit allen Besitzungen und Rechten, die dazu gehören.“ Trotz der Widerreden der Brüder betritt der Weihnachtsbub mit ihnen das Schloß. Hier finden sie große Pracht, aber auch eine Menge von vertrockneten Leichen, die in allen Zimmern umherliegen. Sie machen jetzt eine große Grube und begraben die Leichen während mehrerer Wochen; dabei bleiben sie, wegen der Ängstlichkeit der Brüder, Tag und Nacht nahe bei einander. Als aber die Leichen schon eine Weile unter der Erde sind und alles ruhig bleibt, werden sie sicher und beschließen, daß immer Einer zu Hause bleiben und Mittag kochen soll, während die Anderen auf Feldarbeit gehen. Die erste Woche soll der älteste Bruder zu Hause bleiben, die nächste der Zweite und dann der Weihnachtsbub. Wenn das Essen fertig ist, soll mit einer Glocke, von der der Strang in die Küche hängt, geläutet werden. Als der Älteste am ersten Mittag das Essen bereitet hat und eben zum Glockenstrange gehen will, hinkt hinter ihm ein altes Weib vorüber auf den Kamin zu, indem sie sich wie vor Kälte die Hände reibt und bei jedem Schritte sagt: „Schuck, schuck, was kalt.“ Sie hat ein schauerliches Aussehen und der Schlosser fragt sie voll Furcht, wer sie ist und was sie begehrt. „Oh“, antwortet sie, „ich bin eine arme Bettelfrau und wohne dort hinten in dem

großen Walde. Hu, wie mich friert! Schuck, schuck, was kalt! Schuck, schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer mich wärmen und gib mir ein wenig von Deinem Brei dort.“ Aus Furcht reicht er ihr einen Teller mit Brei, zu dem ein Löffel gelegt ist. Sobald sie den Teller in der Hand hat, läßt sie den Löffel zu Boden fallen und verlangt von ihm, daß er ihn aufheben solle. Wieder aus Furcht gehorcht er, und als er sich danach bückt, springt sie ihm in den Nacken und peinigt ihn so, daß er umzukommen vermeint, doch behält er so viel Kraft, daß er auf allen Vieren zum Glockenstrange kriechen und anziehen kann. Beim ersten Anschlage läßt sie ihn los und ist verschwunden. Die Anderen kommen und finden ihn sehr bleich. Er schämt sich aber, die Wahrheit zu gestehen, und sagt nur, daß ihm unwohl geworden. Als es ihm am nächsten Mittag aber wieder ebenso ergeht, bittet er seinen Bruder, den Schmied, ihn abzulösen. Dieser erleidet zwei Mittage dasselbe Schicksal und wird dann vom Weihnachtsbub abgelöst. Auch ihm erscheint die Hexe und bittet ihn in ganz denselben Worten um Essen; er reicht ihr einen Teller; sie läßt wieder den Löffel fallen und bittet ihn, denselben aufzuheben. Er fährt sie aber barsch an: „Altes Schensal, meinst Dn, ich hätte nicht gemerkt, daß Du den Löffel mit Vorsatz herabgeschüttelt hast? Gleich nimmst Du den Löffel auf oder ich schlage Dir die Knochen zu Brei“; und damit greift er nach dem Schüreisen; als er aber auf sie zutreten will, ist sie verschwunden. Jedoch ist sie am nächsten Mittag wieder da und bittet mit den ständig wiederkehrenden Worten um Essen. Er packt sie aber sogleich an der Kehle, indem er ihr zuruft, daß sie ihm diesmal nicht entwischen solle, ehe sie ihm gezeigt habe, wo sie her käme und wo sie hinginge. Sie erwidert: „Wenn ich Dir zeigen soll, wo ich herkomme und wo ich hingehe, so sage es noch einmal; Du darfst aber keine Furcht haben.“ Darauf wiederholt er furchtlos seine Forderung und befindet sich nun plötzlich mit dem alten Weibe in einem tiefen Keller vor einer hohen Wand, die sich auf einen Zauberspruch des Weibes öffnet. Dann wird er auf viel verschlungenen Pfaden in einen prachtvollen Saal geführt, in welchem kleine graue Männlein [1]) ihn empfangen und sehr glänzend bewirthen. Auf die Mahlzeiten folgen Spiele, Jagd und Fischerei, bis dem Weihnachtsbub die Brüder wieder einfallen und er zu einem der grauen Männlein sagt, er müsse jetzt wieder hinauf, denn seine Brüder warteten auf

[1]) Der Ausdruck „Zwerg“ ist nicht bekannt, es heißt in der Volkssprache immer „klines Gräumännel“.

das Mittagessen. Darauf fragt ihn das Männlein lachend, wie lange er denn meine, daß er bei ihnen sei, und als er antwortet, etwa eine halbe Stunde, erfährt er, daß er gerade in diesem Augenblicke vor zwölf Jahren in die Unterwelt gekommen ist. Er erschrickt hierüber sehr und gedenkt sogleich seiner Pflegeeltern und seiner Pflegeschwester; das Männlein kann ihm aber die beruhigende Versicherung geben, daß Alle wohlauf sind und die Pflegeschwester noch unverheirathet ist. Er will nun sogleich in die Welt zurückkehren, wird indeß belehrt, daß nur die ihn wieder hinwegführen könne, die ihn hergebracht habe. Er läßt sich nun sogleich zu der alten Hexe führen, diese aber weigert sich hartnäckig, ihm behilflich zu sein. Als er hierüber sehr traurig wird, erklärt das Männlein, daß es ihm behilflich sein wolle und gibt ihm folgende Aufschlüsse: vor 100 Jahren war das alte Weib, das Dich hierher gebracht hat, eine wunderschöne, junge Prinzessin, und sie hatte einem schönen, jungen Prinzen versprochen, daß sie ihn heirathen wolle; nun kam aber ein reicherer und mächtigerer Prinz und hielt um sie an, und da brach sie ihr Versprechen und verlobte sich mit dem. Darüber wurde der junge Prinz sehr zornig und ging zu einem mächtigen Zauberer und bat ihn um seine Hilfe. Und der Zauberer verwünschte die Prinzessin und das Schloß und Alles, was dazu gehörte, und die Prinzessin ward eine scheußliche, alte Hexe, wie Du sie gesehen hast, und an das Schloß wurde angeschrieben, daß es dem gehören solle, der es bewohne, denn Keiner konnte es darin aushalten, und die Meisten kamen um, die es betraten. Das kam aber so: die Prinzessin war nicht blos äußerlich zu einer Hexe verwandelt, sondern auch innerlich, so daß sie Macht hatte wie eine Hexe und nur Lust an Unheil. Die fiel nun über Jeden her, der das Schloß betrat und saugte ihm das Leben aus; daher die vielen Leichen, die im Schlosse lagen, als Ihr ankamt. Deine Brüder können von Glück sagen, daß der Glockenstrang in der Küche hing, denn vor dem Glockenschalle mußte sie weichen, sonst hätte sie ihnen auch das Leben ausgesogen. Über Dich aber hatte sie keine Gewalt, weil Du keine Furcht hast. Wir grauen Männlein haben nun die ganzen 100 Jahre hiedurch das Schloß unterhalten und das Vieh gefüttert und aufgezogen und Alles so erhalten, wie Ihr es vorgefunden habt. Wir Alle sind auch verzauberte Prinzen; wir können aber nicht mehr erlöst werden, weil unsere Zeit vorübergegangen ist, ohne dass ein Erlöser gekommen wäre. Wir müssen in alle Ewigkeit hier unten bleiben und haben es wohl ganz gut, aber nicht so gut wie in der Seligkeit im Himmel. Die Prinzessin aber kann noch erlöst werden;

Du brauchst ihr nur einen Kuß zu geben, so wird sie wieder wie sie früher war, muß dann aber Deine Frau werden und Dich auf die Erde zurückführen.

Wegen dieses letzten Punktes hat der Weihnachtsbub Bedenken; das graue Männlein tröstet ihn aber, daß sich doch noch vielleicht ein Ausweg finden werde. Er gibt nun der Alten den Kuß und hält plötzlich eine schöne Prinzessin in den Armen.

Von dem Männlein erhält er jetzt einen großen Korb mit einem langen Strick daran und ein Stäbchen mit folgender Weisung: wenn Du mit der Prinzessin in den Korb steigst, werdet Ihr sogleich oben auf der Erde ankommen. Wenn Du wieder zu uns willst, mußt Du mit dem Stäbchen an einer bestimmten Stelle[1]) auf die Erde klopfen, so wird sie sich aufthun, und dann müssen Deine Brüder Dich in dem Korbe an dem Strick hinablassen. Der Strick wird zwar bei Weitem nicht reichen, aber der Korb macht sich los und trägt Dich hinab und hernach wieder nach oben bis an den Strick, und dann müssen die Brüder Dich vollends hinaufziehen.

Er wird dann noch ermahnt, daß er sich ja nicht scheuen, sondern in jeder Noth an die grauen Männlein wenden möge. Kaum hat er, reich beschenkt, mit der Prinzessin den Korb bestiegen, so stehen sie auch schon oben vor dem Schlosse. Hier erfährt er von der Dienerschaft, daß das Schloß mit allen Besitzungen den Brüdern zugesprochen worden ist und daß der Ältere soeben in der nahen Stadt mit der Tochter des Königs Hochzeit mache. Er begibt sich sogleich mit der Prinzessin dorthin und wird freudig begrüßt. Die Brüder haben die Eltern und die Schwester inzwischen vergessen; er aber denkt sogleich nach Beendigung der Hochzeitsfeierlichkeiten wieder an sie, und wie er die Pflegeschwester statt der Prinzessin heirathen könne. Das Herbeischaffen der Verwandten ist wegen der großen Entfernung besonders schwierig. Er beschließt daher, das graue Männlein[2]) um Hilfe anzugehen, klopft mit dem Stäbchen[3]) auf die Erde, und Alles geschieht, wie vorhergesagt.

Bezüglich der Heirath räth ihm das Männlein, er solle den unverheiratheten Bruder veranlassen, der Prinzessin ohne Weiters um den Hals zu fallen und ihr zu sagen, daß er sie heirathen wolle; sage

[1]) Die Stelle ist in der Erzählung nicht angegeben.

[2]) Es ist bald von einem, bald von den Männlein die Rede; es scheint aber, daß sich einer besonders seiner angenommen habe.

[3]) Der Ausdruck „Wünschelruthe" ist unbekannt; es heißt im Dialekt „klinea Steckel" = Stöckchen oder Stäbchen.

sie dann zu, so dürfe sie dessen Frau werden. Dann solle sogleich die Hochzeit gefeiert werden, und nach Beendigung derselben solle er wieder zu einer bestimmten Stunde mit dem Stäbchen klopfen, dann werde er, das graue Männlein, hinaufkommen und ihm helfen. Es verläuft nun Alles nach Wunsch, und wie der Weihnachtsbub klopft, kommt das Männlein herauf, bis an den Leib in großen Stiefeln steckend und noch ein ebensolches Paar in den Händen haltend, das Jener anziehen muß. Darauf erklärt er ihm, daß dies Stundenstiefel[1]) seien, und daß sie mit denselben in einer Stunde bei dem Häuschen im Walde sein würden. Richtig erreichen sie auch das Haus in so kurzer Zeit, nehmen die Eltern und die Schwester auf die Schultern und führen sie in ebenso kurzer Zeit zum Schlosse zurück. Hier heirathet nun der Weihnachtsbub die Pflegetochter, und Alle führen ein langes und glückliches Leben.

FINSTINGEN (in Lothringen). F. PETERS.

BERICHT

über die Verhandlungen der deutsch-romanischen Section auf der XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Zürich.

(28. September bis 1. October 1887.)

Die constituirende Sitzung der Section fand am 28. Sept., Mittags 12 Uhr, statt und wurde durch Prof. Tobler eröffnet. Prof. Martin (Straßburg) schlägt vor: die Herren Professoren Drr. Tobler und Ulrich, beide in Zürich, welche von der Gießener Versammlung mit der Vorbereitung der Geschäfte beauftragt worden waren, zu Vorsitzenden zu ernennen. Der Vorschlag wird einstimmig zum Beschluß erhoben. Als Schriftführer werden gewählt die Herren Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg und Dr. Bachmann-Zürich. In das Album der Section tragen sich 34 Mitglieder ein: Gymnasiallehrer Dr. Bachmann-Zürich, Prof. Dr. Bächtold-Zürich, Stud. Bodmer-Zürich, P. Brändli, O. S. B. Engelberg, Dr. Bruppacher-Zürich, Privatdocent Dr. Cröger-Straßburg, Gymnasialrector Ehemann-Ravensburg, P. Fischer, O. S. B.-Sarnen, Prof. Dr. Götzinger-St. Gallen, Privatdocent Dr. Hartmann-Zürich, Dr. Herzog-Aarau, Professor Dr. Hewett-New-York, Prof. Dr. Hirzel-Bern, Dr. Jecklin-Chur, Prof. Dr. Kluge-Jena, Prof. Dr. Koch-Marburg, Privatdocent Dr. Levy-Freiburg i. Br., Prof. Dr. Martin-Straßburg, Prof. Dr. Meyer v. Knonau-Zürich, Prof. Dr. Morf-Bern, Prof. Dr. Motz-Zürich, Prof. Dr. Reifferscheid-Greifswald, Gymnasiallehrer Dr. Schoch-Zürich, Prof. Dr. Soldan-Basel, Dr. Staub-Zürich, Dr. Stickelberger-Burgdorf, Prof. Dr. Stiefel-Zürich, Stud. Stutz-Zürich, Prof. Dr. Tobler-Zürich, Prof. Dr. Ulrich-Zürich, Prof.

[1]) Der Ausdruck „Siebenmeilenstiefel“ ist nicht bekannt.

Dr. Vetter-Frauenfeld, P. Wagner, O. S. B.-Engelberg, Privatdocent Dr. Weissenfels-Freiburg i. Br., Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg.

Zur Vertheilung an die Mitglieder werden an diesem und den folgenden Tagen aufgelegt: Von Prof. Dr. Koch: Koch und Geiger, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Neue Folge. I. Bd. I. Heft. — Von Prof. Dr. Bächtold: Dessen Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. I. Lieferung. — Von Dr. Staub (namens der Leitung des schweizerischen Idiotikon): Die Vocalisirung des N bei den schweizerischen Alemannen. Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern. Proben aus dem für das schweizerdeutsche Idiotikon gesammelten Materiale. Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. — Von dem Verlagshändler Dr. Huber und Dr. Th. Vetter in Frauenfeld: Chronick der Gesellschaft der Mahler 1721—1722. Nach dem Manuscripte der Züricher Stadtbibliothek herausgegeben von Th. Vetter (Bibliothek älterer Schriften der deutschen Schweiz II. Serie, I. Heft).

In der zweiten Sitzung (Donnerstag den 29. September, Morgens 8 Uhr) trägt Prof. Dr. Kluge-Jena vor über „Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch in ihren geschichtlichen Beziehungen". Der Vortrag ist in dem inzwischen erschienenen Buche: Von Luther bis Lessing, sprachgeschichtliche Aufsätze von Fr. Kluge-Straßburg 1888, S. 66 ff. der Hauptsache nach zum Abdruck gebracht, und es kann deshalb hier auf eine Wiedergabe des Inhalts verzichtet werden. In der an den Vortrag sich anschließenden Discussion wendet sich Prof. Martin gegen die, wie ihm scheint, nicht ganz gerechte Beurtheilung Luthers durch den Vortragenden. Prof. Götzinger dankt dem Vortragenden dafür, daß er die ungerechten Ausfälle Rückerts gegen die Schweiz zurückgewiesen habe. Prof. Morf glaubt, daß die rätoromanische Syntax sehr dazu angethan sei, als Quelle für die Erkenntniß syntaktischer Eigenthümlichkeiten des Schweizerdeutschen zu dienen. Der Vorsitzende möchte namentlich schweizerische Forscher auffordern, das vom Vortragenden in allgemeinen Zügen behandelte Thema zum Gegenstand eingehenden Studiums zu machen.

Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg hält einen Vortrag „Zur Psychologie Heinrichs v. Kleist". Die litterarische Kritik ist deswegen vielfach auf Abwege gerathen, weil die Kritiker bei der Beurtheilung von Dichtwerken ihre eigenen psychologischen Anschauungen zu Grunde legten, anstatt die Psychologie des Dichters festzustellen und davon ausgehend dessen Werke zu betrachten. Dieses letztere Verfahren will der Vortragende zur Lösung schwieriger Probleme aus Heinrich v. Kleists Dichtungen in Anwendung bringen. 1. Kleists Ansicht, daß die Reflexion sowohl auf körperliche Bewegungen als auch auf moralische Handlungen von verhängnißvollem Einflusse sei, daß nur das Unwillkürliche schön, nur da Grazie möglich sei, wo das Bewußtsein völlig schweige, daß Überlegung im Augenblick der Entscheidung nur verwirren und schaden könne — diese Ansicht erklärt uns, warum Kl. seine Personen mit Vorliebe den Eingebungen des Augenblicks gehorchen läßt. 2. Kl.'s „Gesetz des Gegensatzes" ist die Übertragung eines bekannten physikalischen Gesetzes auf das moralische Gebiet. So wie ein elektrischer Körper in einem unelektrischen, auf den er einwirkt, die entgegengesetzte Elektricität hervorruft, „so kann im Gebiet moralischer Erscheinungen bei

entsprechender Einwirkung von Außen der Znstand der Indifferenz plötzlich in einen anderen Zustand überspringen, welcher zu der empfangenen Einwirkung in einem ähnlichen gegensätzlichen Verhältniß steht". Beispiele für die Wirksamkeit dieses Gesetzes erbringt der Vortragende aus Kleists „Erdheben von Chili", namentlich aher aus dem „Prinzen von Homhurg" (vgl. III, 5; IV, 4). So läßt sich durch die psychologischen Theorien des Dichters das Handeln der Personen seiner Schöpfungen erläutern.

Nach dem Vortrage, der zu keiner Discussion Anlaß gibt, laden der Vortragende und Dr. Stanb die Mitglieder zu einem Besuche der Sammlungen für das schweizerische Idiotikon ein. Darauf wird die Sitzung aufgehoben.

Dritte Sitzung, Freitag den 30. Septemher, Morgens 8 Uhr. Auf die Mittheilung des Vorsitzenden hin, daß die nächste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz stattfinden solle, werden die Herren Professoren Drr. Weinhold nnd Gaspary, beide in Breslan, zu Vorsitzenden der deutsch-romanischen Section gewählt.

Professor Dr. Reifferscheid-Greifswald spricht über die Windeck-Handschriften in Zürich. In Bezng auf den Inhalt des Vortrages mnß auf die „Verhandlungen" und die „Göttinger Nachrichten" 1887, Nr. 18, S. 522 ff. (vgl. namentlich S. 530. 533. 543) verwiesen werden. Der Vortrag rnft eine kurze Discussion hervor, an der sich Prof. Dr. Meyer v. Knonau und der Vorsitzende hetheiligen. — Nachher hält Prof. Dr. Morf-Bern seinen Vortrag üher „die Untersuchung lebender Mnndarten nnd ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht". Das Studium der afrz. Sprache nnd Litteratur, wie es gegenwärtig auf den meisten deutschen Hochschnlen hetriehen wird, sollte beschränkt werden zu Gunsten einer eingehenderen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der neneren Sprache nnd Litteratnr, namentlich auch mit den lehenden Mundarten.

Dieses letztere ist in doppelter Hinsicht nutzbringend: 1. Für die Aussprache. Der Studirende muß sich daran gewöhnen, die Laute der Mnndart phonetisch genau zu fixiren nnd schärft so sein Ohr für eine richtige Anffassung der fremdsprachlichen Laute, was ihm später hei seinem Anfenthalte im Auslaud sehr zn statten kommt. Die große Bedeutung einer guten Aussprache wird heute allgemein anerkannt. 2. Für die allgemein sprachliche Bildung. Das Studium der lehenden Sprachen ist für den Studirenden die beste Unterweisung in den Gesetzen des Sprachlebens. Es bewahrt ihn davor, daß er sich an eine „ahenteuerliche Lautcasuistik" gewöhnt und in lautlichen Entwicklungen, die auf Grund eines doch nnr lückenhaft und unvollkommen überlieferten Sprachmaterials oft willkürlich constrnirt worden sind, mehr als imaginäre, der Thatsächlichkeit enthehrende Gebilde erhlickt. Im romanischen Seminar der Universität Bern sind Übnngen an einigen Patois des „frankoprovenzalischen" Kantons Freihurg mit dem hesten Erfolge vorgenommen worden. Der Vortragende skizzirt kurz den dabei befolgten Arheitsplan. In der Discussion ergreift Prof. Dr. Soldan-Basel das Wort. Er ist von dem hohen Werth der dnrch den Vortragenden angeregten Ühungen vollkommen überzeugt, macht aher auf die großen praktischen Schwierigkeiten anfmerksam, die sich der Ansführung derselhen fast überall in den Weg stellen; denn nur wenige Universitätsstädte sind in der günstigen Lage, ein geeignetes Forschungsgehiet in der Nähe zn haben.

Professor Dr. Bächtold trägt vor über den „Ring“ des Schweizers Heinrich Wittenweiler. Der Vortrag bildet einen Ausschnitt aus des Vortragenden „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz“, und zwar aus der dritten Lieferung des Werkes; wir können deshalb hier von einer Inhaltsangabe absehen.

Die Section beschließt, am folgenden Morgen noch eine vierte Sitzung abzuhalten, um einen Vortrag des Privatdocenten Dr. Crüger-Straßburg anzuhören über „Das Straßburger Theater von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege“.

Vierte Sitzung, Samstag den 1. October, Morgens 9 Uhr. Dr. Crüger spricht über das angekündigte Thema. Er erwähnt zuerst solche theatralische Vorstellungen, die sich aus dem Mittelalter in die Neuzeit hinübergerettet hatten, z. B. die Ein- und Ausgangsscene der Schwerttänze, das Schreinerspiel, ein Abkömmling des mittelalterlichen Fastnachtspiels, welches Privilegium der Schreinerzunft geworden war u. a. Er geht sodann über zu den eigentlichen dramatischen Erzeugnissen: Das protestantische Volksschauspiel hat in Straßburg keinen Dichter gefunden; man führte schweizerische und oberelsässische Stücke auf. Das Auftreten der fahrenden Truppen (in Straßburg um 1570) brachte eine Stofferweiterung des Volksschauspiels mit sich, komische Scenen drangen ein, an Stelle des geistlichen trat auch historischer und novellistischer Inhalt. Das geistliche Volksschauspiel fristete schließlich nur noch ein kümmerliches Dasein in den Vorstellungen der Meistersinger; in den Vordergrund traten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Aufführungen der englischen Comödianten. Das lateinische Schuldrama fand einen vortrefflichen Vertreter an dem Pommern Brülow, der am Straßburger Gymnasium wirkte und als Dichter lateinischer Dramen ganz Bedeutendes leistete. Seine Stücke wurden auch fleißig ins Deutsche übersetzt. Übrigens hatte man schon um 1560 mit regelmäßigen Aufführungen, aber nur altclassischer Stücke, begonnen.

Der Vortrag ruft keine Discussion hervor. Der Vorsitzende erklärt, da die Tractanden alle erledigt sind, die Sitzung und damit die dießjährige Versammlung der deutsch-romanischen Section für geschlossen. Prof. Dr. Hewett spricht zum Schluß dem Vorsitzenden für dessen Bemühungen den lebhaften Dank der Mitglieder aus.

ALBERT BACHMANN.

LITTERATUR.

Anzeigen.

Schürer, Heinrich, **die Sprache der Hs. P des Rolandsliedes.** Programm des Communal-Gymnasiums zu Komotau. Komotau 1887. 46 S. gr. 8.

Das Ergebniß einer genauen Zusammenstellung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten von S. ist zunächst, daß der sprachliche Charakter der Hs. durchaus kein einheitlicher ist. Doch weist Vieles darauf hin, daß die Vorlage eine md. gewesen, Manches ist speciell ripuarisch. Daneben kommen

oberdeutsche, und zwar bairische Züge vor. Die Frage ist nun, war der Dichter ein Baier, der Schreiber ein Rheinfranke, oder umgekehrt? Eine Prüfung der Reime ergibt, daß dieselben mit wenig Ausnahmen md. sind. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Originalhs. im md., bezw. ripuarischen Dialekt abgefaßt und der Dichter ein Rheinfranke war. Trotzdem hält der Verf. für keineswegs gewiß, daß das Werk in dem reinen Dialekte der Heimat des Dichters abgefaßt war, sondern daß er mit Rücksicht auf ein bairisches Publicum, Heinrich den Stolzen und seine Gemahlin, die Sprache modificirte. Ich weiß nur nicht, ob in diesem Grade das möglich ist, wenigstens für jene Zeit.

Seifried Helbling. Herausgegeben und erklärt von Joseph Seemüller. Halle a. d. S. Buchhandlung des Waisenhauses 1886. CX, 393 S. 8.

Seit Martin nachgewiesen, daß Seifried Helbling nicht, wie Karajan annahm, der Verfasser der hier vereinigten Lehrgedichte ist, pflegt man von dem 'sogenannten' S. H. zu sprechen, weil der Name einmal eingebürgert ist. Auf einem Büchertitel würde sich das freilich nicht gut ausgenommen haben, und darum hat der Herausgeber wohl einfach S. H. geschrieben. Aber correcter und sachgemäßer wäre z. B. gewesen 'Die Gedichte des Verfassers des deutschen Lucidarius', da eine Verwechslung mit dem prosaischen Lucidarius des 12. Jahrhunderts dann wohl nicht möglich ist. Der Ausgabe ist eine sehr ausführliche Einleitung vorausgeschickt, worunter die zweite 'Chronologie der Sammlung' zunächst hervorzuheben ist. S. weist nach, daß die überlieferte Reihenfolge der Gedichte nicht die ursprüngliche ist; leider hat er aber trotzdem jene beibehalten, wodurch die Benützung der Ausgabe sehr erschwert ist. Weiter hebe ich den Abschnitt 'Litterarische Einflüsse und Darstellungsform' hervor, worin mit großer Sorgfalt die literarische Kenntniß des Dichters nachgewiesen ist. Sehr ausführlich ist der Abschnitt 'Metrik und Sprache' behandelt, nicht minder der 'Überlieferung' betitelte; sie beweisen, daß der Herausgeber seine Aufgabe sich nicht leicht gemacht hat.

Dombrowski, Ernst Ritter von, **die Lehre von den Zeichen des Rothhirsches** in ihrer stufenweisen Entwickelung bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Eine Studie. Blasewitz-Dresden 1886. P. Wolff. Separatabdruck aus 'Weidmann'. XVII. 35 S 8.

Die Lehre von den Zeichen des Rothwildes hat sich bis in die Gegenwart erhalten, während die Regeln über den Leithund, die Beize u. A. der Vergangenheit angehören. Zuerst erörtert Verf. die Frage, wo und wann die Lehre von den Zeichen des Rothwildes entstanden ist, und hier ergibt sich, daß Spuren davon bis ins 12. Jahrh. zu verfolgen sind. Die ältesten Zeugnisse sind in einem ahd. Glossar, im Schwabenspiegel und in Hadamars Jagd. Die Dichtungen des 12. und 13. Jahrh. liefern, so viel sie auch die Jagd behandeln, kein Material zu der Frage. Eine Übersicht der Quellen von Hadamar an bis ans Ende des 16. Jahrhs., die der Verf. S. 7 ff. gibt, drängt zu der Frage nach dem Zusammenhange derselben, ob die hervortretende Übereinstimmung auf mündlicher Überlieferung oder auf Abschriften beruht. Das Ergebniß einer genauen Vergleichung ist, daß sie auf ein Werk über die Hirschjagd zurückgehen, das etwa aus der Zeit Friedrichs II. stammt.

Heeger, Georg, **über die Trojanersage der Briten.** Münchener Inaugural-Dissertation. München 1886. R. Oldenbourg. 99 S. 8.

Der Verf. behandelt zunächst die britische Trojanersage vor Galfrid, und die ältesten Spuren, die vermeintlich bis ins 9. Jahrh. zurückgehen sollten, da sie in der Historia Britonum sich finden. Zu dem Zweck wird die Hist. Brit. untersucht, deren ursprüngliche Gestalt durch spätere Zusätze sehr entstellt ist. Die betreffende Erwähnung findet sich unter 30 Hss. etwa nur in drei, ist also als Interpolation anzusehen. Daß dies der Fall, wird durch Hugo von Flavigny (um 1090) gestützt (S. 37). An dritter Stelle wird die Erwähnung bei Heinrich von Huntingdon (um 1135) behandelt. Es ergibt sich, daß derselbe aus der Hist. Brit. geschöpft hat. Im zweiten Haupttheil wird nun Galfrid von Monmouth (um 1136) erörtert. Sein Bericht beruht in den Grundzügen auf der Hist. Brit., erscheint aber in einer mehr als 25fachen Erweiterung. Diese beweist durch Beziehungen auf die Cultur der Kreuzzüge (S. 65) ihre Nichtursprünglichkeit. Außerdem ist Virgil reichlich benützt. Es folgt die Trojanersage nach Galfrid, und zwar zunächst die Historia Britanica, der welsche Brut i Tysilio, ferner Gaimar, Wace und Giraldus Cambrensis. Die Untersuchung ist mit großer Sorgfalt und Besonnenheit durchgeführt, und es darf die Schrift als eine willkommene Bereicherung unserer Kenntniß der Trojanersage bezeichnet werden.

Ortner, Max, **Reinmar der Alte. Die Nibelungen.** Österreichs Antheil an der deutschen Nationalliteratur. Wien 1887. Konegen. VIII, 356 S. 8.

Der von jugendlicher Begeisterung für sein engeres Vaterland Österreich erfüllte Verf. gibt uns ein Bild von der Sittenlosigkeit, die die Folge der aus Frankreich eingedrungenen Cultur gewesen. Zwei Dichter seien dieser Verderbniß entgegengetreten, ein Lyriker, Reinmar der Alte, und ein Epiker, der Kürenberger. Der ganze Grundgedanke scheint mir ein verfehlter zu sein, und namentlich auf Reinmars melancholischen, in sich versenkten Charakter wenig zu passen. Eher ließe sich den Nibelungen ein solcher polemischer Gedanke zu Grunde legen. Wenn übrigens in einem von der Verlagshandlung dem Buche beigegebenen Prospect gesagt ist, daß die leitenden Grundgedanken meine vollste Zustimmung gefunden, so ist dies nur in sehr beschränktem Maße richtig, da ich zu krank war, um das Ms. lesen zu können und daher nur in einem Briefe der Verf. mir seine Ideen darlegte.

Fischer, Hermann, **Ludwig Uhland.** Eine Studie zu seiner Säcularfeier. Stuttgart 1887. J. G. Cottasche Buchhandlung. 3 Bl. 199 S. 8.

Der Verf. hat versucht, in seiner Schrift, die als Festgabe zu Uhlands hundertjährigem Geburtstag erschien, 'das äußere Leben des Dichters, über das wir schon sehr ergiebige Quellen besitzen, nur kurz zu entwerfen, daneben aber ein Bild von seiner Eigenart als Dichter, als Patriot und als Gelehrter' zu geben. Da die politische Thätigkeit Uhlands jetzt ganz der Geschichte angehört und kaum noch mit einem ihrer Fäden in die Gegenwart hineingreift, da auch, wie F. hervorhebt, das Gebiet der Forschung, das Uhland pflegte, mehr und mehr der Pflege des Sprachlichen gewichen

ist, so läßt sich über das, was Uhland hier und dort geleistet, ein abschließendes Urtheil abgeben. Dem Verf. kommt zu statten, daß er Germanist von Fach ist und den gelehrten Arbeiten Uhlands ein feines Verständniß entgegenbringt, daß er, wenn auch nicht Dichter, doch eines Dichters Sohn, und mit feinem poetischen Verständniß ausgestattet, und daß er wie Uhland in Schwaben geboren und erwachsen ist. So hat er für das speciell Schwäbische in Uhlands Wesen ein tieferes Verständniß, was ihn keineswegs zu einer einseitigen Vorliebe, sondern nur zu einer richtigeren und tiefer gehenden Würdigung der bei Uhland hervortretenden schwäbischen Eigenart führt. Auch hier sieht man, es ist der objective Forscher, der überall in der Beurtheilung hervortritt. Unter allen aus Anlaß der Säcularfeier erschienenen Schriften ist die des Verf. die gediegenste und gereifteste und verdiente daher wohl dem kürzlich verstorbenen Fr. Vischer als Widmung dargebracht zu werden.

Kahle, Bernhard, **zur Entwicklung der consonantischen Declination im Germanischen.** Berlin 1887. Hande- und Spenersche Buchhandlung. 54 S. 8.

Nach einer Einleitung, in welcher der Verf. sich mit Kögel auseinandersetzt, behandelt er zunächst die Masculina 1. *fōt-*; 2. *tunþ-*, *tund-*; 3. *wint(a)r*; 4. *naut-*; 5. *mēnōþ-*, *magaþ-* (f.), bei denen hauptsächlich der Einfluß der *u-*, *i-* und *o*-Declination vorwaltet; dann die Feminina: 6. *hand-*, wo der Einfluß der *u*-Decl. erkennbar; 7. *mūs-*, *gans*, Einfluß auf *â*-Decl.: 8. *nakt-*; 9. *breust-*, *brust*; 10. *burg*; diese drei Wörter, eine kleinere Gruppe für sich bildend, die im ahd., mhd. und vereinzelt auch im ags. auf Fem. der *i*-Decl. eingewirkt haben; 12. *bōk-*; 13. *dur-*; 14. *kō-*, *kū*; 15. *brōk-*; 16. *aik-*; endlich ein ursprünglich vocalisches Wort: *mann-*.

Becker, R., **Ritterliche Waffenspiele** nach Ulrich von Lichtenstein. Jahresbericht des evangel. Realgymnasiums in Düren über das Schuljahr von Ostern 1886—1887. (Progr. Nr. 458.)

Der Verf. stellt für die Ulrichs Liebesleben betreffenden Abschnitte die Glaubwürdigkeit derselben in Abrede, indem hier durch romanhafte Erfindungen stark aufgeputzt sei; dagegen in den Turnierschilderungen habe er volle Glaubwürdigkeit. Dem Beweis für diese Scheidung sehen wir entgegen. Vorläufig beschäftigt er sich mit dem Ritterleben Ulrichs, und zwar 1. die Ritterschaft, den Buhurt; 2. Waffen und Waffenkleidung; 3. das Stechen oder die Tjost; 4. den Turnei, der nach Ulrichs Schilderung die Schlacht in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit nachahmt.

Gedichte Oswalds von Wolkenstein, des letzten Minnesängers. Zum ersten Male in den Versmaßen des Originals übersetzt, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Johannes Schrott. Mit einem Bildniß des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Compositionen. Stuttgart 1886. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. XXXII, 214 S. kl. 8.

Der Verf. hat eine schwierige Aufgabe mit Geschick gelöst, um so schwieriger, als der Originaltext in der Ausgabe von Beda Weber reich an

Mängeln ist. Die Vorliebe für seinen Gegenstand hat sein Urtheil über Oswald, wie das so oft zu geben pflegt, etwas beeinträchtigt, und zu viel ist es jedenfalls gesagt, wenn Oswald nicht bloß als ein Nachtreter der Minnesänger bezeichnet wird, was man unbedingt gelten lassen kann, sondern als ein Dichter, der den Gedankenkreis der Minnesänger um Vieles erweitert, ihre Kunst zur letzten Ausbildung gebracht und in gesunder und wahrer Auffassung des menschlichen Lebens sie alle — mit wenigen Ausnahmen — übertroffen hat. Sch. stellt O. auch über Hugo von Montfort, weil er selbst musikalisch begabt war und die Melodien zu seinen Liedern verfaßte, während Hugo sich dazu der Hilfe seines Dieners Burk Mangolt bediente, und das ist ein unleugbarer Vorzug. Der Verf. hebt O.'s weitgezogenen Gedankenkreis hervor, der mit seinen Reisen durch die Welt zusammenhängt. 'Er verdankte Alles sich selbst, indem er in der rauhen Schule des Lebens lernte, was ihm frommte. Er war ein selbstgewordener Mann und stand immer auf eigenen Füßen.' Wenn man diesem Urtheil gern zustimmen wird, so ist doch wohl wieder eine Hyperbel, wenn S. sagt: 'Seinen hohen Gönnern gegenüber bewahrte er stets eine edle Selbständigkeit, und niemals versank er in jenen weinerlichen Supplicantenton, der uns bei Walther von der Vogelweide so bedauerlich anmutbet' (!). S. vergißt hier ganz die Verschiedenheit der Verhältnisse und der Zeiten; O. war ein wohlsituirter Herr, der daher auch 'ein guter Hausvater' sein und ein hübsches Vermögen hinterlassen konnte, weit entfernt 'von dem unpraktischen Sinne Walthers und so mancher anderer leichtlebiger Minnesänger'. Ich glaube, wenn Walther an Oswalds Stelle gewesen, hätte er vielleicht ebenso wie dieser gehandelt. Doch abgesehen von solchen Ausschreitungen ist die Charakteristik zu loben. Mit Recht wird seine Bedeutung für die Geschichte der Musik hervorgehoben, was schon Kenner wie Ambros und Dommer gethan. Danach ist Oswald, 'wenn nicht einer der frühesten Mitbegründer der neueren Musik, doch wenigstens ihr Vorbote gewesen'. Was nun die Übersetzungen betrifft, so muß die große Gewandtheit hervorgehoben werden, mit welcher S, die meist schwierigen Formen des Originals wiedergegeben hat.

Aus Zeitschriften.

Mittheilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. 1885.

2. Heft, Nr. 1. W. Stieda, Der Nachlaß eines hansischen Kaufmanns. Aus dem 15. Jahrh. Culturgeschichtlich anziehend. — Seelmann, Der Lübecker Unbekannte. Der Drucker des Reineke Vos u. s. w. Verzeichniß der Drucke. Seelmann vermuthet, daß es Mathäus Brandis gewesen. — A. Hagedorn, Zableuräthsel. Ein deutscher Reimspruch, der auf das Jahr 1453 zu deuten; ein zweiter lateinisch auf das Jahr 1410.

Nr. 2. Schwiening, Mittelalterliche Malereien in den Kirchen Lübecks. Mit zwei Tafeln Abbildungen in Farbendruck.

Nr. 3. A. Hagedorn, Johann Stricker, Prediger an der Burgkirche. Urkundliche Nachrichten. Stricker (Stricerius), der Verfasser des 'Düdeschen

Sloemer'. — W. Brehmer, Geschenk an Dr. Bugenhagen. Vom Jahre 1532, als B. zum zweiten Male nach Lübeck kam.

Nr. 4. Brehmer, W., Zur Geschichte der Befestigung der Stadt (mit nd. Urkunden). — Hack, Th., Aus dem culturhistorischen Museum: Ein Siegelstock des 14. Jahrhs. Ein Messer- oder Gabelgriff des 13. oder 14. Jhs. — Stichl, C., Lübeckische Spielgreven.

Nr. 5. Hagedorn, A., Aus lübischen Handschriften. Nd. Reimsprüche des 15. Jhs.

Nr. 6. Stieda, W., Lübische Bernsteindreher oder Paternostermacher. Hervorgehoben wird, daß unter den Ostseestädten Lübeck vor Allem durch industrielle Verwerthung des Bernsteins sich auszeichnete. Schon um 1366 begegnet eine Zunft der Paternostermacher. — Koppmann, Aus Lübischer Handschrift. Mit Bezug auf 2, 79.

Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XXVI. Vereinsjahr 1886. Salzburg, Selbstverlag der Gesellschaft.

Grienberger, Theodor von, die Ortsnamen des Indiculus Arnonis und der Breves Notitiae Salzburgenses in ihrer Ableitung und Bedeutung dargestellt. S. 1—78.

Eine wichtige Quelle für ahd. Namen, darunter einige romanischen Ursprungs.

Im-Hof, Rup., Freih. von, Beiträge zur Geschichte des salzburgischen Jagdwesens aus archivalischen Quellen gesammelt. S. 131—179. 219—307. Unter den benützten Quellen befinden sich auch einige auf die Jagd bezügliche Weisthümer.

Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 1886 bis 1887. Darmstadt.

1886, 1. Heft. Kofler, der Pfahlgraben im Horloffthale zwischen Hungen und Echzell in Oberhessen, — Kofler, Vorrömisches, Römisches und Nachrömisches im Großherzogtum Hessen. — Vorgeschichtliche Funde bei Friedberg.

2. Heft. M. Rieger, Siegfriedssage bei Caldern. Der isländische Abt Nikolaus fand auf seinem Wege zwischen Stadtbergen an der Diemel und Mainz einen Ort Kiliandr, zu dem er bemerkt, 'da ist die Gnitaheide, wo Sigurdhr den Fafnir schlug'. Caldern lautet urkundlich Calantra, offenbar = Kiliandr. Vom Fortleben der Sage gibt Pfarrer Bang Zeugniß, der in seiner Predigt 1868 Siegfrieds Kampf mit dem Drachen erörterte. Ein Trupp Bauern begleitete ihn auf dem Heimwege, wo er erzählte, daß man sage, der 'Siegfried' habe hier in der Nähe des Rimberges den Drachen erschlagen. Als zweiter Zeuge tritt Pfarrer Kümmell in Caldern hinzu, der von Bauern in Kernbach hörte, ein alter Mann sage, einen Büchsenschuß von der Höhle am Rimberg liege ein großer Stein, auf dem sich der Drache gesonnt, das habe ihm sein Großvater erzählt.

3. Heft. F. W. E. Roth, Beiträge zur Geschichte des St. Petersstiftes. — Wimpfen, aus der Hs. 229 in Darmstadt, bringt zunächst daraus ein Rentenverzeichniß mit vielen Namen (13. Jahrh.), S. 146 der Name Parcifal; —

Frohhäuser, Bauernduell, Mittheilung über das Fortleben desselben bis ins 17. Jahrh. in Lampertheim.

4. Heft. Kofler, der Pfahlgraben im Horlofftbale zwischen Bisses und Staden. Gotisches Skulpturwerk in Leeheim. In der dortigen Kirche ein Christusbild, wohl aus dem 15. Jahrh.

1887, 1. Heft. Anthes, der Schnellerts. Mit einem Plan. Eine der Bergbauten im Gersprenzthal heißt der Schnellerts, an welche die Volkssage, namentlich in Verbindung mit dem Rodensteiner, sich vielfach angelehnt.

2. Heft. Kofler, der Pfahlgraben in der Wetterau. Mit zwei Tafeln. — F. W. E. Roth, zur Bibliographie der heil. Hildegardis; in der Anlage findet sich unter Nr. 2 ein Gedicht über Hildegardis Prophezeihungen aus der Darmstädter Hs. 2194. 4°. 15. Jahrh., in niederdeutscher Sprache. Es beginnt 'Uns hait sante Hildegart vil gesacht'.

3. Heft. Kofler, der Pfahlgraben von der hessischen Grenze bei Marköbel bis Bisses. Mit drei Tafeln. — Decker, gereimte Inschriften auf der Ronalburg bei Büdingen (16. Jahrh.).

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neue Folge. 5. Bd. 1. Heft.

Ehrenberg, R., zur Geschichte der Hamburger Handlung im 16. Jahrh. S. 139—182. Mittheilungen aus alten Handlungsbüchern des 16. Jahrhs., die einen Einblick in den Hamburger Handel jener Zeit gewähren.

Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neunter Jahrgang 1886. Hamburg 1887.

Walther, C., Runenstein bei Hamburg S. 10 f. Es ist ein erratischer Block, und sehr zweifelhaft, ob die Zeichen darauf Runen sind.

Walther, P., zu offen utc. Rebus auf 2 f. bestehend, die 1426 die Krieger mit einem Kamm auf dem Arme als Zeichen trugen, von W. gedeutet: 'offen Kamm', d. h. alle über einen Kamm; Mahnung an den Tod. S. 16 f.

Urkunde des Herzogs Johann zu Sachsen-Lauenburg und des Bischofs Johann zu Ratzeburg vom 17. Sept. 1459. S. 30—32.

Sillem, W., Aus Joachim Westphal's Briefwechsel. S. 51—62. Charakteristische Mittheilungen über Westphal, der hier in sehr günstigem Lichte erscheint.

Walther, C., zum Gelagsgruß. T. 63 f. Reimspruch zur Begrüßung bei einem Gelage.

Bahrfeldt, M., Kleine Beiträge zum Hamburgischen Münzwesen S. 75 ff.

Gaedechens, C. T., über die Hamburgischen Burgen und Schlösser S. 121 ff.

Hübbe, H. W. C., Ortsnamen bei Hammerbrook. Ortebrook, Lehenberg, Dala, Bokle. S. 162 f.

Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde. 20. Jahrg. 1887. Wernigerode.

Dieselbe enthält auf S. 329—382 eine die Germanisten angehende Abhandlung. — Paul Zimmermann, Georg Thyms Dichtung und die Sage von Thedel von Wallmoden (nur in Sonderabdruck vorliegend). Zuerst behandelt Z. das Leben Thyms, dann seine Werke, die durchaus zu den Seltenheiten gehören. Die Zahl der ihm mit Sicherheit zuzuschreibenden Werke ist 14, die bis auf zwei von Z. alle eingesehen wurden und genau beschrieben werden. Speciell geht er dann auf die Dichtung von Thedel von Wallmoden ein, deren Stoff Thym nach Z. wahrscheinlich aus mündlicher Überlieferung schöpfte; die Ausgaben werden genau beschrieben, dann eine Inhaltsangabe beigefügt; der letzte Abschnitt behandelt die Sage, die eine Gestaltung der von Heinrich dem Löwen ist. Bei der Gelegenheit sei auch Z.'s Ausgabe von Heinrich Gödings Gedicht von Heinrich dem Löwen, bei Paul u. Braune, Bd. XIII, erwähnt, wo Z. zuerst Göding als Verf. des für anonym geltenden Liedes nachweist.

Am Urds-Brunnen Mittheilungen für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Bd. 3. Jahrgang 5. 1886. Nr. 6. Das Urkultussystem. Einem nachgelassenen Werke von G. Unruh entlehnt.

Nr. 7. Schluß des vorigen Artikels. — Carstens, C., Ortsnamen: Wiek-Kiel. — Knoop, Kleine Mittheilungen. 1. Keule mit Inschrift. 2. Begräbnißgebräuche.

Nr. 8. Höft, F., Mythologische Streifereien. 1. Der Nobiskrug bei Rendsburg. — Hartmann, H., der Teigtrog und Backofen des Teufels und der Süntelstein. — Winkler, J., Niederländische Beleuchtung zur Erklärung norddeutscher Ortsnamen (Delf, Delve-Kiel). — Kleine Mittheilungen. Suck, J. H., Bastlösereim.

Nr. 9. Rabe, A., Rhapsodie von der gewaltigen Schlacht Odins (Hrafnagaldr Odins). Unter Zuhilfenahme des Keltischen (!) übersetzt. — Saubert, B., ein deutsches Märchen (Der Zwerg von Ralligen). — Winkler, J., Fortsetzung. (Wijk.) — Höft, F., mythologische Streifereien. 2. Die Isingeroder im Nobiskruger Gehölz und auf der Thyraburg bei Schleswig. — Kleine Mittheilungen. Hahnschlagen. — Schwarzerde. — Die Pferdeköpfe an den niedersächsischen Bauernhäusern. — Der Pfingsthammel. — Mittel gegen das Versehen der Schweine. — Wetterzauber. — Ohrenklingen.

Nr. 10. Höft, F., Mythologische Streifereien. 3. Isis und Osiris. Geht von den Sagen über den Nobiskrug aus (!). — Carstens, H., Lunden, Lindon, Lund. S. 116. — Frahm, L., Klaus Störtebeker, ein Held der Sage. S. 116—118. — Petersen, Joh., eine Rheinsage. S. 118 f. — Carstens, H., Kleine Mittheilungen. Die Unterirdischen in den Hollenbergen: Den rothen Hahn aufs Dach setzen. Umsingen zu Ostern. Aasstücke und Aasknul. Mittel gegen Lahmheit eines Rindes. Umschwärmen. Sonnenschein und Regen.

Nr. 11. Höft, F., Mythologische Streifereien. 4. Der Apis, Serapis, Bakis, Zeus als Stier, Dherma, Feridun, Widar. S. 121—126. — Frahm,

Kl. Störtebeker. (Forts.) S. 126—129. — Frahm, L., Heilige Flammen. Gruppirt. S. 129—131. — Carstens, H., Vom Feuermann nnd Ohnekopf. S. 129—153. — Derselbe, Ortsnamen (Nord, Ort, Örtjen. S. 133—134. — Rahe, Zauberformeln. Aus 'Albertns Magnns', natürlich alles keltisch gedeutet. S. 134 f. — Carstens, kleine Mittheilungen: Kosakenhall; Kassaltüüch. — Großer Reichthum (Dage). — Schatzgräher. — Das Wiedererscheinen Verstorhener. S. 136.

Nr. 12. Höft, F., Mythologische Streifereien. 5. Die Weltgebiete im Urkosmos mit den Himmels- nnd Höllenregionen. S. 137—141. — Rabe, Zauherformeln. (Forts.) S. 141—143. — Carstens, H., die Sternsinger (Weihnachtshranch). S. 143 f.

Bd. 4. Jahrg. 6, Nr. 1. 1886. Höft, F., Mythologische Streifereien. 6. Biford (Bifånd) im Rendshurger Nohiskrug. S. 1—7. — Hartmann, H. die heidnische Cultusstätte an der Porta. S. 7 f. — Carstens, H., Kinderspiele. (Die Königstochter im Thnrm.) S. 10—12. Bemerkungen dazu von F. Höft S. 12—14. — Kleine Mittheilungen: Brot und Pferdekopf. — Pfingstkerl. — Nachgeburt der Kühe abtreihen. — Nestchen suchen (Kinderspiel). — Aberglanben heim Buttermachen. — Der Schmetterling als Wetterprophet. — Locknamen für Thiere in der Altmark. S. 14—16.

Nr. 2. Höft, F., Mythologische Streifereien. 7. Griechisch-römische Mondgöttinnen. S. 17—24. — Rahe, Zwei Inschriften auf Urkunden. S. 24 bis 26. Natürlich keltisch gedeutet. Mit Schrifttafel. — Sauhert, des dentschen Volkes Weihnachtsbaum. S. 26—31. — Carstens, H., die Sternsänger (Nachtrag). S. 31 f.

Nr. 3. Knoop, O., die deutscbe Walthersage und die polnische von Walther und Helgunde. S. 33—41. — Schnlenberg, W. v., die Mittagsstunde (Sagen). S. 42—45. — Rabe, der Fnnd von Plön. Ein Bronzegefäß mit drei Schriftzeichen, die keltisch gedeutet werden. S. 45 f. — Carstens, Ortsnamen (Isern, Istere, Jern, Jarn). S. 46 f. — Horns, der Fenermann (Sage). S. 47 f.

Nr. 4. Knoop, die deutsche Walthersage (Schluß). S. 49—55. — Lidzharski, Jüdische Ssgen ans Rußland und Polen. S. 55—61. Fortlehen dentscher Sage hei den Juden. — Carstens, H., Nochmals die Königstochter im Thurm. S. 61—64. — Carstens, H., Kleine Mittheilungen: Peter, sett an! (Kinderspiel).

Nr. 5. 1886/87. Höft, F., Mythologische Streifereien. Die Prälunarchin (Mondgöttin) im Wendenlande an der mecklenburgischen Ostseeküste. — Einige Bemerkungen zn dem Aufsatze 'Der Fund von Plön'. — Fiölvinnsmål (Lied vom Jahresfeste des Bardenstnhles). Unter Znhilfenahme des Keltischen (! übersetzt von A. Rahe. Danach hilden keltische Verhältnisse und Einrichtungen den Hintergrund des Gedichtes.

Nr. 6. Höft, F. Mythologische Streifereien. 9. Urstier, Moloch, die goldenen Kälber, Baalssäulen, Aschera, Ascuthoreth. S. 81—84. — Trog, C., Friedrich der Große in der Sage. S. 84—91. — Rahe, A., Fiölvinnsmål. Lied vom Jahresfeste des Bardenstuhles. Unter Zuhilfenahme des Keltischen (! übersetzt. (Schluß.) S. 91—95. — Kleine Mittheilnngen: Woher hat der Walfisch seinen Namen? — Egypten.

Nr. 7. Höft, F., Mytbologische Streifereien. 10. Der Sublunarcb als Geliebter dor Nobiskruger Prinzessin: Dionysos-Bakchos, Attes (Atys), Adonis, Rammns, Ganescha, Heimdall, Rigr, Bragi, Gunnar, Gunther. S. 97—105. Wieder ein Beleg der zügel- nnd methodelosen Art des Verf., wovon wir schon so viele kennen gelernt. — Trog, Friedrich der Große. (Schlnß.) S. 105—108. — Rabe, die Inschrift des Ruhenthaler Steines. Mit Abbildung. S. 108—111. — Kleine Mittheilnngen: Jemanden barbiren. Er mnß auf dem breiten Stein stehen. Peter, sett an! S. 111 f.

Nr. 8. Eine bistorische Denkschrift Rendsburgs vom Jahre 1457. S. 113 bis 117. — Frahm, L., Wilen Peter, De Ditmarscher Landes Viendt. S. 117—122. — Carstens, H., das Beckenbrennen. S. 122—125. — Derselbe, Ortsnamen: Gar, Gaard, Gaarde, Garden, Garding. S. 125 f. — Kleine Mittbeilungen: Heilspruch gegen Verrenkung. Heilspruch gegen den Brand. Bastlösereime aus Nordböhmen. Vlämischer Ringelreihen. Maikäferfliege. Krune Krane wickle Schwane. S. 126—128.

Nr. 9. Sohnsey, H., Was man in der Gegend des Sollinger Waldes am Johannstage hente noch zu sagen nnd zu thun pflegt. S. 129—132. — Freytag, L., Hexenwesen und Hexensagen in den Alpen. S. 132—138. — Der Name Kiel nnd die wagrische Bevölkerung. S. 138—140. — Carstens, H., Die Königstochter im Thurm. S. 141—143. — Kinder. Verschollene Namen und Ausdrucksweisen. S. 143 f.

MISCELLEN.

Einige Beiträge zur Geschichte der Frauen.
(Schlnß.)

Herabrutschen der Weibspersonen. „En Plouër, non loin du Pont-Hay, et près de la route de Plouër à Pleslin, se trouve la Roche de Lesmon; elle est sur un tertre où se volent parmi les ronces d'autres rochers bruts en quartz blanc. Les filles ont été de tout temps „s'érusser (se laisser glisser) à cu nu“ sur la plus haute pierre qni est un énorme bloc de quartz blanc en forme de pyramide arondie .... Cette roche est bien polie, surtout du coté où l'on s'érusse. On prétend que ce sont les filles de Plouër qui, en se laissant glisser, ont opéré le polissage. Maintenant encore, lorsqu' une fille veut savoir si elle se mariera dans l'année, elle se laisse „érusser à cu nu“ et si elle arrive au bas sans s'écorcher, elle est assurée de trouver bientôt un mari.“ Sébillot, Traditions et Superstitious de la Haute-Bretagne. Chap. II. Paris (Maisonneuve). Die schwangeren Frauen in Athen rollen sich, um leicht entbunden zu werden, von einer glatten Anhöhe herab, die sich in der Nähe des Nymphenberges befindet. Bartholdy, Bruchstücke zur näheren Kenntniß Griechenlands S. 553. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 71.

Hirschgeweib in Constantinopel. Von dem griech. Kaiser Andronicus Comnenus (1183—85) erzählt Niketas Choniatas p. 418 sq., ed.

Bekker, „daß er die Geweihe der von ihm auf der Jagd erlegten Hirsche, wenn es Zwölfender waren und sie etwas Ungewöhnliches boten, an den Schwibbögen des Forums (zu Byzanz) aufhängen zu lassen pflegte, dem Anscheine nach, um mit der Größe des von ihm getödteten Wildes zu prunken, in der That aber, um die Bewohner der Stadt zu verhöhnen und sich über die Zuchtlosigkeit ihrer Weiber lustig zu machen."

Hinterer der südafrikanischen Weiber. „Alle Welt weiß, daß die Frauen in Südafrika in den Augen der Männer ihrer Heimat um so reizender und anmuthiger, oder streng genommen um so anlockender und anziehender sind, je mehr ihr Hinterer sich in größerer Fülle zeigt, und da diese Frauen, die sich um so schneller verheiraten, desto häufiger sich vermehren, so verschwindet die Fettansammlung, womit die Natur ihre Hinterbacken auszustatten für gut findet, keineswegs von einer Generation zur andern, sondern erhält sich im Gegentheil vollkommen, und Kraft des Gesetzes der Vererbung und der fortschreitenden Überlieferung, die von diesem Gesetze ausgeht, entwickelt sich jene Ansammlung zwar langsam, aber um desto mehr." Ladisla Netto in der Revista da Exposiçaô Anthropol. Brazileira, Rio de Janeiro 1882, p. 17.

— bloßer, der Mutter beim Entwöhnen. „Beim Entwöhnen muß sich die Mutter sobald zur Kirche geläutet wird, mit dem bloßen Gesäß auf einen Stein (Grenzstein) setzen, so hekommt das Kind steinharte Zähne (Schles., Thür., Altmark., Ostpreußen)." Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. A. Berlin 1869. §. 601, S. 369.

Indische Mädchen und ihr Ehegelübde. Wenn in dem Reiche Narsynga in Hyderabad ein Mädchen sich in einen jungen Menschen verliebt, den sie zu heiraten wünscht, so thut sie ein Gelübde, ihrem Gotte ihr Blut darzubringen. Erreicht sie ihren Wunsch, so bestimmt sie einen Tag, um ein gewisses Fest zu veranstalten; man nimmt einen großen mit Ochsen bespannten Wagen und steckt darauf eine Stange wie einen Pumpenschwengel, an dessen Spitze sich zwei scharfe eiserne Haken befinden. Sie verläßt dann das Haus in Begleitung ihrer Verwandten und Freunde, Männer und Frauen, nebst hellen Instrumenten, sowie Sängern und Tänzern und Lustigmachern. Vom Gürtel aufwärts ist sie enthlößt, unten aber mit baumwollenen Tüchern bedeckt; und sobald sie ans Thor gelangt ist, wo der Wagen bereit steht, läßt man den Schwengel herab und bohrt ihr die Haken in die Lenden, wobei man ihr auch in die linke Hand einen kleinen Dolch gibt; dann zieht man von der andern Seite den Schwengel unter lautem Geschrei in die Höhe, ohne daß sie irgend welchen Schmerz bezeigt, vielmehr mit dem Dolch lustig umherficht, während sie oben hängt und ihr das Blut an den Beinen herabläuft und sie den Bräutigam mit Citronen wirft. So bringt man sie nach dem Tempel, wo sich das Götzenbild befindet, dem sie das Gelübde gethan, an dessen Pforte angelangt man sie herabläßt und ihrem Gemal übergibt, worauf sie ihrem Stande gemäß unter die Braminen und Götzen große Geschenke und Almosen austheilt, allen ihren Begleitern aber ein herrliches Mahl bereiten läßt. Livro de Duarto Barbosa († 1521) vol. II, p. 304. Über dieses Buch siehe die Colleccaõ de Noticias in meinem Buch „Zur Volkskunde", S. VIII.

Jungfrau Maria. Sie will die Seele eines sündigen Mannes nicht in den Himmel einlassen, den seine Frau dorthin bringt. „Das mache ich dir nicht zum Vorwurf, sagt letztere, doch dachte ich, du dächtest daran, daß andere so gebrechlich sein können wie du; oder erinnerst du dich nicht, daß du ein Kind gehabt hast, dessen Vater du nicht nachweisen konntest?" Maria wollte nicht mehr hören, sondern machte die Thüre so rasch wie möglich zu. Arnason Islenzkar þjóðsögur 2, 39 f.

— ihre vulva. „A personal friend of mine told me that he had seen, in a church in Paris, a relic of very especial sanctity, which was said to be the 'pudenda muliebria Sanctae Virginis." Inman, Ancient Faiths. London 1872. 1, 114.

Jungfern, alte, deren Beschäftigung nach ihrem Tode nach englischem Volksglauben. „To lead apes into (or in) hell. This phrase, which is still in common use, never has been (and never will be) satisfactorily explained. Steevens suggests: 'that women who refused to bear children, should after death be condemned to the care of apes in leading strings, might have been considered as an act of posthumous atribution.' Percy's Folio Manuscript II, 46.

Jungfrauschaft hat geringen Werth bei den Naturvölkern. „Wie gering der Werth ist, den man auf die Keuschheit der Mädchen setzt, geht daraus hervor, daß z. B. die Sprache der Buschmänner Mädchen und Weib gar nicht unterscheidet (Lichtenstein I, 192). Dasselbe wäre nach Burchell (II, 378 not.) auch bei den Betschuanen der Fall, doch ist dies schwerlich richtig. Im Norden von Perù soll ein Mädchen sogar um so mehr Freier erhalten, eine je größere Anzahl von Liebhabern sie vorher schon gehabt hat (Ulloa I, 343); ebenso in Wydah — eine Erscheinung, die sich bei Des Marchais (Voy. en Guinée. Amst. 1731) erklärt findet. Ausschweifungen der Mädchen vor der Ehe gehen bei vielen Völkern durchaus keinen Anstoß." Waitz, Anthropol. der Naturvölker. 2. A. von Gerland. Leipzig 1877. I, 353.

— durch Lattich erkannt. „D'après le livre de secretis mulierum attribué à Albert le Grand, par la laittue on peut juger si une jeune fille est encore vierge. 'Accipe fructum lactucae et pone ante nares ejus; si tunc est corrupta, statim mingit.' De Gubernatis, Mythologie des Plantes II, 63.

Kopf einer kranken Frau abgeschnitten und wieder aufgesetzt. Ael. V. H. 9, 33. Mariatale, Gemalin des Dschamagini und Mutter des Parasurama, hatte die Kraft, das Wasser, in eine Kugel geballt, zu tragen. Einst erblickte sie dabei die Gandharvas und ließ sich dadurch zur Lustbegierde verleiten; sogleich verlor Mariatale jene Kraft, und Parasurama hieb ihr auf Befehl des Vaters den Kopf ab. Zur Belohnung für seinen Gehorsam bat dieser um die Gunst, die Mutter wieder lebendig zu machen; aber in der Eile setzte er ihren Kopf auf den Rumpf eines eben hingerichteten Verbrechers, und so besaß nun Mariatale die Tugenden einer Göttin und die Laster eines Übelthäters. Sie ward als Unreine aus dem Hause gejagt und beging nun alle Arten von Grausamkeiten, doch gaben ihr die Götter die Macht, die Kinderblattern zu heilen. Unter dem Namen Parwadi ist sie die Gemalin des Schiwa,; unter dem der Mariatale wird sie an der Küste nur von den niedrigsten Kasten angebetet. Vgl. Benfeys Orient und Occid. 1, 721 f., cf. 2, 972.

Kasten, Frau im —, dennoch untreu. Benfey's Pantschatantra 1, 460. Ralston, The Songs of the Russian People. London 1872. 2 ed. p. 59 ff. Rambaud, La Russie Epique. Paris 1876, p. 49 f.

Krebs an der Fut. „A wife who was pregnant wanted a crab. Her goodman bought one and put it in the jordan. It caught hold of his wife. He blew on it to make it let go and it pinned his nose to his wife. So he called the neighbours in to part them. Bishop Percy's Folio Manuscript. Edited by Hales and Furnival, Loose and humorous Songs. 1867. IV, 99 f.

Keuschheitsproben der Frauen. Percy, Folio Mss. II, 301: „The boy and the mantle."

Kinder gemacht — Schauspiel für Götter. „Les Giagues [auch Schaggas] croient qu'il y a des Dieux bienfaisans et des Dieux malfaisans; que les uns sont rejouis par les plaisirs des hommes, au lieu que les autres se plaisent à les voir se haïr, se persécuter, se déchirer et s'égorger. Les Giagues sont ordinairement gouvernés par une Reine. Lorsqu'elle est obligée de faire la guerre, et qu'elle est prête à livrer une bataille, pour mettre les Dieux malfaisans dans son parti, elle fait jurer à ses soldats qu'ils seront sans pitié, qu'ils n'auront égard ni à l'âge, ni au sexe, et qu'ils répandront le plus de sang qu'ils pourront. A peine la cérémonie de ce serment est elle achevé, qu'on entend une musique tendre et voluptueuse; elle annonce le spectacle qu'on va présenter pour réjouir les Dieux bienfaisans et se les rendre favorables; cent jeunes filles choisies parmi les plus belles du Royaume, et cent jeunes guerriers s'avancent en chantant et en dansant; l'impatience de leurs désirs est peinte dans leurs yeux; la Reine frappe des mains, c'est le signal; ils se livrent à leurs transports à la vue de toute l'armée. Saint-Foix, Essais Historiques sur Paris. Nouv. ed. Londr. 1759. V, 213.

— gemacht als Ersatz für einen Sterbenden. „Chez les Sifans [Land zwischen den chinesischen Provinzen Setschuan und Schensi, Tibet, der hohen Bucharei und der Wüste Kobi], quand le chef d'un canton est à l'agonie, on étend des fleurs et des herbes odoriférantes tout le long de sa cabane; douze jeunes garçons et douze jeunes filles qu'on choisit, entrent, et chacun de ces douze couples, à un certain signal, travaille avec ardeur à la production d'un enfant, afin que l'âme du mourant, en quittant son corps, en trouve aussitôt un autre, et ne soit pas longtemps errant." l. c. V, 176.

Der vorgegebene Bruder. Il Convento notturno schildert ein ebenso gewöhnliches oder noch gewöhnlicheres Ereigniß als das folgende, nämlich ein nächtliches Stelldichein zweier Liebenden, woraus ich nur Einen Zug hervorheben will. Der Vater des Mädchens nämlich belauscht das Pärchen und frägt von seinem Fenster aus das Töchterlein, wer denn bei ihr wäre, worauf sie antwortet, es wäre ihre Schwester Catherina, welche bei ihr schlafen wolle. Hier also wird die Schwester vorgeschoben, sonst tritt dafür auch ein Bruder oder Vetter oder sonstiger Verwandter ein, was schon ein sehr altes Aushilfsmittel sein muß, wie z. B. aus Tzetzes zu Lycophr. v. 403 erhellt, wo er den Beinamen der Aphrodite Kastnia, ihn von *κάσις* ableitend, also erklärt: „*Τὴν Ἀφροδίτην τὴν μοιχίαν, καστνίαν δὲ ἀδελφοποιόν· τοὺς γαρ ξένους ἀδελφοὺς καὶ φίλους τὰ ἐρωτικὰ ποιοῦσιν. Οἱ γὰρ ἐρῶντὸς φορασθέντες λέγουσιν: Ἀδελφός μου ἢ συγγενής μού ἐστιν.*" Der wackere Commentator hat nun zwar von dem betreffenden Epitheton sowie von dem gleich darauffolgenden *Μελιναία* eine

unrichtige Erklärung gegeben, jedoch aber bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß er nicht bloß mit Scholien und ähnlichen Dingen allein Bescheid wußte oder wenigstens seine praktischen Lebenserfahrungen für dieselben mit mehr oder minder Glück zu verwerthen suchte." Aus meiner Anzeige von Balzac's Canzoni Popolari Comasche in den Heidelb. Jahrb. 1867. S. 181.

Kleine Frau, kleines Übel. Plutarch, de fraterno amore, c. 8 (angeführt von Oesterley zu Kirchhofs Wendumuth 3, 708); andere Nachweise von demselben zu Shakespeare's Jest Book. Lond. 1866, c. 63, p. 103. Ich erinnere mich, es auch in den Poesias del Arcipreste de Hita in Sanchez's Colleccion II, 9 sqq. gelesen zu haben.

Kuß von einer Herzogin einem Fleischer gegeben. „Georgina Cavendish, Herzogin von Devonshire, Tochter des Grafen Spencer, geb. 1744 zu London, vermält 1774, war eine der berühmtesten Schönheiten ihrer Zeit, zugleich vermögend und geistreich. Sie gab den vornehmen Damen Englands das gute Beispiel, ihre Kinder selbst zu stillen. Fox's Wahl zum Parlaments-deputirten für Westminster unterstützte sie so leidenschaftlich, daß sie einem Fleischer einen als Lohn für seine Stimme bedungenen Kuß gab u. s. w. Pierer s. v. Devonshire Nr. 18.

Kyrene, die Zwölfkünstlerin. „Sine causa huc referri puto Cyrenen quandam δωδεκαμήχανον dictam. Videtur enim meretricula illa duodecim Veneris figuras non tam scripto quam facto expressisse. Suidas in Δωδεκαμήχανον. Aristophanes in Ranis 209. Antonii Panormitae Hermaphroditus ed. Forberg. Coburg 1824, p. 209.

Luna — Lunus. Seltsamer Aberglaube. „Sciendum doctissimis quibusque id memoriae traditum, atque ita nunc quoque a Carrenis praecipue haberi ut qui Lunam femineo nomine ac sexu putaverit nuncupandum, is addictus mulieribus semper inserviat: at vero qui marem Deum esse crediderit, ie dominetur uxori, neque ullas muliebres patiatur insidias." Spartian. Caracalla 7.

Lot's Frau eine Salzsäule. „Des Lot konnte nicht gedacht werden, ohne auch von der zur Salzsäule gewordenen Ehehälfte desselben zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit werden uns interessante Einzelheiten in Betreff der am Bacher Lut, d. h. Lotssee, wie die Araber das todte Meer nennen, in der Winterzeit hier und da eintretenden Stürme mit Salzregen mitgetheilt. Ein Schaf, das von Pierotti versuchshalber solchem Regen über Nacht ausgesetzt wurde, stand am andern Morgen todt und ganz von Salz überzogen." Augsb. Allgem. Zeitung, Beilage zum 29. März, S. 1440, nach Ermete Pierotti, La Palestine actuelle. Paris 1865.

Liebhaber auf und in dem Schrank. „Eine junge Frau läßt unwillkürlich einen Fremden ins Haus, und da es eben klopft und sie die Heimkunft ihres Mannes befürchtet, so versteckt sie jenen in einen Schrank, dann den nachher anlangenden Liebhaber, für den sie einige Leckereien bereitet hat, bei gleicher Veranlassung auf den Schrank, gibt hierauf dem heimkommenden Ehemanne einige derselben, schiebt aber das übrige in den Schrank. Durch einen Zufall veranlaßt, kommen die Beiden auf und in dem Schrank in Streit, und der Ehemann, hierüber erschrocken, stürzt aus dem Hause, worauf die Frau jene hinausläßt und, letzterem nachlaufend, ihn durch eine Lüge beruhigt, indem sie ihn auf die Geister ihrer stets zankenden Eltern

verweist." Thorburn, Bannú or our Afghân Frontier. Lond. 1876, p. 212. Hiermit verwandt Coelho, Cuentos Populares Porteguezes, Lisboa 1879, Nr. 67.

Leichen beschlafen. „Clemens von Alexandrien behauptet, daß die von Argos und Lakonien nicht bloß der Aphrodite Peribasia, sondern auch der Tymborychos dienten (Protreptr. p. 24 D. der uneigentliche Name aus Abscheu an der Sache), worunter er die Lust an frischen Leichen versteht, die den egyptischen Paraschisten bekannt war (Horod. 2, 89) und in unseren Tagen Personen, deren vornehmer Name geräuschvoll durch die Welt gegangen ist, z. B. in Wien. Die gelehrte, oft ekelhafte Pedanterei läßt dies den Thersites dem Achilleus in Bezug auf Penthesilea vorwerfen (Tzetzes ad. Lycophr. 999)." Welcker, Gr. Götterl. 2, 715 f.

Margaretha von Schweden (geb. 1353, gest. 1412) ist zwar als die Semiramis des Nordens bekannt, doch trug sie auch den Beinamen munke-deja (Mönchsburc) wegen ihres Umganges mit dem Abte zu Sora, und Broklös (sansculotte), weil sie eben keine Hosen trug.

Meeseritz, das Städtchen, hat Anlaß gegeben zu der schmutzig-witzigen Charade: Die ersten sind ein Loch, die letzte ist ein Loch und das Ganze ist ein Loch. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. II, 1, 268.

Metiche, die Hetäre, trug den Beinamen 'die Uhr', da sie ihrem Handwerk jedesmal nur so lange oblag, bis jene abgelaufen war (ἐπειδὴ πρὸς κλεψύδραν συνουσιάζειν). Athen. p. 567 Cas.

Menstruationsblut. Auf Neuseeland glaubt man, daß die allergefährlichsten Geister die seien, welche aus Vernachlässigung des Menstrualblutes, welches den Menschenkeim enthält, entstehen, wenn es nicht sorgfältig bei Seite geschafft wird. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, fortgesetzt von Gerland VI, 306. „Noch strenger Tabu waren die Embryonen, welche im Menstrualblut enthalten waren, wie man annahm; und da die Maoriweiber, die mit diesem Blut befleckten Lappen häufig in das Flechtwerk der Wände steckten, so wagte es Niemand in Neuseeland sich an eine Wand zu lehnen, damit er nicht dies Tabu bräche." A. a. O. 346 f. „Wann eine Frau ihre Menstruation hat, so durfte sie keine unreinen Arbeiten vornehmen, noch auch irgend ein unreines Thier berühren." Eskimoiske Eventyr og Sagn med Supplement etc. Kjöbenhavn 1871, II, 197.

Messalinische Bürgerfrauen zu Lübeck. „Uns ist urkundlich bezeugt, daß um 1476 vornehme Bürgerinnen, das Antlitz unter dichtem Schleier bergend, Abends in die Weinkeller gingen, um an diesen Orten der Prostitution unerkannt messalinischen Lüsten zu fröhnen." Scherr's deutsche Cultur- und Sittengeschichte. 4. A. Leipzig 1870. S. 221. — Vgl. denselben S. 329: „Durch bodenlose Unsittlichkeit zeichnete sich am Ende des 16. Jahrhunderts der Hof von Jülich Kleve aus, wo des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm III. [l. VI (IV) s. Pierer s. v. Johann Nr. 159] Gemalin, Jakobäa von Baden, den ihr schuldgegebenen messalinisch-unzüchtigen Lebenswandel auf Betreibung ihrer gleich zuchtlosen Schwägerin Sibylle mit dem Tode büßte."

Minnespiel. Maßmann (Heidelb. Jahrb. 1827, S. 1077): „Natürlich laufen alle dort genannten Spiele, so mannigfaltig sie klingen, auf Ein Spiel hinaus, nämlich auf der Minne Spiel." Das mittelhochdeutsche Gedicht ist wieder abgedruckt in Hoffmanns von Fallersleben Horae Belgicae VI, 188, der Maßmanns Auslegung der 54 Benennungen dieses Spiels nicht begreift (?).

Zu der Benennung Nr. 2 „zwei die brachen Rosen“ kann man vergleichen Uhland, Walther von der Vogelweide (Schriften V, 53): „Wie es mit dem Blumenbrechen gemeint sei, verräth ein weiteres Lied u. s. w.“ Vgl. ebend. S. 124: „Solches Blumenbrechen vor dem Walde oder auf ferner Aue gilt für bedenklich, und der Ausdruck wird nicht doppelsinnig gebraucht u. s. w.“ Zu den Benennungen des Minnespiels füge ferner noch Germ. XXI, 207, V. 93 ff.

Mütter, zwei, haben Einen Sohn. „Der König Bhagadatta war im Bunde mit dem König von Kâçi, dessen zwei Töchter seine Mütter waren. Jede der zwei Frauen gebar nur die Hälfte eines Kindes, welche sie durch die Ammen auf die Straße werfen ließen; die Râxasî Gara fügte beide zusammen, ... Die Garâ brachte dem König das Kind.“ Lassen, Ind. Alterthumskunde 1, 609 (nach dem Mahabharata).

Nackte Mädchen beim Einzug Ludwigs XI. „A l'éntrée de Louis XI (à Paris) en 1461, on imagina un spectacle très-agréable. Devant la Fontaine de Ponceau étaient plusieurs belles filles en Sirenes, toutes nues, lesquelles en faisant voir leur beau sein, chantaient de petits motets et Bergerettes. — Il paroit qu'à l'entrée de la reine Anne de Bretagne [1496], on poussa l'attention jusqu'à placer de distance en distance de petites troupes de dix ou douze personnes avec pots-de-chambre pour les Dames et Demoiselles du cortège qui se trouvaient pressées de quelque besoin. J'oubliois de dire qu' alors à toutes ces cérémonies, le cri de joye et d'acclamations n'étoit pas vive le Roi, mais Noël, Noël.“ Saint-Foix, Essais Historiques sur Paris. Nouv. éd, Londres 1759. I, 118 f.

Nonnen als Geliebte von Rittern. Im Jahre 1434 fand zu Medina del Campo ein Turnier statt zwischen zwei Rittern, Namens Lope de Estuñiga und Frances Davio. „Les deux champions fournirent vingt-trois carrières: A la suite de cela, messire Frances dit devant plusieurs chevaliers qui l'entendirent, qu'il faisait voeu à Dieux de ne plus jamais de sa vie aimer une religieuse; que jusque-là il en avait aimé une pour l'amour de qui il était venu à faire cette joute, mais que dorénavant, si quelqu'un apprenait qu'il aimât une nonne, il le pourrait traiter de foi mentie sans qu'en aucun lieu il pût répondre à l'injure.“ Hierzu findet sich aus dem Cancionero general die Frage eines Dichters angeführt, „lequel valait mieux servir, une demoiselle, une femme, une veuve ou une religieuse.“ Le C^te de Puymaigre, La Cour Litteraire de Don Juan II, roi de Castille. Paris 1873. II, 137.

Nonnen, Wettstreit der. Germania XVIII, 183, zur Zimmer. Chron. III, 384.

Oletum. „Sacerdotula in sacrario martiali fecit —.“ Festus s. v.

Ohrlöcher. S. Germ. XXX, 354. Zu dem daselbst Angeführten vgl. auch noch das spanische macho und macha (hembra); letzteres portug. femea; neugr. θηλύ Knopfloch; στροφίδι ἀρσενικὸν und θηλυκὸν; ebenso das span. jarro und jarra.

Pfaffenfrauen, -huren. S. Joh. Wilh. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 258 „Die wilde Jagd“; und dazu Anm. S. 690; dessen Mythol. Ztschr. III, 314^bis; Nr. 60, 316^bis; Nr. 86; Evangile des Quenouilles IV, 5; VI. 11;

Mannhardt, German. Mythen S. 711; dessen Wald- und Feldculte II, 95 ff.; Gött. Gel. Anz. 1865, S. 1476.

Phallen in weiblichen Mumien. „Die Feige ist das Sinnbild des Weiblichen in der Natur; das männliche Princip kann im Winter nicht mehr hervortreten, verbirgt sich aber im Weiblichen, wird durch dasselbe erhalten. Dieser Symbolik gehören auch die Feigenpballen an, die man in weiblichen Mumien der altegyptischen Gräber stecken gefunden hat, was so viel sagen will als: „wie Isis im Winter das Wiederbelebungsprincip des Jahres in sich birgt, so soll die Leiche im Grabe dasselbe Princip als Gewißheit der Auferstehung des Leibes bewahren." Wolfgang Menzel, Die vorchristliche Unsterhlichkeitslehre. Leipzig 1870. I, 25. — Hiermit zu vergleichen J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852. I, 109: „Die als Amulete getragenen Phalli der Römer wie der Egyptier sind eben nur Phalli, nicht aber ganze Figuren von Menschen, noch weniger von Thieren. Sie erinnern uns dagegen an die indische Sitte, dem Todten Lingambilder mit ins Grab zu geben (N. Müller, Glaube der Hindu, p. 555; Nork, Myth. Wörterb. IV, 51)." Dazu die Anmerkung: „Vivant Denon, Voyage dans la Basse et Haute Egypte III. Atl. pl. XCVIII, Nr. 35 theilt die Zeichnung des einbalsamirten Phallus eines Stieres mit, der bei den Geschlechtstheilen einer weiblichen Mumie gefunden wurde."

Pilgerinnen werden oft zu Huren. In Agustin Duran's Romancero General. Madrid 1854 (Bibliot. de Autores Españoles. Tomo decimo) I, 497, Nr. 760 findet sich die Stelle: „las romeras á veces — suelen fincar en rameras."

Pissen der Frauenzimmer. „Frawen list, verborgen ist, — sie seind freundlich im hertzen, — sie können weinen, lechlen, — pinckeln wenn sie wöllen u. s. w." Ambraser Liederbuch Nr. XCIII, 4 (Bibl. des Litter. Vereins XII).

Polyandrie. „Carver (The people of India vol. I, p. 2) raconte que tandis qu'il vivait chez les Naudowessies, il remarqua leurs égards pour une des femmes de la tribu; il apprit qu'on la considérait comme une personne de haute distinction, parce que, dans une certaine occasion, elle avait invité les quarante principaux guerriers de la tribu à se rendre dans sa tente, leur avait donné un festin et les avait tous traités en maris. En réponse à ses questions, ou lui dit que c'était une vieille coûtume tombée en désuétude et qu'à peine une fois par génération il se trouvait une femme assez osée pour donner cette fête, bien qu'un mari du plus baut rang épousât toujours celle qui l'avait donnée avec succès." Lubbock, Les Origines de la Civilisation, traduit de l'Anglais. Paris 1873. p. 116. — „A woman (unter den arabischen Hassaniyeh südlich von Khartum) when she marries does not merge her identily entirely in that of her husband, but reserves to herself one fourth of her life. Consequently, on every fourth day she is released from her marriage-vows, and if she bappens to take a fancy to any man, the favoured lover may live with her for four-and twenty hours, during which time the husband may not enter her hut. With this curious exception, the Hassaniyeh women are not so immoral as those of many parts of the world." J. G. Wood, The Natural History of Man. Africa. Lond. 1868. p. 765. — „Bei den Damaranegern nehmen nach dem Berichte von Francis Galton manche

Weiher ... in jeder Woche einen andern Mann." Kulischer, Die communale Civilehe, im Archiv f. Anthropol. 1878. S. 216 (nach Reich, Gesch. des ehelichen Lebens S. 221).

Pimp-tenure. „Willielmus Hoppeshort tenet dimidiam virgatam terrae in eadem villa [Bockhampton] de domino Rege, per servitium custodiendi domino Rege [l. Regi] sex damisellas, sc. meretrices, ad custum domini Regis. This was called pimp-tenure. Jacob's Law-Dict., s. v. Pimp. Tenure." Kölbing, Englische Studien III, 10.

Peder Paars IV. B. 1 S. „Ey! Op med Skiörternel med Buxerne herned! — saa giorde Fædrene. Jeg deerom veed Beskeed."

Ring einer schwangeren Ehefrau bannt fest. „Comme le démon, autrement le faux filleul, poussait des cris affreux et essayait de sortir du feu; on fit venir une jeune femme portant [i. e. enceinte de] son premier enfant, et, avec son anneau de mariage qu'elle lui présentait à l'ouverture du four, quand il voulait sortir, elle le força d'y rester." La Princesse de Tronkolaine (Conte de la Basse Bretagne) Sébillot, Contes des Provinces de France. Paris 1884. p. 45.

Rogers. Auf einem Thürschild stand: „Sally Rogers" (für letzteres Wort kann auch gelesen werden „rogers") und ein Vorübergehender schrieb unter das Schild „So does Mary."

Reis über die Braut geschüttet. „Die Chinesen schütten Reis über die Braut bei ihrem Eintritt in das Haus, das sie künftig bewohnen wird (her future home)." Dennys, The Folk Lore of China. Lond. 1876. p. 15. Vgl. hiermit die tibetanische Sitte: „Le repas fini, les membres des deux familles prennent la fiancée par le bras pour la mener à piod à la maison du futur, où, si c'est loin, ils la conduisent à cheval. On jette des grains de froment ou d'orge grise sur la fiancée etc." Nouv. Journal asiat. IV, 252. — „The bridegroom now [nach der Verlöbniß] leads his bride to his home. On the top of the steps leading into the house his father and mother meet the young couple, and bless them with bread and salt, while some of the other relatives pour over them barley and down, and give them fresh milk to drink etc." Ralston, The Songs of the Russian People. Second ed. Lond. 1872. p. 280.

Rhein, über den — fahren. Herzog Ernst, herausgegeben von K. Bartsch. Wien 1869. S. 219. „Es geht aus Bartsch's Anmerkung deutlich hervor, daß ich die Redensart „über den Rhein fahren" in Pfeiffers Germania XIV, 399 (zur Zimmerischen Chron. IV, 51, 3) ganz richtig erklärt habe u. s. w." S. meine Anzeige in den Gött. Gel. Anz. 1870. S. 1232. Also diese Redensart bedeutete das Minnespiel.

Schönheiten der Frauen, dreißig; s. meine Bemerkung in den Gött. Gel. Anz. 1868. S. 1919. Andere Dichter freilich wußten deren sechzig aufzuzählen; s. Reiffenberg zu Philippe Mouskés II, 825 v° Beauté und 875 v° Vallant, an welcher letzteren Stelle jedoch Nevizanus mit Unrecht als Verfasser des betreffenden lat. Gedichts genannt ist; s. Bayle, Dict. Crit. v°. Helène, Note B. S. meine Bemerkung in den Heidelh. Jahrb. 1871. S. 548. Noch andere Volkslieder sind viel bescheidener und sind mit sieben Schönheiten der Frauen zufrieden. „Sete belezze deve aver le dona" beginnt ein Vicentinisches. S. überhaupt Antonio Ive, Canti Popolari Istriani. Torino 1877. p. 39 f.

Schmeißen. Jemand von seiner Frau gefragt, ob er sie auch lieb hätte, antwortet: „Ich habe dich so lieb wie ein gut schmeißen." Kirchhof, Wendunmuth IV, 195. — Vgl. hierzu Eubulos in dem Lustspiel *Κέρκωπες* (Athen. p. 417 Cas.):

Μετὰ ταῦτα Θήβας ἦλθον· οὗ τὴν νύχθ' ὅλην
τήν θ' ἡμέραν δειπνοῦσι, καὶ κοπρῶν' ἔχει
ἐπὶ ταῖς θύραις ἕκαστος, οὗ πλήρει βροτῷ
οὐκ ἐστὶ μεῖζον ἀγαθόν· ὡς χεζητιῶν
μακρὰν βαδίζων, πολλὰ δ' ἐσθίων ἀνήρ,
δάκνων τὰ χείλη, παγγέλοιος ἐστ' ἰδεῖν.

Über schmeißen s. Sanders s. v. I.

Schloß, Schlößlein, Sicilianisches Volkslied. „La Chiavi e la Toppa" — „Gnuri Minicu, mittitivi 'n susu. — Gnura Minica, pirchì? — Vi ficcati 'ntra 'u pirtusu, — E faciti 'nzi-zi-ti-nzi." (Signor Domenico, mettetevi su. — Signora Domenica, perchè? — Vi ficcate nel pertugio. — E fate nzi-ri-chi-ti-nzi.") — Si può tirare benissimo ai due sensi dell' aprire la toppa ferrea e la toppa feminile. L'ultimo verso ha il suono imitativo)." Vgl. Hoffmann von Fallersleben Horae Belg. XI, 294 ff. (Antw. Liederb. Nr. CXCI). — Das Schlößlein in Uhlands „Graf Eberstein" ist dagegen in dem Sinne von bürgelin zu fassen, welches gleichfalls den Doppelsinn hat. S. meine Anzeige in Ebert-Lemcke's Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. XII, 342, 15.

Schuhe vom Teufel einem alten Weibe an einer Stange gereicht. Conde Lucanor c. 48. S. Dunlop, Gesch. der Prosadicht. S. 503ᵃ; Kirchof, Wendunmuth I, 366.

Säuferin Myrto in einem Faß begraben. Anthol. Gr. VII, 329.

Μυρτάδα, τὴν ἱεραῖς με Διωνύσου παρὰ ληνοῖς
ἄφθονον ἀκρήτου σπασσαμένην κύλικα,
οὐ κεύθει φθιμένην βαιὴ κόνις· ἀλλὰ πίθος μοι,
σύμβολον εὐφροσύνης, τερπνὸς ἔπεστι τάφος.

Vgl. Gundlings Grab.

Stallbruder von einem Frauenzimmer. Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser Nr. 77, Str. 21: „Hør thu thett, stalten Blidelild! — och kerre stalbroder mynn: — thu følge meg till den herres land, — och giør thett for erre dynn." Vgl. Nr. 3, Str. 2; Nr. 197, Str. 7. S. auch Zachers Ztschr. f. deutsche Philol. V, 373 f. meine Bemerkung zu Stalbroder.

Stellvertretung des Ehemannes durch einen andern. „Zweck der Ehe war Erzeugung eines echten Erben. Blieb die Frau unfruchtbar, so durfte sich der Mann von ihr scheiden. Lag es am Unvermögen des Mannes, so konnte vor Alters auf andere Weise Rath geschafft werden; der Ehemann hatte die Befugniß, sich einen Stellvertreter zu wählen." Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer 2. A. S. 443 f. Vgl. Gierke, Der Humor im deutschen Recht. Berlin 1871. S. 56 f.

Schuh der Frauen als aphrodisisches Symbol. S. meine Bemerkungen in Benfeys Orient u. Occid. III, 372, Nr. 7. J. W. Wolf, Beiträge z. deutschen Mythol. Göttingen u. Leipzig 1852. I, 211, Nr. 98, wo es auch heißt: „In der Bergstraße und dem Odenwald empfängt die Braut Bänder von ihren Freundinnen. ... Bei der Hochzeit ist es Sitte ihr einen Schuh

anszuziehen und daraus zu trinken." Mit letzterer Sitte steht wohl in keiner Verbindung: „Har ett harn fått hore-skerfvan, genom att hli sedt på bart hröst af en lönda-hora, så hotas dett genom att få dricka ur en lönda-horas sko." Hyltén-Cavallius, Wärend och Wirdarne. Stockholm 1864. I, 402. Üher lönda-hora s. ehend. p. 377 f.

Schloß, seltsames, an der vulva. S. meine Mittheilung in der Germ. XXV, 295 f. „Ein seltsames Schloß."

Schamhaare der Frauen. Zum Putz weggeschnitten: „*Κόραι δ' ἐν ἀμπεχόναις τριχάπτοις, ἀρτίως — ἡβυλλιῶσαι, καὶ τὰ ῥόδα κεκαρμέναι κτλ* Athen. p. 269 Cas. (Aus einem Lustspieldichter.) — Mit Bändern geputzt. „La Marquise d'Estrées, mère de la helle Gahrielle, fut tuée dans une sédition à Issoire en Auvergne; aparemment que son corps resta dans la rue très — indécemment exposée, puisqu'on s'apperçut d'une mode qui s'étoit introduite depuis quelque temps parmi les femmes du grand monde: ce n'étoient pas seulement leurs cheveux qu'elles tressoient avec de la nompareille de differentes couleurs." Saint-Foix, Essais Historiques sur Paris. Nouv. éd. Londres 1759. II, 327 sq. — Falsche Schamhaare gebraucht; „A health to all Ladyes that never nsed Merkin!" (Dazu die Anmerkung: „Merkin, counterfeit hair for a woman's privy parts") Percy's Folio manuscript. Ed. hy Hales and Furnival. IV[th] vol. (Loose and humorous Songs besonders herausgegeben.) Lond. 1867, p. 113.

Schwur der Geschwächten. „Si un homme commet un viol et ensuite le nie: Qu'il y ait serment de cinquante hommes, tous Cambriens et franc-tenanciers pour le disculper. Si la femme persiste dans l'accusation: Qu'elle jure la main droite sur les reliques ... et membro virili sinistrâ prehenso, quod is per vim se isto membro violaverit ... Il y a des juges qui n'admettent nulle dénégation contre un pareil serment. Rohert p. 136." Michelet, Origines du Droit français p. 49.

Speien des Inca in die Hand einer Hofdame. Humholdt, Naturanschauungen II, 381, Nr. 13. Die Hand der Letzteren diente also als Spucknapf.

Todtenhemd von der Frau zum Gastmahl mitgenommen für möglichen Gebrauch für die Leiche des Mannes. „Gamla hustrur ännu berätta, att de aldrig följde sine män i gästabåd, med mindre de togo ett svepe-lakan med sig att svepa sins män eller söner uti; ty de voro intet säkra om de med lifvet kommo derifrån." (Nach Rudbeck gegen Ende des 17. Jahrh.) Hyltén-Cavallius, Wärend och Wirdarne II, 386. Gleiches fand bei den alten Dithmarschen statt, wo „Dodentüg" d. h. Todtenhemd hieß; s. Deutsche Romanzeitung 1877, Nr. 28; S. 319, und ebenso Thelemark: „Konerne toge Ligskjorten med til Gjaestebudet." Landstad, Norske Folkeviser. Christiania 1853, p. 687 und Jörge Moe, Samlede Skrifter. Kristiania 1877: „Kvinderne til Gilde — Bar Ligskjorten med, — Hvori de kunde laegge — Sin husbonde ned etc."

Tochter säugt den Vater, S. Heidelb. Jahrb. 1868, S. 92, Nr. 15 meine Anzeige von Henderson und Wilkinson's Folk-lore; und Gött. Gel. Anz. 1871, S. 1409, Nr, 8. „*Τὰ αἰνίγματα.*" Füge hinzu Preller, Röm. Mythol. 2. A. S. 625. Cf. Gesta Roman. ed. Oesterley. Berlin 1872 c. 215 nebst Anm. S. 744.

Tasche bedeutet 1. cunnus; 2. Weibsbild (Sanders Bd. III, S. 1288, Nr. 3 c. und 5). Tasche bedeutet in der Eskimosprache bei den Angakoks „Mutter“ (hvem har du til Pose [d. e. „Moder“ i Angakok-sproget). Rink, Eskimoiske Eventyr og Sagn. Kjøbenh. 1866. I, 280. Tasche (taske) bedeutet ditn. 1. Tasche; 2. Hure.

Urin von Frauen zum Ausspülen des Mundes. „Un étranger qui arrive chez les Tschnktsches, a droit de choisir celle qui lui plaît le plus: la femme qu'il a choisie, lui présente une tasse de son urine, dont il doit se rincer la bouche: on le regarde comme ami, s'il surmonte cette épreuve, et comme ennemi s'il n'accepte (Rel. de Muller).“ Demeunier, L'esprit des usages et des coutumes des differents peuples. A Londres et à Paris 1786. II, 287.

Venus mascula cum femina.

Θῆλυς ἔρως κάλλιστος ἐνὶ θνητοῖσι τέτυκται,
ὅσσοις ἐς φιλίην σεμνὸς ἔνεστι νόος.
εἰ δὲ καὶ ἀρσενικὸν στέργεις πόθον, οἶδα διδάξαι
φάρμακον, ᾧ παύσεις τὴν δυσέρωτα νόσον.
στρέψας Μηνοφίλαν αὐῖσχιον ἐν φρεσὶν ἔλπου
αὐτὸν ἔχειν κόλποις ἄρσενα Μηνόφιλον.

Anthol. Gr. V, 116.

Wunde, die nie heilende. S. Ebert, Jahrb. f. roman. u. engl. Liter. III, 338: „Zu Rabelais“ von Reinh. Köhler. Füge hinzu Angelo de Gubernatis, Le Novelline di Santo Stefano. Torino 1869. p. 60. Nov. 34: „Il Diavolo e il Contadino.“

Wöchnerinnen, gestorbene, im Paradies. Der Glaube der Markesasinsulaner, daß gestorbene Wöchnerinnen ins Paradies kommen, findet sich nicht nur auch bei den Grönländern (Rink, Eskimoiske Eventyr og Sagn. Supplement. Kjöbenhavn 1871, S. 186), sondern auch in Deutschland (Leoprechting, Der Lechrain, S. 45); s. meine Anzeige in den Gött. Gel. Anz. 1872, S. 1544 f.; auch im alten Mexico, J. G. Müller, Gesch. d. amerikan. Urreligionen, Basel 1855, S. 660; in der chinesischen Provinz Yunnan, Tylor, Primitive Culture 2 ed. London 1873, II, 83, N. 3; auch in Schottland, Walter Scott, Minstrelsy of the Scott. Border, Clerk Saunders, wo es heißt: „women, — I wot, who die in strong traivelling, — Their beds are made in the heavens high — Down at the foot of our good Lord's knee — Weel set about wi' gillyflowers.“

Witwen in Rom heiraten in den feriae. Macrob. I, 15: „Verrium Flaccum iuris pontificii peritissimum dicere solitum refert Varro, quia feriis tergere veteres fossas liceret, novas facere ius non esset, ideo magis viduis quam virginibus idoneas esse ferias ad nubendum.“ Angeführt von Bachofen, Die Sage von Tanaquil. Heidelberg 1870, S. 313, Anm. 5, der hinzufügt: „Die physische Grundlage der sabinischen Cluacina, einer Form Aphroditens, ist dieselbe.“

Weiber in Europa nicht vorhanden. „Les Peulhs du Sénégal, les Gallas de l'Afrique et les Australiens croyaient que les blancs ne pouvaient reproduire leur espèce et que, par conséquent, il n'avaient point de mère. Un Esquimau demanda si les Européens avaient des femmes. Les Arricaras des rives du Missouri, voyant les blancs acharnés après leurs femmes, étaient convaincus qu'ils n'en avaient pas dans leur pays. Dans la Polynésie,

les naturels de l'île Ouitoni, du groupe des îles du Désappointement, cachaient leurs femmes, afin qu'elles ne fussent pas enlevées par les blancs, car ceux-ci n'en avaient aucune chez eux." Gaidoz und Rollands Melusine II, 559, wo auch die Belege angeführt sind.

Zweimal verheiraten eine große Thorheit. Athen. p. 559 Cas.

Κακὸς κακῶς γένοιθ' ὁ γήμας δεύτερος
θνητῶν. Ὁ μὲν γὰρ πρῶτος οὐδὲν ἠδίκει·
οὔπω γὰρ εἰδὼς οὗτος, οἷον ἦν κακόν,
ἐλάμβανεν γυναῖχ'· ὁ δ' ὕστερον λαβών,
εἰς προὖπτον εἰδὼς αὐτὸν ἐνέβαλεν κακόν.

Aus dem Komiker Aristophon. Vgl. Shakespeare's Jest Book ed. by Oesterley. Lond. 1866, p. 41, Nr. XXI, wo vor dem Heiraten einer dritten Frau gewarnt wird; der Schwank schließt mit den Worten: „Thys tale is a warnyng to them that have ben e twyce in parell to beware how they come therin the thyrd tyme."

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

Aus alten Handschriftenkatalogen.

Gustav Becker hat in seinen dankenswerthen 'Catalogi bibliothecarum antiqui' (Bonn 1885) eine Reihe von alten Handschriftenverzeichnissen abdrucken lassen, die auch manches deutsche enthalten. Die ältesten Notizen sind die bekannten in den alten Reichenauer Katalogen: De carminibus Theodiscæ vol. (S. 9), in dem Verzeichniß von 822; und in dem von 842 verfaßten: 'In XX primo libello continentur XII carmina theodiscæ linguæ formata'. In secundo libello habentur diversi paenitentiarum libri a diversis doctoribus editi et carmina diversa ad docendum theodiscam linquam, et de inventione corporis S. Benedicti et cætera' (S 22).

Unbekannt dagegen ist die Notiz in dem Verzeichniß von St. Riquier (831), wo sich unter Nr. 206. 207 findet 'passio domini in theodisco et in latino' (S. 28), ein nicht erhaltenes Werk jedenfalls, ob Prosa oder Poesie, ist unbestimmbar.

In dem Weißenburger Verzeichniß des 9. Jahrhs. befand sich 'evangelium theodiscum (S. 37). Die Notiz 'de carminibus theodiscæ vol. I' findet sich auch in dem Verzeichniß einer 'incognita Bibliotheca. saec. X' (S. 75) das Hermann Hagen aus einem Genfer Codex des 8. Jahrhs. hat abdrucken lassen. Offenbar haben wir hier ein anderes Exemplar des alten Reichenauer Cataloges vor uns, wie Becker S. IV für wahrscheinlich hält. Die beiden Aufzeichnungen ergänzen sich mehrfach, und Hagens Lesung wird oft berichtigt. Daß in dem Genfer Verzeichnisse, das dem 8. Jahrh. angehört, einige Codices fehlen, ist nicht befremdend, wie umgekehrt in dem zweiten Theile desselben, der im 10. Jahrh. geschrieben ist, verschiedene Handschriften mehr als in dem Verzeichniß von 822 sind.

In dem Weißenburger Katalog von 1043 findet sich 'psalt̄ theutonice in III uolum̄.' (S. 133), was doch wohl Notkers Psalmenübersetzung ist.

In der Bibliothek der S. Maximinkirche in Trier, deren Katalog aus dem 11./12. Jahrh. ist, befand sich ein 'liber theutonicus' (S. 181), über dessen Inhalt leider nichts angegeben ist.

In dem Cataloge von Pfäffers (1155) wird verzeichnet 'cantica canticorum metrice et theutonice composita', (S. 208), also Willirams Übersetzung.

Die Bibliothek von S. Emmeram in Regensburg, deren Katalog nach 1163 verfasst ist, enthält 'sermones ad populum teutonice (S. 222).

Endlich hat Becker S. 228 auch die Stelle aus dem Briefe des Bertold von Andechs über das deutsche Buch von Herzog Ernst abdrucken lassen.

Von englischen Sachen kommen in einem englischen Katalog des 12. Jahrh. vor 'uitae sanctorum anglicae' (S. 216) und 'Elfredi regis liber anglicus' (S. 217). In dem Kataloge von Durham (12. Jahrh.) folgende libri anglici: Omeliaria vetera duo. Unum novum. Elfledes Boc. historia Anglorum anglice. Liber Paulini anglicus. Liber de nativitate sanctae Mariae anglicus. Cronica duo anglica.

Die zahlreichen lateinischen Dichtungen übergehe ich, nur auf die Handschriften des Waltharius sei zum Schluß aufmerksam gemacht. In dem Katalog einer unbekannten Bibliothek aus dem 10. Jahrh. in einer Berner Hs. finden wir 'Waltarium' zwischen einem Avian und Aesop (S. 62); in dem von Toul (vor 1084) 'Waltarius vol. I' (S. 152), ferner 'Avianus cum Esopo et Hincmaro et Waltario vol. I' (ib.) und 'Waltarius per se vol. I (ib.). In dem Katalog von Pfäffers (1155) 'Waltarius' zwischen Cato, Avian und Homer (d. h. wohl dem Pindarus Thebanus (S. 208) in der Bibliothek aufgestellt. In Muri endlich (12. Jahrh.) 'duo libri de Walthario' (S. 252).

Mittheilungen.

Dr. R. Kögel in Leipzig ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Die jährliche Bibliographie der Germania wird in Zukunft von Herrn Dr. Gustav Ehrismann bearbeitet werden.

Ich werde für das Wintersemester einem Rufe nach Gießen Folge leisten; für mich bestimmte Sendungen bitte ich von Anfang October dorthin zu richten. O. Behaghel.

EINUNDZWANZIG FABELN, SCHWÄNKE UND ERZÄHLUNGEN DES XV. JAHRHUNDERTS.

In der St. Galler Papierhandschrift 643, XV. Jahrh., Boners Fabeln (S. 1—89), eine alte Züricher Chronik von 1313—1433 (S. 131 bis 157) nebst anderen Schweizergeschichten v. 1460—77 (S. 159—201) enthaltend, stehen S. 89—128 unmittelbar nach Boners Fabeln die folgenden, noch ungedruckten Fabeln, Schwänke und Erzählungen. Vgl. G. Scherrers Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen S. 210. Sie rühren von einem Schweizerdichter des XV. Jahrhs. her. Der Eingang dazu sowie Nr. 11 (Holzhacker und St. Petrus) ist abgedruckt von Lassberg in Mones Anzeiger 1836e S. 192 ff.

Der Abdruck hier erfolgt genau nach der Vorlage. Die Überschriften stehen in der Handschrift nicht.

Zu Nr. 4 vgl. Wendunmuth 1, 366; sodann die Nachweise bei Goedeke, Dichtungen von Hans Sachs 1, 195. — Zu Nr. 6 halte die ähnliche Fassung in Lassbergs Liedersaal 2, 547, Nr. LXXIV, Gesammtabenteuer 2, 219, Nr. XXXV; vgl. auch Gesammtab. 3, 724. — Zu Nr. 8 vgl. die Nachweise von H. Kurz in Burkhard Waldis Esop Bd. 2, Anmerkungen S. 139. — Zu Nr. 9 vgl. Gesammtab. 2, 337, Nr. XLIII, Quellennachweis und Bearbeitungen, u. a. auch von Boccaccio VII, 8, daselbst 2, S. XLII ff. — Zu Nr. 10 Vers 59 vgl Boner 22, 36. — Zu Nr. 12 vgl. J. Ayrers Mönch im Käskorb 1598. — Zu Nr. 13 Gesammtab. 2, 109, Nr. XXVII, Boccaccio VII, 7. — Zu Nr. 14 vgl. reiches Material bei Braunholtz, die erste nichtchristliche Parabel des Barlaam und Josaphat 1884, S. 72 ff. — Zu Nr. 16 Gesta Roman. Cap. 119.

ZÜRICH, Mai 1888. J. BAECHTOLD.

Sid dis bůch ein ende hat
so wil ich ouch ein toren tat
in dis bůch schriben
ob ich nu möcht beliben
an hinderred nmb dis sach
dz ich ouch byschafft mach
vnd doch nit witzen dar zů han
es dunkt mich ouch selbs torlich getan
doch mag ich es nit vnderwegen lan
min naren wort můs ich hier inn han
vñ wil es schriben hie in
sölt ioch ich iemer ein tore sin

doch wem es nit geualle wol
dem ratt ich dz er sol
vnderwegen lassen sin lesen
vnd sol mich ouch lassen gnesen
also heb ich es an
es sy ioch wol ald übel getan

1. Fuchs, Wolf und Eimer.

[E]insmals kam ein fuchs gerant
da er einen galthrun̄en fand
er lûget vil fast dar in
er gedacht was mag das sin
zwen eimer dar ah hiengen
die vff vn̄ nider giengen
in einen eimer er do sprang
der eimer mit dem fuchs nider trang
der ander eimer gieng ühersich do
des ward der fuchs gar vnfro
wan er mûst helihen dar in
das wz gar sin vngewin
ein wolf kam dar zû gelonffen
er sprach ina woffen woffen
sag an lieher geselle min
mich wundert wie dz müg sin
dz dn in dem tieffen loch list
vnd dir doch nüt gehrist
[90] der fuchs hofflichen sprach
do er den wolff erst an sach
lieher wolf ich sag dir dz
dz mir all min tag nie so wol wz
der wolf sprach lieher geselle min
hilff mir ouch zû dir hin in
er sprach vff min eid dz sol sin
won du hist der hest geselle min
tritt in den eimer dz rat ich dir
so kunst wol her ab zû mir
der wolff in den eimer sass
da von der fuchs vil fro wz
won der wolff zoch mit dem eim' nid'
damit kam der fuchs herwider
der wolff mûst in dem hrunnen sin
das was gar sin vngewin
do er nehent den fuchs kam
do rûfft der fuchs in faltschlich an
vnd sties in dar vmh
dz er im nit endrunn
vnd dester faster wägi nider
der fuchs sprach nu hin ich kum nit wid'
vn̄ lass dir vil wol wesen
ich hin nu wol genesen
¶ wer allen zungen geloubet wol
der wirt vil dik hertzleidz vol
vn̄ wirt hetrûht an sinem hertzē
vn̄ mûs liden grossen schmertzen
valsche zunge stifftet das
das hrûder hrûder wirt gshas
das selh der vatter onch tütt
böse wort werdent niem' gût
den valschen tûehte wis es gschäche
dz er sin fründ in knmer säche
durch dz er in fröiden mocht wesen
vor im kan nieman genesen
wer wil sin in der wolnnst
die im nit erkant ist
vn̄ si nit erkennē wil
vn̄ nit sicht ob es sy ein gewüs spil
vn̄ gälich dar zû ziechen wil
genüst er des das ist nit vil
wer züchet ab einer gûten statt
da er sich mit eren wol begat
vn̄ er do vil wol möcht hestan
der dunkt mich ein vnwiser man
im möcht wol als dem wolf beschschen
doch wil ich da wider nit me iechen
oh einer zücht an ein statt
da er sich mit eren wol hegat
vn̄ sy im ist vil wol kunt getan
vn̄ hewert von mängem hiderman
hätt der wolff also getan
so möcht er noch wol sin leben han

35 nebent] nement *Hs.*

2. Falke und Eule.

[91] [E]in valk floug in einen wald
der fieng gar schnell vñ hald
vil vogel die er do vand
er wz der ülen wol erkant
zů dem valken kam die üle do
mit iro wortten vñ sprach also
ach valk küng vñ herre min
möcht es an üwern gnaden sin
sid ir der voglen so vil vachent
so hit ich üch dz ir nit gachint
vñ mir mine kind nit esind
der trüw wil ich niemer vergessē
der valk sprach wer sint dine kint
sy sprach die schönschtē die im wald sint
die sint min
er sprach wolhin das sol sin
die schönschtē wil ich lassen gan
vñ wil die vngeschaffnen alle van
vñ wil sy essen alle gar
der falk floug hin an alle var
vñ kam zů der ülen kind
er sprach ich sich wol dz die sint
die vngeschaffnesten die man fint
ei sint nit der ülen kind
won sy spch es werint die schonschtē vögelin
die in dem wald möchten sin
der valk all iung ülen verschland
die er in dem wald iena fand
die alt ül kam zů dem valken do
gar trnriklich vñ sprach also
o her wie hant ir min vergessen
mine kind hant ir alle gessen
vñ hant enkeines hin lan komen
der valk sprach als ich han vernomen
so han ich es nit getan
die schönschten han ich lassen gan
vñ han die vngeschaffnesten fressen
si sprach dz kan ich niemer vergessen
die ir assent die warent min
mich wundert wie dz mnge sin
ich wand sy werint die schönschtē kint
nn merk ich das sy sint
die vngestaltesten vögelin
die in dem wald mügent sin
¶ sölicher lütten man onch vil vint
der vngezogen sint ir kint
vñ dar zů enkeinen wandel hant
vñ onch selten in schönheit etant
vñ onch niemer kunnent werden
vñ doch wend dz vff erden
kein schöner kreentur müg sin
denn dieselhen kindelin
vñ wz sy tůnd dz dnnkt sy gůt
sy hant sicher ein tumen můt
vñ vieng ein ander kind dz halbz an
dz ir kint hant getan
si schryent offenlich über sy
secht wie wonet dem hosheit hy
si sprechent sy tůnd niend' gůt'
e man sol sy schlachen mit d'růt
ich sich an irem wandel wol
dz sy werdent aller hosheit vol
[92] wie ist ir vatter onch ein man
dz er die kint nit ziechen kan
er ist onch zwar ein höswicht
ds er inen das übersicht
also wend die lütte
die frömden gar vernütten
vnd dunkt sy niemer gůt
wz diser oder der tůt
vñ wänet dz niemen mng sin
gelich iro kindellin
sächent sy si aher recht an
si sprächent mich hat betrogē min wan

25 vögelin] vögel *Hs.* 36 han] an *Hs.* 52 kindelin] kinelin *Hs.*

3. Schüler und Bauer.

[E]in schůler über felde gieng
ellent herbürg er enpfieng
als noch mängem me heschicht
der nach der lere vicht
er kert zů einem puren hin
vñ hat dz man in
gehielti über nacht durch got
von dem purn leid er spott
ia kum her lieber schůler min
ein gůt bet sol din eigen sin
dar vff solt du ligen übernacht
bis dz du nit me schlaffen macht
er gieng hin vñ ass vñ trank
dem puren seit er grossen dank
darnach sassent sy vff die benk
der pur geriet da stanken
ein grossen furtz lies er do
vñ sprach zů dem schůler also
schůler dz ist dz bette din
der schůler sweig vñ lachet sin
der pur stankt aber als e
schůler ich gib dir aber me
der furtz ist ein lilach gůt
vor frost bist du wol behůt
der schůler lachet aber als ee
der pur stankt aber me
vñ lies ein furtz der wz gros
den schůler do des schimpfs verdroß
er spͣch dz ist das oberlilachen
noch wil ich dir teke vnd küsse machen
[93] vñ lies aber ein furtz als e
er sprach schůler hie her ge
vñ leg dich an dz bettelin
vñ las dir vil wol sin
er leit sich nider vff den bank
sin bett wz gemacht von stank
der pur gieng mit sim wib nider
vñ spͣch da lig vntz dz ich her wider
kom vñ schlaff gnůg vñ fast
der pur gieng do an sin rast
der schůler begond sich do flissen
wie er den puren sölt beschissen
er scheiss hinder den offen hin
vnd růfft do dem wirtte sin
aldey wirt got dank üch
won ich wider vff die vart züch
dz bett vñ die lilachen
die ir mir nächt hant gemachet
han ich hinder den ofen geleit
der pur zů der frowen seit
gäbt du dem schůler lilachen vñ küssē
das solt du mich lassen wüssen
nein ich werlich sam mir got
der schůler triht mit dir sin spot
er lies den schůler sinen weg gan
schier begond er ouch vf stan
vñ gieng her ab in die stuben sin
vñ sass hinder dz öffelin
vnd sass eben in den drek
er sprach pfuch wz ich hie schmek
es stinkt har inne harte vast
pfuch ich han weder růw noch rast
er stůnd vff vñ sach vndersich
pfuch ich han beschissen mich
sprach der pur hie lit ein drek
pfuch wie übel er nu schmekt
wih du solt wüssen
der schůler hat mich beschissen
vss furtzē hat ich im ein bett gemacht
dar in solt er ligen über nacht
dz hett er alles gelesen zesamen
vñ het es hinder den offen getan
dar vs ist worden ein grosser drek
der hie als übel schmekt
er het mir ytel recht getan
des můs er ein gůt iar han
ꝯ wider gelt wart nie verbottē
wer spottet des sol man spotten
wer den and'n tören wil
der wirt vil dik der torn spil
vñ wirt geschant in kurtzer frist
als disem purn geschechen ist
wer der lütten spotten wil
so es denn kumpt vff dz zil
so wirt er lasters vñ spottes vol
wirt er betrogen dz ist wol
hett der pur nit gespottet ein
an laster wer er wol komē hin
vñ wer nie in die schmacht komen
ich han es noch me vernomen
[94] das man den bosen geschenden sol
der da spottes ist so vol

4. Ein böses Weib scheidet eine Ehe.

[E]in man der hat ein wib
die hat er als lieh als sin lib
dz selb sy im onch tett
jeklichs das ander lieb hett
das was lutzefier gar leid
er hûh an vnd seit
zû dem andn̄ gesellen sin
ob enkeiner wer vnder in
der die liebe könd gescheiden
vn̄ die liebe möcht bringē in leid
do wz einer vnder in
vn̄ sprach ich wil derselbe sin
vn̄ wil sy verwiren gar
lncifier dz sag ich dir für war
lucifier sprach nu far hin
vn̄ macb gros leid vnder in
er fûr hin in des mans hus
er lüff dik in vnd vs
oh er die liebi mocbt scheiden
er schûff nüt dz wz im leide
do kam er zû einer frowen alt
die kont hoßheit mänigfalt
er grûtz sy vn̄ spracb zû ir
zwen schûcb wil icb geben dir
ob du die liebi kanst scbeiden
vnder den menschen beiden
si sprach ia dz kan icb wol
ich weis wol wie ich es tûn sol
gist mir die schû so tûn icbs gern
die liebi kan ich in leid verkern
er sprach so gang hin
vnd macb gros leid vnder in
so wil ich dir die schûch gehen
ob du es schaffest eben
sy gieng hin zû dem man
weist du nit wz da het getan
din wih ein andrer lit hy ir
für war sag ich es dir
so du gast vss dem bns
so loufft sy an stett hin vs
vn̄ heist ir bûl zu ir komen
für war han ich es vernomen
der man wand es wer war
[95] do fûr dz altwib aher dar
vn̄ gieng zû siner frowen
die liehi wolt sy zerhowen
si sprach sag an mir
ist din man ietz nit fyent dir
ia werlicb er tût gelicb
als ob er fast hasse mich
dz alt wib begond do iecben
ein gûtten rat wil icb dir gebē
ein schökly har ist im in sim nak
den solt du bald howen ab
so vergat im sin zorn
tûst es nit so hist verlorn
si volget der valscbē frowē lere
des kam sy in laster vn̄ in vnere
dz alt wib gieng aher bin do
zû dem man vn̄ sprach also
din wih wil dich haben tod
volgest mir nit du knnst in not
so dn beim kunst ze nacht
so merk wie dicb din wib en-
pfacht
si spricht kum har zû mir
so wil ich lusen dir
so nimpt sy in ir bant ein scbär
vn̄ wil dir abrissen die keln gär
do er ze nacht heim kam
die frow die scbär in die bant nam
sy spracb knm icb wil dir lusen
den man begond grusen
er leit sich do in ir scboss
die liehi wurdent sy bede blos
dz schökly wolt sy im abbowen do
cr sprang vff vn̄ spracb also
pfuch pfuch du hös wib
woltest du verderhen minen lip
frilich dz mûs dir werden leit
es was mir wol vorgeseit
die liebi wart zerstöret gar
des nam der tüffel vil eben war
er geriet vil hald louffen
dem alten wib die schû kouffen
an einer stangen bot er ir do
die schûch vn̄ sprach zû ir also
se bin ich wil fliechen dich
wan du bist vil böser den ich
du hast volbracht ein hoßheit
dar an han ich grossen flis geleit
vn̄ kond es doch nie geschaffen
die liebe hast dn ze leid gemachet
sit du denn böser bist den̄ icb
so solt die schûch von mir en-
pfacbē nicht

denn an einer stanngen
ꝰ man mag es wol sagen in allen landen
das nüt böser ist denn ein bös wib
dz wirt bewert noch hütbezitt
dz der tüffel nit volbringē mag
[96] dis bossheit weder ze nacht noch ze tag
vñ doch dis wib hat verbracht
vnd so bald hat erdacht
dz sy die liebi kond scheiden
vñ sy verwerrti beide
bös wib machet leid vñ zorn
von der frowen wurdent sy ṽrworn
dar vm̄ so rat ich
dz nieman sol keren sich
an böse wib well er genesen
vñ in fröiden well weeen
hette der also getan
so möcht er sin wih mit fröidē ban
nieman als bald gachen sol
er sol die mär erfarn wol
ob es war oder erlogen sy
so mag er wol sin leides fry

5. Respice finem.

[E]in edel man in einer stat saß
gen dem trůg ein bnrg' grosē haß
er waz im fyent vm̄ etwz sach
nn merkent wz dar nach geschach
der burger tot den edel man
sin snn gedacht wie er wölt fachē an
dz er den bnrger erstäche
vnd sinen vatter räche
ein mals kam im in sin můt
dz er lerte scheren dz wer im gůt
vñ dz er gieng in frömde land
bis dz man inn nit me bekant
vñ sölt denn da heim ein scherer wesē
den bnrger wölt er nit lan gnesen
vñ wenn der bnrger käm vnd' in
dz er im schäre den barte sin
so wölt er im abrissen die keln
vñ wölt sich dann vō danne steln
er fůr da hin in frömde land
er wůchs dz man in nit bekant
vñ lert scheren vñ fůr hein
in bekant weder gross noch klein
er ward ein scherer in der statt
do kam der bnrger der do hatt
ertött den lieben vatter sin
er gedacht er wölt in richtē da hin
vñ wolt im nemen sin leben
in sorgen begond er streben
nn wz es sitt in der statt
dz ieklicher bnrger hat
[97] ein rimen an dem gewande sin
der wz gemacht in latin
der selb vers wz also gedicht
wend ir wüssen dise schrifft
Qnidq̊ agis prudent' agas & respice finē
also wz er geschriben in latin
des verses siñ wz dz ieder man
allweg betrachtet solt ban
in sinem hertzen wz er wölt tůn
dz da von kam kein vnsůn
vñ das er solt betrachtñ in sin hertzē
ob dar vs käm fröid oder smertzē
der scherer disen vers las
er gedacht wz ist das
vil bald begond er betracbtē dē rimen
der da wz gescbriben in latine

er hat betrachtung in sinem hertzen
töd ich in so knm ich in schmertzen

111 der] dir *Hs.*
35 Quid'q agis] agas *Hs.*

vñ han min lehen verlorn
ich wil von mir lassen disen zorn
vñ wil es vnder wegen lassen
got der kan in selh wol straffen
ertöd ich in so můs ich sterhen
got sol in selh verderhen
ich wil in weder schlachē noch stechen
got kan es selh rechen
do er oh im stůnd also
der hnrger sprach zů im do
lieher scherer sag mir
wz ist hie geschechen dir
ich sich wol dn hist in leid
lieher scherer wol gemeid
sag mir wz ist din schmertzen
den dn treist an dinem hertzen
er seit im do dise mer
dz er des edlen mans sun wär
vñ wölt sin vatter han gerochē
vñ wolt in han erstochen
¶ dise hischafft vns ein lere git
vñ spricht wz man tů in dem zit
so sol man sich vor betrachten wol
das man dar nach nit werd leides vol
in des dings anefang
so sol man gedenken wz dar nach gang
oh es ühels oder gůttes sy
vnd oh man da mög sin aller sorgen fry
[98] vnd solt dz ende ansechen
oh fröid ald leid da kunn geschehē
hetracht vil wol wz da kom von
dz dn hestandist an den eren schon
man wirt von mänger sach leids vol
dz man vor hät verkomen wol
in allen dingen solt betrachtē dich
als der inngling hat hetrachtet sich

6. Von Buhlschaft und treuer Liebe.

[E]in kouffman in grossen eren sas
der hat ein hůlen als ich las
den hat er lieher den sin wih
sin wih hat er in grossem kih
so er vss für nach gewin
so konfft er dem hůlen sin
alles dz ir hertz begert
sin wih wz im gar vnwerd
ein mals fůr er vs vff gewin
do sprach die frowe sin
e lieher man konff mir ein sekelin
so můs mir wol dester has sin
vñ da ein pfennwert witz in sy
so wirt ich alles leides fry
der konffman sprach dz sol sin
ob ich nit vergiss din
gan frankfurt fůr er hin
vff nntz vñ vff gůtten gewin
er koufft mänger ley schatze
siner frowen er vergasse
do er in sin wirtz hns gieng
der wirt in vil wol enpfieng
mit enander assent sy ze nacht
der konffman sich do hedacht
oh er hetti vergessen icht
dz er käme hein dar ane nicht
der koufman zů dem wirte sprach
do er sich also hedacht
nn han ich noch vergessen ein ding
dz kostet knm dry pfenning
es ist mit witzen ein sekellin
dz solt ich han koufft der frowē min
nach dem sekel hat sy gros begir
d' wirt spch lieb' gast nu sagēt mir
wz ist üwer gefert da heim
dz üwer frowen kram ist so klein
er seit im dise mär
[99] wz im vñ siner frowen wer
vnd onch wie er einen hůlen hat
da heimen so nach hy der stat
der wirt sprach nn volgent mir
so wirt erfüllet der frowē hegir
so ir wellent hein farn
so sond ir üwer gůt wol hewarn

vñ sond bös ghäs legen an
vnd sond zû üwerm bûlen gan
vñ sprechent zû ir alsus
so ir koment für dz hus
ach liebes lieb nu las mich in
won ich so gar verdorben bin
ich han verlorn als min gût
dar vm̄ han ich gantz niena mût
dz sond ir benüte lan
ir sond onch ze üwer frowē gan
vñ sond sprechen ze ir
o wib wie gar sint verdorbē wir
ich han verlorn als min gût
dar vb' han ich verlorn min mût
tûnd ir dz so wirt wol schin
wa die recht liebi mag sin
üch wirt zwar deñ bekant
wa ir die rechten liebi hant
der konfman sprach vff min ere
gern sol ich volgen üwer lere
also fûr er da hin
vnd bewart wol dz gûtte sin
vñ leit an gar bös gewant
vñ gieng da er sin bûlen vand
er klopfet an vñ sprach ze ir
o hertz lieb lass mich zû dir
ich bin worden ein arme man
sit ich min gût verlorn han
si sach her vs vñ sprach zû im
blib duss won ich vnmûssig bin
tritt vom hus verr hin dan
mit dir ich nüt zeschaffen han
also ward er von ir empfangē
vil bald kam er onch gegangē
für sin hus vñ klopfet an
vil bald sin wib do kam
vil bald sprach er zû ir
o wib wie sint verdorben wir
[100] ich han verlorn als min gût
dar vm̄ so bin ich vngemût
si lüff her ab bald zû im
lieber man laß din truren sin
bis frölich vñ hab gûtten mût
ich han noch vil verborges gût
wir hant noch gnûg die wil wir lebē
got kan vns noch wol me geben
in sin hus gieng er do
die frowe wz des vil fro
das ir man was komen
des kam sy zû gût vñ ze fromen
der kouffman schikt do vm̄ sin gût
sin bûl wart do vngemût
dz si in nit lies in
si wand er het verlorn dz gûtte sin
sin frow in aber wol enpfieng
dar vmb es ir dester bas gieng
¶ mänger findet bûlen vil
all die wil er geben wil
so er aber von dem geben lat
so wüss er dz die liebe zergat
die liebe wirt zerstöret gar
wenn er die gaben nit me bütet dar
die liebe wert lange zitt
die wil er pfennig von im git
mänger sin antlit in der täschen treit
der mit vngestaltnus ist bekleit
gekouffte liebe wirt niemer gût
er hat zwar ein tumen mût
wer ein biderb frowen hat
vnd sich an torecht frowē lat
die frowen minnent die richen man
den armen lant sy sicher gan
wem min gût lieber ist denn ich
vñ zû mir gesellet sich
vmb dz das im werd dz gelte min
der sol zwar nit min geselle sin

7. Von einem Sohn, der dem Vater die Nase abbeißt.

[W]as der man gewonet hat
dz ist ein wunder ob er dz lat
wz in der iuget gewonet dz kind
als man an den bûchen geschriben fint
dz selb tribt es in dem alten iar
dz gloubent es ist sicher war
[101] als ein man mich hat ermant
do er so sere wart geschant
von sinem sun den er hat
übel gezogen in einer statt

45 ghäs = Kleidung. 75 verr] ver *Hs.*

was er tett dz geuiel im wol
des ward er dar nach leides vol
do begond der selb sun
in allen dingen vnrecht tůn
ronben vnd stelen kont er wol
da von ward der vatter leids vol
doch ward es im dik vorgeseit
das der sun verbracht vil hosheit
dz wolt er aber nit glouben
des wurden naß sine ongen
do ward nit lang an im gespart
won das der sun gefangen wart
won gar schädlich wz sin leben
do wart vrtel gegeben
über in er sölte hangen
dz hat er mit stelen begangen
man fůrt in vs vnd wolt in henkē
der dieb do begond gedenken
dz jn sin vatter hat gezogen also
vil lut růfft der dieb do
lieber vatter kum her zů mir
was ich well sagen dir
ich bin leider in grosser not
ich wil dich küssen vor minem tod
der vatter do zů dem sun gieng
den sun er vil bald vmbefieng
der sun tett als ob er wölt küssen in
vnd beis im ab die nasen sin
der vatter schrey we vñ ach
owe dz das ie geschach
ich wand du wöltist mich küssen
du hast mir aber abgebissen
die nasen dz ist mir leid
der sun zů dem vatter seit
vatter ich han dir getan itel recht
wz ich tett dz wz schlecht
du soltest mich bas gezogen han
an mir hast du übel getan
wz ich tett dz gefiel dir wol
des hist du worden leides vol
der sun ward erhenkt do
der vatter gieng dannen vñ ẃz vnfro
¶ wer nit well werden leides vol
von sinen kinden der sol
sy wennen in der ingent
dz sy stellent vff er vñ vff tugent
man sol sy lernen sitten gůt
vñ inen nit verhengen iren můt
man sol durch nütte lassen
vmb vnrecht sol man kint straffen
man sol kind dar nach halten
wann sy beginnent alten
das sy syent in gůtter hůt
vnd das gerecht sy jro můt
[102] won was der man gewonet hat
in der ingent vil kum er dz lat
wenn er kunt zů sinen tagen
so můs er dz selb tragen
das er gewonet hat
dar vmb so gih ich den rat
dz man kind zieche in der iugent
dz sy stellent vff er vñ vff tugent

8. Der Wolf als Fischer.

[H]ie vor in einem wintter zitt
so schne vnd riffen lit
do dinget ein wolff ein knecht
dem geschach dik gar vnrecht
der knecht ein fuchs wz
als ich an einem bůche las
der fuchs solt dem wolff helffen steln
vñ solt es vor den lütten verheln
der selh wolff wolt alle iar
dem fuchs geben ane var
acht guldin vñ sin essen dar zů
er solt im dienen spat vñ frů
do der dienst wol gefestnet wart
do hůb sich der fuchs vff die fart
vnd fieng ein gans die wz gůt
er zoch hein frölich wz sin můt
er růfft dem wolff dem meister sin
wol her nim die ganse hin
der wolf teilt die gans do
an dry teil vnd sprach also

14 vnrecht tůn] vnrechtůn *Hs.*
2 schne] sche *Hs.* 13 wol] wolg *Hs.*

los fuchs wz ich sage dir
der erst teil gehört mir
der ander gehört den kinden min
der drit sol mines wibs sin
der wolf sprach fuchs ich han vergessen din
lonff aber me dahin
vnd bring ettwas me
dz wir gebůssent des hungers we
der fuchs zoch vff dz feld hin dan
do sach er ein geis gan
in einer wisen sy wz klůg
sy wz gar ehen des fuchs fůg
er fieng da die geis ze hand
vnd gieng da er fand
sin meyster vil bald er kam
die geis er ouch teillen began
er teilt an drü stuk dieselben geis
vil fräslich er dar in beis
er sprach der erst teil ist onch min
der ander sol der kinden sin
der dritt gehört miner frowen
der fuchs begond den wolff an schowen
vnd sprach das ist ein bös recht
das ir verteillent üwern knecht
der wolff do antwurt jm
[103] vnd sprach wenn ich voll bin
so sorg ich nit wie es dir ge
lonff bring vns aber me
der fuchs gieng aber da hin
vnd gedacht jn dem̄ sinne sin
wie er den wolff wölt beschissen
des begond er sich vast flissen
zů dem wolff begond er aber traben
wolff meister hör wz ich sage
ich weis ein wyer vischen vol
da wil ich üch lernen wol
dz ir die visch vachent alle
dz begond dem wolf wolgefallen
er sprach so fůr mich dahin
da der wyer müge sin
zů dem wyer giengent sy do
der fuchs zü dem wolff sprach also
her wolf wilt dn volgen mir
so hör was ich sage dir
den schwantz in dz wasser tů
so lonffent die vische alls zů
vn̄ hangent dir dar an
enkeiner mag dir engan
so denn die vische koment dar an
so solt dn by nütte lan
dn solt den swantz her vs ziechen
vnd da mit an dz land fliechen
der wolf volget der lere sin
vn̄ stiess den swantz verr hin in
do gefror im der schwantz hartte vast
dz er mit keiner krafft
noch mit keinen dingen
den swantz mocht her vs bringen
jn dem wyer můst er sin
bis das ein man kam da hin
der schlůg do den wolf ze tod
dz schůff der fnchs dz tett jm not
¶ wer den and'n betriegen wil
genüst er des das ist nit vil
wer mir wil tůn dik vnrecht
des ding sol niemer werden schlecht
wer mir abbricht min rechtn̄ lon
mag ich den betriegen dz wil ich tůn
wem ich thůn recht vnd wol
vnd den̄ mir nit lonet als er sol
den wil ich bringen in leid vn̄ in we
vnd wil im dienen niemer me
als der fuchs hat geton
do im der wolf den rechten lon
[104] vmb sin dienst nit wolt geben
er bracht den wolff vm̄ sin leben
sölicher lütten man noch vil fint
wenn sy wol gespiset sint
so achtent sy nit wz eim and'n gebrist
dz sy geschent werdent in kurtz' frist

74 verr] ver *Hs.*

9. Die listige Frau.

[E]s hat ein man ein innges wib
die hat er als lieh als sinē lib
doch ir trüw sy an im brach
eins mals do sy ein pfaffen ersacb
do kam dem pfaffen in sin sinne
dz er sy bat vmb die minne
ey sprach wie wöltin wir es fachen an
wan ich han so ein häfftigen man
vernäm er von mir söliche mär
so wüssent das ich verlorn wer
doch kan ich es wol vachen an
das sin nit wirt innen min man
ein schnûr wil icb binden an die füsse min
wenn deñ üch dnnkt dz es zit söle sin
so zücbent dz seil dz ich erwach
eo vernimpt min man nit dise sach
vilicht spricht denn min man
so wil ich dañ zû üch gan
war ich welle so spricb ich
in dem bnch krimet mich
mich dunkt möcht ich ze stûle gan
min scbmertz mûst ein ende han
so wännet min man es sy war
so knm ich denn zû üch dar
der pfaff sprach der siñ ist gût
des ist erfröwt aller min mût
da mit gang lieber bûl da hin
wenn mich dnnkt dz es zitt söl sin
so knm ich vnd züch dz seil
got der geh vns dar zû heil
die frow gieng hein jn ir hns
si assent ze nacht vnd sprach alsns
zû irem man mir ist gar we
dar vm̄ sond wir gan schlaffen dester e
dz ich kom zû der gesuntheit wider
also giengent sy do nider
die frow erlöscht dz liecht zehant
die schnûr sy an die füsse band
vñ leit sicb an ir gûtten gemacb
nu merkent wz do da geschacb
do die frow entschlieff do wolt der man
sin barn wasser von im lan
an die schnûr sties er sich
dz dûcht in gar wunderlich
in wundert wz die schnûr tätte da
der schnûr ende gieng er na
[165] bis das er an der frowen fûsse kam
vil gros wunder er dar ab nam
er getacht wz die frowe meint damit
jn bedûcht es hetütte gûttes nit
dz seil hand er selh an die fûsse sin
er gedacht wer wil kommen her in
ze hand kam der pfaff gegangen
an die schnûr hegond er hangen
vñ zoch fast der man stûnd vff
vñ gieng hin ah in dz hns

do fiel der pfaff an den selhen man
er wand er sölt sin bûlen han
der man vmb fieng den pfaffen
vñ sprach wz hast dn hie zeschaffen
dn bist ein minner dz sich ich wol
der minne dir gnûg werden sol
vil bald rûfft er der frowen sin
stand vf liehe bnsfrow min
es ist ein dieh in dem hns
der wolt dz vnser tragen vs
vil hald zünt ein liecht an
er mûs ie sin leben hie lan
die frow stûnd vff vnd wz leides vol
vil bald hlies sy an ein kol
sy sprach dz liecht wil brünnen nit
dar vmh so hitt ich dich
dz dn selbs enzündest dz liecht
vnd gib mir die wil den dieb
jn min band ich wil in vast ban
dz er mir nit kan engan
der man blies selb an den brand
die frow nam den pfaffen an die hand

37 erlöscht] erlöst *Hs.* 49 damit] damitte *Hs.*

vñ sties in für dz hns hin dan
vil hald sy do einen esel nam
vnd hat den vast jn ir hant
vñ do der man hat enhrant
dz liecht do kam cr gelonffen
die frow sprach ina woffen woffen
[106] wie hist du so ein vnsinniger man
dz du ein esel für ein dieh vallest an
er sprach es ist zwar ein man gewesen
den bast du hie lassen genesen
vñ hast den vss dem hns gelan
vnd den esel in die hant getan
dar vm̄ so gang vs dn böses wih
du hast verschmachet minen lip
vñ woltest haben ein and'n man
des mûst dn vss dem hnse gan
die frow lüff für dz hus hin dan
zû einer alten frowen sy do kam
von gräwe wz wiss ir har
si sprach liehe frow nement war
icb wil üch trülich klagen
min man hatt mich vsgeiaget
dar vm̄ wil ich üch geben lon
dz ir wellent fur dz hus gan
vñ da wellent weinen vor dem hus
so wil ich gan hin vs
zû minem herrn wie er sich gehah
ob er enkeinen gehresten trag
dz alt wih sprach ich wil es tûn
gehent mir ein käs vñ ein hûn
si sprach icb wil üch nocb me gehen
dz ir die sachen vollhringent eben
dz alt wib sass für dz hns hin dan
vil fast weinen sy began
do lüff der man her vs
vñ schlûg dz alt wih vor dem hns
vñ sneit ir ab ir grawes har
er wolt wännen sicher für war
dz es were sin eliche frow
dz hare gehielt er do
jn ein tûcb schön vñ vin
vnd band es gar sicher dar in
do nn der schön klare tag har kam
do lüff der selbe man
vñ lûd die fründ siner frowen
vnd wolt sy lassen schowen
dz mord dz jm sin frow hat getan
da hin kament frowen vñ onch man
die ir fründ solten sin
er gah inen fleisch brot vñ dar zû win
[107] do sy also trunken vñ asent
vnd oh dem tische sassent
do trûg der man bin in
dz selb har in eim tûcbelin
vñ sprach ir fründ ich wil üch klag̃
vñ von miner frowen ettwz sagen
si hat mir armen man
gar ein gros vntrüw getan
nächt ze nacht mit einem man
den wolt sy hy ir schlaffen lan
vñ seit den fründen also die mär
wie es ergangen wär
er spracb lieben fründe nement war
ich schneid ir ah ir har
ze einem wortzeichen vñ durch dz
dz man es gelonpti dester bas
er nam her für dz selb bar
do wz es ittel grawe gar
dz har sachent die fründe an
die frow sprechen do began
secbent lieben fründe min
der man mag wol vnsinnig sin
min har ist gelw vñ grawe nicht
nn sechent wie mir mit im geschicht
nächt fieng er ein esel für ein man
vnd schrey den für ein dieb an
des har het er abgesnitten
vnd wil mich nnn geschenden damitte
die fründ wandent alles wer also
vñ sprachent allsament do
der man ist vnsinig dz sicht man wol
vil hald man im hellffen sol
sy schiktend nach einem priest zehan
der die lüt hesweren kond
der beswûr do den armen man
sy warent alle jn dem wan

der man wer vnsinnig gewesen
¶ nu merkent wer nu müg genesen
vor böser valtscber wiben list
owe sälig er nn ist
der mit bösen valschen wiben
sin leben nit sol vertriben
sy betörent mängen wisen man
vor inen sich ieman knm hůtten kan
wer nn knnt in ir band
von inen kunt er kum ane scband
er wirt betöret an sllen wan
also gescbacb disem armen man
er mûst ie vnsinnig wesen
108] icb ban nocb me gelesen
das salomon ein wiser man
den wiben onch nit kont engan
vñ samson vñ allexander
die kament all in schande
von böser valschen wiben list
aber ein zart biderb wib ist
ein kreentur vor allen dingen
wa man die mag finden
si ist gold vñ aller eren wert
kein besser ding weis ich nn vff erd
denn ein zart biderb frowen
alles leid kan sy zerbowen
man sol sy loben vñ zieren
vnd jn aller ere füren

10. Die Katze als Nonne.

[E]ines mals dz gescbach
dz ein katz ein mus louffen sach
in ein locb wz spinn wupp vol
die katz tett als ein katz sol
vñ lnff in dz locb nach der mns
vnd fieng sy vñ do sy kam ber vs
do lag ir ein spinn wup vff dem honpt
die katz do für war gelonpt
si trůg ein wiler vff irem boupt do
in irem sinne gedacht sy also
ich bin ein nnnn dz sich ich wol
der müsen ich nit me vachen sol
ich wil alle zit geistlich leben
den müsen wil icb nit me nach streben
ich wil tůn dz ein frow tůn sol
ich hoff mir sölle wer len wol
als ein nunn kan ich wol gebarn
zů and'n nunnen wil icb farn
ein andre sol die müse vachen
in ein kloster wil ich gachen
vñ do sy in dz kloster kam
zů den nnnnen lüff sy bin dan
vñ wolt ouch ein nünne wesen
do kond sy weder singẽ nocb lesen
die nunnen die katzen an sachen
si wanden sy wölt müs vachen
vñ bescblussent sy in ein kornhns
dar inn lüff vil manig mns
die mûst die katz vacben vs
do wz ir nnnnhcit alle vs
in dz kornhns ward sy beschlossen
dz tett ir we vnd verdrossen
[109] sy mûst ie wesen dar inne
do gedacht sy in irem sinne
wie bin icb so gar hie betrogen
sid mir ist der wiler vff geflogen
es rüwet micb vñ mût micb scr
dz ich ie bin komen ber
ich wand icb sölt ein nnnne sin
dz ist nu nit dz ist wol schin
die müs můs ich vachen als vor
nu merk ich dz ich bin ein tor
¶ sölicher torn man noch mängẽ fint
so sy ein wenig gezieret sint
so wend sy glich dem keiser wesen
vor inen kan denn nieman̄ genesen
von ir glich wichent sy zehand
als ob sy sy nie babent erkant
doch so sy sicb sond herlicb gebarn
so stand sy als ander naren
vñ mûsent sin dz sy warent vor
die katz branget fast enbor
ir gespilen verschmachet sy zehant
als sy sy nie habent bekant
sy wand sy wer edel von recht' art
do tratt sy bald vff die vart
vñ wolt ein kloster frow wesen
doch zelest mocht sy nit genesen
si wz ein katz als sy vor wz
vor schanden sy do knm genas

11. St. Petrus und der Holzhacker.

[H]ie vor fůgt es sich an einem tag
dz ein priester hredigē pflag
dar zů kament der lütten vil
als ich üch sagen wil
er sprach wer mit arbeit neret sich
vn̄ die arbeit tůt getrülich
vnd ir pfliget allzit wol
als ein getrüwer man tůn sol
der mag liecht betten vn̄ vasten dar zů
vnd andre gůtte ding thůn
[110] arbeittet er nu mit rechtem flis
er kunt als wol in dz paradis
als einer der da bettet alle zit
vnd snst kein arbeit dar zů litt
do er nu gesprach dise wort
vil bald es ein holtzhaker erhort
er behatt die wort gar wol
er gedacht der hredgi ich volgē sol
ich wil nu zwar allen täg
arbeitten wa ich kan vn̄ mag
er arbeitet vast vn̄ tett darzů
snst kein gůt weder spat noch frů
er wand er tätt gnůg
dz er arbeit vn̄ doch kein gůt
dar zů tett dz betronch in zwar
da er gesturb er ward sin gewar
er wand an alle pin
behalten werden durch die arbeit sin
vn̄ wolt gan himel farn zehant
den schlegel vn̄ die ax er vff die gürtel bant
vn̄ do er kam an dz himel tor
sant peter sprach wer ist da vor
er sprach ich bin ein man
der all sin tag vil arbeit hat geban
ich han mich mit arheit ernert
als denn mich ein pfaffe lert
der sprach wer da arbeit trülich
der mag wol komen ie dz himelrich
sant peter sprach nu sag an
hast du got ie kein dienst getan
oder sant maryen der můtter sin
oder andn̉ helgē dz tů mir schin
ald bekennest iemā im himelrich
dz er got bätte für dich
oder hast dn got ie kein gůt getan
dz solt dn mich wüssen lan
er sprach ich han gehept gros arbeit
als ich dir vor han geseit
mit holtz schitten han ich mich ernert
als mich der pfaff hat gelert
snst gedienet ich nie gott
sant peter sprach an allen spott
hest dn dar zů kein ander gůt getan
so fürcht ich dn můsest von hinnē gan
hest dn nit gehalten gottes gebott
vn̄ hast onch nitt gebetten gott
dz er dich behůtti vor der hellen
vnd vor lncifiers gesellen
vn̄ hest ouch got nit geeret
ich weis dz dich der pfaff leret
¶ wer da arheit grösklich
vnd mit arbeit erneret sich
vn̄ die arbeit mit trüwen tůt
vn̄ sich snst vor sünden behůt
der bedarff nit als vil betten vn̄ fasten
als einer der alle zitt růwet vn̄ rastet
wan wer můsig ist vn̄ nit arbeit
vn̄ dar zů lidet deheines leid
der ist schnldig von recht
dz er got diene als ein ein getrüw knecht
mit betten vasten vn̄ wachen
vn̄ mit mängen andn̉ sachen
aber so vil ist er schnldig nicht
wer da alle zitt der arbeit pflicht
vn̄ sy mit gantzen trüwen tůt
¶ do sprach diser mit erschroknem můt
das han ich leider nit getan
[111] ach herregot wie sol es mir ergan
het ich die hredgi recht verstanden
so wer ich ietz ledig der schanden
vnd wurd behalten ewenklich
ach her sant peter nu bitt ich dich
dz dn mir helffest vs disem leid
sant peter zů dem mane seit

gib mir in die haud den schlegel din
mag ich dich denn ziechen her in
so solt dn wol hie helihen zwar
den schlegel bott er sant peter dar
vnd hangt sich dar an
vñ do er an den ohresten staffel kam
do hûb sich knmers vil
wan vss dem schlegel viel der stil
dar an sich hûh der arm man
do gieng erst sin liden an
mit dem stil viel er do
her ah des ward er vnfro
in die helle nam er den val
alle sin fröide wnrdent smal
siner arheit hat er enkeinen lon
dae er sich mochte fröwen da von

12. Der Pfaff im Käskorb.

[E]in pnr hat ein stoltzes wih
die hat er lieh als sin eigē lib
doch ir·trüw brach sy an im
wan ein pfaff lag ir in dem sin
den hat sy lieber denn ir e man
vnd wz sy gûttes mocht han
dz wz dem pfaffen bereit
vnd wenn der pur von hnse reit
eo sant die frow nach dem pfaffen
den ließ sy denn mit ir schaffen
wz nn sin hertz begert
des wart er von ira gewert
doch kam es vff ein tag dar zû
dz der pnr ze müle für
vil hald aber der pfaffe kam
als er vor dik hat getan
do bereit im die frow ein essen
wan sy hattent sich vermessen
si wöltiud ein fryes mûttli han
do kam von der müli der man
vñ klopfet an dz hus ze hant
die frow dz do wol hekant
das es was ir man
zû dem pfaffen sprechen sy began
o herr wie sol ichs heben an
won es kumpt min elicher man
wirt er üwer gewar
er erstichet vns bedi zwar
ze hand sprach der pfaff zû ir
sich frow gefiel es dir
so wölt ich in den käskorb stigen
wan dar in wil ich wol beliben
das es niemer innen wirt din man
[112] ey sprach ia dz wer wol getan
mügent ir dar in endrunnen
für war er wirt üwer niem' innē
ze hant er in den käskorb spraang
der pur do zû der tür in traug
zehant die frow sprechen began
ach setz dich nider min lieber man
vñ laß vns haben ein gûten mût
ich han gekochet zwey essen gût
die laß vns mit euander essen
so han ich mich ouch vermessen
ich well vns dar zû hringen win
der pur sprach frow dz sol sin
ich iß vnd trink als gern als du
trag vns nun gnûg her zû
hriugst mir gûtz ich hilff dir essen
vñ do sy ze tische warent gesessē
do aß der pur gar ser
aher die frow sach hin vñ her
do sach die frow dz
dz jn dem korh ein loch was
da dnrch hieng dem pfaffen das
dz jm hy sinen beinen gewachsen wz
dz wz wol einer spange lang
die frowen do die sorg betwang
dz si erdacht in irem sin
dz es der pfaff züge zû im
hinin in die käsborn
won sy vorcht ir mannes zorn
zehand sprach sy do zû dem man
e lieber man nn sag an
was went wir morn thûn
so der pfaff wirt mit dem krütze gan

went wir nit onch mit im singen
dz wir lob für ander lüt gewünnent
ia spracb er es gefalt mir wol
icb sing wz icb singen sol
ich hillff dir singen vff min eid
die frow do zů dem puren seit
icb kan ein gesang dz ist fin

do sprach der pur liebe husfrow min
so beb an vñ lern es mich
si sprach so los ich lern es gern dich
also hůb sy an vñ sang
das es jn dem gantzen hus erklang



do der pfaff dz gesang vernam
ze hand geriet er wol verstan
dz sin ding hieng dnrcb dz loch
vil bald er dz bin in zů jm zocb
vñ beleib dar inn vntz dz der man
ward von dem hnse gan
[113] do sprang er bald zů dem korb ber ns
vnd lüff wider hein in sin bns
damit wz er wol endrunnen
¶ ich glonb dz vnder der sunnen

niena sy kein listigers tier
deñ ein wib sy erdenket schier
einen list in irem bertzen
dz sy knnt vs not ane smertzen
so ein frow hat getan
mit vnzüchten wider iren man
wirt ioch sin der mã halbẽ weg innen
si erdenkt denocbt in irem sinne
dz sy wol knnt an not dar von
als dise frow onch hat getan

13. Von Frauenlist.

[B]y einem kloster gelegen was
ein burg dar vff ein herre sass
der hat ein frowen edel vñ fin
dero kam einsmals in den sin
dz sy wölt spacieren gan
in dz selb kloster sy do kam
vñ spacieret in dem gartten grůn
dar in wz manig blůmli schön
dar in sy grossen lust enpfieng
ein stigel über einen zune gieng
dar über solt die frowe tretten
do kam des klosters koch vngebettē
vñ halff der frowen über den stig
liehlich trukt er sy an sinen lib
vñ vmbfieng sy gar lieblich
des wnndert die frowe sich
vnd sprach zů dem koch do
wie meinst du es also
dz du mich vmhfachest so liehlich
dz sag mir dz bitt ich dich
er sprach frow dz sol sin
ich trukt üch an dz hertze min
von rechter liebe die ich hab
zů üch gehebt vil mängen tag
in minem hertzen han ich üch getrag'
doch torst ich es nie gesagen
si sprach koch ist das war
des wil ich dir lonen zwar
kum in vnsern hoff vff dise nacht
doch solt wol haben acht
dz man dich nit seche dar inne
so wil ich erdenken einen sinne
dz du by mir belipst die nacht
gnad frow do der koche sprach
wes ich nn lang han hegert
des wirt ich also von üch gewert
also schied sy do von dan
vnd do sy vff die bürge kam
vnd es ward nachen der nacht
[114] die frow do an den koch gedacht
vñ wartet sin vñ do er kam
vil bald sy in zů ir nam
vnd fürt in an ir bestes het
vil tongenlich si zů dem koche rett
vñ sprach an dz het leg dich nider
da heit bis dz ich knm her wider
las dir die wil nit lang sin
also gieng si do hin
in die stuhen da spilt der herr
also nam si den widerker
vñ leit sich zů dem koch hin dan
der koch die frowen fragen hegan
ob der herr wer in dem hus
oder oh er wer geritten vs
si sprach mit den knechtē spilt er in dē hrett
zehant do der koche rett
frow ist der herr in dem hus
für war so wil ich gan hin vs
wan ergrifft er mich her inne
er giht mir zwar der minne
si sprach koch belib hie hi mir
fürcht dir nit dz gehüt ich dir
leg dich an dz ort hin dan
vñ gebar dich als ein manlich' man
acht niemans vñ hab gůtten můt
fürcht nit wz der herre tůt
also bleih der koch by ir
mit sorg ward erfült sin hegir
vñ do nn der herre kam
an dz hett leitt er sich hin dan
doch gesach er nie den koch
wan die fedren giengent für in so hoch
das er in nit sechen kond
die frow so sprechen do begond
her sol ich üch nit sagen
vñ von des klosters koche klagen
do ich hüt wz in dem gartten
vil ser begond er vff mich warttñ
vñ do er mich aleine fand
zů mir kam er ze hand
vñ batt mich dz ich läg hy im
do sprach ich koch das sol sin
wart min ze nacht hy dem zun
so wil ich dinen willen tůn

vñ wil komen zů dir
vnd wil erfüllen din begir
also glouht er ze hande mir
vnd sprach frow so koment schier
so wil ich üwer wartten
hie in disem schönen gartten
also gieng ich von im
also wänet er noch in sinem sin
ich welle zů im komen da hin
dar vmh lieber herre min
legent an dz gewande min
vñ gant hin ab vñ wartent sin
in dem garten hy dem zun
der herr sprach dz wil ich gern tůn
gib her din schleyer vñ gewand
ich lonff hin ab ze hand
vñ wil sin wartten gar ehen
der minne wil ich im gnůg gehen
mit einem stecken sicherlich
also hekleidet der herre sich
mit siner frowen gewand
vñ gieng hin ab zů dem znn zehand
vnd do er vss der kamer kam
[115] der koch sprechen do hegan
o frow wie hant ir mich betrogen
üwer trüw hat mir ser gelogen
ir wend mich hringen in grosse not
mir wer wäger der hitter tod
die frow sprach koch hah gůtten můt
din ding sol noch werden gůt
vil hald leg an din gewand
vñ nim ein steken in din hand
vnd gang hin ab zů im
vnd gehar in dinem sin
als oh du wänest für war
das ich sy komen dar
vnd welle tůn den willen din
ze hand solt du sprechen zů im
ach frow du schamliches wib
dar an hett ich gesetzt min lib
dz ir ein sölichs getörstint tůn
wider üwern fromen man
ich wand ir werind trüwe vol
dz ist nu nit dz sich ich wol
also leit er an sin gewand
vñ gieng da er den herren fand
mit eim stecken tratt er zů im
als oh er wand es wer die frowe sin
vñ sprach o frow du vntrüwes wih
dar an het ich gesetzt minen lih
dz ir ein sölichs getörstint thůn
wider üwern hider man
ich wand ir werind trüwe vol
dz ist nn nit dz sich ich wol
mit listen ich üch erfäret han
dz wil ich sagen üwerm man
dar zů wil ich üch ouch schlachen
der herr sprach o koch dn solt nit gachē
ich hin der herr vñ nit die frow
der koch sprach zů dem hern do
o herr wie mag dz sin
ich wand ir werind die frowe min
die wolt ich erfäret han
er sprach du hast im recht getau
ich sich wol sy ist mir getrüw
min trüw sol ouch werden nüw
gen ir wan ich sich wol
dz sy ist aller trüwen vol
vnd dn hist ouch des glichen
dar vm̄ solt niemer von mir wichē
in minem hof solt du hlihen
hy mir vñ hy minem getrüwen wihe
der koch also hy dom hern bleib
mit der frowen er sin můttwillen treib
vñ wz denocht der liehst sines hern
dz sach die frow ze mal gern

14. Von zwei Bettlern.

[116] [Z]wen hettler giengent üher feld
die hatten weder hrot noch gelt
dar vm̄ liden si hungersnot
si wanden si můsten ligen tod
do sprach der ein ach got herate mich
wan grossen hunger lid ich
der ander sprach so heratte mich
der her der da gewaltig ist
üher dis land ze diser frist
der mag mir gehelffen wol
von dem hunger den ich tol

also fůgt sich das
das ein diener da by was
der dem selben hern dienet do
vñ do er die rede hort also
von den bettlern do reit er
hein vnd seit dem hern die mär
vñ do der herr die rede vernam
zehant hieß er den pfister her gan
dz er bald büche zwey brot
der pfister tett wz er im gebot
vñ do die brot warent gebachen
do hieß der herr in dz ein vermachē
hundert gulden vnd dz ander solt
beliben an silber vñ an gold
mit den zwey brotten sant er hin
den selben knecht vñ hiess in
dz er gäb dem dz liechter brot
der da hat gebetten got
dz swärer brot solt er dem andn gebē
vñ sprach blib da vñ merk eben
ob ich den minen berate bas
deñ got den sinen vñ do das
der knecht erhöret hat
zehand er zů dem bettler tratt
vñ gab dem ersten dz liechter brot
der da bat dz in berietti got
vñ dz brot mit den guldin
bot er dem andern bettler hin
der da bat dz in der herr berieti
der dz selb land regnierti
do dz brot hat genomen der bettler
do dücht es in vil ze swär
dar vm̄ sprach er zů dem gesellen sin
ach wie swär ist dz brotte min
es ist nit gebachen gnůg
der ander sprach gibs mir es ist min fůg
wan ich iß gern lindes brott
ze hant er es im dar bott
also do der wechsel geschach
vñ diser dz brot vff brach
do fand er die gulden dar inn
vil bald sprach er zů dem gsellen sin
mich hat got beratten wol
wan das brott ist guldin vil
do nu diser bettler die sach vernam
er sprach ach wz han ich getan
dz brot wz ze erst geben mir
nu sich wie bin ich betrogē so schir
es mag mir iemer wesen leid
der erst bettler do ze im seit
ich bat dz got beriette mich
so bät du aber dz dich
der irdisch herr berietti
der das land hie regierti
dar vm̄ so mag man merken daby
welher ein besser beratter sy
also gieng do der knecht ze hand
[117] da er sinen hern fand
vnd seit im eben die mär
wie es ergangen wär
¶ do sprach der herr nu sich ich wol
dz sich kein mensch vermessen sol
dz er welle tůn bas denn got
wan es ist sicher ein spot
dz ist an mir wol worden schin
won ich wolt ein besser beratter sin
denn got dz ist nu nit geschechen
der warheit můs ich selber iechen
wz got wil dz geschicht
dz gloub ich nu vnd anderst nicht

15. Wolf und Geige.

[M]an findet vff erden mängen man
der sich mit siner stime kan
den lütten so sůsse machen
in allen sinen sachen
dz man wänt er sye vol
sůssikeit dz spürt man wol
an einem wolff do der kam
eins tags gegangen vff ein plan
da er ein gigen fand
an die gigen greiff er ze hand
mit sinem fůsse vil sere si klang
vil wol gefiel im dz gesang
von der stime ward er fro
vnd gedacht in sinem sinn also
sid diss ding singet so wol
so ist es ouch sůsser spise vol

dar vm̃ so han ich mich vermessen
ich welle sin gnůg essen
also beis er ie dar in ze hand
vil bald er do wol befand
dz es hertes holtze was
ze hant sprach er wz sol das
dz da hat so sůssen ton
vn̄ doch kein gůt kunt da von
es hat sicher mich betrogen
sin stime hat mir gelogen
won si wz sůss do wand ich
si were ouch sůsser spise rich
dz ist aber nit wan si ist vol
hertikeit dz spür ich wol
¶ diser gigen sint glich
es syent arm oder rich
es syent frowen man iung oder alt
die ir wort mänigfalt
künnent sprechen mit sůssigkeit
vn̄ do der selben bitterkeit
dar in verborgen habent
vn̄ valscheit dar by vergraben
wer den selben glonben wil
der wirt betrogen dik vn̄ vil
das ist an dem wolf worden schin
[118] do ir stime wz sůss vnd fin
vnd doch daz holtz wz hertte gar
als bald er sin ward gewar
er sprach sůsse ist din ton
aber kein nutz knmet da von
dn bist hert vn̄ bitter dar zů
ein vngehüre stim hat einků
vn̄ ist denocht besser denn du
dar vm̃ so merk ich nu
dz ich nit sol gelouben der stim̄
ich werd denn vor der gůtte inn̄

16. Der dankbare Lindwurm.

[E]in küng in grossen eren sass
der hat ein schaffner als ich lass
gwido wz der schaffner genant
eins mals reit er über land
do benachtet er in einem wald
vnd kam geritten bald
vff ein hol dz er doch nit sach
dar inne geschach jm vngemach
wan er viel dar inne ze hant
vil schier er onch da fand
einen lintwurm der an dem tag
was onch gefallen in dz grab
er kond weder mit list noch sin
her vs komen vn̄ do in
der wurm sach vil bald floch er
in ein ort der herre zoch her
in ein ander ort er da bleib [1])
ietweder forcht den andern ser
vn̄ do nn der tag kam da her
do kam ein armer man gefarn
nach holtze mit sinem karn
vff die grůben kam er do
gwido sach in vn̄ wz fro
vn̄ bat in dz er im da von
hülffe won gůtten lon
wölt er im geben sicherlich
vn̄ wölt im onch von dem küngrich
gnad vn̄ hilff erwerben
zug er inen also vs der erden
zů dem herrn der pure sprach
ach herr dz brächt gros vngemach
mir vn̄ den armen kinden min
sölt ich üt lenger von in sin
wan sy lident grossen hnngersnot
knm ich nit schier so sint sy tod
dar vm̃ ich mich nit langer sum kan
do sprach aber in der grůb der man
nit tů also erledge mich
von diser not so wil ich
dich machen rich an gold
dar vm̃ so wirt dir ouch hold
der küng des schaffner ich bin
[119] hillffest mir es wirt din gewin
dar zů den kleinen kinden din
sol onch geschechen hillffe schin
der pnr erhort sin gebett
vil bald er von dem karn tett
ein starkes seil vn̄ bot es dar
des nam der wurm eben war

[1]) Ein Vers ausgefallen.

an dz seil sprang er do
er kam her vs vñ wz gar fro
dz er also endruñen was
der herre hat aher bas
dz er im onch bütte dz seil
da durch sölt im geschechen heil
dz seil er im onch dar hott
vñ do er kam vss der not
do sprach er zů dem man
grosse hilff hast dn mir getan
dar vm̄ kum morn gen hof zů mir
so wil ich wol dancken dir
der hilff die du mir hast getan
also schieden sy do von dan
nn merkent eben wz ich sag
do nn kam der mornig tag
do kam der pnr gan hof gegangē
vñ wand er sölte wol enpfangē
werden von dem hern sin
vil sere fragt er nach im
zů einem hofmañ er do kam
den hat er dz er wölt gan
sagen des künges schaffner
das der man komen wer
der im halff von siner klag
do er in der grůben lag
der man tet dz er in hatt
zů dem schaffner er do tratt
vnd seit im die märe
dz der pnr komen were
der schaffner antwnrt im vñ sprach
den pnrn ich nie gesach
ich weis nit wer er ist
sag im in diser frist
dz ich in bekenne nicht
kein gůt im von mir beschicht
der hofman wider vmb gie
zů dem purn vñ seit im wie
der herr hette antwnrt gehen also
der pnr aber batt do
den selben hofman dz er
aber gieng zů dem schaffner
vnd in bas ermante
dz er sin not erkante
wan wer der pnr nit by jm gewesen
vor dem wurm wer er nie genesen
der hofman seit dem schaffner dz
das er sich besinnte bas
wan der pnr seit im vil vñ me
er het im gehullffen vs iamer vñ we
der schafner gab antwurt als vor
vñ sprach er mag wol sin ein tor
wan ich in hañ gesechen nie
der hofman wider vmbe gie
zů dem pnrn vñ seit im als ee
[120] der pnr bat in aher me
dz er es durch got tätte
vñ den schaffner bas bätti
dz er selber käm zů im dar
vñ des mannes näme war
der hofman wz ein willig man
vñ hat in dz er wölti gan
selher zů dem armen man
in zorn do der schaffner bran
vil zornig wart er in sinem můt
vñ hies dz man den pnrn gůt
vom hof mit knütlen iagen
wan er wöltz im nit vertragē
dz er nach im fragte icht
wan er sprach er hekant in nicht
des schaffners gebot wart nit gespart
vil übel der pur geschlagē wart
an lon kam er hein gegangē
sin frow in sere hat helanget
nach irem man wan sy wand
im sölte werden wol gelond
von dem hern doch es nit geschach
an irem man sach sy vngemach
waa er kam lär vñ wz geschlagē
si begond schryen vñ klagen
die kind litten hnngers not
si haten weder můs noch brot
in armůt warent sy gar
nu fůgt es sich in dem iar
dz der selbe pnr kam
in den wald da er nam
vss der grůh den schafner
do sach er bald komen her
den wurm der onch by jm wz
vñ do er kam hin zů bas

do ließ der wurm vss dem mund sin
vallē ein stein wz schön vñ vin
dar nach gie der wurm vō dan
den stein hůb do vff der man
in sin hend er gefiel im wol
aller fröiden wart er vol
denselben stein er do trůg
zů einem man an künsten klůg
vñ bat in durch sin meist'schafft
dz er im seite des steines krafft
der meister beschowet do den stein
do wz sin krafft nit klein
[121] dem purn seit er vff der vart
diser stein hat die art
wer in by im hat wirdenklich
der wirt für alle lüte rich
an silber vñ ouch an gold
dar zů werdent im die lüte hold
do dis red der pur vernam also
wolgemůt ward er vn fro
vñ nam wider zů im den stein
damit zoch er wider hein
vnd ward da hy so rich
dz iederman wundert sich
wannen har im kame so gros gůt
etlich gedachtent in irem můt
er het es gestoln od' aber geronbt
einer gůtz der ander böß gloubt
für den küng kament die mär
das ein pnr worden wer
so rich der vor arm was
der küng sprach ist war das
so fürent in her zů mir
so wil ich erfarn schier
wannen her im dz gůt kom
vil schier ward der pur so from
gefůrt für den hern do also
der küng fragt in do
wie es hette gefügt sich
dz er wer worden also rich
vil schier seit er im die mär
von dem wurm vñ dᵃ schaffner
vñ wie in der schaffn' hät enpfangen
do er kam gan hof gegangen
do nu der küng erhort dise mer
vil schier sant er nach dem schaffner
vñ fraget in ob es wer also
ia sprach der schaffner do
nüt anderst getar ich iechen
wan die ding sint also geschechᵃ
do der küng vernam die sach
zů dem schaffner er do sprach
din hertz ist aller vntrüw vol
vñ bosheit dz merk ich wol
diser man hat dir wol getan
des soltest in han geniesen lan
vñ dankbar an im sin gewesen
wan du durch in wart genesen
dz hast dn aber nit getan
dar vm̄ so můst du schamlich gan
von dinem gůt vnd gewalt
won an trüwen bist du kalt
dem der dir tet wol
hast du geschlagen streichen vol
dar vm̄ so můst du gestraffet sin
vñ verstossen von dem gewalte din
dz ellent můs dir sin bereit
dz machet din vndankbarkeit
¶ hie bi mag man merken wol
dz ieder man sin sol
dankbar gen dem man
der im gůttes hat getan
tůt er des aber nicht
bilich im denn onch geschicht
als des küngs schaffner
[122] do er wz so vndankber
gegen dem gůtten armen man
der inen vs der grůben nan
dar vm̄ můst er farn lan
wz er hat vñ ie gewan
wan der küng erkant das
dz der wurm der vnvernüftig was
gern dankber wesen wolt
sinem gůttätter als er solt
wan er vergass nit siner not
denn er wz gefangen vff den tod
da von half im der arm man
dar vm̄ wolt er nit ablan
er wolt im des tanken wol
mit dem steine krefften vol
das er da mit wnrde rich
ouch hieby so merk ich
wz gůttes hie vff ertrich geschicht
das lat got vngelonet nicht

dz ist bie wol worden schin
dar vm̄ so sond wir alle sin
zů gůtten werken ·alwcg hereit
so wirt vns vnser arheit
von got gelonet sicherlich
hie wider merk aber ich
wa ieman vntrüw geschicht
das belibt vngerochen nicht
dar an gedenk ieder man
vnd tů als er well lon cnpfan

[I]ch wölte gerne dichten
oh mir es niemē wölt vernichten
ze rimen ettliche wort
als ich ein bredgi han gehort
mänig hyschafft sagen
ich wil sin nit me getagen
wie wol das doch nu ist
dz mir der künstē vil gehrist
vñ ich onch ze einfaltig bin
so nim ich es ouch für mich hin
in gottes namen vñ bitt onch in
dz er mir hier in bellffent welle sin
vñ mir sin vil götlicbe krafft
verliche vernufft vñ onch macht
dz min gedicht werd vollhracht
vn in gůtten werken werd gedacht
¶ wem nu min gedicbt nit wol gefalt
er si wib man iung oder alt
der laß mit züchtē ab sin lesen
wil er so laß onch mich gnesen
vñ wa dis bůch gebresten hah
vff keinen sin den nem er ah
dz ist min hegirde gůt
er sol vinden wer wol tůt

17. Der beichtende Schüler.

[123] [Z]e paris gewesen ist
ein student als man list
der hat ein grosse sünd getan
da von er ze grossen sorgen kan
in der schůl hett er lesen
dz nieman mocht hehalten wesen
vñ onch nit werden gottes kint
wer nit hicbtete sine sünd
sin hertz dz betrachtet wol
als noch iederman tůn sol
betrachten sine sünde gros
ob er wel werdē d' behaltnen gnos
er gedacbt dz wer ein grosse pin
soltist dn iemer verdamnet sin
sin sünd er bichten wolt
als er von recht tůn solt
er tratt für den bichter hin
vñ wolt bichten die sünde sin
von rüwe er weinen began
dz er nit bicbten kan
der bicbter sprach zů im
mich wundert wie dz müg sin
dz du mir nit kanst sagen
vñ dine sünde klagen
er spracb min sünd ist so gros
dz ich sy nit kan sagen also blos
der hicht' sprach die sünd mir v̓schrih
dz si nit vngehicbtet blih
er schreih sy an ein hrieffelin
vñ gieng wider für den bicbt' sin
er aher weinen began
dz er im den brief knm bietten kan
er laß den hrieff do zehant
hůs er im nit gehen kond
er gieng für den ohristen zehand
vñ tett im dise wort bekant
vñ sprach mir hat gebichtet ein man
dem ich nit bůs geben kan
nement hin dz brieffelin
dar an ist geschrihen die sünde sin
er nam den brieff zů im dar
der brieff wz getilket gar
er sprach ich weis nit wie im ist
an dem brieff sich ich kein geschrifft
der erst bichter sprach vff min trüw
er hat gehept so grosse rüw
dz ich es nit sagen kan
got hat im sin sünd abgelan

vñ sin sünd vergeben gar
er ist ledig von den sünden zwar
¶ by diser bischafft merkt man wol
dz iederman rüw hahen sol
vm̃ sin sünd klein vñ gros
oh er wel werden ein hebaltner gnos
kein sünd ist so gros nit dz glonh mir
hest du rüw got vergit sy dir
dar an nieman zwiflen sol
got ist aller gnaden vol
bist du ledig von gantzer rüw
vñ hitest got vff min trüw
so wil dir got din sünd vergebē
vñ dar zů verlieben ewig leben
ich sprich es vff min trüw
dz nüt hesser ist denn gůtte rüw
[124] hätti diser nit gerüwet vñ gehichtet wol
grosser pin wer er worden vol
vñ můsti verdamnet iemer wesen
mit gůtter rüw ist er sust ge- nesen
nn sond wir alle gedenken her an
vñ sond vm̃ vnser sünd rüwe ban

18. Die gestohlene Monstranz.

[V]on hrug ein halh mil von baden
han icb gehört sagen
wie dz ein dieh gestoln bat
ein mastrantz in der statt
da warent dry offleten in
die nam der dieb mit im bin
vñ schutt sy vor der statt in ein bacb
ein gros wunder da hescbach
do der hirt vstreib dz vech sin
vñ kam für dz bäcbly bin
dz vech wolt nit dañen gan
won das es der hirt můst dañē schlan
es vil onch vff sine knü
als ob es bettite mit gantzer rüw
vil bald oucb der hirt die offleten sacb
sweben enmiten in dem bacb
vñ sacb vff iettlicher sunderhar
dry hlůt tropfen klar
die pfaffen růfft er bald an
das si mit im söltint gan
zů dem bacb ze hand
das wunder tett er inen hekant
si giengent mit im halde dar
vñ nament des grossen wnnder war
vñ gehieltent die offleten mit wirdikeit
des kam der dieb in grosses leid
die offleten mit dem lebenden gottesblůt
mit wirdikeit man in die stat trůg
vñ gebieltent den vil wirdigē sold
mit wirdikeit als man solt
nu wil ich onch sagen
war man sy bab getragen
ze züricb man die einen hat
hrug die ander nit von ir lat
die dritt ist an dem rin
ze basel in der ricbstat vin
¶ bieby so weis icb wol
dz dar an nieman zwiflen sol
dz sicb der allmäcbtig gott
selber berge in dz belig brot
dz die priester niessent all- gemein
dz fleiscb vñ dz hlůtte rein
vnd ouch alle cristenheit
die ir gelonhen dar an leit
wer gottes lib hier inne nit ge- wesen
ein sölich zeichen wer bie nit gescbechē

19. Von einem häßlichen Pfaffen.

[125] [V]ff dem land ein pfaffe sass
gen dem trůg ein herr grossen hass
won der pfaff vngeschaffen wss
da von er vor im kum genaß
hinder im wolt er nit ze meß stan
er sprach got ist nit ein sölich man
dz er kom in kein lih so vngeschaffen
ich ker mich nüt an disen pfaffen
von im wirt kein gůt werk verbracht
ich wil im niemer louffen nach
er wand dz kein vngeschaffen pfaffꝫ
mit gott üt gůttes künne geschaffen
vñ kein vngeschaffen lih
möchte vollbringen gůttes üt
disen glouhen wolt gar nit vertragꝫ
eins mals do er vss für iagen
der herr mit sinen hunden
so kunt er vff der stunde
ze einem hach schön vnd vin
er sprach wie mag das sin
vff min trüw dz můs ich iechen
dz ich hie nie kein hruñ han gesechen
ich wil niemer erwinden
sin vrsprnng wil ich finden
do er kam zů des brūnen end
do sach er vil behend
das der hruñ da vs gieng
vñ sinen vrsprnng da enpfieng
vss einer houpt schudelen vngetan
dz sach er alles an
er sprach wie kan dz sin
dz das schön hrünnellin
vss dem vngeschaffnen dinge kunt
ein engel wz do hie zestund
vñ sprach zů disem man
dis wunder solt du sechen an
sich dz ein vil schöner hruñ kunt
vss einem vngeschaffnen grund
du wilt verschmachen dinen pfaffē
dar vm̄ dz er ist vngeschaffen
gůtti werk er wol volbringen kan
dz macht du wol sechen hier an
dz ein vil schöner hruñē kunt
vss einem vngeschaffnen grund
¶ der mensch sy iung oder alt
vngeschaffen oder wolgestalt
oder wz im gehrist
oder wie er geschaffen ist
[126] gůtti werk mag er wol verhringen
mit hetten vñ mit aud'n dingen
ist ioch ein mensch vast vngestalt
got erhört in als bald
als einen menschen schön vñ klar
das glouhent es ist war
ein armer mensch got lieber ist
denn der rich dem nüt gehrist
het ioch ein mensch vngestaltnuss vil
got in nit verschmachen wil
vñ wil in erhören helder zwar
denn den richen dz ist war

20. Von einer Bűßerin.

[E]in gůt hrůder in einem walde wz
der hat ein schwöster als ich las
die lüff in dem offnen lehen
da můst der brůder wider strehen
wan sin gesellen strafften in
war vm̄ er die schwöster sin
nit vss dem wilden leben näm
vñ si zů gůtte nit machte zäm
eins mals do gieng er vs
vnd kam für das frowen hns
sin schwöster fand er da stan
vñ weder stuchꝫ noch gürtlen vm̄han
er tratt für die swöster sin
vñ sprach liehi swöster min
du solt kern vss diesem krankē lehen
vñ dich got gäntzlich ergeben

vnd solt im dienen alle frist
won dis leben so zerganglich ist
stnrbist du also so werist verlorn
wan dn hast bewegt gottes zorn
do sprach die schwöster sin
ach sag mir lieber brůder min
wölte mir got noch min sünd v̓gebē
so wölt ich mit dir gar balde streben
swöster das solt sicher sin
got wil dir vergeben die sünde din
ob du bichtest vñ rüw enpfachst
vnd von der sünde last
si sprach so wil ich benütte lan
vil bald wil ich mit dir gan
er sprach so nim bald din gewand
vñ gang mit mir zehand
si sprach käm ich wider in dz hus
so käm ich vilicht kum wider her vs
ich wil es vnder wegen lan
vñ wil vil bald mit dir gan
mit enander giengent sy jn den wald
do hortent sy vil bald
lüt an dem wege gan
er sprach liebi swöster wolgetan
du solt in die studen schlichen
[127] vnd den lütten entwichen
si züchent anderst alle mich
das ich hab beschlaffen dich
die süöster in die studen gieng
vil grosse rüw sy do enpfieng
von rüw sy so leidig ward
das si sich an den tornen zerzart
das sy nider viel vnd wz tod
des kam der brůder in grosse not
do er die lüt nit me sach
der schwöster růfft er vn sprach
kum her liebi swöster min
die lüt sint recht alle da hin
die swöster im nit entsprach
won si in den studen tod lag
er gieng in die studen hin
vnd sůcht bald die swöster sin
er fand sy ligen also todt
da hůb sich gros iamer vñ not
er gieng für baa in den wald
sinen brůd'n er die not erzalt
vnd bat sy tugentlich
dz sy got bätten ernstlich
das er inen tätti schin
ob sy behalten oder verlorn sölti sin
vil bald ein engel zů inen kam
der sy ab dem wunder nam
vñ sprach si ist behalten sicherlich
won si hat vast gekestget sich
vn het gehept so grosi rüw
vñ hat got gebetten mit gantz' trüw
dz er ir vergäb ir sünde
da von ist sy worden gottes kinde
¶ o sünder dn solt bald rüwen
mit gantzem ernst vñ trüwen
so wil dir got din sünd vergeben
vñ dar zů lichen ewig leben
du sichst wol hier an
vñ hättist alle sünd getan
rüwest vñ bichtest sy lutterlich
so wil got reingen dich
von dinen sünden allen
das du nit kanst ze helle fallen
tůst dn aber das nicht
so bist du sicher das es beschicht
das du můst iemer verdamnet sin
vñ můst liden alle helschen pin

21. Göttliche Strafe.

[I]n friesenland das geschach
das dz mer vngestüm vsbrach
vñ versankt des landz ein michel teil
dz geschach von der lütten vnheil
als ich üch sag hie nach
[128] in dem rat als dis geschach
erschein vnsri frow die reine magt
einer kloster frowen die lept in helikeit

zû der sprach sy in disem land
wart ein priester geschant
mit mines kindes fronlichnam
zû einem siechen vñ do im hekam
ein man der von bier trunken wz
mit bier bracht er ein glas
vñ bot es dem priester dar
vñ sprach des hieres nement war
vnd trinkent sin zû mit mir
land sechen oh ich has trink od' ir
do der priester die red vernam
mit züchten wolt er dannen gan
mit dem sackrament als im gezam
do wart zornig der trunken man
vñ warff dz helig sacrament
dem hriester vss siner hend
dz es an der erden glag
der priester do vfflesens pflag
vñ trûg es mit wirdikeit
wider hein won im wz leid
des helgen sacramentz vner
dar vm̄ hat got gezürnet so ser
das er hat vil landes versenkt
vn dar zû vil gûtz ertrenkt
von diser enterung wegen also
schied vnsri frow võ dannen do
¶ dis zeichen lert frowē vnd man
das sy glouhen söllent han
an das helig sacrameut
das gottes fronlichnam ist genent
vñ dz sy es erint lohlich
won es ist aller sälten rich
wer vnere dar an leit
vil wenig im dz got vertreit
er geschendet in vñ alle die
die im des verhengent hie
wer im aher erbütet er
der wirt lehen iemer mer
hoch in der himel tron
dar vm̄ so haltent schon
das sacramänt in wirdikeit
so wirt üch ewig fröid hereit

ZÜRICH. J. BAECHTOLD.

EIN TAGELIED.

1.

Ermanen dût si mich so grim,
und ist mir gar ein schwere pin,
wenn ich erhôr des wachters stim,
so wirt betrûpt das herze min,
Er dût mir kund
die ersten stund
das ich der zit
nit uherheyt
die mir so bald zuo handen stât,
er ylt und trypt[1])
mit mir kurzwil,
O frow gib mir in truwen rât.

2.

laß nun nit ah herzliebster gesell,
derselhig schmerz duot mir óch we,
mir ist erst leid din ongefell,
gelob furwar des min ist me,
wie kanst im dûn,
nit hin den lon,
den ich han zuo dir,
wend nit von mir,
die andre stund dût melden das,
laß dich daran
wenn ichs wol kan
nnd snochs hy mir nach diner beger.

3.

Si gipt mir frôd nnd hohen mût,
die schônste frow in aller welt,
dardnrch ir lieb mich trôsten dût,
furwar ich hahs vor offgemelt,
nim minen gunst,
den ich umhsnst
nun han zuo dir,
wend nit von mir.
der wachter rûft znm dritten mâl.

[1]) Am Rande steht *spill*.

O ennger hort,
merk uff die wort,
si schnidend mich recht wie der strål.

4.

So trôst dich still, das wer mir not,
wenn all min frôd sind mir vergift —
O ennger hort o wer ich tod
wenn scheiden du hast mir mort gestift
O frow mit schmerz
wo ist din herz
dardurch mit gemût
haut gschwept und gwebt
Ich hôr des wechters vierden hal,
der mich durchdringt,
das mir geschwintd.
er nimpt mir all min frôd und schall.

5.

Nun bhuet dich got der mich geschûff,
du krenkest mich mit ganzer macht.
Ich hôr des wachters lettsten rûff,
die funffte stund nauch mitternacht.
O frow nit gach,
du mich umfach.
do si das sach,
wie leid si sprach
Kein scheiden lag mir me so hartt.
ich bitt dich eins;
gewer mich encleins
und spar mirs nit zur widerfartt.

Im Rathsmanuale der Stadt Aarau (Schweiz), welches die Jahre 1492—1497 umfaßt, findet sich auf Seite 147—148 das mitgetheilte Tagelied. Die Schrift stimmt mit den übrigen Eintragungen überein; diese sind entweder amtlich oder bloße Ausfüllungen offenen Raumes und gehören einer Zeit an, als das Manual außer Gebrauch gekommen war. So steht auf Seite 63:

was darfs vil wort gen dir min hort
und hochster schatz du weist den satz und wie.

An verschiedenen Stellen sind lateinische Verse und Sentenzen eingeschoben, so auf Seite 81:

Locutum me sepe penituit tacuisse vero nunquam.
Sis velox ad audiendum tardus vero ad loquendum.
Proximus est deo qui scit ratione tacere.

Seite 38 enthält ein Bewertt Arcny wider die pestilentz:

Nim dry lôffell vol knobloch, dry lôffell vol geprantz win, dry lôffell vol essich, ein lot dreack[1]) und das duo durch ein ander vnd weñ ein die pestilentz ankumptt, so gib im ein lôffell vol.

Seite 61—62 sind ausgefüllt mit zwei Abschnitten aus einem Rituale; das eine hat keinen Anfang, das andere kein Ende.

In der ersten Strophe unseres Liedes ist *er ylt* und *tript mit mir kurzwil* sinnlos. Der Wächter verkündet die erste Stunde und mahnt zum Scheiden, er treibt also nicht Kurzweil, vollends nicht mit der Frau; er nimmt die Kurzweil; die ursprüngliche Fassung ist nicht mit Sicherheit herzustellen. In der zweiten Strophe läßt sich die ver-

[1]) Theriak, ein einschläferndes Mittel.

dorbene Stelle *mit hin den lon* aus dem entsprechenden Verse der dritten Strophe *nim minen gunst* umändern in *nim minen lon.* Der einschließende Reim verlangt zum Schlußworte der zweiten Strophe *beger — die ander stund dût melden er.* Das Mittelstück der vierten Strophe ist ganz verschrieben. Zunächst fallen die zwei *mit* in die Augen; das eine hat das andere nach sich gezogen; erhält das erste die richtige Form, so ist auch die zweite gewonnen. Die Frau ist in dieser Scheidungsstunde zugleich des Geliebten Schmerz; die Stelle lautet demnach: *o frow min schmerz*; es ergibt sich von selbst *min gmuet.* Der Reim verlangt Umstellung der Wörter: *dardurch hat geschwept min gmuet und gwebt.* Zweifelhaft bleibt die vorletzte Zeile von Strophe 5.

Die zweisilbige Senkung in *wenn scheiden du hast mir mort gestifft* in der vierten Strophe darf nicht geduldet werden. Der Vers lautete wohl: *dein scheiden hat mir mort gestifft.*

Die Strophe besteht aus zwölf Versen; die ersten vier enthalten je vier, die folgenden je zwei Hebungen; im letzten Drittel schließen zwei längere Verse die beiden kürzeren ein. Die Reimstellung ist dreifach; das erste Drittel hat kreuzweisen, das zweite Drittel paarweisen, das dritte einschließenden und paarweisen Reim.

Der Wächter ruft den Tag an, ohne mit den Liebenden in Verbindung zu stehen; so in der älteren Alba der Troubadours, so noch bei Wolfram von Eschenbach[1]). Aber Wolfram schon zieht ihn ins Geheimniß und er erhält das Amt zu warnen. In der Regel vernimmt die Frau zuerst die warnende Stimme und häufig führt sie ein Zwiegespräch mit dem Wächter, ohne daß der Gesell zu Worte kommt. In dem Liederbuche der 'Clara Hätzlerin' 1471) ist der Wächter zu seiner ursprünglichen Aufgabe zurückgeführt, die Stunden zu rufen, und damit ist auch die einfachere Volksweise wieder zum Rechte gekommen. So erscheint der Wächter auch in unserem Tageliede, und nur so erklärt es sich auch, daß in jeder Strophe ein neuer Stundenruf ertönt und diese Nachtarbeit mit der fünften Stunde geschlossen ist.

Mit dieser fünffachen Wiederholung des Stundenrufes weicht das Tagelied von anderen ab, sowie auch darin, daß der Mann den Wächter hört und nicht die Frau. Auf diese Fünfzahl ist das Gedicht aufgebaut. Der erste Ruf erweckt die Klage des Mannes, daß er eilen

---

[1]) Karl Bartsch, Die romanischen und deutschen Tagelieder, in den „Gesammelten Vorträgen und Aufsätzen". Freiburg i. Br. und Tübingen 1883. [Über die Entwicklung des Tageliedes ist jetzt die Leipziger Dissert. von de Gruyter zu vergleichen. O. B.]

müsse. Ihm entgegnet die Geliebte mit erhöhtem Schmerze und einer nutzlosen Andeutung, den Wächter zum Schweigen zu bringen: *wie kanst im duon,* und fordert ihn auf, um so wonniger die Frist zu benutzen; denn schon ertönt der zweite Ruf. Die dringende Mahnung der Geliebten findet ebenso warmen Dank in den gleichgewählten Worten der dritten Strophe; um so schmerzlicher schreckt den Mann der dritte Ruf auf. Mit der zunehmenden eiligen Erregtheit beginnt auch der raschere Wechsel der Rede; die vier ersten Verse der vierten Strophe gehören der Frau, die übrigen dem Manne zu; auch hier tönen die entsprechenden Worte aus der dritten in die vierte hinein. Die fünfte Strophe läßt die Worte der Frau durch den Geliebten unterbrechen; der Abschied ist leidenschaftlich; darum theilt sich die letzte Strophe dreifach. Durch das ganze Gedicht geht eine correspondirende Bewegung in Rede und Gegenrede, und nur an einer einzigen Stelle schiebt sich die Erzählung ein, am Schlusse, um gleichsam die herbe Trennung nachdrücklicher vorzubereiten. Auch hierin nähert sich das Tagelied dem Volksliede. Vielleicht weist das seltene „enger" hort[1]) auf frühere Zeiten zurück. Nun scheinen freilich unzarte, unpoetische und triviale Wendungen nicht zum edleren Volksliede zu stimmen, und wir müssen stehen bleiben bei einem Verfasser, der wohl das Kleid des Volksliedes wählt, aber der Empfindung einen vergröberten Ausdruck gibt[2]).

Ein Gedicht also mit schönem Aufbau, musikalischem Rhythmus, erinnert an das Volkslied vielleicht des XIV. Jahrhunderts; störende Wendungen jedoch schieben es in eine rauher gewordene Zeit hinunter.

AARAU. J. J. BAEBLER.

---

[1]) vridank: ein wiser herre gerne hat witen vriunt und engen rat.

[2]) v. Schluß der zweiten Strophe; in der dritten Strophe *furwar ich habs vor offgemelt*; in der vierten *das mir gschwintd* (die Sinne schwinden mir).

ALTDEUTSCHE GLOSSEN AUS INNSBRUCK.

Die Handschrift der Innsbrucker Universitätsbibliothek Nr. 355, vormals dem Cistercienserkloster Stams in Tirol angehörig, hat Mone im Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit Bd. 8, S. 99 verzeichnet und daselbst die ersten Anfänge der wichtigeren altdeutschen Bestandtheile mitgetheilt. Es ist dieselhe Handschrift, aus der ich in Germania XXIX, 338 verschiedene Färbemittel und Recepte, deren Mone keine Erwähnung thut, veröffentlichte. Ich schicke mich nun an, auch die übrigen werthvolleren Stücke hekannt zu machen.

Die Handschrift enthält I. (Blatt 13^{b}—16^{b}) die im deutschen Mittelalter vielverbreiteten, auf die Thier- und Baumnamen bezüglichen lateinischen Gedächtnißverse mit deutschen Interlinearglossen, II. (Bl. 17^{a} bis 18^{a}) 67 lateinisch-deutsche Hexameter, theils juristischen, theils gemischten Inhalts, III. (Bl. 86^{b}—93^{a}) ein lateinisch-deutsches Pflanzenvocabular, in das überdies vereinzelte mineralogische, zoologische, ökonomische und chemisch-technische Ausdrücke eingestreut sind. Erwähnenswerth ist ferner, daß auf Bl. 1^{a}—9^{a} eine lateinische Abhandlung über die Art und Weise, wie sich der Beichtiger gegenüber dem Beichtkinde zu benehmen hat, enthalten ist, worin zu den hesprochenen Sünden des Beichtenden öfter die deutschen Synonyma gefügt sind.

Der Codex, auf Pergament geschriehen, $18^1/_2$ Cm. hoch, 14 Cm. breit, enthält auf der Innenseite des Vorderdeckels die Worte: Iste lib' datur ē monast'io scī Johīs in Stams a ven'abili dnō Ludwico de Rāmūg ob meōriale ppetuū salutis aīe sue.

Diese Sammelhandschrift gehört dem 14. Jahrhundert an; die altdeutschen Bestandtheile entstammen höchst wahrscheinlich dem Jahre 1434[1]) oder 1435. Die Gründe, die für diese Zeitbestimmung sprechen, sind folgende: 1) Auf Bl. 70^{a}—82^{b} stehen mit lateinischen Glossen und mit Commentar versehene lateinische Disticha, an deren Schluß die Worte angemerkt sind: Anno dnī millmō CCC°XXXIIII° in die beate Lucie virginis conpletus est autor iste nomine Cornutus p manus Rûdolffi scolaris in Tyrol. 2) Auf Bl. 99^{a} befindet sich am Schlusse einer auf das Pflanzenvocahular folgenden latein. Abhandlung mit der Aufschrift 'Von Priester Johan', deren Schriftzüge jenen des Vocabulars gleichen, die von anderer, wahrscheinlich jüngerer Hand her-

[1]) Auch Mone setzt sie ins Jahr 1434, ohne Beweisgründe dafür beizubringen.

rührende Angabe: Sub anno domini M̊CCCXXXV die ultimo Maij natus est Engelinus filius meus. Conpatres mei Dn̄s Alb'tus de Vellenb'ch, Dn̄s Jacobus Griffo de Mays, milites, Engelmannus Au-trunch, Ciuis de Merano. 3) Auf Bl. 102ᵃ—132ᵇ stehen lateinisch geschriebene 'Epistolae Pharaonis', hinter welchen das Datum eingetragen ist: Anno dn̄i M̊CCCᵐᵒXXXVᵒ die Sabbati proximo post ascensionem dn̄i mensis maij in Tirol in domo Notariorum conplete sunt XX Epistole pharaonis p̱ manus Růdolffi Scolaris de m'ano, do walther sein hůtel verlos.

Was die Heimat der deutschen Stücke anlangt, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß sie in Österreich entstanden, beziehungsweise geschrieben sind. Auf die österreichische (bairische) Mundart weisen nämlich die häufige Anwendung der Diphthongen *ei* und *au* für *î* und *û*, das Vorkommen von *eu* für *iu* (*huntfleug*, *œul*), von *p* für *b* im Anlaut, von *ch* für *k*, *c* im An-, In- und Auslaut, die Wortformen *holer* (= *holder*, *holunder*), *gleimel* u. a. hin. Dem gegenüber sind vereinzelte mitteldeutsche Wortformen wie *scene*, *stake*, *herte* (= *hirte*), *smerlekîn* und das alemannische *burzeli*, *sändeli* ohne Belang. Bringt man ferner die Provenienz der Hs. und die mehrfach darin enthaltenen localen Beziehungen in Anschlag, so dürfte man kaum fehlgehen, wenn man ihr tirolischen Ursprung zuerkennt.

In dem folgenden Abdruck habe ich sämmtliche Abkürzungen (mit Ausnahme von i. = idem) aufgelöst und die mit übergeschriebenem *e* bezeichneten Umlaute von *a*, *o* und *ô* in *ä*, *ö*, *œ* sowie die mit *v*, *o*, *e* überschriebenen *o* und *u* in *ou*, *uo*, *ue* aus typographischen Gründen, weil nämlich die betreffenden Schriftzeichen in der Druckerei mangeln, umgewandelt. Auf den in der Hs. beliebten Wechsel im Gebrauch der Majuskel und Minuskel nehme ich keine Rücksicht, ebensowenig auf die bisweilen vorkommende Trennung der einzelnen Glieder zusammengesetzter Wörter. Die in I und II der Hs. in der Mehrzahl der Fälle rothgeschriebenen deutschen Glossen sind von mir durch Cursivschrift gegeben, desgleichen die deutschen Namen des Vocabulars. Die meisten dieser Worte finden sich in Diefenbachs Glossarium lat.-germanicum mediae et infimae latinitatis und in dessen Novum Glossarium, häufig jedoch, wie die unten befindlichen Verweise zeigen, mit mehr oder weniger wechselnden lateinischen oder deutschen Bezeichnungen. Es ist mir gelungen, sehr vieler solcher abweichenden Formen habhaft zu werden; manche Wörter waren aber trotz angestrengtester Bemühung nicht aufzufinden, was darin seinen Grund haben mag, daß die sonst sauber geschriebene Handschrift nicht wenige verderbte Formen und viele Schreibfehler aufweist. Diese unaufgefundenen

Wörter sind theils in den Anmerkungen besonders besprochen, theils — und das ist in dem Vocabular mehrmals der Fall — durch ein vorgesetztes Sternchen kenntlich gemacht. Zur Erleichterung des Lesens führe ich die Interpunction durch. Abkürzungen: *D.* = Diefenbach, Glossarium. *DNGl.* = Diefenbach, Novum Glossarium. Nemnich = Allgemeines Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte [1]). *u.* = unter.

I.

Aus der von Zacher in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 11, 299 ff. gegebenen chronologischen Übersicht über das auf die 'Nomina volucrum' etc. bezügliche Handschriftenmaterial ergibt sich, daß unsere Hs. sich durch reicheren Text von den meisten übrigen veröffentlichten Hss. vortheilhaft unterscheidet, indem die Nomina ferarum, die anderwärts bloß 12—13 Verse umfassen, auf 21 Verse ausgedehnt und die sonst gewöhnlich bloß mit 2 oder höchstens 4 und nur in der Frankfurter Hs. (Zacher a. a. O. unter Nr. 14) mit 13 Versen bedachten Fischnamen in 6 Versen behandelt sind, an welche sich überdies weitere $4\frac{1}{2}$ Verse mit Namen von Insecten und Hundearten reihen. Nur muß bei letzteren Versen in unserer Hs. auffallen, daß die Insecten bereits unter den 'Nomina pauoarum ferarum' Erwähnung fanden. Ebenso auffällig ist der Umstand, daß die 'Nomina piscium' mit den Worten 'Hic etiam' den Anfang der Gedenkverse machen. Hält man damit zusammen, daß die Hs., wie oben bemerkt wurde, ungeachtet ihrer österreichischen Färbung mehrere mitteldeutsche Elemente und sogar zwei specifisch alemannische Wortformen in sich schließt, so gelangt man zu der Annahme, daß sie aus zwei oder vielleicht sogar aus mehreren Vorlagen compilatorisch hervorgieng.

Auch in Hinsicht auf die Beschaffenheit und insbesondere die Anordnung der Verse herrscht in der Innsbrucker Hs. Verschiedenheit. Im Übrigen ist auch sie, gleich den übrigen Versionen, reich an Entstellungen und Irrthümern.

[1]) Das Werk von Nemnich finde ich an verschiedenen Orten, z. B. in K. Regels Mittelniederdeutschem Gothaer Arzneibuch, mit vier Bänden citiert. Mir lag das Exemplar der hiesigen Universitätsbibliothek vor, das in drei Bänden gebunden ist und wovon Bd. I den Titel führt 'Allgemeines Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte. Von Philipp Andreas Nemnich.' Hamburg 1793, Bd. II die selbständig paginierte, allein des Titels entbehrende Fortsetzung dieses Werkes ist, Bd. III endlich ein besonderes Werk darstellt mit dem Titel: 'Wörterbücher der Naturgeschichte'. Hamburg 1798). Von einem weiteren Bande konnte ich weder in der k. k. Universitätsbibliothek noch in der kaiserlichen Hofbibliothek eine Spur entdecken, obwohl in Kaysers und in Heinsius' Bücherlexikon auffallender Weise allerdings vier Bände verzeichnet sind.

(fol. 13[b]) Hic etiam pisces et eorum nomina disces:
hehte sleye alnr vorhe asch
Lucius et tincus, capado, trota, tymallus,
hærink walr lachs al lampred
Allec, balena uel esox, angwilla, morena,
ræt stur rutte huse salm
Coracinus uel rembus, allopida, staurus, echynus,
nas prächs stainpeiz
Mulus, spirna, cluma, saxatilis indeque porca,
schorp grundel sudan
Scorpius, astacus et fundula, balba, suacus,
wefse mukke fliug hurnouz keuer grille
Vespa, culex, musca vel oester, scaba, cycada
humel huntsmuk weinmuk chnefin
Ac atacus, cinifex, bibiones, gurguliones,
zweiualter wisel keuer
Cantarides, fucos dicas in fineque brucos,
jaghunt winde rude spurhunt mistpelle
Siluius et velter, molossus, clancula, perper,
prakke vogelhunt welf
Listicus, cisper, catulus . . . . . .

Hier sind in der Hs. 7 Zeilen leer gelassen, darauf folgen von der gleichen Hand 21 lateinische Hexameter, die ich, um keine Lücke zu lassen, ebenfalls zum Abdruck bringe.

(f. 14[a]) Burdonem generat sonipes conmixtus aselle,
Mulus ab archaideis et equina matre creatur,

2 eapado] Vgl. Capito hei D. 97. trota] D. 599 u. Trueta. 3 *lampred*] Dafür haben andere Hss. die sonderhar entstellte Form *lantfride*, vgl. D. 372 u. Murena. 4 *ræt*] l. *rôt*. rembus] l. rhombus. stanrus] Bei Mone, Anz. 8, 98 die Glosse: scaurus *hûse*. Vgl. D. 551 n. 558 n. Staurio, Sturio. *salm*] Ebenso hei Mone 8, 98, hingegen bei D. 196 *hûse*. 5 Mulus] l. Mullus. spirna] Vgl. spirena bei D. 547, wo aher die deutsche Benennung ahweicht. 6 halha] Soll es für barba i. e. barbus stehen und Barbe hedenten? snaens *sudan*] Von diesen Thiernamen kann ich nirgends eine Spur entdeeken; wahrseheinlich liegen stark entstellte Formen vor. 7 Die Benennung *kever* kann ich für scaba anderwärts nieht helegen. 8 Cinifex] D. 119 n. Cimex. gurguliones] Bei D. 163 u. Cureulio andere Bedeutungen. 9 Cantarides] Bei D. 96 andere dentsehe Benennungen. *wisel*] wahrscheinlich entstellt für *wispel*, *wespel*, vgl. D. 250 u. Fneus. 10 Siluius] Bei D. 534 Silvens. clancula] Bei D. 125 clanculns. Was aber perper (Hs. pper) bedeuten soll, weiß ich nieht; man wäre versneht es für Entstellnng von præpes zn nebmen, aber dazu stimmt die Glossierung *mistbelle* (Mhd. Wb. 1, 126. Lexer 1, 2176) nicht. 11 Listiens] = Liciscus, s. D. 328 u. Lyeisea. Cisper weiß ich nieht zu belegen.

2 archaideis] Ein für mich dnnkles Wort, das übrigens sehon darnm verdächtig ist, weil es nieht in deu Vers passt. Am nächsten läge an asellis zu denken und dies für die nrsprüngliehe Lesart zn halten.

Tytirus ex ovibus ast yrcus erit pater eius,
Musionem capra veruecis semine gignit,
Apris atque sue focosus nascitur yber,
Sed lupus et catula faciunt coeundo liciscam.
Vt balatus ouis sic est rugiere leonis,
Vt latrare canis barritus sic elephantis,
Est hinitus equi nec non ruditus aselli,
Est mugiere boum, sic est vllulare luporum,
Sic grunire suis data vox, vncare sed vrsis,
Sibila dat anguis, sed tu, wulpecula, gannis.
Cum turdus crutilat, tunc sturnus pusicat ore,
Cacabat hinc perdix et graticat improbus anser,
Accipitres pipant, miluus lupit oris hyacu,
Curcurrire solet gallus, gallina gracillat,
Pullulat et pauo nimium, vaga crissat yrundo,
Psitacus humanas depremit uoce loquelas,
Ponpilat ore legens munera mellis apra,
(f. 14b) Porro stercumit anas vaga luxuriam per undas,
Mus auidus mintrit, rana coaxat aquis.

Hunc uolucres celi referam sermone fideli:
habich sparwer plafuoz storche spehte
Accipiter, nisus, capus atque ciconia, picus,
taube holztaube
Natura sterilis hic stare, columba, palumbos,

3 yrcus] i. e. hircus. Der Vers ist um einen Fuß zu kurz; vielleicht ist für eins zu lesen: einsdem. 4 Musionem] i. e. Musmonem, musimonem. 5 yber] i. e. ibex, D. 283. 6 catula] Bei D. 107 catulus *welff*. 8 barritus] Vgl. Wackernagel, Voces variae animantium 27, Dief. 69 u. Barridus. 10 vllulare] Vgl. Wackernagel ebd. 30. 11 vncare] Wackernagel 27. 12 Sibila] Vgl. Wackernagel 31. D. 532. 13 crutilat] Sonst trutilare, trucnlare, s. Wackernagel 23; im Vocabularius rerum (S. l., t. et a. n.) j[b] rutilare. pusicat] i. e. pusitat. Wackern. 26. 14 Cacabat] Wackern. 26. graticat] i. e. gracitat oder gratitat. S. Wackernagel 24. Vocab. rerum j 2[b]. 15 pipant] Wackernagel 24. lupit] ebd. 26. hyacu] l. hiatu. 16 Curcurrire] l. Cucurrire. D. 161. gracillat] ebd. 24. 17 Pullulat] Wackern. 25. crissat] Sonst trissare, Wackern. 26. Vgl. D. 158. yrundo] i. e. hirundo. 19 Ponpilat] i. e. bombilat. Vgl. Wackern. 30. apra] Der Sinn des Verses und der Ausdruck bombilare, der nur von der Biene gebraucht wird, weist auf Entstellung von apra für apis, apes. 21 Die letzten drei Hexameter sind gestört, der zweite ist für mich unverständlich.

2 *plâfuoz*] Bei D. 99 andere Bedeutungen. 3 Wieder ein arg entstellter Vers; statt sterilis ist pariles, statt stare ist state zu lesen, wie aus anderen Versionen hervorgeht. palumbos] D. 408 u. Palumbus.

raiger turteltaube hauwe tahe geyer
Ardea uel turtur seu bubo, monedula, wultur,
aul vinke nahtrab goltamir
Noctua, frigellus sev nocticorax, amarellus,
swan idem star eisuogel troschel idem
Cingnus, olor, sturnus, mergus turdelaque, turdus,
krænch wisgo phawe habech stocarn
Grus et pellicanus, pauo uel anus, alictus,
heher dorndrosel
Graculus aut deerit, fusarius hic residebit,
gukke idem sitech grille
Sic cuculus, fulica, psitacus atque cycada,
alster mauser idem ruan weht. i. ciconia
Pica, merops meropis, larus atque loaficus, ibis.
arn kuniglein valche
Jungitur hijs aquila, puristulus erodiusque,
rappe chra widhopf sueht rephuon
Coruus edax, cornix, vpupa, viscedula, perdix,
weye mayse horntaube ganser eher
(f. 15a) Miluus et inde parix, anocratulus, anser et ornix,
wahtil amsel faisan pirchhuon
Quiscula cum merula, fasianus et ortigometra,
eisuogel idem listra worgel
Aurifficeps, cupide, sepicedula cruticulusque,
haselhuom pirkhuon hagelgans strauz
Spatulus, attage, mullifiga cum strucione.
vledermaus swalbe
Vel, verspertilio uel yrundo, non recitabo,
smerlekin grasvink
Tu michi dulcisona cape, smirle celer, filocena,

6 Cingnus D. 118 u. Cygnus. 7 anus] l. anas. Wie aber die Glossierung *habech* entstandcu sein mag? alictns] l. alietus. 8 aut] l. haut. fnsarius] Bei diesem Worte fragt Diefenbach (S. 254): 'avis?', weist aber richtig auf furfarius. 10 In anderen Hss. wird merops durch *gruen-* oder *dornspeht*, larus durch *mûser* glossiert. Die Form *ruan* kann ich soust nicht finden. *weht*] Bei D. 334 *speht* nud *wech*. 11 *arn*] Dieser Plural scheint ein Rest der gewöhnlichen uud älteren Lesart 'His assunt aquile' zn sein. puristnlus] D. 413 u. Paristulus. 12 viscedula] D. 233 u. Ficedula. *sueht*] entstellt für *sneph*. 13 anocratulus] D. 396 u. Ouocratnlns. *horntaube*] verderbt und umgedeutet für *hortûbel*, wie iu andern Versionen richtig steht. 14 *faisan* mit durchschlagendem *i* dcs lat. phasianus. Eine volksetymologische Umbildung des letzteren ist *fasihuon* Altd. Bll. 1, 348. Gerbert, Iter alemanuicum, Anhg. p. 137. 15 cupide] D. 163 n. Cupuda. sepicedula] D. 527 u. Sepicecula. cruticulus] l. cruriculus. Bei D. 164 curruca, *warg-*, *worgengel*; aus letzterem obiges *worgel* entstellt. 16 Spatulus] l. Sparulus. mullifiga] D. 370 u. Mullis. Die Form strucio für strutio ist uach D. 557 die gcwöhuliche. 17 Vel] l. Te, wie sich aus andern Versionen crgibt. verspertilio] l. vespertilio. yruudo] i. e. hirundo. recitabo] l. reticebo. 18 dnlcisona .... filocena] l. dulcisonam .... filomenam. smirlc] Vgl. D. 22 u. Alietus.

lærche *cleilen*
Laudula nulla fugit vecucedula raptum,
spatz
Nullus te passer fugiat, licet hunc tegat asser.
nahtuogel *pachsteltz*
Sic et lustiniam cum lustinio cape paruam;
stiglitz. distelvink
Versu stare nequid carduellus, quique recedit.

Nomina paucarum sunt hec socianda ferarum.
lewe *i. rex*
Sed leo stat primus qui cunctis est basileus,
panthir *tigertier* *lebart*
Hinc panthera, tigris comitantur cum leopardis,
ainhorn *olbent*
Rineteros seuus comprehenditur atque camelus,
wisnt *elnt* *bart* *waltesel* *est genus* *cameli*
(f. 15[b]) Bubalus, alx, pardus, onoger ueloxque dromellus.
helfant *vurm*
Hinc etiam validos elephantes iunge uel vros,
per *ebir* *hirzs*
Vrsus, aper, ceruus auide sumuntur in vsus,
hindelkalp *reh* *rehpok* *affe* *merkatz*
Hinnulus et caprea, capricornus, symea, spinga,

19 Laudula] D. 20 u. Alauda. veeucednla] Bei D. 117 cicindela .... vecicedula. raptum] Dafür gehraucht die in den Carmina Bnrana von Schmeller p. 175 ahgedruekte Müuehener Hs. das kaum siunentsprecbendere Wort tactnm. *cleilen* scheint entstellt aus *gleimel* (Lexer 1, 1031). Übrigens ist der Vers arg verderbt; die richtige Lesart geht aus dem in deu Altd. Bll. 1, 349 hefindlichen Vers der Straßburger Hs. hervor: Laudnla nulla tunm fugiat ne (lies: uec) cicendula cautum (l. raptum). Aber auffällig bleiht auch dort, mitbin in einem Denkmal, das nach W. Grimm, Z. Gescb. des Reims 141 noch dem 10. Jahrb. angehört, die Glossierung von cicendula durch *gleim*, denn wie Lerche und Glübwürmcben dazu kommen in Zusammeubang gebracht zu werden, ist eigentbümlicb genug. Ich vermuthe, daß hier eine his in graues Alterthum reichende Verwecbslnng von cicindela und ficednla (Nebenform: cicendula D. 233), Scbnepfe, Drossel n. s. w.) zu Grunde liegt. 21 lnstiniam] D. 340 u. Luscinia. lnstinio] Bei D. 337 lncilia. 22 quiqne] = qnisque, s. D. 480. Unterhalb recedit steht iu der Hs.: stellio, mit der darüher gesetzten Verdeutscbung *moltwerf.* Wie diese außer dem Bereicb der Verse befindliche Glosse zn denten ist, weiß ich nicht. Vielleicht sollte sie ein Nachtrag zn dem später (Bl. 16[a]) vorkommenden stellio, talpa sein und ist durch Versehen des Schreibers an unrecbte Stelle gerathen.

4 Rhineteros] Allerdings hei der großen Ähulicbkeit des handscbriftlicben *t* und *c* vielleicbt aucb Rhineceros zu lesen. 5 ouoger] Bei D. 396 onager. dromellus] Bei D. 191 dromeda(us). 6 *vurm*] Bei D. 630 *vuorin*, Altd. Bll. 2, 214 *vrn*; heides stark entstellte Formeu für *urrint.* Vgl. n. a. die Glosse Vrus *Vrind* in dem gleichalterigen Vocah. optimus ed. Wackernagel p. 45. 7 vsus] Die andern bekannten Hss. gebrauchen dafür die jedeufalls richtigere Lesart esus. 8 *hindelkalp*] Bei DNGl. 204 *hinnenkalb.*

martharm otter piber zobel
Martalus et migale, luter castorque, trabellus,
luchs wolf has fuchs fohe dachs
Linx, lupus atque lepus, wulpes, wulpecula, melos,
maus wisel reithe rathe elnt wantlaus
Mus, mustela, sorex, glis gliris hienaque, cinex,
aichorn
Copulo spriolum, reliquorum do tibi nullum. —
peye fliege niz laus
Hinc apes et musca cum lende, pediculus extra,
chlain floch muk zwiualder keuer
Parua pulex cinifesque, pulex fisicula, brucus,
chrautwurm huntfleug haberwurm
Hijs similia eruca, cinomia sunt, locusta,
wesp wibil humel pei
Scabro cum vesta, scarabeus, fucus, orestes,
zwiualder pei idem gleim idem
Papilio, scitus uel apis, citendula, costrus.
milwe snekke amaiz natir krote
Tinea, testudo formicaque, vippera, buffo,
slange vrosch eudechs vaimil scher
(f. 16ᵃ) Serpens et rana, lacertus, stellio, talpa
Hinc secernantur, pro reptilibus teneantur
Vel quod eis nomen natura dedit uelud omen.

Ecce stilo digna referam compestria ligna:
zederpaum cypresspaum lorpaum mirchpoum
Cedrus, cypressus, laurus, pariter quoque mirtus,

9 Die Glosse *martharm* scheint dadurch entstanden, daß wahrscheinlich in der Vorlage *mart* (Nebenform von *marder*, Lexer I, 2045) über martalus, *harm* (Hermelin) über migale geschrieben war und nachher beide Wörter irrthümlich in ein Wort zusammengezogen wurden. Im Zusammenhange mit dieser Verderbniß steht die Schreibung *otter* über migale statt über luter, *piber* über luter statt über castor. trabellus] Bei D. 590 trahenus. 11 *reithe*] verderbt für *rate, rat* (D. 548). cinex] D. 119 u. Cimex. 12 spriolum] D. 54 u. Aspriolus. 14 cinifes] D. 119 u. Cimex. fisicula halte ich für Attribut zu pulex als Gegensatz von parva pulex; aber was heißt es? Man vergleiche die ähnliche Glossierung bei Mone 4, 94: fiszula *zwivalder*. 15 *haberwurm*] Bei D. 335 *haberschreck*. 16 Scabro] D. 154 u. Crabro. vesta] wohl verderbt für vesca. *wibil* scheint irrthümlich über vesta statt über scarabeus geschrieben zu sein. *humel* steht zwischen scarabeus und fucus in der Mitte. *pei*] Bei D. 400 *bremme*. 17 scitus] Diese lateinische Bezeichnung für Biene habe ich nirgends gefunden. citendula] D. 117 u. Cicindela. 19 *vaimil*] Bis zur Unkenntlichkeit entstellte Form für *vêchmol* (bunte Eidechse), Lexer III, 37. 20 se cernantur (Hs.).

1 compestria] l. campestria. 2 *mirchpoum*] Bei D. 363 *mirtelboum*.

papilpoum palpoum spinlpaum seuinpoum
Populus et palma, fusarius atque sauina,
pfersichpoum pflaumpoum kerspoum apholter kriehpoum
Persicus et prinus, cerasus malusque cinusque,
nuz tanne forhe chienpoum pirpoum mispelpoum
Nux, abies, picea, pinus, pirus, esculus alta,
ahorn pirche puchspoum aichs idem
Cum platano fibex, cum buxo quercus et ibex,
eschpoum linde puoche hagenpoum ölpaum
Fraxinus et tilia, fagus, lentiscus, oliua,
leine mazelder leinpaum hasel haimpuoche hailpoum
Vlnus, acer, cornus, corulus, capenus et optus,
haselnuz mandilpaum kestinpoum
Vos auellane uel amigdola castaneeque
i. lorperpaum
Et licet ignotum non pretereo terebintum,
espe hagen dorn veigpoum
Cum tremula tribulus, cum spina taxus et alnus,
holer holerpaum kranwitpoum huntpfalder
Liscus, sambucus cum junipero, palinitus,
cevelwer welwer
(f. 16b) Vimina uel salices vincire ualent tibi vites,
ehuttenpaum moulpaum i. ficus fatua sicomorum
Cum ratono morus morique soror, sicomorus.

niesen marchen heschen wullen
Ossito, sternuto, singulto, nauseo, sterto,

3 *palpoum*] Ebenso Diut. 2, 273: palma *palboum*. 6 Daß für ibex die gleiche Bedeutung mit quercus angesetzt ist, beruht entweder auf Verwechslung von *eiche* und *eibe* oder, was wahrscheinlicher, da andere Versionen darauf hinweisen, von ibex und ilex. 8 Vlnus] D. 624 u. Ulmus, aber *leine* fehlt; vgl. dagegen Nemnich 3, 354 unter *Leimbaum*. cornus] Verwechslung für ornus, vgl. Zs. f. d. Ph. 11, 296 Anm. 12; ebd. 316 Anm. 21. Dieselbe Verwechslung auch anderwärts, z. B. Altd. Bll. 1, 350, Mone Anz. 5, 467, Germ. 19, 436. capenus] D. 103 u. carpinus. optus *hailpoum*] Beide Formen wahrscheinlich verderbt. In anderen Hss. steht dafür ornus mit der Glossierung *arlezboum, harlzboum*; es scheint aber sorbus torminalis (Eheresche, Elsebeere) gemeint zu sein, s. Nemnich 3, 30 unter *Arlsbeere*. 9 Vos] Verderbniß für Nux anzunehmen liegt nahe, aber alle veröffentlichten Hss. haben Vos. 10 Über diesen Vers vgl. Zacher a. a. O. 11 *veigpoum*] irrthümlich über taxus statt über alnus geschrieben. Vgl. alnus bei D. 25. 12 *holer*] Bei D. 333 *holdrich*. palinitus] Bei D. 406 palintus, paliurus, *hiefholdra, hiphalder*. 13 *cevelwer*] = *zemfelber*, wie die Glosse vimina *cemwids* in den von Mone im Anz. 4, 95 mitgetheilten Leipziger Glossen lehrt. Vgl. Zacher a. a. O. 317 Anm. 25. tibi] In anderen Hss. eibi, was fehlerhaft. 14 ratono] verderbt für cotano, coctano, cutino i. e. cydonia, vgl. Altd. Bll. 1, 350. 2, 214. 216; Mone Anz. 5, 463. 8, 97; Z. f. d. A. 5, 415. 9, 390 u. s. w. ficus sicomorum] i. e. fic. sicomorus, der Maulbeerfeigenbaum; durch fatua soll wohl der fade Geschmack der Früchte zum Unterschied von jenen der echten Feige angezeigt werden.

1 ossito] D. 402 u. oscitare, aber *niesen* fehlt.

rustren rulzen suften huosten ropzin
Excreo, corizo, suspiro, tussio, ructo,
huosten chewen ginen slinden ropzin
Tussio, masticans, yo, gulcio ructoque, screo.
rosseherte sweinherte
Mango caballorum est porcorumque subulcus,
maulherte gaizherte
Mulio mulorum dux emoycusque caprarum,
m schaffer
Nam caper ennos, ouium, fit opilio pastor
esiltreiber rinderherte
Et asinorum pastor agazo boumque bubulcus.

II.

Die von Mone (Anz. 6, 435) gewählte Bezeichnung 'juristische Glossenverse' ist unrichtig. Allerdings behandeln die Verse 2—10 juristische Begriffe, dagegen beginnt mit Vers 11 ein gemischter Inhalt. Der Text unserer Hs. ist ein von den bisher veröffentlichten Texten vielfach verschiedener, überhaupt nur in den zehn ersten Hexametern einigermaßen übereinstimmend. Bezüglich der metrischen Beschaffenheit der Verse bemerke ich ein- für allemal, daß auch hier wie in I mehrere derselben gestört sind.

Über die 'Termini juristarum' und das Vorkommen derselben in Handschriften des 14.—16. Jahrhunderts vgl. Zacher in der Zeitschrift f. d. Philologie 11, 317 ff.

(f. 17ᵃ) Istis scriptores errare solent aliquando.
Est feodum *lehĕguot* nec non depaccio *dinge,*
Sed census est *zins,* sed diuolucio *anual,*
Obstagium *inligen,* post hec precaria *pete,*
Obsides *geisel,* diffidare *widersagen,*
Wen ich bekunde, reor illum, non *ane sache.*
Vngelt angaria, wara *vore,* exaccio est *schos,*

16 Exereo] D. 520 u. screare. corizo] Vgl. 'coryza, naßtropfe' bei D. 151 und mhd. *rütze, rotz.* 17 guleio] l. glutio. 15—17 Dieselben Worte ohne Versverbindung mit nur theilweise veränderten deutschen Glossierungen, sogar mit derselben Wiederkehr des Wortes tussio finden sich in dem von Birlinger in den 'Altdeutschen Neujahrsblättern' veröffentlichten Vocabularius latino-silesiacus, S. 62.

2 d' pac̄c̄o (Hs.). 3 diuolucio] l. deuolucio, D. 178. 7 *Vngelt*] Vgl. darüber Zacher a. a. O. 321. wara] Ein in Rechtsurkunden gar nicht seltenes Wort, das bei Du Cange und Diefenbach mangelt. Es ist aus mhd. *vâre* (verderbt *vôre*) herzuleiten und bedeutet 1. insidiae, fraus, dolus, 2. juricapium, das Recht Personen oder Sachen in Beschlag zu nehmen. Vgl. Haltaus, Glossarium germ. Col. 435 unter

Reditus est *reht gelt*, sit banirium tibi *banier*,
Thelonius est *zol*, pactum permissio voti,
Ara est *malschatz*, anathema *bananoneie*. —
Mit disen wappen ziernt sich milites *mit den knappen:*
Est fiolum *henfnir* tibi sit lumbaleque *senftnyr*,
Lictium *spaldnir*, extat thenuina[rium] et *hærschnyr*,
Sed nebris *kolnir*, perichelides *armleder* extat,
Halsperk lorica, sed torax sit tibi *plate*,
Nam fidia *hubelhuot*, mitrabia sit *pekelhaube*.
Dextrarius *hausros* uel *örs* tibi namque vocatur,
Egder sit epikarius, nam dromedarius *olbend*,
Nam mulus sit *maul*, est emissarius *stuetpfert*,
Asinus est *esil*, est equaricia nam *stuot*.
Frenum *zaum*, sistit chamus *halfter*que, capistrum,
Lupatum sit *piz*, sed lora sit tibi *zugel*,
Furbueg antela postela sit *afterraif*que,
Cingula sit *darngurt*, sed subcingalia *pintriem*,
Mantica sit *wasanc* uel subsaccinula dicas,
Pharetra sit *kocher*, sed sit substellia *spangurt*,
Gladius *swert*, sistit capulus *knouf*, rumphea sit,
(f. 17b) Ensis dat *mitteltail*, sed mucro sit tibi *spizze*.
Segucius *iaghunt* , tibi sit *rude* namque molossus,
Listicus nam *prake*, sed sit tibi clancula *spurhunt*,

Far uud Mhd. Wb. 3, 267.6. Dieselhe Glesse ('vsra *vor*') begegnet aneh in der von Wackernagel in Hanpts Zs. 5, 413 ff. veröffentliehten Straßburger Hs., Vers 26. *schôs* = *schôz*. Lexer 2, 780. D. 213. 8 hauirium] Bei D. 67 hanerium. 9 Thelouius] D. 575 u. Telouinm. 10 Ara] i. e. arra, arrha, worüher zu vergleiehen ist Zacher a. a. O. 323. *bananoneie*] Der Sinn ist klar, die Form weiß ieh nieht zu deuteu; sollte es Entstellung ven *bann-einunge* (vgl. Haltans 95) sein? 12 fiolum = filum? *henfnir* — *senftnyr*] Nicht zu helegende Formen. 13 Lictium] Vgl. D. 328 u. Lieium. *spaldnir*] Lexer 2, 1063 u. *spaldenier*. themuinā oder themūnā (He.), ein für mieh unauffindbares Wort; am wahrscheinliehsten dürfte es thenuinarium i. e. teuniarium heißen. Vgl. Fercellini, Totius latinitatis Lexikon. Editio neva. Prati 1858. T. VI, 58 u. Teuuiarius. *hærschnyr* l. e. *hersenier*, s. Lexer 1, 1263. 14 *kolnir* I. e. *golier*. Lexer 1, 1045. 16 *hubelhuot*] Bei D. 641 *peckenhube*. mitrabia] D. 364 verzeiehuet bloß mitra. 18 epikarins] D. 208 u. Erpicarius. 20 equarieia] D. 206 u. Equaria. 24 *darngurt*] l. *darmgurt*. suheingalia] Bei D. 120 hloß eingula. 25 *wâsanc*] l. *wâtsac*, s. D. 347 u. Mantica. suhsaccinula] l. subsaeciuulam. Bei D. 506 hleß saecina. 26 suhstellia] D. 559 u. Subcellium, das aber durch *satel* glossiert wird. 27 rumphea] D. 500 u. Romphea. 28 *mitteltail*] fehlt hei D. 203 u. Ensis. 29 Segucins] Es ist offenhar canis sagax, Jagdhund (Nemuich 1,719); die Form segucins kann ieh uicht naehweisen. 30 Listicus] Bei D. 328 lycisea, litiscus. clancula] Bei D. 125 elanculus.

Cisper sit *vogelhunt*, catulus *welf* namque uocatur,
Sed velter sit *winde*, canis omnibus est generale.
Satellus *swertchneht*, sed sit spartarius *sperchnappe*,
Hofchneht vernaculus, sed *wæfner* sitque phasallus.
Est territorium *gemerch*, sit stracia *namwart*,
Predium est *aigen hofstat*, sit et area namque,
Allodium *vorwert*, feodum *lehen*, affiocus sit
Summa de domibus que datur denariorum,
Pedagium sit *zol* de ponte quod accipiturque,
Sed sit thelonium quod emptores dare solent.
Homagium *manschaft*, *verleihen* sit feodare,
Nam plebisscitum *lantdinch* quoque sepe vocatur.
Est ygneu *hegdruos*, glans *druos*, *aiter* tibi sit pus,
Ayz apostema, prurigo *iukche* vocatur.
Damphigus asmaticus, *hitzsuhtik* cardiacus sit,
Ernodius ruptus, sed tysis sit tibi *cheichen*,
Gelsuht sit regularis morbus, sed *suht* sit acuta,
Tobsuhtik frenesis, *gegiht* paraliticus extat.
Gippus sit *houer* in pectore qui solet esse,
Sed gibbus *hoker* in dorso crescere solet,
Contractus *chrupil*, sed mancus *ainhandik* extat.
Est colus ain *rokhe*, sed sit *uberruk* epistilum,
Nam fusus *spinle*, sed sit *apprech*que fusale,

31 Cisper] S. oben. 33 Satellus] Bei D. 513 salelles. spartarins] Ein höchst wahrscheinlich ans dem dentschen *sper* gebildetes mittellateinisches Wort, das ich abar sonst nicht nachweisen kann, denn an das lat. Spartarius (vgl. Du Cange[2] VI, 314: 'qui ex sparto restes texit vel qni spartum vendlt') kann nicht gedacbt werden. 34 *hofchneht*] Bei D. 613 bloß *kneht*. phasallus] Bei D. 607 u. Vasallus andere Bedeutungen. 35 *gemerch*] Bei D. 580 u. Territorium andere Glossierungen. 36 *aigen hofstat*] Bei D. 453 u. Predium andere Benennungen. 37 *vorwert*] l. *vorwerch*. affioous] Räthselhaftes, wahrscheinlich stark verunstaltetes Wort, dessen Entzifferung mir nicbt gelang. 43 ygnen] l. inguen. 45 *Damphigus*] Komischer Schreibfehler, der für die Unachtsamkeit des Sehreibers hezeichnend ist, für *Damphiger*. Vgl. D. 56: Asthmaticus, *ein dampffiger*, Vocahnlar Niger Abbas herausgeg. von M. Flohr in den Straßburger Studien 3, 25: Asmaticus, *kichender oder demphiger*. Asmaticus] l. Astbmaticus. *hitzsuhtik*] l. *herzsuhtik*, D. 200. 46 Ernodius] Dieses unauffindhare Wort beruht wahrscheinlieh auf Verwechslung mit herniosus. tysis] Bsl D. 585 mit andsrer Verdentschung. 48 *Tobsuhtik*] Wobl Schreibfehler für *Tobsuht*, wie das folgende frenesis anzeigt. *gegiht*] sonst *gegihtig*. DNGl. 280, Lexer 1, 782. 49 gippns] D. 262 u. Gibber. 52 epistilum] Sonst heißt *uberruk* d. i. *überrücke*: epicolium (Lexer 1, 1652). Vgl. D. 205 Epicolium. 53 *apprech*] Lexer 1, 15. Vgl. D. 253 u. Fusale, wo diese Benennung fehlt.

Est alabrum *haspil*, vertebrum sit nam et *änspinn*,
(f. 18[a]) Girgillum *garnrok*, sed glomus sit tibi *chlewel*.
Follis sit *plæspalch*, clybanum, scoria *sinder*,
Forceps sit tibi *zang*, sed lima sit tibi *veile*.
Incus sit *anpoz*, sed malleus sit *hamer ain groz*,
Huefeisen est babatum, sed gumphus *huofnagl* extat,
Sit tibi ferrugo *hamerslak*, sed *ræst* quod rubigo.
Angarium *notstal* est et lapsorium tibi *slifstain*,
Parma sit *chlainschilt*, sed pelta sit tibi *der schilt*,
Clipeus *ein gemainschilt*, scutus *pukler* sit unus,
Pfalera sit *deche*, sed sella sit tibi *satil*,
Spado castratus, sit enuchus tibi *maydem*,
Drottarius *drafner*, sed sit *zelter* ambulator,
Pulledrus *vole* uel pullus namque uocatur.

III.

(f. 86[b]) Artemesia, *bybouz oder bukel oder schosmalte oder himelker*.
Anisium, *anis*.
5 Atramentum, *atrament* scriptorum.
Aloes, *aloe*.
Alumen, *alun*.
Adyantea, *nesselwurze*.
10 Anagallicum, *punge*.
Adragma, *burgelle*.
Amantisia, *baldrian*.
Armorata, *bibnelle*.
Apiastellum, *bramelchrut*.
15 Agarus, *tannenswan*.
Aliopiades, *zigelinge*.
Alleum, *chnobloch*.
Abrotanum, *abruten oder gertel*.
Acalipha, *aiternezzel*.
20 Agarucum, idem.
Alcanna, *erdöphel*.
Agramen, *eberwurze*.
Acorus, *swertel*.
Anacardus.
25 Affodillus, edera idem.
Asa vel asarum, *gundrebe*.
Aristologia longa, *ringelwurze oder bieverwurze*.

56 clybannm] Vgl. D. 127 Clibanus. 60 *ræst*] l. *rôst*. 63 scutus] Bei D. 522 scutum. 64 Pfalera] Bei D. 223 falera. 65 sit enuchus] l. sed eunnchus sit etc. *maydem*] Fehlt bei D. 215 u. Eunucbns. S. darüber Lexer 1, 2071, DWb. 5, 1899 u. *meidem*, *meiden*. 66 Drottarius, *drafner* kann ich sonst nicht nachweisen. Vgl. trotare, *draben* bei D. 599. 67 Pulledrus] D. 444 u. Poledrus.

5 scriptorum gehört offenbar zu Atramentum und ist aus Versehen an unrechte Stelle geratben. 11 D 14 u. Adragis. 12 D. 27 u. Amantilla. 13 D. 49 u. Armoracia. 14 D. 40 u. Apiatellum. 15 D. 17 u. Agaricus. l. *tannenswam*. 16 D. 22. 637 u. Alypnm. 19 D. 636 u. Acalephe. 26 Asa fehlt bei D., ebenso fehlt DNGl. 37 u. Asarum die Benennung *gundrebe*, wofür die Glosse *haselwurz* gebraucht ist. Es scheint Verwechslung mit Acer unterzuliegen. 27 Die Bezeichnung *ringelwurze* kann ich anderwärts nicht finden.

Aristologia rotunda, *holwurze.*
Arabactara, *haselwurze.*
Auespertemia, *hasenber.*
Anaucia, *hasenwurze.*
Armonaca, *hordrich.*
Amaripta, *hundes pluome.*
Atrapassa, *holderpluomen.*
Alleluia.
Altea, *jbische.*
Acus musmataca, *kranichsnabel.*
(f. 87ᵃ) Arontilla, *zagenszagel.*
*Armigecies.
Ambustum.
Atriplex, *malte.*
Amigdala, *mandelchern.*
Atropasta, *mistelber.*
Acantum, *nezzelsame.*
Ardeuia, idem.
*Arsenicum, *buschel.*
Auripigmentum, *kupherment.*
Amurca, *ölhephen.*
Asparago, *ochsen.*
Agrimonia, *brachkraut.*
Argentum viuum, *queksilber.*
Aureola vel angelia, *engelwurze.*
Auenio, *rotman.*
Antera, *rosensam.*
Alga, *raingras.*
Acedula, *ampher.*
*Archicontidos, *cranwitber.*
Absinthium, *wermuet.*
Antira.
Artinca, *steindistel.*
Agaone, *vochwurze.*
*Aaron, *zukke.*
Asclepia, *cranichswurze.*
Allogallicum, *encian.*
Archangelica, *aiternezzel.*
Antusa, *agleye.*
Asinima, *papel.*
Amatistus, *bluotstain.*
*Albnga.
Alna, *alant.*
Asa, stercus dyaboli.
Anagasus vel vngula caballi, *rosseshuof.*
Apium, *ephfe.*
Asarum vel baccara vel wulgago vel voulgama, *haselwurze.*
Ballicia, *huflatich.*
Bulaquilon, *alrune.*
Balota, *hagdorn.*
Balsamus, arbor.
*Balsamum, guma.

30 D. 53 n. Asarum. 31 D. 18 u. Agnisperma. 32 Schreibfehler für Avancia. 33 D. 49 n. Armoracia. *hordrich* i. e. *hederich.* 34 Bei D. 28 Amarusta. 38 l. Acus muscata. 39 Bei D. 10 Aconcilla, arcontilla u. a. Formen. *zagenszagel*] l. *katzenzagel.* Abermals ein Schreibfehler, der auf grobe Unachtsamkeit des Schreibers hinweist. 44 D. 57 u. Atrapassa. 46 l. Ardenia. D. 12 u. Adiantos. 48 Bei D. 62 *operment.* 50 Bei D. 54 *ochsenaug.* 54 l. Anemo (D. 637). 57 D. 7 u. Acedula. 61 D. 49 u. Arnica. 62 Vgl. D. 17 u. Aganoe und ebd. 636 Agaones, aber *vochwurze* fehlt. 63 Sumerlaten hg. v. Hoffmann, S. 54 enthält die Glosse: Aaron, *ruche.* 64 Bei D. 53 *trachenwurz, schwalbenwurz.* 65 D. 24 u. Allogellica. 66 Bei D. 45 *großnessel.* 67 l. Anchusa. 68 Bei D. 21 Azima (u. Alcea). Vgl. ferner die Glosse 'asinina *popele*' Zs. f. d. Ph. 9, 199ᵃ. 69 Verderbt aus Ematites = Haematites, s. D. 199. 70 S. Albuca bei Nemnich 1, 149. 71 Die regelmäßige Form ist Enula, s. D. 130. 73 Wahrscheinlich Schreibfehler für Anagallus, s. D. 32 u. Anagallis. 78 Bei D. 67 Ballina. 80 Bei D. 67 Ballote mit der Glossierung *andorn.*

Borax, *boras.*
Borago, *borätsche.*
85 Bleca, *biezze oder mangolt.*
Bacus, *bramelstok.*
Betonica, *batonie.*
Brunella, *brunwurze.*
Baldemonia, *vlsenitz.*
90 Benedicta, *benedicte.*
(f. 87b) Branca ursina, *berncla.*
Bolus, *bruchstein.*
Berula, *bieuerbluom.*
Bombata, *boumwolle.*
95 Balsamata, *vischminze.*
Basilica, *basilie.*
Boras, *brantstain.*
Brandana, *graslouche.*
Barsameta, *grasmitze.*
100 Blugilla vel *blanca, *hundeszunge.*
Brandana, *hufclette.*
Brionia, *hailigber.*
Beonia.
105 Barba iovis, *hauswurze.*
Boletus, *hausswam.*
Botamia, *ysern.*
Bismalva, *jbisch.*
Bolotus, *crebeswurtze.*
110 Barbaricon vel bacca lauri, *lorber.*
Baucia, *mörhen.*
Basilia, *meterwurze.*
Basilicus, idem.
115 Buglossa vel basilicon, *ochsenzung.*
Brasica, *romisch chœle.*
Bosrago, *borrätsche.*
Brancheos, *sevenboum.*
120 Bruscus.
Begula, *wuetkraut.*
Bassara, *wildraut.*
Bulmago, idem.
Bedegar, *wisdorn.*
125 Blanconia, idem.
*Bilbus, *zwibolle.*
Brunella, *brunelle.*
Bubalia, *singruene.*
Bistoria, *naterwurze oder rot-*
130 *naterwurze.*
Bursa pastoris, saguinaria idem.
*Brasa, *selhail.*
Blandonica, *wulme.*
Calcantum, *atrament.*
135 Centaurea minor, *aurin.*

85 Bei D. 72 Beta, Bleta. 86 D. 65 u. Baccus. 92 Bei D. 78 *blut-, goltstain.* 93 Bei D. 72. 638 andere deutsche Benennungen 95 Bei D. 67 Balsamita. 97 Bei D. 78 Borax mit anderer Verdeutschung. 98 D. 68 u. Bardana. 99 Bei D. 67 Balsamita mit der Glossierung: *kraut-, kraus-, garb-, gart-, grantmyncz*; obiges *grasmitze* also jedenfalls wenigstens im zweiten Theile der Zusammensetzung verderbt. 100 l. Bugilla. 107 S. D. 79 u. Botanica. 109 l. Boletus. 110 Barbaricon fehlt bei D. 115 basilicon fehlt bei D. 119 Bei D. 80 Bracteus .... barctenna. 121 D. 77 u. Bogula, wo aber die Verdentschung *wuntkraut* lantet. 122 D. 75 u. Bisora. 124 DNGl. 55 mit anderer Glossierung. 127 D. 469 n. Prunella. 128 Bei D. 84 Bugllon, hulia. 129 Bei D. 75 Bistorta. 132 *selhail*] wahrscheinlich für *selphail*, s. Lexer 1, 868, Nemnich 3, 539, wo es aber Prunella vulgaris bezeichnet. 133 *wulme* = *wulne*? Vgl. D. 46.

Calcatrepa, *agen.*
Cremium, *leinvloke.*
Consolida maior, *bainwelle.*
Calca, *binsouge.*
140 Cassilago, *pilie.*
Castoreum, *bibergail.*
Cerusa, *bliwiz.*
Cinamomum, *zimin.*
Cubebe, *cubeben.*
145 Cedoarium, *citwar.*
(f. 88[a]) Canfora, *caffer.*
Costum, *coste.*
Ciminum vel carium, *kumel.*
Castanee, *chesten.*
150 Carica, *truken veige.*
*Cortex buxie, *erisip.*
Cinum, *cigebart.*
Cucurbita, *curbiz.*
*Clyn, *cle.*
155 Cepa, *cipolle.*
Coriandrum, *coriander.*
Colophonia, *criechisch pech.*
Cardones, *carten oder distel.*
Cardus benedictus, *crvzewurze.*
160 Coconidium vel laureola, *zilant.*
Carparus.
Condisia, *ditamne.*
Camasian, *distel.*
Crassula minor, *blatloz.*
165 Crassula maior, *stainpheffer.*
Cucumer, *ertappfel.*
Crux Christi, *ainber.*
Centaurea maior, *materey.*
Centimorbida, *egelgras.*
170 Cardopacia, *eberwurze.*
Canapus, *hanif.*
Caput galli, *hanenchopfe.*
Cortula fetida, *hundespluome.*
Coriandrum, *hederwurze.*
175 Calamus aromaticus, *hennenzitwar.*
Circe, *hertzblat.*
Cinoglossa, *hundeszunge.*
Cepetonium, *hollouch.*
180 Cicorea, *himellouch.*
Centrum galli, *hanenkamp oder scharley.*
Corulus, *hasel.*
Cartarupa, *karte.*
185 Cerifolium, *keruelen.*
Crispila, *crispil.*
*Caheuma, *lederchal.*
Coagulum, *lap.*
*Cisolocamia, *mistelmelde.*
190 Capillus veneris, *minnenlöber oder stainfarn.*
Camomilla, *maidbluome.*
Codion, *magenkopf.*
Cameliunca, *mistel.*
195 *Colopricia, *naterwurze.*

136 D. 89 n. Calcatrippa mit der Glossierung *akaleye*, *agleie.* 137 D. 156 u. Crenium, aber *leinvloke* fehlt. 140 Bei D. 104 *bilse*, Z. f. d. Ph. 9, 200[b] *bille.* 145 D. 634 u. Zeduarium. 146 D. 639 u. Camphora. *caffer*] l. *canfer.* 154 = Cliton? Vgl. D. 127. 160 D. 129 u, Cocconidium. 162 D. 140 u. Condisum. 163 D. 92 n. Camacion. 168 *materey*] könnte auch *macerey* gelesen werden. 173 l. Cotula. 177 D. 103 u. Carue. 180 D. 118 u. Cichorinm mit der veränderten Bezeichnung *hintlauff*; ebenso bei Nemnich 3, 250. 184 Entstellte Nebenform von Calcatrippa. 185 D. 114 u. Chærephyllon. 186 D. 158 n. Crispinns. 187 *lederchal* = *lederchale*? 190 Bei D. 97 *minnenhâr* .... *steinfarn.* 192 D. 92 u. Cbamaemelum. 194 D. 92 n. Camalenca, das aber durch *distel* glossiert wird. Vgl. Camaleonta D. 638. 195 Vgl. Colnbrina bei D. 133.

Concordia, *odermänie.*
Coctanum, *kutten.*
*Celitonus.
(f. 88b) Capparis, *pipawe.*
Cocodia, *phedeme.*
Calendula, *ringel.*
Canna, *ror.*
Celidonia, *schellewurze oder grintwurze.*
Calcamentum, *stainmintze.*
Crocus, *saffran.*
Cicuta, *wuetschärlinch oder schärlinch oder kelberscraut.*
Catapucia, *sprinkwurtze oder scheiswurtze.*
Cathimia, *silberschaume.*
Cathinia, *sinder.*
Cronica, *trakenwurze.*
Coscute, *toter.*
Cardamus, *wilder cresse.*
Carthe, *wildkumel.*
Colocasia, *wildmintze.*
Centonica vel pilosella, *wurmkrut.*
Centinodia, *wegtret.*
Cina, *weppe.*
*Canulenta, *louchblasen.*
Capparus, *encian.*
Chymolea, *creide oder stainschleif.*
Corriola volubilis, *hoppfe.*
Centum [grana vel herba cancri, *crebsenwurtze.*
Calcadippa, *kart.*
Columbina, i. dracontea.
Clibanum, i. thus.
Ditamnus, *ditamne oder wiswurtze.*
Dragantum, *dragant.*
Dracontum, *drakenwurtze.*
Dyodela.
Daucos, *pastenak.*
Dydomo, *hasenore.*
Demetria, *bernhart.*
Damasonium, *wassercresse.*
Daffunda, *lorber.*
Dyadema, *papel.*
Discopella, *schutwurze.*
Dionisia, *wegwartbluome.*
Draguntea, *drakenwurtze.*
Dragantea, *naterwurtze.*
Enula, *alant.*
Ebolus, *atich.*
*Enfola, *brachwurtze.*
(f. 89a) Emicedo, *blatlouch.*
Emantes, *bluotstain.*
*Elleubonca, centauria.
Endiuia, *scharlei.*
Edera, *ephowe.*
Erba venti, *garwe.*

197 D. 118 u. Cydonia. 205 l. Calamentum und s. Calamintha bei D. 88. 208 Die Glossierung *kelberscraut* fehlt bei D. 211—212 D. 87 n. Cadmia. 214 D. 104 u. Cassutha. 216 D. 103 u. Carue. 221 D. 119 u. Cyme (= Cyma). 222 Vgl. die Glosse Canulenta *lôchuesen* Zs. f. d. Ph. 9, 200b. 224 D. 119 Cimoleya; aber die Benennung *creide* fehlt. 226 Bei D. 153 *winde, wegwinde.* 227 D. 112 hat n. Centigrana die Benennung *kobizwurtz.* 229 D. 89 u. Calcatrippa. 232 D. 180 n. Dictamnus. 238 D. 180 u. Didimus. 239 Bei D. 172 durch *eisenhart* glossiert. 241 D. 166 Daphne. 243 Bei D. 185 *schyle-, slicwort.* 245—246 D. 291 u. Dracontea. 249 Höchst wahrscheinlich entstellt aus Eusola, Esula (D. 213). 250 D. 200 u. Emicedo. Es ist entstellt aus Ematites = Haematites, s. Nemnich 3, 78 u. Blutstein. Für *blatlouch* hat D. *brachlouch.* 253 Bei D. 202 mit anderer Glossierung. 255 D. 275 u. Herba venti.

Endiuia, *zaundistel.*
Edera terrestris, *gundreb.*
Ercularis, *grensich.*
Euforbium, *huneswurtze.*
260 Epatica, *leberwurtzcraut.*
Eufrasia, *luft.*
Ekesmon, *mintze.*
Escule, *mispeln.*
Elleborus albus, *nieswurtze.*
265 Equimenta, *rosmintze.*
Eliotropie, *tinkel.*
*Erunche, *schellewurtze.*
Elycopia, *sprinchwurtze.*
*Esorium, *salbeibluom.*
270 *Esusa, *wolfcraut oder scheiswurtz.*
Elleborus niger, *heiligen cristwurtz.*
Eruca, *weisser senif.*
275 Eufrasina, *wuntcraut.*
Eupatorium, *scharley.*
Eupatorium, *wilder salbei.*
Erafolium, *ertbernblat.*
Eleutropium, *hilber.*
280 Eleborus niger, *suterwurtze.*
Ermodactilis, *hailhopfe.*
Ellifagus, i. saluia.
Elitropia, *ringelbluome.*
Fnux, *alant.*
285 Flamula, *burdcraut.*
Fulsa, *benedicte.*
Faba, *bone.*
Fu, *baldrian.*
Ficedula.
290 Fumus terrestris, *ertrouch, bochespart oder taubencropf.*
Fragula vel ragula, *ertcraut.*
Fraga, *ertber.*
Fructus quercinus, *aicheln.*
295 Flanulum, *aiterbirne.*
Filix, *varn.*
Fenugrecum, *criechisch howe.*
Fenum, *howe.*
Fabaria.
300 Fulfules, *lainpheffer.*
Folium musca[tum], *fileme.*
Febrifuga, *stabwurtze oder gertwurze.*

256 Bei D. 202 durch *saudistel* glossiert. 259 = *hundeswurze*? Aber dieselbe Form bei D. 641 aus andern Quellen. 261 Bei D. 212 die jedenfalls richtigere Glossierung *lucht.* Vgl. Nemnich 1, 1548 u. Euphrasia: 'weiße Leuchte, Tagleuchte'. 262 Bei D. 198 Elikosmon, ecosmen, entstellt aus gr. ἡδύοσμος. 266 Bei D. 198 *ringel*, ebenso Zs. f. d. Ph. 9, 202ᵇ, wornach obiges *tinkel* richtig zu stellen ist. 267 Sollte es aus Erundina (D. 210) entstellt sein? 270 Esusa wahrscheinlich verderbt für Esula (D. 211). Vgl. Nemnich 1, 1544—1545 unter Euphorbia esula und Euphorbia lathyris. 278 D. 245 u. Fragifolium. 279 D. 198 u. Eliotropium; *hilber* scheint entstellt für *hintber.* 281 D. 276 u. Hermodactilus. 282 i. e. Lilifagus (D. 329). 283 D. 198 u. Eliotropium. 284 Entstellt aus finix i. e. filix (D. 235). 285 Bei D. 238 *burn-, brenn-, brantcraut*, obiges *burdcraut* demnach verunstaltet. 288 i. e. Valeriana Phu; vgl. Zs. f. d. Ph. 9, 203ᵃ und s. Nemnich 2, 1543 u. Valeriana. 291 Die Bezeichnung *taubencropf* fehlt bei D. 641. 293 Bei D. 245 *ertberencrud.* 295 Wahrscheinlich entstellt für Flammula, s. letzteres bei D. 238. 297 D. 230 u. Fenum grecum. 300 Vgl. Fulvalabia bei D. 251. 301 D. 241 hat eine andere Glossierung. 302 Bei D. 228 andere Benennungen. Nach Nemnich 3, 190 ist durch Gertwurz und Stabwurz Artemisia abrotanum bezeichnet.

(f. 89ᵇ) Farina, *mäl.*
Filipendula, *stainprech.*
Fulfel, *swaizpfeffer.*
Ferrugo, *rost.*
Fungus, *swamme.*
Fornella, *siechwurtze.*
Frutex, *stude.*
*Flaura, *rittersporn.*
Feniculus, *fenichel.*
Flos campi, *friedelsouge.*
Flamen, *wolle.*
Fargia.
Fulfulabia, *weisser pfeffer.*
Fenugenes, *vilspene.*
Festuca, *age.*
Flos syriacus, *pfaffenbluomen.*
Fraxinus, *eschiboum.*
*Faruos, *merlinsen.*
Fagus, *buoche.*
Far, *tinkel.*
Fibex, *pirke.*
*Foel, cardamomum maius.
*Foil, cardamomum minus.
Fel terre. Centaurea idem.
Gariofilata, benedicta.
Geron, *kranwurtze.*
Genciana, *gencian.*
Galla, *aichappfel.*
Glandes, *aichel.*
Gamandreos, *gamandre.*
Galanga, *galgan.*
Germen, *kemin.*
Gesilia, *nesselwurtze.*
Gladiolus, *swertel.*
Grana solis, *sunnenhirs.*
Gira solis, *sunnenkreis.*
Gipsus, *sperchalch.*
*Granocinita, *aiternezzel.*
Granum, *chorn.*
*Graciosa, *vnser frawen flahse.*
Gallitricum, *scharley.*
Genesta, i. minor galgana bene redolens.
Galbanum est quod d'a (?), *gummi.*
Hermodactilus, *zeitlose.*
Herba betanica, *hemerwurtze.*
Herba thuris, *olsnit.*
Herba rubrici, *orual.*
Herba perforata, *brachhail.*
Herba sancti Petri, *verbiscene.*
Herba violaria, *violcraut.*
(f. 90ᵃ) Herba canicularis, *bilse.*
Hedera, *wiltweide.*
*Herba bona, i. feniculus, *fenichel.*
Humulus, *hopfe.*
Ivsquiamus, *bilse.*
Ipericou, *ueltcraut.*

306 Vgl. D. 251 u. Fulvalabia. 314 D. 238 u. Flamon. 316 D. 251 u. Fulvalabia. 317 l. Ferrugines. Vgl. Ferrugo bei D. 231 und Ferrigines ebd. 641. 319 D. 240 u. Flos siliaci mit der Verdeutschung *bapilnblumen*. 328 D. 101 u. Cariophyllata. 330 D. 260 u. Gentiana. 332 l. *aicheln*. 333 D. 92 u. Chamaedris. 334 D. 256 u. Galganum. 336 l. Gelisia (D. 258). 338 Bei D. 263 *sunnenkorn*. 341 Wahrscheinlich = Granatica und dieses = Urtica granatica, D. 630. 343 Vgl. Nemnich 1, 76 und D. 269 u. Gratia. 345 Bei D. 259 andere Benennungen. 350 Damit ist wohl Herba britannica gemeint, vgl. dieses bei D. 274, aber die Glossierung ist verschieden. Nach Nemnich 3, 241 bedentet *Hemmerwurz* Veratrum, vgl. aber Lexer 1, 1246 u. *hemere*. 352 D. 275 Herba rubea. 353 Bei D. 274 andere Benennungen. 363 D. 277 u. Hypericon.

Ipericium, *harthowe.*
Incuba, *wegwart.*
Ysopus, *ysop.*
Imui, *mordistel.*
Iris, swertel. Ireos idem.
Iuncus, *sämede.*
Iacea nigra, *swartzkumel.*
Iuniperus, *wechkalter.*
Iube.
Icalica, *wolfsschopf.*
Iarus, *zukch.*
Ipoquistidos, *boggesbart.*
Iuliana, *poley.*
Kardus albus, *wolfsmilch.*
Kalendula, *ringel.*
Kinu.
Kimiakarii, *gartkumel.*
Krollo, *sprinkwurtze.*
*Karabe, *sant Johans prot.*
Kakabre, *brennstain.*
Laureola, *kelrshals.*
Lolium, *raten.*
Lingua ceruina, *hirszunge.*
Lanceolata, *rippe.*
Lappa, *clette.*
Lauendula, *lauengel.*
Latuca, *latuch.*
Larus, *lorboum.*
Lapis lazuli, *lazzurstein.*
Lemptuas, *auripigment.*
Lentus, *popiliom.*
Lactarido, *sprin[g]korn.*
Lactulella, *saudistel.*
Lapacium, *stripfwurze.*
Lilifagus, *salbeipluom.*
Labium ueneris, *sant Marien distel.*
Litargirum, *silberschaume.*
Lingua auis, *vogelszunge.*
Lupini, *wikbonen.*
*Leucia, *violen.*
Leporina, *ständelwurtze.*
Legumen, *smalsat.*
Ligistra.
(f. 90b) Limaces, *sneken.*
*Limaria, *mancraut.*
Linaria.
*Linxalis, *luhse.*
Limones, fructus cuiusdam arboris.
Lubisticum, *lubstikel.*
Mandragora, *alrun.*
Mentastrum, *vischmintze.*
Marobati, *bramber.*
Mellelotum, *binsauge.*
Marrubium album, *andorn.*
Marrubium nigrum, *gotvergezzen.*
Maiorana, lebenkla.
*Marrago, *druoswurtze.*

365 D. 306 u. Intuba. Nemnich 1, 1038. D. 306. 366 i. e. Hyssopus officinalis. 367 D. 287 u. Imei. 368 D. 309 u. Ireos. 369 Man wäre versucht Imicus zu lesen. 372 Vgl. Juba bei Nemnich 2, 258. 373 D. 310 u. Italia. 374 Bei D. 283 *suche.* 375 D. 278 u. Hippoboscides. 377 D. 101 u. Cardus. 379 l. Kimi. 380 D. 119 Cyminum. Vgl. 145. 381 Bei D. 159 Krolla. 383 l. *bernstein.* Vgl. D. 86 u. Cacabre. 390 D. 315 u. Lactuca. 391 l. Laurus. 393 Bei D. 323 Lempluas. 394 *popiliom*, Entstellung aus *popelboum*? Vgl. aber D. 324. 395 D. 321 u. Lathyris. Hs. *spnkorn.* 396 Bei D. 315 Lactucella. 403 Bei D. 339 Lupina. 404 Wohl dasselbe wie Leucoium (Nemnich 1, 387). 414 D. 327 u. Libisticum. 417 D. 367 u. Mora. 418 Bei D. 354 Mellilotum. 422 Bei D. 344 eine andere Glossierung. 423 Mit dem Namen Drüswurz wird bei Nemnich

Millefolium, *garwe.*
425 Maratrum, *venichel.*
Malamancia, *holtzapfel.*
Morella, *rasenber.*
Maguder, *kœlstok.*
Melisa, *metere.*
430 Mora celsi, *murber.*
Mastix, *mastikel.*
Mirtus.
Malua, *bappel.*
Melones, *phädem.*
435 Millemordia, *truoswurtze.*
Mala citonia, *kutlen.*
Milium solis, *sunnenchorn.*
*Marta, *swartzwurze.*
Mercurialis.
440 Muscus, *bisem.*
Marsilium, *wikgen.*
Marabeum, *venichelsame.*
Morsus dyaboli, *vorbizze.*
Mulsum, *wein vnd honik.*
445 Mulsus, *wein vnd met.*
Mulsa, *met vnd bier.*
Mellicratum seu ydromel, *wasser vnd honik.*
Macis, *muschatbluome.*
450 Mirica, *haide.*
Malagma, i. emplastrum siue pinguedo.
*Melalago, mensa (?).
Magnesia.
455 *Markasita aurea, *gegossen golt.*
Markasita argentea, *wismat.*
Meu, *köppherin oder kuppferrauch.*
460 Mumia, *smaltz daz auz dem triufet, der gebalsamt ist*, i. *haidnisches smaltz.*
Matrisilua, i. *matren.*
*Miconum et papauer idem.
465 (f. 91ᵃ) Nimphea, *grensich.*
Narciscus, *holtzlilie.*
Nasturcium, *wassercresse.*
Nigella, *raten.*
*Natea, *ratensame.*
470 Nepita, *cornmintze.*
Nepta, *katzencraut.*
Nitrum, *spat.*
Nenufar, *sebluome.*
Nitrum, *lautersaltz.*
475 *Nimphora, *colerwurtze.*
Oximel, *honik, ezzich vnd wasser.*
Oculus consulis, *bachmintze.*
Osinum.
Opium, *swartznansat.*
480 Origanum, *ret coste.*
Oroboz, *vogelwike.*

3, 115 theils Ranunculus bulbosus, theils Oenanthe fistulosa bezeichnet. 426 D. 341 u. Macianum. 427 Morella hat bei D. andere deutsche Namen. 431 Bei D. 350 *mastich.* 435 Bei D. 361 Millemorbia. 436 Bei D. 124 *chiton, kithe.* 442 Schreibfehler für Maratrum? 443 Bei D. 368 *abbiß.* 450 D. 358 u. Merica. 457 Vgl. D. 350 u. Martasicci. 458 DNGl. 275 verweist von Meu auf Ostrucium, aber letzteres ist eine Pflanze mit der Benennung *meisterwortze.* 463 Vgl. D. 98 u. Caprifolium. 467 Bei D. 375 *gartenkresse*, aber auch bei Nemnich 3, 631 'Wasserkresse' = Sisymbrium nasturcium. 470 Bei DNGl. 263 Nepeta. 471 D. 378 u. Nepeta. 478 Vgl. D. 402 Osymium und ebd. 642 Ocimum. 479 Bei D. 398 *magensat. swartznansât = swarz magensât?* 480 l. *rot coste.* Bei D. 400 und DNGl. 273 *rot koste, rote dosten*; bei Nemnich 2, 788 'Dosten, rote Doste'. 481 Bei D. 401 Orobus.

Oliua, *olboum.*
Oculus Christi, *vnsers herren auge.*
485 *Occora, *sunklie.*
Ocimum, *girgel.*
*Oculus populi, i. *zappfen* eiusdem arboris.
Porocasti, *aschelovch.*
490 Piretrum, *pertram.*
Pipinella, *bibnelle.*
Portulata, *burzeli.*
Peruinca, *singruen.*
Peonia, *beonie.*
495 *Pix naualis, *weizzes pech.*
Potentilla, *grensich.*
Prassium, *gotuergezze.*
Peucedanum, *harstranch oder olsnich.*
500 Primula veris, *himelschluzzel.*
Pilosella, *mausœre oder wurmkraut.*
Prunellum siue pruneta, *geswulstcraut.*
505 Pinus, *chienboum.*
Pastinaca, *mörhen.*
Polegium, *polay.*
Pepones, *phädem.*
*Pranum, *rosbluome.*
510 Pigamon, *rutensaume.*
Pisicaria, *rätich.*
Palpmes, *rebenstok,* i. *weinrebe.*
Pranpinus, *rebenblat.*
Polipodium, *stainwurtze.*
515 *Partula.
Philatrum, *saiphe.*
Poligonia, *wegtret.*
(f. 91[b]) Plantago, *wegbrait* vel *wegrih.*
520 Portastrum, *wilder senif.*
Pentaphilon, *fivnfpleter.*
Policaria, *wiltwurze oder donrwurz.*
Peonia, *wiltman.*
525 Pinea, *chienapphel.*
Politricum, *stainvarn.*
Pentastrum, *rosmintze.*
Pestinacia, *wolfsleber.*
Propoleos, *wiswache.*
530 Paricaria, *naht vnd tag.*
Portula, *phrislauch.*
Pertenaca, *morötz.*
Petroleum, i. oleum fetens.
Polipodium, *engelsuezze.*
535 Qvinqueneruia, *wegbrem.*
Quercula maior, *gamanderbluom.*
Quercula minor, *gamander.*
Quebarus, *regbar.*

483 Bei D. 393 *frauwenmintz.* 486 Bei D. 392 Ocimus. 492 D. 449 u. Portulaca. 497 D. 451 u. Prasium. 499 *olsnich* fehlt bei D. 432. Vgl. die Glosse 'peucedonum *alsinch*' Zs. f. d. Ph 9, 206[b]. 501 D. 437 u. Pilosa. 503 Bei D. 469 andere Glossierung. 507 D. 471 u. Pulegium. 510 D. 421 u. Peganum. 511 l. Persicaria (D. 439). 512 D. 407 u. Palmes. 513 l. Pampinus. 516 D. 470 u. Psilothrum. 522 Bei D. 444 statt *wiltwurze* die Benennung *wintkraut.* 524 Bei D. 424 andere Verdeutschungen. 526 D. 445 u. Polytrichum. 528 Bei D. 415 u. Pastinaca die Benennung *wulvesbete.* 529 Bei D. 466 Propoles. *wiswache* entstellt aus *wîzwachs*? 530 D. 413 u. Parietaria. 531 Bei D. 448 Portul. 532 Bei D. 415, DNGl. 282 u. Pastinaca andere Benennungen. 535 Bei D. 480 *wegrich.* 539 Bei D. 479 Quibarus, *ingeber.*

540 Quisquilia, *bällen.*
Quinquefolium, *fiunfpleter.*
Rumicedo, *bratlouch.*
Rubus, *staude.*
Rapistium, *hederich.*
545 Reumatica, *cranchensnabel.*
Rubea maior, *korber oder lidwurze.*
Raphanus, *merrätich.*
Radix, *rätich.*
550 Rostrum porcinum, *saudistel oder sunnenwirbel.*
Ragadi, *struden.*
Rumex, *brame.*
Rampmus.
555 *Rorastrum vel beonia, *pitterwurze.*
Resta bouis, *frawentrit.*
Rumicedo, *bramloup.*
Simphoniaca, *bilse.*
560 Senacion, *brunnecresse.*
Sinpbindria, *bachmintze.*
Strucium, *cholsame.*
Sentes, *dorne.* Spina idem.
Sigillum Salomonis, *ainber.*
565 Sanguinaria, *bluotwurtze oder gensecresse.*
Satureia, herba paralisis, *pfeffercraut.*
Semperviua, *hauslouch.*
570 Solsequium, *wegwart.*
Spinacia, *spinætz.*
Spina alba, *hagdorn.*
Sigillum sancte Marie, *vnser frawen lilie.*
575 Scolopendria, *hirszunge.*
(f. 92^a) Storich, *cupferrauch.*
Salgemma, *lutersaltz.*
Serpentina, *naterwurtz.*
Solatrum, *nahtschat.*
580 Sandaraca, *ruschgel.*
Solsequium minus, *pipawe.*
Solsequium maius, *ringel.*
*Sandria, *retich.*
*Stincus, *rainuan.*
585 Satirion, *stendelwurze.*
Satira, *stinkel.*
Solatrum mortale, *kopfwurze.*
Saxifraga, *stainprech.*
Sinapis, *senif.*
590 Scabiosa, *grintwurtze.*
Soloraga, *sternefluch* (sic).

540 *bällen* fehlt bei D. 541 Bei D. 479 *fünffingerkraut.* Es dürfte damit potentilla reptans gemeint sein, s. Nemnich 3, 174. 542 Bei D. 200, DNGl. 148 u. Emicedo die Glossierung *brachlouch.* 544 l. Rapistrum. 546 *korber* wohl fehlerhaft für *kleber*, s. D. 501, Nemnich 3, 304. 552 Bei D. 483 Rhagades, rhagadia(ie), *schrunden*, ebenso bei Nemnich 3, 521 'Schrundenkraut' = Lapsana ragadiolus, obiges *struden* daher entstellt aus *schrunden.* 554 Bei D. 483 nnd DNGl. 313 Rampnns. 555 In den Leipziger Glosssen Z. f. d. Ph. 9, 207^a findet sich die Glosse: Rorastrum *roe.* 557 Bei D. 495 *wrowencrik.* 558 D. 200 u. Emicedo. 560 D. 526 u. Senecium. 561 D. 535 u. Simphidria, das aher durch *brachmintze* glossiert wird. 562 D. 557 u. Struthinm. 564 Bei D. 533 *enbern*, Zs. f. d. Ph. 9, 208^a *Einberencrûth.* 567 D. 514 u. Satnrcia, ehd. 274 Herha paralysis mit anderer Verdentschung. 573 Bei D. 533 *vnser frowen brût* (!). 576 Bei D. 554 Storax, storith. 583 Zs. f. d. Ph. 9, 207^b: Sandria *Rudech.* 584 Kann Stincus nnd Scincus gelesen werden. 586 Bei D. 513 Satyrion. 587 Bei D. 540 *stockwurtz.* 590 Bei D. 515 *grintkraut*; ehenso Nemnich 3, 210. 591 D. 519 u. Scolopendria mit anderer Glossierung.

Scariola, *scharlei.*
Sapo, *saiffe.*
Sinonimum, syleos, sylermontanum, *silermontan.*
Spatula, *scene.*
Sudes, *stake.*
Spica celtica, *crotenwurtz.*
Sanguis draconis, *trachenbluot.*
Sponsa solis, *sunnenwirbel.*
Sisimbrium, *brachmintz.*
Serpinum, *veltkumich.*
Scordion, *wilder knoblouch.*
Sticados, *winterbluome.*
Stafisagria, *nieswurtze.*
Sarcinia, *wildkeruel.*
Saliunca est herba, *hirszunge.*
Samaria vel sanicia, *sanikel.*
Samsucus, *lauendel.*
*Stignum, *ræmich.*
Silumbrium, *balsamit.*
Symphica, *gachheil oder painwelle.*
*Siclosa, *hundeszunge.*
Scirpus, *saif.*
Sandalis, lignum al.ru.ni (?), *sändeli.*
Saliua, *spaichel.*
Saluia, *salbei.*
Serapina, i. rapistrum, *höderrich.*
Sanamunda, i. gariofilata, *benedict.*
Starea siluestris, centrum galli sunt idem.
Senecion, *rotkœl.*
Salices, *salhel.*
Stera, i. matrix.
Titimallus, *brachwurze.*
Timus, *binsauge.*
Toris, *bräme.*
(f. 92[b]) Trifolium, *cle.*
Tima, *clebleter.*
*Tubricula, *gertwurze.*
Timbra satureia, *carthouel, pfeffercraut.*
Tapsus barbatus, *cunigeskerze.*
Tanacetum, *rainuan.*
Tartarum, *weinstain.*
Tuthie, *tuthian.*
Timentum, *vischmintze.*
Tremulus arbor, *aspe.*
Taxus est animal, *dachs.*
*Tragimena.
Tribulus, *distel.*
*Toscolana herba, *dragel.*

594 i. e. Sinonum, vgl. D. 535 Sinonus, ebd. 533 Siler. 596 Bei D. 545 *schene.* 600 D. 547 u. Spina solis. 601 Bei D. 538 *bachmintze.* 602 Bei D. 530 Serpillum. 603 D. 520 u. Scordium. 606 l. Sarminia. Bei D. 513 Sarminea. 608 Samaria i. e. Sanaria (D. 511); sanicia fehlt bei D. Diese Pflanze ist gemeint mit dem von K. Regel im 'Mittelniederd. Gothaer Arzneibuch' S. 34 als räthselhaft bezeichneten Namen *syneckel.* 609 D. 510 u. Sampsuchus. 611 Bei D. 538 Sisymbrium. 612 i. e. Symphytum (D. 535). l. *gauchheil.* 614 Hundszunge heißt bei Nemnich 3, 267 Pleuronectes cynoglossus. 615 Bei D. 518 andere Benennungen. 616 Bei D. 510 Sandalum. 620 Serapina fehlt bei D. 622 1) D. 511 u. Sanicula, 2) D. 101 u. Caryophyllata. 626 Bei D. 526 *rotescol.* 627 Bei D. 508 *salhen.* 634 Vgl. D. 600 Tuhera, *ertwurz,* womit obiges Tubricula wahrscheinlich identisch ist. Erdwurz und Gertwurz sind nach Nemnich 3, 190 die deutschen Namen für Artemisia abrotanum. 635 Bei D. 583 *gardcœl.* 641 Bei D. 600 Tucia. 642 Bei D. 583 *weys mincz, bifmynte.* 644 D. 166. 574 u. Daxus.

Tauum.
Tortuca, *schiltkrot.*
650 Testudo terranea, idem.
Tubura, *ertnus.*
Tormentilla, *sigwurtze.*
Uinagra, *weinezzich.*
Viuea, *weinreber.*
655 Vipres, *brame.*
Vincella.
Vertipedum, *hindeke.*
Virga pastoris, *karte oder wolfszagel.*
660 Viscus, *mistel.*
Viperina, *naterwurtze.*
Vngula caballina, *kotenlatich.*
Vlpicium, *ramese.*
Verucaria, *cingele.*
665 Vlua, *schelph.*
Vicia, *wiken.*
Vua lupina, *saltrian.*
Vmbilicus ueneris, *ainber.*
Vluus arbor, *erle.*
670 Vitreolum, *galitzenstain.*
Vicetoxicum, *tag vnd naht.*
*Vinea, *agresse.*
Xristiaua, *christian.*
*Xilocassia, cassia lignea.
675 *Xilorarata, lignum cornutum.
*Xiloaloes, lignum aloeos.
Xilobalsamum, liguum balsami.
Ypericon, *sant Johans craut.*
680 Ysopus, *ysop.*
Ygridia, *nezzel.*
Zvkarum, *zuker.*
Zinziber, *ingber.*
Zeodarium, *zitwan.*
685 Zizania, *raten.*

649 Bei D. 574 *schiltpadde.* 651 D. 600 u. Tubera. 655 l. Vepres (D. 621). 657 Bei D. 616 *ysendeke.* 658 Bei D. 621 u. DNGl. 383 *wolfstral.* 663 Bei D. 625 *hollauch*, *großer knoblauch.* 664 D. 614. 644 u. Verrucaria mit der Benennung *ringel.* 672 *ágraz*, aus mittellatein. agreste, ist Brühe aus unreifem Obst, unreifen Weinbeeren. Lexer 1, 28. Sehm. 1², 53. Nemnich 3, 17 u. Agrest. 679 D. 277 u. Hypericon. 680 Vgl. 366. 681 D. 277 u. Hygrida. 682 D. 563 u. Suecarium. 683 D. 635 u. Zingiber. 684 Bei D. 634 Zeduarium.

WIEN. ADALBERT JEITTELES.

ZUR LEGENDE DER HEIL. KUMERNUS ODER WILGEFORTIS.

Germania XX N. R. S. 461 ff. hat K. Rehorn einen Beitrag zur Geschichte dieser Heiligen gegeben. Seiner Meinung nach ist sie ein weibliches, Thor zur Seite stehendes, göttliches Wesen, eine mütterliche Gottheit, welche selbst im Dunkel bleibt aber Leben spendet und Leben zurückfordert. An die Stelle dieser Göttin und Göttermutter wäre Maria getreten. Eine solche Maria hätten wir auch in Kumernus zu sehen. Uralt sollen bei der Heiligen nur Gürtel und Schuh sein, und der Becher und der Geiger würden nur neben-

sächliche Bedeutung haben. Ich glaube jedoch, daß mit dieser Behauptung der Gegenstand nicht erledigt ist, zumal da Verf. von der Prämisse ausgeht, daß über den Cultus nirgendwo Genaueres zu erfahren sei als in den Alpenthälern Tirols. Die etymologische Deutung des Namens Wilgefortis aus got. *fairguni* (Berg), also eine *berg-frid* oder *ford* scheint mir nicht ohne Bedenken. Besser ist mit Kern und Mr. L. A. J. W. Baron Sloet (De heilige Ontkommer of Wilgefortis s'Gravenhage, M. Nyhoff [1884]) anzunehmen Wilgifortis = Reginfredis, wonach Wilgi, altn. Wilgi, sowie Regin, sehr, groß bedeuten würde. Es fehlt mir die Zeit, die ganze Geschichte der Legende mitzutheilen; es ist auch unnöthig, da Sloet das in seinem Buche mit einer unübertrefflichen Genauigkeit und Vollständigkeit gethan hat. In den Ergebnissen bezüglich der mythischen Person, an deren Stelle die heil. Wilgeforthis oder Ontkommer getreten sein soll, ist er nicht so weit vorgedrungen wie Rehorn; die verschiedenen Seiten ihres Wesens hat er aber mehr zu ihrem Rechte kommen lassen; namentlich die Attribute und die vielen Namen, worunter die Heilige verehrt wird.

UTRECHT. J. H. GALLÉE.

DER SCHELCH IM NIBELUNGENLIEDE[1].

Der grimme Schelch ist kein Tragelaphus (eine recente, zierlich gebaute Antilopenart), sondern wohl der Riesenhirsch Megaceros hibernicus (Claus, Zoologie, 2. Auflage, S. 821; Hörnes, Paläontologie, S. 540; Neumayr, Erdgeschichte II, 610).

Ein kurzer Hinweis darauf, daß der ûr (Bos primogenius) ein Ahnherr unseres Rindes, nun auch ausgestorben ist, und daß der jetzt noch in Rußland lebende Bison europaeus, der Wisent, fälschlich Auerochs genannt wird, wäre überaus nützlich, da wohl die meisten Leser, die nicht zoologisch geschult sind, unter dem Auerochs nichts anderes als den Wisent verstehen werden.

WIEN. Dr. KARL HAAS.

[1]) Zu dieser Bemerkung erinnere ich an Pfeiffers Aufsatz mit der Abbildung eines Riesenhirsches Germ. 6, 225—231. Schröer.

MICH WUNDERT, DASS ICH FRÖHLICH BIN.

Unter obiger Überschrift habe ich vor vielen Jahren in dieser Zeitschrift (VI, 368—72) einen Aufsatz über den Spruch veröffentlicht, den Mone von einem alten Buchdeckel abgeschrieben und in seinem Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit IV (1835), Sp. 207[1]), also herausgegeben hatte:

Ich leb und waiß nit wie lang,
ich stirb und waiß nit wann,
ich far und waiß nit wahin,
mich wundert, das ich frölich bin.
hæc magister Martinus in Bibrach. 1498.

Ich erklärte in jenem Aufsatz, der Spruch scheine mir unter den vielen schönen deutschen Sprüchen, die in rechter Stimmung einmal gelesen sich für immer dem Gedächtniß einprägen, in erster Reihe zu stehen, und wies darauf hin, daß W. Wackernagel in sinniger Weise mit ihm sein Altdeutsches Lesebuch geschlossen habe. Dann theilte ich eine längere Stelle mit aus Luthers Schrift 'Das 14. und 15. Capitel Johannis gepredigt und ausgelegt', in der der Reformator den 'Reim' anführt, bekämpft und abändert, und wies hierauf den Spruch — mit unwesentlichen Abweichungen — aus zwei Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts und als Inschrift eines Gemäldes einer Kirche in Heilbronn nach, ferner als Elsässer Kinderspruch und endlich — in eigenthümlich veränderter Fassung — als Inschrift, die Heinrich von Kleist, als er 1801 eine Zeit lang am Thuner See lebte, an einem Hause jener Gegend fand und über die er an seinen Freund Heinrich Zschokke schrieb, der 'Vers' gefalle ihm ungemein, und er könne ihn nicht ohne Freude denken, wenn er spazieren gehe. Mein Aufsatz schließt mit dem Abdruck des Gesprächs zwischen Varus und der cheruskischen Alraune in Kleists Hermannsschlacht, da ich es für nicht unwahrscheinlich hielt und noch halte, daß der von Kleist so belobte Vers nicht ohne Einfluß auf dies Gespräch gewesen ist[2]).

[1]) Nicht 307, wie in meinem Aufsatz verdruckt ist.

[2]) Viel später hat auch Ph. Kohlmann im Archiv für Litteraturgeschichte VIII (Heft I, 1878), 183 bemerkt, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß bei den drei Fragen des Varus an die Alraune dem Dichter der Vers vorgeschwebt habe. Kohlmann hat von meinem Aufsatz nichts gewußt, ebensowenig Schnorr von Carolsfeld, der im genannten Archiv XII, 474, an Kohlmanns Bemerkung anknüpfend, die oben erwähnte Luther-Stelle mittheilt und auf Wanders Sprichwörter-Lexikon II, 1849 verweist.

Mein Aufsatz ist, wie es scheint, wenig beachtet und bald vergessen worden; es hätte so manchesmal auf ihn hingewiesen werden sollen, aber es ist meines Wissens nie geschehen.

Ich dagegen habe ihn nicht vergessen und den Gegenstand desselben nicht aus den Augen verloren. Ich habe daher im Laufe der langen Jahre viel über Verbreitung und Beliebtheit des Spruches, sowie über seine Herkunft gesammelt, und ich glaube, daß es an der Zeit ist, Alles dies hiermit einmal zu veröffentlichen, wie ich bereits vor fast vier Jahren im Archiv für Litteraturgeschichte XII, 640 versprochen habe.

Ich mache zunächst auf einen Irrthum aufmerksam, der mir zuerst bei J. von Radowitz, Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters, Stuttgart und Tübingen 1850, S. 86, begegnet, aber in neuerer Zeit mehrfach wiederholt worden ist. Radowitz sagt a. a. O.: 'Kann das Räthsel des Lebens und Sterbens eigenthümlicher ausgesprochen werden als in der Grabschrift des Magisters Martinus von Biberach zu Heilbronn aus dem Ende des 15. Jahrhunderts?' — und gibt dann den Spruch so, wie ihn Mone a. a. O. mitgetheilt hat, nur in V. 1 und 3 ohne 'und' und mit einigen orthographischen Abweichungen. Radowitz hält also den von 'Magister Martinus in Biberach' 1498 in einen Buchdeckel geschriebenen Spruch für des Magisters Grabschrift in Heilbronn. Ebenso führt O. Sutermeister, Schweizerische Haussprüche, Zürich 1860, S. 70, zur Vergleichung mit einem Hausspruch aus Turbenthal[1]) die 'Grabschrift des Magisters Martinus von Biberach zu Heilbronn 1498' an, und zwar auch wie Radowitz ohne 'und' in V. 1 und 3. Aus Sutermeisters Büchlein ist die 'Grabschrift' in eine Miscelle A. Kuhns in seiner Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft XIV (1865) 457[2]) und daraus wieder in einen kleinen Artikel Max Müllers in der Londoner Wochenschrift 'The Academy', 23. August 1884, S. 122, übergegangen'[3]). Endlich bezeichnet auch

[1]) Der Mensch gar lichtlich falt zu Grund,
Muß sterhen und weiß nicht in welcher Stund.

[2]) Kuhn hat auf die Übereinstimmung der angeblichen Grabschrift mit einem englischen Spruch in den Altdeutschen Blättern II, 142, den ich weiter unten mittheilen werde, hingewiesen.

[3]) M. Müller kannte damals noch nur die 'Grabschrift' und den englischen Spruch, und vermuthete eine gemeinsame lateinische Quelle beider. 'I should be glad' — schrieb er — if one of your [i. e. the Academy's] readers could point out the probably Latin source from which the English poet of the thirteenth century and the Swiss [lies: 'Suabian'!] poet of the fifteenth century have both derived their inspiration.' Erst in der Academy vom 24. Januar 1885, S. 63, erfolgte der erhoffte

H. Draheim, Deutsche Reime — Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden, Berlin 1883, S. 20, der Radowitz, aber auch Mone citirt, ihn dennoch als 'Grabschrift'. Ich weiß nicht, oh Radowitz den Irrthum einem Vorgänger nachgeschriehen oder ihn selhst zuerst hegangen hat, aber wer auch der Urheber des Irrthums sein mag, wie kam er dazu, den Spruch für eine Grabschrift zu halten, wozu er sich doch gar nicht eignet, und die Grabschrift nach Heilbronn zu verlegen? An letzterem ist vielleicht die oben erwähnte Inschrift eines Gemäldes in einer Kirche zu Heilbronn, auf die ich auch weiter unten noch zurückkomme, Schuld gewesen.

Ich theile nun mit, was mir seit meinem ersten Aufsatz vom Vorkommen des Spruches in Handschriften und Büchern des 15. bis 17. Jahrhunderts bekannt geworden ist.

Auf dem zweiten Vorsetzblatt einer Maihinger Handschrift ist er, wie G. Schepss im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1878, Sp. 88, mitgetheilt hat[1]), wohl im Anfang des 16. Jahrhunderts folgendergestalt niedergeschrieben worden:

Ich leb vnd wayß nit wie lang
Icb stirb ich waiß nit wan
Ich far vnd wais nit wohin
Micb nimpt wunder das ich so frolich bin.

Nach A. von Keller, Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert, Nachlese (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, XLVI), S. 326, findet sich der 'Spruch Martins von Biherach' auch in einer Augsburger Handschrift aus dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts.

Luther hat den Spruch nicht nur an der in meinem ersten Aufsatz mitgetheilten Stelle, sondern, wie mir seitdem bekannt geworden, noch an zwei anderen Stellen citirt und hekämpft. In seiner Predigt aus dem Jahre 1526: 'Die Epistel des Propheten Jesaia, so man in der Christmesse lieset, ausgelegt und gepredigt'[2]) sagt Luther:

Nachweis durch Fr. Novati, der einen Spruch aus seinen 'Carmina latina medii ævi' und eine Stelle eines dem Walther Mapes zugeschriebenen Gedichtes heibraehte (siche unten S. 326 und 328).

[1]) Maihinger cod. lat., in folio — nioht wie im Anzeiger steht: in 4° —' num. 103. Herr Dr. Schepss hatte die Freundlichkeit, mich auf seine Veröffentlichung des Spruches hinzuweisen und zugleich diese Berichtigung beizufügen.

[2]) M. Luthers sämmtliche Werke, 15. Bd., 2. Aufl. [= Luthers Kirchenpostille. II. Evangelienpredigten. Herausgeg. von E. L. Enders, 6. Bd.] Frankf. a. M. 1870, S. 108. — J. A. Heuseler, Luthers Sprichwörter, Leipzig 1824, hat S. 30, Nr. 117, diesLe uther-Stelle henutzt, sowie S. 109, Nr. 370 die der Predigt über das 14. Capitel des Johannes.

Wir fahren aus diesem Leben in die Hände dee Vaters, ja dem Vater in den Schooß ..... Darumb ist der Reim und Spruch bei den Christen nicht wahr, da man spricht:

Ich lebe und weiß nicht, wie lange;
Ich sterbe und weiß nicht, wenne;
Ich fahre und weiß nicht, wohin;
Mich wundert, daß ich so[1]) fröhlich hin.

Solchs sollen sagen alle Ungläubigen, bei welchen solche alles wahr ist. Aber ein Christ weiß wohl, wo er hinfähret, nämlich in eines[2]) Vaters Schooß; so weiß er auch wohl, wie lange er lebt, und wenn er stirbet denn er ist schon todt und der Welt abgestorben, und acht das Leben fur nichts. Darum ists Wunder, wo er nicht fröhlich ist, und ist so groß Wunder, als daß der Gottlose fröhlich kann sein. Aber wie des Gottlosen Freude das Herz nimmer recht erfähret, also ist das Trauren eins Christen auch nimmer recht im Grunde des Herzen.

Luthers dritte Äußerung über unsern Spruch ist zuerst in Druck erschienen in der von Georg Rörer (Rorarius) herausgegebenen Schrift 'Vieler schönen Sprüche aus Göttlicher Schrifft auslegung, daraus Lere vnd Trost zu nemen, Welche der ehnrwirdige [sic!] Herr Doctor Martinus Luther seliger, vielen in jre Biblien geschrieben. Dergleichen Sprüche von andern Herrn ausgelegt, sind auch mit eingemenget.' (Wittemberg, Hans Lufft 1547, 4°.) In dieser Schrift, die mehrfach einzeln gedruckt und auch in die Gesammtausgaben der Werke Luthers aufgenommen worden ist, findet sich von dem Spruch 'So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich' folgende Auslegung[3]):

Wie gros vnd mechtig ding ists, vmb einen Christen, der da glaubt, Dem mus auch der Tod, Sünde vnd Teufel, weichen. Vnd er sehet auch hie in dieser zeit das ewige Leben an. Das macht Christus Gottes son, an welchs Wort er gleubt.

Drumb solte ein Christ in diesem Reim,

Ich lebe, vnd weis nicht wie lang,
Ich mus sterben, weis auch nicht wann.
Ich far von dann, weis nicht wo hin,
Mich wundert, das ich so frölich bin.

---

1) *so* fehlt in einem der ältesten Drucke.

2) Zwei der ältesten Drucke haben *seines*.

3) Ich gebe die Stelle genau nach der Originalausgabe (S. x iij[b] und x iv). In der Frankfurt-Erlanger Luther-Ausgabe steht die Stelle Bd. LII, S. 362. Vgl. auch 'Dichtungen von D. Martin Luther. Herausgeg. von K. Goedeke', Leipzig 1883, S. 139. — In Johannes Aurifabers Schrift 'Auslegung etzlicher Trostsprüche, so der Ehrwirdige

die letzten zwen Vers endern, vnd mit frölichem mund vnd hertzen so reimen.

Ich far, vnd weis, Gott lob, wo hin,
Mich wundert, das ich so trawrig bin [1]).

Gut wers, das vnbusfertige sichere Leute diesen Reim, wie er von Alters laut, jmer fur augen hetten, Ob sie der mal eins da durch erinnert, klug wolten werden, das ist, in sich schlagen vnd bedencken, das sie sterblich vnd keins augenblicks jres Lebens sicher weren, Vnd also bewegt würden, Gott zu fürchten, Busse zu thun vnd sich zu bessern. Wie denn Mose in seinem Psalm, alle Adams kinder, zu Gott also zu beten, ernstlich vermanet. Lere vns, HERR, bedencken, das wir sterben müssen, Auff das wir klug werden.

Mart. Luth.

Mit der hier von Luther vorgeschlagenen Änderung steht der Spruch in einer Handschrift der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar (0,67, S. 110ᵇ), welche am Ende des 16. Jahrhunderts geschrieben ist und besonders geistliche Lieder und Sprüche enthält [2]). Ebenso führt ihn A. Paudler, Nordböhmische Volkslieder, B.-Leipa 1877, S. 44, an als 'von Bartholomäus Schürer auf Grünwald im Jahre 1625 niedergeschrieben' [3]), und steht er nach M. Töppen, Volksthümliche Dichtungen, zumeist aus Handschriften des 15., 16. und 17. Jahrhunderts gesammelt, [aus der Altpreußischen Monatsschrift, Bd. IX, besonders abgedruckt], Königsberg 1873, S. 77, Nr. 23, mit der Unterschrift 'Lutheri rythmus' in einem Stammbuch der Gymnasialbibliothek zu Thorn (R. octavo 14) [4]).

Herr, Doctor Martinus Luther, jun seiner lieben Herrn, vnd guten Freunden Bibeln vnd Postillen, mit eigener handt (zu seinem gedechtnis) geschrieben' (o. O. u. J. 4°) kommt die Auslegung nicht vor.

[1]) Luthers Änderung des Reims in der in meinem ersten Aufsatz vollständig mitgetheilten Stelle aus seiner Predigt und Auslegung des 14. und 15. Capitels Johannis lautet:

Ich lebe und weiß wol wie lang,
Ich sterbe und weiß wol wie und wenn,
Ich fahre und weiß wol wohin,
Mich wundert, daß ich noch traurig bin.

[2]) Z. 2 lautet hier: Ich mus sterben, weis nicht wann.

[3]) Die beiden ersten Zeilen lauten hier:

Ich lebe und weiß doch nicht wie lang,
Ich muß sterben und weiß nicht wen.

[4]) Z. 2 lautet hier: Ich sterbe undt weiß nicht wan. — In Z. 4 fehlt 'so'. — Töppen verweist auf die Wittenberger Ausgabe der Sammlung 'Viel schöner Sprüche ... Auslegung' vom Jahre 1559, S. 185ᵇ.

In einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, welche Gebete und anderes enthält, steht, wie mir ihr Besitzer Dr. Oswald Zingerle freundlichst mitgetheilt hat, auf einem ursprünglich leergelassenen Blatt von einer Hand des 17. Jahrhunderts nebst anderen Versen auch unser Spruch, von Magister Martins Niederschrift nur orthographisch und durch 'Ich far dahin' und 'so frelich' abweichend.

Auch in der Sprichwörtersammlung 'Der Teutschen Weißheit von Fridericus Petri, Hamburg 1605, dritter Theil, Seite Rrr viij', weicht der Spruch von Magister Martin nur durch die Rechtschreibung und durch 'nicht' und 'sterb' ab.

Dagegen lautet er in Christoph Lehmanns 'Florilegium Politicum' nach Hoffmann von Fallersleben, Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte I, Leipzig 1844, S. 77 (vgl. auch des Letzteren 'Findlinge I, 463):

Ich lebe, weiß nicht wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht wann,
Ich fahre, weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch so fröhlich bin.

Ebenso, nur mit 'leb', 'sterb', 'fahr' und Weglassung von 'so', gibt ihn K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon II, Sp. 1849, Nr. 56, und verweist dazu auf Gruter [Florilegium ethico-politicum, Frankf. 1610—12] III, 52; Petri [Der Teutschen Weisheit] III, 7; [Simon] Pauli, Postilla II, 235ª; Heuseler [Luthers Sprichwörter] 117 und 370; Simrock [Die deutschen Sprichwörter] 2811'. Sodann gibt Wander noch Luthers Änderung des Spruches aus dessen Predigt über das 14. Capitel Johannis und schließt mit folgendem Citat, das ich leider nicht nachschlagen kann:

'Vor Zeiten haben die Klosterleute gesagt: Ich lebe, und weiß nicht u. s. w.' Herberger [Hertz Postille, Leipzig 1612] II, 216.

Zu dem Vorkommen des Spruches mit fehlender erster Zeile (Germania VI, 370) habe ich jetzt Folgendes nachzutragen. In einer ohne Ort und Jahr — wahrscheinlich zu Tübingen 1501 — erschienenen Sammlung von Schriften Heinrich Behels, welche der 'Liber hymnorum in metra noviter redactorum' eröffnet, befinden sich auch 'Versiculi quidam Henrici Behelii Iustingensis egregias sententias in se continentes', d. h. in lateinischen Hexametern und Distichen verfaßte Übersetzungen von zehn deutschen Reimsprüchen, welche letztere immer der Übersetzung nachfolgen. Darunter lesen wir — nach G. W.

Zapf, H. Bebel nach seinem Leben und Schriften, Augsburg 1802, S. 136[5]) — an zweiter Stelle:

Cur ego mortalis possum letarier unquam?
Tempus enim, quo sum vel moriturus, erit.
Sed quando immineat, nunquam cognoscere possum,
Et quo perveniam, nescius atque miser.
Ich stirb vnd waiss nit wau,
ich far vnd waiss nit wa hiu,
mich nempt wuuder, das ich frelich biu.

Genau dieselben drei Zeilen und mit der Unterschrift 'Heinrich Bebel in Tübingen 1497' gibt Wilhelm Krühne unter anderen 'deutschen Volksdevisen aus dem 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert aus handschriftlichen Stammbüchern' in Westermanns Illustrirten Deutschen Monatsheften Nr. 78, März 1863, S. 620.

Ich wende mich nun zu dem Vorkommen unseres Spruches als Inschrift.

Schon im ersten Aufsatz (S. 370) konnte ich nach E. Meier, Schwäbische Volkslieder S. 268, mittheilen, daß er, um zwei Verse vermehrt, früher sich als Gemäldeinschrift in der — 1688 von den Franzosen verbrannten — Franziskanerkirche in Heilbronn befunden hatte. Hierzu habe ich jetzt folgende interessante Nachträge.

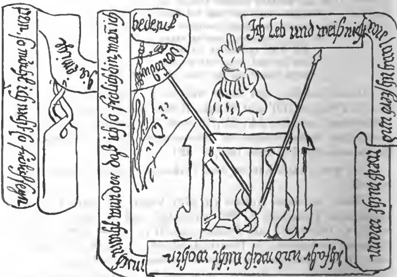
Die königliche öffentliche Bibliothek in Stuttgart besitzt zwei Exemplare einer handschriftlichen, 1729—31 von Friedrich Ludwig Künzel verfaßten Geschichte Heilbronns, das eine (Cod. histor. 4°, 134) in lateinischer und deutscher, das andere (Cod. histor. fol. 528) nur in deutscher Sprache. In letzterem findet sich (Bl. 40) eine Zeichnung des Gemäldes mit unserem Spruch, von der ich hier eine Wiedergabe[2]) nebst dem, was Künzel dazu schreibt, folgen lasse:

Ob dem Eingang der kirchen gegen westen war in eben dießem gewölb [d. h. in dem mit bemalten Bretern beschlagenen Decken-

[1]) Vgl. auch W. H. D. Suringar, H. Bebels Proverbia Germanica, Leiden 1879, S. 164.

[2]) Sie ist nach einer Durchzeichnung gefertigt, die Herr Bibliothekar Dr. Hermann Fischer in Stuttgart [jetzt Professor in Tübingen], nachdem er mir von Künzels Handschrift freundlichst Nachricht gegeben und ich ihn um ein Facsimile der Abbildung gebeten hatte, die große Gefälligkeit gehabt hat selbst zu machen.

gewölbe] ein besonders gemählt zu sehen, umb welche [sic!] dieße reimen zu lesen waren:



Eß sind zwar dieße reimen wohl in der gantzen Christenheit bekand, wenige aber auch von den Gelehrten wißen, daß diese Kirch der orth geweßen, von welchen [sic] sie ursprünglich hergekommen sind.

Künzel verweist dann noch auf den andern Theil der Memorabilium des Johannes Wolfius pag. 822 — d. h. auf Johannes Wolf, Lectionum memorabilium et reconditarum tomus II, Lauingae 1600 — mit dem Bemerken, daß die von Wolf beigefügte Figur völlig nicht accordire und die zwei letzten Verse ausgelassen seien. Die Worte Wolfs, der seine letzten Lebensjahre in Heilbronn verbrachte und daselbst im Jahre 1600 starb, mögen hier als Seitenstück zu den obigen Äußerungen Luthers einen Platz finden, ebenso wie der allerdings von Künzels Abbildung sehr abweichende Holzschnitt. Wolf schreibt:

Dubia salus Concilii Tridentini.

De salute æterna et redemtore suo dubitandum esse Christianis, huc usque docuerunt Papistæ: immemores statuti, quod, dubius sit habendus pro infideli: et hanc doctrinam suam eos non puduit tam verbis quam publicis scriptis et picturis passim exprimere: ut in

exemplum huius reperitur in quadam primaria ad Neccaram urbe figura cum rhythmis sequentibus, in templo Franciscanorum ad suprema laquearia depicta. Sed huius blasphemi in Salvatorem, et quod a quibusdam etiam Iesuitis improbatur, commenti causas mox audiemus.



Auch in der von dem königlichen statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart herausgegebenen 'Beschreibung des Oberamts Heilbronn' (Stuttgart 1865) ist des Bildes und seiner Inschrift gedacht, und letztere mitgetheilt. Es heißt da S. 182:

'Am westlichen Portal waren Christi Marterwerkzenge dargestellt mit der Inschrift: Ich leb, und weiß nicht wie lang,

. . . .

Eine Inschrift, die später weithin verbreitet worden ist.'

Nach der 'Beschreibung' a. a. O. hatten die Mönche 1517 die Kirche mit Deckengemälden, acht Heilige darstellend, versehen lassen. Man wird wohl annehmen dürfen, daß auch unser Gemälde damals gemalt worden ist, also zu einer Zeit, wo der Spruch schon lange bekannt und verbreitet war.

Im Schlosse Tratzberg in Tirol, und zwar in dem ältesten Zimmer, das von Alters her, auch in Inventarien, das Maximilianszimmer geheißen hat, ist unser Spruch an das Wandgetäfel mit Kreide also geschrieben:

ICH Leb Waiß Nit Wie Lang
Und Stürb Waiß Nit Wan,
Mneß Fahren Weiß Nit Wohin,
MICH Wnndert Daß Ich | So Frelich Bin.

Die Tradition schreibt die Inschrift dem Kaiser Maximilian zu, der oft in Tratzberg geweilt hat, und die Schrift ist deshalh vor etwa vierzig Jahren sorgfältig erneuert worden. Nach Herrn Dr. Oswald Zingerle kann aber der Spruch von Kaiser Maximilian nicht geschrieben sein, da der Charakter der Schrift vielmehr auf das Ende des 16. Jahrhunderts hinweist[1]).

Mehrfach hat man in neuerer Zeit den Spruch als Inschrift an Häusern nachgewiesen.

So erzählt Karl Blind in 'The Academy' vom 30. August 1884, S. 139, daß er ihn vor mehr als vierzig Jahren an einem Bauernhaus in der Rheinpfalz in folgender Fassung gefunden habe:

Ich leb, ich weiß nicht wie lang,
Ich sterb, ich weiß nicht wann,
Ich fahr, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

In der gleichen Fassung, nur mit der Variante 'und weiß' statt 'ich weiß' und mit der Unterschrift 'Michael Dengel. Anno 1766' ist

[1]) Mein Freund Professor Dr. Ernst Kuhn in München hat mich zuerst auf die Inschrift in Tratzberg hingewiesen. Er hatte in einem Exemplar der Germania zu meinem ersten Aufsatz die handschriftliche Notiz eines Unbekannten gefunden, daß Kaiser Maximilian den Spruch in einem Zimmer des Schlosses Tratzberg mit Kreide an die Wand geschrieben habe. Das Nähere erfuhr ich dann durch gütige Vermittlung des Herrn Professors Dr. Ignaz Zingerle von Herrn Grafen Hugo von Enzenberg, einem der Besitzer von Tratzberg, und von dem Sohne Ignaz Zingerles, Herrn Dr. Oswald Zingerle, welcher letztere die große Güte hatte, sich eigens nach Tratzberg zu begeben und den Spruch mir abzuschreiben.

der Spruch von einem Haus in Kelling in Siebenbürgen mitgetheilt. (Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolf. Wien 1885, S. 437.)

Nach K. Mündel, Haussprüche und Inschriften im Elsass, Straßburg 1883, S. 21, steht an einem Haus in Sulzern im Kreis Colmar:

O Mensch, o Mensch, bedenk Dein End, denn Du wisse, daß Du sterben musst.

Ja ich lebe und ich weiß nicht wie lang,
Ich muß sterben und weiß nicht wann,
Ich fahr und weiß nicht wohin,
Mich wunderte, daß ich so freudig bin.

Die kleine Sammlung 'Deutsche Haussprüche aus Tirol, gesammelt von W. O.', Innsbruck 1871, S. 28 [1]) bringt den Spruch vom Domanig-Wirthshaus vor dem Schönberg und aus Telfes in Stubai also:

Ich leb', weiß nicht wie lang,
Ich sterb' und weiß nicht wann,
Ich fahr', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Ganz ebenso, nur mit 'Wie kommts' statt 'Mich wundert', hat H. Draheim a. a. O., S. 20, den Spruch mit der Bemerkung: 'Noch heutzutage an Häusern in Schwaz und im Stubaithal.'

Endlich findet sich in der Sammlung 'Deutsche Inschriften an Haus und Geräth', Berlin 1865, S. 9, fünfte verbesserte Auflage, Berlin 1888, S. 16, der Spruch in folgender Gestalt:

Ich lebe und weiß nit wie lang,
Ich sterbe und weiß nit wan,
Ich fahre aus und weiß nicht wohin,
Darum ich stets in Sorgen hin.

Ein Fundort dieser Fassung des Spruches ist in der 1. und 2. Auflage nicht angegeben, aber in der 5. — die 3. und 4. sind mir nicht zugänglich — steht Heilbronn unter dem Spruch [2]).

[1]) Aus bester Quelle weiß ich, daß die Buchstaben W. O. die Gebrüder Wolfram und Oswald Zingerle bedeuten.

[2]) In derselben Sammlung findet sich zuerst in der 2. Auflage S. 14 (= 5. Aufl. S. 16) nachstehende Umänderung des Spruches, die mit der einen Luthers (s. oben S. 317) fast ganz übereinstimmt:

Ich lebe und weiß wol wie lang,
Ich sterbe und weiß wol wann,
Ich fahre aus und weiß wol wohin,
Mich wundert, daß ich noch traurig bin.

Als Fundort ist Eisenach genannt, aber ich habe bisher vergeblich zu ermitteln gesucht, wo der Spruch in Eisenach zu finden ist.

Dem Eisleber am 13. März 1616 gestorbenen Buchdrucker Jacob Gaubisch schrieb ein Johannes Ende eine längere, dem Verstorbenen in den Mund gelegte Grabschrift, die so beginnt:

Ich leb und weiß je nicht wie lang,
Muß sterben zwar und weiß nicht wann.
Ach wie gehts doch so elend zu,
Hab ich doch weder Rast noch Ruh.

S. die Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde XIX (1886), 373.

In neuerer Zeit hat Franz Hirsch unsern Spruch recht hübsch als Refrain in einem Gedicht verwendet, welches in der Deutschen Dichterhalle, Bd. V, Leipzig 1876, Nr. 14, S. 221, veröffentlicht worden ist und hier wiederholt werden mag.

Der Vagant vor Mailand.
(Mit Benutzung eines alten Refrains.)

Sie fragten mich, warum ich so froh,
Wann ich geboren und wie und wo;
Woher mein Brot, wohin mein Weg,
Wohin mein müdes Haupt ich leg!
Pfaffen und Laien, Ritter und Knecht
Hören mein Lied, es ist ihnen recht;
Walther bin ich, der Erzpoet.
Wißt ihr, wie mir der Glaube steht?
Ich leb', ich weiß nicht wie lang,
Ich sterb', ich weiß nicht wann,
Ich fahr', ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

König Friedrich, ruhmreicher Kriegesheld,
Italiens Sonne bestrahlt dein Zelt;
Mailandbezwinger, ich folge dir;
Eia, wie flattert dein staufisch Panier!
Lombardische Mädchen, schwarz und weiß,
Euch tönt mein Sang laut und leis,
Laut in den Zelten bei Würfel und Wein,
Leise tönt's nächtlich im Kämmerlein:
Ich leb', ich weiß nicht wie lang, u. s. w.

Doch Eins in Welschland hat mich gekränkt:
Daß man den Wein mit Wasser vermengt,
Und daß bei den Frauen zu jeder Frist
Süßzüngelnd ein gelblicher Pfaffe ist.
Dich grüß' ich, deutsches Geländ' am Rhein,
Wo man den Rothen rein schenkt ein.
Fort Heimweh! Töne Vagantenlied,
Das sehnend über die Alpen zieht:
Ich leb', ich weiß nicht wie lang, u. s. w.

Ich lasse nun einige alte Umbildungen unseres Spruches folgen.

In der Münchner Handschrift Clm 9804 aus dem 15. Jahrhundert hat mein Freund Dr. Franz Weinkauff in Köln folgenden Spruch gefunden:

Ich leb ich wais nicht wie	ignis
vnd arbait ich wais nit wann	terra
vnd stirb ich wais nicht wen	aer
vnd var ich wais nich wo hin	aqua
Welt dar nach richt dein sinn.	

Was die Beischrift der lateinischen Worte für die vier Elemente bedeuten soll, darüber unterlasse ich Vermuthungen zu äußern, dagegen kann ich die Vermuthnng nicht unterdrücken, daß Z. 2 '*wem*' (statt 'wann') nnd Z. 3 '*wann*' (statt 'wen') gelesen werden muß.

In der oben S. 317 erwähnten weimarischen Handschrift folgt S. 111ª — unmittelbar nach dem Spruch mit Luthers Änderung der beiden letzten Verse — nachstehende Umarbeitung:

Du lebst dahin, weist nicht wie lang,
Must auch sterben, vnd weist nicht wan,
Du fehrst, weist kaum, wo ein,
Schau zu, wie führst das leben dein.

In einer Heidelberger Handschrift des 15. Jahrhunderts steht — nach K. Bartsch, Die altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg, S. 26, Nr. 62, 61ª —:

Ein gar gûte kurtze nútze lere.

Wirp umb gût du enweist weme Stirp du enweist wenne Var du enweist aher nit war.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß an einem Haus in dem Tiroler Dorf Schupfe (Nr. 97) folgender Spruch steht (Deutsche Haussprüche aus Tirol, S. 28):

Ich stirb und reis', weiß nicht wohin,
Das kommt, weil ich nicht wachtbar bin.

Dies ist es, was ich über die Verbreitung und mannigfache Verwendung unseres Spruches gesammelt habe. Jetzt wende ich mich zu seiner Herkunft.

Es war mir, als ich meinen ersten Aufsatz schrieb, entgangen, daß W. Wackernagel in der 1853 erschienenen zweiten Abtheilung seiner Geschichte der deutschen Litteratur, S. 288 (§. 81), Anm. 37, ganz kurz bemerkt hat:

'Auch der Spruch M. Martins von Biberach LB. 1, 1071 aus dem Lateinischen: Aufseß und Mones Anzeiger 3, 32, 12.'

An genannter Stelle hat nämlich Mone nnter anderen lateinischen Versen 'aus dem 16. Jahrhundert von Buchdeckeln' folgende leoninische, der lateinischen Prosodie Hohn sprechende Hexameter mitgetheilt:

Tria sunt vere, quae faciunt me semper dolere,
primum est durum, quia scio me moriturum,
secundum timeo, quia nescio tempns quando,
tertium hinc flebo, quia ignoro, ubi manebo [1]).

[1]) Suringar, a. a. O. S. 598, bemerkt zu diesen Versen: 'Violato metro, quo singuli versns laborant, si quis mederi volet, scribere poterit:

Von diesen lateinischen Hexametern kann ich jetzt noch sechs andere, unter sich in einzelnen Worten und Wortstellungen abweichende Texte beibringen.

In der englischen Übersetzung der Gesta Romanorum, welche in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts (British Museum, MS. Harl. 7333) erhalten ist, liest man in der diesem englischen Texte eigenthümlichen 'Moralite' zur Geschichte von den drei Kästchen[1]) nachstehendes:

And þerfore saide a certayne saynt, in vitis patrum, this in verse,

Sunt tria, que vere me faciunt sepe dolere.
Est primum durum, quoniam scio me moriturum;
Est magis addendo moriar, set [sic!] nescio quando;
Inde magis flebo, quia nescio quo remanebo.

This is to say,

Thre thinges ben, in fay,
That makith me to sorowe all way:
On is that I shall henne;
An othir, I not neuer when;
The thirde ist my most care,
I wot not whethir I shall fare.

Secundum illud in vitas patrum, Ther ben iij. thingis þat I drede; On is, þat I shall passe; anoþer is, I not when, and come afore þe dome; the third is, I not whedir þe sentence shall go for me or agenst me.

Zu dieser Stelle bemerkt der neueste Herausgeber der englischem Übersetzungen der Gesta Romanorum, daß sich in einer Handschrift der Cambridger Universitätsbibliothek ('MS. Ii, VI. 4, lf. 153, back') folgende 'slightly different version' der lateinischen Verse finde:

Sunt tria, que vere me faciunt sepe dolere.
Est primum durum, quia nosco me moriturum,
Est aliud dando planctum, quia nescio quando,
Et tercium flebo, quod nescio quo remanebo.

Eine vierte Version hat Francesco Novati in den 'Carmina medii ævi', Firenze 1883, S. 43, aus einer Handschrift der Stadt Siena veröffentlicht. Sie lautet:

Sunt tria nam vere, faciunt quae me usque dolere:
Est primum durum, quoniam scio me moriturum;
Tum sequitur, timeo, quia nescio tempora quando;
Postremum, flebo, quod nescio tum ubi manebo.'

[1]) The Early English Versions of the Gesta Romanorum. Formerly edited by Sir F. Madden for the Roxburghe Club, and now re-edited .... by S. J. H. Herrtage. London 1879, S 304.

Sunt tria, quae vere faciunt me sepe dolere:
Est primum durum, quod scio me moriturum;
Est gemitus dando, quod moriar nescio quando;
Posterius flebo, quod nescio quo remaneho.

Einen fünften Text enthält ein im Britischen Museum befindlicher Holzschnitt des 15. Jahrhunderts, der die sieben Lebensalter nebst der 'rota vite que fortuna vocatur' darstellt[1]). Am Fuße dieses Holzschnittes stehen folgende Verse:

Est hominis status in flore significatus,
Flos cadit et periit, sic homo cinis erit.
Si tu sentires, quis esses et unde venires,
Nunquam rideres, sed omni tempore fleres.
Sunt tria, que vere faciunt me sepe dolere:
Est primum durum, quod scio me moriturum;
Secundum timeo, quia hoc nescio quando;
Hinc tercium flebo, quod nescio ubi maneho.

Eine sechste Fassung aus dem 16. Jahrhundert steht an dem Chorgestühle der Schäßburger Bergkirche und lautet (J. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, S. 472):

Sunt tria vere que faciunt me sepe flere:
Est primum durum, quod scio me moriturum,
Gemo secundo, quod morior nescio quando,
Tertio magis flebo, quod nescio ubi manebo.

Endlich eine siebente Fassung kenne ich nur aus Julius Wegeler, Philosophia patrum, versibus praesertim leoninis, rhythmis germanicis adiectis, iuventuti studiosae hilariter tradita, ed. III, Confluentibus 1874, no. 2824, = ed. IV, 1877, no. 3280. Leider hat Wegeler nicht angegeben, wo er die Verse her hat. Sie lauten:

Tria sunt vere, quae me faciunt flere:
Primum quidem durum, quia scio, me moriturum;
Secundo me plango, quia morior et nescio quando;
Tertium autem flebo, quia nescio, ubi manebo.

Dies sind die mir bisher bekannt gewordenen verschiedenen Texte der lateinischen Hexameter von den drei Dingen, die den Sprecher der Verse oft traurig machen. Nach der obigen Stelle der englischen Gesta Romanorum liegt ihnen der daselbst in englischer Prosa mitgetheilte Ausspruch der Vitae Patrum zum Grunde, den ich leider bis jetzt nicht aus dem Original nachweisen kann.

---

[1]) John Winter Jones hat in seiner Abhandlung 'Observations on the division of man's life into stages prior to the 'Seven Ages' of Shakspere', London 1853 (Separatabdruck aus 'The Archæologia', Vol. XXXV, p. 167—189), S. 22 ff. den Holzschnitt besprochen und ein Facsimile gegeben.

Hier möge gleich noch eine Stelle aus einem lateinischen Gedicht 'de mundi miseria', welches dem Walter Mapes beigelegt wird, folgen [1]). Sie ist ebenfalls auf den Spruch der Vitae Patrum zurückzuführen und lautet:

Qui de morte cogitat, mirum quod laetatur,
cum sic genus hominum morti deputatur,
quo post mortem transeat homo, dubitatur,
unde quidam sapiens ita de se fatur:
Cum de morte cogito, contristor et ploro;
unum est quod moriar, et tempus ignoro,
tertium est quod nescio quorum jungar choro,
sed ut suis merear jungi, Deum oro [2]).

Kehren wir zu den leoninischen Hexametern zurück. Zu ihnen verhält sich, wie man auf den ersten Blick sieht, der deutsche Spruch nicht wie eine eigentliche Übersetzung, sondern wie eine Nachdichtung oder vielmehr Umdichtung, in der nicht nur die Form eine andere geworden, sondern auch der Gedanke geändert ist, denn dort sagt der Dichter, die drei Dinge machten ihn oft traurig, hier: er wundere sich, daß er trotzdem fröhlich sei.

Eine wirkliche Übersetzung der Hexameter in hochdeutsche Sprache findet sich als Anfang einer 1614 zu München gedruckten, S. M. unterzeichneten Dichtung 'Klag Menschliches Lebens: Samt treuhertziger Warnung, wie sich ein Christ darinne solle verhalten' in Emil Wellers Annalen der Poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI und XVII Jahrhundert II, 217 [3]). Sie lautet:

Auff dieser Erden in gemain,
Drey ding ich furnemblich bewain:
Das erst ist hart, gewiß kein spott,
Daß mich hinnemen wirdt der Todt.

---

[1]) The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes, collected and edited by Th. Wright, London 1841, S. 150.

[2]) Die letzten vier Verse hat auch Wegeler a. a. O. ed. III, Nr. 2825, = ed. IV, Nr. 3281, ohne Quellenangabe und mit den Varianten: 'De morte dum cogito' — 'sed tempus ignoro' — 'tertium quod nescio'. Dazu folgende wol entstellte unvollständige Übersetzung — in Gänsefüßchen eingeschlossen zum Zeichen, daß es eine alte ist —:

„Das eine das ich sterben sal
Und nit en weis der zite val,
Das dritte ist mir gar unkund
Wa hin min vart den werde kundt."

[3]) Karl Lucä in Marburg hat die Freundlichkeit gehabt, mich auf diese Stelle in Wellers Annalen hinzuweisen.

Das ander krankt mir mueth vnd sinn,
Weil ich kein stundt nicht sicher bin.
Das dritt bekümmert mich darumb,
Daß ich nit waiß wohin ich kumb.

Diese Übersetzung wird doch wohl eigens für das Gedicht, dessen Anfang sie bildet, gemacht und nur wenig bekannt geworden sein.

Dagegen gab es bereits im 15. Jahrhundert eine Übersetzung der leoninischen Hexameter in niederdeutsche Reime, die sich bis ins 17. Jahrhundert erhalten hat und von der mir vier Texte bekannt geworden sind. Zweier Texte Kenntniß verdanke ich dem vortrefflichen Werke C. M. Wiechmanns 'Meklenburgs altniedersächsische Literatur', II, Schwerin 1870, S. 131. Daselbst sind aus Nicolaus Gryses, Predigers zu Rostock, 'Spegel des Antichristischen Pawestdoms, vnd Luttherischen Christendoms', Rostock 1593, einige Stellen zur Probe abgedruckt und darunter auch die folgende (Bl. 120ª):

Im 46. Cap.: eres Bokes, welckes se einen Spegel der Christen Minschen nômen, tho Lûbeck dorch Georgium Rickhoff Anno 1501. gedrucket, im Titel, van viff Teken, darby men einen guden Christen erkennen schal, befehlen de vortwyfeleden Papisten einem yderen Minschen also twyfelhafftigen thosprekende.

Dre dinge weth Ick vorwar,
De vaken myn Herte maken swar.
Dat erste besweret mynen moedt,
Wente Ick jûmmer steruen moeth.
Dat ander besweret myn Herte mehr,
Dat Ick nicht weth wenehr.
Dat drûdde besweret my bauen all,
Ick weth nicht wor ick varen schal[1]).

Dazu bemerkt Wiechmann: 'Man findet diesen Spruch häufiger in Gebet- und Beichtbüchern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, z. B. in dem Lübecker Druck: *Van dem steruende mynsschen / Vnde dem gulden selen troste*, 4°, Bl. 11ª; Geffcken, Bildercatechismus des 15. Jahrhunderts (1855), Th. 1, S. 110.'

In dem genannten Büchlein 'Van dem steruende mynsschen etc.', welches mir in dem von Geffcken nachgewiesenen Exemplar der Leipziger Universitätsbibliothek vorgelegen hat, steht der Spruch ganz unvermittelt am Ende des XIV. Capitels und lautet:

Dre dynck weeth ick vorwaer,
De vaken maken myn herte swaer.

[1]) Diese Verse sind auch abgedruckt in 'De Lüttje Strohoot', Kiel 1847, S. 85, mit der Überschrift: Ut dem Speegel der Christen. Von Georg Rickhoff. Lübeck 1501.

Dat erste beswaret my minen moeth,
Wente ick iummer steruen moth.
Dat ander beswaret myn herte seer,
Wente ick nicht enweet wanneer.
Dat derde beswaret my bouen al,
Ich enweit nicht wûr ick hen varen schal [1]).

Dieser Text ist nur darin minder gut als der zuerst mitgetheilte, daß er V. 5 *seer* statt *mehr* und V. 2 die unschöne Aufeinanderfolge *vaken maken* hat. Im Übrigen unterscheiden sich beide Texte nur durch die Schreibung und das *en* in V. 6 und 8 und das *hen* in V. 8.

Mehr abweichend ist die folgende Stammbucheinzeichnung einer Frau 'Anna Margryt Elven, Wedtwe Ryckel von Bullekoum' vom Jahre 1622 (A. M. Hildebrandt, Stammbuch-Blätter des norddeutschen Adels, Berlin 1874, S. 99):

Drey dyngen weys ych vorwaer
dey mier mein hertz machen swaer
das ehrsten wan ych gedeynck an den doet
den ych weys das [2]) ych sterwen moedt
das zweyde noch vyll me [3])
das ych nicht weys wann e
das drytte boeffen all
das ych neit weys waer ych faeren [4]) sall.

Ist schon diese Fassung etwas entstellt, so ist dies noch viel mehr der Fall mit derjenigen, welche F. Schnorr von Carolsfeld im Archiv für Litteraturgeschichte XIV, 224 aus Georgius Barts, Predigers zu Lübeck, sehr seltenem 'Gespreke van der vnstarfflicheit der Seele' (Lübeck 1552) mitgetheilt hat:

Dre dinge weit ick vorwar,
De my myn herte maket swar.
Dat erste, dat ick steruen modt,
Tho dem, weit nicht wen kumpt de dot.
Dat leste beswert my auer all,
Ick weit nicht wor ick faren schal.

Schon oben S. 326 sind wir auch einer englischen Übersetzung der leoninischen Hexameter in sechs gereimte Verse begegnet. Von dieser Übersetzung kenne ich noch zwei, zum Theil abweichende Texte, beide aus Handschriften des 13. Jahrhunderts. Die eine ist

[1]) Die Interpunction rührt von mir her. Der Druck hat weiter keine Interpunction als ein Punctum am Ende der 3. und 7. Zeile.

[2]) So ist zu lesen statt *den*.

[3]) So ist zu lesen statt *dyll mek*.

[4]) So ist zu lesen statt *farren*.

von Th. Wright in den Altdeutschen Blättern II (1840), 142 und in seinen und J. O. Halliwells Reliquiæ Antiquæ I (1841), 235 aus Ms. Arundel Nr. 292 des British Museum[1]), die andere von R. Morris in seinem 'An Old English Miscellany', London 1872, S. 101 aus M. 29 der Jesus-College-Bibliothek zu Oxford herausgegeben. Erstere lautet:

Wanne i denke dinges dre,
Ne mai hi uevre bliđe ben;
đe ton is dat i sal awei,
đe toder is i ne wot wilk dei,
đe dridde is mi moste kare,
I ne wot wider i sal faren[2]).

Die andere:

Vyche day me cumeþ tydinges þreo.
For wel swiþe sore beoþ heo.
þe on is þat ich schal heonne.
þat oþer þat ich noth hwenne.
þe þridde is my meste kare.
þat ich not hwider ich scal fare[3]).

Man wird bemerkt haben, daß 'ubi (quo) manebo (remanebo)' im Niederdeutschen und Englischen übereinstimmend 'wohin ich fahren werde' übersetzt ist, und daß auch im hochdeutschen Spruch die dritte Zeile lautet:

Ich fahre und weiß nicht wohin.

Diese Übereinstimmung ist aber wohl nur ein zufälliges Zusammentreffen. Jedenfalls ist es sehr unwahrscheinlich, daß die niederdeutsche Übersetzung nach der englischen oder die englische nach der niederdeutschen gemacht sei, es werden vielmehr beide ganz unabhängig von einander und unmittelbar aus dem Lateinischen gemacht sein. Weniger unwahrscheinlich dagegen wäre es, daß der Dichter des hochdeutschen Spruches die niederdeutsche Übersetzung der lateinischen Hexameter gekannt habe, doch halte ich diese Annahme nicht

---

[1]) Auf die Altdeutschen Blätter hat, wie oben S. 314 erwähnt, A. Kuhn in seiner Zeitschrift XIV, 457 hingewiesen, auf die Reliquiæ Antiquæ, sowie auf 'Maddens Gesta Romanorum p. 245', auf Kuhns Zeitschrift a. a. O. und auf das Archiv für Litteraturgeschichte XII, 474, F. J. C. in der Zeitschrift 'Notes and Queries', 6. Series, Vol. X (1884), 239.

[2]) D. h.: Wenn ich drei Dinge bedenke, mag ich nimmer fröhlich sein; das eine ist, daß ich hinweg soll; das andere ist: ich weiß nicht welchen Tag; das dritte ist meine meiste Sorge: ich weiß nicht, wohin ich fahren werde.

[3]) D. h.: Jeden Tag kommen mir drei Zeitungen, gar sehr schmerzlich sind sie. Die eine ist, daß ich von hinnen soll, die andere, daß ich nicht weiß wann, die dritte ist meine meiste Sorge, daß ich nicht weiß, wohin ich fahren werde.

für nothwendig, auch er kann unabhängig vom Niederdeutschen ganz von selbst auf das Wort 'fahren' gekommen sein.

In der Tragödie des Hans Sachs 'Der hürnen Seufrid' (V. 298 in E. Götzes Ausgabe nach der Handschrift des Dichters) schreit Crimhilt, als sie der Drache entführt: 'Ich far und wais doch nit wo hin.' Oh Hans Sachs dabei wohl an unsern Spruch gedacht hat?

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Vergleicht man die verschiedenen Fassungen unseres Spruches, so ergibt sich, daß sie — abgesehen von sonstigen vereinzelten kleinen Abweichungen — sich hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß in den drei ersten Zeilen entweder 'und weiß' oder 'ich weiß' oder 'weiß' oder 'und ich weiß', und in der vierten entweder 'fröhlich' oder 'so fröhlich' oder 'noch so fröhlich' steht. Ich halte es für das natürlichste und einfachste, daß es 'und weiß' und 'fröhlich' heißt, und möchte daher glauben, daß so auch der Spruch ursprünglich gelautet hat.

WEIMAR, Januar 1888.

Nachträge.

Meinem Freunde Jakob Bächtold in Zürich verdanke ich den überraschenden Nachweis, daß unser Spruch auch als Inschrift an einem Richtschwert angebracht worden ist. In Castans Panopticum in Berlin findet sich das Richtschwert von Ettlingen aus dem Jahre 1550 mit der bildlichen Darstellung einer Hinrichtung und eines Gehängten und mit der Inschrift:

Ich leb, weis nit wie lang,
Ich stärb und weis nit wan,
Ich far, nit weis wohin,
Nimbt mich wunder, das ich so frelich bin.

Vgl. 'Führer durch Castans Panopticum', Berlin o. J., S. 31, Nr. 406, wo die Inschrift 'theilweis nur leserlich' genannt und mit den Lese- oder Druckfehlern *'gar'* (statt 'far'), *'nimb'*, *'grelich'* gedruckt ist.

M. Grünbaum hat kürzlich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XLII. Bd., II. Heft, S. 277 (vgl. auch S. 275) bemerkt, daß eine Stelle in des im 11. Jahrhundert lebenden spanisch-jüdischen Dichters Ibn Gabirol Gedichte 'die Königskrone' an unseren Spruch erinnert. Sie lautet:

Er (der Mensch) kommt auf die Welt und weiß nicht wozu, er freut sich und weiß nicht worüber, er lebt und weiß nicht wie lange.

WEIMAR, September 1888. REINHOLD KÖHLER.

MÄRCHEN AUS LOTHRINGEN.

2. Der Soldat und das Kind.

In einer schweren Kriegszeit lebte einst eine arme Witwe mit ihrem einzigen Sohne Philipp. Der Philipp war ein sehr guter, braver Bub und half seiner Mutter schon frühzeitig, so daß sie sich gut durchbringen konnten; als er aber völlig herangewachsen war und der Mutter so recht als Stütze hätte dienen können, da mußte er auch fort in den Krieg. Darüber war die Mutter sehr traurig; er suchte sie aber zu trösten, so gut er konnte und sagte, daß der Krieg wohl nicht mehr lange anhalten werde, und daß er bald gesund heimkehren und ihr ganz gewiß etwas Kostbares mitbringen werde. Als er aber in Feindesland kam, gab es für ihn nicht viel zu erobern; Andere machten wohl hin und wider Beute, aber er hatte kein Glück oder er war auch wohl zu gut und mochte Niemand gern schädigen. Endlich wurde einmal eine Stadt erstürmt und sollte von den Soldaten ausgeplündert und ausgebrannt werden. Er drang auch mit Mehreren in ein großes Schloß ein, in dem es genug zu holen gab, er aber bekam doch wieder nichts, denn Andere kamen ihm immer zuvor. Zuletzt kam er allein in ein kleines Zimmer, in dem lag ein kleines Knäblein in der Wiege und weinte; als er aber herantrat, freute es sich und lachte ihn freundlich an, und griff mit den Händchen nach seinen blanken Waffen. Wie er das Kindchen so ansah und daran dachte, daß es schon in wenigen Stunden jämmerlich umkommen sollte, denn die Häuser neben dem Schloß brannten schon und das Schloß selbst mußte auch bald in Flammen aufgehen, da überkam ihn das größte Mitleid, so daß er es nicht über das Herz bringen konnte, es zu verlassen. So nahm er es denn auf den Arm und trug es hinaus, und ein Papagei, der im Zimmer war, flog ihm nach und setzte sich ihm auf die Schulter. Als die anderen Soldaten ihn so sahen, hatten sie ihren Spott darüber, und der Eine rief: „Philipp, bist Du denn ein Narr geworden?“ Und ein Anderer: „Du gibst eine schmucke Kindsmagd ab, heute Abend wollen wir Dir auch ein Häubchen aufsetzen.“ Und ein Dritter: „Du solltest dich lieber gleich als Amme verdingen, Philipp.“ Der Philipp machte sich aber nichts daraus, sondern trug das Kindchen aus der brennenden Stadt hinaus; und als sie am anderen Morgen weiter zogen, steckte er es in seinen Hafersack und ließ es vom Sattelknopf herabhängen. Die

Anderen hatten wohl noch eine Weile ihren Spott mit ihm; weil er aber ein guter Soldat und ein starker Mann war, so brachte er sie bald zum Schweigen. Und das Glück wollte es, daß sie keine Gefechte mehr hatten und der Krieg bald zu Ende ging und sie Alle in ihre Heimat entlassen wurden. Nun ließ er das Kindchen an der Hand neben sich gehen, und wenn es müde war, nahm er es auf den Arm und trug es, und überall folgte der Papagei ihnen nach.

Als sie in dem Dorfe ankamen, in dem seine Mutter wohnte, brachte er das Knählein und den Papagei zu einer Verwandten und ging allein zu ihr. Er traf sie im besten Wohlsein und die Freude war sehr groß, wie sie ihn wiedersah. Als sie sich aber eine Weile ausgesprochen hatten, sagte sie im Scherz: „Du wolltest mir ja etwas Kostbares mitbringen; daraus ist wohl nichts geworden, denn sonst hättest Du es mir wohl schon gezeigt." „Ach", antwortete er, ein wenig verzagt, „mitgebracht habe ich wohl etwas, aber etwas Kostbares ist es gerade nicht." „Nun, was ist es denn?" fragte sie. „Ein schönes Knäblein und ein Papagei", entgegnete er. Da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ist das aber ein Geschenk! Wir haben selber kaum unser Brot und nun bringst Du mir noch ein Kind ins Haus." „Oh", entgegnete er, „wenn Du es siehst und ich Dir erzähle, wie Alles zugegangen ist, dann wirst Du sagen, daß ich recht gethan habe und wirst Dich mit mir über das Kindlein freuen." Und damit ging er fort und holte es. Wie sie nun das schöne Knäblein sah und er ihr erzählte, daß es hätte verbrennen müssen, wenn er es nicht an sich genommen hätte, da hatte sie auch volles Mitleid und sagte, daß sie es gern bei sich behalten und aufziehen wollte, so gut sie es vermöchte.

Der Philipp ging nun sogleich wieder fleißig an die Arbeit und die Mutter blieb rüstig und konnte Haus und Garten gut besorgen. So wuchs denn das Knählein, wenn auch in Dürftigkeit, so doch gesund und munter heran; und als es das Alter hatte, wurde es auch in die Schule geschickt und lernte fleißig. Als es schon ein stattliches Bürschchen war, gab eines Tages die Herrschaft, die in dem Schlosse bei dem Dorfe wohnte, ein großes Fest, zu dem viele vornehme Leute von Nah und Fern herbeikamen. Alle mußten an dem Häuschen der Witwe vorüber, und zuletzt kam auch ein Ehepaar zu Fuß, die Pferde und Diener vorausgeschickt hatten. — Weil es schönes, warmes Sommerwetter war, hing der Papagei in seinem Käfig vor dem Fenster, und als er das Ehepaar vorübergehen sah, rief er: „Herr, Herr! guten Tag, Herr!" Wie der Herr das hörte, ward er stutzig und sagte zu

der Dame: „Hör' einmal, der ruft gerade so wie unser Papagei früher." „Ach", erwiederte die Dame, „sprich mir doch von so Etwas nicht, ich muß dann immer an unser armes Kind denken und kann den ganzen Tag nicht wieder froh werden"; und damit gingen sie weiter. Nach einigen Tagen kamen sie wieder an dem Häuschen vorüber und der Papagei hing wieder am Fenster und rief: „Herr, Herr! guten Tag, Herr!" Da blieb der Herr wieder stehen und sprach: „Ich muß doch einmal in dem Häuschen nachfragen, vielleicht bringt uns der Papagei auf eine Spur; Du kannst hier einen Augenblick auf mich warten." Die Dame wollte es wohl nicht recht zugeben, aber der Herr ging doch hinein. Im Hause traf er die alte Frau allein. Sie erschrack über den hohen Besuch und, nichts Gutes vermuthend, nahm sie sich vor, daß sie recht auf ihrer Hut sein wollte. Der Herr fragte sie sogleich, wo sie den schönen Papagei her hätte. „Den habe ich schon lange", erwiederte sie. „Nun, wenn Ihr ihn auch schon lange habt", sagte der Herr, „so müßt Ihr ihn doch zuletzt irgendwo her haben". „Ja", entgegnete sie. „Wollt Ihr mir denn nicht sagen, woher Ihr ihn habt", sprach der Herr. „Nein", erwiederte sie. Der Herr wollte nun zornig werden, aber doch bedachte er wieder, daß man mit guten Worten immer noch schneller ans Ziel kommt als mit bösen: deshalb drückte er ihr ein Stück Geld in die Hand und sprach: „Ich habe ja nichts wider Euch und will Euch gewiß nichts Böses zufügen, mir liegt nur viel daran, zu erfahren, wo jener Papagei her ist, und wenn Ihr mir es sagt, so gebe ich Euch noch ein solches Geldstück." „Wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt", antwortete sie, „mein Sohn hat ihn aus dem letzten großen Kriege mitgebracht". „Aus welcher Stadt denn?" fragte der Herr. Da nannte sie die Stadt, und der Herr rief: „Dann ist es mein Papagei, der zugleich mit meinem Söhnchen fortgekomen ist.„ Als sie das hörte, erschrack sie sehr, denn sie hätte sich um alles in der Welt nicht mehr von dem Knäblein trennen mögen, und sie nahm sich vor, nun gewiß nichts mehr zu verrathen, und sprach: „Wenn der Papagei Euch gehört, so nehmt ihn nur in Gottes Namen sogleich mit fort; mir liegt an dem Vogel nichts, denn er kostet nur unnütz Futter, und Ihr habt mir schon mehr Geld gegeben, als er werth ist." „An dem Vogel liegt mir auch nichts", entgegnete er, „aber sagt mir doch, habt Ihr keine Kinder bei Euch im Hause?" „Ja", sagte sie, „einen Sohn, so groß wie Ihr." „Ei", meinte der Herr, „wem gehören denn die kleinen Schuhe dort unter dem Bett?" „Die gehören einem kleinen Mädchen aus der Nachbarschaft", sagte sie. „Wem gehören denn aber die Höschen, die dort

an der Wand hängen?“ fragte der Herr wieder. „Ich weiß, wem die Höschen gehören“, entgegnete sie, „aber was Ihr hier zu suchen und mich auszufragen habt, das weiß ich nicht; Ihr thätet mir wahrlich einen Gefallen, wenn Ihr ginget“. „Ich gehe nicht“, sagte der Herr, „ich will erst sehen, ob ich hier nicht erfahren kann, wo das Knäblein geblieben ist, das zugleich mit dem Papagei von einem Soldaten fortgetragen worden ist, als die Stadt niedergebrannt wurde“. — Jetzt hörte sie das Knäblein draußen mit den Holzschuhen klappern und sah den Philipp vom Walde heimkehren, und da rief sie: „Machet Euch jetzt schnell fort, denn mein Sohn kommt jetzt herein, und wenn er Euch hier träfe, so möchte es Euch wohl übel ergehen.“ Er sprach aber: „Ich fürchte mich nicht vor Eurem Sohne. Und in dem Augenblicke kam auch schon das Knäblein herein und dicht hinter ihm her die fremde Dame, und die rief: „Ah, sieh' doch nur den Knaben da, wie sehr der Dir gleicht und unserem armen Kindlein.“ Jetzt kam auch der Philipp herein, und die Mutter rief in großer Angst: „Ach, Philipp, schaff' doch die fremden Herrschaften fort, sie wollen uns unser Bübchen nehmen“. Der Herr sprach aber zu Philipp: „Dieses Knäblein ist aus unserem Schlosse und der Stadt fortgetragen worden, als sie im Kriege niedergebrannt wurde, und, wie mir scheint, habt Ihr es fortgetragen.“ Da bekam der Philipp große Angst, denn er sah, daß er es mit einem vornehmen und mächtigen Herrn zu thun hatte, und besorgte, daß er nun gar noch für seine Gutmüthigkeit ins Unglück kommen sollte, und so sprach er: „Ach, Herr, ich habe das Kindlein ja nur aus gutem Herzen mit mir genommen. Die Anderen haben Euer Schloß geplündert und Alles fortgetragen, was Werth hatte, ich aber habe dies Kindlein gefunden und nur das allein mit mir genommen, weil es mich jammerte, sonst wäre es sicherlich verbrannt.“ Der Herr entgegnete: „Wer sagt denn, daß Ihr nicht aus gutem Herzen das Kind mitgenommen habt? Ihr habt sehr gut und rechtschaffen gehandelt; aber uns werdet Ihr es doch wohl nicht verdenken, wenn wir unser einziges Kind wieder an uns nehmen wollen.“ Da rief die alte Frau: „Oh, nehmt mir doch das Kindlein nicht fort, ich kann ohne dem Knäblein nicht mehr leben.“ Der Herr aber berieth sich mit der Dame und sprach dann: „Da wir das Knäblein mitnehmen wollen, Ihr es aber nicht lassen wollt, so wird es wohl am besten sein, wenn Ihr und Euer Sohn mit uns geht; und da wir Euch großen Dank schuldig sind, so werden wir dafür Sorge tragen, daß Ihr gute Tage habt.“ So geschah es denn auch, und Philipp und seine Mutter hatten von da ab das glücklichste Leben.

3. Das Gelübde.

In alten Zeiten lebte auf einem Schlosse ein vornehmes und reiches Ehepaar. Sie hatten an Allem Überfluß und lebten so recht im Glücke dahin; nur um eines härmten sie sich — sie bekamen keine Kinder. Der Mann war anfänglich wohl gut und freundlich zu seiner Frau; wie aber die Jahre dahingingen und sie immer noch kinderlos blieben, wurde er nach und nach mürrisch im Hause, wandte sich von ihr ab und machte sich auswärts viel zu schaffen. Darüber ward sie gar traurig, denn sie hatte ihren Mann sehr lieb. Und eines Tages, an einem Jacobustage, betete sie zum heiligen Jacob und machte ihm ein Gelöbniß: „Heiliger Jacob", gelobte sie, „wenn mir ein Knabe bescheert wird, so will ich mit meinem Manne zu Fuß zur St. Jacobscapelle wallfahrten und das Kindlein will ich auf dem ganzen Wege auf den Armen tragen." Die St. Jacobscapelle war aber eine weite Strecke, viele Tagereisen, vom Schlosse entfernt. Als sie das Gelübde gethan hatte, fühlte sie sich sogleich wunderbar gestärkt und bekam wieder Hoffnung. Und richtig, gerade ein Jahr später, wieder am Jacobustage, bekam sie ein Knäblein, und das erhielt in der Taufe den Namen Jacob. Nun war wieder eitel Freude und Glück im Schlosse. Als aber eine Zeit vergangen und das Knäblein schon entwöhnt war und essen konnte, sagte die Frau dem Manne von dem Gelöbniß. Der Mann hielt aber sehr wenig von Wallfahrten und ähnlichen Dingen, doch mochte er ihr nicht geradezu entgegen sein und sprach: „Da Du es einmal gelobt hast, werden wir wohl zur St. Jacobscapelle wallfahrten müssen, aber jetzt ist unser Knäblein noch zu zart, es könnte leicht auf der Reise krank werden oder gar sterben. „Oh", meinte die Frau, „der heilige Jacob wird es schon in seinen Schutz nehmen." „Das möchte er wohl thun", entgegnete der Mann, aber das kann er später noch ebenso gut wie jetzt." So hatte er immer Ausreden. Bald paßte die Jahreszeit nicht, bald war er nicht gesund genug, bald der Knabe nicht. Darüber verging Jahr um Jahr, und Jacob wurde immer größer und schwerer, so daß es für die Frau schon schier nicht mehr möglich gewesen wäre, ihn zur Capelle zu tragen. Zuletzt wurde sie auch gleichgiltig, denn sie lebten in großem Glücke und meinten, es müsse immer so fortgehen. Inzwischen wuchs der Jacob fröhlich im Schlosse heran und wurde ein sehr schöner und starker Bursche. Als er aber schon in das Alter kam, daß er bald ans Heiraten denken konnte, fiel der Mutter ihr Gelöbniß wieder schwer aufs Herz, und die Gedanken quälten sie so, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr fand. Da ging sie eines Tages zu ihrem Beicht-

vater und gestand ihm, was sie geloht, nnd daß sie ihr Gelöbniß nicht gehalten babe. Als der Beichtvater sie angehört hatte, wurde er sehr ernst und sprach: „Da babt Ihr Euch einer schweren Sünde schuldig gemacht und Euch undankbar gezeigt gegen den Heiligen, der Euer Gelübde angenommen und Euer Gebet erhört hat.“ „Was soll ich nun aber thun“, sprach die Frau, „meinen Sohn kann ich keinen Schritt, geschweige denn viele Tagereisen weit tragen.“ „Das kann ich Euch sogleich nicht sagen“, entgegnete der Beichtvater, „kommt aber morgen wieder, ich will über den Fall nachdenken und Euch eine hinlängliche Buße auferlegen“. Als sie am anderen Tage wieder kam, legte er ihr große Bußen auf an Geldopfern und Gebeten, und sprach: „Wenn Ihr das Alles ausgeführt babt, so müßt Ihr dennoch mit Eurem Manne und Eurem Sohne zur St. Jacobscapelle, das kann ich Euch nicht erlassen. Da Ihr nun aber einmal die Wallfahrt nicht mehr so ausführen könnt, wie Ihr gelobt hobt, so möget Ihr nach Eurem Belieben reiten oder fabren. Die Frau nahm nun alle Bußen auf sich, und dann ließ sie ihrem Manne und ihrem Sobne keine Ruhe mehr, bis sie sich mit ihr auf den Weg machten. Als sie schon viele Tage gereist waren, kamen sie an den Königsbof. Dort hatte die Frau eine Freundin, die in hobem Ansehen beim Könige stand, und bei der heschlossen sie einige Tage zu bleiben und auszuruhen. Sie wurden von der Freundin sehr gut aufgenommen und prächtig bewirthet, und auch zum Könige wurden sie mehrmals eingeladen. So kam es, daß sie viel länger blieben, wie sie anfänglich beabsichtigt hatten. Gleich am ersten Tage batte sich eine der Hofdamen in den Jacob, der ein sehr schöner, blübender Jüngling war, verliebt und sich seitdem alle Mübe gegeben, ibm zu zeigen, wie es ihr ums Herz war. Der Jacob war jedoch zu einfältig und merkte nichts, sie aber glaubte, daß er nicbts merken wolle. Und als nun schon der Tag der Abreise bestimmt war und sie einseben mußte, daß alle ihre Hoffnnngen und Wünsche unerfüllt bleiben würden, da verwandelte sich ihre Liebe in Haß, und sie sann auf nicbts Anderes mehr, als wie sie den Jacob ins Unheil bringen könne. Da fiel ihr ein, daß in einem der Zimmer des Königs ein goldener Becher stand und der Jacob den in Gegenwart des Königs sehr bewundert hatte. Diesen Becher nabm sie nun fort und steckte ihn dem Jacob an dem Morgen, als er mit seinen Eltern abreiste, in den Reisesack. Als sie eine Weile fort waren, ging sie wie zufällig in jenes Zimmer und kam dann eilends und als ob sie sehr erschrocken wäre, wieder heraus und rief laut, daß der goldene Becher verschwunden sei. Wie der König das börte, wurde er sehr zornig und

befahl, daß überall auf das genaueste nachgesucht werden solle. Die Hofdame aber trat zu ihm und sprach: „Ich glaube, daß der Jacob oder seine Eltern den Becher gestohlen haben, denn sie sind gestern längere Zeit in jenem Zimmer allein gewesen; und habt Ihr nicht gesehen, wie sehr sich der Jacob über den Becher verwundert hat?“ „Ach was“, erwiederte der König, „die sind doch wohl zu reich, als daß man ihnen so etwas zutrauen könnte.“ Als aber der Becher nirgends zu finden war, willigte er doch ein, daß ihnen ein Trupp Reiter nachgeschickt werde. Wie die nun die Wallfahrer eingeholt hatten und ihre Sachen durchsuchen wollten, wurden sie sehr zornig und wollten es nicht leiden, zuletzt aber mußten sie es sich doch gefallen lassen, und da wurde der Becher in dem Reisesack des Jacob gefunden. Der beschwor es nun hoch und theuer, daß er nicht wisse, wie der Becher dorthin gekommen sei, und die Frau weinte und bat, und der Mann wollte schier vergehen vor Zorn und Scham; aber es half ihnen alles nichts, sie mußten mit zurück zum Königshof. Der König wurde sehr zornig und sprach zu Jacob: „Ist das der Dank für all' die Gastfreundschaft und die Ehre, die ich Euch angethan habe? Solltet Ihr Euch nicht schämen, ein Sohn von einer solchen Familie, zu stehlen, wie ein gemeiner Dieb! Nein, hier will ich keine Gnade gelten lassen; noch in dieser Stunde werdet Ihr gehängt.“ Jacob mochte nun seine Unschuld beschwören, und die Mutter mochte weinen und flehen so viel sie wollte, Alles half nichts, der Jacob wurde gehängt. Der Mann wollte nun so schnell wie möglich von der Unglücksstätte fort, aber die Frau war vor Trauer und Schmerz so elend, daß sie nicht reisen konnte und sich bei ihrer Freundin zu Bette legen mußte. Den Tag und die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen, aber gegen Morgen schlief sie doch ein wenig ein, und da hatte sie einen schrecklichen Traum. Sie sah wie ihr Sohn vom Galgen herabstieg und an ihr Bett herantrat. Und er sah aus wie ein Leichnam, aber dennoch lebte er und rief überlaut: „Ach Mutter, Mutter! ich bin ja unschuldig, und ich lebe noch, ob ich gleich am Galgen hänge. Oh, so gebet doch zum König und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld ans Licht kommen.“ Als sie das im Traume gehört hatte, fuhr sie jäh aus dem Schlafe auf und kleidete sich sogleich an, ging zum Könige und rief: „Oh, lasset doch meinen Sohn vom Galgen abnehmen; er ist mir im Traume erschienen und hat mir gesagt, daß er unschuldig ist und daß er noch lebt. Der König erwiderte aber: „Ihr seid eine Närrin! Wer einen ganzen Tag am Galgen gehangen hat, der lebt nicht mehr und mögt Ihr noch so Wunderbares von ihm

träumen.“ Damit wandte er ihr den Rücken, und so viel sie auch bat und jammerte, mußte sie doch unverrichteter Sache fortgehen. Da wurde es ihr wieder so schwach, daß sie sich niederlegen mußte. Es ging nun wieder gerade so wie in der vorigen Nacht. Erst gegen Morgen schlief sie ein, und da erschien wieder ihr Sohn und rief: „Ach Mutter, Mutter, ich bin ja unschuldig und lebe noch, ob ich gleich am Galgen hänge. Oh, so geht doch zum Könige und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld ans Licht kommen.“ Sie fuhr wieder aus dem Schlafe und ging sogleich zum Könige und bat ihn flehentlich, aber der schickte sie fort wie das erste Mal. In der dritten Nacht erschien ihr Sohn wieder und rief: „Ach Mutter, Mutter! ich bin ja unschuldig und ich lebe noch, ob ich gleich schon drei Tage am Galgen hänge. Oh, so geht doch zum Könige und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld ans Licht kommen. Und daß er Euch endlich Glauben schenkt, soll ein Wunder geschehen. Geht morgen nicht in der Früh zu ihm, sondern erst, wenn es Essenszeit ist. Wenn Ihr eintretet, wird eine Schüssel voll gebratener Tauben vor ihm stehen, und wenn Ihr ihn dann wieder bittet und er Euch wieder nicht glauben will, so sprecht: ‘So wahr als diese Tauben, die todt und gebraten vor Euch liegen, leben und davonfliegen werden, so wahr lebt mein Sohn und ist unschuldig.’ Alsdann werden die Tauben auffliegen und er wird Euch Glauben schenken und mich abschneiden lassen.“ Als sie darauf erwachte, fühlte sie sich sehr gestärkt und konnte es nun kaum erwarten, daß die Essenszeit herankam. Wie sie dann beim Könige eintrat, hatte er richtig eine Schüssel voll gebratener Tauben vor sich stehen. Sie betheuerte nun wieder, daß ihr Sohn unschuldig und am Leben sei, und sprach von ihrem Traum und bat ihn, daß er ihn vom Galgen möchte herabnehmen lassen; er aber sprach: „Ihr seid eine Närrin! Wer drei Tage am Galgen hängt, der ist sicherlich todt. So wahr wie diese Tauben hier in der Schüssel todt und gebraten sind und nicht mehr aufleben, so wahr ist auch Euer Sohn am Galgen todt und wird nicht mehr lebendig.“ Sobald er das gesagt hatte, flogen die Tauben von der Schüssel auf und flatterten ihm um den Kopf und schlugen mit den Flügeln und Krallen nach ihm und pickten ihm mit den Schnäbeln ins Gesicht, bis er rief: „Ja, der Jacob soll abgeschnitten werden; jetzt glaube ich selber, daß er noch lebt, ob er gleich schon drei Tage am Galgen hängt.“ Als er so sprach, flogen die Tauben zum Fenster hinaus.

Nun gab es große Aufregung im Schlosse, der König ging selber hinaus zum Galgen und der ganze Hofstaat folgte ihm, auch die Hofdame, die sich in Jacob verliebt hatte; sie sah dabei aber so bleich und verzagt aus, daß es Allen auffällig war. Als sie sich nun Alle um den Galgen versammelt hatten ließ der König den Jacob abschneiden. Der fiel zuerst auf den Boden wie ein Leichnam; als sie ihm dann aber die Schlinge abgenommen hatten, richtete er sich auf, sprang sogleich auf die Füße und sah so frisch und gesund aus, wie wenn er nach einer gut verbrachten Nacht aufgestanden wäre und nicht drei Tage am Galgen gehangen hätte. Wie die Hofdame das sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel ohnmächtig nieder. Nun hatte wohl Jacob nichts gemerkt, Andere aber, die gescheiter waren, hatten es recht wohl wahrgenommen, wie sehr sie in ihn verliebt gewesen und wie zornig sie hernach geworden war, als sie hatte einsehen müssen, daß sie ihren Willen nicht haben sollte. Da nun auch sie es gewesen war, die den König auf den Verdacht gebracht hatte, daß Jacob den Becher gestohlen hätte, und da sie in so schreckliche Aufregung gerathen war, als sie von dem Wunder gehört hatte, und daß Jacob wieder ins Leben zurückkommen sollte, so sprachen Alle: „Sie ist es gewesen und niemand andere, die dem Jacob den Becher in den Reisesack gesteckt hat.“ Und als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, trat der König an sie heran und sprach: „Ihr habt dem Jacob den Becher in den Reisesack gesteckt, denn Ihr wart verliebt in ihn, und er hat es nicht geachtet, und deshalb habt Ihr ihn ins Unglück gebracht.“ Sie antwortete: „Ja, es ist Alles wahr wie Ihr sagt, so straft mich denn, wie ich es verdient habe.“ Da ließ sie der König an demselben Galgen aufhängen, von dem der Jacob soeben abgeschnitten worden war. Jacob und seine Eltern aber vollendeten die Wallfahrt zur St. Jacobskapelle und dankten dem Heiligen recht inbrünstig, daß er sie wohl gestraft und ihnen seine Macht gezeigt hatte, daß er aber doch wieder Gnade und Barmherzigkeit geübt und es nicht zum Äußersten hatte kommen lassen.

FINSTINGEN (in Lothringen). F. PETERS.

H. v. WLISLOCKI

DER VERSTELLTE NARR.

Unter diesem Titel hat der hochverdiente Forscher Felix Liebrecht („Zur Volkskunde“ S. 141 ff.) eine Reihe von Erzählungen verschiedener Länder und Völker besprochen, worin dargestellt wird, „wie es einem Liebhaber gelingt, dadurch, daß er sich närrisch stellt, seinen Zweck zu erreichen“. Als die bislang älteste Fassung dieses Stoffes führt Liebrecht das orientalische Märchen „*Rose et Cyprès*“ (Gul o Sanaubar) an, von welchem sechs hindustanische Versionen vorhanden sind und welches von Garcin de Tassy übersetzt, in dessen „*Allégories, Récits poétiques et Chants populaires traduits de l'arabe, du persan, de l'hindoustani et du turc*“ (Seconde Edition. Paris 1876, p. 423 ff., früher noch in der *Revue Orientale et Américaine*, Paris 1861) erschienen ist. An dies orientalische Märchen, dessen Hauptinhalt Liebrecht mitgetheilt hat, lehnt sich eng das neugriechische bei Hahn Nr. 114: „Die heiratsscheue Prinzessin“, obwohl es den „Zug der vorgegebenen Narrheit des freienden Prinzen **nicht** enthält und auch sonst mancherlei Abweichungen bietet“ (Liebrecht a. a. O. S. 144; s. auch das böhmische Märchen bei Benfey, Pantschatantra I, XXV Anm.). Einerseits an das orientalische Märchen, anderseits aber an das neugriechische lehnt sich ein Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner (Stamm Leïla), das ich 1886 aufgezeichnet habe und dessen inedirter Originaltext also lautet:

O Loçolico te e shukáre thagáreskro ráklyi[1]).

Yekvár ávlás yek báro thágár, káske ávlás yeká máy shukáre pçenke the dikhel ná ávlás sábádis ñikeske. Ko kerel ádáles — káná rom ávlás, — káske kár cingerená te pro toroñis kárfinená, kay pçándles ávlás e ráklyi; te yeká romñi ávlás, láke yákhá ávripusávená. Bute ternеçárá simádyenás shukáre ráklyá ándrál temlicá the kálável, uvá ñiko kerelás te pro toroñis bute kárá ávnás, káná yek shukár terneçar áshunelás vásh thágáreskro ráklyi te lá the kálável kámelás. Yov upro pro drom jiálás ándre thágáreskro foros te tályivelás yek náshválo jiuklánushes, ko dábbe jánelás the jiál. O terneçar már kámelás the násharel te o jiuklánush leske penelás: „Ac tu, oh málleyá! Me ná kámáv tute

[1]) Was die Orthographie betrifft, so entspricht c dem Laute tsch, ç = ch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j (s. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“. Leipzig 1884, S. 3).

dukh the kerel! Já te sástyár mán te me bute dáv tute!" O ternecár ácelás te átunci o jiuklánush penelás: „Me o Cáráná dábbe mudárelás vásh yeká romñi te me meráv, káná mánge uñicerá pityá tiro ráteskro upro pro m're cib tu ná dás! Káná tu mán ándre bibáct sástyáres, me tute som slugádjis cin me jidáv!" O ternecár lávelás leskre shuri te ándre ángushto cingerelás, káná o rát távdelás, uñicerá pityá upro pro cib jiuklánusheskro delás, káske nevo jidipen te leskro sor mosht ávlás. Káná o ternecár leske penelás, the yov shukáre thágáreskro ráklyá the kálável kámelás, o jiuklánush penelás: „Tu ná lokes keres! E thágareskro ráklyi yekvár Locolicenge penelás, hoi yek Locolices kámel, káná láke jimástár shukáripen yon den. Káná yekvár leskre perál Locolicestár dikhelás, mudárelás ádáles te pcándelás ándre toroñis shukáre ráklyá! Avricingerá tu mánge ándrál pori trin bálá te káná ándre bibáct tu sál, bálá shungárdá te me ákor kiyá tute sikováv!" Káná ternecáreske trin bálá ándre vást ávnás, o jiuklánush siklovelás ándre leskre kolyibá, odoy ándre themlin, te o ternecár, Anrush jiálás ándre thágáreskro foros.

Dopás bersh már ávlás te Anrush ná jánelás, hoi kiyá shukáre thágáreskro ráklyáke jiálás. Atunci yekvár kiyá leñori beshelás, ke távdelás kiyá toroñis thágáreskro ráklyákri te gindelás, hoi yov kerel, the kiyá láke yov jiál, te leske kár ná yon cingerená. Atunci báres áselás, te uripená besecárelás te ándrál leñori jiálás sár yek dilo te bicibákro kiyá thágáreskro ráklyáke. Káná o thágár áshunelás, yov penelás: „Hei, ádáles máy láces hin! O dilo ná miseces hin te me kámár, hoi yov kiyá m're pceñáke the ávelás[1]*), te leskre sobá silávelás te leskre uripená!" Anrush máy voyikerelás, te jivese táysá kiyá máy shukáre thágáreskro ráklyáke yov ávlás. Bicibákres te sár o dilo silávelás sobá te uripená shukáre ráklyákri te ávelas dilos, kerelás yov mesályi te thágáres yov ájukárelás. Káná dilos ávlás, ávelás o thágár yek báro jiukleká kiyá skukáre ráklyáke. Beshelás kiyá mesályi te delás jiukleske legfeder cában, te upro teyeri leskre pceñákri ávlás shero Locoliceskro, kás yov dikhelás yekvár kiyá láke. Káná o jiuklo láces cávelás, ákor ávriávelás o thágár te kiyá ráklyáke yov penelás: „Cá, ádáles del tute o jiuklo, uvá tu sál, horsheder sár yeka gerále jiukli!" Atcuni rovelás táysá e thágáreskro ráklyi te Anrush lá máy sunuvelás. Káná yekvár o thágár ávriávelás, yov penelás kiyá shukáre ráklyáke: „Me ná som bicibákres te diles! Me cá keráv sár bicibákres te diles, hoi kiyá tute me áváv; uvá me kámáv tut the kálável, káná tu kámes!" Atunci penelás e shukáre thágáreskro ráklyi: „Tu ná lokes keres, uvá bute mánushá kerená te ñikeske*

[1]) 3. sg. Präs. conj. von som = ich bin.

láces kerelás!" O ternecár náñi penelás te jiálás ándre udvárá te trin bálá jiuklánusheskro yov shungárdelás. Atunci trocinelás ándre levegöve te o jiuklánush ávelás. „So kámes tu?" penelás yov ternecáreske. Anrush penelás leske leskre dukh. „Láces! me sástyáráv tumen", penelás átunci o jiuklánush, „me ánáv tumen ándre durodune them; uvá penáv tute: tu odoy még násál báctáles!" Te Anrush ná gindelás te ánelás o jiuklánush les te thágáreskro ráklyá sár bárvál. Andre durodune them len upro pro pcuv delás te mutátelás shukáre, báre ker te penelás: „Andre ker tumen beshen te odoy hin sáve, so tumen kámen!" Atunci ávriávelás o jiuklánush te Anrush te shukáre thágáreskro ráklyi ándre báre ker ávená, kay bute somnákálf te rup hin. Jidená lokes te báctáles sár yek mánush te romñi. Atunci yekvár penelás Anrush kiyá leskre romñáke: „Gule, me ná jánáv te sár hin, táysá detehárá t're punrá te vástá sár pácos shudres hin!" Leskre romñi penelás: „Me ushcáv detehárá te ávri ándre udvárá cik keráv" [1]). *Anrush yekvár ráciye ná sovelás, uvá kerelás, hoi sovel te átunci dikhelás, hoi leskre romñi ándrál pádá ándre udvárá ávrijiálás. Anrush ávelás kiyá ferástrá te dikhelás lá ándre cumuteskro yákh deshuduy Locolicensá. Sik trin bálá jiuklánusheskro lávelás te shungárdelás len. Káná ávelás o jiuklánush, yov mutátelás leske deshuduy Locolicen. Akor o jiuklánush ávriávelás te cingerelás deshvársel dárábá ándrál leskre bimálá, ándrál Lecolicá te ánelás ándre páñi. Káná átunci ávelás, kiyá Anrusheske yov penelás: „Me kálávav tut Locolicendar, ádálenge tire romñi ávlás! Atunci ándre páce jiden tumen te mán tumen náñi kámen!" Te sár ávlás! Anrush cin meriben ándre báct te páce jidelás leskre máy shukáre romñáhá ....*

In genauer Übersetzung lautet dies Märchen also:

Der Locholitscho[2]) und die schöne Königstochter.

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte eine wunderschöne Schwester, die kein Mensch ansehen durfte. Wer es that, dem wurde — wenn er ein Mann war — das 'Glied' abgeschnitten und an den Thurm genagelt, in welchem die wunderschöne Königstochter gefangen saß; war es aber eine Frau — so wurden ihr die Augen ausgestochen. Schon viele Jünglinge hatten es versucht, die

[1]) Umschriebene Wendung = mache Koth.

[2]) Der *Locholitscho* ist ein Nachtgespenst von der Gestalt eines Affen, das besonders den Frauen nachstellt und sie nothzüchtigt. Vgl. das hebräische Nachtgespenst *Lilith*, bei Esaj. 34, 14, das nach der Rabinensage 8 Knäblein und 20 Töchterlein erwürgt. Philo, Magiologia, Baselangst 1675, p. 795 und Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 289.

schöne Königstochter aus der Gefangenschaft zu befreien, aber keinem war es gelungen, und der Thurm war schon dicht belegt von den abgeschnittenen 'Gliedern', als auch ein schöner Jüngling von der Königstochter hörte und sie befreien wollte. Er machte sich also einmal auf den Weg nach der Königsstadt und begegnete in einem Walde einen kranken Hundemenschen[1]), der kaum gehen konnte. Der Jüngling wollte schon davonlaufen, als der Hundemensch ihm nachrief: „Bleib' stehen, o Freund! Ich will dir kein Leid zufügen! Komm' und helfe mir, und ich werde dich reichlich belohnen!“ Der Jüngling blieb stehen, und da sagte der Hundemensch: „Mich hat der Vogel Tscharana[2]) wegen einem Weibe beinahe getödtet, und ich werde sterben, wenn du mir nicht einige Tropfen deines Blutes auf meine Zunge tröpfeln läßt! Hilfst du mir in der Noth, so will ich dir gerne mein Lebelang dienen!“ Der Jüngling nahm sein Messer hervor und schnitt sich in den Finger; als das Blut zu fließen begann, ließ er davon einige Tropfen auf die Zunge des Hundemenschen fallen, der dadurch neues Leben und seine alte Kraft erlangte. Als ihm nun der Jüngling erzählte, daß er die schöne Königstochter befreien wolle, da sprach der Hundemensch: „Das wird gar schwer gehen! Die Königstochter hat einmal den Locholitscho-Leuten versprochen, einen von ihnen zu heiraten, wenn sie ihr ewige Schönheit verleihen. Als nun einmal ihr Bruder sie mit einem Locholitscho ertappte, da tödtete er diesen und sperrte die schöne Maid im Thurm ein! Reiß' mir aber aus dem Schwanze drei Haare heraus und wenn du in Noth bist, so speie sie an, und ich werde dir dann zu Hilfe eilen!“ Als der Jüngling die drei Haare in der Hand hatte, eilte der Hundemensch in seine Wohnung, hoch oben ins Gebirge hinauf, während der Jüngling, den man Anrus (Ambrosius) hieß, in die Stadt des Königs eilte.

---

[1]) Der Hundemensch [*jiuklánush* wohl aus jiuklo (Hund) und manush (Mensch) zusammengesetzt] ist „halb Mensch, halb Hund und besitzt eine außerordentliche Stärke, so daß „er hundert Männer mit einem Schlage vernichten kann“; er kann wie der Blitz so rasch fliegen. Die Hundemenschen wohnen auf den höchsten Spitzen der Gebirge und sind die Diener des Nebelkönigs. Wenn einer von ihnen stirbt, dann hört man ihr Geheul als Donner auf Erden, und der Blitz ist das Zucken der Peitsche, mit deren Schlägen der Nebelkönig sie züchtigt. Das Blut der Menschen verleiht ihnen stets neue Kraft, wenn sie krank sind.

[2]) Dieser mythische Vogel der Zigeuner lebt 999 Jahre und muß dann sterben, wenn er nicht jede Nacht an der Brust ein und desselben Weibes saugt; vgl. das Märchen: „Der Fischer und die Urme“ (in meiner Sammlung: „Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner“, Berlin 1886, S. 21).

Ein halbes Jahr verging, und Anrus wußte noch immer nicht, wie er zur schönen Königstochter gelangen solle. *Da saß er denn einmal am Ufer des Flusses, der vor dem Thurme der Königstochter vorbeifloß* und dachte nach, wie er es anstellen solle, um zu ihr zu gelangen, ohne daß man ihm das 'Glied' abschneide. Da lachte er auf einmal hell auf, *zog seine Kleider aus und gelangte, den Fluß durchschwimmend und sich als Narr und stumm anstellend, zur Königstochter.* Als der König hievon Kunde erhielt, da sprach er also: „Nun, das trifft sich gerade gut! Der Narr ist nicht gefährlich und ich will ihn bei meiner Schwester lassen, damit er ihr Zimmer fege und ihre Kleider reinige!" Anrus freute sich nun gar sehr, denn er konnte von nun an den ganzen lieben Tag bei der wunderschönen Königstochter weilen. *Stumm und sich als Narr geberdend,* reinigte er die Zimmer und die Kleider der schönen Maid, und wenn der Mittag kam, da deckte er den Tisch und erwartete den König. Tagtäglich zur Mittagszeit kam der König mit einem großen Hunde zur schönen Maid. Er setzte sich an den Tisch und *gab dem Hunde die köstlichsten Speisen zu essen, während er auf den Teller seiner Schwester den abgeschlagenen Kopf des Locholitscho stellte, den er einmal mit ihr ertappt hatte. Wenn der Hund sich satt gegessen,* dann ging der König weg und sagte im Gehen zur Maid: „*Friß das, was der Hund übrig gelassen hat,* denn du bist schlechter als eine räudige Hündin!" Da weinte stets die Königstochter und Anrus bedauerte sie sehr. Einmal, als der König bereits weggegangen war, sprach er zur schönen Maid also: „Ich bin weder stumm noch ein Narr! Ich habe mich stumm und närrisch gestellt, um zu dir zu gelangen, denn ich will, so du willst, dich befreien!" Hierauf versetzte die schöne Königstochter: „Das wirst du nicht können, denn schon Viele haben es versucht, und noch Keinem ist es gelungen!" Der Jünglig sprach kein Wort, sondern ging hinaus in den Hof und spie die drei Haare des Hundemenschen an. Da sauste und brauste es in der Luft, und der Hundemensch erschien. „Was willst du?" fragte er den Jüngling. Anrus erzählte ihm nun sein Leid. „Gut! ich will euch helfen!" sagte hierauf der Hundemensch, „ich will euch in ein fremdes Land führen; aber das sage ich dir: du wirst auch dort nicht glücklich sein!" Und ehe sich Anrus versah, brauste der Hundemensch mit ihm und der Königstochter windschnell durch die Luft. In einem fremden Lande setzte er sie auf die Erde, und indem er ihnen ein schönes, großes Haus zeigte, sprach er: „In diesem Hause könnt ihr wohnen, und Alles, was ihr euch wünscht, werdet ihr da finden!" Hierauf ver-

schwand der Hundemensch, und Anrus zog mit der schönen Königstochter in das große Haus, wo sie unendlich viel Gold und Silber fanden. Sie lebten nun als Mann und Frau ohne Kummer und Sorgen. Da sprach einmal Anrus zu seiner Frau: „Liebe, ich weiß nicht wie das geschicht, aber *jeden Morgen sind deine Füße und Hände so kalt wie das Eis!*" Seine Frau antwortete: „*Ich stehe in der Frühe auf und verrichte draußen im Hofe meine Nothdurft.*" Da konnte in einer Nacht Anrus nicht schlafen, that aber, als ob er schliefe, und da bemerkte er, daß seine Frau sich aus dem Bette entfernte und hinaus in den Hof ging. Anrus schlich sich ans Fenster und sah da im Mondlicht seine Frau mit zwölf Locholitscho-Leuten kosen. Er nahm eilig die drei Haare des Hundemenschen hervor und spie sie an. Als der Hundemensch erschien, zeigte er ihm die zwölf Locholitscho-Leute. Da stürmte der Hundemensch hinaus und zerriß in tausend kleine Stücke seine Feinde, die Locholitscho-Leute, die er dann in den Fluß warf. Als er zu Anrus zurückkehrte, sprach er also: „Ich habe dich von den zwölf Locholitscho-Leuten befreit, denen sich deine Frau hingeben mußte! Nun könnt ihr in Frieden leben; mich werdet ihr nicht mehr brauchen!" Und so geschah es denn auch! Anrus lebte nun bis zu seinem Tode in stetem Glück und Zufriedenheit mit seiner wunderschönen Frau ....

Die durch cursiven Druck hervorgehobenen Stellen sind es auch in der Erzählung von Gül und Sanaubar, sowie auch bei Benfey, der letztere im Zusammenhang mit andern im Pantschatantra Bd. I, §. 106, S. 443—454 ausführlich besprochen hat. Mit Übergehung anderer auch in unserem zigeunerischen Märchen wiederkehrender Züge erwähne ich nur, daß dasselbe auch gleich der Erzählung vom Prinzen Almâs, aus zwei ursprünglich von einander unabhängigen Märchen zusammengesetzt ist, obgleich sich hier die Vereinigung nicht so leicht wahrnehmen läßt, wie bei der erwähnten hindustanischen Fassung. Was uns hier am meisten und in erster Reihe interessirt, das ist der Zug „vom verstellten Narren", der sich auch in einer ungarischen Erzählung vorfindet, die ich 1883 im Csiker Comitat (im Osten Siebenbürgens) in mehreren Szekler-Gemeinden hörte [1]).

[1]) Vgl. die Übereinstimmung des Eingangs zu dem hier zuerst mitgetheilten Zigeunermärchen mit dem Anfang des oben erwähnten böhmischen Märchens und eines mongolischen im Ardschi Bordschi (s. Benfey a. a. O. XXIV und Liebrecht a. a. O. S. 145; vgl. hiezu auch meinen Aufsatz: „Die Episode des Gottesgerichts in Tristan und Isolde unter den transsilvanischen Zeltzigeunern und Rumänen" in Max Koch's Ztschr. f. vergl. Litteraturgeschichte II. Bd., S. 457 ff.).

In genauer deutscher Übersetzung lautet diese ungarische Erzählung also:

Die beiden lustigen Kameraden.

Wo es war und wo es nicht war, dort lebten zur Zeit, als man noch die Flöhe mit Hufeisen versah, zwei gar gute Kameraden, von denen der ältere bereits verheiratet und Familienvater war, der jüngere aber als Junggeselle lustig in die Welt hineinlebte. Da traf es sich einmal, daß der König ein blutiges Schwert durch das Land tragen ließ und alle Männer aufforderte, mit ihm gegen den türkischen Kaiser zu Felde zu ziehen. Auch die beiden lustigen Kameraden, von denen der ältere *Bakancsos*, der jüngere aber *Drabancsos* hieß, mußten mit dem König in den Krieg ziehen. Da traf es sich in einer Schlacht, daß die Türken unsere armen Leute so arg hernahmen, daß sie wie Ähren vor der Sichel fielen. Bakancsos und Drabancsos blieben zwar unversehrt, aber sie geriethen in türkische Gefangenschaft und mußten nun als Sclaven dem türkischen Kaiser dienen. Sie arbeiteten den ganzen Tag über in einem wunderschönen Garten, in welchem ein prachtvolles Haus stand. In diesem Hause wohnte die Tochter des türkischen Kaisers, eine wunderschöne Maid, die oft aus der Ferne den Arbeiten der beiden Sclaven zusah. Bei einer solchen Gelegenheit sprach einmal die schöne Königstochter zu ihrer Bedienerin: „Ich möchte doch gerne wissen, was diese beiden Ungarn sich den ganzen Tag über erzählen können! Der Jüngere scheint ein sehr lustiger Geselle zu sein, denn er springt wie ein Narr von einer Stelle zur andern und scheint dabei recht lustige Dinge zu erzählen, denn sein Kamerad lacht in einem fort über seine Streiche.“ „Ihr scheint, hochedles Fräulein,“ antwortete die Bedienerin, „wohl recht zu haben! Mir kommt es auch so vor, als ob der Jüngere nicht ganz bei Trost wäre!“ Dies Gespräch hatte Drabancsos, der unbemerkt unter dem Fenster der Kaiserstochter stand, mit angehört. „Halt!“ dachte er bei sich, „da gibts was zu fischen! Nun, ihr sollt Beide Recht haben! Dem Narren gehört die Welt!“ Mit diesen Worten zog er seine Stiefel aus und warf die Beinkleider von sich. Er wußte zwar recht wohl, daß bei Todesstrafe kein Mann es wagen durfte, das Haus der schönen Kaiserstochter zu betreten, aber er stürmte laut lachend in das Zimmer hinein, und während er nackt vor der schönen Maid und der Bedienerin stand, *geberdete er sich wie ein Narr*, und wenn ihn die Beiden etwas fragten, *so stammelte er nur die Worte: Rút a rúdam!*“ (Häßlich ist meine Stange.) Bei diesen Worten besah er stets seine

beiden Beine und das, was zwischen den Beinen steht, — und das war wahrlich eine tüchtige 'Stange'! „Das ist ein Narr!" rief die schöne Kaiserstochter, „was sollen wir mit ihm anfangen?" — „Ich wüßte es schon!" versetzte die junge Bedienerin, aber ich fürchte mich, daß der Narr es ausplaudert!" Hierauf versetzte die Kaiserstochter: „Laß dich nicht auslachen! Der weiß ja nicht, was mit ihm geschieht! Sieh' nur, ich will es dir gleich zeigen!" Und sie entzündete eine Kerze und hielt die Flamme derselben an den Hintern des Drabancsos. Dieser verzog keine Miene, sondern lachte hell auf und rief: „Rút a rúdam!" Da umarmte ihn die Bedienerin und zog ihn zu sich aufs Lager. Das war wohl dem lustigen Drahancsos nicht gerade recht, denn er hätte gerne die schöne Kaiserstochter unter sich gehabt; aber — er machte seine Sache gut, und als dann später auch die Kaiserstochter unter ihn kam, da gings noch besser zu. Nun folgten für Drahancsos gar herrliche Tage! Er bekam von der schönen Kaiserstochter die besten Speisen und Weine, von denen er tagtäglich auch seinem lieben Kameraden Bakancsos einen Theil mit ins Gefängniß nahm. Dieser fragte ihn gar oft, wo er diese Sachen hernehme, doch er antwortete ihm stets ausweichend, bis er ihm endlich gestand, daß er mit der Kaiserstochter allerlei Kurzweil treibe. Sie habe ihm heute auch einen Schlüssel gegeben, mit welchem er die Kerkerthüre öffnen könne. Heute Nacht wolle er wieder zu ihr und werde sich mit ihr und der Bedienerin gütlich thun. Und wahrlich so geschah es auch. Als Abends der Kerkermeister die beiden Gefangenen in ihre Zelle einsperrte und sich entfernte, da nahm Drabancsos seinen Schlüssel hervor und eilte zu den Weibern. Seinem Kameraden, dem armen Bakancsos, wurde es inzwischen kalt und heiß, und schließlich wollte er der Sache ein Ende machen, indem er bei sich dachte: „Wo drei sind, da hat auch der Vierte Platz!" Und er schlich auch hinaus ins Freie, stellte sich unter das Fenster der Kaiserstochter und klopfte leise an die Fensterscheiben. Da erschraken die Drei dort drinnen im Zimmer. Drahancsos aber — der schon längst nicht mehr den Narren spielte — erkannte, als er behutsam hinausblickte, seinen Kameraden und dachte bei sich: „Warte nur, Kerl, du sollst für diese Störung büßen!" Er öffnete das Fenster und flüsterte seinem Freunde zu: „Heute kannst du nicht hereinkommen! Aber wenn du willst, so legt sich die Kaiserstochter ins Fenster und erlaubt dir, daß du sie küssest!" — „Vorderhand auch gut", versetzte Bakancsos, „wenn der Hund kein Fleisch bekommen kann, benagt er auch die Knochen!" Inzwischen sprach Drahancsos

zu seiner Geliebten, der schönen Kaiserstochter: „Süßes Lieb, wir sind verrathen und verloren! Wir können unser Leben nur dadurch retten, daß du deinen blanken Hintern zum Fenster hinaussteckst und ihn von meinem Kameraden küssen läßt!“ Was blieb da Anderes übrig! Die Kaiserstochter that also und der arme Bakancsos küßte mehrmals ihren blanken Hintern; er suchte mit seinen Lippen nach ihren Lippen, und als er sie gefunden zu haben glaubte, da rief er geärgert aus: „O du verfluchter Hund! du bist es ja!“ Da verschwand das vermeintliche Gesicht, dessen Bart er eben erwischen wollte, vom Fenster und zwei Arme packten ihn von hinten: „Nein, ich bin hier, Freundchen!“ flüsterte ihm Drabancsos zu, „doch jetzt haben wir keine Zeit zu unnöthigen Erörterungen (*szószaparitás* = Wortvermehrung)! Vor dem Hause stehen vier Pferde mit Schätzen beladen. Ich, die Kaiserstochter und ihre junge Bedienerin fliehen in meine Heimat; wenn du willst, so komme mit!“ — „Na freilich komme ich mit“, versetzte freudig Bakancsos. Kurz, sie entflohen und erreichten glücklich ihre Heimat. Doch da sah es recht traurig aus! Die Türken hatten Alles verwüstet, und die Gattin des Bakancsos war gestorben. Nun er tröstete sich und wollte die schöne Kaiserstochter heiraten, aber sein Freund Drabancsos sagte: „Die wird meine Frau! heirate du die Bedienerin, denn es schickt sich nicht, daß ein Mann ein Weib heirate, dessen blanken Hintern er geküßt hat!“ Nun wußte der arme Bakancsos Alles, was er zu wissen brauchte. Er ergab sich in sein Schicksal und heiratete die Bedienerin, während Drabancsos die Kaiserstochter ehelichte und bei sich dachte: „Ja, der Narr hat das Glück!“ ....

Diese ungarische Erzählung ist aus mehreren Gründen, die ich hier nur kurz anführen will, interessant. Vor Allem ist ihre Verwandtschaft mit dem Gedichte des Grafen Wilhelm von Poitiers, welches anfängt mit den Worten: „En Alvernhe part Lemozi“ (in Bartsch's Provenzal. Lesebuch II. Ausgabe, s. Liebrecht a. a. O. S. 146) und in welchem der Verfasser erzählt, „wie er *als Narr und stumm sich stellend,* wobei er unartikulirte Töne (Tarrabahart etc.) ausstößt, von *zweien Edelfrauen* in ihr Haus aufgenommen und am wärmenden Feuer *mit Speise* gepflegt wurde, worauf sie ihn entkleideten und, *um sich zu überzeugen, ob seine Narrheit keine angenommene wäre,* ihn von einer Katze tüchtig kratzen ließen; er indeß hielt Stand und genoß alsdann die Gunst beider Damen.“ Den Zug des zweiten Theiles dieser Erzählung finden wir in der deutschen Erzählung vom Bäcker, welche A. v. Keller in seinen Fastnachtspielen III, 1446 (Bibl. des

litter. Vereins Bd. 29) aus einer Handschrift des 15. Jahrhs. in den ersten 32 Versen mittheilt, Felix Liebrecht (a. a. O. S. 147 ff.) aber die noch übrigen ergänzt hat. Der Bäcker — gleich dem Villain in dem Fabliau *Berenger au long cul* (Liebrecht a. a. O. S. 149) — muß, von der als Ritter verkleideten Dame heim Holzdiebstahle ertappt — „*in dat flach antlit*" küssen; er rächt sich später, indem er *als Narr verkleidet* und unter dem steten Ausruf 'jo je, je jo' sich bei ihr einführt, wo er an den Ofen gesetzt wird und dann sein „kunter" dieselbe Wirkung hervorbringt, wie die „rúdam", in welcher freilich der Kuß ins blanke Antlitz ganz anders motivirt ist; in dieser Beziehung lehnt sich diese ungarische Erzählung an die „Erzählung des Müllers" in Chaucers Canterbury-Geschichten an, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich nebenbei bemerke, daß diese ganze Erzählung unter dem Einfluss von Chaucers Canterbury-Tales entstanden ist, besonders da auch die „Erzählung des Ritters" sich mehr oder weniger in ihren Grundzügen hier nachweisen ließe. Ich will hier noch eines besonderen Umstandes gedenken: es gibt nämlich in der ungarischen Litteratur ein Poëm aus dem 15. Jahrhundert unter dem Titel: „Szilágyi és Hajmási" (herausgegeben von Fr. Toldy 1822; noch früher aus dem Manuscript ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel: „Die Kaiserstochter, oder die Historie des Michael Szilágyi Ladislaus Hagymási" veröffentlicht in Hormayr-Mednyánszky: Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1822, S. 453—456), das sich, wie ich mich in jüngster Zeit überzeugt habe, auffallend an die „Erzählung des Ritters" in den Canterbury-Geschichten anlehnt (vgl. die siebenbürgischen Verwandten aus meiner Sammlung bei A. Herrmann in den: Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn I. Bd., S. 63). Dies Poëm ist jedenfalls unter dem Einflusse Chaucers entstanden, und die hier mitgetheilte Erzählung „von den beiden lustigen Freunden" ist eine etwas ungeschickte Vereinigung der erwähnten Canterbury-Geschichten.

Noch näher zum deutschen „*pek*" und zum erwähnten französischen Fabliau „*Berenger au long cul*" steht ein Volkslied der transsylvanischen Rumänen, dessen Originaltext Herr Prof. A. Moga mir gütigst mitgetheilt hat. Es lautet deutsch also:

War ein Bursche schön und jung,
Lebte ohne Anstrengung,
Lebt' stets in den Tag hinein
Sonder Schmerz und sonder Pein!

Manche Frau hat ihm bestellt
Speis' und Trank auch ohne Geld.
Ja warum? o darum!
Wenn der Winter aber kam,
Kält' und Frost ihm doch benahm

Seine Lust und seine Freud'.
Nicht wie andre arme Leut'
Sucht' er Holz zur Sommerszeit;
Nur wenn er heinah erfror,
Er den Pfarrhof sich erkor,
Wo er Holz und Bretter stahl —
Hin und wieder, manchesmal! . . . .
Einmal die Frau Pfarrerin
Ihn belauscht, springt vor ihn hin!
„And're Frauen hast du lieb,
Kommst zu mir doch nur als Dieb!
Laß' dich führen vor Gericht:
Küßt du meinen Hintern nicht!“
Was denn sollt' der Bursche thun?
Wollt' im Kerker ja nicht ruh'n, —
Ihren Hintern er drum küßt;
Doch die Schmach ward bald gebüßt!
Unser Bursch färbt Wang' und Haar
Sich und machte wie ein Narr,
Als er kam zur Pfarrerin,
Die mit ihrem Töchterlein
Einst zu Haus war ganz allein.
Unser Bursch zum Ofen hin
Stellt sich, lacht mit närr'schem Sinn,
Zieht sich spiegelnackt dann aus,
Setzt sich hin zum Abendschmaus.
„Tochter, du bist sechzehn Jahr',
Bist zu jung noch, ja fürwahr!
Solche Sachen anzuseh'n;
Sollst drum in die Küche geh'n!“
Ging hinaus das schöne Kind,
Pfarrerin nun streichelt lind
Unsres Burschen festes „Bein“;
Irgendwohin paßt's hinein!
Ja wohin? ja dorthin!
Als der Bursche fertig war,
Sprang er ganz so wie ein Narr
In die Küch' zum schönen Kind,
Macht' mit ihr die Sach' geschwind;
Zog sich an und lief davon.
„Pfarrerin, das ist der Lohn!“ —
Schrie er laut aus voller Kehl',
„Wer ich bin: ich's nicht verhehl'!
Hab' den Hintern ich geküßt,
Hat's die Vord're drum gebüßt!“

Die verwandten Züge ergeben sich selbst bei flüchtiger Vergleichung; ich will hier nur noch des Umstandes erwähnen, daß in den meisten der hieher gehörigen Erzählungen sich der „verstellte Narr“ an den „Ofen“ begibt oder — wie im *„pek“* — von den Frauen zum Ofen geführt wird, *„dasz im die wermd anschin dest basz, Wan er gar fast erkaltet was* (vgl. Wilhelm von Poitiers angeführtes Gedicht „En Alvernhe part Lemozi“, das Fabliau „Berenger au long cul“ und v. d. Hagens Gesammtabenteuer Nr. X „Die halbe Birne“), während in der Eingangs erwähnten Märchenreihe die „kalten Hände und Füße“ einen gemeinschaftlichen Zug bilden.

Hinsichtlich des charakteristischen Zuges der in Rede stehenden Märchenreihe bemerkt Liebrecht (a. a. O. S. 146), daß auch Masello da Lamporecchio bei Boccaccio Decam. III, 1 sich *als närrisch und taubstumm anstellend* zum Gärtnerdienst in einem Frauenkloster gelangt, dann aber auch in anderer Beziehung alle Nonnen bedient, endlich sogar die Äbtissin selbst, die ihn eines Tages im Garten unter einem Baume schlafen sieht 'e avendogli il vento i panni davanti levati indietro, tutto stava scoperto. La qual cosa riguardando la donna e sola vedendosi, in quel medesimo appetito cadde che cadute erano le sue monacelle: e destato Masetto, seco nella sua camera

nel menò.' Einestheils an diese, anderntheils an die oben erwähnte Erzählung: „Die halbe Birne“ (in v. d. Hagens Gesammtabenteuer Nr. X) lehnt sich eine Erzählung der Böhmen in Oberungarn', die mir der leider früh verstorbene Karl Miltscher so freundlich war mitzutheilen. Miltscher, der viele Jahre hindurch Erzählungen sammelte, die mit Boccaccio's Decamerone verwandte Züge aufweisen[1]), hinterließ ein reiches folkloristisches Material. Diese böhmische Erzählung lautet in Miltschers Übersetzung also:

Die erzürnte Geliebte.

Es lebte einmal ein armer Edelmann, der das Obst für sein Leben gerne aß. Er war sehr arm und lebte bald hier, bald dort bei den adeligen Familien des Landes. Da traf es sich einmal, daß er auf eine Burg kam, deren Besitzerin eine schöne Jungfrau, Marinka genannt, war. Sie lebte von der Welt zurückgezogen und wollte in ein Kloster gehen, um dort in Frieden und Ruhe zu leben. Der arme Edelmann gab sich alle Mühe, die Gunst der Dame zu gewinnen, und mit der Zeit brachte er es auch so weit, daß Marinka ihren Plan, ins Kloster zu gehen aufgab und nahe daran war, den Liebesworten des Edelmannes Gehör zu schenken. Da traf es sich aber einmal, daß der Edelmann einen Apfel aß, den er im Garten von der Erde aufgehoben hatte. Marinka schmähte ihn deshalb und sprach: „Meine selige Mutter hat doch Recht gehabt! Sie sagte stets, daß die Männer Schweine sind! Ich gehe lieber ins Kloster, als daß ich mich an einen Schweinemagen binde!“ Diese Worte verletzten den armen Edelmann gar schwer, und scheinbar zog er von dannen. Als er am nächsten Tage aber auf die Burg zurückkehrte, da war Marinka schon fort ins benachbarte Kloster. Da erlebte der arme Edelmann gar trübe Tage. Kummer und Gram entstellten sein Antlitz, seine Beine schlotterten, sein Gang wurde schleppend und langsam. Sein treuer Diener bemerkte mit Bangen die Veränderung an seinem Herrn. Einmal sprach er zum Edelmann: „Herr, ich habe einen Plan! Wenn Ihr ihn befolgt, so könnt Ihr vielleicht noch die Burgfrau als Gattin heimführen! Die Klosterfrauen benöthigen einen Gärtner, doch muß derselbe ein Narr sein. Zieht zerfetzte Kleider an, besudelt euer Antlitz, und stellt euch als stummer Narr! So könnt Ihr in die Nähe der geliebten Dame gelangen und vielleicht wieder ihre Liebe er-

[1]) Vielleicht werde ich diese Erzählungen aus dem Nachlasse Miltschers bei Gelegenheit veröffentlichen.

werben!“ Der Edelmann that auch also, und als er schon einige Tage im Kloster als Gärtner bedienstet war, schlief er einmal zur Mittagszeit im Garten unter einem Baume. Da kamen einige Klosterfrauen heran, darunter auch seine Geliebte, — und eine sprach zu ihrer Schwester: „Mit dem früheren Gärtner haben wir gute Zeiten verlebt! Auch dieser ist ja ein Narr und kann nichts ausplaudern! Kommt, laßt uns ihn wecken und uns unterhalten!“ Sie weckten den Edelmann auf und führten ihn in ein Gartenhaus. Nun, als die Unterhaltung begann, machte er den Anfang mit seiner Geliebten, und als er fertig war, sprach er zum Schrecken der Nonnen also: „Erinnerst du dich, Marinka, an den schmutzigen Apfel? Jetzt ist geschehen, was geschehen ist, und verläßt du das Kloster nicht willig, so werde ich es der ganzen Welt erzählen, und man wird dich mit Schmach und Schande beladen aus dem Kloster jagen!“ Marinka erschrak und verließ noch am selben Tage das Kloster. Sie wurde die Frau des armen Edelmannes und Beide hatten ihre Wahl nicht zu bereuen, denn sie lebten in Glück und Frieden bis an das Ende ihrer Tage …

In allen hier angeführten Erzählungen finden wir als Motiv: die Bezwingung der weiblichen Sprödigkeit und des Hochmuths, während eine andere Erzählungsreihe gleichsam „das Widerspiel dazu bildet“ und „die Anerkennung der weiblichen Obergewalt“ zum Gegenstand hat. Im geraden Gegensatz zu der besprochenen Erzählungsreihe steht — wie Liebrecht (a. a. O. S. 150) bemerkt, — die achtzehnte Erzählung des Siddhi-Kür (bei Jülg, Mongol. Märchen, die neun Nachtragserzählungen des Siddhi-Kür und die Gesch. des Ardschi-Bordschi Chan S. 23 ff.: „Die verrätherische Trompete“), auf deren Verwandtschaft mit dem oben erwähnten Fabliau *'Berenger au long cuf'* bereits Benfey, Pantschatantra Bd. I, S. XXV hingewiesen hat. Ich will hier nur noch, als weitere Ergänzung dieser Erzählungsreihe, ein Märchen der Siebenbürger Sachsen (aus Urwegen) mittheilen (zugleich als Nachtrag zu meinen: „Märchen des Siddhi-Kür in Siebenbürgen“ in der Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft Bd. XLI, S. 448 ff.). Dies Märchen, das ich im Herbste 1887 aufgezeichnet habe, lehnt sich auch an den Märchenkreis „Von den drei Frauen“ (s. meinen Aufsatz in der Germania Bd. XX N. R. S. 442 ff.) einigermaßen an, und lautet also:

Der Dumme hat das Glück,

Es lebten einmal in einem Dorfe zwei Schwestern, die das Glück hatten, von zwei recht dummen Brüdern geheiratet zu werden. Der

Ältere hatte trotz seiner Dummheit ein großes Glück im Leben, denn was er immer begann, hatte Erfolg, und so kam es, daß er in einigen Jahren ein reicher Mann wurde, während sein Bruder in Noth und Elend seine Tage verlebte. Einmal saßen die beiden Schwestern beieinander und sprachen über die Dummheit ihrer Männer. Da sagte die Jüngere: „Mein Mann ist doch viel dümmer als der deine! Glück würde er auch schon haben, aber womit sollen wir einen Handel beginnen? Wenn ich nur wenigstens einen Metzen Weizen hätte, ich würde ihn damit in die Stadt zu Markt schicken, und gewiß bekäme er dafür einen zehnfachen Werth!" Hierauf versetzte die Ältere: „Nun gut, ich will euch einen Metzen Weizen geben!" Am nächsten Tage also machte sich der Jüngere mit dem Metzen Weizen auf den Weg und kam gegen Abend in einen Wald, wo er ein verlassenes Häuschen fand. Er dachte bei sich: Ich will meinen Weizen ins Häuschen stellen und die Nacht auf einem Baume zubringen, damit mich die Wölfe nicht fressen. Die Thüre des Häuschens nehme ich mit mir hinauf auf den Baum, denn es könnten Räuber kommen und die Thüre absperren, dann könnte ich morgen meinen Weizen nicht herausholen! So dachte der Mann und handelte in seiner Dummheit auch also. Er zog mit schwerer Mühe die Thür auf den Baum und band sich mit dem Hosenriemen an einen dicken Ast an, damit er nicht herabfalle, und schlief nun ein. Spät in der Nacht wachte er durch einen großen Lärm auf und sah unter dem Baume vierzig Räuber gelagert, die viel Geld, goldene und silberne Geräthe, die sie zusammengeraubt hatten, untereinander vertheilen wollten. Als der Dumme das viele Geld sah, da lachte sein Herz vor Freude, und er dachte bei sich: Hei! wenn das mir gehören sollte! Da stieß er zufällig mit seinem Fuße an die schwere Thüre, die polternd und krachend vom Baume herab auf die Erde stürzte. Die Räuber liefen nun, wie wenn der Blitz unter sie gefahren wäre, kopfüber von dannen und ließen die vielen Schätze am Boden liegen. Der dumme Mann stieg nun vom Baume herab, leerte seinen Weizen aus und füllte den Sack und alle seine Taschen mit Gold und Silber und ging dann nach Hause, wo er seiner Frau erzählte, er habe im Walde den Teufel begegnet und ihn an einen Baum gebunden. Der Teufel habe ihm die vielen Schätze gegeben, deren Rest er morgen abholen wolle. Dies glaubten ihm nun die beiden Schwestern nicht, und seine Frau sprach zu ihrer Schwester: „Jetzt glaubst du es vielleicht, daß mein Mann doch viel dümmer ist als der deine! Morgen wollen wir ihm nachschleichen, und dann sollst du dich von seiner schrecklichen

Dummheit überzeugen!“ Am nächsten Tage ging der Dumme hinaus in den Wald, um den Rest der Schätze zu holen. Die beiden Frauen aber schwärzten ihr Gesicht mit Ruß und schlichen ihm nach. Als sie den Dummen sahen, wie er die Schätze der Räuber sammelte, traten sie hinzu, und seine Frau sprach also: „Wir sind zwei Teufel, und uns gehören diese Schätze! wir werden dich jetzt in Stücke zerreißen, wenn du nicht unsern Hintern küssest!“ Am ganzen Leibe zitternd, sprach der Dumme: „Bitte gar schön, meine gnädigen Herren, ich will sie ja gerne küssen!“ Als er den Hintern der Frauen geküßt hatte, liefen diese lachend davon, und als der Dumme mit den Schätzen nach Hause kam, da fragten ihn die Frauen, wie der Teufel aussehe? Er sagte: „Heute habe ich gar mit zwei Teufeln zu thun gehabt! Nnn, der Teufel sieht einer Frau ganz ähnlich aus, doch hat er im Hintern zwei Löcher!“ Da lachten ihn die Frauen aus nnd dachten hei sich: Ja, der Dumme hat das Glück ....

Dies das Märchen der Siebenbürger Sachsen. Welches die ursprüngliche Quelle dieser ganzen Märchenreihe sei, läßt sich vorderhand wohl kaum entscheiden; so viel aher ist gewiß, daß sie im Orient zu suchen ist, besonders da die griechische, noch mehr aher die zigeunerische, sich an die Erzählung vom Prinzen Almâs anlehnt, die wohl auch nicht die nrsprüngliche Quelle ist, nachdem sie „in ihrem weiteren Verlauf durch Verflechtung mit der Erzählung von Gül uud Sanaubar Einbuße erlitten zu haben scheint“ (Liehrecht a. a. O. S. 151). Jedenfalls werden in verschiedenen Ländern und au verschiedenen Orten noch Erzählungen, die zu dieser Reihe gehören, umlaufen und noch zum Vorschein kommen, die dann vielleicht die ursprüngliche Quelle zn hestimmen helfen werden.

MÜHLBACH (Siebenbürgen), 1. Februar 1888.

Dr. HEINRICH v. WLISLOCKI.

DIE REIMBRECHUNG IN GOTTFRIEDS VON STRASSBURG TRISTAN UND DEN WERKEN SEINER HERVORRAGENDSTEN SCHÜLER.

In der Einleitung seiner Tristanausgabe[1]) p. XL—XLII handelt R. Bechstein über den Stil und die Metrik Gottfrieds von Straßburg und weist im Einzelnen nach, daß, obgleich uns im Tristan nur ein Torso erhalten ist, dieser doch so mächtig und reich ist, daß wir an ihm den Künstler völlig erkennen und bewundern können. Die glatte und flüssige Diction Gottfrieds wird außer durch die vielen und feinen Wortspiele auch nicht wenig verschönt durch die Anwendung eines Princips — das der Verfasser an dieser Stelle nicht berücksichtigt — nämlich der sogenannten Reimbrechung. Näher ausgesprochen hat sich R. Bechstein über die Reimbrechung in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Tristan von Heinrich von Freiberg[2]) und vor allen Dingen in seinem Aufsatz „Der Heliand und seine künstlerische Form" mit einem „Excurs zur Reimbrechung im Heliand"[3]). Vereinzelt finden sich dann noch Notizen über die Reimbrechung in den Einleitungen zu Ausgaben, wie in Behaghels Ausgabe der Eneide Heinrichs von Veldeke u. a., sonst aber beschäftigen sich die größeren Metriken nicht eingehend mit diesem Capitel der Verslehre; so vermisse ich auch in J. Schippers altenglischer Metrik (Bonn 1881) jede Erörterung über Reimbrechung. Mir scheint es aber durchaus nothwendig, daß diese Erscheinung bei den einzelnen mittelalterlichen Dichtern untersucht wird, da sie in neuester Zeit als Kriterium gebraucht wird zur Datirung von Denkmälern, zur Feststellung des Verfassers von uns ohne Autornamen überlieferten Stücken[4]), zur Anordnung der Werke eines Schriftstellers[5]) — allerdings immer zusammen mit vielen anderen Kriterien, und das mit vollstem Recht, denn auf sie allein wichtige

[1]) Deutsche Classiker des Mittelalters Bd. 7 und 8. 2. Anflage 1873.

[2]) Dentsche Dichtnngen des Mittelalters Bd. V.

[3]) Jahrbnch des Vereins für nd. Spr. X, 1884, p. 133—148.

[4]) In seiner Schrift „Heinrich von Freiberg als Verfasser des Schwankes vom Schrätel und vom Wasserbären (p. 19—21)" räumt Jul. Wiggers der Reimhrechung einen hedeutenden Platz ein.

[5]) Das Kriterium der Reimhrechung stellt Hartmanns armen Heinrich an die letzte Stelle. Ob diese Stellung die richtige ist? Vgl. K. Stahl, Die Reimbrechung hei Hartmann von Aue. Rostocker Diss. 1888.

Schlüsse bauen, ist durchaus unzulässig. Die Reimbrechung ist ein ästhetisches Princip, dessen Geschichte wir, wie die des Enjambements an den Erzeugnissen unserer Literatur verfolgen können. Um dasselbe vollständig zu erkennen, bedarf es vor allen Dingen Einzeluntersuchungen, und wir wollen eine solche bei Gottfried und Heinrich von Freiberg anstellen. Die Reimbrechung ist das Streben, am Schlusse eines Gedankens die Reimworte nicht, wie man erwarten sollte, zusammenzuhalten, sondern sie auf die letzte Zeile des den Gedanken ausdrückenden Satzes und die erste Zeile des folgenden zu vertheilen. Dieser Bruch der für Ohr und Auge zusammengehörenden Reimworte ist ein künstlerisches, verbindendes Mittel, um die rein äußerliche Nebeneinanderstellung einzelner Gedanken und dadurch eine gewisse Einförmigkeit zu vermeiden und der Diction den Anstrich des Ganzen, Zusammengehörigen und Fließenden zu geben.

Bei der Frage nach dem Brechen der Reime kommt als Satzganzes nicht der Theil der Rede in Betracht, nach welchem wir einen Punkt oder Strichpunkt zu setzen pflegen, sondern bloß was durch Über-, beziehungsweise Unterordnung zu einer unlösbaren Einheit verbunden ist; was paratactisch durch und, oder etc. angereiht wird, ist ein neues Satzgebilde. Doch wird man immer verschiedene Grade in der Stärke der Reimbrechung unterscheiden können, je nach der Tiefe des logischen Einschnitts zwischen den beiden Sätzen. (Behaghel, H.'s v. Veldeke Eneide, Einleitung S. CXX.)

Wie bei Gottfried das lyrische Princip, die bestimmte Abwechslung von Hebung und Senkung noch durchaus nicht systematisch streng durchgeführt ist, wie noch die Senkung bei ihm oft fehlt, wie noch bei ihm jambischer und trochäischer Rythmus wechseln, so ist er auch in der Anwendung der Reimbrechung durchaus natürlich, nur von seinem Kunstgefühl geleitet, ohne in irgend einer Weise erkünstelt zu erscheinen. Dieses „von Gottfried mit bezaubernder Grazie durchgeführte ästhetisch schöne Princip"[1]) war da, es war vor ihm angewendet und ist auch nach ihm nicht ausgestorben, aber in den meisten Fällen wirkt es durch die regelmäßige Wiederkehr und äußerliche Anwendung auf die Dauer ermüdend. Man kann bei manchen Dichtern sofort angeben: in diesem Falle wendet er die Reimbrechung nie an oder in jenem immer, gegen welche Regel dann in allen seinen Werken fast nie gesündigt wird, ein Verfahren, das die belebende Wirkung der Reimbrechung geradezu aufhebt.

---

[1]) R. Bechstein, Heinrichs von Freiberg Tristan p. XV.

Ich will als Typen für diese Erscheinung nur zwei bedeutende Dichter herausgreifen, einen Vorgänger und einen Schüler Gottfrieds, Heinrich von Veldeke und Konrad von Würzburg. Durch Vergleichung mit beiden wird uns Gottfrieds wahres Dichtertalent erst recht in die Augen fallen.

Bei Heinrich von Veldeke[1]) geschieht das Brechen der Reime immer nur innerhalb der einzelnen Abschnitte. Daß der erste Vers eines Reimpaares den Schluß, der zweite den Beginn eines Abschnittes bildet, kommt in der Eneide gar nicht, im Servatius nur einige Male vor.

Also die Reimbrechung hat sich dem Zwange eines gewissen Gesetzes unterwerfen müssen! Aber das Streben nach dem Brechen der Reime geht doch wieder so weit, daß sogar am Ende von Abschnitten es gerne vermieden wird, zwei zusammengehörige Reime demselben Satze zuzutheilen, sondern oft schließt mit dem vorletzten Reime des Abschnittes der Satz, und der letzte Vers bildet einen Satz für sich. Dieselbe Eigenthümlichkeit auch bei Eilhart. [Ausgabe von Lichtenstein, Einl. p. 113.]

Wiederum ein Gesetz, welches allerdings öfter durchbrochen wird als das erste.

Konrad von Würzburg als gelehriger Schüler Gottfrieds folgt dem gleichen Princip der Reimbrechung, aber er treibt es im Verlaufe seiner Dichterthätigkeit immer mehr auf die Spitze, hebt dadurch den Vortheil der Spruchform für die Erzählung gegenüber der Strophe völlig auf und verurtheilt sich selbst zu einer athemlosen Geschwätzigkeit. Allerdings sucht Konrad das Gleichgewicht dadurch wiederherzustellen, daß er bei Abschluß der Gedankenreihe, bei den Absätzen, wie wir zu sagen pflegen, allemal das Reimpaar zusammenhält, aber auch diese absichtlichen Pausen machen in ihrer regelmäßigen Wiederkehr einen ermüdenden Eindruck[2]).

Gottfried dagegen legt seine Sprache nicht in Fesseln, er hält sich durchaus fern von aller solcher, die Eintönigkeit befördernder Regelmäßigkeit. Es handelt sich bei ihm eben nicht um Regel und Ausnahme.

Man sollte meinen, daß Gottfried am Ende jener großen und tiefen logischen Einschnitte, die in der Bechstein'schen Ausgabe als Capitel bezeichnet sind, die Reime zusammengehalten hätte, weil sie gleichsam kleine selbständige Geschichten im Rahmen des Ganzen

[1]) Heinrichs von Veldeke Eneide, ed. O. Behaghel Einleitung p. 120.

[2]) Vgl. Bechstein, Heinrichs von Freiberg Tristan, Einleitung p. 16.

bilden. Unter den 30 Capiteln, die wir finden, hat der Dichter auch 29 Mal die Reime nicht getrennt, aber zwischen Cap. XI und XII finden wir eine Reimbrechung. Cap. XI schließt:

er (Tristan) fuor von dannen z'Engelant,
von Engelanden al zehant
ze Kurnewâle wider heim.

Cap. XII beginnt:

Nu Marke sîn oeheim
und daz lantliut vernam,
daz er gesunde wider kam etc.

Die Brechung ist hier allerdings nicht so bedeutend als am Schlusse vieler anderer Abschnitte, was besonders das *sîn* (Cap. XII, v. 1) und *er* (Cap. XII, v. 3) beweisen, die sich auf das *er* (Cap. XI) beziehen.

Man könnte annehmen, daß Gottfried in der That die Absicht hatte, bei so einschneidenden Abschnitten die Reime zusammenzuhalten, und nur hier, wo der Einschnitt nicht so tief ist, durch die Reimbrechung die beiden Gedanken verbinden wollte.

Ein anderes Mittel, die Reimbrechung am Ende dieses Abschnittes fortzuschaffen, wäre noch das, daß man den Anfang des XII. Capitels verlegte, und zwar, was am nächsten läge, nach v. 8314, wo der horizontale Strich der Ausgabe eine tiefe logische Pause bezeichnet. In diesem Falle müßten wir aber eine mindestens ebenso starke Reimbrechung zugeben, wie die weggeschaffte.

Der einzige Ausweg bliebe nur der, den Anfang von Cap. XII nach v. 8305 zu verlegen. Dann würde Cap. XI mit dem Preise der Schönheit der jungen Isolt schließen:

sie zieret unde kroenet
wîp unde wîplîchen namen.
v. 8304 des ensol sich ir deheiniu schamen.

Auch dem Sinne nach scheint mir diese Trennung mindestens benso gut möglich als die in unserer Ausg abe.

Cap. XII, v. 8305:

Nu Tristan haete gesaget
von sîner frouwen der maget

. . . .

si haeten alle muot dâ van.
Jetzt ein einfacher Absatz: } Reimbrechung.
Der wol gemuote Tristan
der greif dô wider an sîn leben.

Dies würde der Manier Gottfrieds entsprechen; man vergleiche die Anfänge von

Cap. V: *Nu* kom es in kurzer stunde.
Cap. VI: *Nu* Tristan der ist ze bûse komen
unwizzende, als ir habet vernommen.
Cap. XIII: *Nu* Tristan der ist ze fride komen.

Besonders Cap. XIX:

v. 13101 *Nu* Tristan was gemuothaft.
. . . .
v. 13107 so ez an der zît alsô geviel
In den zîten kom ein kiel
ze Kurnewâle in Markes habe.

} Reimbrechung wie in unserem Fall.

Mir scheint nur das dem Stile Gottfrieds angemessen, daß er die angeführten 29 Mal frei, ungesucht und natürlich durch den zweiten Reim den Gedanken zum Abschluß gebracht hat und sich anderseits nicht scheute, bei dem Absatze, der in unserer Ausgabe die Grenze von Cap. XI und XII bildet, die Reimbrechung eintreten zu lassen.

Eine andere Art von logischen Pausen sind die, die innerhalb der einzelnen Capitel durch einen horizontalen Strich bezeichnet sind. Deren finden sich im ganzen Tristan 12, wovon 7 ohne und 5 mit Reimbrechung sind. Betrachten wir nun zunächst rein äußerlich, wie diese 12 Fälle auf die einzelnen Capitel vertheilt sind, so finden wir nichts Gesetzmäßiges.

(8) Capitel.	(12) Abschnitte.	(7) Ohne Reimbrechung.	(5) Mit Reimbrechung.
II	3	3	0
X	1	1	0
XII	1	0	1
XIII	2	1	1
XVIII	1	1	0
XXVII	1	0	1
XXIX	1	0	1
XXX	2	1	1

Unter diesen 5 Reimbrechungen finden sich zwei besonders starke: Cap. XIII, v. 9624:

Wie sie Tristan pflegen sollten, daz was ir meiste
———— unmüezekeit.
Hier under baete michel leit
sîn kiel und sîn geselleschaft.

} Reimbrechung.

Cap. XXX, v. 18689.

v. 18687 si dienten ime ze manegen tagen
turnieren, birzen unde jagen,
swaz kurzewîle er wolte pflegen.

Nu was ein herzentuom gelegen } Reimbrechung.
zwischen Britanje und Engelant,
daz was Arundêl genant.

Größer und daher für die Beobachtung maßgebender ist die Anzahl der kleineren, durch Einrückung bezeichneten Absätze innerhalb der einzelnen Capitel, die mehr oder weniger abgeschlossene Satzperioden darstellen. Ich habe hier alle 30 Capitel durchgeprüft in Bezug auf die Anwendung und Nichtanwendung und auch auf die Schwere der Reimbrechungen, aber auch nur ein annähernd allgemein giltiges Gesetz aufzustellen ist unmöglich.

In den Capiteln I und XXVI z. B. finden wir die Reimbrechung auf den Absätzen gar nicht angewendet. In Capitel I sind die 15 Ausgänge der vierzeiligen Strophen in Abzug zu bringen, in denen der Dichter, wie in allen Strophen des Gedichts, die Reime mit Absicht zusammenhält. Solche Strophen, die nach dem Ende des Gedichts zu abnehmen, finden sich im ganzen Tristan 24. In den übrigen 5 Absätzen des I. Capitels findet sich keine Reimbrechung. Ebenso fehlt in Cap. XXVI, wo die Verbannung Tristants und Isolts in einfach epischer Darstellung ohne eingeschaltete Strophen geschildert wird, jede Art der Reimbrechung auf den Absätzen.

Hält also Gottfried in diesen beiden Capiteln die Reime bei einschneidenden Pausen immer zusammen, so finden wir anderseits solche, wo die Reimbrechungen in diesem Falle überwiegen, wenn auch kein Capitel mit lauter Reimbrechungen auf den Absätzen vorkommt. Z. B.:

Cap.	XXII	7	Reimbrechungen	und 2	ohne Reimbrechung.
Cap.	VI	7	„	„ 6	„ „
Cap.	XIX	7	„	„ 5	„ „

Die verschiedensten Verhältnisse von Reimbrechungen und Nichtreimbrechungen finden wir vertreten.

In Capitel X doppelt so viele Reimbrechungen als Nichtreimbrechungen (24-12), in Capitel XX gleichviel von jeder Art (4-4), in den drei Capiteln V, XVIII und XXV zufällig 6 Reimbrechungen und 13 Nichtreimbrechungen.

Tabelle *A*.

	Capitel	Anzahl der Absätze	Absätze ohne Reimbr.	Absätze mit Reimbr.	Capitel	Anzahl der Absätze	Absätze ohne Reimbr.	Absätze mit Reimbr.
	I	21	21	0	XVI	11	9	2
	II	35	28	7	XVII	15	11	4
	III	8	6	2	XVIII	19	13	6
	IV	15	8	7	XIX	12	5	7
	V	19	13	6	XX	8	4	4
	VI	13	6	7	XXI	17	12	5
	VII	22	14	8	XXII	10	3	7
	VIII	13	11	2	XXIII	14	9	5
	IX	22	15	7	XXIV	20	13	7
	X	36	24	12	XXV	19	13	6
	XI	30	17	13	XXVI	5	5	0
	XII	19	12	7	XXVII	16	10	6
	XIII	30	22	8	XXVIII	11	8	3
	XIV	25	16	9	XXIX	19	12	7
	XV	17	12	5	XXX	24	14	10
Summa . .	...	..	..	..	30	545	366	179

Im Allgemeinen überwiegt, wie aus der Tabelle hervorgeht, das Zusammenhalten der Reime. Aber überall folgt Gottfried nur seinem Künstlersinn, nie wird er regelmäßig oder schablonenhaft. Dies zeigt sich auch in der Anordnung der Reimbrechungen innerhalb der einzelnen Capitel. Keine regelmäßige Abwechslung von Reimbrechung und Zusammenhalten der Reime in irgend einer Weise. Reimbrechung folgt auf Reimbrechung und Zusammenfassung der Reime auf Zusammenfassug und beide gemischt in beliebigen Verhältnissen.

Betrachten wir z. B. das Capitel XXII, so zeigt der erste Absatz keine Reimbrechung, dann folgen 7 Absätze mit Reimbrechung und endlich der letzte ohne Reimbrechung. In Capitel XX, wo sich Reimbrechung und Nichtreimbrechung die Wage halten, sind sie so vertheilt: 2 Reimbr. — 3 Nichtreimbr. — 2 Reimbr. — 1 Nichtreimbr. In Capitel II folgen von den 7 Reimbrechungen, die auf das sehr umfangreiche Capitel vertheilt sind, 3 aufeinander (v. **1605**, v. 1635 und v. **1653**).

Ich komme zu den Reimbrechungen, die innerhalb der Absätze einzelne Sätze mit einander verbinden. Man könnte meinen, daß der Dichter dieses, seine Diction so sehr verschönernde technische Mittel gegen Ende des Gedichts mehr ausgebildet hätte als zu Anfang, aber es findet keine Zunahme und Vervollkommnung statt, wie ich an einigen beliebig ausgewählten Capiteln nachweisen will. Ich wähle die ersten 200 Verse der Capitel II, V, VIII, XVI, XX, XXVI und XXX.

Cap.	II:	Auf	200	Verse kommen	20	starke	Reimbrechungen.
Cap.	V:	„	200	„ „	37	„	„
Cap.	VIII:	„	200	„ „	23	„	„
Cap.	XVI:	„	200	„ „	25	„	„
Cap.	XX:	„	200	„ „	40	„	„
Cap.	XXVI:	„	200	„ „	18	„	„
Cap.	XXX:	„	200	„ „	24	„	„

Die beiden Capitel V und XX, welche in den ersten 200 Versen bedeutend mehr Reimbrechungen zeigen als die übrigen, tragen diesen Charakter bis zum Schlusse.

Das Capitel V, wo uns die Jagdkünste Tristans in herrlicher Darstellung vorgeführt werden, ist auch an den Stellen, wo der rein epische Ton herrscht, reich an Reimbrechungen; doch wegen der zahlreich eingestreuten Dialoge will ich über dieses Capitel später handeln.

Das Capitel XX, diese kleine, hübsche, rein in Hartmanns Weise erzählende Episode von der Belauschung Tristans durch den Truchseß Marjodo wimmelt von Anfang bis zu Ende von Reimbrechungen, von denen viele sehr stark sind. Fast bei jeder größeren Pause finden wir sie angewendet; Zusammenhalten der Reime ist äußerst selten. In 221 Versen 43 Reimbrechungen. Besonders der Anfang häuft Reimbrechung auf Reimbrechung.

v. 13455 Tristandes lob und êre
die bluoten aber dô mêre

— —

ze hove und in dem lande.
si lobeten an Tristande } Reimbrechung.
sîne fuoge und sîne sinne.
er und diu küniginne } Reimbr.
si wâren aber frô unde fruot.
si gaben beide ein ander muot, } Reimbr.
so si iemer beste kunden.
In den selben stunden etc. } Reimbr.

Doch hält sich Gottfried auch hier fern von aller erkünstelten Übertreibung; laut vorgelesen ist das Capitel von der wohlthuendsten Wirkung für das Ohr. Umgekehrt sind auch diejenigen Capitel, wo die Reimbrechung weniger angewendet ist, von derselben Schönheit, denn der Leser und noch mehr der Hörer hat immer das Gefühl, daß das Zusammenhalten der Reime ungesucht geschieht.

Durch die vorhergehende Betrachtung hoffe ich nachgewiesen zu haben, wie wenig regelmäßig Gottfried in der Anwendung der Reimbrechung ist, und dies ist gewiß ein großer Vorzug seiner Diction. Aber auch positive Schönheiten verleiht dieses künstlerische Princip seiner leichten und gewandten Sprache. Die Reimbrechung ist das verbindende Band, das die schön und glatt gebauten Verse zusammenhält. Man muß doch annehmen, daß anziehende Episoden aus dem herrlichen Gedichte Gottfrieds an den Höfen vorgelesen wurden, und da gerade zeigt sich die Wirkung der Reimbrechung für das Ohr. Die Sätze reihen sich unmerklich zu einem harmonischen Ganzen aneinander in einer Weise, die keiner von des Tristansängers Kunstgenossen erreicht hat, nicht Hartmann, keiner von seinen Schülern, erst recht nicht der ihm in manch anderer Beziehung vielleicht überlegene Wolfram, dessen gehackte Diction, mitveranlaßt durch die seltene Anwendung der Reimbrechung in den an sich schon kurzen und knappen Sätzen, Gottfrieds Talent besonders hervortreten läßt.

Einen äußerst künstlerischen und effectvollen Gebrauch macht unser Dichter von der Reimbrechung bei der Einführung von Monologen oder Aussprüchen abwesender Personen, sowie hauptsächlich im Dialog, der im Tristan oft die schlichte epische Darstellung unterbricht.

Ich habe alle Stellen aus dem Gedicht ausgezogen, und wenn auch Gottfried sich hier wiederum keinem Zwange fügt, so läßt sich doch von dem Vorherrschen einer bestimmten Manier sprechen.

Der erste Vers des Monologs oder der einfach angeführten Aussage eines Dritten steht gewöhnlich in Reimbrechung mit dem vorher-

gehenden, der die directe Rede einleitet. Innerhalb der Rede wird dann, um sie als Ganzes erscheinen zu lassen, die Reimbrechung ziemlich häufig angewendet, wenn überhaupt längere Sätze vorkommen. Vielfach repräsentirt jeder Vers in der leidenschaftlichen Sprache einen Frage- oder Ausrufesatz, die dann nebeneinander stehen, ohne daß man gerade von Reimbrechung sprechen könnte. Am Ende des Monologs — besonders des viele Verse umfassenden — werden dann die Reime sehr oft zusammengehalten.

Man vergleiche z. B. den Monolog [v. 980—1074, also 94 Verse] der Blanscheflur:

v. **979** und (Bl.) sprach vil dicke wider sich: } Reimbr.
(Cap. II) „owê, got hêrre, wie leb ich!
wie unde waz ist mir geschehen?
ich hân doch manegen man gesehen,
von dem mir nie kein leit geschach;
. . . .

Es folgen nun ziemlich viele Reimbrechungen in dem Capitel (II), das sonst durchgehends eine beschränkte Anwendung derselben zeigt (auf 200 Verse 20), bis dann am Schlusse die Reime zusammengehalten werden.

v. 1071 der süeze herzesmerze,
der vil manc edele herze
quelt mit süezem smerzen, } Reime zusammengehalten.
v. 1074 der liget in mînem herzen."
v. 1075 Nu daz diu hövesche guote etc.

Füllen die Einführungsworte wie hier — und sprach vil dicke wider sich — einen ganzen Vers aus, so finden wir die Reimbrechung fast immer. Z. B.:

v. **10489** Brangaene diu sprach aber z'ir: } Reimbr.
„nu, liebin frouwe, volget mir
. . . .

v. **2791** sprach aber der hövesche Tristan: } Reimbr.
„lât stên! durch got, waz gât ir an?
v. **3041** Aber sprach der guote Tristan: } Reimbr.
„nû nemet iuwer hût hin dan etc.

Füllen die Einführungsworte keinen Vers aus, sondern ist das 'sprach er' oder 'sprach si' einfach in den ersten Vers der directen Rede eingeschaltet, so tritt sehr häufig keine Reimbrechung mit der vorhergehenden Erzählung ein. Z. B.:

v. 3273 den jäger den besande er dar -
„sage an“, sprach er, „wer ist diz kint
des wort sô wol besniten sint?“ } Keine Reimbrechung.

v. 3165 Sus kômen sî zem bürgetor:
Tristan gebabete dô dâ vor.
„ir hêrren“, sprach er aber dô z'in, } Keine Reimbr.
„ich enweiz, wan ich iu fremede bin,
wie iuwer keiner ist genamet.

Ich habe gesagt: es tritt keine Reimbrechung mit der vorhergehenden Erzählung ein; gehen directe Worte vorher, so ist das Verhältniß anders, wie wir beim Dialog sehen werden. Diese Beobachtungen, die sich aber auf den ganzen Tristan, auf jedes beliebige Capitel in gleicher Weise anwenden lassen, beziehen sich also nur auf die Einführung des Monologs und der vereinzelt in die Erzählung eingestreuten Worte eines Dritten; vom Dialog kommen die Worte der zuerst redenden Person hinzu, die sich an die Erzählung anschließen.

Die übrigen Theile des Dialogs sind von Gottfried mit großer Meisterschaft behandelt, künstlerisch im höchsten Grade und doch natürlich, dem Leben und seinem Verkehr abgelauscht. Frage und Antwort, Rede und Gegenrede werden durch die Reimbrechung zusammengehalten. Der Hörer wird schon durch den letzten Vers der Frage auf den ersten der Antwort vorbereitet, und das Ende des Dialogs schließt dann häufig mit dem Zusammenhalten der Reime.

Die Beispiele für diese wichtige Erscheinung, welche durch den ganzen Tristan zu verfolgen ist, entnehme ich dem XVII. (das Geständniß) und dem V. (die Jagd) Capitel, die besonders reich an Dialogen sind; doch will ich auch Beispiele anführen aus den Capiteln II, XVI etc. Z. B.:

Tristan und Isolt gestehen der Brangaene ihre Liebe.

v. 12082 Si (Brangaene) gesaz in eines tages hî
heinlîchen unde lîse
diu stolze, diu wîse: } Keine Reimbr. zwischen Erzählung und dem Beginn des Dialogs.
v. 12085 „hie ist niemen“, sprach si, „wan wir driu:
saget mir ir zwei, waz wirret iu?
ich sihe iuch z'allen stunden
mit trahte gebunden,
siuften, trûren unde klagen.“ } Reimbr.!
höfsche, getorste ich'z iu gesagen,
ich sagete ez iu“, sprach Tristan. } Reimbr.!
„jâ hêrre, vil wol sprechet an;

swaz ir welt, daz saget mir!" } Reimbr.
„saelegiu, guotiu", sprach er z'ir,
i'n getar niht sprechen vürhaz,
irn gewisset uns ê daz
mit triuwen und mit eiden,
daz ir uns armen beiden
guot unde genaedic wellet wesen: } Zusammenhalten der Reime am Ende des Dialogs.
anders sô sîn wir ungenesen."

Ferner Cap. V:

v. 3095 Tristan erzählt seine Abkunft.
v. 3121 i'ne weiz, wie'z iu gevalle." } Reimbr. !
v. 3122 „â trût kint", sprachen s'alle
. . . .
v. 3133 „dîn hövescher vater, wie nante er dich?" } Reimbr.!
v. 3134 „Tristan", sprach er, „Tristan heiz' ich."
v. 3153 „ei", sprach er, „lieber meister mîn,
saget waz bürge mao diz sin?
diz ist ein küniclîch kastêl." } Reimbr. !
der meister sprach: „(deist) Tintajoêl."
„Tintajoêl? â welch kastêl! } Reimbr.!
dê te sal, Tintajoêl
und allez dîn gesindel" } Reimbr.!
„â wol dir süezem kinde"
sprachen sîne geverten dô
„wis iemer saelic unde frô
und dir müez' alse wol geschehen, } Zusammenhalten der Reime am Ende des Dialogs.
alsô vil gerne wir'z gesehen!"

v. 3167—3187 spricht Tristan:
v. 3187 und ob ez iu gevalle." } Reimbr.!
„jâ, trût kint", sprachen s'alle
„swie sô du wilt, als wellen wir." } Reimbr.!
„diz sî, sprach er, nu lîhet mir

In Capitel V finden sich noch mehr Beispiele.

Capitel II. Die Stelle, wo Isolt ihrer Erzieherin ihre Liebe zu Tristan gesteht:

v. 1211 ir hende sî zesamene vielt,
flêhlîche sî die vür sich hielt:
„ach mînes lîbes!" sî do sprach,
„ach", sprach si, mînes lîhes, ach,

ach, herzeliebiu meisterîn,
nu tuo mir dîne triuwe schîn,
der vil und wunder an dir ist!
. . . .
v. 1223 dune helfes mir, sô bin ich tôt." } Reimbr.
„nu, frouwe, waz ist iuwer nôt
und iuwer klägelîchez klagen?" } Reimbr.! (nicht stark, weil die Antwort nur eine Zeile umfaßt).
„ei, trût, getar ich dir'z gesagen?
„jâ, liebiu frouwe, sprechet an!"
„mich toetet dirre tôte man,
von Parmenîe Riwalîn:
. . . .
ich engân dir niemer nihtes abe, } Zusammenhalten der Reime.
v. 1236 die wîle und ich daz leben habe.

In derselben Art finden wir die Reimbrechung angewendet in Capitel XVI (Minnetrank), v. 11576 ff.; ferner v. 11962, 12127 u. s. w.

Daß aber Gottfried bei der Anwendung der Reimbrechung auch in diesem Falle nicht nach einer bestimmten Regel seine Kunst gehandhabt hat, zeigen viele Beispiele in denselben Capiteln neben den vorher angeführten. Besonders fällt dies auf am Schlusse des Dialogs, wo in den bisher angeführten Beispielen die Reime meist zusammengehalten waren. Doch finden sich viele Fälle, wo der Schluß des Dialogs mit der folgenden Erzählung in Reimbrechung steht, z. B. v. 1423, v. 1563 (starke Reimbrechung zwischen dem Schlusse des Dialogs und der Erzählung), v. 1635 etc. Im Allgemeinen überwiegt das Zusammenhalten der Reime in diesem Falle.

Weit besser als alle Schüler Gottfrieds hat nun der fast 100 Jahre später dichtende Heinrich von Freiberg dem Meister die kunstvolle Anwendung der Reimbrechung abgelauscht. Im Ganzen ist das Princip seltener als Schmuck der Diction benutzt, im Übrigen läßt sich kein Unterschied constatiren, wie die folgende Tabelle zeigt.

Tabelle *B*.

	Capitel	Absätze ohne Reimbr.	Anzahl der Absätze	Absätze mit Reimbr.	Capitel	Anzahl der Absätze	Anzahl der Absätze	Absätze mit Reimbr.
	I	26	27	1	VII	5	6	1
	II	11	11	0	VIII	13	17	4
	III	20	21	1	IX	4	5	1
	IV	15	16	1	X	16	17	1
	V	3	8	5	XI	15	20	5
	VI	4	7	3	XII	19	24	5
Summa . .	...	..	..	..	12	151	179	28

Wie Gottfried ist Heinrich frei von jeder Künstelei, und wie sehr er auch in anderer Beziehung hinter dem unsterblichen Meister zurücktreten mag, den künstlerischen Gebrauch dieses metrischen Princips hat er bis in die Details erfaßt und auch dadurch seiner Sprache den Gottfriedischen Charakter gegeben.

WISMAR, 2. November 1887. O. GLÖDE.

ZUM SEIFRID HELBLING.

Der neueste Herausgeber hat sich bei der Herstellung des Textes der Überlieferung möglichst treu angeschlossen und ist damit der ursprünglichen Fassung näher gekommen. Doch scheinen mir, auch nach den Besprechungen von Martin (Anzeiger f. deutsches Alterthum XIII, 152—155) und Paul (Literaturblatt 1887, 154—158) in Text und Anmerkungen einige Besserungen und Nachträge nöthig.

V, 13—14:

Sô mir die Unger nement rê,
sô vert er jagen hin ze lê.

Karajan führt als Lesart der Hs. an (Zs. 4, 120): „*rex, lex*", Seemüller: „*rex* (oder *rep*?), *lex* (oder *lep*?)" . Es ist offenbar *rep* : *lep*

anzunehmen, und dies entspricht der Mundart des Dichters, denn *w* wird bairisch im Auslaut zum Verschlußlaut. Im Vokalspiel ist zwar *lê, rê* mit *gê, stê, mê* gebunden, aber dessen Reime beweisen nichts für die Aussprache des Verfassers (vgl. Paul, Literaturblatt 1887, 154).

VI, 9 Martins Besserung: *geriht als ein gert* (Anzeiger XIII, 154) ist einleuchtend. Die Gerte als Bild für aufrechte Haltung: Konrads Trojanerkrieg V. 20006. 7 (Keller) und Gr. Myth.[4] 814. Derselbe Vers, aber *ruote* statt *gerte* im Engelhard, V. 3000 und Haupts Anmerkung.

VI, 150: *Si gwunnen sust und gerne wol.*

Die Lesart der Hs. *sust ungern* (Karajan *sus vugn*[1]) gibt einen guten Sinn: Wenn es zum Kriege käme, so würden sie nicht leicht wohl Weizen und Korn bekommen. *Gern* in der Bedeutung 'leicht, wohl, vielleicht' ist allgemein obd., vgl. Schmeller Fr. I, 936, Schöpf, Tirol. Idiot. 187, Schmid, Schwäb. Wb. 228, Staub-Tobler II, 427, fürs mhd.: Mhd. Wb. I, 535 und Behaghels Anmerkung zu Eneide 7518. Das Gegentheil ist *ungerne* = 'nicht leicht', vgl. Staub-Tobler a. a. O.

XIII, 80—86. Derselbe Gedanke bei Suchenwirt X, 74—85. Bei der schablonenmäßigen Manier der Wappendichtung ist es denkbar, daß dieses Motiv ein öfter angewandtes war, und es braucht also nicht angenommen zu werden, daß es Suchenwirt direct aus S. H. entlehnt hat.

XIII, 129 *ûfgebrieren* wird mit J. Grimm, Zs. f. d. Alt. 4, 281 zu *brîsen* gestellt. Dem Sinne nach paßt besser *ûfbriuwen* aufrühren, anstiften (Lexer, 2, 1689). Auch lautlich ist diese Participialform erklärlich als Nachbildung der im Bairischen sehr beliebten r-Formen *schriren, spiren* (Weinhold, bair. Gramm. §. 268).

XIII, 154 *Stantbîderfletschen* wird doch wohl von *Îlinzgrap* angeredet, das Anführungszeichen gehört also vor *St.*

I, 175: *oben sam neyger drauch.*

Mit *neyger* = *nabiger* (Karajan, Zs. f. d. Alt. 4, 6) ist nichts anzufangen, auch wenn man *drûch* in der sonst unbelegten Bedeutung = *swertes chilz* (Schönbach, Mittheilungen aus altd. Hss. I, 23) nimmt. Es ist wohl einfach verschrieben aus: *sam in eyner drûch*. Ähnlich ist *in* mit dem folgenden Worte zusammengeschmolzen I, 851 *mainem* statt *in einem*, VIII, 787 *mòsterlandt* corrigirt in *Inòsterlandt*. Es bedeutet dann: er ist so festgeschnürt wie in einer Falle, vgl. Walthers Vokalspiel *ê daz ich lange in selher drû beklemmet wære*. In diesem Falle ist nicht die Gestalt des *muoders* — denn um dieses handelt es sich, wie V. 176—177 zeigen — sondern die Wirkung des engen Einschnürens

24*

gemeint (vgl. Karajan Zs. 4, 251 in tantum etiam artabant fere omnes tunicas u. s. w.). Damit kann auch *cheuerpeunt* V. 177 in Einklang gebracht werden, eine Peunt für einen Käfer, so eng, daß nur ein Käfer darin Platz hat. Es mag dabei auch an den eng geschnürten Leib mancher Käfer gedacht sein. Man braucht dann *cheuerpeunt* nicht für einen Eigennamen zu halten, wodurch außerdem die Stelle nicht klarer wird, noch mit Seemüller in *twerpiunte* zu ändern.

I, 184—185: *hert îsen unde grebel,*
örter zuo den slozzen.

Grebelörter scheint éin Wort zu bilden. Enjambements sind bei S. Helbling häufig (Einl. S. LXXV). Nicht die ganzen Grebel (Werkzeug, Rüben auszugraben, Schmeller Fr. I, 982), sondern nur die eisernen Spitzen tragen sie in den Ärmeln. XIII, 163 ist dann für das handschriftliche *Grölnörtt* statt *Grebelhart* mit leichterer Änderung *Grebelort* einzusetzen. Dafür spricht auch, daß ein anderer Schnapphahn den Namen eines weitern in den Ärmeln verborgenen Instrumentes *Geizfuoz* trägt. (XIII, 171 = I, 189). Auch *Hertîsen* wird als ein Wort aufzufassen sein. Und zwar ist es wohl das nämliche wie *aerdîsen* in Karajans Sprachdenkmalen 6, 16 (Mhd. Wb. I, 756). Beide aber scheinen Entstellungen aus *artîsen* (vgl. *arthouwe* Lexer I, 757), das so viel ist wie *pfluocîsen,* wie sich aus der Stelle bei Karajan ergibt.

I, 282: *diu kornsât hât im gevaelt.*

Der Schreiber hatte *Ney Thorn satt* geschrieben, welches der Verbesserer in *Deu chorn satt* änderte (Karajan Zs. 4, 9). *Ney* führt auf *neӱ* = nein: Keine Saat hat ihm fehlgeschlagen. Oder ist *ney* verschrieben aus *nye?*

I, 400 *klunkel.* Es sind folgende drei Wörter zu unterscheiden: 1. *lumbus, lumbel.* 2. *Die Lanken* (Schmeller Fr. I, 1493). Beide bedeuten nicht nur Lende, sondern auch Nieren, dann überhaupt Eingeweide. 3. *Lungel* (pulmo), *Glüng* = Lunge und sämmtliche edlern Eingeweide (Schm. I, 1493). Durch die Ähnlichkeit in Laut und Bedeutung entstehen Mischformen, z. B. *lungelbrâte* = Lendenbraten (Lexer I, 1984); nebeneinander *Lungenbraten, Lungelbraten, Lunkenbraten* (Schmeller a. a. O.). Auf ähnliche Weise scheint *klunkel* zu erklären aus *Lungel* und *Glüng* mit Einwirkung von *Lanken,* also ein Gericht aus den Eingeweiden, das nämliche wie *beischerl* I, 1014.

I, 430: *ich viselet iu ein ohsendiech.*

Hs. *viselieht.* Der Überlieferung näher steht: *ich visel eht iu.* Das

veraltete *eht* wurde von dem Abschreiber des XVI. Jahrhs. nicht mehr verstanden.

I, 657. Die Lesart der Hs. kann beibehalten werden: *daz man im niht des enlie* : *Rinder, schâf, swîn und lamp* u. s. w., „daß man ihm nicht Folgendes" oder „nichts von Folgendem ließ". Dann ist der Satz mit V. 662 abzuschließen.

I, 789—790:

die vînd einen scherben
habent niht gesocht vor im.

Hs. „*geusacht* (oder *-socht*)". Mit leichter Änderung ergibt das passende *gevlæht*. Die Vorlage hatte wahrscheinlich *geulóht*, *l* hielt der Abschreiber für langes *ſ*, wie umgekehrt *ſ* für *l* in *imilt* statt *im iſt* II, 354. Nicht das Geringste haben die Feinde vor ihm in Sicherheit gebracht. Ähnlich Parz. 419, 24 *ine gevlæhe nimmer vor iu huon.*

I, 994—995:

'frou, daz ist billîch, zeiner stunt
sô spîs in lîht iuwer munt.

Die Lesart der Hs. *so leithe speise in eurn munt* führt eher auf *sol iht spîse in iuwern munt. iht* war dem Abschreiber unverständlich. Die Magd billigt das Verfahren der Hausfrau, hinter dem Rücken des Gemahls es sich wohl sein zu lassen.

I, 1149 und Anmerkung S. 313 „*vilzel* ist wohl ein Stückchen Filz, mit dem die Wange gerieben wird". Als Deminutiv zu *vilz* wird es auch im Mhd. Wb. und bei Lexer angegeben. Aber sowohl an unserer Stelle als an der von Bech Germ. 28, 385 beigezogenen kann es nur ein rothes Schminkemittel sein. Als solches faßt es offenbar auch Bech auf (Luxusartikel zum Schminken). Es ist wohl eine volksthümliche Umbildung des italienischen *verzino,* venetianisch *verzelà,* fleischfarbig, das Diez Wb.[3] I, 82 für identisch mit *brasil* hält. Dieses „Holz zum Rothfärben" wurde aus dem Orient bezogen (Diez a. a. O. 81). Denkt man sich Venedig als den Stapelplatz für die österreichischen Lande, so erklärt sich leicht die Entlehnung des Wortes aus dem Italienischen.

II, 16 *gerner,* Hs. *gerne.* Über *gerne — danne* für *gerner — danne* vgl. Rückert Anm. zu König Rother V. 1575 und Lambel, Steinbuch Anm. zu V. 518. (Ebenso ags. *thonne* nach Positiv, vgl. Zs. f. d. Phil. IV. 193, Anglia I, 185. O. B.)

II, 73. und Anm. S. 317. *stampfhart* ist das nämliche wie *Stan fort* (bei Schultz, Höfisches Leben I, 271) und demnach ein ursprüng-

lich in England verfertigter Stoff (Stanford, Grafschaft Lincoln); vgl. auch Lappenberg, Engl. Geschichte I. 623.

II, 370: *umb diu durchgründen wart.*

In der Anmerkung zu Reuaus V. 279 (Wagners Archiv S. 239) citirt Lambel aus Rosenblüt „*der aller creatur ist ein befrider, dem durchgründen si all sein glider*“: Die Hassigen und Neidigen verleumden und beschimpfen selbst die Glieder Gottes, durchwühlen sie bis zum Grunde, um an ihnen schlechte Eigenschaften zu finden. Oder ist *durchgrinden* zu lesen? Vgl. Reuaus 281 ff. *Es nennt auch ein zornig man Das got nie an im gewan, So er spricht unglück, laus und grint, Die an got nie kumen sint.* Dann wäre es hergeleitet aus der Beschimpfung *grint* und beeinflußt durch *grînen.* Das Schwören bei den Gliedmaßen Gottes wird in der altengl. Literatur mehrfach erwähnt, vgl. Mätzner, altengl. Sprachproben I, 129, 11 und dessen Wörterbuch 2. Abth. S. 185ª. Übrigens wird man an unserer Stelle lesen müssen: *umb diu durchgründunden wort*, woraus sich die handschriftliche Entstellung leicht erklärt.

II, 407—412. Das Geschichten, aus Gregors Dialogen, wird ausführlich erzählt im Renner 13, 686—711.

II, 1044: *daz ir bî iu selben sît.*

Zur Erklärung muß VIII, 819—820 verglichen werden: *ich kêr allen mînen sin, daz ich bî mir selben bin.* An dieser Stelle passen die Auffassungen Pauls (Literaturblatt 1887, 157) und Seemüllers (Anm. zu II, 1044 erste Hälfte) nicht. Auch VIII, 819 hat zu wenig Charakteristisches, so daß die Bedeutung der Phrase nicht scharf umrissen hervortritt. Eine sinngemäße Übersetzung wäre, im Anschluß an das nhd. 'bei sich sein', nur prägnanter: 'bei richtiger Besinnung sein, genau wissen oder überlegen, was man zu thun hat, so daß man sich auf sich selbst verlassen kann, mit sich selbst im Reinen sein.' Dies würde der zweiten Auffassung Seemüllers nahe kommen, jedoch ist der Ausdruck in II, 1044 so gut wie VIII, 820 allgemein zu fassen und an eine historische Anspielung nicht zu denken. — *Bî sich selben sîn* = bei Sinnen sein ist zu vergleichen mit: *zime selbin comen, ze (sînen) sinnen komen* bei Kinzel, Lampr. Alex. Anm. zu V. 1816, wo u. a. noch auf D. Wb. 5, 1669 verwiesen ist. Hildebrand hat dort die Begründung der Ausdrucksweise schön auseinander gesetzt. Vgl. noch daselbst *von im selben kumen,* ferner I, 1349 *bei sich sein* und I, 1031 *aus sich sein.*

II, 1296. *Rüebentunst* als Spottname für die Spielleute. Man vergleiche hiezu die Fabel Heinrichs von Mügeln (W. Müller, Nr. III,

S. 12), worin die anmaßlichen und stümperhaften Singer gerügt werden: *Ein gans die sprach, si wêre ein meister aller kunst: si sorget kleine vor den swêren ruben dunst, wie das ir muter drinne gesoten wêre.*

II, 1448: *ein valsch ros erhunken.*

Seemüller hat mit Unrecht die Conjectur Bechs (*valwez ros*, Germ. 28, 386) verworfen, vgl. Jähns, Roß und Reiter I, 46: „Für die schlechtesten Pferde galten die Falen", worauf eine Reihe Belege folgen, u. a. Sprichwörter und Priameln. Ebenso in Nr. LIII der von K. Euling herausgegebenen Sammlung (Hundert noch ungedruckte Priameln des XV. Jhs., Göttinger Beiträge II, 1887). Also gerade in den Priameln war ein fahles Pferd ein üblicher Terminus. Auch Cundrîes *mûl* ist *val* (Parz. 312, 7). Endlich gibt noch eine Menge von Citaten das D. Wh., Bd. III, 1240 und 1267—1268.

III, 125 und Anm. Über *rôter munt* in der Bedeutung Mädchen, Frau vergleiche außerdem A. v. Keller: die altdeutsche Erzählung vom rothen Munde, Anm. zu V. 353; auch Strauch, Anm. zu Marner II, 46.

III, 163 und Anm.:

swîe sô ich arme taet.

Hs. *dem arme* kann bestehen bleiben: Wenn ich so mit dem Arme umgienge, daß sich von ihm aus eine Geschwulst hinaufblähte bis an meine Wangen.

IV, 12—15 ist zu interpungieren: *wunderlîch was der kneht,* **mir** *ze lîden swaere sîn frâge, sîniu maere wâren wunderlîche.* Das beweist IV, 139: *lâ dir mîn frâg niht wesen swaer.*

XV, 69—71. Folgende Interpunction scheint mir vorzuziehen: *zem sumer einen zendâl under einem huote, hin zetal einen roc ân suknkenîe.* Während der Winterhut mit Pelzwerk versehen ist (*vêher huot* V. 66), wird beim Sommerhut Zendal verwendet. *underm huot* bedeutet den *underzoc* (vgl. Anm. zu III, 371), das Futter, wie auch II, 67 *underm huot ân haerîn tuoch* (ohne Pelzwerk). Möglich ist, daß dieses Zendalfutter noch weit über den Hut hinausreichte, dann würde *hin zetal* noch zu der Beschreibung der Kopfbedeckung gehören. Doch ist an die spätern Sendelhinden noch nicht zu denken.

XV, 330—331 Interpunction:

daz setze got ze buoze
aller unser vordern sêl!

Wenn unsere Vorfahren unsere Schande schauen würden, so wäre dies für sie eine Strafe, so groß, daß sie damit einen Theil ihrer Sünden abbüßen könnten (*wîze* V. 335). Möge Gott es ihnen als Buße

in Anrechnung bringen. Der Sing. *sêl* in Bezug auf einen Plural, wie in Ezzos Gesang V. 12, erklärt sich als festgewordene Redensart wie *got sî mîner u. s. w. unserer sêle etc. gnaedic.*

XV, 456 und Anm.:

der hof wirt entlendet,
daz man in siht blôzen.

Die Erklärung *entlenden* = ausschiffen ist zu künstlich. Dem Dichter schwebte als Bild die Entblößung der Lende vor, und er bildete sich dazu nach dem Muster von *enthoupten, enthenden,* aber sprachlich in diesem Falle nicht ganz richtig, das Zeitwort *entlenden.* Correcter wäre *entlendenieren.*

XV, 853: *des hant geschuof den êrsten man,*
der tuo uns aller sorgen ân. Amen.

sieht aus wie der Schlußzusatz eines Schreibers.

VIII, 212—213:

zwiu möht sie spil gewunnen
wâgen, daz ir viele wol?

Die Übersetzung in der Anmerkung „das ihr zugefallen wäre" gibt den Sinn nicht ganz entsprechend wieder; es heißt, wie Jänicke Zs. 16, 416 überträgt: das für sie günstig ausgefallen ist. Das Bild ist vom Wurfzabel genommen, die Würfel sind *wol gevallen,* im Gegensatz zu *vervallen* (Lexer 3, 285 und Mhd. Wb. II², 500ᵇ). — Das gleiche Bild, aber vom Schâchzabel, in Lutwins Adam und Eva 487—498.

VIII, 443: *die liute sint sô benzlîch.*

Hs. *wensleich.* Seemüllers Änderung wird von Martin (Anzeiger XIII, 154) verworfen. Auch alle andern bisherigen Conjecturen genügen nicht. Ich möchte *venzlîch* vorschlagen, als Ableitung zu *vanz, nebulo. Vanz* berührt sich eng mit *fant,* „Knabe, Bub, gern mit dem Nebensinn eines leichtfertigen Menschen, Schalkes uud Gecken". Über beide und deren Ableitungen D. Wb. 3, 1318—1321 und 1527, Schmeller Fr. I, 738—740. Unter letzteren stehen *venzlich* nahe: *fantlicht* (Schm. 734) stutzermäßig und *fänzig* galant etc. vgl. Schm. 735, wo die Beispiele gerade von besonders eleganter Kleidung, mit dem Nebensinn des Übertriebenen, genommen sind; Schmid, Schwäb. Wb. 1, 176 *fänz machen* prahlen, Wind machen; Höfer, Etym. Wb. I, 197 *fanzen* kindisch thun, ebenso Schöpf, Tirol. Idiot. 119.

VIII, 657—672. Die Erklärung der Stelle gibt Roth von Schreckenstein, Die Ritterwürde und der Ritterstand S. 324 (nach Seemüllers Ausgabe erschienen). Gold zu tragen ist ein Vorrecht der Ritter, den

Knechten ist nur Silber erlaubt. Der Edelknecht von 30 Jahren sollte aber Gold tragen, d. h. Ritter sein. Die in der Anmerkung zu V. 660 ausgesprochene Vermuthung trifft also nicht das Richtige. Auch ist unter dem Goldschmuck nicht zunächst die Schwertfessel zu verstehen (Anm. zu V. 667), sondern das hauptsächlichste Abzeichen des Ritterstandes, die goldenen Sporen, dann der goldene Ring und die Spangen am Gewande, vgl. den von Bartsch md. Gedichte herausgegebenen Ritterspiegel, Einleitung S. XXVIII ff. und, unter andern Versen, besonders V. 850, 1249 ff., 1583 f., 1660; den technischen Vorgang zeigen 1695—96 *Wo man vorgulte spangin macht, Daz golt man uf daz silbir sled.* Die Schmuckgegenstände sind also nicht aus reinem Gold, sondern silbervergoldet. Die Beispiele dafür, daß Gold das Abzeichen des Ritterstandes ist, sind häufig; außer den in der Anmerkung zu V. 667 citirten Versen Suchenwirts z. B.: L. L. S. II, 11, V. 15—20 (vom Teichner) und III, 305 ff., Neidhart S. 231 und Strauch, zum Marner IX, 19. 20; fürs XV. Jahrh. Krieg, deutsches Bürgerthum im M. A. S. 581, V. 133; fürs XVI. Birlinger, Aus Schwaben II, 457.

VIII, 1061—65. Das Gerücht, daß Hermann, Herzog von Österreich und Steiermark und Markgraf von Baden eines unnatürlichen Todes gestorben, hatte weitere Verbreitung, siehe Reusner opus geneal. kath. (Francofurti MDXCII) fol. 513: obiit ... non absque suspicione veneni. Gegen Reusner, offenbar gerade gegen die angeführten Worte, polemisirt Sachs, Einleitung in die Geschichte der Marggravschaft Baden I, 368: „Ja es haben einige Schriftsteller sich nicht gescheuet zu melden, er sey eines gewaltsamen Todes durch beygebrachtes Gift, gestorben.“ Zu V. 1064 vgl. Diemer, D. Gedichte Anm. zu V. 220, 2—3 (am Schluß): *Da von noch niemant waiz Ÿber al der welt chraiz, Wa chuenig Etzel ye hin cham.*

VIII, 1203—1229. Ich glaube nicht, daß diese ganze Partie als Rede des Knechtes aufgefaßt werden darf. Der Herr schildert die wichtigsten Ereignisse der letzten Jahrzehnte. Ausführlich verbreitet er sich über König Rudolf. Da fällt ihm der Knecht in die Rede V. 1204—1207. Aber der Herr fährt in der Erzählung von Rudolfs Thaten ruhig fort und kommt auf die jüngste Vergangenheit zu sprechen mit V. 1221: *nû ist der ander künic tôt umb disiu lant, daz ist ein nôt, und eîn werder herzog* — hier hält der Herr plötzlich ein, er scheut sich, über die unerquicklichen Zustände der Gegenwart offen zu reden. Darauf der Knecht, dies merkend: *lieber herr, sô iuch*

betrâg, sô lât diu maer an der stunt u. s. w. Ist dies richtig, so redet der Knecht V. 1204—1207, der Herr 1208—1223, darauf wieder der Knecht 1224—1229. In dieser Annahme bestärkt mich eine Änderung, die mir im Texte nothwendig erscheint. Nämlich V. 1219 *dâ sag dem künic niemen van* hat die Hs. *niem,* und dieses ist diesmal in *niene* zu bessern, nicht in *niemen,* wofür es allerdings sonst in der Hs. sehr oft steht. Die Aufforderung an den Knecht, von diesen letzten Dingen dem König nichts zu sagen, entspricht ganz der Situation; der Herr heißt ihn ja dem König diese ganze Geschichte vortragen.

IX, 59 und Anmerkung. *lancleben* ist, wie die Wörterbücher zeigen, nicht so selten, vgl. auch v. Monsterberg-Münckenau, der Infinitiv in den Epen Hartmanns von Aue S. 173. Abschreiber lassen es für älteres *lanclîp* eintreten, so Freidank 177, 5 die Hs. B, Renner V. 23770 die Hss. I²Bg. Umgekehrt setzen neuere Herausgeber *lanclîp* ein für *lancleben,* hezw. *langez leben*: Bech, arm. Heinrich 720, Bartsch, Albr. v. Halberstadt XVI, 192.

X, 85: *jube, domne, benedicere!*

ist aus dem Brevier; die Vorschrift lautet: Si autem post Vesperas immediate sequatur Completorium, dicto Fidelium animae ... incipitur Versus *Jube, domne, benedicere.* Die Bedeutung dieser Worte erklärt in mystischem Sinne Hugo v. St. Victor spec. eccl. III, 342 (Migne); ferner Honorius Aug. gemma animae Sp. 618 (Migne), im deutschen Lucidarius (Karlsruher Hs. aus St. Georgen Cod. pap. Germ. LXX, fol. 25ᵇ) *Da sprich der leser Jube dn̄e bn̄dicè Damit betütt er Daß nieman predigen sol on vrlob.* Dem Dichter konnten die Worte schon aus dem kirchlichen Gebrauche bekannt sein, Einwirkung des deutschen Lucidarius braucht nicht angenommen zu werden.

VII, 12 *mirabilis deus* ist aus Psalm 67, 36. Vgl. übrigens Schröder, Sanct Brandan S. 44.

VII, 290: *wer mac der ander vîent sîn?*

Hs. *voent* (nach S. LXXXVI). Die Vergleichung mit 270 ff. und 304 ff., wo immer zuerst der Fahnenträger genannt ist, macht wahrscheinlich, daß *vener* statt *vîent* zu lesen ist. Die Vorlage mochte *vaenr* gehabt haben, woraus die Entstellung in *voent* leicht abzuleiten. V. 928 hat die Hs. richtig *venr.*

VII, 537: *sô füert die fünften schar bereit.*

Man erwartet *breit,* denn dieses ist das gewöhnliche nur des Reimes wegen gesetzte Epitheton zu *schar,* so V. 291, 462, 561, 574, 654, 824; *schar bereit* nur V. 348, aber hier als charakterisirender und

wohl begründeter Ausdruck. Vgl. übrigens Kinzel, Anm. zu Lampr. Alex. V. 3760.

VII, 273: *ûz Abrahames gêren.*

Hs. *guetten*. Es muß heißen: *Abrahames garten*. Darunter wird auch sonst das Paradies verstanden, vgl. Mhd. Wb. I, 5, Gr. Myth.[4], S. 1020, 1039, Nachtrag S. 371, HMS. III, 223[b] und nach einem andern Drucke in etwas anderer Fassung bei Robertag, Narrenbuch 244, 2612.

PFORZHEIM, 27. Mai 1888. G. EHRISMANN.

ZU REINKE DE VOS.

Bei den nachfolgenden Bemerkungen citire ich nach der Ausgabe von Prien.

214. *'Ja', sprak Isegrym, 'eyn gud morsel*
Hebbe ik dy vorwaret, holt unde eth,
Begnage yd wol, yd is wol veth.'

Schröder erklärt *holt* = *hol it*, was unmöglich ist. Es ist entweder = *holt it* oder wahrscheinlicher = *holt* von *holden* : halt (nimm) und iß.

808. *He leep, dar he welke honre wyste;*
Der nam he eyn unde leep ok seer
Al nedderwert by deme suluen reuer.
He dede syne maeltyd myt deme sulften hoen
Unde ghynck vort, dar he des hadde to don,
Na deme reuer unde dranck ok tho.

Schröder erklärt *dar he des hadde to don* 'als er das Bedürfniß danach fühlte'. Ich vermuthe, es soll heißen 'wo er es zu thun pflegte'. Die Thiere des Waldes haben ihre bestimmten Stellen, wo sie zur Tränke gehen.

1002. *Spyse gheyt hir gantz rynge to.*

togan wird von allen Herausgebern mit 'vorhanden sein, vorkommen, sein' übersetzt, was den Sinn ja trifft, aber warum nicht wörtlicher mit 'zugehen, gelangen'? = 'hierher gelangt, kommt'. Vgl. Gerhard von Minden 21, 32: *se geit mit kraft mi jutto to.*

2300. *Wo luttyk wuste he, dat de deue*
Em synen schat hadden ghenomen!
Ja, haddet em ok mogen vromen
Alle de werlt to den stunden,
He en haddes nicht eynen pennynck ghevunden.

Hoffmann übersetzt: 'Ja, hätte es ihm auch eben jetzt die ganze Welt, Alles verschaffen können.' Ebenso Lübben: 'hätte es (nämlich das Geld) ihm auch jetzt die ganze Welt verschaffen können'. Ganz ähnlich übersetzt Schröder, d. h. alle machen *alle de werlt* zum Objecte. Einen bessern Sinn aber gibt es, meine ich, wenn man *alle de werlt* zum Subjecte macht. Der König ahnte nicht, daß die Diebe ihm seinen Schatz genommen hatten; ja, hätte auch die ganze Welt es ihm (wieder) verschaffen wollen, er hätte keinen Pfennig davon gefunden, nl. so sicher war der Schatz geborgen.

2326. *Dar twalff hundert kempen by namen*
Van Isegryms magen al in stunden,

Lübben erklärt *twalf* für eine holländische Form, und Walther scheint ihm hierin beizupflichten, denn in seinem Aufsatze „Mundartliches im Reinke Vos" im nd. Jahrbuch I, p. 92—101 hat er auf Seite 100, wo die Formen mit *a* statt mit *e* behandelt werden, *twalf* nicht mit aufgeführt. Beide irren jedoch, *twalffe* kommt mehrfach im Ilsenburger Urkundenbuche vor. Ob diese Form auch heute in der Gegend von Braunschweig, Wernigerode und Helmstedt üblich ist, kann ich freilich nicht sagen, wohl aber sind andere mit *a* gebräuchlich, namentlich *fafteine*, z. B. in Lochtum bei Vienenburg und in der Umgegend von Oschersleben. Auch *spâgel* = Spiegel, s. meine Schrift „Die pronominalen Formen für „uns" und „unser" auf dem nd. Harze etc.", p. 20. Weitere Formen habe ich im Correspondenzblatt f. nd. Sprachf. X, p. 83 angeführt.

2978. *He hyndert my nicht eynen kattensterd,*
Den eyd mene ick, vorstaet my recht.
Ick blyue hir, so gy hebben ghesecht.
Ick hebbe to Rome nicht vele vorloren.
Ja, hadde ick ock teyn eyde gheswworen,
Ik en kome ock nummer to Jherusalem.

So interpungiren Schröder und Prien. Lübben setzt hinter Vers 2980, 2981, 2982 jedesmal ein Komma. Richtiger hat schon Hoffmann interpungirt, der hinter Vers 2980 und 2981 ein Komma, hinter 2982 ein Semikolon setzt. Es ist offenbar zu verbinden: 'Ich bleibe hier und hätte ich auch zehn Eide geschworen.' Hinter V. 2982 wird besser ein Punkt gesetzt.

3822. *Seet, neue, nu hebbe ick yw vortelt*
Al wat ick weet van myner myssedaet.
Id is myslyck, wo yd my nu gaet

To houe; wente nu byn ick sunder vaer
Unde dar to van mynen sunden klaer.

Daß *wente* als Causalpartikel 'denn, weil' hier keinen Sinn gibt, wird von allen Herausgebern zugestanden, und daher haben auch Hoffmann und Schröder Textesänderungen vorgenommen. Lübben möchte *wente* als Adversativpartikel fassen, da eine Hinneigung des Wortes zu dieser Bedeutung nicht ganz zu leugnen ist, und Prien setzt *wente* = 'aber' im Glossar an. Wenn man jedoch *wente* nicht adversativ nehmen will, so läßt sich, da ein Mißverständniß der klaren Worte im Reinaert:

misselic (ist) hoet mi vergaet
te hove; nochtan ben ic sonder vaer,
want ic ben nu der sonden claer.

seitens des Übersetzers nicht anzunehmen ist, vielleicht vermuthen, daß der Übersetzer die Vorlage ein wenig ändernd schrieb: *id is my glyck, wo yd my nu gaet.* Vgl. V. 1160: *Id was em lyke vele, wat he bedreff.* Heute ist *glîk sîn* 'gleich, einerlei sein', sehr gewöhnlich[1]).

3937. *Vele prelaten synt gud unde gherecht,*
Noch blyven se darumme nicht umbesecht
Van der meenheyt in dessen daghen,
De nu dat quade erst konnen uthvragen
Unde se ok dar nicht by vorgetten
Unde konnen ock dar meer tosetten.

In Vers 3940 nimmt Sprenger Germania XXXIII, p. 222 einen Fehler der Überlieferung an; er will *uthdragen* statt *uthvragen* lesen, denn „auch damals wird man sich wohl davor zu hüten gewußt haben, das Böse durch Ausfragen aus sich herauslocken zu lassen". Es liegt kein zwingender Grund vor, hier an ein Ausfragen der angeklagten Personen selbst zu denken. Viele Prälaten sind gut und gerecht, deswegen bleiben sie aber noch nicht unangeklagt, unverleumdet von dem gemeinen Haufen heutzutage. Warum denn nicht? Nicht die Prälaten sind schuld daran, sondern die *menheit*, deren Eigenthümlichkeit es ist, daß sie „*nu dat quade erst konnen utvragen*". Wenn wir *uthdragen* lesen, wie soll dann *nu* — *erst* übersetzt werden? 'jetzt — erst'? 'nie — erst'? Beides ist ohne Sinn. Außerdem ist das Ausschwatzen nicht bloß der *menheit* eigen, sondern **das** ist ihr eigen, daß sie auf guten Glauben, urtheilslos und mit einer gewissen Schadenfreude als

[1]) Anm. Ist nicht einfach *wente nu* = bis jetzt? O. B.

wahr hinnimmt, was sie über andere, selbst gute Leute hört, ohne nach dem wahren Sachverhalte zu f r a g e n. *dat quade uthvragen* heißt 'durch Fragen, Nachforschen feststellen, ob das *quade* auch vorhanden oder erlogen ist'. Vgl, V. 4838 *de klenode uthvragen. nu erst* = nie — erst, *dar* — *by* = bei dem *beseggen. uthvragen* halte ich also für das Richtige.

4759. *Baren unde wulue verderven de lant,*
Se achten weynich, wes huss dar brant,
Mogen se syck by den kolen wermen.
Se laten syck ock nicht entfermen,
Mogen se men krygen vette kroppe;
Den armen laten se nauwe de doppe,
wan se en der eyger hehben berouet.

Sprenger will a. a. O. p. 222 gegen alle Herausgeber die Bedeutung von *krop* als 'Kropf' nicht gelten lassen, sondern es durch 'Kröppel, Fettkroppel', in reichlichem Schmalze gebackene Pfannenkuchen übersetzen. Formell läßt sich wenig dagegen einwenden. Wenn aber Sprenger geltend macht, daß in übertragener Bedeutung sich nur: *einen guten krop drinken* (mnd. Wb. Nachtr. p. 188), aber nicht *eten* finde, so ist dieser Grund hinfällig. Bekannt genug ist die Stelle aus Wolframs Parz. 132, 2: *ein guoten kropf er az.* Sollte eine Wendung, die sich im Mhd. findet, nicht auch im Mnd. möglich sein? Sie ist sicher erst von Thieren auf Menschen übertragen. Von Gänsen, auch von anderem Federvieh, ist „sek nen krop fröten" heute am Harze ganz gewöhnlich. Außerdem paßt in die allgemein gehaltene Schilderung, wie Bären und Wölfe das Land verderben, nicht die Anführung eines ganz speciellen Gebäckes, die einen seltsam komischen Eindruck hervorruft. Es kann meiner Ansicht nach nur heißen: Sie lassen sich nichts zu Herzen gehen, wenn sie nur reichlich zu leben haben, wenn sie sich nur *en fet mûl mâken* können, wie man heute am Harze sagt.

5072. *Mannyghe vromde ystorye uppe stunt,*
Under yslyker ystoryen de worde
Mit golde dorch, so syck dat behorde.

Sprengers Erklärung von *dorch* a. a. O. p. 223 ist offenbar richtig. *dorch* findet sich auch heute noch gern nach den Präpositionen von *under, oppe*, meist von diesen getrennt, bisweilen damit verbunden. So steht auch bei Jacobs, Urkundenbuch des Klosters Ilsenburg Nr. 367: *vehr morgen then uppen Sarxtedeschen grauen uppedorp*, wo *dorch* statt *dorp* zu lesen ist.

5524 ff. Abweichend von allen Herausgehern interpungire ich folgendermaßen:

Id is war, Reynke, du byst besecht,
Dattu weest van Lampen dode,
(Wente ick vorloss Lampen node,
Vorwar ik hadde Lampen leff!)
Wo Bellyn dat myt eme dreff,
He brachte uns hir syn hövet.
Ik bedrouede my meer, wan yennich löuet.

5714. *Men se leep dar na so ghyrichlyk,*
Up dat se dar draden mochte komen,
Do se de vyssche horde nomen.
So enhelt nicht den wech noch de wyse;

So interpungiren Lübhen und Prien. Schröder setzt hinter V. 5716 ein Kolon, Hoffmann ein Komma. Ich würde hinter V. 5715 einen Punkt, hinter V. 5716 ein Komma setzen.

6455. *Ik beghere ok nergens vor yw to leyden.*

Hoffmann las *ju to beleden* und übersetzte: 'ich will euch für nichts heleidigen, Leid zufügen.' Lübhen verwarf diese Erklärung, weil *leiden* oder *beleiden* im Sinne von 'beleidigen' nicht nachweishar ist. Latendorfs Erklärung: 'ich begehre nirgends vor euch das Geleitsrecht auszuühen' hielt Lübben für möglich, aber nicht für wahrscheinlich, weil nirgends gesagt ist, daß der Wolf dieses Hoheitsrecht gehabt und der Fuchs dieses Recht gekränkt hahe. Lübhen selbst nimmt *leiden* im Sinne von 'verleiten, verführen' und übersetzt: 'ich will euch aus keinem Grunde verleiten und verführen.' Schröder übersetzt: 'ich hegehre auch um keinen Preis (*nergens vor*) euch zu verleiten', fügt aher hinzu, 'vielleicht wäre es noch eine Verbesserung, zu lesen: '*nergens to ju verleiden*, ich hegehre auch zu nichts euch zu verleiten. Das fehlende *to* bei *begere vorleiden* wäre unanstößig, da dasselbe wenigstens bei einfachem *gern* (begehren) nicht selten fehlt; vgl. Mhd. Wh. I, 533^{b}'. Prien hespricht diese Stelle weiter nicht, *leiden* übersetzt er mit 'verleiten'. Mich wundert es einigermaßen, daß alle Herausgeber von dem *ik begherde* des Druckes abgewichen sind und *ik begere* lesen. Das ist vielleicht ein Grund mit gewesen, warum diese Stelle so schwer verständlich schien. Mir scheint sie weniger schwierig. Reinke Vos bietet dem Wolfe als Sühne V. 6442 bis 6454: 1. alle seine Freunde, sein Weih und seine Kinder sollen in Gegenwart des Königs ihn demüthig grüßen und bitten, er möge

dem Reinke vergeben und ihn am Leben lassen. 2. Reinke will offen bekennen, daß er Unwahres gesprochen und schändlich auf den Wolf gelogen und ihn betrogen habe. 3. Reinke will auch einen Eid schwören, daß er nichts Böses von dem Wolfe weiß. In V. 6455 bietet Reinke ein viertes als Sühne, das aber nicht in einem Wunsche, dessen Erfüllung erst in der Zukunft liegt, bestehen kann, sondern, wie das Präteritum 'ik begherde' richtig andeutet, sein früheres Verhalten gegen den Wolf betrifft. Daher ist es mir auch wahrscheinlich, daß '*vor*' gar nicht mit '*nergens*' zu verbinden ist, was an sich ja möglich ist, sondern 'früher' bedeutet. Noch handelt es sich um die Bedeutung von '*leiden*'. Aus dem mhd. *leiden* = betrüben (Mhd. Wb. I, 983ᵃ) glaube ich an unserer Stelle doch ein '*leiden* = betrüben, Leid zufügen' folgern zu dürfen, da diese Bedeutung besser paßt als 'verleiten', wozu man noch eine nähere Bestimmung erwartet. Ich übersetze also: 'auch wünschte (wollte) ich euch um keinen Preis (nirgends früher) zu betrüben, Leid zuzufügen.' An dieses pater peccavi schließt sich nun vortrefflich V. 6456 an:

Wat kan ik yw grotter soene beden?

BLANKENBURG a. H. ED. DAMKÖHLER.

Mittheilungen.

Der außerordentl. Professor Dr. Kögel in Leipzig ist an Stelle des nach Gießen übersiedelnden Professors Behaghel nach Basel berufen worden.

Dr. Theodor Siebs hat sich an der Universität Breslau für germanische Philologie habilitirt; ebenso Dr. W. Golther an der Universität München.

Dr. F. Holthausen hat sich an der Universität Göttingen für englische Philologie habilitirt.

Berichtigung. In Heft 2, S. 256 fehlt die Angabe, daß die Mittheilung „Aus alten Handschriftenkatalogen“ von K. Bartsch herrührt.

DER MINNESÄNGER ALBRECHT VON JOHANSDORF.

A. Person des Dichters (Name, Heimat, Stand, Wappen, Leben).

Der Name des in folgender Darstellung zu behandelnden Dichters lautet Albrecht von Johannesdorf in der Weingartener, Albrecht von Jansdorf in der Heidelberger, von Johansdorf in der Pariser, jetzt Heidelberger Liederhandschrift (cf. MF. S. 269). Die Strophe Reinmars von Brennenberg in der Heidelberger Hs. 350 (Bl. 43ᵃ) schreibt ihn Johannisdorf. In Urkunden kommen außerdem noch die Formen: Jahensdorf(f) z. B. Monumenta Boica 29, 2, 363, Jahinsdorf Mon. Boic. 29, 2, 252 und Janestorf Mon. Boic. 4, 268 vor (cf. MF. S. 269).

Der Vorname schwankt zwischen Albertus und Adalbertus (so in der letzten der angeführten Urkunden).

Nicht zu verwechseln sind mit dem Geschlechte unseres Dichters die Herren von Jonstorff, welche bisweilen in derselben Urkunde neben den Johansdorfern erscheinen (z. B. Hund, Metropolis Salisburgensis 2, 293, Ausg. von 1719).

Wo der Ort Johansdorf liegt, bez. gelegen hat, darüber scheint eine Gewißheit nicht zu erlangen zu sein. Nur so viel steht fest, daß derselbe nach Baiern, wahrscheinlich nach Niederbaiern gehört. Förstemann [1]) verlegt ihn in die Nähe von Wolfersdorf westlich von Mosburg; doch bezeichnet Freudensprung [2]) denselben von Förstemann „auf einer alten Karte“ als Jehensdorf gelesenen Namen als Jägersdorf (cf. Förstemann a. a. O.). Röhricht in seinem Kreuzfahrerkatalog (Ztschr. f. d. Phil. VII, 155) folgt Förstemann.

In der Festschrift des Bischöflichen Klerikalseminars St. Stephan zu Passau: Das historische Alter der Diöcese Passau in ihrem gegenwärtigen Umfange (1880) S. 25 wird der Weiler Jahrsdorf an der Vils, Pfarrei Dornach, etwa 20 Km. südöstlich von Osterhofen, als

[1]) Altdeutsches Namenbuch II, 931.

[2]) Die im I. Tom. der Meichelbeck'schen Historia Frisingensis aufgeführten, im Königreiche Baiern gelegenen Örtlichkeiten. Freising 1856. S. 43.

Stammsitz der Edlen von Jahenstorf bezeichnet [1]). Nun gibt es aber ein Geschlecht von Jarstorf. Im Urkundenbuch des Landes ob der Enns S. 240 cod. trad. Ranshof. kommt als Zeuge ein Albo de Jarstorff et filius eius Fridericus c. 1180 vor, S. 223 in demselben Traditionscodex als Zeuge ein Hartmannus de Jarrestorf c. 1140. Das Wappen der Jarsdorfer [2]) stimmt mit keinem der von den Johansdorfern überlieferten Wappen überein (cf. unter Wappen S. 390), und Seyler, der Bearbeiter des VI. Bandes von Siebmachers Wappenbuch bemerkt ausdrücklich S. 149 unter Jagensdorf, daß die Jarsdorfer ebenso wie die Jagensdorfer durchaus verschieden von den Johansdorfern, Jahensdorfern seien, so oft auch die Namen durcheinander geworfen würden. Ortschaften mit dem heutigen Namen Jahrsdorf kommen drei in Betracht: eines ist das in der angeführten Festschrift genannte; ein anderes liegt in der Oberpfalz bei Hilpoltstein, ein drittes in Österreich ob der Enns bei Braunau, also dicht an der baierischen Grenze. Die Herren von Jahrsdorf, denen das Wappen in Siebmacher Bd. VI, T. 114 angehört, werden als ansässig bezeichnet in der Herrschaft Hilpoltstein (ebenda S. 114). Als Güter derselben werden außerdem Hausen, Amerfeld und Zell in der Herrschaft Heideck (in derselben Gegend der Oberpfalz) aufgeführt. Daß das bei Hilpoltstein gelegene Jahrsdorf nach ihnen benannt ist und ihnen gehört hat, ist demnach zweifellos. — Dagegen weisen die als Zeugen in Ranshofener Urkunden auftretenden Albo und Fridericus de Jarstorff und Hartmannus de Jarrestorf auf das in Österreich etwa eine Meile ostnordöstlich von Ranshofen gelegene Jahrsdorf hin. Das Geschlecht der Jahrsdorfer muß also auch nach dem Süden des Herzogthums Baiern verbreitet gewesen sein, und auch das in der Festschrift genannte Jahrsdorf an der Vils hat zweifellos diesem Geschlechte gehört [3]). Danach muß die Ansicht, daß dieser Ort Stammsitz der Johansdorfer gewesen sei, als beseitigt gelten.

Trotzdem werden auch sie aller Wahrscheinlichkeit nach in dem südöstlichen Theile Baierns ihre Besitzungen gehabt haben. Darauf

[1]) cf. Keinz, Alte Passauer in der deutschen Literaturgeschichte.

[2]) Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch in Verbindung mit mehreren neu herausgegeben und mit historischen, genealogischen und heraldischen Motiven begleitet von Dr. Otto Titan v. Hefner. VI. Bd. Abgestorbener Bair. Adel, bearbeitet von Seyler. Nürnberg 1884. Taf. 114.

[3]) Aber „Stammsitz“ kann es auch von diesem Geschlechte nicht gewesen sein, da die Jahrsdorfer nach Kneschke's Allgemeinem deutschen Adelslexikon Bd. IV (Leipzig 1863) und nach Siebmacher (Ausgabe von 1605 und 1667) ein fränkisches Geschlecht waren.

weisen, abgesehen von dem später zu besprechenden Umstande, daß die Johansdorfer Passauer Ministerialen waren, noch deutlichere Spuren hin. In den Mon. Boic. 29, 2, 219 findet sich folgende Traditionsurkunde:

Haec exposuerunt (= haben ausgethan, zu Lehen gegeben, bez. die von den Grundstücken zu erhebenden Einkünfte übertragen) *illi de Janstorph* illi, qui dicitur Steinpuhel. Da zv *Zidelhub* I lehn soluit VI solidos et XXX caseos. Daz lehn hinterm hove dimidium talentum et XV caseos. *Zu der hohen linden* I Curia dimidium talentum et XXX caseos. Zv *Golderpach* I Curia et I lehn XII solidos et LX caseos. In *Pircheck* I huba. Zv *Immelholuesheim* I huba, ubi faber sedit. Jahrzahl fehlt.

Den hier verzeichneten Ortsnamen dürften folgende moderne, in Nieder- und Oberbaiern liegende Ortschaften entsprechen:

Zidelhub = *Zitterhub*, Einöde in Oberbaiern, Landgericht Mühldorf.

Zu der hohen linden = *Hohenlinden*, Pfarrdorf in Oberbaiern, 1¼ Meile nördlich von Ebersberg.

Golderpach = *Gollerbach*, zwei Ortschaften gleichen Namens in Niederbaiern, eine im Landgerichtsbezirk Eggenfelden, die andere in dem von Pfarrkirchen.

Pircheck. Orte mit dem Namen *Birkach* gibt es heutzutage eine größere Anzahl, über ganz Baiern zerstreut, *Birka* mehrere in Niederbaiern: eine Einöde bei Gangkofen, Landgericht Eggenfelden, eine andere *Pircha* ebenda, Landgericht Griesbach, *Pirka*, ein Weiler in derselben Gegend. Man hat also hier die Wahl. Auf die Variante Pirka für Birkach ist zwar von Rudolf (Ortslexikon S. 3408 unter Pirka) hingewiesen, dieselbe aber am citirten Orte nicht nachgewiesen, doch werden wir sie unbedenklich annehmen dürfen, da die bedeutendere Abweichung Birken für Birkach und Pirken für Pirkach belegt ist (Rudolf, Ortsl. S. 329 unter Birken und 3408 unter Pirkach).

Ein moderner Ort mit dem Namen *Immelholuesheim* kommt nicht vor, aber ein *Immelsheim*, ein Weiler im Landgerichtsbezirk Pfarrkirchen, Pfarrei Triftern, ein *Immelsöd*, Einöde ebenda.

Die vier genannten Städte Mühldorf, Eggenfelden, Pfarrkirchen, Griesbach, in deren Umgebung die fraglichen Orte liegen, lassen sich durch eine etwa neun deutsche Meilen lange Bogenlinie verbinden, welche von Südwesten nach Nordosten gehend drei Meilen südwestlich von Passau endet. Am weitesten ab liegt Ebersberg, noch bedeutend südwestlicher als Mühldorf.

Die in Betracht kommenden Orte fallen nun nicht alle in die Grenzen der Diöcese Passau (der alten D.) hinein; nur Pircha (Pirka, Birka), Immelsheim, Gollerbach; dagegen liegt Zitterhub in der Salzburger Diöcese, doch ziemlich nahe an der Passauer Grenze, Hohenlinden in der Freisinger Diöcese. Doch will dies auch wenig besagen, da sich weltlicher Besitz und Diöcesanbezirk eines Bisthums nicht decken. So gehört der ganze Umkreis von Osterhofen, obwohl in der Passauer Diöcese gelegen, doch dem Bamberger Bisthum an. Und außerdem brauchen die Johansdorfer die genannten Ortschaften ja gar nicht von Passau zu Lehen getragen zu haben. Die Identität von Golderpach mit Gollerbach bei Pfarrkirchen gewinnt dadurch in hohem Grade an Wahrscheinlichkeit, daß auch andere Güter der Johansdorfer in der Nähe von Pfarrkirchen gelegen haben. Nach Mon. Boic. V, 364 vertauschte der Canoniker Eberhardus de Jahenstorf seine Güter in Padersberg bei St. Mariakirchen und sein stark vernachlässigtes Gut in Diepoldingen (Rudolf: Diepolting) bei Pfarrkirchen an das Kloster Aldersbach gegen einige Güter in Kohlsdorf bei St. Mariakirchen und ein Gut in Grube bei Pfarrkirchen (cf. Festschrift S. 25). Mariakirchen liegt $2^1/_2$ Meilen nördlich von Pfarrkirchen.

Der Reichsministerial Heinrich von Johansdorf (Jahansdorf) verzichtet auf eine schon früher dem Kloster Ranshofen geschenkte Hufe zu Retenpach (Urk. ob der Enns I, 267) und auf zwei Güter in Perherbing (Urk. ob der Enns I, 251). Orte mit dem Namen Rettenbach gibt es eine große Zahl in Ober- und auch in Niederbaiern (bei den Städten Deggendorf, Grafenau, Kötzting, Passau, Vilsbiberg). Perherbing dürfte vielleicht das heutige Perbing in Niederbaiern, 2 Meilen südöstlich von Landau, oder der bei Wegscheid gelegene Weiler, oder auch Berbing $1^3/_4$ Meilen nordöstlich von Passau sein.

Sicherlich also ist das Geschlecht der Johansdorfer im südöstlichen Baiern ansässig gewesen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die genannten modernen Ortschaften zu ihrem Besitze gehört haben.

Stand. Nur in B wird Johansdorf als 'Her' bezeichnet. Die Urkunden bestätigen, daß derselbe ritterlichen Standes war und zwar Ministerial der Passauer Bischöfe Diepold (nach Ebeling[1]) 1172—1190), Wolfkêr (1190—1204), Manegold (1206—1215), cf. Haupt MF. S. 269. Es werden aber auch Johansdorfer als Ministerialen des Bamberger Bisthums urkundlich erwähnt und gleichzeitig als Passauer Mini-

[1]) Die deutschen Bischöfe. Leipzig 1858. II. S. 362.

sterialen. In der von Haupt (a. a. O.) beigebrachten Urkunde des Bischofs Hermann von Bamberg vom Jahre 1172 werden erwähnt: Albertus et frater eius Eberhardus de Jabenstorff (Hund, Metrop. Sal. 3, 9,: Mon. Boic. 12, 344). Nun aber bringen Mon. Boic. 4, 264 eine von Diepold von Passau ausgestellte Urkunde, welche fälschlich auf 1155 datirt ist, mit den Zeugenunterschriften: Adalbertus et frater eius Eberhardus de Janestorf. Diepold regierte 1172—1190; die Urkunde könnte demnach sehr wohl in das Jahr 1172 fallen und die als Zeugen auftretenden Personen dieselben sein wie in der Bamberger Urkunde (der Herausgeber des Urkb. des Landes ob der Enns I, 591 datirt dieselbe Urkunde auf 1190). Der hier bezeugte Albertus, bez. Adalbertus wird ferner mit dem in einer Passauer Urkunde von 1185 an erster Stelle genannten Albertus (datis testibus Alberto de Janestorf et filio suo Adalberto Mon. Boic. 4, 268) identisch und demnach der Vater unseres Dichters gewesen sein. Der an zweiter Stelle genannte ist dann der Dichter (cf. Haupt a. a. O.), und nichts hindert, auch die 1188 mit dem Namen Albertus de Jahenstorf unterzeichnete Urkunde des Bischofs Otto von Bamberg (Metr. Sal. 3, 10) auf ihn zu beziehen. Man hat also nicht nöthig, wie Wolfram[1]) dies thut, sich für die Bamberger oder Passauer Lehnsmannschaft zu entscheiden. Der Dichter war eben Lehnsmann beider Bisthümer. Aus dem Umstande, daß Johansdorf gelegentlich des sogenannten dritten Kreuzzuges sich in der Gefolgschaft des Passauer Bischofs Diepold wahrscheinlich nicht befindet, möchte ich durchaus nicht, wie Wolfram, schließen, daß derselbe nicht Passauer, mithin Bamberger Ministerial war, gerade darum nicht, weil der Bamberger Bischof an dem Zuge überhaupt nicht theilnahm. Konnten denn nicht Krankheitsrücksichten oder sonst dringliche Angelegenheiten den Dichter am augenblicklichen Aufbruch hindern und ihn veranlassen, seinem Passauer Lehnsherrn mit einem Nachzuge zu folgen? Die Möglichkeit aber, daß der Dichter Bamberger und Passauer Ministerial zugleich war, ist schon dadurch gegeben, daß das Bamberger Bisthum in der Passauer Diöcese Ländereien besaß.

Neben den Bamberg-Passauer Ministerialen erscheint ein Johansdorf als Reichsministerial, welcher offenbar einen vornehmeren Zweig desselben Geschlechtes repräsentirt. Urkb. ob der Enns I, 267. Cod. trad. Ransbof.: Heinricus de Johannistorf ministerialis regni a. 1215, derselbe ohne diese Bezeichnung S. 251 c. 1230, wo Jahansdorf geschrieben steht.

[1]) Kreuzpredigt und Kreuzlied Ztschr. f. d. Alt. XXX, 114.

Das Wappen unseres Dichters, welches die Pariser Handschrift gibt, ist von v. d. Hagen Minnesinger 4, 252 und Bildersaal S. 253 beschrieben, doch zeigt sich zwischen der einen und der anderen Beschreibung ein Widerspruch. In MSH. heißt es: der Schild des Minnesängers ist quer getheilt und hat oben in rothem Felde zwei schwarze fünfblätterige Rosen mit weißem Mittelkreis und fünf weißen Spitzen; unten von der Mitte wie Strahlen ausgehend drei abwechselnd goldene und blaue Felder. Eben solche drei Rosen mit Stielen und Blättern stehen auf dem geschlossenen Helme.

Im Bildersaal werden die Rosen als „silbern (jetzo schwartz)" in silbernem Felde bezeichnet, die Felder der unteren Schildhälfte als roth und blau.

In Wirklichkeit ist die obere Schildhälfte roth, die untere zerfällt in silberne und blaue Felder. Die Blüthenblätter der Rosen sind silbern, umrändert und netzförmig überzogen von weißen Linien (meist vier zu vier Linien auf jedem Blüthenblatt). Der Fruchtboden (ohne Andeutung der Staubfäden und des Stempels) erscheint golden und mit einem Kreise von weißer Farbe umgeben. Zwischen den Blüthenblättern ragen fünf grüne Kelchblätter hervor. Das bei der Malerei verwandte Silber ist hier wie fast in allen Bildern der Handschrift schwarz geworden[1]).

In der Weingartener Handschrift ist am Rande nur das Bild des Helmes nachgetragen. Das Kleinod besteht ebenfalls aus drei Rosen, deren mittelste dicht unter der Blume noch zwei Blättchen hat. Dagegen fehlen die je zwei Blättchen am Fuße der beiden äußeren Rosen, welche C hat. Die Rosen sind roth, Fruchtböden, Stengel, Blättchen gelb.

Grünenberg bringt auf Tafel CXXVIII unter zehn Wappen auch das von „Her Aulbrecht von Jansdorff"[2]). Über seine Quelle spricht er sich folgendermaßen aus: „Item dis nachgende wappen han Ich funden In aim Buch, schacz Ich wol *acc* Jar alt". Stillfried vermuthet, daß es heißen soll: an C Jar (also c. 1383) und identificirt die Person des Wappenträgers mit unserem Minnesänger. Der Schild zeigt auf weißem Felde drei Rosen mit Stengeln und Stengelblättern (die äußere drei, die mittlere zwei). Die Blumen sind roth, Blätter

[1]) Ich verdanke die genaue Beschreibung der Wappenfarben der gütigen Mittheilung des Herrn Oberbibliothekar Professor Dr. Zangemeister in Heidelberg.

[2]) Des Konrad Grünenberg Ritters und Bürgers zu Konstanz Wappenbuch aus dem Jahre 1483. In Farbendruck neu herausgegeben von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Prof. A. M. Hildebrandt. 3 Bände. Frankfurt 1883.

und Stengel grün, Fruchtböden weiß. Das Kleinod entspricht vollständig der Schildfigur, nur daß die Fruchtböden gelb sind. Helmdecke grün uud weiß; die Helmzier würde also im Wesentlichen der in B und C gezeichneten gleichen. Die Figur stimmt wenigstens im Gegenstande mit C überein.

Ein vollständig anderes, sehr einfaches Wappen bringt Siebmacher in seinem Wappenbuche: der Schild hat auf weißem Felde zwei rothe Balken. Das Helmkleinod besteht nach den Ausgaben von 1605 (S. 82) und 1667 (I, 82) in einem weißen Flug mit ebenfalls zwei rothen Balken. In der neuesten Ausgabe (VI, 1, Taf. 44) ist dasselbe nach dem Helmsiegel Alberts von Jahenstorf a. 1321 (vgl. S. 45 des Textes ebenda) in einen Mannesrumpf, welcher die Hände emporhält, umgeändert. Helmdecken sind roth und weiß.

Das Helmkleinod ist durch das Siegel sicher verbürgt. Für den Schild fehlt offenbar eine ebenso sichere Quelle, doch grundlos wird die abweichende Darstellung desselben auch nicht sein. Angenommen nun, daß dieses letztere das wirkliche Wappen der Johansdorfer war, so brauchen wir unserem Dichter dennoch das ihm in Grünenbergs Wappenbuche zugeschriebene mit den drei Rosen nicht zu entziehen. Möglich ist doch, daß Johansdorf sein angestammtes Wappen geändert habe. Solche Wappenänderungen kommen in älterer Zeit vor. Motivirt erscheint dieselbe im Parzival (Ausgabe von Lachmann) I, 14, 12. II, 10, 17, wo Gahmuret für das Stammwappen des Hauses Anjou (Panther) ein anderes Wappen (Anker) sich beilegt, so lange er nicht regierender Fürst des Hauses ist. v. d. Hagen, der schon die Abweichung bemerkt, sagt Bildersaal S. 254: ‚aber bei den älteren edlen Dichtern zeigt sich solche Abweichung öfter als bei späteren'. Nach seiner Darstellung freilich scheint es, als ob das Wappen der Johansdorfer (nach Siebmacher) das eines noch in Baiern lebenden Geschlechtes sei. MSH. S. 252: ‚Es gibt ein baierisches Geschlecht dieses Namens, dessen Wappen jedoch von dem in der Manesse'schen Handschrift verschieden ist.' Ähnlich im Bildersaal S. 254. Aus Siebmacher Band VI, welcher die Wappen der abgestorbenen Geschlechter bringt, geht hervor, daß dasselbe nicht mehr existirt.

Von dem Leben unseres Dichters wissen wir nur sehr wenig. Zu den von Haupt aufgeführten urkundlichen Belegen aus den Jahren (circa) 1185, 1201, 1204, 1209 kann ich nur noch eine Urkunde Diepolds (1172—1190), welche, ohne Jahreszahl, die Zeugenunterschrift: Albertus de Jahinstorf enthält, hinzufügen (Mon. Boic. 29, 2, 252).

Vom Jahre 1209 an verschwindet unser Albrecht in den Urkunden, dagegen tritt seit 1212 ein Otto und seit 1220 ein Eberhardus de J., seit 1220 öfter beide in derselben Urkunde auf. Letzterer ist Passauer Canoniker und hekannt durch das traurige Ende, welches er gelegentlich eines Streites des Bischofs Gebhard von Passau mit den Canonikern im Jahre 1232 fand[1]). Entschieden nicht dieselhe Person mit dem 1172 (nnd 1190?) hezeugten, welcher der Oheim nnseres Dichters ist, könnte er, ebenso wie Otto, ein Brnder oder ein Sohn desselben gewesen sein.

Aus Alhrechts Liedern geht hervor, daß er an einem Kreuzzuge theilgenommen oder wenigstens die Absicht gehabt hahe, an einem solchen theilzunehmen. Geschichtlich nachweisen läßt sich diese Theilnahme nicht. Nun hat aber Wolfram (a. a. O. S. 111 f.) gezeigt, daß die Lieder eine Reihe von Anklängen an die Bulle Gregors VIII., welche am 27. März 1188 zu Mainz zur Verlesung gelangte, enthalten, und daraus geschlossen, daß die betreffenden Lieder bald nachher entstanden seien, Johansdorf also dem sogenannten dritten Kreuzznge beigewohnt habe. Aus Anspielungen in den Liedern auf eine bevorstehende Meerfahrt schließt Wolfram weiter, daß unser Dichter nicht unter dem Heere Friedrichs I., welches den Landweg wählte, und dem auch der Passauer Bischof Diepold folgte, im Jahre 1189, sondern nnter dem Leopolds von Österreich, das im Sommer 1190 zur See nachzog, sich hefunden hahe. Ich kann diesen Ausführungen nur beipflichten. Hiermit ist aber auch Alles erschöpft, was sich über das Lehen Johansdorfs ausfindig machen läßt.

B. Lieder.

I. Üherlieferung. Die Lieder unseres Dichters sind in den drei großen Liederhandschriften A, B, C überliefert:

in A 6 Strophen unter Johansdorf, 3 nnter Niune (48—50), 4 unter Gedrut (20—23);

in B 18 Strophen

und in C 39 unter dem Namen des Dichters, C wiederholt Str. 39 als erste Rubins von Rüdeger.

Nur in A finden sich 4 Strophen: A 3—6 = MF. 86, 25 his 87, 28;

nur in C 15 Strophen: C 21—35 = MF. 91, 22—35. 92, 7 bis 94, 14.

[1]) Ebeling a. a. O. S. 363; genauer bei Hund, Metr. Sal. I, 209 f.

BC gemeinsam sind 18 Str.: B 1—18. C 2—19 = MF. 86, 1—24. 87, 29—88, 4. 88, 19—91, 21. 91, 36—92, 6;

AC gemeinsam 6 Str.: A 3, C 1, letztere am Rande nachgetragen = MF. 86, 25; A Niune 49, C 20 = MF. 88, 5; A Gedrut 20—23. C 36—39 = MF. 94, 15—95, 15;

ABC gemeinsam 4 Str.: A 1. 2, B 1. 3, C 2. 4 = MF. 86, 1. 17; A Niune 48. 50, B 4. 6, C 5. 7 = MF. 87, 29. 88, 19.

Bei näherer Betrachtung zeigen sich fünf Gruppen der Überlieferung.

1. Gruppe, BC, deren Zusammenschluß sich aus der gleichen Reihenfolge der Strophen und der gleichartigen Textüberlieferung A gegenüber ergibt. I. B 1—3, C 2—4 = MF. 86, 1—86, 24. II. B 4, C 5 = 87, 29. III, B 5, C 6 = 88, 33. IV. B 6, C 7 = 88, 19. V. B 7. 8, C 8. 9 = 89, 9. 15. VI. B 9—11, C 10—12 = 89, 21 bis 90, 15. VII. B 12. 13, C 13. 14 = 90, 16. 24. VIII. B 14. 15, C 15. 16 = 90, 32. 91, 1. IX. B 16. 17, C 17. 18 = 91, 8. 15. X B 18, C 19 = 91, 36. — Zehn Lieder, (18 Strophen) von denen vier den Kreuzzug erwähnen und kurz als Kreuzlieder bezeichnet werden mögen im Gegensatz zu denen, welche nur von Minne handeln, schlechthin Minneliedern. 91, 36 ist während der Abwesenheit des Dichters von der Geliebten, schwerlich auf dem Kreuzzuge entstanden.

2. Gruppe, C. I. C 20 = MF. 88, 5. II. C 21. 22 = 91, 22. 29. III. C 23 = 92, 7. IV. C 24—26 = 92, 14—34. V. 27. 28 = 92, 35. 93, 5. VI. C 29—35 = 93, 12—94, 14. Sechs Minnelieder (16 Strophen). — 92, 7 beziehe ich nicht auf den Kreuzzug. Die den Anfang der Gruppe bildende Strophe C 20, welche in der Sammlung BC fehlt, aber in A unter Niune der Str. 48 = B. 4, C 5 angeschlossen ist, kann allenfalls wie Haupt annimmt, mit dieser ein Lied gebildet haben, nöthig ist dies aber durchaus nicht.

3. Gruppe, AC. I. A Gedrut 20, C 36 = MF. 94, 15. II. A Gedrut 21, C 37 = 94, 21. III. A Gedrut 22. 23, C 38, C 39 (1) [C Rubin von Rüdeger 1 (2)] = 94, 35. 95, 6. — Drei Kreuzlieder, (4 Strophen), so nehme ich mit Burdach [1]) im Gegensatz zu Haupt an, welcher die 4 Strophen zu einem Liede verbindet. C (2) stammt aus einer anderen Quelle als C (1), A hat mit beiden Überlieferungen der Strophe Stellen gemein.

[1]) Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Leipzig 1880. S. 78.

4. Gruppe, A[1]. I. A 1. 2 = MF. 86, 1. 17. II. A 3 = 86, 25. III. A 4—6 = 87, 5—28. — Drei Lieder (6 Strophen), von denen zwei Kreuzlieder (86, 25. 87, 25).

5. Gruppe, A[2]. A Niune 48. 49 = MF. 87, 29. 88, 5. II. A Niune 50 = MF. 88, 19. — Zwei, eventuell drei Kreuzlieder (cf. S. 393 (3 Strophen). Im Ganzen haben wir 42 Strophen, die sich zu 20, resp. 21 Liedern, 11 Minneliedern und 9 bezw. 10 Kreuzliedern ordnen.

Von ihnen insgesammt sind 7 resp. 9 einstrophig: 86, 25. 87, 29 (?). 88, 5 (?).88, 19. 88, 33. 91, 36. 92, 7. 94, 15. 94, 25;

8 resp. 7 zweistrophig: 87, 29 (?). 89, 9. 90, 16. 90, 32. 91, 8. 91, 22. 92, 35. 94, 35;

4 dreistrophig: 86, 1. 87, 5. 89, 21. 92, 14;

1 siebenstrophig: 93, 12.

Was nun den Werth der einzelnen Handschriften anlangt, so bietet A, wo es mit BC oder C zusammensteht, im Wesentlichen den besseren Text, allerdings ist es lückenhaft: in dem dreistrophigen Liede 86, 1 läßt es die mittlere Strophe weg, in Str. 88, 5 (A Niune 49) läßt es 4 Verse fehlen.

In der dreifach überlieferten Strophe 95, 6 verdient AC(2) vor C(1) den Vorzug.

Das nur von A gebotene Lied 87, 5 ist lückenhaft und schlecht überliefert, Vers 17 trümmerhaft, die Verse 18 und 19 fehlen ganz.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit in BC besteht im Weglassen der Negation *en*[1]) 86, 6. 7, 87, 38. 88, 24. C allein in 86, 10. 16. 91, 4) und im Beibehalten des zweisilbigen Auftakts (89, 10. 22. 36. 90, 8. C allein in 87, 2. 88, 6. 92, 23. 26. 31. 36. 93, 3. 4).

Von der Lachmann-Haupt'schen Textrecension weiche ich in folgenden Punkten ab:

Die 2. plur. ind. oder imp. praes. erscheint in MF. bald auf *-t* bald auf *-nt* ausgehend: 88, 3 *sprechent* (ABC), 88, 28 *merkent* (A), 94, 18 *dienent* (A, *verdienent* C); dagegen 89, 19 *sprechet* (BC), 89, 38 *lât* (BC), 94, 21 *lîdet* (A, *lîdent* C). — Das Lied 93, 12, in welchem die Form auf *-nt* durchgeführt ist, lasse ich als unecht außer Betracht[2]). Der Dichter hat selbstverständlich nur eine Form gebraucht, und man kann nicht einmal mit A *lîdet* (94, 21) und dann wieder mit derselben Handschrift *dienent* (94, 18) schreiben. Da aber die Form

[1]) Eventuell *ne, niht,*

[2]) Bartsch, Deutsche Liederdichter, II. Ausg. 1879, XI, 16 ff. setzt überall die Form auf *-t*.

auf *-nt* vorzugsweise alemannisch ist und demnach unserem Dichter nicht zukommt, so schreibe ich überall die Form auf *-t*.

In gleicher Weise verhält es sich mit den Worten *vröide* (vröude), *wan* (man), *dur* (durch).

Mit dem Diphthong *öi* geschrieben findet sich das erstere Wort: 86, 3 (ABC); 87, 8 (A); 92, 30 (C); 93, 7 (C);

mit *öu*: 86, 15 (BC); 88, 17 (AC); 90, 23 (BC). 31 (BC); 91, 1 (BC); 92, 14 (C). 16 (C); 94, 20 (AC). 38 (AC); *vröuwen* 91, 2 (BC).

Ich schreibe überall *öu*, außer in den von mir für unecht gehaltenen Liedern 92, 14 ff. und 92, 35 ff., wo ich es dahingestellt sein lasse [1]).

wan findet sich zweimal: 88, 37 (BC) und 89, 20 (BC), *man* nur einmal: 95, 8 (AC). Ich schreibe *man* [2]).

dur findet sich öfter als *durch*, und zwar 87, 23 (A). 33 (AC); 95, 1 (AC); 95, 15 (AC); 88, 2 (AC);

durch: 86, 25 (*C* gegen A), 89, 21 (BC).

Da *dur* vorzugsweise alemannisch ist [3]), so ziehe ich *durch* vor [4]).

selhen, als in dem unechten Liede 93, 12 (v. 27) stehend, behalte ich bei.

Den Vers 91, 5 bringe ich auf 6 Hebungen durch Synkope von *e* in *lachen* und *genâde*. *Ich sol ze mâze lachen unz ich ir genade erkenne.* Die Synkope in dem letzteren Worte findet sich bei Albrecht sonst nur einmal 87, 12 *gnedic* (wo A die einzige Überlieferung bietet) und zwar gegen den daktylischen Rhythmus, weshalb Lachmann-Haupt und Bartsch *genœdic* schreiben, und gewiß mit Recht. Doch ist dies bei dem geringen Material kein Beweis für das Unstatthafte der Synkope an obiger Stelle. Dasselbe gilt für das einzig dastehende *lachen*.

In v. 90, 8 *ich gedenke also vil manege* (C *mange*) *naht* [BC] beseitige ich den doppelten Auftakt durch Streichung der Vorsilbe *ge* in *gedenke*. Haupt läßt *also vil* weg und tilgt damit den Auftakt überhaupt, welcher nach der Mehrzahl der Fälle in den ersten Stollenversen dieses Tones doch gefordert wird.

Für die Lachmann-Haupt'sche Recension entscheide ich mich in 87, 5 ff. gegen Bartsch, welcher den daktylischen Rhythmus mög-

---

[1]) Weinhold, Alemannische Gramm. §. 69 a; Baier. Gramm. §. 98.
[2]) Weinhold, Aleman. Gramm. §. 166[b]; Baier. Gramm. §. 136.
[3]) Weinhold, Aleman. Gramm. §. 236.
[4]) Vgl. zu allen drei Worten Pfeiffer, Germ. III, 504.

lichst genau herzustellen sucht, dabei aber willkürlich verfährt[1]: 87, 6 *ander(e)s*. v. 8 (*wand ich si hân zeiner vröude erkorn* gegen die Wortstellung in A:) *wand ich zeiner vröude si hân erkorn*. v. 14 *diu* (*vil*) *guote*. v. 15 (*mir*). 22 *iemer* (*mê*). Dagegen **87, 14** ziehe ich die Conjectur von Bartsch vor: *daz kriuze dô sprach diu guote ê* (MF. *do*) *ich gie*; und **87, 27**: *daz méine ich, sô die sêle wérden gevâge* (MF. beseitigt *sô*). 87, 9 ändern Lachmann, Bartsch und Weißenfels 'erarn iren' in: *erarne ir*[2]), nur wünschen die beiden ersteren daktylische Lesung und führen damit Hiatus ein, während Weißenfels trochäisch liest und auch die sonst vorkommenden Hiatus mit Ausnahme eines Falles zu beseitigen sucht[3]), was ihm nicht gelingt, cf. unter Elision.

II. Echtheit. Zunächst werden die Strophen, welche entweder nur in einer Handschrift oder bei mehrfacher Überlieferung in der einen unter fremdem Namen auftreten, zu prüfen sein.

Unter Niune sind uns in A drei (87, 29—88, 34), unter Gedrut vier Strophen überliefert (94, 15—95, 15), von denen die letzte C auch unter Rubin von Rûdeger bringt. Da unter den beiden ersten Namen die Lieder der verschiedensten Dichter gesammelt sind, so werden wir nicht nöthig haben, die außerdem in BC, eventuell C, Johansdorf zugesprochenen Lieder diesem zu entziehen, wenn sie sonst ihrer Form und ihrem Inhalt nach den Stempel der Echtheit an sich tragen. Und das ist allerdings der Fall, man müßte denn 94, 25 wegen der hier auftretenden Personification (der Minne), welche sonst nur in einem entschieden unechten Liede (92, 35) verwandt wird, beanstanden. Daß die letzte Strophe noch unter Rubin von Rûdeger sich findet, will ebensowenig besagen, da anderseits die letzte der vier unter diesem Namen in C überlieferten Strophen eine echte Neithartstrophe ist (Neith. ed. Haupt 65, 37), cf. HMS. 4, 250. 254[4]).

Von den nur in einer Handschrift überlieferten Strophen entsprechen die drei in A (87, 5. 13. 21) durchaus dem Charakter von Johansdorfs Dichtung, lassen also keinen Zweifel, hingegen fordern die von C allein gebotenen (91, 22—35. 92, 7—94, 14) größtentheils ernste Bedenken heraus.

---

[1]) Weißenfels, der daktylische Rhythmus bei den Minnesingern. Halle 1886. S. 2 u. 34 ff.

[2]) Und mit Recht; cf. Weinhold, Mittelhochd. Gramm.[2] §. 481.

[3]) a. a. O. S. 36.

[4]) Reinhold Becker dagegen (der altheimische Minnesang. Halle 188?. S. 164) hält 92, 7 bis zum Schluß, also auch die unter Gedrun überlieferten Lieder für unecht.

Obwohl die Form und Inhalt betreffenden Fragen erst weiter unten ihre Lösung finden sollen, so sei doch für diese Lieder das Ergebniß vorausgenommen. Bei der ferneren Untersuchung werden die Citate aus den als unecht befundenen Liedern durch Sternchen bezeichnet.

Am verdächtigsten erscheinen 92, 14 ff. 92, 35 ff. (Ton XI). 93, 12 ff. (Ton XII). Ton XI deckt sich mit dem von Carm. Bur. 102ᵃ und Reinm. 193, 22, nur daß nach Beckers Recension[1]) der Letztere den fünften und siebenten Vers der Strophe trochäisch bildet, dagegen Johansdorf und Carm. Bur. den fünften und sechsten. Für Carm. Bur. trifft dies allerdings zu, bei Johansdorf aber stimmt die Überlieferung damit nicht überein. Doch auch abgesehen davon würde die Veränderung des Tones nur eine sehr geringe sein, und Becker behauptet, daß auch eine auf diese Weise begrenzte Nachahmung nur selten vorkomme, also nicht beliebt gewesen sei. Es ist nicht anzunehmen, daß Johansdorf, der doch sonst ziemlich selbständig ist, wenigstens nie sklavisch nachahmt, dies in dem einen Falle gethan haben sollte. Viel eher dürfen wir das einem Vaganten zutrauen, welchen Becker als Verfasser vermuthet (S. 219). Dafür spricht nicht nur der fröhlich freche Ton, der fromme Leichtsinn, sondern auch die gewandte Handhabung der poetischen Technik, das Hereinziehen von Bildern aus der geistlichen Dichtung (93, 4) und vor Allem die Strophe Carm. Bur. 102ᵃ selbst. Hinsichtlich der Häufung poetischer Kunstmittel verweise ich auf die Responsion 92, 21 : 25. 22 : 24. 30 : 32, den parallelen Bau der Bedingungsperioden in 92, 28 ff., die parallele Stellung der Nebensätze der zweiten Periode, zwischen die der Nachsatz tritt, die doppelte Anwendung der Personification in 92, 35 ff., 93, 11. Auch der Umstand scheint beachtenswerth, daß der Dichter von 92, 14 ff. die Dame sofort direkt anredet, was Johansdorf nie thut, so sehr auch das Lied auf die Kenntnisnahme der Dame berechnet sein möge, wie z. B. 91, 8 ff., v. 16. Das eine Mal, wo dies aber geschieht, wagt es der Dichter erst in der dritten Strophe und motivirt es durch den fingirten Dialog. 87, 21.

Was das in Frage kommende dritte Lied 93, 12 anlangt, so finden wir gleich in der ersten Zeile den bei Johansdorf sonst nicht belegten Ausdruck *huote. küneginne* kommt nur in dem unechten 92, 35 (v. 93, 1) vor als Bezeichnung der Sælde, wie hier der Geliebten. Der sonst nicht gerade seltene siebenhebige Vers zeichnet sich hier

[1]) a. a. O. S. 223.

durch die streng beobachtete (abwechselnd männliche und weibliche) Cäsur nach der vierten Hebung aus. Eine genaue Responsion geht durch die ganze Strophenreihe, indem die beiden ersten Zeilen die Rede des Ritters, die zwei folgenden die der Dame enthalten, die beiden letzten Ritter und Dame wechseln lassen. Das Lied wäre auch das einzige Denkmal bei Johansdorf für eine so lange ausgesponnene Conversation, die sich zwar in den glättesten, höfischen Ausdrücken bewegt, aber ohne tiefere Empfindung ist. Alle anderen Lieder endlich übersteigen nie die Strophenzahl drei.

Zweifellos unecht erscheint auch das Lied 92, 7, vorausgesetzt daß man es, wie Burdach[1]), erst auf der Kreuzfahrt entstanden sein läßt; denn ein so elendes Machwerk, ein solches Zusammenstoppeln von Minnephrasen dürfen wir Johansdorf in einer Zeit, wo sein dichterisches Können bereits vorgeschritten war, nicht mehr zutrauen. Schon die Strophenform, welche höchst unregelmäßig ist und nur mühevoll die Dreitheilung erkennen läßt, würde auf eine frühe Entstehungszeit hinweisen. Nun aber erst die Gedanken und der Gedankenausdruck: 92, 9. *Ich engetorste ir nie gesingen disiu liet, wær si vil reine niet und alles wandels frî.* Es ist, als ob sich der Dichter wegen seiner Liebe entschuldigen wollte. Wie paßt nun dazu: *si sol mir erlouben, daz ich von ir tugenden spreche*? Und auch der letzte Gedanke ist wenigstens schief ausgedrückt. Anstatt: *Mich wundert, ist si mir doch niht ein wenic bî, waz si an mir reche*, müßte es heißen: *M. w., bin ich ir doch niht ein wenic bî etc.* = Mich wundert, was sie an mir zu strafen hat, da ich ihr in Folge meiner Abwesenheit doch keine Gelegenheit dazu gebe. Soll aber der erste Satz stehen bleiben, so muß der zweite geändert werden, etwa: *wie sie sich an mir reche* = wie sehr sie mich strafe. Abgesehen von dieser Ungeschicktheit des Ausdrucks ist es kaum glaublich, daß Johansdorf zu einer Zeit, wo er schon ernste Kämpfe mit der Geliebten bestanden (87, 29), auch harten Tadel gegen sie nicht gescheut hatte (86, 9 ff.), endlich aber (nach 94, 35 ff. zu schließen) zu einem innigen Verhältnisse mit ihr gelangt war, noch in so höflich-kaltem Tone zu ihr gesprochen haben sollte (92, 11 *si sol mir erlouben, daz ich von ir tugenden spreche*). Gehört das Lied Johansdorf an, so fällt es in die früheste Periode seines Dichtens und ist nicht auf dem Kreuzzuge, sondern gelegentlich einer anderen Entfernung von der Geliebten außer Landes entstanden.

III. Rhythmik und Metrik. Bei meiner Untersuchung habe ich die Schrift von Richard M. Meyer, Grundlagen des mittelhoch-

[1]) a. a. O. S. 41.

deutschen Strophenbaues (Straßburg 1886), die ein vollständig neues System einführt, unberücksichtigt gelassen, da nach seinem eigenen Ausspruche seine Aufstellungen noch der Discussion bedürfen.

Gottschau hat in einem Anhange zu seiner Abhandlung über Heinrich von Morungen (Beiträge VII, 408) die Perioden des Minnesangs vor Walther von der Vogelweide behandelt, worin er die älteren Minnesänger nach ihrer Technik zu drei Gruppen ordnet, deren mittlerer Johansdorf zugewiesen wird.

Strophenbau. Die Lieder Johansdorfs vertheilen sich auf 13 Töne in der Weise, daß drei Töne einmal wiederholt sind (86, 1 in 86, 25 mit geringer Veränderung: Auftakt in den Versen des Abgesangs; 91, 8 in 91, 22; *92, 14 in *92, 35), ein Ton doppelt (94, 15 in 94, 25 und 94, 35) und ein Ton doppelt, bez. dreifach wiederholt ist (87, 29 in 88, 19 und 88, 33 bez. in 88, 5, wenn man diese Strophe als selbständiges Lied auffaßt).

Innerhalb der einzelnen Strophenschemata werden wir zwischen wenig- und reichgegliederten zu unterscheiden haben, zwischen solchen, deren einzelne Theile organisch fest zusammengeschlossen sind, und solchen, wo der Zusammenhang derselben nur ein loser ist oder ganz aufhört. Ob 92, 7 überhaupt gegliedert ist, erscheint zunächst zweifelhaft; die Strophe soll besonders besprochen werden.

Zu den wenig gegliederten Strophen, bei denen die Verse alle gleich sind und die Gliederung nur durch den Reim bewirkt wird, gehört die nach romanischem Muster gebildete 87, 5; ferner 91, 8, wo der fünfhebige Vers nur durch eine dreihebige Waise im Abgesange unterbrochen wird. In 86, 1. 86, 25 und 90, 32 [1]) sind Auf- und Abgesang bereits je durch eine besondere Versart bezeichnet. Die übrigen Strophen zeigen eine reichere Gliederung.

Was nun den Zusammenhang zwischen Abgesang und Stollen anlangt, so ist ein solcher nicht vorhanden
in 86, 1 und 86, 25: 5a 5b | 4c ⌣ 4d 4c ⌣ 4d [2]
in 89, 9: 3a ⌣ 6b | 7c 7c, in 93, 12: 3a ⌣ 5b | 4c 7c,
in 90, 32: 7a 7b | 6c ⌣ 6x [3]) 3c ⌣.

Genau wird der ganze Stollen nur im Abgesange von 92, 14 wiederholt. Als Zusatz tritt der erste Stollenvers an den Anfang des Abgesangs:

4a 3b ⌣ | 4c 4c 3b ⌣ (1. Str.: 4a 3b ⌣ | 4a 4a 3b ⌣).

[1]) Hier weicht allerdings schon der letzte Vers des Abgesangs ab.

[2]) Der Stollen wird nur einfach bezeichnet, der Auftakt überhaupt nicht.

[3]) x = Waise.

Nur theilweise oder verändert findet sich der Stollen im Abgesange von 87, 29 und 89, 21. Im Abgesange von 87, 29 fällt der zweite Vers des Stollens (4a 3b 5a 3b) hinweg, der letzte erhält klingenden Ausgang und zu Anfang und Ende des Abgesangs tritt ein Zusatz, welcher keine Verwandtschaft mit Versen des Aufgesangs zeigt:

6e —— 4e 5f 3g ⌣ —— 5g ⌣ 6f.

In 89, 21 wird der erste Vers der Stollen um eine Hebung vermehrt und erscheint im Abgesange als Waise, der letzte erhält ebenfalls klingenden Ausgang; der mittlere Stollenvers wird als Zusatz am Anfange des Abgesangs, mit verändertem Ausgange zweimal wiederholt: 4a 6b ⌣ 4c | 6d 6d —— 5x 6f ⌣ 4f ⌣.

Der umgekehrte Stollen wird ohne Zusatz wiederholt in **91, 36**, verschieden vom Aufgesange außerdem durch den Inreim und durch den umgekehrten Ausgang der Verse.

7a 5b ⌣ | 5d 7c ⌣

= . . | (3c ⌣ + 2d) (4d + 3c ⌣).

Nur der mittlere Vers der Stollen wird am Anfange des Abgesangs wiederholt in 94, 15:

3a 6b 4c | 6d — 5d 5e 7e.

In allen den bisher genannten Strophen ist der Theil des Abgesangs, welcher den Stollen nachahmt, außer in 92, 14 nicht durch die Reime mit diesem verbunden. Der Zusammenschluß zwischen beiden Theilen erscheint im Ganzen ziemlich lose; vollständig erreicht wird er allein in 92, 14.

Die Stollen selbst sind mit Ausnahme von 87, 29 und des noch zu besprechenden 92, 7 einander gleich gebildet. In 87, 29 sind aber die Reime verschieden: a b a b | c d c d ||; ganz ebenso Hartmann 209, 55.

Was den Umfang der Stollen anlangt, so ist die gewöhnliche Zahl der Stollenverse zwei, nur zweimal finden sich drei Verse: 89, 21 und 94, 15[1]), einmal vier: 87, 29.

Das Verhältniß der Stollenverse zu denen des Abgesangs ist meist: 2 : 2 : 3 (90, 32. 91, 8. 91, 22. 92, 14. 92, 35), 2 : 2 : 4 (86, 1. 86, 25. 87, 5. 90, 16) und 2 : 2 : 2 (89, 9. 91, 36. 93, 12); außerdem kommt vor: 3 : 3 : 4 (94, 15), 3 : 3 : 5 (89, 21), 4 : 4 : 6 (87, 29).

Schwierigkeit bereitet die Auffassung der Strophe 92, 7, deren Schema nach der Versabtheilung in MF. folgendermaßen aussieht:

4a 3a 6a | 6b 7c ⌣ | 6b 3c ⌣.

---

[1]) Über das spärliche Vorkommen dreiversiger Stollen bei den älteren Minnesängern vgl. Lehfeld, Friedrich von Hausen Beitr. II, 376.

Wir erhalten somit eine unregelmäßige Dreitheilung, bei welcher die sich annähernd entsprechenden Theile am Ende statt am Anfange stehen; es würde demnach eine Vertauschung von Auf- und Abgesang stattgefunden haben, die allerdings Schneider[1]) für möglich hält, wogegen sich aber Meyer (a. a. O. S. 126) ernstlich erklärt. Ich schlage eine andere Abtheilung vor, durch welche die Stollen ihre natürliche Stelle behalten. Auf- und Abgesang sind durch den Reim getrennt, die Gruppirung der Stollen wird durch die Wiederholung des dreihebigen Verses gegeben:

4a 3a | 6a 3a || 3b 7c ⏑ 6b 3c ⏑.

Der Satz: *wær si vil reine niet* | *und alles wandels frî* wird freilich zerrissen und zwischen Auf- und Abgesang vertheilt; doch kommt dieser Fall auch sonst vor, cf. Reinm. 190, 27. Auch die Thatsache, daß beide Stollen gleiche Reime haben und in einzelnen Versen ungleich sind, ist anderweitig belegt. Beide Unregelmäßigkeiten weist Veldecke 62, 11 auf: 3a 2a | 4a 2a ||, wo die Wiederkehr des zweihebigen Verses die Gruppirung ermöglicht. Der Abgesang wiederholt die drei Versgattungen des Aufgesangs in derselben Reihenfolge: || 3c 4c 2c. — Ungleiche Zahl der Hebungen in einem Stollenverse hat Morungen 143, 22 (Tagelied): 4a 3b | 3a 3b ||.

Für den ersteren Fall, daß beide Stollen gleiche Reime haben, vergleiche man noch Rugge 102, 27: 4a ⏑ 4a ⏑ ¦ 4a ⏑ 4a ⏑ ¦¦ 4a ⏑ 3b 7b, wo allerdings in Folge des gleichen Baues der fünf ersten Verse die Dreitheilung aufgehoben wird. Ich werde aber später zu erweisen suchen, daß diese Strophenform auf ein dreigliedriges Schema zurückgeht. Zum Beleg für den zweiten Fall, Ungleichheit der beiden Stollen, können auch diejenigen Strophen herbeigezogen werden, in denen der eine Stollen von dem anderen um einen ganzen Vers verschieden ist, die Dreitheilung aber in Folge der Reime unverkennbar bleibt. Der überschüssige Vers erscheint als Waise im zweiten Stollen, entsprechend der Waise des Abgesangs, bei Hausen 42, 1:

4a 4b | 4b 4x¹ 4a || 2a 4c 4x² 4c,

als Reimvers zum ersten oder zweiten Stollen gehörig: Veld. 64, 10:

4a ⏑ 4b ⏑ ¦ 4b ⏑ ¦ 4b⏑ 4a ⏑ || 4c 4c,

zum ersten Stollen gehörig 67, 25:

5a 5a 5a | 4b ⏑ 4b ⏑ || 4a 4b ⏑,

wo auch noch die Zahl der Hebungen differirt.

[1]) Dr. Johann Immanuel Schneider, Systematische und geschichtliche Darstellung der deutschen Verskunst von ihrem Ursprunge bis auf die neuere Zeit. Tübingen 1871, S. 31 u. 190.

Hebungenzahl und Reime sind ungleich, ohne doch eine gewisse Entsprechung vermissen zu lassen, bei Reinmar 180, 28[1]), nach der Recension von Regel (Germ. XIX, 163 f., 168):

6a 5b ⏑ 6a | 6a 5b ⏑ 5b ⏑ || 5c 5c.

Noch unregelmäßiger ist das Schema nach der Recension von Lachmann-Haupt: 6a 5b ⏑ 6a | 5a 5b ⏑ 5b ⏑ || 5c 5c.

Im Hinblick auf so viele Unregelmäßigkeiten anderer Strophen, bei denen die Dreitheilung dennoch vorhanden ist, werden wir auch unserer Strophe dieselbe nicht absprechen dürfen.

Auch für die übrigen Töne Johansdorfs sollen Analoga gesucht werden. Denselben Strophenbau wie **87, 5**:

4a ⏑ 4b | 4b 4a ⏑ 4b 4a ⏑

haben Veld. 57, 10 und Hausen 53, 31, nur daß die Verse nicht Daktylen sind und bei Letzterem auch der abwechselnd klingende Ausgang mangelt. Vgl. auch Hausen 49, 37, Veld. 60, 29. 65, 28. Mor. 140, 32. 133, 13. Der vierhebige daktylische Vers wird als strophenbildend verwendet von Hausen 53, 15; Fenis 80, 1. 25. 82, 26. 83, 11. 25. 36; Gutenburc 77, 36 ff.; Rugge 101, 15. 108, 22; Horheim 113, 1. 33. 114, 21. 115, 3. 27; Steinach 118, 1; Hartm. 215, 14; nur theilweise Hausen 43, 28; Mor. 129, 14. 135, 9. 141, 15. 37; bis auf einen Vers die ganze Strophe einnehmend in 140, 32 und 133, 13.

Annähernd gleiche Reime wie 87, 5 hat auch Johansdorfs Landsmann Rute 116, 1: a ⏑ b | b a ⏑ b (= Steinach 118, 19).

Joh. **86, 1** und **86, 25**: 5a 5b | 4c ⏑ 4d 4c ⏑ 4d.

Die Reimstellung ist nicht selten anzutreffen: Rugge 103, 3; Mor. 130, 31; Adelnburc 148, 1; Reinmar 151, 1.

Die Vertheilung von fünf- und viermal gehobenem Vers auf die Stollen einerseits, der Abgesang andererseits findet sich sonst nicht. In den Stollen durchgehend fünfhebige Verse hat auch Reinm. 175, 1 und 190, 3; den viermal gehobenen Vers durchgehend im Abgesang Eist 34, 19. 36, 5. 39, 30; Reinm. 191, 34. 192, 25. 203, 24; Mor. 125, 19.

Joh. **91, 8**: 5a 5b | 5c 3x 5c.

90, 32: 7a 7b | 6c ⏑ 6x 3c ⏑.

Die Reimstellung a b | c x c findet sich ungemein häufig bei Reinm. 170, 1. 170, 36. 175, 1. 178, 1. 184, 31. 191, 34. 197, 15. 198, 28; auch bei Mor. 140, 11. 142, 26. 144, 17; Eist 36, 34.

---

[1]) Nach Pauls Recension (Beiträge II, 544): 5a 5b ⏑ 5a | 5a 5b ⏑ 5b ⏑ || . . Weißenfels nimmt wieder Silbenzählung an (a. a. O. S. 5—13), was höchst unwahrscheinlich ist.

Den Vers von fünf Hebungen durch die ganze Strophe gehend haben Hausen 47, 9; Fenis 81, 30; Rute 116, 1 = Steinach 118, 19; Reinm. 194, 18; Hartm. 205, 1; die Verbindung mit dem Verse von drei Hebungen im Abgesange allein Mor. 131, 25:

5a ⌣ 5b | 3c 5d ⌣ 2d ⌣ 5c.

Wechsel zwischen sieben, sechs- und dreihebigen, wenn auch in anderer Folge als 90, 32 hat ebenfalls nur Mor. 134, 6:

6a 7b | 7b 7a 3a 6b.

Joh. **89, 9:** 3a ⌣ 6b | 7c 7c.

***93, 12:** 3a ⌣ 5b | 4c 7c.

Die Reimstellung ab | cc finden wir ausschließlich bei Reinmar: 168, 30. 169, 9. 171, 32. 177, 10. 182, 33. 185, 27. Meist erscheint bei ihm ebenfalls der längere Vers an zweiter Stelle im Stollen und Abgesang. Den umgekehrten Stollen von 89, 9 hat Mor. 138, 17: 6a ⌣ 3b | , Reinm. 168, 30: 6a 3b ⌣|. Das ganze Strophenschema ist mit geringer Veränderung gleich Mor. 143, 4: 4a 6b | 7b 7b.[1]

Ebenso ist das Schema von 93, 12 nur wenig modifizirt bei Reinm. 171, 32: 4a 5b | 4c 7c. 182, 34: 4a ⌣ 5b | 4c 7c; der Stollen umgekehrt in 185, 27: 5a 4b | 4c 7c. Der Abgesang von 93, 12: 4c 7c findet sich auch Eist 40, 19; Reinm. 201, 33. Den Schluß der Strophe resp. des Abgesangs bildet die Verbindung des vier- und siebenhebigen Verses bei Rute 117, 1; Reinm. 195. 10. 197, 15; Hartm. 209, 5. Den umgekehrten Stollen von 89, 9 verbindet mit dem Abgesange von 93, 12 Reinm. 168, 30: 6a 3b ⌣ | 4c 7c.

Joh. **90, 16:** 4a ⌣ 5b | 3c ⌣ 2c ⌣ 5d 5d.

Der vierversige Aufgesang mit abwechselnd vier- und fünfmal gehobenem Verse kommt vor bei Eist 34, 19; Mor. 130, 31; Reinm. 155, 27. 171, 22. 172, 23. 191, 34. 192, 25. 162, 7: 4a 5b | ccdxd. Stollen umgekehrt 163, 23: 5a 4b | ccdxd. Auch die Ausgänge der Stollenverse entsprechen genau denen von 90, 16 bei Mor. 125, 19: 4a ⌣ 5b, ebenso 147, 4; Reinm. 182, 34.

Die Reimordnung ab | ccdd ist vertreten bei Eist 39, 30; Hausen 52, 37; Rugge 101, 7; Horheim 115, 3; Mor. 138, 17; Reinm. 190, 3; Hartm. 212, 13. 215, 14.

Joh. ***92, 14:** 4a 3b ⌣ | 4c 4c 3b ⌣,

aber in der ersten Str.: 4a 3b ⌣ | 4a 4a 3b ⌣.

Den Ton der übrigen Strophen hat Reinm. 193, 22, den der ersten ganz annähernd Veld. 61, 18, nur der letzte Vers hat hier vier Hebungen. Denselben Aufgesang hat Eist 36, 5. 39, 30; Veld. 60, 13;

61, 25; Hartm. 209, 5. Seinen ersten Stollen bildet das Morungensche Tagelied (143, 22) ebenso.

Die Reime des Tones 92, 14, abgesehen von der ersten Strophe, bietet Mor. 126, 8, nach der Schematisirung von Gottschau[1]) a b (Inreim b) c c b.

Joh. 91, 26: 7a 5b ⌣ | 5d 7c ⌣ [= (3c ⌣ + 2d) (4d + 3c⌣)].

Der Stollen und die entsprechenden Verse des Abgesangs finden sich umgekehrt bei Mor. 132, 27: 5a 7b | 7b 5a ...,

fünf- und siebenhebiger Vers gebunden am Schluß des Abgesangs bei Reinm. 190, 3. — Die Bindung der Reime c d d c als Endreime findet sich ziemlich häufig, der erste und dritte als Inreim sonst nur noch bei Reinm. 179, 8 ff.[2]).

Joh. 89, 21: 4a 6b ⌣ 4c | 6d 6d 5x 6e ⌣ 4e ⌣.

Der Vers von vier ist mit dem von sechs Hebungen sonst nur im zweiversigen Stollen gebunden: 4a 6b|: Mor. 127, 34; 129, 5; Reinm. 165, 1. 166, 16. 174, 3. 194, 34. 197, 15; Hartm. 216, 1; 6a 4b: Reinm. 173, 6. Diese Verbindung auch im Abgesange durchgeführt Reinm. 156, 27: 4a 6b | 4c 6c 6d 4e 4e 6d. — Nur im Abgesange Mor. 140, 11: | 4c 4x 6c. 127, 1 | ... 6x 4d ⌣.

Die Reimordnung a b c im dreiversigen Stollen ist durchaus die gewöhnliche. Veld. 58, 11. 67, 33 und sonst. Die Reimordnung des Abgesangs d d x e e ist sehr selten und kommt nur noch ein einziges Mal bei Hartmann 214, 34 bei zweiversigen Stollen vor. Statt dessen findet sich bei Reinmar mit kleiner Umstellung häufig die Form d d e x e 165, 1. 10. 166, 16 etc., auch d d e e e 159, 1, überall bei zweiversigem Stollen.

Joh. 94, 15: 3a 6b 4c | 6d 5d 5e 7e.

In anderer Ordnung wiederholen sich die Verse des Stollens bei Mor. 130, 9: 4a 3b 6c, bei Reinm. 186, 19: 6a 3b 4c ⌣. Verbindung von sechs- und dreimal gehobenem Verse im zweiversigen Stollen Mor. 138, 17; Reinm. 168, 30. Zu dem Abgesange von 94, 15 vgl.

Mor. 145, 1: | 6b 5a ⌣ 5a ⌣ 6b.

Reinm. 189, 5: | . 6c 5d ⌣ 4x 7d ⌣.

Über die Reimordnung d d e e ist schon unter Joh. 90, 16 gehandelt.

Joh. 87, 29: 4a 3b 5a 3b | 4c 3d 5e 3d || 6e 4e 5f 3g ⌣ 5g ⌣ 6f.

Jeder Stollen zerfällt dem Reime nach in zwei einander gleiche, denen des anderen nur congruente Theile; ebenso Hartm. 209, 25:

[1]) Beiträge VII, 366.

[2]) Bartsch Germ. III, 484.

4a 2b 4a 2b | 4c 2d 4c 2d. Verschiedene Reime in den beiden Stollen auch sonst, doch in anderer Anordnung cf. Fenis 84, 37; Reinm. 199, 25; Steinach 119, 13. Derselbe hat vierversigen Stollen, ebenso wie Fenis 83, 25. 36; Rugge 102, 1; Mor. 123, 10; Reinm. 187, 31; Veld. 62, 25 (?). Die gewöhnliche Reimstellung im vierversigen Stollen ist a b c d.

Die Versverbindung 4a 3b 5a 3b, doch auf beide Stollen vertheilt, hat Johansdorfs Landsmann Rute 117, 26. Sonst wechselt der vier- mit dem drei- und fünfmal gehobenen Verse nur im dreiversigen Stollen ab: Reinm. 160, 6. 167, 31.

Anordnung der Reime im Abgesang c c d e e d auch Mor. 127, 34; Reinm. 151, 33. 156, 27, sonst nicht.

Überblicken wir noch einmal das Ganze, so sehen wir, wie trotz der vielen verwandtschaftlichen Beziehungen hinsichtlich des Strophenbaues, die Johansdorf mit den übrigen älteren Minnesängern verbinden, und wie sie sich nothwendiger Weise einstellen mußten, derselbe doch seine Selbständigkeit bewahrt.

Ganz allein bei ihm findet sich der vier- und fünfmal gehobene jambisch-trochäische Vers auf Stollen einerseits, auf Abgesang andererseits vertheilt.

Eigenthümlich ist ihm ferner die Versverbindung 4a 6b ⏑ 4c im Stollen (89, 21).

Gewisse Berührungen finden mit Hartmann, Reinmar, Morungen, Rute und Fenis statt, die theils auf Zufall, theils auf freier Nachahmung beruhen können. Aber nur in einem einzigen Falle und zwar in den unechten Liedern 92, 14. 35 zeigt sich vollkommene Gleichheit mit einem anderen Tone. — Die übrigen bedeutenden Berührungen stelle ich hier kurz zusammen:

1. Joh. 87, 29. Die Versverbindung 4a 3b 5a 3b bildet einen Stollen, Rute 117, 26: 4a 3b | 5a 3b beide Stollen.
2. Joh. 87, 5: 4a ⏑ 4b | 4b 4a ⏑ 4b 4a ⏑, Daktylen.
   Fenis 83, 11: 4a ⏑ 4b | 4b 4a ⏑ 4b, Daktylen.
3. Joh. 89, 9: 3a ⏑ 6b | 7c 7c.
   Mor. 143, 4: 4a 6b | 7b 7b.
4. Joh. 91, 36: 7a 5b ⏑ | 5d 7c ⏑.
   Mor. 132, 27: 5a 7b | 7b 5a . .
5. Joh. 94, 15 Aufgesang: 3a 6b 4c;
   Mor. 130, 9 Aufg.: 4a 3b 6c.
   Reinm. 186, 19 Aufges.: 6a 3b 4c.
6. Joh. 94, 15 Abges.: 6d 5d 5e 7e.
   Mor. 145, 1 Abges.: 6b 5a ⏑ 5a ⏑ 6b.

7. Der fünfhebige Vers bildet die Strophe mit einmaliger Unterbrechung durch den dreihebigen Vers. Joh. 91, 8: 5a 5b | 5c 3x 5c. Mor. 131, 25: 5a ◡ 5b | 3c 5d ◡ 5d ◡ 5c.

8. Wechsel von sieben-, sechs- und dreihebigem Verse bei Joh. 90, 32: 7a 7b | 6c ◡ 6x 3c ◡ und Mor. 134, 6: 6a 7b | 7b 7a 3a 6b.

9. Geradezu auffallend ist, daß die allereinfachste Reimbindung a b | c c Johansdorf nur mit Reinmar, die folgende: a b | c x c nur mit Reinmar und Morungen (einmal auch Eist 36, 34), die Reimbindung d d x e e im Abgesang nur einmal mit Hartmann (214, 34) gemein hat. Man muß annehmen, daß diese Verbindungen gerade wegen ihrer Einfachheit nicht beliebt gewesen sind, die genannten Dichter aber sich nicht daran gekehrt haben. Auch die Reimordnung im Abgesang: c c d e e d haben außer Johansdorf (87, 29) nur Morungen (127, 34) und Reinmar (151, 33 und 156, 27). — Weniger nimmt es wunder, wenn bei dem seltenen Vorkommen des vierversigen Stollens Joh. (87, 29) nur mit Hartmann (209, 25) in der Reimstellung a b a b | c d c d zusammentrifft.

Die Strophenform des unechten Liedes *93, 12: 3a ◡ 5b | 4c 7c hat mehrere Seitenstücke bei Reinmar, 171, 32: 4a 5b | 4c 7c. 182, 34: 4a 5b | 4c 7c. 185, 27: 5a 4b | 4c 7c. Das Lied gehört aller Wahrscheinlichkeit nach in die Reinmarsche Schule.

Zu *92, 14: 4a 3b ◡ | $4\frac{a}{c}$ $4\frac{a}{c}$ 3b ◡ ist außer Reinm. 193, 22 noch Veld. 61, 18: 4a 3b ◡ | 4a 4a 4b ◡ zu stellen.

Unter den Berührungen der echten Lieder mit fremdeu verdient diejenige von Joh. 89, 9 mit Mor. 143, 4 die meiste Beachtung.

Nach der größeren oder geringeren Kunst des Aufbaues nun könnte man die Töne Johansdorfs etwa folgendermaßen gruppiren:

I. Gruppe: Zweiversiger Stollen. *a*) Eine Versart beherrscht die ganze Strophe. 87, 5: 4a ◡ 4b | 4b 4a ◡ 4b 4a ◡. Im Abgesang tritt eine ungleich gebaute Waise hinzu. 91, 8: 5a 5b | 5c 3x 5c.

b) je eine Versart beherrscht den Auf- und den Abgesang. 86, 1. 86, 25: 5a 5b | 4c ◡ 4d 4c ◡ 4d; ein ungleich gebauter Vers im Abgesang: 90, 32: 7a 7b | 6c ◡ 6x 3c ◡.

II. Gruppe: Zweiversiger Stollen. Verschiedene Versarten gemischt. 89, 9: 3a ◡ 6b | 7c 7c. *93, 12: 3a ◡ 5b | 4c 7c. *92, 14: 4a 3b ◡ | $4\frac{a}{c}$ $4\frac{a}{c}$ 3b ◡. 90, 16: 4a ◡ 5b | 3c ◡ 2c ◡ 5d 5d. 91, 36: 7a 5b ◡ | 5d (mit Inreim) 7c ◡ (mit Inreim).

III. Gruppe: Mehrversiger Stollen. Verschiedene Versarten gemischt. 89, 21: 4a 6b ◡ 4c | 6d 6d 5x 6e ◡ 4e ◡.

94, 15: 3a 6b 4c | 6d 5d 5e 7e.

87, 29: 4a 3b 5a 3b | 4c 3d 5c 3d || 6e 4e 5f 3g ◡ 5g ◡ 6f.

Gehen wir nun zu der Besprechung der **einzelnen Versarten** über.

Vers von zwei Hebungen

findet sich nur einmal als zweiter Vers des Abgesangs, jambisch mit klingendem Ausgange, gebunden mit dem dreihebig-trochäischen in 90, 16.

Vers von drei Hebungen:

a) stumpf: in den Stollen als erster Vers 94, 15, trochäisch, abwechselnd mit dem jamhisch-stumpfen Verse von sechs und vier Hebungen; als zweiter und vierter Vers 87, 29, jambisch mit Ausnahme von 87, 30 und 88, 20, abwechselnd mit dem jambisch-trochäischen Verse von vier und fünf Hebungen mit stumpfem Ausgange; als zweiter Vers in 92, 7, jambisch, im ersten Stollen mit dem vierhebig-jambischen, im zweiten Stollen mit dem sechshebig-jambischen Verse gebunden.

Im Abgesange steht der dreimal gehobene Vers als erster 92, 7, jambisch, durch überschlagenden Reim mit dem sechshebig-jambischen verkettet; als zweiter Vers in 91, 8, Waise, jambisch, ausgenommen 91, 27;

b) klingend: in den Stollen als erster Vers 89, 9, trochäisch, ausgenommen v. 89, 11, abwechselnd mit dem trochäischen, eventuell jambischen (89, 10) Verse von sechs Hebungen mit stumpfem Ausgange; als erster Vers auch in *93, 12, trochäisch, ausgenommen 93, 12, abwechselnd mit dem trochäisch-stumpfen von fünf Hebungen; als zweiter Vers in 92, 14, jambisch, abwechselnd mit dem jambisch-stumpfen Verse von vier Hebungen;

im Abgesange als erster Vers 90, 16 trochäisch; als dritter Vers in 90, 32, trochäisch, gebunden mit dem Verse von sechs Hebungen, getrennt durch die sechshebige Waise; an dritter Stelle ebenfalls in 92, 14, jambisch, gebunden mit dem gleichgebauten Stollenverse; als vierter Vers in 87, 29, trochäisch, ausgenommen 89, 6, gebunden mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (88, 17) Verse; an gleicher Stelle in 92, 7, trochäisch, durch überschlagenden Reim mit dem siebenhebig-trochäischen gebunden.

Vers von vier Hebungen:

daktylisch[1]): in 87, 5 durchgehend, abwechselnd klingend (der erste, dritte, sechste und achte Vers der Str.) und stumpf (zweiter,

[1]) Weißenfels sucht nachzuweisen, daß Johansdorf das Princip der Silbenzählung angewendet habe. Bei dem geringen Material aber und der lückenhaften und unsicheren Überlieferung des einzigen, in Betracht kommenden Liedes scheint mir bei diesem Dichter eine sichere Entscheidung, ob Silbenzählung oder ob Daktylen, nicht zu gewinnen zu sein. Ich fasse die Verse als Daktylen auf.

vierter, fünfter und siebenter Vers). Auftakt steht ganz unregelmäßig. Weißenfels hat nachzuweisen gesucht (a. a. O. S. 34 ff.), daß in diesem Liede die romanische Silbenzählung angewandt sei.

Der jambisch-trochäische Vers steht:

a) stumpf: in den Stollen als erster Vers 87, 29, jambisch, ausgenommen 88, 37, durch überschlagenden Reim mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (87, 31. 88, 11) gebunden; als erster Vers auch 92, 14, jambisch, abwechselnd mit dem jambisch-klingenden Verse von drei Hebungen; an dritter Stelle 94, 15, jambisch, abwechselnd mit dem jambisch-stumpfen Verse von sechs und dem trochäisch-stumpfen von drei Hebungen; als erster und dritter Vers in 89, 21, jambisch, mit Ausnahme von 89, 23. 35. 90, 10, den jambisch-klingenden Vers von sechs Hebungen umgebend; nur im ersten Stollen von 92, 7 an erster Stelle, jambisch, gebunden mit dem dreihebig- und sechshebig-jambischen;

im Abgesange von 86, 1 und 86, 25 an zweiter und vierter Stelle, wechselnd mit dem vierhebig-klingenden an erster und dritter Stelle, in 86, 1 trochäisch, in 86, 25 jambisch; als erster Vers in 93, 12, trochäisch, abgesehen von 94, 13, gebunden mit dem siebenhebig-trochäischen; als zweiter Vers in 87, 29, jambisch, gebunden mit dem sechshebig-jambischen, eventuell trochäischen (88, 13. 89, 3) Verse; als erster und zweiter Vers in 92, 14, mit einander gebunden, jambisch, ausgenommen 92, 18. 19. 92, 33. 93, 2.

b) klingend: als erster Stollenvers in 90, 16, jambisch in der ersten, trochäisch in der zweiten Strophe, abwechselnd mit dem trochäisch-stumpfen Verse von fünf Hebungen;

im Abgesange als erster und dritter Vers in 86, 1. 86, 25, mit dem vierhebig-stumpfen wechselnd, in dem ersten Liede trochäisch, im zweiten jambisch; als fünfter (letzter) Vers des Abgesangs 89, 21, jambisch, gebunden mit dem sechshebig-jambischen.

Vers von fünf Hebungen:

a) stumpf: In den Stollen von 86, 1 und 86, 25 durchgehend, jambisch; ebenso 91, 8, trochäisch, mit Ausnahme von 91, 11. 18; als zweiter Vers 90, 16, trochäisch, mit dem jambisch-trochäischen Verse von vier Hebungen und mit klingendem Ausgange wechselnd; ebenso 93, 12, trochäisch, mit Ausnahme von 93, 21, mit dem (jambisch-) trochäischen von drei Hebungen und mit klingendem Ausgange wechselnd; als dritter Vers 87, 29, jambisch, ausgenommen 87, 31 und 88, 11, durch überschlagenden Reim mit dem (jambisch-) trochäischen Verse von vier Hebungen gebunden;

im Abgesange an erster Stelle 91, 36, trochäisch, mit dem trochäisch-klingenden Verse von sieben Hebungen durch Inreim gebunden; an erster und dritter Stelle 91, 8, trochäisch, abgesehen von 91, 21, mit einander gebnnden, getrennt durch die dreihebige Waise; an zweiter und dritter Stelle 94, 15, in ersterem Falle trochäisch und gebunden mit dem trochäischen Verse von sechs Hebungen, im zweiten Falle jambisch, ausgenommen 95, 14, und gebunden mit dem siebenhebig-jambischen Verse; an dritter Stelle 87, 29, jambisch, durch umschließenden Reim mit dem sechshebig-jambischen Verse gebunden [1]); an dritter Stelle 89, 21 als Waise, trochäisch, dagegen 90, 2 jambisch; an dritter und vierter Stelle 90, 16, trochäisch, ausgenommen vielleicht 90, 22 (wenn man *so ist* nicht mit Synaloephe liest), beide Verse mit einander gebunden.

b) klingend: als zweiter Stollenvers 91, 36, im ersten Stollen trochäisch, im zweiten jambisch, abwechselnd mit dem trochäisch-stumpfen Verse von sieben Hebungen;

als fünfter Vers des Abgesangs 87, 29, jambisch, mit Ausnahme von 88, 17, gebunden mit dem dreihebig-trochäischen, eventuell jambischen (89, 6) Verse;

Vers von sechs Hebungen:

a) stumpf: in den Stollen als zweiter Vers 89, 9, trochäisch, nur 89, 10 jambisch, abwechselnd mit dem trochäisch- resp. jambisch-klingenden Verse von drei Hebungen, an gleicher Stelle in 94, 15, jambisch, zwischen dem trochäisch-stumpfen von drei und dem jambisch-klingenden von sechs Hebungen; als erster Vers des zweiten Stollen von 92, 7, jambisch, gebunden mit dem drei- und vierhebig-jambischen Verse;

im Abgesang von 87, 29 als erster Vers, jambisch (87, 37. 88, 27) und trochäisch (88, 13. 89, 3), gebunden mit dem vierhebig-jambischen; in demselben Liede als sechster Vers den Abgesang beendigend, jambisch und durch umschließenden Reim mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (? 89, 5) gebunden; als erster Vers noch in 94, 15, trochäisch, gebunden mit dem fünfhebig-trochäischen; als erster und zweiter Vers in 89, 21, jambisch (dagegen 90, 12 trochäisch), mit einander gebunden; als zweiter Vers in 90, 32, trochäisch, Waise; als dritter Vers in 92, 7, jambisch, durch überschlagenden Reim mit dem dreihebig-jambischen gebunden.

[1]) In v. 89, 5 fehlt entweder eine Hebung (es sind statt fünf Hebungen nur vier) oder man muß „die“ als taktfüllend betrachten und den Vers trochäisch lesen.

b) klingend: als zweiter Vers der Stollen in 89, 21, jambisch, umgeben von dem trochäisch-jambischen Verse von vier Hebungen mit stumpfem Ausgang;

im Abgesange desselben Tones als vierter Vers, jambisch, gebunden mit dem jambisch-vierhebigen; als erster Vers in 90, 32, trochäisch (90, 36) und jambisch (91, 5), gebunden mit dem dreihebig-trochäischen, durch die sechshebige Waise getrennt.

Vers von sieben Hebungen:

a) stumpf: durch den ganzen Aufgesang von 90, 32, im ersten Stollen trochäisch, im zweiten jambisch; als erster Vers der Stollen in 91, 36, trochäisch, abwechselnd mit dem jambisch-trochäischen Verse von fünf Hebungen mit klingendem Ausgange;

den zweiversigen Abgesang bildend in 89, 9, trochäisch, mit einander gebunden; als zweiter Vers des Abgesangs in 93, 12, trochäisch, gebunden mit dem (jambisch-) trochäischen Verse von vier Hebungen; an vierter Stelle in 94, 15, jambisch, gebunden mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (95, 14) Verse.

b) klingend: als zweiter Vers im Abgesang von 91, 36, trochäisch, durch den Inreim des vorhergehenden fünfhebigen, trochäisch-stumpfen Verses gebunden; an zweiter Stelle des Abgesanges auch in 92, 7, trochäisch, durch überschlagenden Reim mit dem dreihebig-trochäischen gebunden.

Den breitesten Raum nimmt der fünfmal gehobene Vers mit stumpfem Ausgange ein (klingend nur im Aufgesange von 91, 36 und im vorletzten Verse des Abgesangs von 87, 29). Es folgt der Vers von vier Hebungen', überwiegend stumpf, der von drei, gleichmäßig stumpf und klingend, schließlich der sechs- und siebenmal gehobene, welche beide den stumpfen Ausgang bevorzugen. — Die Waise hat drei, fünf, sechs Hebungen und ist immer stumpf.

Johansdorf bindet oft lange mit kurzen Versen oder läßt sie miteinander abwechseln. Der Vers von drei Hebungen tritt neben den sechsmal gehobenen 94, 15 f. und entsprechend in den übrigen Strophen, 89, 9 f. 90, 36 ff. 92, 9 f. 12 f., neben den siebenmal gehobenen Vers 92, 10 f. — Der Vers von vier ist mit dem von sieben Hebungen gebunden *93, 16 f.

Nicht immer stellt der Dichter die kürzeren Verse in die Stollen, die längeren in den Abgesang, um so einen breiteren Abschluß zu gewinnen. Im Gegentheil wird 90, 32 der Aufgesang von siebenmal gehobenen Versen gebildet, der Abgesang läßt auf zwei Verse von

sechs einen von drei Hebungen folgen. — Auch wenn man den Abgesang für sich betrachtet, bilden nicht immer die längeren Verse den Beschluß. So 89, 21: 6d 6d 5x 6e ◡ 4e ◡. 92, 7: 3b 7c ◡ 6b 3c ◡.

Auftakt. Unbedenklich dürfen wir einsilbigen überall annehmen, da diejenigen Stellen, wo zweisilbiger erscheint, leicht geändert werden können, durch einfache Synkope von *u*: *Jer(u)salem* 89, 22; durch Synkope von *e* mit Auflösung des vorhergehenden Consonanten: *gegen* in *gein* *92, 23. 36; durch Synaloephe: *daz ist* in *deist* 89, 19, *si ist* in *sist* *93, 4; durch Apokope: *swenne* *92, 31; durch Inclination mit verbundener Apokope: *sonę* *92, 26. 93, 3, mit verbundener Synkope: *ichn* 87, 38, *dern* 88, 24, *desn* 88, 6, *ezn* 89, 36; durch Kürzung des Stammvocals in *niemer* 88, 13: *Ine erwache nimer ezn sî mîn êrste segen*; durch Beseitigung der Vorsilbe *ge-* 90, 8: *ich (ge)dénke alsó vil manege naht.*

Was die Anwendung des Auftakts anlangt, so ist Johansdorf sehr frei verfahren. Geregelt ist sein Vorkommen nur in Ton I (86, 1), wo er durch den ganzen Aufgesang angewandt ist, einmal auch im Abgesang (86, 15); ferner in Ton XIII (94, 15), wo ihn die zweiten und dritten Stollenverse und der dritte und vierte des Abgesangs haben, mit der einzigen Ausnahme von 95, 14. Die Modification des I. Tones (86, 25) zeigt nur jambisch gebildete Verse, trochäisch durchgeführt ist Ton *XI (93, 12), mit Ausnahme von *93, 12. 21. *94, 13. Alle drei Fälle lassen sich leicht beseitigen, wenn man mit Bartsch in dem zweiten und dritten Verse die kürzere Form für die 2. pers. plur. wählt: *93, 21 *ir mugt íuwer klage wol lâzen sín*, *94, 13 *wie meint ir daz froúwe gúot*, im ersten Verse (*93, 12), wenn man *si* streicht und damit den Parallelismus aufgibt: *ich vant áne húote die vil minneclîchen eine stân.* — Nur in den Stollen regelmäßig erscheint der Auftakt in Ton *XI (92, 14); im Abgesang von Ton VI (90, 16) hat ihn regelmäßig der zweite Vers.

Der jambische Rhythmus überwiegt. Von 312 Versen sind 172 jambisch (die daktylischen Verse sind unberücksichtigt gelassen).

Ausgang der Verse. Nur stumpfen Ausgang haben die Verse von 91, 8. 94, 15.

Der Aufgesang wird aus Versen von nur stumpfem Ausgang gebildet in 86, 1. 86, 25. 87, 29. 90, 32. 92, 7.

Stumpfer Ausgang durch den ganzen Abgesang in 89, 9. *93, 12.

Der stumpfe Ausgang wechselt mit dem klingenden ab.

a) durch Auf- und Abgesang: 91, 36;

b) in den Stollen: 87, 5. 89, 9. 90, 16. *92, 14. *93, 12; in dem

dreiversigen Stollen von 89, 21 hat der mittlere Vers den klingenden Ausgang;

c) im Abgesang: 86, 1. 86, 25. 87, 5. 92, 7.

Der stumpfe zwischen zwei klingenden Ausgängen 90, 32.

Zwei Versen mit klingendem folgen zwei mit stumpfem Ausgange 90, 16.

Zwei Versen mit stumpfem folgt einer mit klingendem Ausgange *92, 14;

drei Versen mit stumpfem zwei mit klingendem Ausgang 89, 21.

Von den Versen des Abgesangs in 87, 29 sind die Ausgänge des dritt- und vorletzten klingend.

Bevorzugt erscheint demnach der stumpfe Ausgang. Nur etwa ein Viertel sämmtlicher Verse sind klingend.

Reim. Die bei Gottschau (Beitr. VII, 418 ff.) zerstreuten Bemerkungen stelle ich zunächst zusammen:

Vocalisch-unreiner Reim: *a* : *â*: *began* : *hân* 86, 1 : 3. *wâr* : *gar* 88, 6 : 8. *hân* : *kan* 89, 32 : 35. *brâht* : *naht* 90, 5 : 8. *gar* : *jâr* 92, 4 : 5.

Consonantisch-unreiner Reim: *b* : *g*: *besnaben* : *gevage* (Conjectur von Haupt) 87, 25 : 27. *nn* : *n.m küneginne* : *gimme* *93, 1 : 4.

Übergreifendes *n*: *genomen* : *kome* 86, 25 : 27. *haben* : *grabe* : *besnaben* : *gevage* 87, 22 : 24 : 25 : 27. *sêre* : *kêren* 87, 26 : 28. *wîchen* : *himelrîche* *92, 24 : 27.

Übergreifendes *t* (von Lachmann hergestellt): *gemüete* : *wüetet* : *güete* *92, 15 : 17 : 20.

Ich füge nun weiter hinzu: erweiterter Reim findet sich: 87, 25 : 27 *besnaben* : *gevage*. 90, 24 : 26 *gerungen* : *gesungen*. 95, 2 : 3 *geleben* : *gegeben*.

Erlaubter rührender Reim[1]): 87, 21 (: 23) : 26. *sêre* (: *êre*) : *sêre*. *92, 16 (: 18) : 19. *lît* (: *strît*) : *lît*. 92, 7 (: 8 : 9) : 10. *niet* (: *schiet* : *liet*) : *niet*.

Inreim begegnet, abgesehen von 94, 24 : 22, wo der außerdem rührende Reim als Zufall erscheint, bloß einmal: 92, 3 ff., als solcher von Bartsch (Germ. III, 483) zuerst erkannt, in MF. noch als Endreim aufgefaßt. Die beiden Verse des Abgesangs reimen kreuzweise, ein Wort innerhalb jeder Zeile reimt mit dem Schlusse der andern:

swer si vor mir nennet der hât gar
mich ze friunt ein ganzez jâr, het er mich joch verbrennet.

[1]) Schneider a. a. O. S. 149 unter *c*).

Beispiele für diese seltene Art des Inreims sind von Bartsch[1]) bei Ulrich von Winterstetten (MSH. 1, 168^{b}), Reinmar (MF. 179, 8) Ulrich von Liechtenstein (ed. Lachmann 456, 27) nachgewiesen.

Selten fällt der Inreim bei dem trochäisch-stumpfen Verse von, fünf Hebungen auf die dritte Hebung und Senkung, sondern gewöhnlich auf die zweite (Bartsch a. a. O. S. 166 c), doch hat Bartsch auch für ersteren Fall mehrere Beispiele nachgewiesen (S. 168)[2]). Der Regel ist wenigstens insofern entsprochen, als zu stumpfem Endreim klingender Inreim steht. Der zweite Vers, trochäisch-klingend mit sieben Hebungen hat den Inreim an der gewöhnlichen Stelle, auf der vierten Hebung (Bartsch S. 171); dem klingenden Endreim entspricht stumpfer Inreim.

Ich habe oben dem Tone 87, 29, wie auch Lachmann-Haupt, vierversigen Stollen zugeschrieben und nach der gegebenen Überlieferung mit Recht. Ich will aber hier wenigstens die Möglichkeit einer anderen Auffassung nicht unerwähnt lassen, bei welcher wir Inreim erhalten würden. Es lassen sich nämlich allemal zwei Verse der Stollen in einen zusammenfassen, abgesehen von 87, 29. 30, da der letztere Vers keinen Auftakt hat. Zu dieser Auffassung stimmt auch die Interpunktion vorzüglich. Wir würden dann in jedem Stollen einen sieben- und einen achthebigen Vers mit gepaartem Endreim, an Stelle der bisherigen Endreime des ersten und dritten Verses aber Inreim erhalten. Beim siebenhebigen Verse würde der Inreim an der gewöhnliche Stelle auf der vierten Hebung (Bartsch, S. 170), beim achthebigen auf der fünften zu finden sein (cf. S. 171: Inreim auf der fünften in Verbindung mit Inreim auf der zweiten Hebung). Die Reime der beiden Stollen bleiben verschieden: a a | b b; doch vgl. Veld. 67, 3. 67, 25.| Fenis 84, 37. Die längeren Verse würde auch hier, wie in 90, 32, der Aufgesang haben. Das Vorkommen des achtmal gehobenen Verses kann uns nicht wundern, da ihn auch Eist 32, 1 und Reinm. 195, 37. 196, 35. 195, 10. 163, 23 verwenden. Freilich fügt sich die Überlieferung in 87, 30 nicht: es fehlt die erste Senkung. Man müßte aber annehmen, daß *nu* aus *un(z her)* verderbt wäre, was bei der ziemlich schlechten Überlieferung nicht unmöglich ist. — Das für die Reimordnung im vierversigen Stollen als Analogon herbeigezogene Lied Hartmanns 209, 25 würde sich ebenfalls in Verse mit

---

[1]) Der innere Reim in der höfischen Lyrik. Germ. XII, 161.

[2]) *wan hoert aber klingen durch den walt.* MSH. 2, 132^{a}. *loterriter boese phliht geselle*, ebenda 3, 52^{b}.

Inreim umschreiben lassen. Derselbe würde auf die vierte Hebung des sechsmal gehobenen Verses fallen, wie bei Morungen 137, 31 (cf. Bartsch S. 170). Trotzdem halte ich bei Johansdorf an der ersten Auffassung des Strophenschemas fest, da sich so eine harmonische Gliederung (kürzere Verse im Aufgesang, Verwandtschaft des Abgesanges mit den Stollen) ergibt, welche bei dem offenbar spät entstandenen Liede uns nicht wunder nimmt, ebensowenig wie der vierversige Stollen.

Schlagreim. 90, 34 *wunder under. wunder* ist allerdings erst von Lachmann ergänzt, es kann aber kaum etwas Anderes dagestanden haben. Auch die folgende Zeile hat Schlagreim, wenn auch unreinen: *daz was*, und sonst noch finden sich Künsteleien in den beiden Strophen des Tones.

Eine dem Emjambement verwandte Erscheinung ist die Lostrennung des Objects von dem regierenden Verbum durch den Reim in 94, 15, was um so auffälliger ist, als das Verbum die imperativische Form hat und somit eine Pause schlechterdings nicht zuläßt:

guote liute, holt
die gâbe, die got unser herre selbe gît.

Reimstellung. Überschlagender Reim findet sich meist in den Stollen. 86, 1. 25. 87, 5 etc., über zwei Verse schlagend 89, 21. 94, 15, im Abgesang 86, 1. 25. 87, 5. 92, 7.

Paarweiser Reim nur im Abgesang.

Der paarweise Reim unterbrochen durch eine Waise 90, 32. 91, 8.

Die Waise zwischen zwei Reimpaaren 89, 21.

Umschließender Reim im Abgesang von 87, 29 und mit Hinzunahme des zweiten Stollenverses in 92, 14, dort der klingende Reim vom stumpfen umschlossen, hier umgekehrt.

Gehäufter Reim im Aufgesang von 92, 7. Die vier Verse beider Stollen reimen miteinander.

Entschieden auf romanischen Einfluß weist die Verknüpfung zweier Strophen durch den Reim, verbunden mit Reimentsprechung.

Der erste Reim der ersten und zweiten Strophe von 87, 5 ist derselbe, wenn auch nicht ganz vollkommen:

1. Str. *scheiden : leiden : heiden : beiden.*
2. Str. *kleide : beide : — : leide.*

Diese Erscheinung finden wir bei den romanisirenden Lyrikern nicht selten. Hausen (47, 9) verknüpft die zweite und dritte Strophe in den

zweiten Stollenversen und in dem ersten und vierten Verse des Abgesangs: 2. Str. . *nan* : *verban* : | *man* : *ergân*.
3. Str. . *lân* : *enpfâ* : | *ergân* : *getân*.

In den beiden Strophen von **49, 37** bindet er die ersten Stollenverse und den zweiten und vierten des Abgesangs:

1. *kan* : *getân* : | *hân* : *ergân*.
2. *man* : *verlân* : | *gewan* : *bestân*.

Dazu kommen die gleichen Reimworte des zweiversigen Refrains: *tuo* : *zuo*.

Morungen **127, 34** sind die Schlußverse aller fünf Strophen durch den Reim verknüpft:

1. *sê* : 2. *ê* : 3. *mê* : 4 *mê* : 5. *ergê*.

Die viertletzte Zeile wird durch den Ausruf *ôwê* gebildet.

Rugge **109, 9** reimen die drei letzten Verse der ersten und dritten Strophe (unrein): 1. *getân* : *wân* : *hân*.
3. *man* : *gewan* : *began*.

Die dritte reiht sich an die zweite durch Wiederholung der Schlußreime im ersten und dritten Verse (also nicht an den entsprechenden Stellen). 2. Str. *niht* : (*geschiht*) : *siht*. 3. Str. *niht* : — *siht*.

Auch findet Verknüpfung durch mehr als einen Reim statt:

Hausen **51, 13** reimen die zweiten Stollenverse und der erste Vers des Abgesangs rein:

1. Str. *hân* : *getân* : | *erlân*.
2. Str. *undertân* : *enhân* : | *getân*,

die Schlußverse des Abgesangs unrein:

1. Str. *hât* : *begât* : *rât*.
2. Str. *aldâ* : *anderswâ* : *nâ*.

In Gutenburc **78, 15 ff., 24 ff., 33 ff.**, welche Burdach[1]) im Gegensatze zu Scherer[2]) in Folge der Responsion als Strophen eines Liedes auffaßt, sind die zweiten Stollenverse und der vorletzte Vers des Abgesangs in der zweiten und dritten Strophe durch Reim gebunden:

2. Str. *belîben* : *vertrîben* : **vermîden**.
3. Str. **vermîden** : *lîden* : *belîben*.

Hiezu kommt die Wiederholung des ersten und dritten Reimwortes in umgekehrter Folge. Nicht so regelrecht ist die Entsprechung der

[1]) a. a. O. S. 89.
[2]) Scherer, Deutsche Studien I, 335.

übrigen Verse. Es findet hier Verknüpfung durch grammatischen Reim statt: 2. Str. *begân* : (*wan*) : *gân* : (*verban* : *man*) : ***gestân.***

3. Str. *ergât* : *gât* : ***bestât*** : (*rât* : *hât* : *missetât*).

Fenis 80, 1. Die ersten Stollenreime lauten in der

1. Str. *wân* : *hân*,

in der 3. Str. *lân* : *hân*.

Die Verse des Abgesangs sind theils durch den gewöhnlichen, theils durch den unrein rührenden, theils durch den grammatischen Reim gebunden: 1. Str. (*stîget*) : ***belîbet*** : *kan* : ***trîbet.***

3. Str. ***vertrîben*** : *lîbe* : *ban* : ***vertrîbe.***

Eine andere, der eben besprochenen verwandte Erscheinung ist die, daß in den verschiedenen Strophen die gleichen Reimvokale an den entsprechenden Stellen auftreten. Es ist dies eine freie Behandlung des romanischen Princips, wonach dieselben Reime in jeder Strophe wiederkehren. Das Durchführen des gleichen Reimvokals aber in mehreren aufeinander folgenden Versen entspricht der Neigung der Romanen zur Reimhäufung, wie sie z. B. in den altfranzösischen Pastourellen auftritt[1]). Johansdorf hat in den beiden Stollen beider Strophen von 90, 32 den Reimvokal *a*, in der Waise des Abgesangs *â*:

1. Str. *gras* : *blat* . *was* : *stat* | *hân*

2. Str. *sanc* : *mac* : *lanc* : *tac* | *stât*.

Wir haben hier also 1. die Häufung vokalischen Gleichlauts an den Reimstellen von vier einanderfolgenden Versen, 2. die Entsprechung der Stollenverse und der Waise des Abgesangs zweier Strophen im vokalischen Gleichlaut des Reimes.

Dieses feine Hören vokalischer Gleichlaute war ja dadurch ermöglicht, daß die Lieder gesungen wurden, beim musikalischen Vortrage aber die Silben länger gezogen werden als beim declamatorischen. Hat doch selbst ein moderner Dichter dieses poetische Mittel nicht verschmäht, ohne sich auf den Gesang stützen zu können. Chamisso läßt in seinem Gedichte „Nacht und Winter“ innerhalb von vierzehn Strophen, die terzinenartig gebaut sind, an Stelle des Reimes die Vokalisation *e*, *i*, *e* und *i*, *e*, *i* wechseln[2]):

Von des Mondes kaltem Wehen
Wird der Schnee dahergetrieben,
Der die dunkle Erde decket.

---

[1]) cf. Eduard Tischer, Über Nîthart von Riuwental. Leipz. Doctordiss. Leipzig 1872. S. 52.

[2]) cf. Wilhelm Seyd, Beitrag zur Charakteristik und Würdigung der deutschen Strophen. Berlin 1874. S. 20.

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne,
Nur der Schnee im Dunkel schimmert.

Daß man aber schon damals auf solche Kleinigkeiten achtete, lehrt die Betrachtung der übrigen Minnelieder. Von der Quantität des Reimvokals muß man allerdings absehen und darf ihn auch nicht auf männliche oder weibliche Reime beschränken wollen.

Ich ziehe nun zunächst die Durchführung desselben Reimvokals durch mehrere hintereinander folgende Verse in Betracht.

Steinach 119, 3 hat den Reimvokal *a* in den acht Versen des Aufgesangs: *mac. tac. wart. vaster* | *same. schame. art. laster.* ||

Veld. 67, 9 (*â. a*) *gestât. gras. rât. was.* |

Mor. 129, 5 (*e. ê*) *wert. geschên. gert. vergên.* |

Der Gleichlaut erstreckt sich auch auf den Abgesang, natürlich, da die Stollenreime in den Abgesang übergeführt werden:

Veld. 66, 9 *man sal. span. geval.* | *swan. sal. an.*

57, 26 *râte. ergân. spâte. missetân* | *entstân. bâte. umbevân.* }
57, 10 *tâge. lanc. klâge. getwanc.* | *danc. trâge. kranc. verzâge.* }
59, 23 *jâre. lanc. klâre. offenbâre. sanc. mâre.* | *danc.* (*minne.*) *wanc.*
62, 4 *wanc. klâr. kranc. wâr.* | *danc. sanc. vâr.*

Steinach 118, 19 *jâren. alt. wâren. gestalt.* | *gewalt. gebâren. engalt.*

Rugge 99, 29 *hân. walt. val. stân. kalt. nahtegal.* | *sanc. gedanc* ... vgl. auch die 2. Str.

Andere Vokale: *ô.* Veld. 63, 18 *schône. gelôbet. krône. hôbet.* | *tôbet. schône.*

66, 32 *trôst. tôt. erlôste. nôt.* | *tôte. nôte.*

Mor. 134, 6 *gesworn. tôt. erkorn. nôt.* | *rôt. verborn. zorn. gebôt.*

î. i. Hausen 45, 19 *zît. twinget. lîp. bringet.* | *nît. wîp. vollebringet.*

Fenis 82, 5 *twinge. bin. gedinge. hin.* | *sin. gelinge. ungewin.*

Entwickelt sich der Gleichlaut des Reimvokals zum Reim, so geht natürlich die Gliederung der Strophe verloren. Nur auf diese Weise ist überhaupt ein Ton wie Rugge 102, 27 verständlich:

1. Str. *munde. kunde.* ¦ *stunde. gunde.* ¦ *hunde. muot. entuot.*
2. Str. *stæte. missetæte.* ¦ *ræte. bæte.* ¦ *wæte. muot. guot.*

Diese Strophenform setzt offenbar in ihrer Entwickelung ein Schema mit zweiversigem Stollen und dreiversigem Abgesang, an dessen Anfang der eine Stollenvers wiederholt ist, voraus.

Die Wiederkehr zweier Vokale im Auf- und Abgesange findet statt:

Veld. 66, 1 *a. î* (*i*). *an. blîde. strîde. enpfân.* | *ar. winde. gewar. linden.*

58, 35 *a. i.* | *î. â. .danc. küneginne. twanc.* | *winne. danc. gedranc.* | *minne. sîn. wolgetâne. âne. dîn. mîn.*

Hausen 44, 5 *î. a. frî. man. mîn. gewan.* | *lîden. haz. baz. belîben.*

Reinm. 188, 31 *î. â. i. a.* | *î. a. zît. gân. pflige. mac.* | *strît. getân. lige. tac.* | *schîn. mîn. sanc. sîn. gedanc.*

Die Verbindung der Reimvokale *a* und *i* werden wir auch ferner als besonders beliebt kennen lernen.

Auch für den zweiten Punkt, welcher die Wiederkehr eines oder mehrerer Reimvokale an den entsprechenden Stellen verschiedener Strophen betrifft, findet sich eine größere Anzahl von Belegen.

Hausen 44, 12. Der erste Reim aller drei Strophen hat *â* (*a*):

1. Str. *getân. kan.* | *hân. gewan. lân.*
2. Str. *getât. hât.* | *stât. rât. begât.*
3. Str. *erhaben. gesage.* | *vertragen. klagen. verdagen.*

Besonders ist Mor. 139, 9 erwähnenswerth, wo derselbe Vokal dem zweiten Reim angehört, der sich in jeder der drei Strophen über sieben Verse erstreckt:

1. Str. *sanc. kranc. gedanc. ranc. swanc. sanc. spranc.*
2. Str. *naz. vermaz. haz. baz. daz. saz. vergaz.*
3. Str. *gesant. gepfant. lant. verbrant. schant. bant. enblant.*

Mor. 127, 34 entsprechen sich die vorletzte und drittletzte Zeile des Abgesangs, abgesehen von denen der letzten Strophe:

1. *gebat* : *stat.* 2. *gelanc* : *sanc,* 3. *jâr* : *wâr.* 4. *sach* : *sprach.*

Zwei Vokale wechseln ab, Hausen 54, 1 *î* (*i*). *a* in den zwei ersten Strophen, die dritte hat nur den zweiten Reimvokal übereinstimmend:

1. Str. *wîp. gewan. lîp. man.* | *gan.*
2. Str. *vil. sage. wil. trage.* | *klage.*
3. Str. . *ungemach.* . *geschach.* | *gesach.*

Auch der zweite Reimvokal im Abgesang ist gleichlautend:

54, 18. 1. Str. *sîn. gewan. bin. man.* | *enkan. sîn* . . *mîn.*
2. Str. *niht. mac. giht. jach.* | *gepflac. wîp* . . *lîp.*

Reinm. 190, 27 entsprechen sich die Vokale der drei Stollenreime in beiden Strophen, *i* (*î*). *î. û* (*o*):

1. Str. *bite. sî. vrô.* | *site. bî. sô.* ||
2. Str. *mîn. lîp. wol.* | *gesîn wîp. dol.* ||

In 192, 25 lauten die Vokale der zwei Stollenreime in der ersten, dritten, vierten, fünften Strophe *a* (*â*). *i* (*î*), in der zweiten Strophe stimmt nur der Vokal des zweiten Reimes:

1. Str. *man. wil. enkan. spil.*
3. Str. *erlât. vil. stât. wil.*

4. Str. *stat. mich. bat. ich.*
5. Str. *baz. mîn. daz. sîn.*
2. Str. . *in.* . *bin.*

Dazu kommt noch theilweiser Reim und gleiche Reimworte im Refrain bei dem schon früher erwähnten Hausen 49, 57:

1. Str. *kan. wîbe. getân. lîbe.* | *lîde. hân. belîbe. ergân. tuo. zuo.*
2. Str. *man. minne. verlân. sinne.* | *inne. gewan. ingesinde. bestân tuo. zuo*

Fenis 80, 1:

1. Str. *wân. gedingen. gelingen. hân.* | *stîget. belîbet. kan. trîbet.*
3. Str. *lân. mîden. lîden. hân.* | *vertrîben. lîbe. ban. vertrîbe.*
2. Str. *gewant* . . *erkant* . | . . *hânt.*

Wenn wir die Reime mit in Betracht ziehen, haben wir wieder den Wechsel der Reimvokale *a* und *i*.

Die Bindung durch den bloßen Gleichlaut des Reimvokals ist die Voraussetzung für die nächst höhere Entwickelungsstufe, die Reimbindung, wie wir sie sowohl innerhalb derselben Strophe bei einander folgenden Versen (cf. Rugge 102, 27), als auch innerhalb verschiedener Strophen an entsprechenden Stellen (Joh. 87, 5. Hausen 49, 37 etc.) kennen lernten. Bei der Entsprechung innerhalb verschiedener Strophen führt uns die Entwickelung noch einen Schritt weiter, von der bloßen Reimbindung zur Gleichheit der Reimwörter.

Rugge 110, 8: *sol. hân. wol. ergân.* | . . *bî. sî. frî.*
2. Str. *wol.* . *sol.* . | . . *bî. sî. frî.*

Im Aufgesange haben allerdings die beiden Reimwörter ihre Plätze getauscht.

Mor. 130, 31: Abgesang. *niht. sîn. siht. mîn.*
" 2. Str. . *sîn.* . *mîn.*
" 3. Str. *niht. sîn. siht. mîn.*

Obwohl die genannten Erscheinungen bei Johansdorf nur einen kleinen Raum einnehmen (zehn Verse innerhalb zweier Strophen), so habe ich sie doch an dieser Stelle mit so großer Ausführlichkeit, mit Beibringung eines zahlreichen Belegmaterials und mit Ausblicken auf ihre Weiterentwickelung besprechen zu müssen geglaubt, da ja der Beweis für die Richtigkeit der Beobachtung erst zu führen war.

Alliteration. Auf die Reste der alten Alliterationszeile hat Arnold Berger in seinem Aufsatze: die volksthümlichen Grundlagen des Minnesangs (Zs. f. d. Phil. XIX, 474) aufmerksam gemacht und eine lange Reihe sogenannter alliterirendor Lang- und Halbzeilen aus

MF. zusammengestellt. Da aber in ihnen die Gesetze der alten Alliterationspoesie nicht mehr in Kraft stehen, so ist es sehr fraglich, ob bei den Dichtern überhaupt noch das Bewußtsein der Alliteration vorhanden war. Altüberlieferte, formelhafte, mit Alliteration versehene Ausdrücke bietet der Vers 90, 32.

(*Wîze,*) *rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras.*

Es erübrigt noch, einzelne Erscheinungen innerhalb des Verses zu besprechen.

Hebungen und Senkungen. Die Hebungen pflegen mit den Senkungen regelmäßig abzuwechseln, nur an zwei Stellen fehlt eine Senkung. Die eine ist schon erwähnt, 89, 5: *díe áber mit lísten wéllent sîn.* Der Sinn läßt hier eine starke Betonung des ersten Wortes zu und gestattet damit zugleich eine kleine Pause hinter demselben, so daß der Takt vollkommen ausgefüllt wird. Fehlen einer ganzen Hebung, welches sonst eintreten würde, ist nicht anzunehmen.

Sodann 90, 35: *dar ûfe súngen vógele. dáz wás ein schœniu stát.* Becker (a. a. O. S. 56) verschleift die beiden ersten Silben in *vogelé* und läßt vor dem betonten *e* der Endung die Senkung fehlen („scheinbar ausgefüllte Senkung"). Ich nehme den Ausfall der Senkung zwischen den Worten *daz* und *was* an; denn „*daz*" verträgt wieder einen starken Ton und damit zugleich eine Pause hinter sich.

Verschleifung von Silben findet meist auf der Arsis statt, in der Thesis nur: 88, 5 *mêre gesehe.* 89, 38 *kríuze gerúowet.* 91, 4 *sine gewunne.* 91, 6 *dánne bevínde.* Der Artikel als eine der beiden verschleiften Silben 88, 27 *jâre der.*

Einerseits verschleift, anderseits den ganzen Takt ausfüllend werden folgende Silben gebraucht: *rede* 90, 3. 91, 16. *94, 1; aber *réde* 91, 33. *rédę an* 90, 1. *bete* 94, 6; aber *béte* 87, 2. *gote* 80, 10. 89, 34; aber *góte* 88, 35. *gótes* 90, 2. 94, 33. *tugenden* 92, 11. 86, 11; aber *túgentlîcher* 89, 2. *manege* 87, 30. 90, 8; aber *mánic* 88, 25. 91, 8 *kumet* 88, 4. *komen* 89, 33; aber *enkúmę ich* 90, 12. *leben* (subst.) : *geben,* stumpfe Reime, 90, 25 : 27; aber *lében* inf. *93, 7. *gébe* conj. 87, 4. *verloben* 87, 38; aber *lóbe* (subst.) 88, 15. *geschehen* 89, 16. *93, 16. *94, 6; aber *geschéhe* 88, 18.

Die Endung *-er* nimmt gewöhnlich die ganze Senkung ein [1]):

[1]) Vgl. Wilmanns, Ausgabe von Walther, S. 37 der Einleitung.

sûmer 90, 23. 31. *wíder* 86, 27. 88, 3. 90, 9. 94, 28; *áber* 90, 33. 94, 30; aber sonst verschleift, bez. einsilbig, auf der Hebung 89, 5, in der Senkung 88, 1. 90, 20. 94, 31. *über* 89, 14 neben *über* 95, 8. *übersiht* 89, 37. *nider* 86, 20. Neben dem sonst gebräuchlichen *niemer* einmal *nimer* 88, 13 (so Haupt, AC: *niemer*).

Betonung. Widerstreit zwischen logischer und rhythmischer Betonung. *a*) am Anfang des Verses: 88, 30 *diu werlt ist unstæte.* Becker (a. a. O. S. 229) liest *die werelt,* weil das Wort in der älteren Lyrik als zweisilbig gegolten habe. 89, 31 *daz sint von íme die sælden ármen.* 90, 7 *des was mîn hérze hér niht frî;*

b) in der Mitte, resp. gegen Ende des Verses: 89, 6 *für die wil ích niht vallen.* 89 (22). 23 (*daz Jersalem . . . .*) *helfe noch nie noeter wárt.* 91, 23 *wie sie énde nímt, des weiz ich níht.* *93, 35 *wérte ich íuch, des hetet ir êre, só wær mîn der spót.*

Die mit dem Praefix *un-* zusammengesetzten Reime haben den Ton immer auf der Stammsilbe: *unnôt* 89, 28. *unnæher* 89, 13. *unstæte* 89, 17. 88, 30. *unmære* 90, 21. *also* wird zum Theil auf der ersten: 90, 24. 88, 18, zum Theil auf der zweiten Silbe betont: 91, 33. *93, 9. *93, 16. Neben *íemen* 91, 13 und *níemen* 89, 10. 87, 26. 91, 31 findet sich *iemán* 91, 36.

Cäsur. Wirkliche Cäsur findet sich nur in dem siebenhebigen Verse des unechten Liedes *93, 12 ff., nach der vierten Hebung abwechselnd männlich (in der 1., 3., 6., 7. Str.) und weiblich (in der 2., 4., 5. Str.). Ebenso steht der Inreim des siebenhebigen Verses 92, 5 regelrecht auf der vierten Hebung. Sonst ist die Cäsur nicht durchgeführt; im Verse von sechs Hebungen ergibt sich aber die Pause nach der dritten Hebung so natürlich, daß der Dichter sie unbewußt öfter eintreten läßt. So im III. Ton 87, 29 ff.:

88, 6 *si kúmet mir níemer tác* | *ûz dén gedánken mîn.*
88, 13 *íne erwáche nímer,* | *ezn sî mîn êrste ségen.*
88, 32 *den wírt ze júngest schîn,* | *wies án dem énde túot.*
89, 3 *kúnden sí ze réhte* | *beidiu sích bewárn.*
89, 8 *als ích mit triúwen túon* | *die líeben fróuwen mîn.*
Ton IV: 89, 10 *deist állez úmbe níht:* | *mir wéiz sîn níemen dánc.*
89, 12 *dár ich hân gedíenet,* | *da ist mîn lôn vil kránc.*

Ton XIII: 94, 19 *der dén vil sǽldeháften | dórt behálten lît.*
94, 21 *lîdet eine wîle | willeclîchen nôt.*
94, 36 *wie víl mir dóch von liebe | leídes íst beschért.*
94, 39 *wie wíl du dích gebâren, | swénne er hínnen vért?*
95, 7 *diu mít ir wîbes güete | dáz gemáchen kán.*
95, 12 *swénne sí gedénket | stílle an sîne nôt.*

Elision. Dieselhe ist meist vollzogen, gewöhnlich auf der Senkung. — Auf der Hebung nur 86, 8 *het ích.* 92, 1 *het — ér.* 86, 5. 12 *dannẹ* (*eíne.* — *óbes*). 86, 7 *minnet ích.* 89, 1 *hab íemer.* 89, 16 *frâg ích.* 91, 17 *wurd álze.* 94, 33 *vüer ích.* 95, 4 *kund ích.* 90, 29 *swennẹ íchz.* Abgesehen von dem letzten Falle und von 86, 5. 12 ist das *e* bereits in der Üherlieferung von der cinen oder von mehreren Handschriften beseitigt.

Hiatus zeigt sich an folgenden Stellen: 87, 1 *vínde án.* 87, 9 *erárne ír* (von Lachmann ist der Hiatus erst hergestellt. *A erarn iren*). 88, 18 *geschéhe álso.* 89, 13 *hiure án.* 89, 30 *kríuze únd.* 90, 3 *nâhe án.* 90, 5 *sórge ûf.* 91, 36 *sæhe ích.* 91, 37 *wǽre ích.* *92, 32 *wúrde ích.*

Weißenfels' Versuch (a. a. O. S. 36 Anm.), den Hiatus in einer Anzahl von Fällen zu heseitigen, wird schon dadurch überflüssig, daß er ihn an zwei Stellen, an einer ganz bestimmt, zugibt, nämlich in 89, 30. — Der Hiatns in 88, 18 erscheine gemildert wegen des Satzabschnittes, lasse sich aher auch beseitigen[1]). Betrachten wir die ührigen Fälle, so würde sich 87, 1 entfernen lassen, wenn wir mit C lesen: *daz ich si vinde mít ir êren,* A hietet aher die bessere Überlieferung (*an ir êren*); 90, 5, wenn *sorge* (Hss. BC) in *sorgen* geändert würde, ebenso 92, 32 mit Tilgung des Auftakts: *sô wurd ích von sórgen frî*; niemals aber 91, 36, wo durch den Wegfall einer Hehung die Harmonie des Strophengehäudes gestört würde. Schema nach Bartsch[2]): 7a 5b ⌣ | 5c 7d ⌣,
nach Weißenfels: **6a** 5b ⌣ | 5c **7d** ⌣.

Was die Herbeiziehung des folgenden Tones (92, 7) als Analogon für das so gewonnene Strophenschema soll, verstehe ich nicht. Weißenfels theilt ohne Rücksicht auf Reime und Betonung die Strophe 92, 7 nach dem ohen construirten Schema ab, ohne doch dieselbe voll-

---

[1]) *daz ir geschéhe, alsó müez éz ouch mír ergên.* Die Lesung mit Hiatus erscheint jedenfalls siungemäßer.

[2]) Germ. III, 483.

ständig hineinpressen zu können. Denn soll etwa v. 92, 10 *Wandels frî. si sol mir erlouben, daz ich* ein Vers von fünf Hebungen mit klingendem Ausgange sein? und 92, 11 ein solcher mit stumpfem Ausgange? *von ir tugenden spreche. mich wundert.* Wenn aber wirklich die Abtheilung gelänge, was nützte es, sobald der Reim nicht an das Ende jedes Verses tritt? Da es nun nicht möglich ist, den Hiatus ganz zu tilgen, so behalte ich ihn auch in den Fällen bei, wo er sich beseitigen ließe (90, 5. 92, 32).

Synaloephe. *a*) auf der Hebung 89, 12 *da ist.* 90, 22. 91, 21 *so ist*;

b) auf der Senkung 87, 21 *nu entrûre.* 88, 29 *nu erkenne.* 89, 10 *deist* (BC *das ist*). *93, 4 *sist* (*si ist* C).

Inklination. *a*) Enklisis. Vorzüglich wird die Negation *en* (*ne*) und das geschlechtliche Pronomen enklitisch gebraucht: *ichn* 87, 38. *93, 22. *ine* 88, 3. *ern* 87, 7. *ezn* 88, 13. 89, 36. *desn* 88, 6. *dern* 88, 24. *sôn* *92, 26. *93, 3. — *obes* = *obe si* mit Apokope 86, 12. *wies* = *wie si* 88, 32. — *wiez* 88, 20. *erz* 89, 1. *ichz* 90, 29;

b) Proklisis: 87, 8 *zeiner.* 87, 22 *zeim.* *93, 7 *zaller.*

Apokope. Nomina: *frou* (Hs. C *fro*) für *frouwe* im Auftakt *93, 11. Verba: *wæn* 86, 20. 91, 27. *wær* 91, 33. 92, 10. *93, 35 (Bartsch: *und wære*). *mües* *92, 30. Partikeln: *swenne* im Auftakt *92, 31. *dan* *94, 9.

Synkope: *lachen* 91, 5; *genade* 91, 5. *sen(en)den* *93, 18. *Jer(u)salem* 89, 22, *aber* einsilbig gebraucht 88, 1. 90, 20. 94, 31; ebenso *oder* 95, 13. Von Lachmann-Haupt sind darum gleich die gekürzten Formen eingesetzt: *ab, od.*

Synkope des *e* mit Ausfall oder Auflösung des vorhergehenden Consonanten oder Assimilation an den folgenden. Es betrifft dies die Consonanten *w*; *g, b*; *n.*

w: *iur* = *iuwer* *93, 28.

g, b: *gelît* = *geliget* 86, 20 (: *zît*). — *gît* : *lît* : *lît* (= *gibet* : *liget* : *liget*) *92, 14 : 16 : 19. *gît* : *lît* 94, 16 : 19. *treit* : *geseit* (= *traget* : *gesaget*) 88, 33 : 35. *gegen* *92, 23 im Auftakt, *92, 25 innerhalb des Verses in der Senkung, also einsilbig zu lesen.

n: *dî(ne)me* 88, 17. *ei(ne)me* 88, 27. *mî(ne)me* mit Apokope 87, 13.

IV. Sprache.

Vorausgeschickt werden einige Bemerkungen über den Laut.

1. Vokale. Umlaut durchgeführt in *heldet* 87, 32. *iu* wirkt nicht umlautend. *alliu* 88, 9. 90, 17.

Vokalschwächung. *a*) in Stammsilben. *a* in *e*: *denne* (: *erkenne*) 91, 7. „Unechter Umlaut", Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik 2. Ausg. §. 21. *niemen* 89, 19. 87, 26. *iemen* 91, 13. Weinhold, Bairische Grammatik §. 13: „irrationales *e* im zweiten tonlos gewordenen Theile der Composition." Dagegen 91, 36 *iemán*. — *selhen* *93, 27. specifisch alemannische Form, cf. Pfeiffer, Germ. III, 504, doch von Lachmann auch in den Ausgaben von Walther und Wolfram verwendet. cf. Mhd. Wb. II², 465;

b) in Endsilben. *ô* in *e*: *alse* 86, 21, sonst *alsô*, z. B. 88, 18. *iu* in *e*: *beide* (: *kleide* : *leide*) 87, 15; innerhalb des Verses 94, 23 (AC); dagegen *beidiu* 89, 3. 19 (BC). Es läßt sich nicht entscheiden, welche Form der Dichter innerhalb des Verses gebraucht hat; denn schwerlich wird er die eine und die andere abwechselnd gebraucht haben [1]).

Zusammenziehung von *îe* in *î*: *vînt* 91, 37 (B *vient*, C *vîent*) ist von Lachmann vorgenommen, weil nur die Hebung ausgefüllt werden darf.

Vokalabfall. Neben gewöhnlichem *im*, dat. des geschlechtlichen Pronomens findet sich einmal *ime* 94, 24.

2. Consonanten. Ausfall von *r*: *welte* 94, 17. 95, 15; dagegen *werlte* *92, 14. *werlde* 95, 2; von *h*: *niet* (: *schiet* : *liet*) 92, 7. 10. cf. Weinhold, Mhd. Gramm.² §. 494.

Assimilation: *hete* 86, 18. *hetet* 93, 35, aus *hebte* und *hebtet* entstanden, aleman. besonders beliebt, doch auch baier. und österr. verwendet, mehr innerhalb des Verses, wie auch von Johansdorf, als im Reime gebraucht, cf. Weinhold, Mhd. Gramm.² §. 394; Baier. Gr §. 320.

Syntax.

Über die Syntax und poëtische Technik der älteren Minnesänger hat Burdach (a. a. O. von Seite 55 ab) im Zusammenhange gehandelt. Die folgende Untersuchung soll anschließend an die von Letzterem und Wilmanns (Einleitung zur zweiten Ausgabe Walthers von der Vogelweide, Halle 1883) aufgestellten Gesichtspunkte eine ausführliche Darstellung der Syntax und poëtischen Technik unseres Dichters gehen, wobei die bereits von Burdach aufgeführten Beispiele durch eckige Klammern bezeichnet werden.

Zunächst ein paar Bemerkungen, welche einzelne Satztheile betreffen: das Substantiv *wîp* bevorzugt das natürliche vor dem grammatischen Geschlechte. 86, 28 *ein wîp, diu* ... — Das Possessivum ist mit dem Artikel verbunden. *92, 25: *den dînen haz*. — Das Adjectiv

[1]) (Warum nicht? Übrigens ist *beide* nicht „Schwächung" für *beidiu*. (O. B.)

ist construirt wie das inhaltlich entsprechende Particip. praet. eines transitiven Verbums. 89, 31: *daz sint von ime die sælden armen*. Lachmann (Anm. MF. 271): ‚*vor* zu vermuthen ist nicht nöthig, *die sælden armen* ungefähr so viel als *verfluochet*'.

Satz. 1. Parataxe. *a*) ohne jede Verbindung. Zu dem vorher gehenden Satze steht der folgende in einem inneren Abhängigkeitsverhältniß:

95, 5 *ez nahet. er wil hinnen varn.*

Nach den Verben des Glaubens und Wissens folgt ein Hauptsatz:

88, 7 *dâbî geloube mir, swes ich ir jehe, ez gêt von herzen gar.*
88, 21 *ich weiz wol, ez verkêret allez sich.*
92, 7 *got weiz wol, ich vergaz ir niet.*

Die nachfolgenden Sätze stehen dem vorhergehenden inhaltlich parallel:

89, 9 *Swaz ich nu gesinge, deist allez umbe niht:*
mir weiz sîn niemen danc;
ez wiget allez ringe.
dar ich hân gedienet, deist mîn lôn vil kranc.

Ebenso 86, 19 ff. 90, 11 ff. 91, 18 f. 94, 11 f. 94, 36 ff. 94, 25 ff., wo der dritte Satz von den beiden vorangehenden innerlich abhängig ist.

b) Verbindung durch demonstrative Pronomina und Adverbia. Erstere findet sich 87, 5 f. *Mich mac der tôt von ir minnen wol scheiden: anders nieman: des hân ich gesworn. daz* 87, 22. 27. *diu* 88, 22. 89, 24. *den* 88, 32. *die* 89, 25. *disen* 91, 28.

Demonstrative Adverbia: *sô* 87, 2. 90, 11 etc. *alsô* 93, 9. *dar ûf* (final) 86, 18. *dar ûfe* (local) 90, 35. *dâ* 87, 26. *dar nâch* 88, 16. *dâ bî* 88, 7. 28. *hie* 90, 23.

Häufig ist die Anknüpfung durch die Partikel *nu* (cf. Burdach S. 93), bei Adhortativsätzen: 86, 27 *nu helfe er mir*. Wiederholt: 87, 21 *nu mîn herzevrowe, nu trûre niht sêre*. 88, 3. 88, 29. 89, 38; beim Ausruf und zugleich die Rede fortführend: 89, 33 *nu waz gelouben wil der hân* etc.; einen Einwand einführend 89, 27 (nicht adhortativ wie Burdach will): *Nu mugen si denken, daz* etc.; den Satz mit dem vorhergehenden demonstrativ verknüpfend: 89, 30 *swen nu* (= unter diesen Umständen, bei diesen Erwägungen) *sîn kriuze und sîn grap niht wil erbarmen, daz* ...; in ursprünglicher Bedeutung als Zeitadverb = jetzt 86, 19. 87, 30. 33. Im Übrigen werden die Hauptsätze mit temporalen (*noch* 87, 32. 90, 37. *sâ dô* *93, 14) und adversativen Partikeln (*iedoch* 86, 4. *ab* 88, 1. *doch* 91, 4) eingeleitet.

Hypotaxe. 1. Conditional- und Concessivsätze. Bei den ersteren fehlt die einleitende Conjunction vielfach. Subject und Prädicat haben dann die Stellung der Fragesätze: 87, 3. 89, 3. 94, 28. 94, 31. 33, mit Weglassung des pronominalen Subjects: 91, 24 *ist, daz ..,* mit Hinzutritt der Conjunction *und*: 90, 18. 91, 13. 20. 21. *92, 24. 28. Häufiger ist *ob* verwandt, die Stellung von Subject und Prädicat ist dann die gewöhnliche: 86, 11. 27. 87, 35 etc. Am wenigsten erscheint *swenne,* nur 87, 9. 90, 29. *92, 31. *93, 2.

Die Bedingungssätze lassen sich unterscheiden als reale, irreale und potentiale. Die reale Bedingungsperiode stellt die Abhängigkeit zweier Thatsachen von einander als wirklich, die irreale Bedingungsperiode als unwirklich, die potentiale als nur gedacht dar.

a) Reale Bedingungsperiode. Im Haupt- und Nebensatze steht der Indicativ praes.: 90, 27 *'Wol mich' singe ich gerne, swenn ichs gelerne.* 90, 18. 91, 20 *und wil si, ich bin vrô. und wil si, so ist mîn herze leides vol.* 93, 2 *swenne ich die vil schoenen hân, son mac mir niemer missegân.* cf. auch 94, 3 f.

b) Irreale Bedingungsperiode. Im Haupt- und Nebensatze steht der Conjunctivus praeteriti: 89, 25 *wær ez unserm herren ande, er ræch ez ân ir aller vart.* 92, 9 *ich engetorste ir nie gesingen disiu liet, wær si vil reine niet und alles wandels frî.*

Weit zahlreicher und mannigfaltiger in der Form ist die dritte Classe:

c) Potentiale Bedingungsperiode.

α) Im Nebensatz steht der Indicativ, im Hauptsatze der Conjunctiv (Adhortativ) praesentis: 94, 36 *Wilt ab du ûz mînem herzen scheiden niht, ... vüer ich dich dan mit mir in gotes lant, sô sî er umbe halben lon der guoten hie gemant*; mit Umschreibung im Nebensatze durch *ist daz* und das Hilfsverb *soln*: 91, 26 *ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen ...., so bewar mich vor dem scheiden got.*

β) Im Nebensatze steht der Conjunctivus praesentis (Potentialis), im Hauptsatze der Conjunct. praes. (Adhortativ, Optativ) oder Imperativ. praes. Adhortativ: 86, 27 *nu helfe er mir, ob ich herwider kome, .., daz ..* — 87, 3 *sül aber si ir leben verkêren, sô gebe got, daz ..* ebenso 87, 35. Optativ: 89, 1 *tuo erz mit triuwen, sô hab iemer danc sîn tugentlîcher lîp.* 91, 13 *und werde ich iemen liep, der sî sîner triuwe an mir gemant.* Imperativ: 94, 28 *komest du wider bî, als ..., sô wis mir aber willekomen.* Unentschieden bleibt, ob der Modus des Nebensatzes Indicativ oder Conjunctiv ist, in 87, 9 *swenne*

ich von schulden erarne *ir zorn, sô bin ich vervluochet vor gote als ein heiden.*

γ) In Haupt- und Nebensatz steht der Conjunctivus praeteriti: 86, 5 *solde ich minnen mêr dan eine, daz enwære mir niht guot, sône minnet ich deheine.* 91, 17 *spræch ich mêre, des wurd alze vil.* 91, 33 *wær diu rede mîn, ich tæte alsô.* 34 *verlür ich mînen friunt, seht, sô wurde ich niemermêre frô.* 91, 36 *sæhe ich ieman, der jæhe er wære von ir komen, wære ich dem vînt, ich wolte in grüezen.* 92, 1 *allez, daz ich ie gewan, het er mir daz genomen, daz möhte er mir mit sînen mæren büezen.* 92, 28 *und solde ich iemer daz geleben, daz ich si umbevienge, sô mües mîn herze in vröuden sweben*; ebenso 92, 31. 93, 35.

Nach Comparativ im Hauptsatze wird der Nebensatz mit *dan obe* eingeleitet: 86, 11 *waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan obes ir umberede lieze sleht, tæte an mir einvalteclîche.*

δ) Im Nebensatz steht der Conjunctivus praeteriti, im Hauptsatz der Indicativus praesentis: 89, 3 *kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn.*

Praeteritale Bedeutung des Conj. praet. liegt nirgends vor.

Einmal erscheint anstatt eines Bedingungssatzes ein Imperativsatz [1]): 89, 38 *Nu lât daz grap und ouch daz kriuze geruowet ligen. die heiden wellent* (sind im Begriff, werden) *einer rede an uns gesigen daz ..* Die Ausführung des Befehls ist die Bedingung, unter welcher der folgende Satz zurecht besteht.

Mit den Bedingungssätzen sind verwandt die Relativsätze. Ein solcher vertritt einen Bedingungssatz: 89, 18 (*wær ez niht unstæte,*) *der zwein wîben wolte sîn für eigen jehen?* 91, 10 *dâ daz ende denne unsanfte tuo, ich wæne des wol, daz ensî niht guot.*

Das relative Verhältniß löst das conditionale ab: 89, 3 *kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn. die aber mit listen wellent sîn, für die wil ich niht vallen.*

Die verallgemeinernden Relativsätze werden eingeleitet mit *swer*, *swaz* etc., nur einmal findet sich *der* 88, 5. Überall erscheint der Indicativ.

Verallgemeinernd tritt die Partikel *der* zum relativen Adverb *wie*: 89, 15 *wie der einez tæte, ...*

swie dient in Verbindung mit anderen Adverbien zum Ausdruck des concessiven Verhältnisses: 87, 35 *Swie vil daz mer und ouch*

---

[1]) cf. Paul, Mittelhochdeutsche Gramm. 2. Aufl. S. 130.

die starken ünde toben, ich wil si niemer tac verloben. 88, 19 *swie gern ich var, sô jâmert mich* ... Sonst wird das concessive Verhältniß durch die Stellung des Fragesatzes und *joch* oder *doch* gegeben. Je nachdem der Satz etwas Thatsächliches oder bloß Gedachtes bezeichnen soll, erscheint Indicativ oder Conjunctiv. 92, 6 (*swer si vor mir nennet, der hât gar mich ze friunde ein ganzez jâr,*) *het er mich joch verbrennet.* 92, 12 (*mich wundert,*) *ist si mir doch niht ein wênic bî,* (*waz si an mir reche.*)

2. Consecutiv- und Causalsätze. Zu diesen bemerkt Burdach S. 57: 'Und wer aus Allem etwas schließen will, könnte hieraus (nämlich aus dem geringen Vorkommen der Consecutivsätze), wie aus dem seltenen Gebrauch der Causalsätze einen Schluß machen auf seine (Johansdorfs) Abneigung gegen eine rationalistische Betrachtungsweise der Welt nach dem Gesetze der Ursache und Wirkung, eine Abneigung, die seiner stark ausgeprägten theologischen Richtung recht wohl entspräche.'

Faßt man aber wie Burdach die consecutio als Wirkung irgend einer Ursache, gleichviel ob beabsichtigt oder nicht beabsichtigt, und zieht auch noch die Explicativsätze (wie B. für 48, 15 und 45, 1 f. dies thut) hinzu, so muß man außer den a. a. O. citirten Stellen [90, 6], [90, 25], [93, 5], [95, 8] noch folgende herbeiziehen: 88, 13 *Ine erwache nimer, ezn sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen.* (Explicativsatz.) 90, 10 *Waz sol ich wider got nu tuon, ob ..., daz er mir genœdic sî?* (Finalsatz.) 87, 1 *nu helfe er mir, ob ..., daz ich si vinde an ir êren.* 87, 4 *sô gebe got, daz ich vervar.* 95, 8 *ir sint âne sinne, daz ir bringent mich in selhen zorn.* 92, 28 *und sold ich iemer daz geleben, daz ich si umbevienge.* (Alles Explicativsätze.)

Als Causalsätze führt B. nur die mit *wand* (*wan*) eingeleiteten, welche die Wortstellung unabhängiger Sätze haben, an [87, 8. 90, 30. 95, 11]. Es gehört aber auch ein Satz wie 87, 33 hierher: *dur daz ich var.* Und ehe man auf eine Abneigung unseres Dichters gegen eine rationalistische Betrachtungsweise der Welt schließen kann, muß man die Sätze auch auf die übrigen ursächlichen Bestimmungen hin untersuchen. Nun sind aber solche vorhanden in der demonstrativen Anknüpfung der Sätze: 86, 3 *an fröuden ich des dicke schaden hân.* *92, 37 *des muoz ich iemer êren dich*; ferner in Sätzen, welche eine Frage nach der Ursache, nach dem Urheber enthalten *93, 15. *93, 17. *93, 27. 91, 2 *unde enweiz och rehte niht, wes ich mich vröuwen mac;* ferner in den Relativsätzen, in denen das Relativum von der Präposition *durch* abhängt. 88, 2 (*der donreslege möht ab lihte sin,*) *dâ si*

mich dur lieze. 95, 1 *durch den du wære ie hôchgemuot*; ebenso 95, 15; schließlich innerhalb eines Satzes in Wendungen wie: 86, 10 *durch keine liebe niht wan durch daz reht.* 86, 25. 26 *durch got — durch mîne missetât.* 87, 33 *durch des rîchen gotes êre.* 87, 31 *von ir zorne.* Der obige Schluß dürfte also ungerechtfertigt sein.

3. Temporalsätze, eingeleitet durch *dô* 87, 13. *sô* 87, 28. *als* 91, 6. 94, 29. *swenne* 94, 39. 95, 12. *ê* 91, 8. *sît* 92, 8. *unz* 91, 5. 32.

4. Wunschsätze: 86, 22 *hulfe ez iht!* 95, 4 *kund ich mich beidenthalben nu bewarn!* Haupt zieht 86, 22 als Nebensatz zu dem vorhergehenden, 95, 4 zu dem folgenden Satze. Ich fasse beide selbständig auf und interpungire dem entsprechend. Eine andere Art der Wunschform (*daz* — und Conj. praes.) zeigt *93, 25: *daz mîn dienest sô iht sî verlorn.* cf. Paul a. a. O. §. 375, 2.

Wo eine Aufforderung mit dem Wunsche verknüpft ist, steht der bloße Conjunctiv praes.: 86, 27 *nu helfe er mir.* 87, 4 *sô gebe got.* 91, 26 *sô bewar mich vor dem scheiden got.* Ebenso *92, 14. *94, 8. 94, 34. *müezen* wird zu Hilfe genommen 88, 18 *daz ir geschehe, alsô müeze ouch mir ergên.* 95, 14 *sô müeze sîn der pflegen, ...* Paul meint (Gram. §. 285), daß *müezen* nur dann herbeigezogen werde, wo der Wunsch nicht an eine Aufforderung streife. In dem letzteren Falle scheint diese aber doch vorhanden zu sein, vgl. auch die Beispiele im Mhd. Wb. II, 270ᵇ. Anderseits wird der bloße Conjunctivus praes. des Verbums da angewendet, wo der bloße Wunsch und keine Aufforderung vorliegt: *93, 34 *niene welle got.*

5. Indirecte Fragesätze, eingeleitet vom interrogativen Pronomen: 88, 3 *nu sprechet, wes si wider mich genieze.* 91, 2. 92, 13, mit *ob* 88, 5, mit dem interrogativen Adverb *wie*: 86, 8 *seht, wie maneger ez doch tuot.* 88, 20 *wiez noch hie gestê.* 88, 32. 91, 22. 23. 25. In letzterem Falle steht der Indicativ, ausgenommen 88, 20, in den beiden ersteren Fällen der Conjnnotiv, ausgenommen 91, 2.

Syntaktische Eigenthümlichkeiten. Als solche bezeichnet Burdach (S. 65) das unverbundene Nebeneinanderstellen zweier Bedingungssätze: [91, 36] *sæhe ich ieman, der jæhe er wære von ir komen, wære ich dem vînt, ich wolt.*. Ebenso 86, 13. *Obes ir umberede lieze sleht, tæt an mir einvalteclîche.* Umgekehrt einfacher Bedingungssatz, doppelter Nachsatz: 86, 5 *solde ich minnen mêr dan eine, daz enwære mir niht guot, sône minnet ich deheine.* Eine zweite Eigenthümlichkeit gesellt sich hinzu, nämlich, daß zwischen die beiden parallelen Sätze ein anderer Satz tritt, zwischen zwei Bedingungssätze ein Relativsatz: 94, 31 *wilt ab du ûz mînem herzen scheiden niht, daz*

vil lîhte unwendic doch geschiht, vüer ich dich dan mit mir in gotes lant, sô .. Zwischen die Bedingungssätze tritt der Nachsatz und außerdem ein parenthetischer Satz: [92, 31] *swenn daz alsô ergienge, sô wurde ich von sorgen frî (ir genâde stânt dâbî), ob sie mir des verhienge.* Der Hauptsatz steht zwischen zwei von ihm abhängigen Relativsätzen: 88, 25 *der leben sol, dem wirt manic wunder kunt, daz alle tage geschiht.*

Poëtische Technik.

1. Lebendigkeit der Rede.

a) Anrede

α) An die Frau: *frouwe* *92, 18. 21. *93, 22. 28. 34. *frouwe guot* *94, 13. *vil liebe frouwe mîn* *93, 19. *nu mîn herzevrowe* [87, 21]. *vil minneclîchez wîp* *93, 31. *küneginne* *93, 24.

β) An den Ritter: *ir tumber* *93, 20. *vil lieber man* *93, 29.

γ) An den Zuhörer: *guote liute* [94, 15]. *seht* [86, 18]. *nu sprechet* [88, 3]. *dâbî sô merket gotes zorn* [88, 28]. 89, 38. Einzelne Person angeredet 88, 7. *dâbî geloube mir.* 89, 16 wirft der Dichter erst im Allgemeinen die Frage auf und wendet sich dann v. 19 an einen Standesgenossen: *sprechet herre.*

δ) An die Minne: 94, 25.

ε) An die Sælde: 93, 1. *vil werde küneginne,*

ζ) An die eigene Person in der Frauenstrophe 94, 38 *vröudelôser lîp.*

η) Am wirkungsvollsten ist die Anrede an Gott, vorzugsweise am Schluß einer Strophe oder eines Liedes. Der erstere Fall: 87, 12 *heileger got, wis genœdic uns beiden.* Der letztere Fall: 86, 23 *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschiht.* 88, 16 *darnâch êwecliche gip ir herre vröude in dîme rîche.* 90, 15 *got herre daz vervâch ze guote.* Das Gebet enthält öfter die directe Anrede nicht, sondern der Dichter spricht in der dritten Person: 86, 27 *nu helfe er mir, ob..., daz ich si vinde an ir êren.* 87, 4. 95, 4. Übergang aus der dritten in die zweite Person findet 88, 13 statt: *ine erwache nimer ezn sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen. darnâch êwecliche gip ir, herre ....*

b) Ausrufe und Betheuerungen: 90, 4 *ôwê, war hât sich der gesellet!* 94, 35 *ôwê, sprach ein wîp, wie vil mir doch von liebe leides ist beschert! Waz mir diu liebe leides tuot!* etc. *93, 20 *wê, waz saget ir tumber?* *93, 24 *Neinâ, küneginne, daz ..!* 90, 27 ‚*Wol mich' singe ich gerne.* 95, 6 *wol si sælic wîp, diu..!* Betheuerung: 92, 7 *got weis*

wol! 93, 34 *niene welle got!* Besonders wirkungsvoll erscheint die Schwur- nnd Fluchform: 87, 5 *Mich mac der tôt von ir minnen wol scheiden: anders nieman. des hân ich gesworn.* 88, 9 *ich minne si für alliu wîp und swer ir des bî gote.* 87, 37 *Swie vil daz mer und ouch die starken ünde toben, ich wil si niemer tac verloben.* Fluchform: 87, 9 *Swenne ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich verfluochet vor gote als ein heiden.* 87, 25 *got vor der helle niemer mich bewar, ob daz mîn wille sî.* 89, 30 *Swen nu sîn kriuze und sîn grap niht wil erbarmen, daz sint von ime die sælden armen.*

c) Rhetorische Frage: [86, 11] *waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan obes ir umberede lieze sleht, tœte etc.?* [89, 32] *Nu waz gelouben wil der hân und wer sol im ze helfe komen an sînem ende, der gote wol hulfe und tuot ez niht?* 87, 15 *wie wiltu nu geleisten diu beide, varn über mer und iedoch wesen hie?* Anrede an die eigene Person in einer Frauenstrophe [94, 29]: *wie wil du nu gebâren, swenne er hinnen vert, ...?* [95, 2] *wie sol ich der werlde und mîner klage geleben?* Hierher rechne ich auch die an Gott gerichtete Frage [86, 23], die Burdach nicht zu den rhetorischen Fragen zählt: *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschiht?*

d) Parenthese: [*92, 33] *swenn daz alsô ergienge, sô wurde ich von sorgen frî (ir genâde stânt dâbî), ob si mir des verhienge.* Der ganze antithetische Satz steht in Parenthese 89, 5 ff. *kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn, (die aber mit listen wellent sîn, für die wil ich niht vallen,) ich meine die dâ minnent âne gallen, als ...* Haupt vergißt hier die Klammern zu setzen, während er sie 94, 32 unnöthiger Weise anbringt.

e) Ellipse: *93, 29 ‚*Wer hât iuch, vil lieber man, betwungen ûf die nôt?*' *Daz hât iuwer schoene* scil. *getân.* *94, 14 ‚*âne lôn sô sult ir niht bestân.*' *Wie meint ir daz, frouwe guot?* ‚*Daz ir deste werder sît und dâbî hôchgemuot.*' Zu ergänzen ist: ‚*daz sol iuwer lôn sîn, daz ...*'

f) Ein Mittel, die Rede zu beleben, gewinnt der Dichter besonders dadurch, daß er andere Personen redend einführt, vor Allem die Geliebte: 87, 14. 94, 35. 95, 13. 93, 14 ff.; die, welche die Theilnahme am Kreuzzuge verweigern: 89, 25. Der Dichter führt ein Selbstgespräch: 90, 80. *Ich denke alsô vil manege naht: waz sol ich wider got nu tuon, ob ich belîbe, daz er mir genædic sî? etc.* Es ist hierbei von Wichtigkeit, ob die Person die Rede einführt, oder ob die Bezeichnung des Redners in die Rede eingeschaltet ist [1]).

[1]) cf. Richard Meyer, Die Reihenfolge der Lieder Neitharts v. R. S. 80.

Während der ältere Minnesang die Einschaltung, der spätere die Einführung bevorzugt, steht Johansdorf in der Mitte, er hat beide Formen.

Einführung: 87, 14 *dô sprach diu guote: ‚wie wiltu ..?'* *93, 14 *sâ dô sprach diu guote: ‚waz welt ir ..?'* 89, 25 *die sprechent: ‚wær ez ...'* 90, 8 *ich denke alsô vil manege naht: ‚waz sol ich ...?'*

Einschaltung: 94, 35 *‚Ôwê', sprach ein wîp, ‚wie vil mir doch von liebe leides ist beschert! ...'* 95, 14 *‚lebt mîn herzeliep od ist er tôt', sprichet si, ‚sô müeze ...'*

Die Bezeichnung des Antwortenden bleiht weg: 89, 20 *sprechet, herre, wurre ez iht? ‚man sol ez den man erlouben und den frouwen niht.'*

In dem langen Dialog 93, 12 ist nur die eine der redenden Personen zum ersten Male bezeichnet, in dem weiteren Verlaufe wird jede durch die Anrede und die genaue Responsion kenntlich.

2. Nachdruck und Fülle des Ausdrucks.

a) Epitheton ornans. Dieses ist in den echten Liedern nur sehr dürftig vertreten, elfmal gegen elf Fälle in den unechten Liedern. Es erscheint bald mehr, bald minder betont. Die auf die Liehe und die Geliebte bezüglichen Verbindungen sind conventionell. 86, 28 *grôzen kumber.* 89, 28 *der grôzen marter.* 87, 37 *die starken ünde.* 89, 27 *den grimmen tôt.* 87, 12 *heileger got.* 87, 23 *des rîchen gotes êre.* 88, 37 *boesen kranc.* 94, 15 *guote liute.* 94, 29 *die reinen gotes vart.* — *92, 20 *mit reines wîbes güete.* *92, 35 *vil werde küneginne.* *93, 29 *vil lieber man.* 89, 8 *die lieben frouwen mîn.* *93, 19 *vil liebe frouwe mîn.* *93, 31 *vil minnelîchez wîp.* 94, 13 *frouwe guot.* *92, 36 *der vil süezen minne.* 95, 14 *er süezer lîp.* *93, 32 *iuwer süezen dœne.* *93, 10 *frou Zuht mit süezer lêre.* *93, 18 *senden kumber.* *93, 5 *ir rôter munt.*

b) Der hetonte Begriff wird an die Spitze des Satzes gestellt und an dem ihm eigentlich zukommenden Platze durch das Demonstrativum wiederholt.

α) Der Begriff ist einfach: 86, 28 *ein wîp, diu grôzen kumber von mir hât, daz ich si vinde an ir êren.* [92, 1] *allez, daz ich ie gewan, het er mir daz genomen, ...* 90, 37 *noch gedinge ich, der ich vil gedienet hân daz si mir es lône.*

β) Der Begriff ist zusammengesetzt, steht außerhalh der Construction des Satzes. Der die verschiedenen Elemente einigende Begriff wird herausgehohen und mit dem Demonstrativum verhunden in die Construction des Satzes aufgenommen: 90, 32 *Wîze, rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras, brûne gel und aber rôt dar zuo des klêwes blat, von dirre varwe wunder under einer linden was.*

Kommt dem hervorgehobenen Begriffe schon an sich die erste Stelle zu, so wird er wenigstens durch das Demonstrativum wiederholt:

86, 1 *mîn êrste liebe, der ich ie began,* *diu selbe muoz an mir diu leste sîn.* 86, 20 *mîn bester trôst, der ..* 94, 12 *âne lôn sô sult ir niht bestân.* 95, 9 *ir vil guoten lîp den ..*

c) Dasselbe Wort oder derselbe Wortstamm wird wiederholt.

α) Dasselbe Wort in derselben Form: 87, 2. 4 *sô.* 87, 21 *nu.* 91, 22. 23. 25 *wie.* *93, 29. 30 *hât.* [94, 36. 37] *liebe leides.* [91, 20. 21] *und wil si.*

β) Dasselbe Wort in verschiedenen Formen: 90, 32 *rôte.* 33 *rôt.* 91, 3 *lanc.* 4 *langen.* *94, 2 *stæten.* 3 *stæte.* 95, 6 *wîp.* 7 *wîbes.* 89, 29 *erbarmet.* 30 *erbarmen.* 90, 26 *gesungen.* 28 *singe.* 30 *gesanc.* 91, 15 *diene dienen.* *93, 33 *wolten.* 34 *welle.* 94, 23 *gegeben.* 24 *gebt* (unmittelbar aufeinander folgend). 94, 25 *lâ.* 26 *lân.*

γ) Das gleichlautende Wort in verschiedener Function: *93, 19 *klage* (Verbum). 21 *klage* (Substantiv).

δ) Der gleiche Wortstamm: 86, 13 *einvaltecliche.* 14 *einvaltic.* 88, 33 *minne minnecliche.* 89, 33 *ze helfe.* 34 *hulfe.* 91, 1 *vröuden.* 2 *vröuwen.*

ε) Dasselbe Wort in Zusammensetzung: 91, 25 *herzen herzeliep.*

d) Responsion. Bestimmte Stellen des Strophengebäudes oder einer Strophe sind durch die Wiederholung desselben Wortes oder derselben syntaktischen Form oder desselben Inhaltes gekennzeichnet.

α) Wörtliche Entsprechung.

αα) innerhalb des Strophengebäudes. Die zweite und dritte Strophe von 86, 1 und die beiden Strophen von 90, 16 beginnen mit *ich.*' In [89, 21] werden die beiden Schlußzeilen der ersten und zweiten Strophe mit dem verallgemeinernden Relativum eingeleitet und entsprechen sich auch inhaltlich (cf. Burdach a. a. O. S. 93):

1. Str. *swen nu sîn kriuze und sîn grap niht wil erbarmen, daz sint von ime die sælden armen!* 2. Str. *swem disiu rede niht nâhe an sîn herzè vellet, ôwê war hât sich der gesellet?*

ββ) Innerhalb derselben Strophe. *92, 21: Der erste Stollen und der Abgesang beginnen mit *du*, der zweite Vers jedes Stollens mit *und.* 92, 28 beginnt der zweite Stollen und der Abgesang mit *sô.* Gleichzeitig findet syntaktische Entsprechung statt, indem in beiden Theilen dem Hauptsatze ein Bedingungssatz vorausgeht. 91, 8 fangen beide Stollen mit *dâ* an; 94, 35 der mittlere Vers jedes Stollens und der Abg ang mit *wie.*

β) Syntaktische Entsprechung. 94, 15. Der zweite Stollen und der Abgesang beginnen mit Imperativ, im ersten Stollen steht derselbe am Ende des ersten Verses. Von dem Imperativsatz jedes Stollens hängt ein Relativsatz ab, von dem Relativsatz des ersten Stollens noch ein zweiter. — 92, 28.

γ) Inhaltliche Entsprechung. [89, 30. 90, 2.] In 92, 35 entsprechen sich die Anfangszeilen boider Strophen. 1. Str. *Diu Sælde hât gekroenet mich gein der vil süezen minne.* Worin die Krönung durch die *Sælde* besteht, besagt erst der Anfang der zweiten Strophe: *geprüevet hât ir rôter munt etc.* Hierzu kommt noch

δ) eine Responsion in der Anordnung des Stoffes. In *93, 12 fallen die Wechselreden, abgesehen von der ersten Strophe, auf ganz bestimmte Verse jeder Strophe. cf. Burdach S. 93.

ε) Refrain: 90, 23. 31 *vröude und sumer ist noch allez hie.*

f) Parallelismus.

α) Zwei oder mehrere Begriffe (Substantiva, Adjectiva, adverbiale Ausdrücke) verwandten Inhalts werden verbunden durch ‚*und*', ‚*und ouch*' (88, 1. 87, 37. 89, 22. 38), *dar zuo*' (90, 33), ‚*und dâbî*' (*94, 14).

αα) Nomina: 88, 1 *alle mîne sinne und ouch der lîp.* 94, 23 *beide sêle und lîp.* 87, 37 *daz mer und ouch die starken ünde.* 90, 23 *vröude und sumer.* 94, 9 *mîn singen und mîn dienest.* 89, 22 *Jersalem der reinen stat und ouch dem lande.* 89, 30 *sîn kriuze und sîn grap.* 89,38 *daz grap und ouch daz kriuze.*

ββ) Adjectiva: 87, 5 *si ist wol gemuot und ist vil wol geborn.* [92, 10] *wær si vil reine niet und alles wandels frî.* *94, 14 *daz ir deste werder sint und dâbî hôchgemuot.*

γγ) Adverbiale Ausdrücke. Dieselben unverbunden, getrennt durch das Verbum: 88, 33 *swer minne minneclîche treit gar âne valschen muot.*

Hieran schließen sich noch folgende Fälle: *93, 12. Object und prädicative Bestimmung haben parallele Ausdrücke:

ich vant si âne huote
die vil minneclîchen eine stân.

90, 32. fünfgliederiges Gefüge, welches theils aus Substantiven, theils aus Adjectiven besteht, und dessen vier erste Glieder unverbunden sind, das letzte aber mit *darzuo* angeschlossen ist. Das erste und vierte Glied wieder mehrtheilig; die beiden Theile des ersten Gliedes unverbunden, der dritte Theil des vierten Gliedes mit ‚*und aber*' angefügt.

Wîze, rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras,
brûne gel und aber rôt, darzuo des klêwes blat.

β) Zwei oder mehrere Sätze gleichen oder verwandten Inhalts treten zusammen, verbunden oder unverbunden.

αα) Hauptsätze verbunden: 86, 25 *Ich hân durch got das kriuze an mich genomen und var dâhin durch mîne missetât.* [88, 36] *si (diu minne) tiuret und ist guot.* [88, 37] *Man sol mîden boesen kranc und minnen reiniu wîp.* 91, 15 *der ich diene und iemer dienen wil.* *92, 21 *du nim daz frouwe in dînen muot und tuo genædeclîchen.* 89, 13 *ez ist* ***hiure*** *an genâde unnæher danne vert und wirt* ***über ein jâr*** *vil lihte kleines lônes wert.* Man könnte hierfür den von Burdach an anderer Stelle (89, 3) gebrauchten Ausdruck „antithetischer Parallelismus" (a. a. O. S. 92) verwenden. Dort sind zwei Nebensätze, hier zwei Begriffe (*hiure* und *über ein jâr*) antithetisch. Der zweite Satz durch demonstratives Adverb verbunden 87, 25 f.: *swer dâ bestrûchet, der mac wol besnaben; dâne mac niemen gevallen ze sêre.*

Unverbunden: 89, 9 *Swaz ich nu gesinge, deist allez umbe niht : mir weiz sîn niemen danc : ez wiget allez ringe : dar ich hân gedienet, da ist mîn lôn vil kranc.* 94, 11 *iu sol wol gelingen. âne lôn sô sult ir niht bestân.* 94, 25 *Lâ mich, Minne, vrî. du solt mich eine wîle sunder liebe lân.* 90, 12 (*sô weiz ich niht vil grôze schulde, die ich habe, niuwan eine,*) *der enkume ich niemer abe. alle sünde lieze ich wol wan die.*

ββ) Nebensätze, verbunden: 88, 14 *daz got ir êren müeze pflegen und lâz ir lîp mit lobe hie gestên.* [91, 29] *Swâ zwei herzeliep gefriundent sich und ir beider minne ein triuwe wirt.*

Unverbunden: 86, 12 *dan obes ir umberede lieze sleht, tæt an mir einvalteclîche.* [*92, 31] *swenn daz alsô ergienge, sô . . . ., ob si mir des verhienye.*

g) Antithese.

α) Zweier Worte: 86, 1 *Mîn êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn.* 89, 15 *Wie der einez tæte, des frâg ich . . . ., wær ez niht unstæte, der zwein wîben wolte sîn für eigen jehen?* 86, 10 *durch keine liebe niht, wan durch daz recht.* 89, 20 *man sol ez den man erlouben und den frouwen niht.* [94, 36] *wie vil mir doch von liebe leides ist beschert!* [94, 37] *waz mir diu liebe leides tuot!* 95, 2 *wie sol ich der werlde und mîner klage geleben?* 87, 16 *varn über mer und iedoch wesen hie.* 90, 26 *dicke hân ich wê gesungen. ‚wol mich' singe ich gerne.*

Antithese mehrerer Worte: 94, 21 *lîdet eine wîle willeclîchen nôt vür den iemermêre wernden tôt.* 94, 24 *gebt ime des lîbes tôt, daz wirt der sêle ein iemerleben.*

β) Anthithese zweier Sätze: [89, 3] *der gote wol hulfe und tuot ez niht.* 95, 13 *lebt mîn herzeliep od ist ez tôt.* *93, 35 *werte ich iuch, des hetet ir êre, sô wer mîn der spot.* [89, 3] *kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn. die aber mit listen wellent sîn, für die wil ich niht vallen*; nach Burdach antithetischer Parallelismus. Ebenso könnte man den Bau der folgenden Sätze bezeichnen: [91, 20] *Und wil si, ich bin vrô. und wil si, so ist mîn herze leides vol.* [91, 22] *Wie sich minne hebt, daz weiz ich ich wol. wie si ende nimt, des weiz ich niht.* 90, 19 *Und ist, daz ich genâde vinde, sô gesach ich nie sô guoten lîp. ob ab ich ir wære vil gar unmære, so ist si doch, diu tugende nie verlie.*

Mit Parallelismus und Antithese ist

h) Chiasmus verbunden in 86, 17 *ich hân durch got daz kriuze an mich genomen und var dâhin durch mîne missetât.* 94, 23 *got hât iu beide sêle und lîp gegeben. gebt ime des lîbes tôt. daz wirt der sêle ein iemerleben.*

3. Anschaulichkeit.

a) Personification: *Minne* 94, 25. *Sælde* *92, 35, als Königin vorgestellt *93, 1. *frou Zuht* *93. 11.

b) Bezeichnung und Umschreibung von Personen. Der Geliebten: *diu wolgetâne* 87, 13. *diu vil schoene* *93, 2. 92, 16. *diu guote* 87, 14. 91, 3. 94, 34. *frouwe guot* *94, 14. *ir vil guoten lîp* 95, 9. *aller güete ein gimme* *93, 4. *diu tugende nie verlie* 90, 22. *die vil minneclîchen* *93, 13. *vil minneclîchez wîp* 93, 31. *sælic wîp* 95, 6. *der ich vil gedienet hân* 90, 37. *der ich diene und iemer dienen wil* 91, 15. *herzevrowe* 87, 21. *küneginne* *93, 24.

Bezeichnung des Geliebten: *er süezer lîp* 95, 15. In der Anrede: *viel lieber man* *93, 29. *ir tumber* *93, 20. Der treu Liebenden: *die dâ minnent âne gallen* 89, 7: Der untreu Liebenden: *die mit listen wellent sîn* 89, 5. Der Kreuzfahrer: *die vil sældehaften* 94, 19. Der am Kreuzzuge sich nicht Betheiligenden: *die sælden armen* 89, 21. *die tumben* 89, 24. Gottes: *der al der werlte fröude gît* 92, 14. *got unser herre, der al der welte hât gewalt* 94, 16 f. *der, durch den er süezer lîp sich dirre welte hât bewegen* 95, 14.

Allgemeine Bemerkungen. Die Häufung gewisser Constructionen dient dem Dichter dazu, ganz bestimmte Eindrücke her-

verzubringen, wobei es natürlich auch auf das Tempo des Vortrags ankommt. So erscheint die Sprache da, wo nur Hauptsätze oder abwechselnd Haupt- und Relativsätze angewandt sind, einerseits mehr ernst, feierlich, wuchtig (88, 19), anderseits mehr leidenschaftlich und eindringlich (87, 5. 89, 9. 95, 5, besonders beachtenswerth 94, 15), in beiden Fällen aber höchst wirkungsvoll. Das gilt auch von der häufigen Verwendung der Ausrufe in 94, 35. Der Eindruck des Leidenschaftlichen, den die Häufung der Bedingungsperioden in 91, 36 erwecken soll, wird allerdings dadurch etwas gedämpft, daß die Virtuosität, die Mache zu sehr hervortritt (: kunstvoller Strophenbau cf. unter „Rhythmik und Metrik". Die drei Bedingungsperioden auf die drei Theile der Strophe vertheilt. Derselbe Gedanke dreimal ausgedrückt mit theilweiser Verwendung von geprägten Formeln).

(Schluß folgt.)

J. HORNOFF.

DIE BEZEICHNUNGEN *her* UND *meister* IN DER PARISER HANDSCHRIFT DER MINNESINGER.

Bislang stand es unumstößlich fest, daß Sänger, welche das Prädicat *her* führten, den Rittern beizuzählen seien, daß dagegen „*meister*" Jemanden aus dem Bürgerstande bezeichne, und noch Bartsch hat in seinen „Schweizer Minnesängern" Seite LXIV, gestützt auf die Autorität der Pariser Handschrift, den Meister Heinrich Teschler als bürgerlichen Sänger bezeichnet und Zweifel ausgedrückt, ob der in den Jahren 1251—56 sich findende Heinrich Teschler mit obigem Dichter identificirt werden dürfe, da dieser in einer Urkunde *her* genannt werde. Wie gesagt, lange Zeit hat diese Meinung unangefochten bestanden: da ließ Heinrich Kurz in der Germania XV, 207 ff. seine Untersuchungen über die Persönlichkeit Gottfrieds von Straßburg erscheinen, und weil er ihn durchaus in dem adeligen *Godefridus Rodelarius de Argentina* erblicken wollte, welchen man — fälschlich, wie sich später herausgestellt hat — in einer Urkunde des Königs Philipp vom Jahre 1207 fand, so mußte er eine andere Erklärung für „Meister" suchen. Nach ihm bedeutet nun dieser Ausdruck, wenigstens bei Gottfried von Straßburg, einen Sänger, welcher ein Meister in seiner Kunst ist, d. h. der mehr als Andere leistet. Will man bei dem einen Dichter diese Erklärung gelten lassen, so

muß man consequenter Weise dieselbe auch auf Alle, welche jenes Prädicat führen, ausdehnen, und dann wäre der ganze Unterschied zwischen *her* und *meister* einfach aufgehoben. Bis jetzt hat man sich vor diesem Schritte gehütet, und wohl mit Recht; denn von den mit *meister* bezeichneten Dichtern sind einige nichts weniger als Meister in der Dichtkunst, und dann führen die lyrischen Sänger, welchen an erster Stelle jener Ehrentitel gebührte, wie Walther von der Vogelweide, Reinmar der Alte u. s. w., ihn nicht.

Wir wollen nun an der Hand der Pariser Handschrift die Bezeichnungen *her* und *meister* einer Untersuchung unterziehen, um die richtige Bedeutung und den Unterschied zwischen beiden zu ergründen. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, uns die Handschrift und ihren Inhalt genau anzusehen.

Die Pariser Handschrift der Minnesinger hat mit Einschluß des Königs Tirol, des Winsbeke und der Winsbekin und des Wartburgkrieges im Ganzen Lieder und Gedichte von 140 Personen uns aufbewahrt. Unter den überlieferten Sängern befinden sich vier Kaiser und Könige, drei Herzoge, drei Markgrafen, sieben Grafen, drei Burggrafen, drei Schenken, ein Truchseß, ein Marschall; 54 Dichter werden als Herren bezeichnet, fünf andere sind aufgeführt als: *der von —*, zwei sind Brüder, neun werden Meister genannt, während bei 46 Personen überhaupt kein Prädicat oder Titel aufgeführt wird. Also fast ein ganzes Drittel aller Dichter ist uns einfach nur mit Namen, und häufig sehr mangelhaft, überliefert. Was soll man nun von diesen halten? Sind sie adeliger Abkunft oder aus bürgerlichem Stande? Eine Entscheidung darüber wird so leicht nicht gefällt werden. Am besten könnte man sich aus der Klemme retten, wenn man sagte: der Schreiber der Handschrift hat es selbst nicht gewußt, unter welche Kategorie diese Dichter einzureihen seien, und hat daher die Titel einfach fortgelassen, um womöglich keinen Fehler zu begehen. So könnte es auf den ersten Blick scheinen, und dennoch ist es nicht so. Zwar mag der Schreiber bei einigen älteren oder weit entlegenen, so bei den steiermärkischen Dichtern, aus Unkenntniß die nähere Bezeichnung fortgelassen haben, das Wenigste aber, was wir doch von ihm voraussetzen dürfen, und was auch allgemein angenommen wird, ist, daß er in seiner engsten Heimat gut orientirt sei und daher über die Schweizer Sänger Bescheid wisse, welche fast sämmtlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ja sogar noch im 14. Jahrh., also zur Zeit der Abfassung der Handschrift gesungen und gedichtet haben. Aber unter den zweiunddreißig Schweizer Dichtern, welche Bartsch

in seine oben erwähnte Sammlung aufgenommen hat, befinden sich nicht weniger als zehn, welche entweder gar kein Prädicat, oder nur die nichtssagende Bezeichnung „der“ tragen; zu diesen käme als elfter noch der Hardegger. Über den Stand und das Leben dieser Sänger mußte der Schreiber unbedingt unterrichtet sein, denn Unkenntniß ist hier durchaus nicht vorauszusetzen. Es bleibt uns also nichts übrig, als die Annahme: nicht das Prädicat vor dem Namen des Dichters habe ausschließlich den Stand desselben bezeichnet, sondern etwas Anderes.

Aber vielleicht gehörten alle ohne ein Beiwort überlieferten Sänger dem Bürgerstande an, und „Meister“ hat dann doch die Bedeutung, welche Kurz ihm beigelegt hat? Um dies entscheiden zu können, müssen wir sämmtliche titellose Dichter durchgehen und auf anderem Wege die Entscheidung bringen, ob sie adelig oder bürgerlich seien. Wir werden uns hierbei an die Reihenfolge der Pariser Handschrift halten. Vorläufig wollen wir annehmen, daß die fünf Personen, welche das Prädicat „der von —“ führen (es sind der von Kürenberg, Gliers, Sachsendorf, Johansdorf nnd Wildonie) dem Ritterstande angehörten, obgleich es auffallen muß, daß bei Gliers der Vorname nicht überliefert ist. Es mag sich dies aber leicht dadurch erklären, daß die Lieder des v. Gliers, welcher zu den spätesten Minnesingern gehört, zur Zeit der Abfassung der Handschrift noch in aller Munde waren, und jeder Gebildete in der Schweiz wußte, wer unter dem namenlosen von Gliers gemeint sei. Es bleiben uns somit noch jene vorhin angeführten 46 Personen übrig.

Eine sichere Entscheidung über *Wachsmuot von Künzingen* können wir vorläufig noch nicht fällen, da weder er noch ein Anderer seines Geschlechtes bis jetzt in Urkunden nachgewiesen nnd es zweifelhaft ist, ob der Vogt Johannes ze Kenzingen in einer Freiburger Urknnde aus dem Jahre 1311 obiger Familie angehört. *Engelhard v. Adelnburg* dagegen, den v. d. Hagen, Haupt und der Unterzeichnete in den Jahren 1180—1230 schon nachgewiesen haben, ist, wie ich Germania XXXII, 420 dargethan, entschieden von edler Herkunft. Über *Johannes von Ringgenberg* herrscht schon seit langer Zeit kein Zweifel mehr, daß er aus der adeligen Familie der Vögte von Briens stamme; zur näheren Kenntniß seines Lebens vergleiche man besonders Bartsch: die Schweizer Minnesänger, Nr. XXIX. Der namenlose *von Suonegge* gehört nach v. d. Hagen und Anderen zu den Freien von Saneck in Steiermark, und allgemein wird Conrad I. als der Minnesinger angesehen, der vom Jahre 1202—1241 in Urkunden sich findet. Wenn

man nun auch dieser Familie den Dichter streitig machen wollte, was jedoch nicht wohl angeht, so könnte nur noch ein wiederum adeliges Geschlecht in Betracht kommen, nämlich die herzoglich kärntnerischen Ministerialen von Suneck oder Sunecke, von denen Mitglieder in den Jahren 1183—1263 auftreten. Adelig war also der Minnesinger von Suonegge auf jeden Fall. *v. Scharfenberg* stammt ohne Zweifel aus dem steiermärkischen Ministerialengeschlecht gleichen Namens; auch er ist daher zum Adel zu rechnen. *Cristan von Lupin* war, wie ich in meiner Dissertation: „Der Minnesänger Cristan von Lupin und sein Verhältniß zu Heinrich von Morungen" und Germania XXXII, 421 dargethan habe, Mitglied einer Familie, welche im Ministerialenverhältniß zu den Grafen von Rotenburg und Beichlingen stand; er war adelig. Über *Thuring, Winli* und *von Munegûr* läßt sich vorläufig nichts Sicheres ermitteln, nur so viel will ich sagen, daß nach meiner Meinung und den folgenden Ausführungen der *Ortwinus ioculator*, welchen Herzog Germania XXIX, 35 anführt, nicht der Minnesinger sein kann. *von Raute* ist schon seit längerer Zeit als aus ritterlichem Geschlechte stammend nachgewiesen. Auch *der Püller* ist mit großer Wahrscheinlichkeit dem Adel des Elsaßes zugetheilt. Unter dem *v. Trostberg* haben wir wohl Rudolf v. Trostberg zu verstehen, einen Schweizer Ritter, über den bei Bartsch a. a. O. Nr. XXV Näheres zu erfahren ist. *Hartmann v. Starkenberg* gehört nach v. d. Hagen zu einem edlen Geschlechte in Tirol, während *v. Stadegge* in Steiermark zu suchen und mit v. d. Hagen und Weinhold für Rudolf II. v. Stadegge zu halten ist, der vom Jahre 1240—1263 in Urkunden erscheint. Welcher Gegend Deutschlands der Minnesinger *v. Stamhein* zuzuschreiben sei, ist noch nicht entschieden, aber mit Sicherheit wird er für adelig gehalten; das letztere gilt auch von dem *Tanhuser*, welcher entweder im Salzburgischen oder in Baiern zu Hause war. Die Heimat des Dichters *v. Buchein* ist wohl im Bereiche des jetzigen Großherzogthums Baden zu suchen, wo es eine weitverzweigte adelige Familie von Bucheim gab, von deren Mitgliedern besonders ein Manegold sich sehr häufig findet. Dagegen gehörte der *Hardegger* der Schweiz an und war, wie wir mit ziemlicher Sicherheit vermuthen können, der St. Galler Ministeriale Heinrich v. Hardegge, der vom Jahre 1225—1275 vereinzelt sich in Urkunden findet. *v. Wissenlo* ist zu der adeligen Familie v. Wiesloch bei Heidelberg zu zählen, während *v. Wengen* zu den Freien gleichen Namens bei Frauenfeld in der Schweiz gehört. Den *Taler* vermuthet Bartsch unter den Herren v. Thal in der Schweiz, welche Ministerialen der Abtei St. Gallen

und der Dynasten von Rheineck waren. Über den *tugendhaften Schreiber* läßt sich vorläufig keine Entscheidung fällen; das Gleiche gilt von dem *jungen* und *alten Meißener,* ebenso *v. Obernburg* und dem *Marner,* während bei *Süßkind v. Trimberg,* wenn wir ihm die erhaltenen Gedichte wirklich zuschreiben wollen, sein bürgerliches, respective jüdisches Geschlecht von vornherein feststeht. Bartsch hält *Gast* für einen bürgerlichen Sänger; nach demselben gehörte *v. Buwenburg* einem edlen Geschlechte an. Mit Sicherheit ist auch *Heinrich v. Tetingen* hierhin zu zählen, wenngleich es noch nicht feststeht, welcher der vielen Familien dieses Namens der Dichter zuzuweisen ist. Über *Rudolf den Schreiber,* in dem wir nicht mit v. d. Hagen Rudolf v. Ems erblicken, können wir vor der Hand kein Urtheil abgeben, dagegen war *Regenbogen* wenigstens nach den Überlieferungen der Meistersinger ein bürgerlicher Dichter. Die Frage über *Kunz v. Rosenhein, Rubin und Rüdiger, Kol von Neunzen,* den *Dürner,* den *wilden Alexander, Spervogel* und *Boppe* muß noch offen bleiben; der *Litschauer* wäre wohl dem Adel zuzuweisen, wenn wir in ihm den dominus Jacobus de Litschau erblicken dürfen, welcher im Jahre 1252 in einer Urkunde des Klosters Neustift in Tirol auftritt, was mit der Lebenszeit des Dichters sich in Einklang bringen läßt. Unter dem *Kanzler* ist wahrscheinlich ein bürgerlicher Sänger zu vermuthen. *Gottfried v. Straßburg,* welcher in der Pariser Handschrift ohne Prädicat erscheint, wird an anderen Stellen Meister genannt. *Rost, Kirchherr zu Sarnen* hat zwar vor seinem Namen keinen Titel, doch wollen wir vorläufig aus der Bezeichnung Kirchherr ihm das Prädicat *her* beilegen. Den fabelhaften *Klingsor* können wir hier mit Fug übergehen, ebenso den *Winsbeke* und die *Winsbekin,* da diese nicht im eigentlichen Sinne zu den Minnesingern zu rechnen sind.

Um nun das letztere noch einmal kurz zusammenzufassen, so fanden wir, daß von den 46 ohne Titel uns überkommenen Dichtern 21, also fast die Hälfte, sicher oder doch höchst wahrscheinlich edlem Geschlechte angehörten, während von den anderen 22 (wenn wir die drei letztgenannten außer Acht lassen) zum größten Theile Bestimmtes nicht zu ermitteln war. Jene 21 waren also doch adelig, ohne daß ihnen der Schreiber der Pariser Handschrift die Bezeichnung *her* beilegte. Aus dieser Thatsache folgt nun mit Gewißheit, daß das Prädicat *her* nicht die eigentliche, ausschließliche Bezeichnung für Mitglieder edlen Geschlechtes war. Wenn nun der Schreiber der Handschrift bei der Zutheilung der Beiwörter so unkritisch verfuhr, so kann uns die Pariser Handschrift, wenigstens nach dieser Seite

hin, nicht mehr als Autorität gelten, um einen Sänger dem Adel oder Bürgerstande zuzuweisen.

Aber angenommen, sämmtliche Träger des Prädicates *her* in der Pariser Handschrift waren adelig, ist dann dieses Wort darum die eigentliche Bezeichnung für einen Edlen? Wir antworten: Nein! *Her* verkündet vielmehr den niederen Adel im Gegensatz zu den Grafen und noch höheren Rangstufen; es führen demnach diesen Titel die sogenannten liberi, wie Gottfried v. Neifen, Walter v. Klingen u. s. w. und vor Allem die Ministerialen. Alle anderen höheren Adeligen haben den Titel *her* nicht, vielmehr hebt ein höherer Rang obige Bezeichnung auf. Wir finden in der Handschrift keinen Fall, wo ein König, Herzog, Markgraf oder Graf noch das Prädicat *her* führte; ja dies geht so weit, daß sogar Ministerialen, wenn sie ein besonderes Amt innehaben, den Titel *her* verlieren. Als Beweise dienen der Schenk v. Limburg, Schenk Ulrich v. Winterstetten, v. Singenberg, Truchseß von St. Gallen, der Burggraf v. Rietenburg, der Burggraf v. Luenz, der Burggraf v. Regensburg, Albrecht Marschall v. Raprechtswil, sogar Rost, Kirchherr v. Sarnen. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet nur Her Conrad Schenke v. Landegge. Hiermit steht vollständig im Einklang, daß auch in Urkunden die oben genannten Kategorien niemals, so viel mir wenigstens bekannt, vor ihrem Namen noch den Titel *dominus* führen, dem doch im Deutschen die Bezeichnung *her* entspricht. — Wir sehen demnach: *her* bezeichnet nicht schlechtweg die adelige Herkunft, sondern ist nur Ehrentitel für die niederen Adeligen, die Ministerialen und liberi.

Was verstehen wir aber nun unter Meister? Uns haltend an die frühere bekannte Erklärung und fußend auf dem Umstande', daß die meisten dieser Sänger sich in Städten nachweisen lassen, so Gottfried in Straßburg, Teschler in Zürich, Walter in Breisach und Freiburg u. s. w. sagen wir: Meister bezeichnet den Einwohner einer Stadt; doch soll damit auf keine Weise angedeutet werden, daß die Träger des Prädicates Meister bürgerlicher Herkunft gewesen seien; vielmehr werden wir weiter unten sehen, daß wir mehrere derselben dem Adel zuzählen müssen. So viel erkennen wir also schon aus diesen Ausführungen, daß *her* und *meister* keine sich einander ausschließenden Begriffe sind, wenigstens nicht in der Weise, wie man bis jetzt annahm.

Wenn aber nun nicht *her* den Ritter, *meister* den Bürger kurzweg bezeichnet, auf welchem Wege sollen wir dann zu einer befriedigenden Lösung dieser Frage kommen? Wie sollen wir mit Sicherheit

den einen Sänger dem Adel, den andern dem Bürgerstande zuweisen? Da die Titel und Überschriften der Pariser Handschrift uns zu keinem Ergebniß führen, so bieten uns die Gemälde noch einen sicheren Anhaltspunkt; auf diese werden wir daher jetzt unser Augenmerk richten. Doch nicht die eigentlichen Scenen, welche sie darstellen, sind für uns von Wichtigkeit; diese sind oft willkürlich vom Maler gewählt, und wenn wir auf die Zeichnung etwas geben wollten, so müßte nach dieser z. B. Johann von Rinkenberg aus der Reihe der Edlen zu streichen sein. Vielmehr sind es die Zuthaten zu den Gemälden, welche für uns von Bedeutung sind.

Zuerst haben wir die Wappen in Augenschein zu nehmen, und da können wir sogleich von vornherein mit Sicherheit behaupten: jeder Adelige zur Zeit der Minnesinger führte ein Wappen; wenn nun auf einem vollständig ausgeführten fertigen Gemälde der Pariser Handschrift das Wappen fehlt, so ist der Sänger, den es vorstellen soll, unbedingt ein Bürgerlicher. Zu dieser Kategorie gehören nun der *Kanzler*, *Spervogel*, *Meister Rumslant*, *der wilde Alexander*, *Meister Sigeher*, *der Kol von Neunzen*, *Rubin und Rüdiger*, *Kunz von Rosenheim*, *Meister Conrad v. Würzburg*, *Rudolf der Schreiber*, *v. Obernburg*, *der Schulmeister von Eßlingen*, *der junge Meißner*, *Süßkint*, *der Jude von Trimberg* und auch *Gottfried von Straßburg*. Diese fünfzehn Sänger sind sicher bürgerliche Personen.

Bestimmt sind der Zahl der bürgerlichen Sänger auch diejenigen Dichter beizuzählen, welche in der Handschrift gar nicht durch Bilder vertreten sind; dahin gehören *der alte Meißner*, *Meister Walter v. Breisach* und *Gast*. Von diesen ist Walter schon als Bürger, als Schulmeister zu Breisach und Freiburg, nachgewiesen. Daß die genannten drei Dichter uns ohne Bilder überliefert sind, hat seinen Grund wohl darin, daß der Schreiber aus ihrem Leben keine Momente wußte, die er zu einem Gemälde benutzen konnte, anderseits auch aus den Liedern sich nichts schöpfen ließ, da von dem alten Meißner nur zwei, von Gast ein einziges und von Walter v. Breisach nur drei Gedichte uns überkommen sind. Die Zahl der nichtadeligen Sänger steigt vorläufig daher auf achtzehn.

Wir haben vorhin schon gesagt, daß nur das fehlende Wappen auf vollständig fertigen Bildern von vornherein die bürgerliche Abkunft sicherstelle. Anders verhält es sich mit den Gemälden, welche uns unvollendet überliefert sind; es sind dies, wenn wir von dem nur in Umrissen gezeichneten Bilde, welches sich ohne Text vor dem Gemälde Göslis von Ehenheim befindet, absehen, zwei, nämlich *Hug von*

Werbenwag und *Nithart*. Bei beiden ist der Rand des Schildes wohl gezeichnet, die Eintragung der Farben aber unterlassen. Die Bilder sind demnach nicht vollendet. Da jedoch beide Sänger das Prädicat *her* führen, da außerdem *Hug* verschiedentlich in Urkunden als Ritter auftritt, so kann das fehlende Wappen hier kein Beweis sein; vielmehr dürfen wir wohl mit Sicherheit in ihnen edle Sänger erblicken; denn daß obige beide ein Wappen führten, scheint aus den Umrissen des Schildes hervorzugehen.

Ist nun aber das Wappen durchgängig das Abzeichen der Edlen? Ich glaube diese Frage verneinen zu müssen; denn nach allen Überlieferungen aus dem Mittelalter ist *Regenbogen* ein bürgerlicher Sänger gewesen, nach dem Zeugnisse der Meistersänger und dem Gemälde der Pariser Handschrift seines Handwerkes ein Schmied — und dennoch führt derselbe ein Wappen. Zwar ist es ein sprechendes, und so könnte man vielleicht behaupten, alle Träger von sprechenden Wappen gehörten dem Bürgerstande an. Dem steht jedoch im Wege, daß selbst als adelig sicher nachgewiesene Sänger ein derartiges Wappen führen, wie Bruno von Hornberg. Das sprechende Wappen zeigt demnach nicht den Bürger an. Dazu kommt, daß *Johann Hadloub*, welcher sicher ein bürgerlicher Sänger war und als solcher auch schon nachgewiesen ist, kein sprechendes Wappen, sondern ein kletterndes Eichhorn mit erhobenem Schwanze im Schilde führt. Da nun Regenbogen und Hadloub, bestimmt zwei Sänger aus nichtadeligem Blute, Wappen haben, so kann das Wappen als solches nicht das Abzeichen der Adeligen gewesen sein. Dagegen müssen wir als das eigentliche Erkennungsmittel der Edlen den Ritterhelm und das Schwert bezeichnen.

Es gibt Bilder, die Wappen haben, ohne daß Helm und Schwert auf ihnen anzutreffen sind, wir finden aber in der Handschrift kein Bild, auf dem das Ritterschwert und der Helm sind, ohne daß ein Wappen zu sehen wäre. Helm und Schwert müssen demnach noch eine besondere hohe Bedeutung haben, und das kann nur die Bezeichnung für den Adel sein. Ein Beweis für die letzte Behauptung liegt in dem Umstande, daß bei Gemälden, welche uns die adeligen Sänger im Hauskleide oder anderen nicht kriegerischen Beschäftigungen zeigen, der Helm, meistens mit Zimier, oder das Schwert, von einem Nagel herabhängend, eigens der Scene hinzugefügt sind. Der Maler wollte dadurch also von vornherein Zweideutigkeiten vorbeugen und bestimmt ausdrücken, daß die unten gezeichnete Person ein Ritter sei, im Gegensatze zu den Bürgerlichen, bei denen jene Insignien nicht zu

finden sind. Wenn wir von den Königen, Herzogen, Markgrafen und Grafen absehen, die ja schon in ihrem Titel die Gewähr der adeligen Geburt tragen, so gehören nach den obigen Ausführungen unbedingt in die Klasse der Adeligen:

I. Ministerialen mit bestimmten Ämtern: der Schenke von Limburg, Schenk Ulrich v. Winterstetten, der Burggraf v. Luenz, der Burggraf v. Rietenburg, von Singenberg, Truchseß v. St. Gallen, Albrecht Marschall v. Raprechtswyl und der Burggraf v. Regensburg = 7.

II. Sänger, welche das Prädicat *her* führen: Heinrich v. Veldeke, Gottfried v. Nifen, Jacob v. Warte, Walter v. Klingen, Heinrich v. Sax, Heinrich v. Frauenburg, Werner v. Teufen, Heinrich v. Stretlingen, Kristan v. Hamle, Ulrich v. Gutenburg, Heinrich v. d. Mure, Heinrich v. Morungen, Reinmar der Alte, Burcard v. Hohenfels, Hesse v. Rinach, Milon v. Sevelingen, Walter v. d. Vogelweide, Hiltbold v. Swangou, Wolfram v. Eschenbach, Wilhelm v. Heinzenberg, Leutold v. Sewen, Walter v. Mezze, Rubin, Bernger v. Horheim, Bligger v. Steinach, Wachsmuot v. Mülnhausen, Hartmann v. Aue, Reinman v. Brennenberg, Otto zum Turne, Gösli v. Ehenheim, Hezbolt v. Wizense, Ulrich v. Liechtenstein, Conrad v. Altstetten, Bruno v. Hornberg, Brunwart v. Ougheim, Göli, Pfeffel, Steinmar, Reinmar der Videler, Hawart, Günter v. d. Vorste, Fridrich der Knecht, Niuniu, Geltar, Dietmar der Setzer, Reinmar v. Zweter = 46.

III. *der von* —: Der von Kürenberg, v. Gliers, v. Sachsendorf, v. Johansdorf, v. Wildonie = 5.

IV. *Brüder*: Bruder Eberhard v. Sax, Bruder Werner = 2.

V. Ohne Bezeichnung: Wachsmuot v. Künzingen, Engelhard v. Adelnburg, Johannes v. Ringgenberg, v. Suonegge, v. Scharfenberg, der Winsbeke, Kristan v. Lupin, During, Winli, v. Munegiur, v. Raute, der Püller, v. Trostberg, Hartmann v. Starkenberg, v. Stadegge, v. Stambein, der Tanbuser, v. Buchein, der Hardegger, v. Wissenlo, v. Wengen, der Taler, der tugendhafte Schreiber, der Marner, v. Buwenburg, Heinrich v. Tetingen, der Dürner, Boppe und der Litschauer = 29.

VI. *Meister*: Heinrich Teschler, Fridrich v. Sunenburg, Heinrich Frauenloh = 3.

Bei diesen genannten 92 Dichtern findet sich durchgängig neben dem Wappen auch der Ritterhelm; bei Manchen zum Überfluß noch das Schwert. Dieses letztere allein treffen wir als Zeichen des Ritterthums bei Rudolf v. Rotenburg, Heinrich v. Rugge und Conrad

Schenk von Landegge. Rechnen wir zu diesen nun noch die beiden Sänger, deren Gemälde nicht vollendet sind, Hug v. Werbenwag und Nithart, so steigt die Zahl der adeligen Dichter auf 97, mit Einschluß der Könige, Herzoge, Markgrafen und Grafen auf 114.

Es bleiben uns nun noch vier Dichter übrig, welche sich nicht auf die obige Weise in die Zahl der Edlen einreihen lassen; es sind Friedrich v. Hausen, Rost v. Sarnen, Alram v. Gresten und Dietmar v. Eist. Ersterer ist schon in verschiedenen Urkunden als Ritter nachgewiesen, ebenso wird er in den Berichten über seinen Tod miles genannt. Wie kommt es nun, daß ihm auf dem Gemälde die Abzeichen des Ritterthums fehlen? Der Grund mag wohl in der Situation des Bildes liegen, welches uns einen reichgekleideten Jüngling zu Schiffe auf der Seefahrt zeigt, wie er sich nach der Geliebten zurücksehnt. Vielleicht auch sind wir berechtigt, das Helmzimier in den Verzierungen der Schiffsschnäbel zu suchen, von denen der rechte ein goldenes Löwenhaupt mit rother Zunge, der linke einen eben solchen Adler aufweist. Der Hauptgrund für den fehlenden Helm liegt aber in dem Umstande, daß das Gemälde nicht vollendet ist. Im Meere ist nämlich der Kampf zweier Seeungeheuer dargestellt, welche jedoch nur gezeichnet, nicht mit Farbe ausgefüllt sind. Daraus können wir ersehen, daß wir ein unfertiges Bild vor uns haben, und dieses widerspricht daher nicht unserer oben aufgestellten Behauptung.

Rost, der Kirchherr zu Sarnen und Chorherr zu Wettingen und Zürich, muß entschieden aus edlem Geschlechte gewesen sein, da er hohe geistliche Ämter inne hat, wie sie in damaliger Zeit nur an Adelige verliehen wurden. Und dennoch scheint auf dem Gemälde der Pariser Handschrift das Abzeichen der edlen Herkunft zu fehlen. Wir können nicht annehmen, daß der Maler es deshalb ausgelassen, weil er eine geistliche Persönlichkeit darstellte, welche mit Schwert und Helm nichts mehr zu thun hatte. Vielmehr steht diesem im Wege, daß sogar der Bruder Eberhard v. Sax, welcher doch ein Predigermönch war, seinen Ritterhelm bei sich führt in einer Scene, wo derselbe gar nicht paßt. Wir müssen daher eine andere Erklärung suchen. Ich kann nicht feststellen, ob v. d. Hagen wirklich eine richtige Beschreibung des Bildes uns gegeben hat; so viel ich aus der photographischen Nachbildung der Pariser Handschrift in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg ersehen konnte, stellt das Gemälde die Scene dar, wie eine edle Dame einem vor ihr knienden Geistlichen das Haar abschneidet. Ist das wirklich der Fall, so wäre das

Instrument, welches sie in der Hand trägt, nicht die Spelte, wie v. d. Hagen sagt (für diese ist es auch merkwürdig lang), sondern das Ritterschwert des vor ihr Knienden, und somit wäre das Ahzeichen der Ritterschaft gefunden. Ich kann dies jedoch nicht hestimmt hehaupten; um vollständig sicher zu sein, müßte das Originalhild noch einmal verglichen werden.

Bei Alram v. Gresten nun liegt die Sache etwas anders; er führt das Prädicat *her*, hat aher weder Schwert noch Helm. Er steht also scheinbar im Widerspruche mit unserer ausgesprochenen Behauptung, aber auch nur scheinbar; denn ich glauhe annehmen zu dürfen, daß dieser Minnesinger nicht aus edlem Gesohlechte war. Dafür spricht zuerst sein phantastisches Wappen, welches sicherlich nicht der Wirklichkeit entspricht, ferner die Ungewißheit seines Vornamens, da nach v. d. Hagen die Vorschrift Waltram zeigt, während der Maler Alram geschriehen hat, und endlich kommt dazu, daß in der adeligen Familie von Gresten, welche ich durch $1^1/_2$ Jahrhunderte ziemlich genau verfolgt hahe, sich weder die beiden genannten Namen noch ein entfernt ähnlich klingender gefunden hahen. Wahrscheinlich war daher der Minnesinger ein bürgerlicher Dichter, und der Titel *her* ist dem Schreiber in die Feder geflossen, weil sowohl vor als nach Alram ritterliche Sänger verzeichnet stehen. Somit widerstreitet auch dieser Dichter dem von uns behaupteten ritterlichen Kriterium nicht.

Was Dietmar v. Eist hetrifft, dem ehenfalls die adeligen Abzeichen fehlen, so können wir wohl kühn behaupten, daß der Verfertiger der Handschrift über ihn vollständig im Unklaren war. Dafür können wir anführen das merkwürdige Gemälde und den Umstand, daß er den österreichischen Dynasten zu einem Mitgliede des Schweizer Geschlechtes von Ast machte und ihm ungefähr auch das Wappen desselhen beilegte. Ich glauhe daher nicht, daß dieser einzige alte Minnesinger unsere Behauptung umstoßen kann, nnd wir dürfen darum jetzt unsere Ansicht als hegründet aufstellen. Wir hätten also auf diese Weise im Ganzen 117 adelige Minnesinger erhalten.

Wenn wir nun sehen, daß Dichter, welche das Prädicat Meister haben, außer dem Wappen auch noch den Ritterhelm führen, so können sie unmöglich dem Bürgerstande angehört haben, vielmehr sind wir nach den ohigen Ausführungen herechtigt, sie für Sänger von Stand zu halten, sie für Ritter zu erklären. Dies ist der Fall bei Heinrich Teschler, Frauenloh und Fridrich v. Sunenhurg, von denen der Erstere ja in Urkunden schon als *her* nachgewiesen und auch Frauenlob schon von anderer Seite das Ritterthum zugesprochen ist.

Treffen wir dagegen Meister, welche zwar ein Wappen haben, aber keinen Helm, so sind sie zu den bürgerlichen Sängern zu rechnen; dies ist der Fall bei Hadloub und Regenbogen. Dem Bürgerstande gehören daher mit Alram v. Gresten 21 Personen an, dem Adel 117; zählen wir dazu die Winsbekin und Klingsor, so ist die Zahl 140 der Pariser Handschrift erreicht.

Es erübrigt uns nun noch, eine befriedigende Definition von *Meister* zu gehen; nach dem Obigen ist dieselbe nicht schwer, und wir erklären daher das Prädicat *Meister* als die Bezeichnung für einen Dichter, der innerhalb einer Stadt wohnte und Mitglied des städtischen Verbandes war, jedoch ohne jede Nebenbedeutung von bürgerlicher Abkunft. Das Wort muß nun doch einen gewissen Gegensatz zu *her* bilden, und dieser kann wohl nur der sein, daß letzteres diejenigen niedrigen Adeligen andeutet, welche außerhalb der Städte auf ihren Burgen hausen. Deshalb werden als *Meister* aufgeführt, trotzdem sie adelig sind, Teschler aus Zürich, Frauenlob aus Mainz, Fr. v. Sunenburg aus Tirol, ferner nichtadelige: Gottfried aus Straßburg, Walter aus Breisach, Conrad aus Würzburg u. s. w.

Mit der eben gegebenen Erklärung von *Meister* steht nicht im Widerspruche, daß die Ritter Steinmar und Otto zem Turne, welche sich als Bürger von Städten nachweisen lassen, *her* genannt werden und nicht den Titel *Meister* führen. Beide haben sich erst später als Mitglieder der Stadtgemeinden aufnehmen lassen, Otto zem Turne in Luzern gar erst im Jahre 1330, zu einer Zeit, als die Handschrift der Minnesinger wahrscheinlich schon vollendet war. Auch Steinmar kann unmöglich von Geburt ein Städter sein, da Klingnau, wo er wohnhaft war, erst im Jahre 1240 von Ulrich von Klingen, dem Vater des Minnesingers, gegründet wurde, er aber schon seit dem Jahre 1251 als großjährig in Urkunden erscheint. Beide Sänger hatten demnach noch außerhalb ihre Burgen und führen daher den Titel *her* mit vollem Rechte.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtung angelangt; nach den Ausführungen ist der Unterschied zwischen *her* und *meister* nicht der, daß sie adelig und bürgerlich im Gegensatz bezeichnen, sondern *her* deutet einen niederen Ritter an, welcher außerhalb der Stadt auf seiner Burg wohnt, während *Meister* der eigentliche Titel für einen Bewohner der Städte ist, mag er nun vom Adel oder aus dem Bürgerstande sein.

MÜNSTER i. W., November 1887. FR. GRIMME.

DIE WIELANDSAGE UND DIE WANDERUNG DER FRÄNKISCHEN HELDENSAGE.

Wenn im Folgenden die berühmte Sage von Wieland dem Schmiede[1]) einer genaueren Untersuchung unterzogen wird, so geschieht dies nicht auf Grund neu gewonnenen Stoffes — dieser ist ja längst genau bekannt und in der für ihre Zeit vortrefflichen Abhandlung von Depping[2]) bereits fast vollständig beigezogen worden — sondern von einem neu gewonnenen Standpunkte aus, der dazu geeignet ist, über die dunklen Anfänge deutscher Heldensage Licht zu verbreiten; an Stelle weit und ungenau gefaßter Vermuthungen sollen feste Thatsachen treten; das Verschwommene und Unklare wird durchsichtig und greifbar. Die Wielandsage ist besonders zu diesem Zwecke geeignet, da bei ihr diejenigen Bestandtheile, die vor Allem ins Gewicht fallen, in unleugbarer Deutlichkeit am Tage liegen, während sie sonst erst aus der Umhüllung herausgearbeitet werden müssen, und an eben dieser Arbeit die gegnerische Ansicht ihren Hauptanstoß nimmt, durch deren Ablehnung überhaupt die ganze Frage in Zweifel ziehen zu dürfen vermeint.

Die Wielandsage ist in zusammenhängender Darstellung nur in nordischen Quellen vorhanden, und zwar mit erheblichen Verschiedenheiten: in der Vǫlundarkviđa und in der Þiđrekssaga c. 57—79, In der Þiđrekssaga ist die Handlung klar, einfach und ohne Zuthaten. dagegen ist die Vǫlundarkviđa theils bis zur Dunkelheit und Unverständlichkeit gekürzt, theils aber durch fremdartige Zusätze erweitert. Das Verhältniß der beiden Berichte ist verschiedenartig aufgefaßt worden; da die ursprüngliche Gestalt der Sage, mit deren Erklärung wir es zu thun haben, davon abhängig ist, müssen wir uns in Kürze zunächst damit auseinandersetzen. In der Vǫlundarkviđa erscheint Vǫlundr in Verbindung mit Valkyrjen, Schwanmädchen. Vǫlundr gewinnt die Alvitr zum Weibe, indem er ihr die Gewänder beim Baden

[1]) Die Abhandlung von Niedner (Ztschr. f. d. Alt. 33, S. 24—46) über die Vǫlundarkviđa kam mir erst längere Zeit nach Vollendung dieses Aufsatzes zu Gesicht und konnte darum nicht verwerthet werden. Übrigens liegt auch der Schwerpunkt jener Arbeit auf einer andern Seite als in der meinen. Die Entstehung der Wielandsage berührt Niedner nur kurz, er erkennt in derselben uralte arische Mythen. also keine Entlehnung.

[2]) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen âge; par G. B. Depping et Francisque Michel. Paris 1833.

wegnahm. Später aber flog sie ihm davon; darauf werden seine weiteren Schicksale berichtet. Wir haben also an Vǫlunds Namen die weitverbreitete Sage von den Wassermädchen[1]) geknüpft mit dem ausschließlich nordischen Sagenzuge, daß diese als *valkyrjur* erscheinen. Vermittelst eines Ringes ist ein Zusammenhang dieser Episode mit der übrigen Sage hergestellt, aber auf sehr ungeschickte und künstliche, offenbar mißglückte Weise. Im Übrigen steht die Episode sehr fremdartig in der Sage. Simrock in seiner Neudichtung „Wieland der Schmied“ und Raszmann[2]) nehmen an, daß die Valkyrjensage von Anfang an in der Wielandsage vorhanden war; aber ihre Rettungsversuche sind äußerst unwahrscheinlich und gezwungen; dem gegenüber urtheilen Rieger[3]) und K. Meyer[4]) richtig, daß die Sage von den Schwanmädchen mit der eigentlichen Wielandsage keine Berührung habe, auch wenn sie an Wielands Name, vielleicht eines anderen, vom Schmiede verschiedenen bereits in Deutschland sich angeschlossen hätte, wie aus dem Gedichte „Friedrich von Schwaben“ zu entnehmen ist. Wir müssen demnach jene Episode völlig aus der Vǫlundarkviđa loslösen und erhalten dadurch einen der Þiđrekssaga genau entsprechenden Bericht[5]). Die also gewonnene Sage erzählte im Wesentlichen: Wieland der Schmied wurde von einem Könige gelähmt, damit er ihm Alles schmiede und schaffe. Aus Rache tödtete er des Königs Söhne; als des Königs Tochter zu ihm in die Schmiede kam, bezwang er sie und zeugte einen Sohn mit ihr; dann machte er sich Flügel und flog davon. Diese Sage und zwar mit allen Einzel-

[1]) Litteraturnachweise hei Tawney, Kathā-Sarit-Sāgara or Ocean of the streams of story, translated from Sanskrit, II (1887), p. 452 Anm.

[2]) Die dentsche Heldensage[2] II, p. 212—214; p. 256 Anm.

[3]) Germ. III, p. 174 Anm.

[4]) Germ. XIV, p. 285—287.

[5]) Kürzungen in der Vǫlundarkvida, die zum nothwendigen Verständnisse des Ganzen aus Þiđrekssaga wiederhergestellt werden müssen, sind folgende: Str. 18 ist von einem Schwerte die Rede; offenhar ist Mimnng gemeint, von dem aher sonst in Vkv. nichts vorkommt; der Grund der Lähmung als der Bestrafung des Schmiedes ist in Vkv. weggelassen; vom Anfertigen der Flügel aus dem Gefieder der Vögel weiß die Vkv. nichts; sie herichtet nur „Vǫlundr hófsk at lopti“ 20 und 38, was sehr unvermittelt ist, wenn wir vom „wie“ nichts hören. Widga (Wittich) wird nicht genannt, obwohl die Sage davon wußte (33). Also der Bericht der Lieder-Edda ist in diesem Falle, wie aneh sonst z. B. hei der Nihelnngensage, ohwohl an und für sich älter, als die anderwärts erhaltenen, schlechter als jene und zeigt willkürliche Nenerungen und Änderungen, während die zeitlich jüngeren und späteren Aufzeichnungen einen älteren und reineren Stand der Sage hewahrt hahen. Darum darf die Lieder-Edda nur mit Vorhehalt znm Ausgangspnnkt der Forschnng gemacht werden

heiten läßt sich als bekannt nachweisen in Niederdeutschland, durch die Þiđrekssaga, welche sich im ausgesprochenen Gegensatze zu den nordischen auf sächsische Quellen stützt, in Deutschland[1]), bei den Angelsachsen[2]) und in Frankreich[3]), wo vielfach der Schmied Galand erwähnt wird. Als unbedingt zusammenhängend ergeben sich die nordischen und französischen Berichte. Die Form des Namens des Schmiedes ist eine zwiefache, welche strenge unterschieden wird[4]), *Wêland* und *Waland*. Sämmtliche Stellen der afrz. Gedichte weisen auf eine ursprüngliche Form *Waland* zurück, welche auch dem nordischen *Vǫlundr* zu Grunde liegt. Noch heute stehen sich also fremdartig die französischen und deutschen Familiennamen Galand und Wieland gegenüber. Wir dürfen demnach mit Sicherheit das Erscheinen des kunstreichen Schmiedes in der afrz. und nordischen Heldensage mit dem Auftreten der Normannen in Verbindung bringen und haben eine fränkisch-nordische Form, gekennzeichnet durch den Namen *Waland*, anzunehmen. Auf der anderen Seite steht die deutsch-angelsächsische Überlieferung mit den lautlich zusammengehörigen Formen ags. Wêland und ds. Wieland, älter ebenfalls Wêland, Wealand, Wialand[5]). Die Übereinstimmung der Wielandsage in allen Einzelheiten, wo sie auch auftritt, verbietet neben anderen Gründen, an eine urgemeinsame germanische Sage zu denken; vielmehr ist die Dichtung zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte entstanden und hat sich von dort aus zu den übrigen Stämmen verbreitet. Es wird sich darum handeln, vor allen Dingen diese Wanderung näher zu bestimmen, weil erst dann weitere Erwägungen möglich sind.

[1]) Zum Beweise für die Wielandsage in Deutschland kommt in Betracht Waltharius 965; Biterolf 156 ff., 177 ff., der Anhang des Heldenbuches HS. p. 288. Die verschiedenen, mit Wieland zusammengesetzten Ortsnamen (Mythol.[4] p. 350) sind kein durchaus sicheres Zeugniß für die Sage, denn der Name Wieland ist ja sehr häufig, ohne daß dabei allezeit Wieland der Schmied im Spiele ist.

[2]) Ausführlichere Angaben über die Sage in Deors Klage 1—12. Waldere I, 2—4; II, 8—9; ferner Beówulf 455; Aelfreds Metra X, 33—34; 42—43; eine Stelle aus einem lateinischen Gedichte des 12. Jahrhunderts HS. p. 41; aus dem 14. Jahrh. King Horn HS, p. 278.

[3]) Am vollständigsten sind die Stellen gesammelt von Michel bei Depping p. 81—95.

[4]) Þiđrekssaga c. 69: *Velent* bin agæti smiđr, er Væringiar kalla *Volond*. Ebenso c. 194. Die Þs. ist sich also des Unterschiedes der deutschen und nordischen Form wohl bewußt.

[5]) Alle diese Formen, auch Weoland und Wioland, Wiland lassen sich mehrfach belegen in den libri confraternitatum Sancti Galli etc. ed. Piper in den MG. Weitere Belege bei Förstemann, Namenbuch p. 1326.

Daß die Sage eine ursprünglich nordische ist und also von dorther zu den deutschen Stämmen kam, ist unwahrscheinlich und steht im Widerspruche zu anderweitigen Thatsachen, z. B. der Wanderung der deutschen Nibelungensage. Außerdem müßte dann die nordische Form Waland auch in deutschen Quellen erscheinen [1]). Auch „Sachsen", d. h. Niederdeutschland (in Folge der niederdeutschen Lieder, auf welche sich die Þiđrekssaga stützt) kann die Heimat nicht gewesen sein. Es kommt als solche nur England und Deutschland selber in Betracht. Die Angelsachsen aber haben vielfach deutsche Sagen bei sich aufgenommen, nicht etwa von Anfang an mit hinübergeführt, sondern in späterer Zeit entlehnt, und so wird es auch hier der Fall gewesen sein. Über England leitet dann häufig die Strömung deutscher Sage zu den nordischen Wikingern. Für die norwegischen Stämme wenigstens — und diese kommen bei Fragen nach altnordischer Sage und Dichtung, wie sie die Edda enthält, in erster Linie vor den Dänen in Betracht — bildet öfters England die Vermittlerin südländischer Cultur und Dichtung; die dortigen Verhältnisse, der längere, oft dauernde Aufenthalt der Wikinger begünstigten derlei Entlehnungen, während die kurzen Streifzüge in Norddeutschland durch heerende Nordleute weniger dazu angethan waren. So könnte auch in unserem Falle vorläufig die Ansicht aufgestellt werden, daß die Nordleute auf diesem Wege in England die Wielandsage überkamen, in welchem Falle sie dieselbe dann aus ihrem Stammlande nach Frankreich mitgebracht hätten. Damit ergäbe sich auch mit der Eroberung der Normandie (876) ein wichtiger Fingerzeig für die Zeitbestimmung. Der Verlauf unserer Untersuchung wird darüber belehren, ob die Voraussetzung einer solchen Verbreitung der Sage gerechtfertigt ist. Der deutsche Ursprung der Wielandsage (d. h. bei einem der deutschen Stämme des Festlandes Gothen, Franken, Alamannen) und deren Verbreitung von hier aus einerseits nach Nordosten (Þiđrekssaga) und anderseits nach Nordwesten zu den Angelsachsen (von diesen weiter vielleicht zu den Nordleuten?) darf als feststehend angenommen werden. Unsere Aufgabe ist, den muthmaßlichen Ort der Entstehung und die Zeit noch enger zu begrenzen und über die Art der Wanderung uns aufzuklären. Die Beschaffenheit der Wielandsage, ihr Inhalt, gibt uns die Mittel dazu an die Hand. Es war von Anfang an nicht zu verkennen, daß eine augenfällige Ähnlichkeit zwischen der Wie-

[1]) Bereits die verderbte Form der Eigennamen in der nordischen Sage Bǫđvildr, Níđađr oder Níđuđr gegenüber ags. Beadohild, Nîđhad, ahd. Baduhilt, Nîthad läßt die Unursprünglichkeit des nordischen gegenüber den anderen Berichten erkennen.

landsage und **antiken Sagen** von Hephaest und Daedalus besteht. Beide Gestalten sind in Wieland vereinigt. Depping[1]) nahm den **griechischen Ursprung der Sage** als zweifellos sicher an; aber über die Zeit, zu der sie zu den Skandinaviern kam, von dem Wege, den sie langsam von Volk zu Volk bis zu den Gegenden des Nordens nahm, machte er sich keine Vorstellung. Raszmann[2]) meinte, bei dem arischen Urvolke seien solche Mythen bereits vorhanden gewesen, und daraus lasse sich die Gleichheit der einzelnen Sagenzüge erklären. Von **Vulkan**[3]) wird erzählt, er habe einmal der Minerva nachgestellt, als sie zu ihm kam; Erichthonius verdankt diesem gewaltsamen Auftritt sein Dasein. Der hinkende Schmied ist in antiker Heldensage der Schöpfer aller berühmten Waffenstücke; sie sind ἡφαιστότευκτα. Eine Volkssage der Insel Strongyle weiß von Hephaest zu berichten, was eine englische von Wayland Smith in Berkshire. **Daedalus**[4]) aber schuf sich Flügel aus Wachs und Federn und entflog so der Macht des Königs Minos; Icarus stürzte herab wie Eigill in Þs. c. 77. Daedalus soll zuerst Bildnisse der Götter gemacht haben; einmal machte er eine Heraklesstatue so täuschend, daß dieser mit Steinen nach ihr warf, weil er sie für lebendig hielt. Damit vergleicht sich Wielands Bild des Regin Þs. c. 66. Daß bei einer so weitgehenden Übereinstimmung jeder Gedanke an zufällige gleichartige Entstehung ausgeschlossen bleibt, liegt auf der Hand; allem Anscheine nach handelt es sich um ein absichtliches Zusammenschweißen der beiden antiken Sagenstoffe. Die Möglichkeit einer bereits dem indogermanischen Urvolke eigenen Masse von mythischen Anschauungen und Bildern soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Zu diesen gemeinsamen Vorstellungen gehört gewiß auch die von Elementargöttern; der über das Feuer als herrschend gedachte Dämon faßte in seinem Wesen die Eigenschaften seines Elementes zusammen. So entwickelt sich unschwer die Vorstellung des Schmiedes; auch die Tücke seines Charakters ist in seinem Ursprunge wohl begründet. Treffen wir auf

[1]) a. a. O. p. 50 „ou ne peut donc méconnaître l'origine grecque du roman de Véland".

[2]) Deutsche Heldensage[2] II, p. 272.

[3]) Sagen über Vulkan: Servius ad ecl. 4, 62; ad Aen. 8, 414; Hygin 166; Fulgentius 1, 14; Mythographi vaticani (ed A. Mai, class. auctor. tom. III und Bode, Scriptores rerum mythicarum) I. 128; II, 37 u. 40; III, 10, 3. Sage über Strongyle griech. schol. zu Apollon. Rhod. Argon. 4, 761.

[4]) Sagen über Daedalus: Servius ad Aen. 6, 14; Schol. ad Stat. Ach. I, 192. Mythogr. vat. I, 43; II, 121, 124—127; III, 11, 7. Hygin 40. Griech. (die Statue des Herakles) Apollod. Bibl. II, 6, 3.

Ähnlichkeiten in Sagen von schmiedenden Feuergöttern bei verschiedenen Völkern, so würden diese durchaus nicht zur Annahme von Entlehnungen berechtigen, so lange die selbständige Weiterentwicklung des einfachen Grundbegriffes in logisch klar fortschreitender Ausbildung ersichtlich ist. Die im Einzelnen ausgesponnenen Gedanken sind bereits im gemeinsamen Urbegriffe beschlossen und brauchen darum nur daraus entnommen zu werden. Aber daneben machen sich auch anderweitige fremdartige Einflüsse geltend; in mehr oder weniger willkürlicher Weise werden Anknüpfungspunkte an andere Vorstellungen, die einem durchaus verschiedenen Gedankenkreise entstammen, gesucht. Aus einer willkürlichen Vereinigung von unter sich fremdartigen Bestandtheilen wird eine neue Sage geschaffen, deren Wesen eben in dieser Verbindung besteht. In unserem Falle ist eine uralte gemeinsame Grundlage gewiß auch vorauszusetzen; die schmiedenden Elbe und Zwerge germanischer Volkssage berühren sich vielfach mit Vulkan und verwandten Anschauungen. Das Hinken Wielands, sein tückischer Sinn könnten unschwer aus seinem Elemente erklärt werden. Aber daß dieser Schmied einem Weibe nachstellt und davon einen Sohn gewinnt, daß er sich Flügel schmiedet und davonfliegt aus der Gefangenschaft bei einem feindlichen König, das ist Dichtung; nicht aus einer gegebenen Grundvorstellung bildet dies die dichtende Phantasie der Griechen und Germanen je für sich allein heraus, sondern willkürlich sind mehrere Motive zu einer Sage zusammengefügt. Sobald die genauere Erwägung des Sachverhaltes die Entstehung einer Dichtung aus dem Zusammenfügen mehrerer einfacher Begriffe erkennt und wir dieselbe an mehreren Orten finden, dann bleibt der Zufall ausgeschlossen; die Sage ist einmal gedichtet worden und von dort aus weiter gewandert. Das Übereinstimmende ist allein hierdurch ausreichend erklärt. So kann z. B. der Glaube an das Walten von Schicksalsfrauen, Parzen und Nornen wohl selbständig bei verschiedenen Völkern sich bilden. Aber wenn diese bei der Geburt eines Kindes zu dreien erscheinen und diesem so langes Leben verheißen, bis die neben dem Kinde brennende Kerze niedergebrannt ist, wie bei Meleager und Nornagest, dann darf die Entlehnung einer solchen Sage nicht geleugnet werden. Eine Sage, bei deren Bildung offenbar der bewußt und willkürlich schaffende Verstand eines einzelnen Individuums, nicht etwa der großen verschwommenen und unvorstellbaren Menge des „Volkes“ in der Vereinigung und Verarbeitung der einzelnen Theile sich bethätigt, kann nicht auch noch

einem anderen Volke, bei dem sie vorkommt, als ureigen zugeschrieben werden, weil es doch kaum denkbar ist, daß mehrere unabhängig von einander zu derselben eben in willkürlichen, d. i. nicht durch logische Bande nothwendigen, sondern in zufälligen psychologischen Vorgängen bedingten Zusammenfassung der Einzelheiten gekommen wären. Je freier die Anordnung der Motive — und eben darin, in dem neuen, vorher noch nicht Dagewesenen und Ungewohnten liegt das Wesen origineller und genialer Dichtung — desto mehr beschränkt sich dieser Vorgang räumlich und zeitlich auf ein einmaliges und einzelnes Vorkommniß. Die Beachtung dieses Grundsatzes darf von der vergleichenden Sagenforschung niemals vernachlässigt werden; er kommt natürlich auch bei der Wielandsage zur Anwendung, und damit ist Raszmanns Erklärungsversuch hinfällig. Was nun die Entlehnung der antiken Sage anlangt, so könnte man zunächst an Byzanz denken, zumal wenn dieselbe in früher Zeit geschah. Da aber wohl Deutschland die Heimat der Wielandsage ist, so erheben sich Schwierigkeiten. Wie hätten sich gerade deutsche Stämme aus Byzanz eine classische Sage holen können, falls sie dieselbe nicht gerade durch Vermittlung der Gothen überkamen? Außerdem sprechen entscheidende Gründe dafür, daß die Fabeln, auf deren Grund die Wielandsage erwuchs, in lateinischer Sprache abgefaßt waren. Auch hätte wohl kaum eine antike Sage im germanischen Gewande durch all' die Wirren der Wanderungszeit hindurch ihren Weg nach Deutschland gefunden. Wir müssen nach einer näher liegenden Erklärung uns umschauen, die sich nicht bloß auf den Hinweis allgemeiner Möglichkeiten beschränkt, sondern einleuchtende Wahrscheinlichkeitsgründe beizubringen weiß. — In seinen Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage hat Bugge den Beweis erbracht, daß eine Reihe von Sagen und Mythen, die man als durchaus einzig aus nordischem Geiste entsprungen, als eine dem nordischen Boden bis in ihre letzten Wurzeln hinab ureigene Pflanze zu betrachten gewohnt war, in viel späterer Zeit während der Wikingzüge auf die Inseln im Westmeere entstanden sind und zwar im Wesentlichen auf Grund zweier verschiedener Strömungen, der antiken Sagendichtung und der christlichen Mythen, die beide gleich neu und überwältigend auf die empfänglichen Gemüther der Nordleute einwirkten und zu einer genialen Umdichtung, die uns eben in den nordischen Sagen entgegentritt, Veranlassung wurden. In England und Irland blühten diese Studien in besonderer Ausbreitung in der betreffenden Zeit, wodurch

den Wikingern reichlich Gelegenheit gegeben war, mit den Stoffen ihrer Mythendichtungen bekannt zu werden. Bugges Beweisführung ist so überzeugend und sorgfältig, daß sich auch der anfangs Widerstrebende bei genauerer Prüfung ihr nicht verschließen kann. Die Annahme der Bugge'schen Lehre bedeutet aber einen Umschwung in unseren litterarischen Anschauungen, der für die frühe Zeit in vielen Punkten mit alt überkommenen Ansichten völlig bricht, und dies ist auch der Grund, weshalb man sich im Allgemeinen ziemlich ablehnend und abwartend verhält, obwohl eine geraume Zeit, acht Jahre bereits verstrichen sind, seit Bugge mit seiner Theorie hervorgetreten ist; man versäumte dadurch, sich genaue Rechenschaft über die Tragweite der so vielversprechenden Frage zu geben und an die daraus erwachsende Aufgabe ohne Voreingenommenheit heranzutreten.

Wir können hier nicht eine Einzelkritik Bugges geben, sondern nur einige allgemeine Bemerkungen anknüpfen. In ihren Hauptzügen ist die Schrift so einleuchtend, daß darüber gar keine Worte zu verlieren sind; Entlehnung liegt vor in den nordischen Sagen. Einzig über das „wieweit“ kann gestritten werden, und darüber ist freilich nichts Abschließendes bisher erzielt. In Einzelheiten mag Bugge vielleicht hie und da Unrecht haben, aber das ändert nichts an der Hauptsache. Ähnliche Fälle genug können für Bugges Ansicht geltend gemacht werden; so hört man zuweilen den Vorwurf ausgesprochen, daß Bugge zu weit gehe, wenn er schöne und ergreifende Dichtungen aus einer falsch verstandenen und ausgelegten Stelle irgend eines untergeordneten und unbedeutenden antiken oder christlichen Schriftstellers herleitet. Aber verhält es sich nicht mit der gesammten christlichen Mythologie im Ma. ebenso? Welch reiche und phantastische Sagenbildung wächst hier um eine unscheinbare Bibelstelle, und Mißverständnisse des Textes der Vulgata und der Kirchenväter geben Veranlassung zu Sagen, die weiter wuchern und viel bekannt sind. Warum sollten die Nordleute nicht auch befähigt gewesen sein, auf Grund empfangener Eindrücke und Anregungen selbständige Weiterbildungen hervorzubringen? Es ist keine unerhörte Ungeheuerlichkeit, der hier das Wort geredet wird. Wenn einige Sagen ganz und gar nur auf fremde Bestandtheile zurückgehen, so wird es sich bei anderen wieder darum handeln, zu scheiden, was etwa vorher vorhanden gewesen und nur unter den neuen Einflüssen erweitert und umgestaltet wurde. Der nordischen Mythologie erwächst eine anziehende, ergebnißreiche und dankbare Aufgabe in einer völligen Neubearbeitung, und daraus wird auch vieles, was so lange Zeit über deutsches Alterthum

behauptet worden ist, richtiggestellt. Viele Dinge, die frischweg für gemeingermanisch gehalten wurden, erweisen sich als sehr späte nordische Neubildungen. Freilich ist es nicht leicht, von einer lange Zeit gepflegten und liebgewonnenen Ansicht ablassen zu müssen und sich an ganz neue Auffassungen zu gewöhnen. Dazu gehört vornehmlich der germanische Mythus, über dessen Umfang manche dichterisch bedeutsamen Auslegungen von großen Meistern niedergeschrieben wurden. Und doch ist das, was man unter Mythus versteht, zum großen Theile ein Wahn. Wo die Erklärung einer Sage aus irgend welchen Gründen aufhören mußte, da trat der Mythus ein. Die unerklärlichen Züge der Heldensage sind „mythisch", sie entstammen dem uralten Sagenhorte der germanischen Völker. Damit kann man freilich Alles retten. Aber dem nüchternen Sinne wird eine mit den Verhältnissen im richtigen Einklange stehende Erklärung willkommener sein, und sie allein entspricht auch der Wahrscheinlichkeit. Eine dem Mythus ähnliche Rolle spielt z. B. der Begriff der bretonisch-keltischen Sage in der französischen Litteratur. Auch sie erweist sich immer deutlicher als ein leerer, gehaltloser Begriff, der die richtige Einsicht in Wesen und Ursprung der sogenannten bretonischen Epen nur verhindert, weil mit ihm eine durch nichts bewiesene und auf unhaltbare Gründe gestützte Hypothese an Stelle eines befriedigenden Aufschlusses vorgeschoben wird. Wenn hier und dort in den in Frage kommenden dichterischen Werken Fingerzeige genug vorhanden sind, denen wir nur mit Sorgfalt nachzuspüren haben, um zu ausreichender Erklärung vorzudringen, so wird es sicher gerathener sein, auf diese festen Anhaltspunkte sich zu verlassen, von ihnen aus ein Urtheil über Entstehung und Entwicklung der Werke sich zu bilden, als trotzdem zu jener Hypothese, die in Wahrheit wenig genug sagt, zurückzukehren. In Bezug auf das geistige Eigenthum eines Volkes an dichterischen Erzeugnissen war zu sehr die Analogie der vergleichenden Sprachgeschichte maßgebend. In unserem Falle aber ist das Verhältniß in weitaus den meisten Fällen ein umgekehrtes: gleiche Züge in Dichtung und Sage verschiedener Völker, namentlich wenn sie in größerer Anzahl nachgewiesen werden können, führen nicht auf einen urgemeinsamen Hort an gleichen, fertig ausgebildeten Anschauungen und Bildern zurück, vielmehr auf Entlehnung. Was sich im späteren Mittelalter, wo die Beziehungen des Verkehres unter den Völkern weiter entwickelt und namentlich auch für uns deutlicher erkennbar sind, von selber versteht, daß eine Sage, zu welcher ein Seitenstück sonst irgendwo nachweisbar ist, auf Entlehnung beruht, durch

Übertragung vom einen zum anderen wanderte und zu dem gleichsam internationalen Fabel- und Novellenschatze gehörte, aus dem das Repertoire des Spielmannes und Kunstdichters bestand, wird nicht ebenso aufgefaßt und anerkannt, wenn es in einer etwas früheren Zeit begegnet. Und doch sind die Verhältnisse nicht grundsätzlich verschieden. Die vergleichende Litteraturgeschichte hat früher einzusetzen als mit dem Beginne der wandernden orientalischen Novellen und Märchen und der Übersetzung aus schriftlichen Vorlagen, wo sich noch genau das Quellenverhältniß bestimmen läßt. In der älteren Zeit ist der geistige Austausch ein zufälliger, vereinzelt auftretender, und fließt nicht gleich einer ununterbrochenen Strömung dahin. Dafür ist aber auch das Verhältniß von Quelle und Nachahmung ein freieres; sie stehen so weit von einander ab, daß sie in ihrem inneren Zusammenhange kaum mehr erkenntlich sind. Die Quelle ist hier nicht eine Vorlage, die in mehr oder weniger freier Weise nachgeahmt werden soll, sondern sie gab nur die Anregung, den ersten Anstoß und legte so den Keim zu gänzlich Neuem und Verschiedenem. So verhalten sich die nordischen Dichtungen zu ihren letzten Grundlagen. Und dadurch wird das Werk nicht im Geringsten in seinem Werthe herabgesetzt; es ist durch und durch nordische Dichtung und als solche aufzufassen; nur hat sich diese nicht aus einer verschwommenen grauen Urmasse auf räthselvolle Art herausgelöst, sondern den Anstoß gaben Motive aus einer den Nordleuten seither unbekannten, hochinteressanten geistigen Welt. Was aber sollte jemals mehr fruchtbringend für den Aufschwung und die Neubildung der Dichtung sein, als gerade die Eröffnung ungeahnter und großartiger geistiger Ausblicke? Dadurch wird der lebhaft erregten Phantasie neue Nahrung zugeführt, die sie in freier, unbeschränkter Ungebundenheit verarbeitet.

Die Erschließung neuer Cultur wird für ein lebenskräftiges Volk die unerschöpfliche Quelle zahlreicher Anregungen. Der geistige Verkehr vollzieht sich zu jenen frühen Zeiten in ungleich eigenartigerer, originellerer Weise als später, wenn die litterarischen Erzeugnisse, wie heutzutage im Buchhandel, von einem Volk zum andern wandern und Jedem in seiner eigenen Sprache mundgerecht gemacht werden. Dieses Bild bietet aber im Ganzen die mittelalterliche Dichtung dar. Eine völlige Neugestaltung und Wiedergeburt eines Stoffes wird schon darum zur Unmöglichkeit, weil das Quellenwerk selber immer in der Nähe ist und seinen zwingenden, unumgänglichen Einfluß ausübt. Aber in alter Zeit ist die Quelle, deren Kenntniß und Gebrauch schließlich auf dem Walten des Zufalls beruht, nur der äußere Anstoß

und der Ausgangspunkt zu einer neuen Dichtung. Zum Verständniß dieser letzteren gehört es aber, daß wir auch davon uns Kunde verschaffen. In diesem hier in aller Kürze angedeuteten Verhältnisse stehen die Nordleute, als sie im 8. und 9. Jahunderte aus ihrem Stammlande ausziehend, in welchem sie bisher abgeschlossen von der anderen Welt und darum auch nur einfacher geistiger, dichterischer Schöpfungen pflegend gelebt hatten, in England und Irland auf neue Anschauungen trafen, welche sie zur Schöpfung der so viel bewunderten Mythen und Sagen der Edda anreizten, in denen von altem Sagengute, das ihnen von Urzeiten und darum mit den übrigen Germanen gemeinsam angehörig war, nur sehr wenig und dieses wenige in gründlich erneuerter Gestalt übrig geblieben ist. Ganz ähnlich steht es aber auch mit den festländischen Germanen, als sie in die Sitze der Romanen einrückten, und dort noch weniger als die Nordleute in England, bloß Schwerthiebe mit den Bewohnern tauschten, sondern sich zu dauerndem, friedlichem Zusammenwohnen niederließen. In wie hohem Grade die Germanen in frühester Zeit südländischer Cultur zugänglich waren, beweist die Übernahme der lateinischen Schrift in Form des Runenalphabetes, was wir als das Werk eines einzelnen begabten Mannes anfzufassen haben, das sich dann in kurzer Zeit zu allen übrigen Stämmen verbreitete. Auch hierin zeigt sich, wie empfänglich die Germanen für antike Bildung waren, wie sich aber andererseits ihre Eigenart in der durchaus selbständigen Verarbeitung des Fremden (in diesem Falle die neue Anordnung der Buchstaben in drei Geschlechter und ihre Benennung gegenüber dem lateinischen Alphabet) kennzeichnet. Gerade die Kenntniß der Quelle des Runenalphabets läßt uns viel tieferen Einblick in die schöpferische Kraft der Germanen thun, als die frühere Annahme, daß die Runen ein Ureigenthum der Germanen seien. Und wie hier diese Entlehnung sonnenklar am Tage liegt und nicht mehr in Abrede gestellt werden kann, so ist auch kein Grund vorhanden, von vorneherein Stellung zu nehmen gegen die Ansicht, daß auf dem Gebiete deutscher nationaler Dichtung und Heldensage vieles in ähnlicher Weise aus antiken Keimen erwuchs, wie dies später in nordischer Heldensage der Fall war. Die Wielandsage fordert diese Annahme durch ihre Beschaffenheit selbst. Dadurch unterscheiden sich Sagen, die antike Elemente enthalten, bei den festländischen Germanen gegenüber den skandinavischen, daß sie unmittelbar auf die antiken Quellen zurückführen, währenddem die Nordleute dieselben durch Vermittlung der Angelsachsen und Iren überkamen, was natürlich zur Folge hat, daß

die nordische Sage im Allgemeinen noch weiter von ihrer Quelle absteht, als die übrige germanische, da bereits in Folge der Vermittler sich manches Mißverständniß bilden konnte. So deutlich wie bei der Wielandsage ist der Zusammenhang nirgends ersichtlich, und gerade hier steht ebenfalls wieder die Vǫlundsage gesondert, weil die Nordleute sie in ihrer Art ausschmückten. Bugge[1]) hat kurz auf die Wielandsage hingewiesen, mit dem Bemerken, daß diese Sage, obwohl aus antiken Elementen wie die nordischen Götter- und Heldensagen zusammengesetzt, in ihrem ersten Ursprunge auf anderen Ort und andere Zeit bei den Germanen führe. Diese beiden Punkte näher zu bestimmen, soll im Folgenden versucht werden, nachdem wir die allgemeine Giltigkeit und Richtigkeit von Bugge's Lehre erkannt haben, mit der entsprechenden Modification in Bezug auf ihre Anwendung bei den außernordischen Germanen.

Die Wielandsage muß bei einem germanischen Stamme entstanden sein, der mit der antiken Cultur in unmittelbare Berührung kam; also kommen an erster Stelle in Betracht die Gothen, Langobarden, Burgunden und Franken. Für die drei erstgenannten ist die Möglichkeit allerdings vorhanden; zumal die Ostgothen hätten die beste Gelegenheit gehabt, mit den Quellen bekannt zu werden. Andererseits aber ist zu erwägen, daß die Dauer ihrer Herrschaft besonders wild bewegt war und sie der Vernichtung und Auflösung anheimfielen, daß sie mit den deutschen Stämmen jenseits der Alpen in der für die Entstehung der Wielandsage anzusetzenden Zeit in zu loser Verbindung standen, als daß man annehmen könnte, die Sage hätte so rasch den Weg nach dem Innern Deutschlands und von da zu den Angelsachsen gefunden. Wahrscheinlicher wäre der Weg über die Franken, und das Frankenreich hat überhaupt wohl am meisten Anrecht, die Entstehung der Wielandsage und die Bildung derjenigen Sagen, in denen antike Bestandtheile verwerthet sind, für sich in Anspruch zu nehmen, da alle Erwägungen dafür zu sprechen scheinen und sich ungezwungen alles daran anschließende, namentlich auch die Verbreitung der Sage von dort aus erklärt. Während die anderen germanischen Reiche isolirt wurden und darum der Vernichtung anheimfielen, so haben die Franken, schon weil sie keinen vorgeschobenen Posten bildeten, die Verbindung mit den germanischen Stämmen aufrecht erhalten. So vermochten sie allein vieles Alterthümliche dadurch, daß sie vor ihrer gänzlichen Romanisirung es an stammverwandte Völker überlieferten,

[1]) Studien p. 23 Anm.

in die neue Zeit hinüberzuretten, an erster Stelle einen großen Theil unserer Heldensage. Den Franken ist ja ohnedieß die erste Ansbildung der Nibelungensage zuzuweisen, Beweis genng dafür, dass Sang und Sage bei aller Verwilderung der Merowingerzeit unter den Franken gepflegt wurde. In Gallien waren die klassischen Studien noch sehr blühend, als die Franken ins Land kamen [1]). Dort hatten sich die Rhetorenschulen lange Zeit bis zu Anfang des 6. Jahrhunderts erhalten, und die Geistlichen waren zum großen Theil in diesen selber gebildet, waren erfüllt von dem dort gepflegten Lehrstoffe, und so rettete sich eben dieser Stoff hinüber in die neue Zeit und erhielt die Verbindung mit dem klassischen Alterthume aufrecht. Selbst Könige der Franken wie Chilperich beschäftigten sich mit gelehrten Dingen. Die Franken hatten also reichlich Gelegenheit, von antiken Sagen zu vernehmen, nnd sie ließen dieselbe nicht unbenützt an sich vorübergehen. Die Thiersage entstand unter den Franken zum Theil auf Grund der aesopischen in lateinischer Bearbeitung überlieferten Fabeln. Bei Fredegar (642) erscheint die gelehrte Fabel vom trojanischen Ursprunge der Franken, die rasch volksthümlich wird nnd anch in unserer dentschen Heldensage eine Rolle spielt. Und dies wird sicher nicht der einzige Fall gewesen sein, daß die Franken aus den antiken Schätzen entlehnten. Im Mittelpunkt des rhetorischen Unterrichtes stand Vergil; zu seiner Erklärung gehörte die Erläuterung der darin enthaltenen oder nur berührten Mythen, die grammatische Auslegung, die in etymologischen Versuchen auch in die Mythen hereinspielt. Die Sammlungen der kurzgefaßten Erzählungen, wie sie in den lateinischen Mythographen vorliegen, waren viel verbreitet und gelesen. Sie geben denn anch fast das gesammte Material in verhältnißmäßig beschränktem Umfange nnd gedrängter Kürze an die Hand, und vermittelten die antiken Sagen in bequemer Form der nen anbrechenden Zeit. Was im Mittelalter an antiken Mythen im Umlaufe ist, lässt sich meistens hierauf znrückführen. Daneben scheinen merkwürdiger Weise auch einige griechische Fabeln, die in den auf nns gekommenen lateinischen fehlen, bekannt gewesen zu sein, wie dies auch Bugge [2]) bemerkt. In zwei Fällen mußten wir über das, was in lateinischer

[1]) Über den Stand der klassischen Stndien in Gallien vgl. im Allgemeinen: Loebell, Gregor von Tours nnd seine Zeit (1839) p. 375—405; G. Kanfmann, Rhetorenschulen und Klosterschnlen oder heidnische nnd christliche Cultur in Gallien während des 5. nnd 6. Jahrhunderts; in Raumers histor. Taschenbnch IV, 10 (1869), p. 1—94; Wattenbach, Dentschlands Geschichtsquellen[4], p. 84 ff.; L. Roth, Philologns I, 523 ff.

[2]) Stndien p. 22.

Form von Vulkan und Daedalus erzählt ist, hinausgreifen [1]). Wie dieser Zusammenhang zn erklären ist, ob weitere lateinische Mythographen vorhanden waren, von denen keine Knnde auf nns kam oder oh wirklich — was sehr unwahrscheinlich — aus dem Griechischen unmittelbar, ohne lateinische Durchgangsstufe, geschöpft worden ist, bleibe hier dahingestellt. Die kurze Fassung der lateinischen Mythen ist von größter Bedeutung für die Ausbreitung des Stoffes selber. In einfachster Sprache niedergeschriehen, oft nur wenige Zeilen enthaltend, eigneten sie sich ganz besonders dazu, im Gedächtniß haften zn hleihen. Die künstlerisch ausgeführte Form der Originale hätte sicherlich keine der Nachahmungen des Mittelalters hervorgerufen. Unüberwindliche Schwierigkeiten wären dem hloßen Erfassen der Handlung entgegengestanden. Aber die fabulae hahen alles schmückende Beiwerk fallen lassen, sie gehen nur die Umrisse, das Gerippe einer Handlung. Die kleinen Erzählungen hestehen für sich allein, es ist nicht nothwendig, mit Aufwand von Scharfsinn und eindringendem Studium sie von andern erst loszulösen. Keine große Gelehrsamkeit war nothwendig, um von einzelnen unter ihnen sich genügende Kenntniß zu verschaffen; es hedurfte kaum der Einsicht in die Werke selbst, bloße mündliche Mittheilung genügte, um einem weiter hauenden Dichter alles an die Hand zn geben. So mochte es leicht sich fügen, daß um diesen einfachen Kern eine neue Hülle sich anschloß, so daß das also erreichte Ergebniß, znsammengehalten mit der ursprünglichen nnd echten antiken Dichtung, freilich kaum eine Spur von Ähnlichkeit aufweist, wohl aher werden die Fäden, die vom einen zum andern spielen, deutlich erkennbar bei dem in der Mitte stehenden Auszuge. Aus den oben aufgeführten Fabeln hat also ein Franke die Wielandsage gehildet, ein großartig gedachtes und kunstvoll durchgeführtes Gedicht gegenüber den unscheinharen ihm gegehenen Thatsachen. Die Vereinigung der heiden antiken Sagen ist sein Werk; in den lateinischen Vorlagen findet sich keine Spnr, daß sie vorgehildet gewesen wäre. Zwar heißt im Griechischen Hephäst einige Male δαίδαλος [2]) und ein vorauszusetzendes „daedalus Vulcanus" könnte allenfalls auch für den Dichter der Wielandsage der Grund dafür gewesen sein, statt des Adjectivums daedalus = kunstvoll den Eigennamen Daedalus zu verstehen und darum die Sagenzüge des einen auf den andern zu

[1]) Vgl. oben p. 453, Anm 2 und 3.

[2]) Preller, griech. Mythol. p. 144.

übertragen. Doch vermag ich diese Verbindung nicht naohzuweisen; übrigens wäre dadurch auf dem klassischen Gebiete selber nnr der äußere Anstoß für den Schöpfer unserer Sage gegeben; denn in dem allgemeinen Prädicate des Vulkan würde noch keineswegs die Vereinignng aller der verschiedenen Bestandtheile zu einer neuen Sage gegeben sein. Wenn nioht überhaupt nur zufällige Umstände, die wir nicht mehr zu erkennen vermögen, den Dichter zu einer Neuschöpfung bewogen, so lässt sich vielleicht eine andere Erklärung aufstellen, aus welcher äußerliche Gründe ersichtlioh sind, Daedalus nnd Vnlcan als identisch aufzufassen. Die Deutung der Götternamen spielt bei modernen wie alten Mythologen eine wichtige Rolle. Varro [1]) führte bereits aus: ab ignis valore vique ac violentia Vulcanus dicitur. Weiterhin werden bei Servius [2]), Isidorus [3]), Fulgentins [4]) n. a. Deutungen vorgebracht ausgehend von einer Form Volicanus, quod per aërem volet; ferner volans candor der fliegende Glanz und volans canus; (volare poetisch [Vergil] vornehmlich von Winden, Rauoh, Blitz) gebraucht. Die Zusammenstellung mit Stamm volo — velle, die auch vorkommt, berührt uns hier nicht. So thöricht vom sprachlichen Standpunkte aus solche Etymologien auch sind, so wirkten sie doch zu ihrer Zeit, und darauf kommt es hier allein an. Vulcan ist also Volicanus, der durch die Lüfte Fliegende, und es leuchtet ein, wie ein Franke dazn kommen konnte, die Sage vom Volicanus mit der von Daedalus, der sich Flügel schuf, qui evolavit, falls ihm dieselbe bekannt war, in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Die etymologische Deutung des Namens Vulcanus schafft die Verbindung, und nun werden die einzeln überkommenen Bestandtheile der antiken Sagen nnter neu gewonnenem Gesichtspunkte geordnet. Wie die zwei Hauptpersonen zu einer einzigen zusammenfließen, wird auch ihr verschiedenes Schicksal ein einheitliches, und die Nebenpersonen, welche sich um die beiden nooh getrennten Helden geschaart hatten, gehen, ihrem Beispiele folgend, in einander über. Während Vulcan die Minerva zu bezwingen suchte, Daedalus aus der Macht des Minos entfloh, so ist naoh der Neugestaltung Vnlcanus in des Minos Macht und thut aus Rache seiner Toohter Gewalt an, d. h. in der Wielandsage treten die Handelnden in neue Verhältnisse ein,

[1]) De lingua latina IV.
[2]) Ad Aen. 8, 414.
[3]) Origines 8, 11, 39—41.
[4]) 2, 14. Ferner Mythographus vaticanus III, 10, 4.

die mit großem Geschicke erfunden sind, aber ihre **Handlungen** bleiben genau dieselben. Man sieht in die Werkstätte des dichtenden Künstlers, wie er in glücklichem Wurfe aus Gegebenem neues schafft, und oft genügt eine leise Änderung zu diesem Zwecke. Aber gerade im Auffinden des richtigen Punktes beruht die dichterische Kunst.

Wie bereits bemerkt worden ist, haben die angelsächsisch-deutsche und fränkisch-nordische Form der Sage für den Helden die zwei verschiedenen Namen Wêland und Waland gebraucht. Beide sind lautlich nicht zu vereinigen, keiner kann aus dem andern hervorgegangen sein; aber beides sind **germanische** Namen, die ziemlich häufig vorkommen und sich reichlich belegen lassen. Veland begegnet bereits inschriftlich, vielleicht im 5. Jahrhundert, in einer jetzt verlorenen Grabinschrift, die im Dorfe Ebersheim bei Mainz im vorigen Jahrhundert aufgefunden wurde [1]. Im Übrigen gehört Wêland — Wieland zu den gebräuchlichsten Namen, für deren Vorkommen Piper [2] und Foerstemann [3] viele Belege geben. Über die Ableitung und Bedeutung des Namens ist man sich nicht klar. Verfehlt unter allen Umständen ist die Zusammenstellung mit einem Stamm *viola, ags. vîl, engl. wile, frz. guile u. drgl. [4]. Es liegt das germ. geschlossene ê (ags. nord. got. ê) vor, das im ahd. Diphthongirung erlitt. Im Verlaufe des 8. Jahrhunderts verwandelt sich auf deutsch-fränkischem Gebiete dieses ê zu ea, und weiter ia ie. Demnach kann nur ein Stamm wêl- zu Grunde liegen, der sich aber allein in den nordischen Sprachen erhalten hat. Dort heißt vél f. Kunst, Kunstfertigkeit; smiđvélar sind kunstreiche Arbeiten. Das Verbum véla bedeutet sich mit etwas beschäftigen, dann aber auch betrügen. Einige nehmen für die verschiedenen Bedeutungen zwei verschiedene Worte an. Übrigens berührt sich der Begriff „Kunst“ und „Trug“ leicht, man denke nur an unser „List“ im mhd. und nhd. Sprachgebrauche. Wir werden demnach ein germanisches Wort *wêlan (nord. véla) voraussetzen dürfen. Wêland ist das Participium dazu, und als solches das älteste Beispiel eines Eigennamens, der vom Gewerbe genommen ist, und entspricht demnach den antiken *Δαίδαλος*, Faber, Fabricius.

---

[1]) Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni (1852), Bd. I, p. 271, Nr, 575.

[2]) Libri confraternitatum S. Galli etc. in den Indices.

[3]) Namenbuch 1326.

[4]) Mythol.^{3} p. 351. Förstemann, Namenbuch 1325. Alle Erklärungsversuche verfehlen sich darin, daß sie Wêland und Waland als denselben Namen betrachten und darum nach einer für beide zugleich ausreichenden Lösung suchen.

Aelfred gibt den Namen Fabricius in der bekannten Stelle [1]) seiner Boethiusübersetzung (ubi nunc fidelis ossa Fabricii jacent?) durch Wêland wieder. Wenn diese Bedeutung unserem fränkischen Dichter noch lebendig war, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er Daedalus als begrifflich entsprechend damit übersetzte. Daneben hat er selber oder ein anderer aber auch den zweiten Namen Waland gebraucht. Vielleicht bedeutet diese doppelte Namensform eine jüngere und ältere Bearbeitung der Sage; vielleicht ist sie zufällig: völlig sicher lässt sich das nicht mehr entscheiden, aber die bestehende Thatsache müssen wir anerkennen. Auch Waland ist ein germanischer Name, der häufig vorkommt [2]). Ob wir denselben vom Stamme *wal* = Tod, Verderben, oder von *walh* = wälsch, fremd, wie Foerstemann meint, abzuleiten haben, ist an und für sich gleichgiltig; unstreitig vorzuziehen ist die Ableitung von *wal*, vgl. *Walo*. Wie aber verfiel der Dichter darauf, dem Schmiede den Namen Waland zu geben, zumal wenn dieser wirklich der ältere wäre, und sich nicht nur zufällig, durch die äußere Ähnlichkeit des Lautes herangezogen, zu Wêland gesellt hätte? Hier tritt die Volksetymologie ein, welche, wie Bugge an vielen Beispielen überzeugend nachwies, eine wichtige Rolle bei Herübernahme fremder Sagen spielt. Wenn die Sage den nenen Verhältnissen angepasst werden und überall verständlich wirken soll, so kommt dabei natürlich sehr viel auf die Form der Namen an, die entweder durch ganz neue ersetzt werden, oder den Lauten der neuen Sprache sich völlig angleichen. Da nun der Dichter von Volicanus wusste und ihm jedenfalls auch die etymologische Ableitung bekannt war, so war damit auch der Stamm volant- gegeben, und dieser Umstand veranlasste ihn, den Schmied mit dem ähnlich klingenden Waland (vgl. Wolantinus im 9. Jh. bei Foerstemann 1335) zu benennen. Demnach gibt Wêland Daedalus wieder, Waland aber Vulkan und so ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, daß die doppelte Namensform bereits auch vom Schöpfer der Wielandsage stammt, während die Nacherzählungen, welche sich darüber keine Rechenschaft zu geben

[1]) HS. p. 29.

[2]) Belege bei Piper, libri confraternitatum etc. im Reichenauer Verzeichniß II, 306, 20 Walando; 262, 6 Walaundas. Bei Förstemann 1231 aus dem 8. Jahrh. Belege aus MG, Pol. Irm (hier auch die Form Valand) Pardessus, diplom. etc. Damit ist Hofmanns Ansicht (Germ. VIII, p. 10/11) der Vǫlundr-Waland aus dem finnischen Verbum *walan* = gießen, Metall gießen herleitet, widerlegt. Dazu müßte sich Waland als nordgermanischer Name nachweisen lassen, was nicht der Fall ist.

vermochten, immer nur den einen oder den andern aufnahmen. Diese etymologische Deutung des Namens Volicanus erweist sich somit als äußerst fruchtbringend, als das zusammenhaltende Band der ganzen Wielandsage. Dadurch veranlasst brachte der Dichter zunächst die beiden antiken Sagen zusammen, und sie war schließlich auch der Grund, wesshalb der Schmied gerade den germanischen Namen Waland — Wêland erhielt. Daß der Held der also entstandenen Sage als ein Schmied erscheint, ist leicht verständlich, indem dieser Gedanke durch Vulkan gegeben war, ebenso aber durch Daedalus, da der Begriff „Schmied“ in der alten Sprache ein weiterer war, als heutzutage und überhaupt den Künstler bezeichnet. Ich brauche kaum beizufügen, daß es ein gewiss verkehrter Schluss wäre, das häufige Vorkommen des Namens Wieland, wie auch des fränkischen Nibilo und Nibilunc allein aus dem Bekanntwerden der Sagen selber abzuleiten, ja am Ende sogar in den letzteren überhaupt dessen Entstehung suchen zu wollen. Die Sage, wo sie bekannt und beliebt wird, kann zwar viel dazu beitragen, daß ein Name weite Verbreitung gewinnt, aber an letzter Stelle hat sie selber doch den Namen aus der Wirklichkeit übernommen.

Es leuchtet ein, daß nach der hier vorgetragenen Ansicht die *Wielandsage keine Spur von einem urgermanischen Mythus* in sich birgt, daß bei ihrer Schöpfung auch nicht die verschwommene Masse des „Volkes“ Antheil hat, daß sie vielmehr nur *im Kopfe eines einzigen wahrhaft genialen Mannes* erstand, der wunderbar befähigt war, die verschiedenartigsten Bestandtheile in glücklichster Weise neu zu formen. Ich denke, wenn unter den Franken solche dichterische Genies vorhanden waren, so gereicht das dem germanischen Volk zu hoher Ehre, die dadurch nicht geschmälert wird, daß die Anregungen für jenen Dichter außerhalb der altüberkommenen germanischen Anschauungen lagen. Das Werk wird ein deutsches und volksthümliches, sobald es dem Dichter gelingt, dem Fühlen und Denken seines Volkes entgegenzukommen und gerecht zu werden. Findet er dort Gehör, dann hat er auch das Richtige getroffen. Neben der glücklichen Wahl des Stoffes liegt aber das Geheimniss für die Entstehung einer volksthümlichen, d. h. im Volke gerne gehörten und weitergetragenen, nationalen Dichtung in der Form. Sobald diese leicht fasslich ist und den fast überall in derartigen Fällen typisch geformten Ausdrucksmitteln der Dichtkunst entspricht, so sind alle dazu nothwendigen Bedingungen erfüllt. Zahlreiche Beispiele hiefür liefern die Volkslieder, zumal die nordischen. Bei vielen

läßt sich der genaue Nachweis erbringen, daß sie auf eine an. saga, ja auf eine bestimmte Handschrift sich gründen, wodurch ihr gelehrter Ursprung unleugbar klar ist. Aber weil die Form sich in den einmal üblichen Regeln hält, so wird das Lied rasch beliebt, geht in den Volksmund über, wird viel gesungen und tritt seine Wanderung durch die nordischen Nachbarreiche an, auch wenn der Inhalt gar kein besonders ansprechender ist. Ähnlich haben wir uns das Werk des Dichters der Wielandsage vorzustellen. Auch er hat seine geniale dichterische Schöpfung in die Form des unter den Franken üblichen Liedes oder Gedichtes gegossen, und so wird sie rasch zum Eigenthum des Frankenvolkes, das sich wenig darum kümmert, überhaupt gar nichts davon weiß, daß es antike Sagen, antike Stoffe besingt.

Der Beweis, daß Wêland und Waland bereits im Frankenreiche vorhanden waren und nicht etwa der eine oder andere der beiden Namen auf der Wanderung der Sage nachmals erst in anderen Ländern gebraucht wurde, läßt sich unschwer führen. Ags. Wêland und deutsch Wieland (nd. Velent Þs.) sind identisch. Da nun die Angelsachsen weder unmittelbar von den Deutschen d. h. den im inneren Deutschland ansäßigen Stämmen, noch diese von jenen den Namen übernommen haben können, so ist klar, daß sie denselben aus ihrer gemeinsamen fränkischen Quelle übernahmen. Waland aber ist in die französische Heldensage übergegangen. Von den Normannen kann der Name darum nicht nach Frankreich gebracht worden sein, weil im Nordischen nur die Form Vǫlundr vorkommt, welche sich aus dem fränkischen Waland entwickelt hat, Waland überhaupt aber nur ein fränkisch-deutscher und kein nordischer Name ist.

Damit kommen wir zur Frage nach der Wanderung der Sage. Es versteht sich von selbst, daß Angelsachsen und Deutsche die Sage aus Frankreich überkamen. Nieder-Deutschland, für welches die Þidrekssaga zeugt, könnte vielleicht die Sage ebenfalls von dorther empfangen haben. Doch bedarf das Verhältniß süddeutscher und norddeutscher Heldensage genauerer Untersuchung und Prüfung im Einzelnen, die ich in Bälde anzustellen beabsichtige. Soweit es sich um ursprünglich fränkische Sagen handelt, könnte man an unabhängige Selbständigkeit für beide Theile denken, daß sie nicht in unmittelbarem Zusammenhange untereinander, vielmehr nur in einem durch gemeinsame Quellen vermittelten stünden. Dagegen erhebt sich bei den Nordleuten die Frage, woher ihnen Kunde von der Wielandsage kam. An und für sich könnte sowohl England als

Niederdeutschland in Betracht kommen. Aber dem steht der gewichtige und entscheidende Umstand entgegen, daß die Nordleute die Sage von *Waland dem Schmiede* übernommen haben. Da nun diese Form des Namens nirgends sonst in der Sage auftaucht, als *nur in Frankreich*, da es auch äußerst unwahrscheinlich ist, daß das fränkische Wêland — Waland = Daedalus Vulcanus irgendwo weiter hingekommen wäre, sondern jedwede Entlehnung nur einen der beiden Namen benützte, *so können die Nordleute nirgends anderswo als nur in Frankreich selber mit der Walandsage Bekanntschaft gemacht haben*. Was hier mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, ist von weittragenden Folgen für die Beurtheilung unserer Heldensage, für die Vergleichung der in nordischer und deutscher Form vorhandenen Sagen, indem wir dadurch an Stelle bloßer Hypothesen festen Grund und Boden gewinnen. Mit Sicherheit lässt sich daraus die Zeit der Entlehnung der Walandsage bestimmen: sie kann nicht vor dem Erscheinen der Normannen auf fränkischem Boden, vor dem 9. Jahrhundert erfolgt sein. Vom Jahre 800 ab beginnen die Beunruhigungen der fränkischen Küste dem Canal entlang und weiter hinunter bis zur Seinemündung. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden die Einfälle lebhafter und enden mit der Eroberung. Fränkische und normännische Bevölkerung hat sich bald gegenseitig vermischt [1]). Friesland war lange Zeit Stützpunkt für die Unternehmungen der Normannen gewesen. Im Gebiet des Nieder-Rheins und in Flandern, wo die Salfranken unter Chlodovech gesessen waren, war jedenfalls noch reichlich Gelegenheit gegeben, von den alten Sagen zu hören, wenn vielleicht im eigentlichen Frankreich dieselben mit dem Vordringen des Romanischen zurückgedrängt waren. An der nordöstlichen Grenze haftete das Germanische. Noch 881 rief Ludwigs Sieg über die Normannen bei Saucourt in der Picardie deutsche und französische Lieder (Ludwigslied und Gormont et Isembart) hervor; also konnten auch noch fränkische Dichtungen in jenen Gegenden im Umlauf sein. Zweitens darf aus diesem Sachverhalt geschlossen werden, daß die Verbindung Vǫlunds mit Valkyrjen, wie sie in der Vǫlundarkviđa berichtet wird, eine sehr späte und eigenartige nordische Neudichtung ist; denn die Franken kannten keinen Valkyrjenmythus, der eine ausschließliche nordische Dichtung aus der Wikingerzeit [2]) ist. Zwischen fränkischer und nordischer Form der Walandsage

[1]) Steenstrup, Normannerne II, p. 26 ff., 34, 38, 150 ff., 351 ff. u. ö.

[2]) Vgl. meine Studien zur germanischen Sagengeschichte I der Valkyrjenmythus, in Abh. d. I. Cl. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, p. 401 ff.

zeigen sich auch außer dem bereits völlig genügend beweiskräftigen gemeinsamen Namen anderweitige Berührungspunkte. In der Vǫlundarkviđa stehen neben Vǫlundr zwei Brüder Eigill und Slagfiđr. Dieser Zug gehörte bereits der fränkischen Sage an. In der französischen Heldensage heißt es ebenfalls:

car il furent III frère, tout d'un père engerré:
Galans en fut li uns etc. [1])

Die Lieder-Edda ist bekanntlich ein in Island entstandenes Werk. Die darin enthaltenen einzelnen Lieder sind aber, wenn auch schließlich in Island niedergeschrieben und redigirt, doch von sehr verschiedenartiger Herkunft, d. h. sie können auf ältere zurückgehen, welche in Island nur aufgezeichnet wurden. So ist sicher ein Theil der mythischen Lieder, vornehmlich die von Þorr, aus Norwegen bereits während der ersten Besiedelung herübergewandert. Die Rígsþula scheint unter keltischen Einflüssen auf den brittischen Inseln gedichtet worden zu sein. Der Stoff der Wielandsage und, wie ich hier gleich bemerke, wahrscheinlich auch derjenige der Nibelungenlieder, ist aus Frankreich geholt. Da Island 876 besiedelt wurde, also wohl um dieselbe Zeit, als die Normannen in Frankreich mit der Walandsage bekannt wurden, so liegt kein zwingender Grund vor, anzunehmen, daß dieselbe erst nach Norwegen wanderte und von dort aus nach Island gebracht wurde, vielmehr ist es eher wahrscheinlich, daß diese Errungenschaft der Wikingzeit auch dem Zuge nach Westen gefolgt ist und durch irgendwelche Schicksale von Frankreich unmittelbar nach Island hinübergetragen wurde. Erst später verbreitete sie sich dann von Island aus bei dem regen Wechselverkehr mit dem Mutterlande Norwegen dorthin. Wenigstens sprechen viele Zeugnisse für das Vorhandensein der Sage in Island, wenig oder wenigstens gar nichts Entscheidendes für Norwegen. Übrigens würde auch die norwegische Durchgangsstufe an unseren Ergebnissen nichts ändern. Nur werden die Lieder zum allergrößten Theil als isländische Dichtungen aufzufassen sein. Waland ist im nordischen Munde zu Vǫlundr umgewandelt worden. Vǫlundr gilt auch als Appellativum zur Bezeichnung eines geschickten Mannes in Prosa und Poesie (z. B. *vǫlundr rómu*, artifex belli, auctor pugnae). Hamđismál 7 „*bœkr þínar ofnar vǫlundum*“ = πέπλος δαίδαλος [2]). Die sprichwörtliche Anwendung bezeugt auch Þiđrekssaga c. 69. Noch im heutigen Isländisch heißt es: *hann er mesti vǫlundr* = a

[1]) Depping, Véland p. 84.

[2]) Belege bei Sveinbjǫrn Egilsson und Guđbrandr Vigfússon.

great master of a smith. Es ist am ehesten glaublich, daß Waland zu Vǫlundr wurde nach Analogie anderer nordischer Eigennamen z. B. Ǫnundr, und dass dann daraus gleichsam als aus einer „kenning“ sich der sprichwörtliche Gebrauch ableitet. Guđbrandr Vigfússon [1]) ist geneigt, ein ursprüngliches Appellativum anzunehmen etwa wie hǫfundr. In diesem Falle hätte sich das überkommene Waland daran angeschlossen. Unter allen Umständen ist aber nur eine Anpassung des Namens Waland an die nordischen Lautverhältnisse vorauszusetzen. Vǫlundr stammt also auch am Ende aus Vulkan, aber natürlich nur durch die fränkische Zwischenstufe hindurch. Im Isländischen tritt die Bezeichnung *vǫlundarhús* für Labyrinth, also Daedali domus auf und lebt noch heute im Volksmunde. Doch ist dieselbe auf einen späten und gelehrten Ursprung zurückzuführen, und entstand in den Köpfen gelehrter Männer, denen nachmals die Ähnlichkeit zwischen der in isländischen Gedichten überlieferten Vǫlundarsage und der antiken von Daedalus nicht verborgen blieb. Zum ersten Mal begegnet *vǫlundarhús* in der Lilja des Eysteinn Ásgrímsson († 1361) 92 *„en feti þó hvergi burt úr Vǫlundarhúsi“*, und später in der „Stjórn“ (d. i. historia biblica in commentariis ad Genesin ed. Unger 1853): Minocentaurus (sic!) birgt sich *í laborintho, hvert er sumir menn kalla vǫlundarhús.* Damit ist die Geschichte der Vǫlundarsage erschöpft. Es erhellt daraus, daß auch die Vǫlundarkviđa, die man ihrer alterthümlichen Ausdrucksweise wegen im Vergleiche zu den Nibelungenliedern immerhin zu den ältesten unter den heroischen rechnen darf, allerfrühestens bis ans Ende des 9. Jahrhunderts hinaufgerückt werden kann, wahrscheinlicher aber erst im Laufe des 10. Jahrhunderts in Island gedichtet wurde. Nach England und Deutschland ist die Sage vielleicht schon früher gelangt. Die erste deutsche Anspielung ist allerdings der Waltharius, also aus dem 10. Jahrhundert. Anders liegen die Verhältnisse fürs Angelsächsische. Bereits im Beówulf (455) wird Wêland erwähnt. Man setzt den Abschluss des Gedichtes ins 6. oder beginnende 7. Jahrhundert. Aber schon die christlichen Elemente machen spätere, vielleicht erst ins 8. Jahrhundert fallende Überarbeitung wahrscheinlich. Die Anspielungen auf deutsche Sagen (Wieland und Nibelungen) sind kaum ein ursprünglicher Bestandtheil des Beówulf, sondern spätere Einschaltungen. Die Erwähnung des Wêland berechtigt

[1]) Dictionary XXXII. Vgl. bereits Depping, Véland p. 48: „le mot vœlund a existé avant qu'on imaginât l' histoire du fameux forgeron Véland, tout comme le mot δαιδάλλω existait avant qu'on eût admis dans la mythologie le personnage de Dédale.“

nicht unbedingt dazu, die Bekanntschaft mit der Wielandsage für die Angelsachsen bereits ins 6. Jahrhundert zurückzuverlegen. Deors Klage, das Wîdsîðlied, Waldere, kurz die ganze Masse der Stellen, welche Kenntniss der deutschen oder besser fränkischen Heldensage zeigen, stehen in gegenseitigem Zusammenhange und weisen auf eine Einwanderung aller dieser Sagen, die kaum vor dem Ende des 7. oder Anfang des 8. Jahrhunderts erfolgt ist. Die betreffenden Dichtungen werden ja auch entschieden als jünger betrachtet, als der Beówulf. Aber dasselbe Recht müssen wir für die Stellen im Beówulf selber beanspruchen. Die irisch-angelsächsische Mission während des 7. und 8. Jahrhunderts setzt immerhin einen gewissen Verkehr zwischen dem Frankenreich und England voraus. Wenn wir die Auswanderung der fränkischen Sage nach England im Verlaufe des 7. Jahrhunderts, jedenfalls nachdem die Angelsachsen bereits sämmtlich bekehrt waren, frühestens anzunehmen haben, so ergibt sich, daß ihre Entstehung im Frankenreiche selbst ins 7. oder 6. Jahrhundert fällt. Das 6. Jahrhundert wird am ehesten in Betracht kommen; früher aber als die Einwanderung der Franken stattfand, über die Zeit der Merowingerkönige hinaus, kann die Entstehung der Wielandsage unter keinen Umständen hinaufgerückt werden.

Wir sind berechtigt, viele von den für die Wielandsage gewonnenen Ergebnissen auch auf andere Sagen zu übertragen, wodurch uns überhaupt ein lichtvollerer Einblick in die Entwicklungsgeschichte unserer Heldensage zu thun verstattet wird, als man seither es vermochte. Wir haben uns zunächst daran zu gewöhnen, nicht im allgemeinen von einer germanischen oder deutschen Heldensage zu sprechen, sondern mit strenger Unterscheidung von einer fränkischen, süddeutschen, norddeutschen, nordischen und angelsächsischen, und unter Umständen von den Wanderungen der einen zu den übrigen. Wir verstehen unter dem Begriffe „fränkische Heldensage" diejenigen Sagen, von denen der Nachweis erbracht werden kann, daß sie unter den Franken entstanden sind. Es liegt auf der Hand, daß die Entstehung und Ausbildung einer Sage durchaus nicht mit ihrer Wanderung zeitlich zusammenfallen muß, ebensowenig daß die einzelnen Stämme zur selben Zeit eine Sage entlehnten; die Blüthezeit der Heldendichtung im Frankenreich bedingt durchaus nicht die Blüthe der angelsächsischen oder deutschen. Kurz, jeder Stamm will unabhängig und für sich allein betrachtet sein; dann aber ist auch Hoffnung vorhanden, daß mit Hilfe der uns zu Gebote stehenden geschichtlichen Erwägungen sich man-

ches deutlicher hervorstellen wird. Für die Wielandsage durften wir das Frankenreich als Heimat, das 6. Jahrhundert als Entstehungszeit annehmen. Ebenso verhält es sich mit der Nibelungensage, die zur selben Zeit in Frankreich entstand [1]). Die geschichtlichen Ereignisse, aus denen die letztere hervorging, fallen ins 5. Jahrhundert. Aber erst am äußersten Ende des 5. Jahrhunderts, nach der Alamannenschlacht 496, rückten die Franken in das altburgundische Gebiet am Rheine ein, wo seit der Verpflanzung der Burgunden nach Savoyen die Alamannen gesessen waren. Main- und Neckarland ward von dort ab fränkisch, die Alamannen zogen sich nordwärts. Erst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, also nach Dietrichs Tode (526), konnte die Sage vom Untergange der Burgunden, vielleicht auf Grund älterer, dem Ereignisse noch näherstehender Lieder, zur epischen Darstellung gelangen. Daß die Franken aber eine ziemlich ausgedehnte volkstbümliche Epik besaßen, beweisen die vielfachen dichterisch ausgeschmückten Geschichten, die sich an die Namen der Merovinger knüpften, und von denen uns Gregor von Tours, im 7. Jahrhundert

[1]) Müllenhoff, Zur Geschichte der Nibelungensage, Ztschr. f. d. Alt. 10, 146 bis 180; die alte Dichtung von den Nibelungen ebenda 23, 113—173 beweist die Entstehung der Sage unter den Franken im 6. Jahrhundert, aber zieht darans nicht die sich ergebenden Folgerungen für die Wanderung nach Osten, Norden und Westen. Unsere Ansicht weicht vornehmlich darin von der seinigen ab, daß die Nibelungensage nicht schon im 6. Jahrhundert zu den Nordleuten kam, im 9. Jahrh. zum zweiten Male, im 13. Jahrh. zum dritten Male; sondern nur zweimal: im 9. Jahrh. von Frankreich, im 13. Jahrh. zum zweiten Male durch norddeutsche Vermittlung; ferner daß das mythische Element, dem Müllenhoff einen großen Raum in der alten fränkischen Sage einräumt, in dieser gar nicht vorhanden war, sondern erst im 9. Jahrh. aus dem neuerblühten Glauben der heidnischen Wikinger hereindrang. Bei so verändertem Standpunkte tritt die Ansicht von dem Vorhandensein einer fränkischen Sage mit wesentlich neuer und verschiedener Beurtheilung der Gesammtverhältnisse auf. — In Bezug auf den zweiten Theil der Sage, die Ereignisse an Etzels Hofe, ist offenbar die nordische Form alterthümlicher, weil sie sich mit den geschichtlichen Ereignissen deckt. Aber es ist kein Grund vorhanden, deshalb die Sage bereits zwischen 555—583 auswandern zu lassen, wenn alle anderen Erwägungen mit Entschiedenheit dagegen sprechen. Wenn die sogenannte deutsche Sagenform wirklich auf die zweite Vernichtung des burgundischen Reiches durch Chrôdhild 583 zurückzuführen ist, so hindert uns nichts, für Frankreich, zumal bei der Scheidung zwischen nördlicher und südlicher Version [denn an geschichtliche Vorgänge im Süden des Frankenreiches schließt sich ja die deutsche Form an] das Nebeneinanderhergehen zweier Berichte anzunehmen. Doppelte Versionen von einer Sage, die sich ausschließen, sind doch nichts Unerhörtes in einem und demselben Lande. Man denke nur an die altüberkommene isländische Sigurdsage und die neugebildete, welche am Ende sammt der neuentlehnten niederdeutschen alle zugleich nebeneinanderlaufen.

noch in höherem Maße Fredegar und die Gesta Francorum zahlreiche Proben darbieten [1]). Als fränkische Dichtung haben wir auch die Sage von Walthari und wenigstens einzelne Theile der Dietrichsage aufzufassen. Alle diese Sagen sind aber bei einem bereits zum Christenthume bekehrten Volke entstanden; sie lehnen sich, gleichwie nachmals das französiche Nationalepos, an das wirkliche geschichtliche Leben an, oder sie nehmen ihre Stoffe aus der neuerschlossenen Cultur, wie die Wielandsage. Von altheidnischen Göttermythen ist wenig und sicher nur sehr Untergeordnetes darin enthalten. Das charakteristische Wesen der verlorenen fränkischen Sagen geben die mhd. Bearbeitungen, die in England vorhandenen Bruchstücke und Anspielungen, die ndd. in der Þiđrekssaga überlieferten Gedichte in viel treuerer und echterer Weise wieder, als die nordischen Berichte, welche mit dem während der Wikingerzeit neu entstandenen phantastischen, bunten Mythus die überkommenen einfachen Originale durchgreifenden Neugestaltungen unterzogen haben, die aber um fast 300 Jahre jünger sind, als die Entstehung der fränkischen Sage selbst [2]). Es war ein durchaus verfehlter Versuch, aus den nordischen Quellen die deutschen erklären und berichtigen zu wollen, und er ist auch nie in einer irgendwie befriedigenden und wahrscheinlichen Weise gelungen. Die genannten Sagen von Wieland, den Nibelungen und Walthari standen allem Anscheine nach in einem gewissen Zusammenhange und sind darum als ein Ganzes ausgewandert; wenigstens sehen wir überall diese Stoffe zugleich auftreten. So in England im 7. oder 8. Jahrhundert. In Deutschland wurde Walthari im 10. Jahrhundert lateinisch gedichtet; ebenso auch die Nibelungen, wie aus der bekannten Stelle Klage 4145 ff. zu entnehmen ist. In der Þiđrekssaga ist vollends alles bei einander. Auch die nordisch-isländische Sage hat Vǫlund und die Nibelungenlieder beisammenstehen. Zugleich mit der Wielandsage ist demnach auch die Nibelungensage zu den Nordleuten gewandert, im 9. Jahrhundert. Auf diese Zeit

[1]) Vgl. darüber Pio Rajna, le origini dell' epopea francese p. 47—93; auch 245—73, 285—99.

[2]) Für die Nibelungensage habe ich durch eine Vergleichung der nordischen und deutschen Form diesen Beweis ausführlich zu erbringen versucht in der bereits erwähnten Schrift: Studien zur germanischen Sagengeschichte II. über das Verhältniß der nordischen und deutschen Form der Nibelungensage (Abh. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, p. 439 ff.).

weisen auch alle Zeugnisse für die letztgenannte Sage. Mehrfach schimmert der fränkische Ursprung bei beiden noch in ihrer isländisch-norwegischen Gestalt durch. Hlǫdvér der Vkv. deutet auf fränkische Form Chlodvech [1]). Valland und Frakkland der Vkv. und der Nibelungenlieder zeigen die Sage auf fränkischem, und zwar wälschem Boden, also im eigentlichen Frankenreich vor sich gehend. Sicherlich erhielten die Nordleute alle geographischen Angaben der Nibelungensage in bester Ordnung überliefert: im Frankenreich oder in Wälschland saßen nach ihrem Begriffe die Vǫlsungar, am Rhein die Burgundenkönige. Etzel war ein Hunne. Auch Herr der Gothen heißt Gunnar [2]) mehrfach. Die ursprüngliche Sage hat das fränkische Geschlecht der Walsinge, Sigmund und Sigfred, den ihnen zum Theile feindlichen Stämmen der Burgunden und Gothen gegenüber gestellt [3]).

---

[1]) So auch Müllenhoff, Ztschr. f. d. Alt. 23, 167. Hlodowech (ahd. Hludwich. bloþo = κλυτο) ist fränkisch. Im ahd. ist Hludwîg eine mißverstandene Umdeutung des zweiten Stammes zu wîg = pugna. Allerdings geht nord. i + h in e é, über. Jedoch ist für die Zeit der Übernahme nicht wahrscheinlich, daß dieses Lautgesetz noch so lebendig war, um -vér aus -wich hervorgehen zu lassen. Gewiß hätten die Nordleute ein überkommenes wich wie die Deutschen viel eher an den Stamm vig angelehnt. Sie gaben in Hlođvér die fränkische Form wieder. Ebenso scheint mir Sigurđr auf ein fränkisches Sigfred zurückzugehen. Sigurđr ist offenbar als ein nordischer Name aufzufassen, welcher an Stelle eines unverständlichen, jedenfalls ungebräuchlichen fränkischen trat, und nicht lautlich aus Sigfrid abzuleiten. Die Eigennamen auf friþu lauteten im fränk. ebenfalls frid-. Jedoch scheint bald dafür fred- eingetreten zu sein, im 8. Jahrh. herrscht es vor und ebenso später (Waltemath, die fränkischen Elemente in der französischen Sprache p. 48). Die Nordleute hörten das fränkische Sigfred und machten daraus Sigrøđr, wie Godrøđr statt Godfrøđr. Sigrøđr wäre kaum aus Sigfrid entstanden. Ebenso scheint das ags. Sigeferđ das fränk. Sigfred wiederzugeben; männliche Namen auf auslautendes frid waren diesen Sprachen nicht geläufig. Statt Sigrøđr wurde Sigurđr gebraucht. Die Ersetzung überkommener Namen durch andere in der entlehnenden Sprache gebräuchliche findet dann statt, wenn sich kein entsprechender vorfindet und der eigentliche Sinn nimmer verstanden wird. Vgl. jetzt Sievers im arkiv for nordisk filologi V, 2 über den Namen Sigurđr.

[2]) Grípisspá 35 *Gunnari til handi Gotna dróttni* Brot af Br. 11 *at hann svá rédi Gjúka arfi ok Gota mengi.* Akv 21 ist Gunnarr *vinr Borgunda* und *Gotna þjóđan.* Guđrúnarkviđa II, 16 *Grimhildr gotnesk kona.*

[3]) Die Nibelungensage setzt sich aus zwei Bestandtheilen zusammen: das Geschlecht der Walsunge Sigmund und Sigfred tritt in Verbindung mit dem burgundischen Königsgeschlecht der Gibichunge, oder, wie die fränkische Sage sich ausdrückt, dem fränkischen der Nibelunge; daher sind die Bezeichnungen Franken, Burgunden, Nibelungen, Gibichungen völlig gleichbedeutend. Weder in dem einen noch in dem anderen ist bei nüchterner Betrachtung irgend etwas Mythisches enthalten; keine alte Göttersage ist auf geschichtliche Verhältnisse übertragen worden; Alles bleibt auf rein menschlichem Boden. Dagegen spielen um Sigfred viele märchenhafte Züge

Durch die Sage selber waren die Burgundenkönige an den Rhein gebunden, und die Handlung wickelt sich dementsprechend auch im alten Burgundengebiete ab. Zur Zeit der Entstehung der Sage saßen aber die Burgunden an der obern Rhône und an der Saône im Süden des Frankenreiches, hinter ihnen die Goten. Es ist daher begreiflich, wie die Sage dazu kommen konnte, Burgunden und Goten in Zusammenhang zu bringen, ja als ein Volk aufzufassen. Daß dies keine

---

Drachenkampf und Hornhaut, die unverletzlich macht; Ausplendern der Unverwundbarkeit durch die Frau; die Kenntniß der Vogelsprache; die Tarnhaut; der Gestaltentausch mit Gunther; der Gewinn des Hortes in Folge einer schiedsrichterlichen Function über zwei streitende Parteien; der Kampf mit der freierspröden Jungfrau; das Märchen vom Dornröschen. Von allen diesen Zügen lassen sich enderwärts Parallelen, oft indische nachweisen. Aber daraus darf nicht geschlossen werden, Sigfred ist ein vermenschlichter Gott, und seine Geschichte ist darum ein altheidnischer Mythus. Vielmehr erweist sich seine Sage zum großen Theile als Dichtung, in der die Phantasie ungezügelt herrscht. Gegenüber der strengen Einheit der Gibichungen-Nibelungensage flimmert hier Märchenzauber. Die wenigsten der Märchen aber haben ihren letzten Grund im urgermanischen Götterglauben, jedenfalls nicht in dem hier gegebenen Zusammenhange. Wie und woher diese Züge in die Sigfredsage kamen, soll hier nicht entschieden werden. Nur das eine entnehmen wir daraus, daß auch die Sigfredsage eine **Dichtung** ist, kein **Mythus**, der im heidnischen Götterglauben wurzelte. Diese Dichtung und ihre Bestandtheile stehen in keinem besonderen Verhältnisse zum heidnisch-germanischen Alterthume, vielmehr gehören sie eher den Franken an, und sind diesen ohne besondere Gründe nicht abzusprechen. Phantastische Erzählungen können an jede Person sich anschließen, ohne daß diese darum eine mythische sein müßte. Die fränkischen Märchenzüge und die nordischen Mythen haben den geheimnißvollen Schimmer um Sigfreds Gestalt gewoben, der dazu Veranlassung gab, auch in der Nibelungensage d. h. der Sage vom Königsstamme der Nibelungen-Gibichungen einen düsteren, unter-weltlichen Nebelmythus anzunehmen, wozu sie selber nicht die geringste Ursache bietet. — Auch die Sage von Sigmund, die Werwolfverwandlung, die wunderbare Heilung des Fitela zeigt solche Märchenzüge; aber hier liegt bereits wieder der Gedanke an antike Erzählungen sehr nahe. Die Frage nach der Entstehung der Nibelungensage ist keineswegs hoffnungslos. Sie läuft auf die zwei Punkte hinaus: 1. wie und woher schlossen sich jene Züge an die Wälsungen; 2. warum sind die Sagen von den Wälsungen und Gibichungen-Nibelungen verbunden worden. Man erklärte dies bisher durch folgende Formel:

Wälsungen und Nibelungen (Gunther, Gibich, Hilde) im **Mythus**.
Burgunden (Gunther Gibich, Hilde) in der geschichtlichen **Sage**.

Daher Wälsungen und Burgunden-Nibelungen in unserer Sage.

Also die Gleichheit der Namen bei den mythischen und geschichtlichen Personen sei die Ursache davon gewesen, daß der Mythus von den Wälsungen und Nibelungen auf die Burgundensage überging. Doch ist der ganze Wälsungen-Nibelungenmythus, sicher das Spiel mit den Namen Gunther und Hilde, **durch gar nichts Positives zu stützen**. Ich hoffe, daß es mir noch gelingt, für diese zwei Fragen eine der Wahrheit nahekommende Beantwortung zu finden.

Zuthat der Nordleute ist, leuchtet ein. Für diese lagen alle diese Reiche einfach im Süden. Von den Hunnen, die den Franken im 6. Jahrhundert, nnd auch den Süddeutschen im 9. und 10. Jahrhundert dagegen noch sehr wohl bekannt waren, konnten sie sich gar keine Vorstellung machen. Die nordische Sage hat darum diese Angaben als bloße Namen übernommen und in sinnloser Weise Sigfred und Brunhild zn Hunnen gemacht. Schon aus derlei Thatsachen zeigt sich, wie frei und unbekümmert die nordische Sage mit der fränkischen nmsprang.

Es wurde bereits bemerkt, daß diese deutsch-fränkischen Sagen von den Wikingern übernommen wurden und sich so unter den nach dem Westen ziehenden Dänen und Norwegern verbreiteten, mit ihnen weiterwanderten, aber wahrscheinlich nicht zurück ins Mutterland; wenigstens haben sie dort nicht festen Fuß gefasst. Dänemark weiß gar nichts von den Sagen der Vǫlsungar und von Vǫlundr. Nach Norwegen gelangten sie allerdings späterhin, aber von Island aus. Für diesen Gang der Ereignisse spricht auch das Bekanntwerden der Sagen von den Nibelungen in Irland durch die Wikinger im 9. oder in der ersten Hälfte des 10. Jahrhnnderts, welches von Zimmer [1]) nachgewiesen worden ist. Nur ist Zimmer im Unrecht, wenn er annimmt, dies sei die „zweite Einwanderung" der Nibelungensage im Norden. Es ist vielmehr die erstmalige, mit der deutschen Form noch ziemlich übereinstimmende Sagenentlehnung, die von späteren nordischen Zudichtungen noch frei war, wie ich dies bereits in meiner Schrift ansgeführt habe. Eine Spur davon, daß die Sage von den Wikingern übernommen wurde, sehe ich auch in Atlamál 95—6, wo Gudrún von Heerzügen zur See spricht, die sie mit Sigurd unternahm. Darin prägen sich die Zustände der Zeit der Entlehnung ab. Irland im 9. oder 10. Jahrhundert bildet also eine Station der mit den Westfahrern nach Island wandernden Nibelungensage. Man wird dieser unserer Ansicht wohl kaum entgegenhalten, daß die Normandie vornehmlich von Dänen besiedelt wurde und daß die dort Anlandenden auch dort blieben. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses oder jenes Wikingschiff, nachdem es an der normännischen Küste angelaufen war, nicht später wieder weiterfuhr. Und ein einzelnes Schiff, ja ein einzelner Mann genügt, um die Sage weiter zu tragen; nicht die Masse gibt in solchen Dingen den Ausschlag. Der Zug der Schiffe ging durch den Canal, die Straße

[1]) Ztschr. f. d. Alt. 32, p. 289—328.

von Calais der Nordküste Frankreichs, der Südküste Englands entlang, dann nordwärts nach Irland, von wo aus der Verkehr mit Island ein äußerst lebhafter ist[1]). Wohl aber macht der Umstand, daß in der Normandie vornehmlich Dänen anliefen, es um so wahrscheinlicher, daß unsere Sage nicht nach Norwegen und von hier aus nach Island kam, sondern von Frankreich geradewegs über Irland nach Island.

Die Geschichte der Wielandsage, der Nibelungensage, des Walthari und einzelner Theile der Dietrichsage, also ein beträchtlicher Theil der Heldensage lässt sich demnach folgendermaßen bestimmen: die Sagen sind im 6. Jahrhundert unter den Franken in Frankreich entstanden[2]). Sie bestehen aus epischen Liedern, in welchen das mythische Element völlig in den Hintergrund tritt[3]). Auch die Sage von Sigfred ist eine fränkische Dichtung, welche mit der vom Untergange der Burgunden in Zusammenhang gebracht wurde. Im 7. Jahrhundert ist die Sage zu den Angelsachsen gekommen. Im 8. oder 9. wanderte sie nach dem südlichen Deutschland. Das fränkisch-alamannische Main-Neckargebiet war die Straße, auf welcher die Auswanderung stattfand. Da die Nibelungensage im zweiten Theile sich mit den Ereignissen am hunnischen Hofe beschäftigt, so liegt es nahe, hier Ausführungen zu erkennen, die in den süddeutschen Gebieten zum Theile neu hinzutraten. Die Hunneneinfälle waren ja immer noch das Tagesereigniss, und daher fiel ein entschiedenes Gewicht auf die breite Darstellung dieses Theiles, dem gegenüber der erste Theil, der auf fränkisch-burgundischem Boden spielte und dort darum auch im Mittelpunkt des Interesses stand, etwas vernachlässigt wurde. Im 10. Jahrhundert lassen sich lateinische Bearbeitungen der Walthari- und Nibelungensage nachweisen, was eine vorhergehende deutsche voraussetzt. Die Einwanderung der Sagen in Süddeutschland fand aber nicht statt, ehe auch die Elemente neuer christlicher Cultur dort eindrangen. Wann die Sage den Weg ins niederdeutsche Gebiet fand, soll später ausgeführt werden. Man könnte an das Vorhandensein einer von der süddeutschen verschiedenen niederdeutschen oder norddeutschen Heldensage denken, welche sich von der nach Süddeutschland wandernden Sage bereits in den Rheingegenden selbst abzweigte,

[1]) Steenstrup, Normannerne II, p. 25/6.

[2]) Anders Kluge in Gröbers Grundriß der roman. Phil. I, p. 393, der die Salfranken die (mythische?) Sage von den Nibelungen in die neue Heimat mitbringen läßt.

[3]) Über das Wesen des Epos im Allgemeinen, das nicht auf alten Göttermythen beruht, richtige Bemerkungen bei Pio Rajna, le origini dell' epopea franc. p. 3—24.

oder aber überhaupt selbständig von den fränkischen abstammt; doch ist eine Rückwanderung aus Süddeutschland im 11. oder 12. Jahrhundert eher wahrscheinlich. Diese angelsächsischen und deutschen Sagen haben den überkommenen Stoff in treuer Weise gewahrt, was darin begründet ist, daß die äußeren Verhältnisse und die herrschenden geistigen Strömungen nicht wesentlich von denen der Franken verschieden sind. Zumal sind alle diese Stämme bekehrt, werden also durch keine Verschiedenheiten im religiösen Glauben, durch keine heidnische Dichtung in Versuchung geführt, irgendwelche gründliche Neuerungen und Umgestaltungen vorzunehmen. Im Allgemeinen spielt das Christenthum zwar nirgends eine Rolle, aber eben dieser negative Zug, der sich im Fernbleiben des Altheidnischen äußert, kommt entschieden zur Geltung, bereits bei Entstehung der fränkischen Sage. Ganz anders aber liegt die Sache bei den Nordleuten. Da war eine gewaltige geistige Bewegung, eine Umwälzung des alten Heidenthums zu einem neuen, großartig und phantastisch angelegten und in schönen Bildern ausgeführten, das den Übergang zur Bekehrung im 10. Jahrhundert vermittelt. Es ist natürlich, daß hier alles aus der Fremde Übernommene demselben Strome folgt und durchgreifende Umgestaltungen erfährt. So ist die nordische Nibelungensage, wie auch zum Theile die Wielandsage eine vollkommene Neudichtung, in der das Original erst bei scharfer Betrachtung wiederzuerkennen ist. Aber es zeigt sich doch deutlich, wie der ganze schimmernde Mythus sich Zug um Zug angesetzt hat. Nimmermehr gestattet dieser einen Rückschluss auf die Sagengestalt bei den übrigen germanischen Stämmen, bei welchen fast keiner von den Zügen jemals vorhanden war, die man ihnen in so großer Masse aufdrängt, sobald man die nordische Form der Sagen, weil noch heidnisch, als älter und echter betrachtet, als die angelsächsisch-deutsche, und die letztere gar aus dieser verhältnissmäßig so jungen Neubildung ableitet. Für die vergleichende Sagengeschichte wird aber auch noch ein weiterer Umstand von Belang: weder die deutsche noch die nordische Form der Heldensage erhalten uns Ursprüngliches; beide sind abgeleitet von der verlorenen fränkischen, die nur noch in vereinzelten Nachklängen des altfranzösischen Nationalepos in ihrer alten Heimat weiterlebt. Man darf also bei einer Vergleichung zwischen nordischer und deutscher Form beide nicht in unmittelbaren Zusammenhang bringen, als ob

die eine aus der anderen geflossen wäre. Vielmehr ist immer auf die den beiden vorausliegenden gemeinsamen fränkischen Quellen [1]) Rücksicht zu nehmen, in welchen die vielleicht durch beiderseitige Abweichung entstandenen kleineren Verschiedenheiten der ältesten nordischen und deutschen Sagengestalt gewiss ohne Rest aufgehen würden. Dieser so gewonnene Standpunkt wird zu einer freieren und richtigeren Einsicht in die Geschichte der deutschen Heldensage verhelfen.

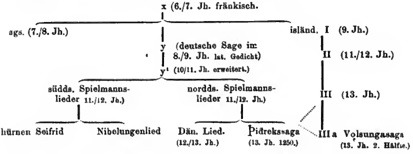
Die Wanderung der Sage läßt sich schematisch darstellen. Dazu bemerke ich, daß die fränkische Sage X mehrere Bearbeitungen, möglicherweise sogar Parallelberichte umfasst, die aber nicht mehr von einander zu scheiden sind. Es soll hier nur darauf hingewiesen werden, daß nicht aus einem und demselben Original die ags., ds. und nds. Sage hervorgingen, vielmehr vielleicht aus verschiedenen, zeitlich aus einander liegenden Bearbeitungen, die aber im Folgenden nicht besonders kenntlich gemacht werden. X = eine Reihe epischer Gedichte von den Nibelungen, Wieland dem Schmied, Walthari und Dietrich, entstanden unter den Franken im 6. oder 7. Jahrhundert. Y = eine besondere Abzweigung der fränkischen Sage, aus welcher die süddeutsche Sage hervorging. I, II, III die Formen der fränkischen Nibelungensage, welche sie auf Island annahm, I die älteste, mit der deutschen übereinstimmende, II und III die jüngeren, durch nordische Neubildungen umgestalteten Formen [2]). Dän. Lied = dänisches Lied vom Untergang der Nibelunge, erhalten in Fragmenten und in dem færöischen Hǫgni [3]). Bemerkenswerth ist, daß in Norwegen die Sagen wieder zusammenstoßen, aber in durchgreifend veränderter Form, die

[1]) Es gibt mehrere Fälle, in welchen deutlich zu Tage tritt, daß weder im Nordischen noch im Deutschen der alte Stand der fränkischen Sage richtig gewahrt wurde. So lassen sich z. B. die Namen des burgundischen Königsgeschlechtes wiederherstellen, die nach germanischem Grundsatze durch Stabreim gebunden waren: Gibica, Grimhild, die Kinder Gunthari, Guntrún, Gislahari, Gundomar; Hagano gesellte sich ihnen vielleicht als Stiefbruder. Die nordische Sage hat Gislahari verloren; Gutthormr ist nicht etwa lautlich aus Gundomar entstanden, sondern ein dafür eingesetzter nordischer Name, durch annähernden Gleichklang an Stelle des fremdartigen überkommenen herangezogen. Dagegen hat die deutsche Sage im Nibelungenliede die Namen arg vernachlässigt; Godomar und Guntrún, sowie Gibeche sind in Wegfall gekommen und durch neue bedeutungslose Namen ersetzt; Grimhild trat für den Namen Guntrún ein, Gernôt für Gundomar.

[2]) Vgl. zu dieser Anordnung meine Schrift über die Nibelungensage p. 487 ff.

[3]) In Bezug auf die Auffassung des dänischen Liedes verweise ich auf einen im nächsten Hefte der Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte erscheinenden Aufsatz über die nordischen Sigurdslieder (Bd. II, 205).

aus Island stammende nordische Nibelungen-Vǫlundsage und die aus Niederdeutschland übernommene Þidrekssaga.



MÜNCHEN, November 1888. W. GOLTHER.

ADER = ABER.

ader in der Bedeutung 'aber' führt Gr. Wb. auf mit dem Bemerken, daß dasselbe noch heute unter dem Volke gebräuchlich sei. Nach Lexer, mhd. Wb. I, 21 kommt *ader* in oberlausitzischen Urkunden öfter vor. Die Braunschweigischen Schulordnungen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1828, von Koldewey, Bd. I haben in dem vom Verfasser Medler eigenhändig in hd. Sprache niedergeschriebenen Entwurfe dreimal *ader* für 'aber'. Medler stammte aber aus Hof im Vogtlande. Ferner finde ich *ader* in einer Urkunde des Erzbischofs Ernst zu Magdeburg vom Jahre 1513 bei Jacobs, Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 511: vor unserm official zcu Halberstadt rechtlich austragen, wu ader nicht, uns gelegenheit des handels zcu verstehen geben.

BLANKENBURG a. H. ED. DAMKÖHLER.

MITTHEILUNGEN AUS DER KÖN. UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK TÜBINGEN.

Schon mehrmals sind in dieser Zeitschrift Nachträge zu E. Wellers Repertorium typographicum veröffentlicht worden [1]). Wir geben darum hier einige weitere, berücksichtigen aber dabei nur solche Drucke deutscher Texte aus den Jahren 1500—1526, welche auch in Panzers Annalen der älteren deutschen Litteratur und in T. O. Weigels Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium (und Supplement) vergebens gesucht werden — somit als große Seltenheiten gelten dürfen. Wenn einige wenige beigefügt sind, welche sich schon in der einen oder anderen der genannten Bibliographien aufgeführt finden, so sind dies nur solche, welche dort entweder gar nicht oder so abweichend beschrieben werden, daß die Identität wirklich zweifelhaft ist.

Die Mittheilungen gründen sich (mit zwei Ausnahmen) auf Drucke, welche die kön. Universitätsbibliothek Tübingen besitzt. Fast die Hälfte der folgenden Nummern (nämlich Nr. 1. 3. 6. 7. 8. 9. 11. 19) sind Einblattdrucke (bezw. Bruchstücke), die auf der Innenseite alter Einbanddecken gefunden wurden — ein neuer Beleg, wie manche Schätze hier noch zu heben sind, und zwar Schätze nicht bloß in bibliographischem Sinne. Auch unter den unten folgenden Nummern sind mehrere, die ein weitergehendes Interesse haben, und auf diese werden wir unter II—IV noch näher eingehen.

I.

Nachträge zu E. Wellers Repertorium typographicum [2]).

1. (Spruch, wie man sich in der Pestzeit verhalten soll. c. 1500.) Wie man sich halten soll | so die pestilencz regnieret. Beginnt links oben zur Seite eines Holzschnitts: Ir lieben | fründ vñ | gūtē ge,sellen. Endigt am Schluß der Seite: An der kein hilff nie ward gespart.

o. O. u. J. (c. 1500, vielleicht noch etwas früher.) Folioblatt mit Holzschnitt: Leichnam Christi von einem Engel gehalten. Zwei

[1]) Vgl. Bd. 25, S. 420, Bd. 28, S. 251, Bd. 29, S. 407.

[2]) Wir glauben uns bei der folgenden bibliographischen Beschreibung der Drucke mit Rücksicht auf den Charakter dieser Zeitschrift auf das Nothwendigste beschränken zu sollen.

Spalten mit 61 Zeilen in der vollen Spalte. — In Tübingen. (S. unten unter Nr. II.)

2. (Ave Maria. c. 1500.) Ain aue maria mit ai [*fett*] | nē curß durch die bibel wie maria durch | vil figuren der alten Ee gefiguriert ist | Beginnt Bl. 2ᵃ: Aue [*fett*] ich griesz dich du iunckfrow rein Endigt Bl. 8ᵃ p. med.: Sey lob vnd eer ewigklich amen | Gedruckt zu Tüwingen.

o. J. (bei Joh. Otmar, c. 1500, genauer 1498—1501.) Kl. 8°. 8 Bl. mit Titelholzschnitt, die h. Familie im Stalle zu Betlehem darstellend. — Vgl. über dieses anscheinend noch ganz unbekannte Ave Maria des Unterzeichneten Ersten Buchdruck in Tübingen, Tüb. 1881, S. 73 f. — In Stuttgart.

3. (Brief, den Gott selbst geschrieben. c. 1500.) Das ist die abschrifft vō dem brieff dē got selber geschriebē hat [*fett*] Beginnt unmittelbar darunter: ¶ Ich warer Jesus cristus gottes sûn Amen. Hie hebet | sich an u. s. w. Endigt Zeile 51: | warer Jesus cristus. Amen. ¶ Getruckt zu Straßburg.

o. J. (c. 1500.) Folioblatt mit Holzschnitt, oben zur linken Seite des Textes, den Erzengel Michael darstellend, wie er den Drachen tödtet. — In Tübingen.

4. (Emser, Deutsche Satyra auf den Ehebruch. c. 1505.) Eyn deutsche Satyra vnd straffe des [*fett*] | Ebruchs, vnd in was wurden vnd eren der Eelich stand | vortzeiten gehalten, mit Ercierung vil schöner historien. | Emser [*fett*] | Beginnt mit einem undatirten Widmungsschreiben Bl. A ijᵃ: Der durchluchtigen Hochgeborn Furstin vnd frauen frau|en Barbara u. s. w. Endigt Bl. B 5ᵇ in: Mas gehort forwar, tzu allen dingen/ | Darunter das Schöffer'sche Druckerzeichen.

o. O. u. J. (Mainz, Joh. Schöffer c. 1505.) 4°. 12 Bl., letztes leer. Mit Holzschnitt unter dem Titel und auf der Rückseite desselben. Anderer Druck als der von Panzer, Zusätze 561c. aufgeführte von 1505; auch Gödeke, Grundriß 2. A. II. S. 225 unbekannt.

5. (Practica. 1506.) Practica Johānis [*fett*] | hugonis Cōfluētij. vff das Fünffzehūdertst vñ. vj. | jare in der loblichē vniuersitet Krackaw practicirt | Jupiter mit hilff Ueneris. [*fett*] |

8°. mit Titelholzschnitt, Jupiter mit dem Viergespann, Venus mit dem Zweigespann darstellend; darunter noch vier Zeilen Text. Nur das Titelblatt noch vorhanden. — In Tübingen.

6. (Gebet an Maria. c. 1510.) Wer das nach geschryben gebet spricht, So man das Aue | maria leüttet, erlangt von dē Bapst

Julio . lxxx . tusent jar | Ablaß, auff ain yegklichs stücklin gehört ain Aue maria. Beginnt: O du aller erwürdigeste kingin d' barmher-|tzigkait u. s. w. Endigt Zeile 41: | hymelsch Jernsalem Amen.

o. O. u. J. (c. 1510.) Folioblatt mit Holzschnitt oben zur linken Seite des Textes, die Himmelskönigin mit dem Kinde darstellend. — In Tübingen.

7. (Ablaßbrief Papst Julius II. zum Zwecke der Auslösung einer von den Arabern gefangen gehaltenen spanischen Familie. c. 1511.) W [*groß u. fett*] Ir Julius der Ander [*fett*] | Vß gôtlicher gnad vnd fursichtigkeit Christi menschlichs [geschlechts erlôser vnd behalter: Vicar | Verweser u. s. w. Endigt Zeile 22: | Fyertzig tag Ablaß dar zů geben vnd auch geben werden.

o. O. u. J. (1511.) Querfolioblatt. Über dem Text sechs kleine Holzschnitte. Vgl. Weller 662. — In Tübingen.

8. (Gebet Papst Sixtus IV. 1511—16.) ¶ Diß ist das war gebet das Sixtus der vierd bapst gemacht hat, zu der aller wirdigstē iungfrawē Maria, dar in er erkāt hat ir reine vnd vnbeflecte | empfengnüß n. s. w. Ende Zeile 6: | für mich Jesumdeinen sun, vnd erlöß mich von allem übel. AMEN. Gedruckt zu Tübingen.

o. J. (bei Th. Anshelm, der in Tübingen von 1511—16 druckte). Folioblatt mit großem Holzschnitt über dem Gebet: Maria mit dem Kinde auf dem Halbmonde und von einem Strahlenkranze umgeben, unten Jesajas und Maleachi je in halber Figur. Vgl. Centralblatt für Bibliothekswesen IV, 1887, S. 55. — In München.

9. (Practica. 1518.) Practica deützsch meyster Hansen Vir- [*fett*] | dung von Haßfurt vff das . M . ccccc . x viij. Jaer, gemacht zů Eren | dem durchleüchtigen Hochgeporn̄ Fürsten vnd hern̄. herren Ludt-| wigen. Pfaltzgrauen hey Rheyn. Hertzogen jn Bayern des heyli|gen Rômischen Reichs Ertzdruchsessen vnd Chūfürsten.

4°. Unter dem Titel ein Holzschnitt, Mars und Saturn darstellend. Näher kann der Druck nicht beschrieben werden, da von dem vorliegenden Exemplar — in Tübingen — nur noch zwei Blätter vorhanden sind (Titelblatt und Blatt C).

10. (Die Wahl Karls V. betreffend. 1519.) ¶ Von der Chür vnnd Wal des großmächtigisten | Kônigs Karolum [*sic*], wie Er yetz zů Franckfurt ver-|schinen, zů rômischem Kônig vnd künfftigē Kayser | erwôlt ist worden, mitsambt den Sendtbrieffen, so | vō bäbstlicher hailigkeit an die schweytzer geschickt | sint, auch vō den Schweytzern an den babst u. s. w. Rückseite: ℂ Impressum cum priuilegio

u. s. w. Beginn Bl. A ij^a: D [*Zierinitiale*] Em allerdurchleüchtigstē, großme|chtigsten fürsten u. s. w. Ende Bl. E 4^a s. med.: ℂ Gedruckt vñ vollenndt in der Fürstlichen Statt | München durch Hannssen Schobsser bůch|trucker, jn kostumb des erbern hannssen Ha|sel-bergs ...|.. jm̄ Tausendt Fünffhūdert vñ | Neüntzehenden jar. Des zwaintzigistē tags | Septembris.

4°. 18 Bl. Titelholzschnitt. Kaiser Karl V. mit Insignien. Anderer Druck als Weller 1178. — In Tübingen.

11. (Lied: Maria zart von edler Art. c. 1520.) [Ein L]obgesang vō der iunckfrawen Maria [mit Noten]. Dies über einem Holzschnitt, unter demselben: M [*große Initiale*] Aria zart von edler art. ein roß on alle doren, Du hast uß macht herwider bracht, das vor lang was verloren, | u. s. w. Endigt Zeile 10: | ... hie vnd dort mein leben

o. O. u. J. (c. 1520.) Folioblatt. Der Holzschnitt trägt das Monogramm des Ursus Graf und stellt Maria mit dem säugenden Kinde auf einer Bank an der Stadtmauer sitzend (im Hintergrunde die Stadt) dar; bisher noch nicht bekannt. Rechts und links davon und wohl auch zwischen dem Holzschnitte und dem Marienliede waren Noten, die aber im vorliegenden Exemplare sammt einem Theile der Überschrift (s. o.) weggeschnitten sind. — In Tübingen. (S. unten unter Nr. III).

12. (Argula v. Stauff, Christliche Schrift. 1523.) Ein Christennliche schrifft [*fett*] | einer erbarn frawē vom Adel, dariñ sie alle Christenliche stendt vnd obri- | keiten ermant, Bey der warheit vnd | dem wort gottes zůpleiben, vñ solchs | aus Christlicher pflicht zum ernst|lichsten zů handthaben. | Argula Staufferin. [*fett*] M.D.XXiij [*fett*] | Actuum. iiij. | Richtent jr selb u. s. w. Beginnt Bl. a ij^a: Dem Durchleuchtigen hochge-|borenn u. s. w. Endigt Bl. 6^a fin.: Argula von Grunbach | ein geborne vō Stauff.

o. O. 4°. 6 Bl. Mit Titeleinfassung. Andere Ausgabe als Weller 2699. Vgl. Panzer II. 1886. — In Tübingen.

13. (Jac. Strauß, Wider den Wucher. 1523.) ℂ Haubtstuck vnd | Artyckel Christen- [*fett*] | licher leer widder den vnchrystēlychē wuecher, darumb et-|lich Pfaffen tzu Eysse|nach so gar vnruwig | vnd bemůhet | synt. | Laß her gehē Chri-|stus lebt noch. D. Jacobus Stranß [*sic*] zu | Eyssenach Ecclesiastes. | M.D.XXIII. Beginnt Bl. 2^a: Jhesus. | i Gottes gebott sind al vnuberwintlich u. s. w. Endigt Bl. 4^a s. fin.: Geprediget zu Eyssenach durch | D. Jacob Strauß etc. xxiii.

o. O. 4°. 4 Bl., letztes leer. Mit Titeleinfassung. Andere Ausgabe als die bei Panzer II. 1995. 1996 aufgeführten. — In Tübingen.

14. (Beschwerden des Adels. 1523.) Anbringen der Grauen [*fett*] | Herren. gemeyner Ritterschafft vnnd | andrer Key. Maiestat Stathalter vnd | den Reichs stenden, Szo [*sic*] ym xxiij. yar | zu Nurmberg versamelt gewest vher-|antworr [*sic*] worden. | Zum ersten des Adels beschwerde, wid'|der [*sic*] Fôrsten vnd hohe ôhrigkeyt. L. 24: Zum Newnden heschwerung von dē | Geystlichen ym Rômischtn [*sic*] Reych. Beginn Rückseite: D [*Zierinitiale*] Vrleuchtigster hochgeborner furst Key-|serlicher u. s. w. Ende Bl. E 3ᵃ s. fin.: Etlich von Grauen, herrn | vnd der Ritterschafft etc.

o. O. u. J. (1523.) 4°. 20 Bl., letztes leer. Titelrandleisten. Schlechter Druck. — In Tübingen.

15. (Päpstliche Botschaft an den Reichstag zu Nürnberg und Antwort der Stände. 1523.) Anbrenghen vnde wer [*fett*] | uynghe der Bawstlikē hôdeschop, ny | gelick an Reyserlick [*sic*] maiestadt stadt|holder, dar tho Chôrforsten Forsten | vnde stende des hilligen Rycks | tho Nurnberch gescheen, den | Turcken, vnde Doctor Lu|thern belanghende vnde | ... | ... | ... | darvp gegeuen | antwordt. | M.D.xxiii. [*fett*] | Beginnt Bl. 2ᵃ: Anbrenghen vnde werbinghe der pawstliken hôdeschap | u. s. w. Endigt Bl. 7ᵇ p. in.: Actum Sabbato post octauas Trium regum.

o. O. 4°. 8 Bl., letztes leer. Titelrandleiste. Auf der Rückseite des Titels ein Holzschnitt: Hadrian VI. — In Tübingen.

16. (Dieholt Peringer, Sermon. 1524.) Eyn Sermon geprediget vom [*fett*] | Pawren zu Werdt, bey Nürmberg, am | Sontag vor Faßnacht, vō | dem freyen willen | des Menn-|schen. Beginnt Bl. A ijᵃ: SEyttemal alle ding geschehen, [*fett*] | Endigt Bl. B iijᵇ med.: | Gott der herr. | Amen.

o. O. u. J. (1524.) 4°. 8 Bl., letztes leer (fehlt). Titelholzschnitt, einen Bauern mit einem Dreschflegel darstellend. Vgl. Weller 3094. Der „Pawr zu Werdt“ ist Dieholt Peringer oder D. Schuster aus Ulm; s. über ihn Weyermann, Neue Nachrichten von Gelehrten u. s. w. aus Ulm, 1829 S. 388 f.

17. (Rechtfertigung der Reformation in Nürnberg. 1524.) Grund vnd [*groß u. fett*] vrsach ausz der hayligē schrifft [*fett*] wie vnd warumb, die Erwirdigen | herren, haider Pfarrkirchen S: Se-|halt vnd sant Laurentzen Prôbst zu | Nürmberg, Die mißbreuch bey der | hailigen Messz, Jartag, Geweycht | Saltz, vnd wasser, sampt etlich-|en andern Ceremonien abge-|stelt vnderlassen vnnd ge-|endert habenn: |

Nurmberg | Paulus. 2. Corinth. 10. | ℂ Die waffen u. s. w. Beginn mit einem Brief d. d. 21 des Weinmonats 1524, Bl. A ij^a: A [*Zierinitiale*] Llen vn̄ yeden Christlichē [*fett*] | Personen u. s. w. Ende Bl. K iij^b med.: A M E N | Der Fryd Gottes sey mit euch allen. | o. O. u. J. (1524.) 4°. 40 Bl., letztes leer. Titelrandleisten. — In Tübingen.

18. (Vermahnung Landgraf Philipps. 1525.) Ein Christ- [*groß u. fett*] | liche vormanunge, Landt-|graff Phlips [*sic*] von Hessen etc. An den Gar-|dian zu Marg-|burg [*sic*] .·. | Anno Domini | M.D.XX v. | [*groß u. fett*]. Beginn Bl. A ij^a: Philips vō Gots [*groß u. fett*] | gnaden u. s. w. [*fett*]. Ende Bl. A 4^a med.: |... abfallen wolt etc. | ℂ Gedruckt zů Aldenburgk durch Gabriel Kantz. |

4°. 4 Bl. Mit Titeleinfassung. Vgl. Weller 3611. — In Tübingen.

19. (Lied: O Her re Gott dein gött lich Wort u. s. w. 1526.) DISCANTVS [*darunter zwei Reihen Noten*] ALTVS [*wieder zwei Reihen Noten*] BASSVS [*ebenso*] TENOR [*ebenso, zwischen den beiden Notenreihen Beginn des ersten Verses:*] O Herre Gott, dein gôttlich wort, ist lang verdunc kelt bliben. [*Darunter:*] Biß durch dein gnadt, vns ist gesadt. was Paulus hat ge schriben. Vnd andere Apostel mhe [*sic*]. | — Nach den Notenreihen die übrigen Verse; Schluß: | ... frôlich vnd willig sterben. | M.D.XXVI. | GOT . MIT . VNS. | A. H. Z. W. S. V. R.

o. O. Großes Folioblatt. Randleisten (zwei Säulen mit Ornamenten). — In Tübingen. (S. unten unter Nr. IV.)

20. (Kaiserliches Ausschreiben eines Reichstags nach Speyer d. d. Eßlingen 1. Febr. 1526.) Karl von gottes gnaden E. Rômischer Kayser, zů allen zeitten merer des Reichs, jn Germanien ... | Beginnt: Rsamer lieber Andechtiger. Als wir jüngst auß treffenlichen obligenden beschwerden u. s. w. Schließt Z. 33: ... vnserer Reiche des Rômischen im Sibenden, vnd der andern aller im aylfften jaren.

o. O. (1526.) Querfolioblatt. — In Tübingen (das Exemplar unterschrieben von Erzherzog Ferdinand und adressirt an den Abt des Gotteshauses zu Schaffhausen).

II.

Wie man sich halten soll so die pestilencz regnieret.

Der Spruch mit dieser Überschrift, von welchem wir oben im I. Abschnitt unter Nr. 1 einen Einblattdruck verzeichnet haben, ist, so viel wir haben feststellen können, bisher noch nicht bekannt. Es dürfte daher gerechtfertigt sein, denselben hier zum Abdruck zu

bringen, umsomehr, als der genannte Einblattdruck vermöge seiner Seltenheit — ist ja doch bis jetzt nur ein Exemplar nachgewiesen — einer Handschrift fast gleich zu achten ist. Auf welche specielle Gegend von Oberdeutschland die dialektischen Eigenthümlichkeiten des Spruches hinweisen, und wer demnach etwa als Verfasser desselben zu vermuthen sein mag, dies zu entscheiden müssen wir Berufeneren überlassen. Nur das Eine sei bemerkt, daß der Spruch inhaltlich nicht mit den Vorschriften in Heinrich Steinhöwels Regimen pestilentiae[1]) übereinstimmt, und daß somit an diesen Ulmer Arzt nicht wohl als Verfasser gedacht werden kann.

Ir lieben frúnd vñ gûtē gesellen
Die das gern habē wôllē
Den habe ich dise dinge zesamen gelesenn.
Wûstest du geren wenn pestilencze solt wesē
Machtu doran nemen war
weñ sich das wetter verwandelt gar
Snmmerzyt mit nebel vnd onch regen
Mit dunckelheyt vnd onch mit wegen[2])
Vnd so wúrm sind vnd mucken vil
Vnd so das gefügel im nest nit bliben wil
Vnd dan vil lent geschwer hant
Sie sigend wie sy wôllen genant
Mit grosser hicze vnd onch houptwe.
Dar zû nymm war vnd fürbas me
So denn onch dick fallend die stern
Dann so regnieret die pestilencz fast gern.
wann wir dann onch solliche zyt hont
So sollent wir dann des sein ermant
Das wir nun gott den herren rûffend an
Durch den heiligen herren sant sebastion
Der kan vns wol an gott erwerben
Das niemant doran mag ersterbenn.
wilt snnst wol bewaren dich
So soltu fliehē stestiglich [*sic*]
Wemût soltu schlahen gancz von herczen
Biß frôlich vnd sûch lust mit scherczen
Das duncket mich gar fast ein gûter radt.
Des nachtes so man schlaffen gadt
So sol man beschliessen die kammern sein
Vnd ein gûten rouch machen darein
Mit weckolter lorber vnd ouch wermût
Das ist für den recht bôsen lufft gût.

[1]) Mitgetheilt von Karl Ehrle im Deutschen Archiv für Geschichte der Medicin III, 1880, S. 357 ff. u. 394 ff.

[2]) *wehen.*

Anch an dem morgen frů so tů es geren.
Darzů so soltu nemē grůbelnuß keren
Sefenbonm vnd rautten gelich vil
Zůsammen gemischet ob man wil
Vnd dasselbig onch nůchtern niessen
Anch wőlte es dich denn nit verdrissen
So síde dar zů in clarem weyn salbey
Lorberbletter holder soll onch sein dabey
Treyackers saltn [*sic*] ouch thůn dar zů
Vnd trincke das alles nůchtern frů.
Du solt nit gon ausser dem hausse dein
Vntz dn sichest der liechten snnnen schin.
Bruch vast essich in dyner speyse
Helß [?] lúczel dar na bistu weyse
Iß dar zů brot das nit sey ze alt
Dein speyse sey weder ze warm noch ze kalt
Ob dn onch nach wilpret verlangen hast
Ist es Jnng ich wer dir es nit vast
Fleysch gebraten fůget dir vil baß
Dann gesottenes fúrwar wiß du das
Alles obs das ist dir gar schedelich
On boumnuß die soltu esse [*sic*] frischlich
was vndåwig vnd hiczig ist
Das branch gar wenig zů aller frist
Halt gar gewonlichen stůlganck
Gůter wein sol seyn dein tranck
Mit wasser gemischt zů sechstem teyl.
In dyner freyden biß nit zu geyl
Vnd lůg das du das nit enlanst
Zů rechter zyt dn schlanffen gaust
Alwegen nach dem nachtmal.
Nyeman lenger schlauffen sol
Denn syben stund vnd dar nach wachen.
wúrde es sich sunst anders machen
Das yemans der gebresten an kem
Der dann wermůt vnd rauten nem
Vnd die mit essich wol zerrib
Der gebrest an Im nit belyb
Der es ze stund leyt an die statt.
wer aber des nicht en hat
Der mag senff vnd holder stossen
Dar vff zelegen vnd nit vnder wegē lassen.
Noch weyß ich ein anderen lyst
Eins nem seynen eigen mist
Vnd schla jnn dar v́ber also warm.
Kumpt es dyr vnder den lincken arm

So soltu fúr sich bald lassen [1])
Zwischen dem cleinen finger vñ dē grossen
Zů der milcz adern on erschrocken.
wúrd es sich aber also brocken
Das es der recht arm empfieng
So aderlauß zů der lungen gering
Zwischen den zweyen miteln [2]) beyden.
Noch wil ich dich eins bescheyden
kummet es zwischen die schultern dir
Schraffens dn denn nicht enbir.
wer es dir aher an den halß kommen
So oderlans vff heyden dummen
Zů dem honpt dem geblůt.
Lůg yederman das er sich hůt
Das er nit schlauff ee er lat.
So es dir by dem herczen stat
So schlach die adern der meren
Soltu by dem cleinen vinger verseren
Vnd die aderen dar nehen.
Bleybt sy dir hy der schame cleben
Vff der grossen zehen der selhen seyten
Die dn schlahen solt bey zeyten.
Vnd solt gott getruwen wol
Der vns alle behůten sol
Vnd seyn liebe můter maria zart
An der kein hilff nie ward gespart

III.

Maria zart von edler Art.

Der Text dieses Liedes ist in neuerer Zeit öfter veröffentlicht worden, so von R. Nyerup in Idunna und Hermode, Jg. 1816, S. 81 (nach einem Drucke des 16. Jahrhunderts), von Ph. M. Körner im Marianischen Liederkranz S. 250 ff. (ebenfalls nach einem Drucke des 16. Jahrhunderts, 14 Strophen), von J. Kehrein, Katholische Kirchenlieder II, S. 25, Nr. 391 (29 Str.) und endlich von Wackernagel, Kirchenlied II, S. 804, Nr. 1036 (nach einer Münchener Handschrift, 11 Str.). Die erste Strophe ist außerdem noch in manchen anderen ähnlichen Publicationen gedruckt (so bei Meister-Bäumker, das katholisch-deutsche Kirchenlied, bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch, bei Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes). Aber auch nach diesem öfteren Abdruck des Liedes dürfte

[1]) Zur Ader lassen.
[2]) sc. *Fingern.*

der oben unter I, Nr. 11 aufgeführte Einblattdruck desselben, obschon er nur die drei ersten Strophen umfaßt, Beachtung verdienen. Denn der in demselben enthaltene Text zeigt Abweichungen von allen bisher bekannten Texten. Doch genügt es wohl, statt die Strophen selbst mitzutheilen, die Abweichungen von dem bei Wackernagel a. a. O. gegebenen Texte zu verzeichnen. Dabei nehmen wir auch die orthographischen Varianten auf, so daß die genaue Reproduction des gesammten Textes jederzeit möglich ist.

Str. 1, Z. 3 on alle. Z. 4 Du, uß. Z. 5 herwider bracht. Z. 6 verloren. Z. 7 Von Adams val. Z. 8 wal. Z. 9 sanct Gabriel. Z. 11 meyn sünd vnd chuld [sic]. Z. 13 dhein trost nit ist. Z. 14 wa du nit bist. Z. 15 barmhertzigkeit erwerben. Z. 16 letsten end. Z. 17 bit, wend.

Str. 2, Z. 2 dů. Z. 3 Altvåtter. Z. 4 vnd. Z. 5 we vnd clag. Z. 6 hielt. Z. 7 zů, zeyt. Z. 8 wunschten sie streyt. Z. 9 auch das des himelsporten. Z. 10 zerrisß an allen orten. Z. 11 kem. Z. 12 von jn nem. Z. 13 ir süntlich. Z. 14 als. Z. 15 jungkfrôwlich geboren. Z. 16 ist. Z. 17 zelt. Z. 18 ein.

Str. 3, Z. 1 rein. Z. 2 bist allein. Z. 3 vff. Z. 4 Darumb. Z. 5 ôwig. Z. 6 můter zů werdē. Z. 7 hôchstē heil. Z. 8 urteil. Z. 9 jüngsten, würt. Z. 11 O edle. Z. 12 zůflucht. Z. 13 ich hab zů. Z. 14 creütz bist. Z. 15 sanct Johanne. Z. 16 du. Z. 17 solt seine [sic].

IV.

Das Lied: „O Herre Gott, dein göttlich Wort“ und sein Verfasser.

Der oben bei I unter Nr. 19 aufgeführte Druck dieses Liedes ist älter als alle bisher bekannt gewesenen [1]). Denn der älteste Druck, von dem man bisher gewußt hat, ist der im Erfurter „Enchiridion geystlicher Gesenge und Psalmen“ von 1527, aus welchem dasselbe sodann in das von Luther besorgte Kluge'sche Gesangbuch von 1529 und weiterhin in eine ganze Reihe Gesangbücher übergegangen ist. Vergleichen wir unseren Text mit den in diesen ältesten Drucken vorliegenden Recensionen, wie sie von Wackernagel, Kirchenlied III, S. 123, Nr. 163 (nach dem Erfurter Enchiridion von 1527 und nach dem von 1531) sowie von Mützell, Geistliche Lieder der Evang.

[1]) Er ist von dem Unterzeichneten aus dem Einbande eines Exemplars von Gersons Opera p. III, Basil. 1489 losgelöst worden.

Kirche I, S. 58, Nr. 43 (nach Val. Bapst's Gesangbuch von 1545) wiedergegeben werden, so zeigt derselbe mannigfache Abweichungen, die sichtlich den Charakter größerer Ursprünglichkeit tragen. Wir dürfen daher den in unserem Drucke vorliegenden Text wohl als den Originaltext betrachten, und von diesem Gesichtspunkte aus möchte es angezeigt sein, ihn vollständig wiederzugeben [1]).

O Herre Gott
dein göttlich wort
ist lang verdunckelt bliben.
Biß durch dein gnadt,
vns ist gesadt
was Paulus hat geschriben.
Vnd andere Apostel mhe,
auß deim götlichen munde
deß dancken dir
mit fleiß das wir
erlebet han die stunde.

Das eß mitt macht
an tag ist bracht,
wie clärlich ist vor augen,
Ach Gott mein herr,
erbarm dich der,
die dein itz thun verlaugē,
Vñ achten mer
vff menschen ler,
dañ dein götlich gebothen,
geb ihn verstandt,
das solcher thandt
jo helff auß keynen nothen.

Wiltu nun fein
gût Christen sein,
so mûstu erstlich glauben,
Setz dein vertraw,
daruff fest baw,
lieb bringt hoffnung mit rauhe,
durch Jesum Christ,
derß alles ist,
dein negsten lieb darneben,
das gwissen frei
reyn hertz darbei,
wirt keyn cretur dir geben.

Alleyn herr du
mûst solichs thu
auß ganz lanttern genaden,
Wer sich des trôst,
der ist erlôst,
vnd kann ihm niemandt schaden,
Ap [*sic*] wolten gleich
Babst, Keyser, reich
dich vnd dein wort vertreiben
ist doch ir macht
gen dir nichts gacht,
sie müssens lassen bleiben.

Hilff herre Gott
iñ diser not,
das sich die thun bekeren,
Die nichts betrachtn,
dein wort verachtn,
vnd wôllens auch nit leren,
sie sprechen schlecht,
es sei nit recht,
vnd habens nie gelesen,
auch nitt gehort
das edel wort,
ists nit eyn teuflisch wesen.

Ich glaub gantz gar,
das es sei war,

[1]) Wir bemerken, daß auch die beigefügte Melodie von der bisher bekannten, bei Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl. VIII, S. 119 angedeuteten, bei Bäumker, das katholische deutsche Kirchenlied I, S. 347, Nr. 88 vollständig mitgetheilten abweicht, obwohl diese letztere bereits auch im Erfurter Enchiridion von 1527 vorkommt.

was Paulus vns thut schreiben,
Es müß ehe gsche,
das als verghe,
dein göttlichs wort soll bleiben
Inn ewigkeyt,
wer es schon leyt
vil hart verstockter hertzen,
kern sich nit vmb,
wie wirt am drumb
der teuffel mit ihn schertzen.
Gott ist mein herr,
so binn ich der,
dem sterben kombt zu güte,
durch das dunß hast
auß aller last
erlöst mit deinem blüte,
deß danck ich dir,
drumb wirstu mir
nach deinr verheyssnng geben,
was ich dich bitt,
versagst mir nitt
am todt vnd auch im leben.

Herr ich hoff ie,
du werdest die
in keyner not verlassen,
die dein wort recht,
alß trewe knecht,
im hertz vnd glauben fassen,
Gebst ihn bereyt
die seligkeyt [1],
vn lâst sie nit verterben,
O herr durch dich
bitt ich laß mich
frölich vnd willig sterben.

Außer dieser ältesten Textrecension ist aber noch etwas Anderes an dem in Rede stehenden Drucke unseres Liedes bemerkenswerth; das ist der Schluß des Ganzen: GOT . MIT . VNS. A. H. Z. W. S. V. R. Es kann kein Zweifel sein, daß hierin der Verfasser sich andeutet, vielleicht schon in dem: „Gott mit uns" als seiner Devise, sicher aber in den räthselhaften Chiffern. Theilweise, aber eben nur theilweise, sind dieselben auch bisher schon bekannt gewesen, indem Georg Serpilius (Anmerkungen über P. Sperati Lied: Es ist das Heyl uns kommen her, 1707, S. 37 und Schriftmäßige Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs, 1710, S. 497) über einem Einzeldruck des Liedes die Buchstaben A. H. Z. W. gefunden hatte. Schon Wackernagel a. a. O. S. 124 bemerkt dazu: „das könnte A. Herzog zu Württemberg heißen." Der Bearbeiter der dritten Aüflage von Kochs Geschichte des Kirchenliedes aber, R. Lauxmann, sucht auf Grund der eben angeführten Chiffern in einem eigenen Anhange zu Bd. VIII (unter dem Titel: „O Herre Gott, dein göttlichs Wort. Eine hymnologische Studie zur württembergischen Geschichte") den Nachweis zu liefern, daß Ulrich Herzog zu Württemberg und kein Anderer der Dichter unseres Reformationsliedes sei [2]). Auf die näheren Ausführungen Lauxmanns brauchen wir hier nicht einzugehen; doch ist

[1]) Druck: *seligkeyr.*

[2]) Früher galt mehrfach, jedoch mit Unrecht, Paul Speratus für den Dichter des Liedes, das seiner im Übrigen recht wohl würdig wäre; vgl. hierüber Cosack, Paul Speratus' Leben und Lieder, 1861, S. 267. 335.

klar, daß schon nach der bisherigen Lage der Sache der erste Buchstabe (A statt U) wirkliche Schwierigkeit bietet. Es ist doch eine gar zu künstliche Erklärung, wenn man mit Lauxmann darin eine weitere Verhüllung des fürstlichen Dichters erblicken oder aber an Autor, bezw. Alaricus dabei denken will. Viel eher ginge es noch an, die Schwierigkeit damit zu lösen, daß durch ein Versehen in der Druckerei aus dem U des Manuscriptes ein A geworden sei. Nachdem nun aber mit dem ältesten Drucke des Liedes auch die vollständigere Chiffernreihe: A. H. Z. W. S. V. R. zum Vorscheine gekommen, ist jener Hypothese der ganze Boden, auf dem sie aufgebaut worden ist, entzogen. Schon das „Gott mit uns“, wenn es anders Devise ist, paßt nicht auf Herzog Ulrich, von dem Lauxmann selbst a. a. O. S. 699 und 702 ganz andere Wahlsprüche anführt und von dem auch wir den eben genannten nirgends zu constatiren vermocht haben. Die erweiterte Chiffernreihe aber: A. H. Z. W. S. V. R. kann vollends gar nicht auf ihn gedeutet werden. S. und R. (V ist jedenfalls = Vnd) bezeichnen sicher Herrschaftsgebiete, so gut wie W, aber wenngleich auch Herzog Ulrich solche Herrschaften besessen hat, deren Namen mit den genannten Buchstaben beginnen, nämlich Sponeck (am Oberrhein, jetzt zu Baden gehörig) und Reichenweiher (im Elsaß), so kann an diese doch keineswegs gedacht werden. Denn man kann nicht ergänzen: Herzog zu Württemberg, Sponeck Vnd Reichenweiher, weil Ulrich nur mit Bezug auf Württemberg und Teck den Herzogstitel führte, nicht auch mit Bezug auf die beiden genannten kleinen Herrschaften. Wollte man aber statt Herzog 'Herr' suppliren, so paßt hiezu wieder Württemberg nicht, und ohnedies hat weder Herzog Ulrich noch irgend ein anderer württembergischer Fürst je einmal Württemberg, Sponeck und Reichenweiher in seinem Titel zusammengestellt[1]), und wollte man sagen, Ulrich habe zum Zwecke der Wahrung des Incognitos die kleinen Herrschaften zu seiner Bezeichnung gewählt, so hätte dies einen Sinn nur dann, wenn nicht gleichzeitig — wie doch ex hypothesi der Fall — auch das Hauptland Württemberg in diese Bezeichnung aufgenommen wäre. Mit Einem Worte, die Schwierigkeiten, welche sich der Deutung der Chiffern auf Herzog Ulrich schon bisher entgegengestellt haben, häufen sich nunmehr so sehr, daß jene Deutung nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

---

[1]) Ulrich nannte sich auch damals, in der Verbannung, Herzog zu Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgart u. s. w.

Ist nun aber Herzog Ulrich von Württemberg nicht der Dichter des Liedes, wer ist es dann? Daß die Merkmale, welche gerade unser Druck an die Hand gibt, zur Bestimmung desselben an sich genügend sind, ist wohl außer Frage. Ließe sich Jemand nachweisen, auf welchen alle jene Chiffern passen, der ferner den Wahlspruch „Gott mit uns" geführt hätte und der endlich zugleich der reformatorischen Bewegüng mit so lebendigem innerem Interesse zugethan gewesen wäre, wie wir es bei dem Verfasser des Liedes voraussetzen müssen, so dürften wir ihn, zumal wenn auch noch poetische Begabung sich bei ihm constatiren ließe, ohne Weiteres für den Dichter halten. Denn daß es auch nur zwei Männer zu gleicher Zeit gegeben haben sollte, bei welchen dies alles zugetroffen wäre, ist ja nicht anzunehmen. Nun ist es aber eben nicht leicht, auf Grund der genannten Merkmale deren Träger festzustellen. Die adeligen Geschlechter findet man ja gewöhnlich nur nach dem Hauptnamen, nicht nach dem von den verschiedenen Besitzungen hergenommenen vollen Titel bezeichnet; selbst die Adelslexika u. dgl. machen dabei keine Ausnahme, sie führen nicht einmal immer die Besitzungen an. Ähnlich schwierig steht die Sache mit den andern Merkmalen; denn was z. B. den Wahlspruch betrifft, so ist es nur zufällig, wenn die Devisen Einzelner uns überliefert worden sind; in unserem Falle lassen uns hierüber auch die Specialwerke von Dielitz u. A. im Stich. So ist es uns denn auch nicht gelungen, bei irgend einem Manne alle angegebenen Merkmale nachzuweisen, aber einen können wir doch nennen, bei welchem wenigstens die wichtigsten derselben zutreffen. Dieser Mann ist der kursächsische Rath Anark Herr zu Wildenfels, Schönkirchen und Ronneburg. Wie man sieht, passen auf seinen Namen ganz genau die unter dem Liede stehenden Chiffern A. H. Z. W. S. V. R.[1]). Welches aber seine Stellung zur Reformation gewesen ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß er bei den zum Zwecke der Reformirung des Landes angeordneten Kirchen- und Schulvisitationen im Kurfürstenthume Sachsen betheiligt war. So war er im Spätjahre 1528 mit Dietrich v. Starschedel, Georg Spalatin und Anton Musa im Kreise Meißen und im Voigtlande als Visitator thätig. Dabei war — bezeichnender Weise — „in der Annahme der lutherischen Lehre" gerade sein Herrschaftsgebiet, „die

[1]) Der Name ist dabei nicht etwa willkürlich diesen Chiffern angepaßt worden (durch Umstellung oder dergleichen), vielmehr genau so, wie wir ihn angegeben haben, kommt er in gleichzeitigen Urkunden vor (vgl. Chr. Löber, Historien von Ronneburg, 1722, S. 245. Anhang S. 60. 63. 69).

Ronneburger Gegend weit voraus: dort hatte das Papstthum verhältnißmäßig viel an Boden verloren". (Burkhardt, Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen, 1879, S. 43. 73). Auch später, 1533, ward er mit Anderen zum Visitator genannter Gegenden bestellt (ebd. S. 125). Bedeutsamer noch ist eine andere Thatsache, die schon aus dem Anfange des Jahres 1527 von ihm berichtet wird. Als nämlich der spätere Kurfürst Johann Friedrich auf seiner Hochzeitsreise durch Düsseldorf kam, predigte der Franziskanermönch Johann Korbach gegen die Anhänger Luthers und erklärte sich zu einer Disputation bereit. Da war es eben der im Gefolge des Prinzen befindliche Herr von Wildenfels, der den Mönch beim Worte nahm und trotz seinem anfänglichen Widerstreben ihn zu einer Disputation mit Friedrich Mykonius nöthigte. Diese Disputation fand am 19. Februar 1527 in Anwesenheit des Prinzen, seines Gefolges und vieler Anderen vom Adel und von der Bürgerschaft in des Herrn v. Wildenfels Wohnung statt, wobei der Letztere den Verhandlungen präsidirte, auch mehrmals persönlich eingriff und namentlich einmal in emphatischer Weise für die evangelischen Prediger Zeugniß ablegte. (Ledderhose, Fr. Mykonius S. 131 ff.) Aus dem allem geht hervor, daß Anark von Wildenfels auch jenes andere wichtige Erforderniß aufzuweisen hat, welches wir bei dem Dichter des Reformationsliedes voraussetzen müssen, nämlich die lebendigste persönliche Theilnahme für die von Luther ausgegangene Bewegung. Bedenken wir nun, wie außerordentlich selten die bei diesem Manne zutreffenden Merkmale sich sonst wohl vereinigt fanden: wie wenig der adeligen Familien überhaupt gewesen sein mögen, auf welche die Chiffern W, S und R paßten, wie viel weniger noch derer, welche damals zugleich ein Glied aufzuweisen hatten, zu dessen Vornamen der erste Buchstabe der Chiffernreihe, A, stimmte[1]) und wie dann das weitere Merkmal der persönlichen evangelischen Überzeugung den Fall erst recht zu einem seltenen stempelt, so wird man gestehen müssen: die Identität Anarks v. Wildenfels mit dem Verfasser unseres Liedes hat wirklich

[1]) So würden die Chiffern H. Z. W. S. V. R. z. B. wohl auf die Herren zu Wied, Selters und Runkel oder auf die Huntpiß zu Waltrams, Siggen und Ratzenried passen, aber es ließ sich kein Glied dieser Familien aus der fraglichen Zeit finden, dessen Vorname mit A begonnen hätte. Umgekehrt wo Vor- und Hauptname stimmen und auch die protestantische Gesinnung unzweifelhaft ist, wie bei Adam von Wolfstein oder Alexsoder von Wildenstein — die in der Begleitung des Markgrafen von Brandenburg bezw. Ottheinrichs und Philipps von der Pfalz auf dem Augsburger Reichstag von 1530 waren — da kommt man mit den letzten Chiffern S. V. R. in Verlegenheit.

sehr viel Wahrscheinlichkeit und hat dies, auch wenn es nicht gelingen sollte, sonstige Belege für seine dichterische Begabung oder aber jene Schlußformel „Gott mit uns“, wenn sie anders des Dichters Wahlspruch war, als seine Devise nachzuweisen[1]). Vielleicht aber

[1]) Man könnte daran denken, auch auf den Druckort des Liedes als eine Instanz zur Lösung der Frage zu recurriren. Allein fürs erste wird sich der Druckort überhaupt nicht leicht feststellen lassen, da die in dem Druck vorkommenden Typen hiefür zu wenig eigenthümlich, die Ornamente desselben aber, weil höher als das gewöhnliche Folioformat, wohl so selten zur Anwendung gekommen sind, daß man sie kaum je in einem anderen Druck finden dürfte. Zum anderen aber: auch wenn der Druckort constatirt wäre, würde er doch keinen sicheren Fingerzeig für unsere Frage geben, so lange es nicht gewiß ist, daß wir in dem Einblattdruck wirklich den vom Verfasser veranlaßten Originaldruck des Liedes vor uns haben. — Bei der hohen Wahrscheinlichkeit, die es nun aber jedenfalls hat, daß Anark von Wildenfels der Dichter ist, sind vielleicht noch einige Notizen über seine Person hier am Platze. Viel ist es freilich nicht, was wir haben ermitteln können. Er gehörte einem sehr alten Geschlechte an, welches sich nach der in seinem Besitze befindlichen Stadt und Herrschaft Wildenfels im sächsischen Erzgebirge nannte, übrigens im Jahre 1602 (nicht wie v. Hellbach, Adels-Lexikon II, 1826, S. 744 und Andere sagen, 1593) ausgestorben ist. Der Sohn eines älteren Anark von Wildenfels — der seltene Vorname kommt in diesem Geschlechte öfter vor — muß er spätestens im letzten Decennium des 15. Jahrhunderts geboren sein. Denn schon im Jahre 1517 ward ihm von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen die Herrschaft Ronneburg verliehen, was 1527 von dessen Nachfolger unter Ertheilung weiterer Rechte bestätigt wurde. Im Jahre 1521 oder 1522 (nicht 1526) heiratete er eine Gräfin Elisabeth von Gleichen. Wie sein Vater, der 1493 Friedrich den Weisen in das heilige Land begleitet hatte, war er in Diensten der sächsischen Kurfürsten, bei denen er wichtige Stellungen einnahm. Einiges ist schon oben angeführt worden. Wir erwähnen noch, daß er zunächst Amtmann in Altenburg war. Des Weiteren finden wir ihn unter den Räthen Johanns des Beständigen auf dem Reichstage zu Augsburg von 1530. Ein Jahr darauf ist er als Gesandter seines Kurfürsten bei dem Landgrafen Philipp von Hessen thätig, als es sich um die Vorbereitungen zur Restitution des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg handelte. Später erscheint er anläßlich von Differenzen, die sich zwischen dem Kurfürsten Johann und dem Landgrafen erhoben hatten, als einer der Vermittler und Schiedsrichter, und eine ähnliche Vertrauensstellung ward ihm auch in anderen derartigen Fällen zu Theil. Seiner Thätigkeit scheint der Tod übrigens frühe ein Ziel gesteckt zu haben, wenn es anders richtig ist, daß er ums Jahr 1538 gestorben. Gewiß ist, daß er in der Kirche zu Härtensdorf bei Wildenfels begraben liegt, wo noch um 1722 Löber sein Bild und seinen Grabstein sah, ohne freilich das Datum seines Todes darauf entziffern zu können. (Vgl. die oben angeführte Historie von Ronneburg Christian Löbers von 1722, S. 110 ff., besonders S. 114—123. 136. 244 f., Zedler's Universal-Lexikon Bd. 56, 1748, Sp. 816 f., (C. Sturm) Warhafftig anzaygung wie Kaiser Carl der fünft ettlichen Fürsten auff dem Reychstag zů Augspurg im MCCCC.XXX jar gehalten Regalia .. gelihen, was auch jr Kai. Maie. und derselben brůder ... auch andere Churfürsten u. s. w. für Räthe und Adelspersonen auff solchem Reichstag gehept haben.)

gelingt es einem Leser dieser Zeilen, was uns nicht ganz geglückt ist: die Kette zu schließen und die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben, oder aber — es ist dies freilich nicht wahrscheinlich — mittelst der gegebenen Anhaltspunkte in einem Anderen den Dichter zu entdecken. In jedem Falle wäre es der Mühe werth, den Namen des Mannes der Vergessenheit zu entreißen, der so frühe schon ein so echt evangelisch gedachtes und zugleich so tief empfundenes, so mächtig wirkendes Lied gedichtet hat.

STUTTGART. KARL STEIFF.

ZU GERHARD VON MINDEN.

Fab. 11, 4:

De vos ne hât is nicht gesein,
men horen scrigen unde lêp
do na dem arne.

Im Corrspondenzblatt f. niederd. Sprachforschung XII, 6 hatte ich *horen* in *hôr ên* aufgelöst. Sprenger dagegen will Germ. XXXIII, p. 460 *horen* in *hôre ên* auflösen nnd läßt *hôre* durch Contraction aus *horde* entstanden sein, ähnlich wie *sê* aus *segde* bei Schambach S. 189. Zunächst muß ich bemerken, daß letzterer Vergleich durchaus unzutreffend ist, da *sê* nicht aus *segde*, sondern aus *sede*, welche Form heute noch lebt, entstanden ist; *sede* aber mit Ausfall von *g* aus *segede*. Die Form *sê* scheint im Mnd. nicht vorhanden zu sein, wenigstens findet sie sich weder im mnd. Wb. noch in Lübbens mnd. Grammatik. Die Form *hore* für *horde* würde jedoch auf einem anderen Lautgesetze beruhen, das zwar heute in fast allen niederdeutschen Mundarten zu gelten scheint, in der mnd. Schriftsprache aber so gut wie gar nicht anzutreffen ist. Sprenger hat daher auch seine Annahme durch keine Beispiele gestützt, und auch Lübben hat in seiner mnd. Grammatik keine angeführt, wenn man nicht etwa die Form *leve* hierher rechnen kann, die für *levede*, contrahirt *lefde*, stehen soll. Da mir die Stelle, wo *leve* vorkommt, nicht bekannt ist, so kann ich nicht darüber urtheilen. Schambach hat für das Göttingisch-Grubenhagen'sche *lêwede* und *lêfde*, aber kein *lêwe*. In Kattenstedt am Harz heißt allerdings *hei lêwe* 'er lebte'. Hier ist *lêwe* aber wohl nicht aus *lêvde*, sondern aus *lêwede* mit Abfall von *de* entstanden.

Als ich meine Bemerkungen zu Gerhard von Minden schrieb, glaubte ich die Form *hore* nicht ansetzen zu dürfen, weil ich für den

Ausfall des *d* nach *r* im Mittelniederdeutschen keine Belege hatte. Mich auf die heutigen Mundarten zu stützen, schien mir bedenklich, weil ich damit heutige Lautgesetze auf die mnd. Schriftsprache angewendet hätte, wozu ich ohne Weiteres nicht berechtigt war. Darum ist Sprengers Berufung auf *hôre* bei Schambach zunächst nichts beweisend.

Als ich neulich den Koker las, fand ich auf Seite 323:

De kauher und de swen
De blaset syck süluen uth dem dorpe.

Hier haben wir also ein Beispiel, wo nach *r* nicht blos *d*, sondern sogar *de* abgefallen ist. Heute lautet diese Form im Göttingisch-Grubenhagen'schen *hêre* (Schambach), im Westphälischen *hêr* (Woeste), im Altmärkischen *herr* (Danneil)[1]. *kauher* sowie die ganze Redensart sind offenbar dem Volksmunde entnommen, und daraus erklärt sich die Abweichung von der mnd. Schriftsprache. Wir hätten dann den Nachweis, daß das Gesetz, nach welchem heute *d* nach *r* bei vorhergehender Vokallänge ausfällt, s. mein Programm, Mundartliches aus Kattenstedt am Harz I, Die Media d. Helmstedt 1884, auch schon zur Zeit des Mittelniederdeutschen vorhanden war, daß überhaupt, wie ich aus dem Vergleiche der heutigen Mundarten mit den mnd. Urkunden erkannt zu haben glaube, die mnd. Mundarten den heutigen weit näher standen, als die mnd. Schriftsprache erkennen läßt. — In der Bauernbetrügerei, mnd. Fastnachtspiele, herausgeg. von W. Seelmann, p. 24, Vers 46:

He hadde eynen langen Rock ann
Und ein dinck uppe mit veer oren.

In den Anmerkungen auf S. 80 sagt Seelmann: 'Gemeint scheint ein Mann in Amtstracht mit vierkantigem, in spitze Ecken (*oren*) auslaufendem Barrett.' Demnach wäre in *oren* auch ein *d* ausgefallen, und diese Form würde demselben Sprachgebiete: Hannover, Braunschweig, Hildesheim, s. Einleitung p. XXX angehören, wie *kauher* im Koker. Übrigens glaube ich nicht, daß *oren* von *ort* = Ecke herkommt, sondern halte es für *or* = Ohr, wie solche spitze Ecken noch heute genannt werden. Eine Form *hore* läßt sich also in der mnd. Schriftsprache kaum nachweisen. Wie steht es nun mit der von mir angesetzten Form *hôr*? Sprenger hat ihr keine Beachtung geschenkt. Ich hatte hervorgehoben, daß in Kattenstedt am Harz für das Praeteritum die beiden Formen *ek hêrte* und *ek hôr*, in der 3. Pers. Sing.

[1]) Um Osterwieck nördlich vom Harz heißt es *gauseheer*.

hei hêre und *hei hôr* vorhanden sind. *hêrte* und *hêre* stehen für *hõrede* mit der bekannten Verdünnung von *ö* zu *e* (s. meine Schrift: Zur Charakteristik des nd. Harzes, p. 9). Über die Verhärtung von *d* zu *t* in *hêrte* s. mein Programm. *ek, hei, hôr,* Plur. *hôren* neben *hêrten,* hatte ich für ein starkes Praeteritum erklärt, da ein Abfall des *e* in *hôre* nicht anzunehmen ist, sich sonst wenigstens der Abfall eines *e* in der Kattenstedter Mundart nicht findet. Nachher bin ich in meiner Ansicht wieder schwankend geworden. Beachtenswerth bleiben jedenfalls die Doppelformen *hôr* und *hêre*, von denen die letztere schon wegen des Umlautes jünger sein muß als die erstere. Da beide als schwache Praeterita aus derselben Form *horede* entstanden sein müßten, die jüngere aber das Flexions-*e* bewahrt, so bleibt der Abfall desselben in der älteren merkwürdig. Schambach hat *hôre* neben *höaere,* Woeste *hârde* neben *hâr*. Es scheint mir nicht unmöglich, daß schon im Mnd. ein *hôr* existirte, wenigstens strichweise, und daß der Abschreiber der Handschrift der Fabeln, wie ich auch aus anderen Gründen vermuthe, aus der Gegend von Magdeburg, Halberstadt oder Braunschweig stammte und hin und wieder seine Mundart mit einfließen ließ.

BLANKENBURG a. H. ED. DAMKÖHLER.

EIN BRIEF AN ALBRECHT VON EYB.

Voigt, Wiederbelebung des classischen Altertbums II², 290—292, bespricht einen für die Zeit der deutschen Frührenaissance recht charakteristischen Briefwechsel zwischen Gregor Heimburg und einem gewissen Johannes Rot, welcher der neuen „Rhetorik“ den Vorrang vor der Jurisprudenz einräumen wollte und deswegen von Heimburg zurechtgewiesen wurde[1]). Voigt unterläßt es, nähere Angaben über die Persönlichkeit dieses Joh. Rot zu machen, der immerhin einmal eine eingehendere Charakteristik verdiente. Einige Angaben über ihn mögen hier ihre Stelle finden. In zwei große Classen können wir die meisten Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts einreihen, in Vagabunden und Streber, — Rot gehört unter die letzteren, deren Musterbild Aeneas Silvius ist. Wie dieser ist er von niederer Herkunft: sein

[1]) Die beiden uns erhaltenen Briefe, — die Antwort Heimburgs und die Replik Rots sind nicht nur, wie Voigt angibt, im Cod. lat. Mon. 519, sondern auch im Cod. lat. Mon. 518 und in dem Bamberger Codex M II, 9 zu finden. Daß die beiden zuletzt angeführten Handschriften auf einen Archetypus zurückgehen, der sich im Besitze Albrecht von Eybs befunden haben muß, werde ich an anderer Stelle nachzuweisen haben.

Vater, Seifried Rot, war Schuhmacher in dem jetzt zu Baiern gehörigen schwäbischen Städtchen Wemding. Wie Aeneas Sylvius verdiente er sich die Sporen im fremden Lande: 1454 finden wir ihn als Schüler Lorenzo Vallas in Rom, 1457 in Padua (s. J. Facciolati Fasti Gymn. Patav. Padua 1757, S. 12), in demselben Jahre als Secretär bei Ladislaus von Ungarn, dann in wichtigen Stellungen am Hofe Friedrichs III. Wie Aeneas Sylvius gelangte er schließlich in der Heimat zu hohen geistlichen Würden, — 1468 wurde er Bischof von Lavant, 1482 Bischof von Breslau; als solcher ist er 1504 gestorben. Sein Grabdenkmal im Dom rührt von Peter Vischer her. Gehandelt hat über ihn außer Heyne (Gesch. des Bisthums Breslau. Breslau 1868, III, 722—725) besonders ausführlich Tangl 'Reihe der Bischöfe von Lavant' (Klagenfurt 1841) S. 175—197, — hier sind auch einige deutsche Briefe Rots aus seiner späteren Lebenszeit gedruckt; ein Brief vom Jahre 1469 steht im 'kaiserlichen Buch des Markgrafen Albrecht Achilles' ed. Höfler (Baireuth 1850) S. 200—201. Während seines ganzen Lebens war er den humanistischen Studien zugethan, und als rechter litterarisch-politischer Streber knüpfte er mit aller Welt Briefwechsel an, so mit Aeneas Sylvius (vgl. dessen Brief edit. Basil. 312 und Rots Antwort ibid. 324 aus dem Jahre 1457), und mit Gregor Heimburg; daß dem Briefe Heimburgs vom 6. März 1454 nicht nur der verloren gegangene Hauptbrief Rots vom 10. Februar, sondern auch noch ein Brief Heimburgs vorausging, der gewiß nur die Antwort auf ein Rotsches Schreiben war, geht aus dem Eingang des Heimburg'schen Briefes hervor. Rot muß seine Antwort auf letzteren für ein Meisterwerk gehalten haben, denn er sandte ein neues Schreiben, in dem er sich jener Antwort rühmte, sich selbst als den ersten deutschen Humanisten hinstellte und weidlich auf die barbarische germanische Nation schimpfte, an Albrecht von Eyb, der damals (1454) in Italien seinen Studien oblag. Gewiß waren die beiden an einer italienischen Universität zusammen gewesen; Beziehungen mögen auch daher stammen, daß Rots Geburtsstadt Wemding zur Diöcese Eichstätt gehörte und Eyb Eichstätter Domherr war. Das geschickt angerichtete Citatenragout muß Eyb schmackkaft erschienen sein: er sandte es — mit einem Begleitschreiben, das ebenso wie Rots Brief nicht erhalten ist — an einen gewissen Andreas Bauarus. Über die Persönlichkeit dieses Mannes hat sich trotz eingehender Nachforschungen in den kgl. bairischen Archiven nichts ermitteln lassen. Außer dem unten abgedruckten Brief ist von ihm eine Epistel in lateinischen Versen in Hartmann Schedelscher Abschrift

erhalten (Cod. lat. Mon. 504, fol. 1—2ᵃ), die an den Bischof Johann von Eichstätt gerichtet ist und diesen zur Friedensvermittelung auffordert, — man darf danach den Brief in die Zeit kurz vor oder kurz nach 1460 setzen. Es sind 108 Hexameter, die deutlich den Einfluß Ovids verrathen und ebenso voll von antik-mythologischen Anspielungen wie von metrischen Fehlern sind. Zum Schlusse nennt sich der Verfasser 'Andreas bauarus secretarius ducalis', — aber auch diese Bezeichnung führt nicht zur Ermittelung seiner Persönlichkeit. Es liegt nahe, an den berühmten Historiker Andreas von Regensburg zu denken: dieser stand in Beziehungen zu Eichstätt, denn hier war er zum Priester geweiht worden, — er war mit den bairischen Herzögen schriftstellerisch nahe verbunden: daraus möchten sich die Bezeichnungen 'Bauarus' und 'Secretarius ducalis' irgendwie erklären. Gegen die Identität scheint zunächst zu sprechen, daß Andreas Ratisbonensis nach Lorenz' Angabe (Geschichtsquellen I³, S. 193) um 1440 gestorben sein soll. Indessen hat Lorenz dafür jedenfalls keinen anderen Beweis als den, daß des Andreas bairische Herzogschronik nur bis 1439 reicht, und das genügt natürlich nicht, zumal z. B. ein anderes historisches Werk des Andreas, das sogenannte Tagebuch, nur bis 1427 geführt ist. An sich ist es nicht unmöglich, daß Andreas noch 1460 gelebt hat, — daß er 1450 noch am Leben war, scheint mir eine bisher nicht beachtete Urkunde zu beweisen, auf die mich Dr. J. Mayerhofer in Bamberg freundlichst aufmerksam macht. Am 6. August dieses Jahres figurirt in einer Urkunde des Klosters Schönthal (Mon. Boica. XXVI, S. 61) Andreas Predicator Cenobii fratrum Augustinensium Ratispone (das ist St. Mang, wo der Historiker Andreas lebte) als Vidimuszeuge. Es ist doch mindestens sehr wahrscheinlich, daß dieser Andreas der Geschichtsschreiber ist: wir müßten sonst annehmen, daß das gleiche Kloster zur gleichen Zeit zwei Brüder namens Andreas besaß, die durch ihre Bildung eine hervorragende Stellung einnahmen. Wenn ich trotzdem nicht an die Identität des Historikers mit dem Andreas Bauarus glaube, so geschieht das, weil ich nicht annehmen mag, daß der Mann sich im hohen Alter für die humanistischen Studien interessirte, denen er sein Leben lang fern stand; man müßte sich denn auf die vielen dem 'Chronicon generale' eingefügten schlechten lateinischen Hexameter berufen wollen.

Andreas' Antwort auf Eybs Brief steht in dem Augsburger Quartcodex 220, der der Bibliothek Eybs entstammt und über den ich an anderer Stelle nähere Mittheilungen mache. Eine Abschrift Hartmann Schedels bis zu den Worten 'nutriti ac educati' steht im Cod. lat.

Mon. 504, fol. 2b. Der Brief ist uns nicht nur durch die Person des Empfängers interessant, sondern auch, weil er einen in Italien längst im entgegengesetzten Sinne entschiedenen Streit behandelt und dabei den deutsch-nationalen Gesichtspunkt hervorhebt, den sogar Gregor Heimburg in dieser Angelegenheit außer Acht gelassen hatte.

[139a] Andreas Banarus Alberto de Eyb, viro praestantissimo, Sal. plur. dicit.

PErlegi cursim, Colende Generose ac iuris utriusque peritissime vir, litteras Jo. Rotte ad te datas, quas tanti facis et opere precium fore existimas. Que et si omni alia erroris macula carerent (quod expresse negari potest), vna tamen ex causa vehementissime et acriter sunt reprehendende: maxime (ne cæteris inhereamus) cum aperte dicere conetur se fore Germanorum primum, qui artes, que humane intitulantur, amplexus sit seque quodammodo patronum earundem profiteatur. Absit procul tantum nephas: sermoque tam detestandus, vt tot tantaque Germanorum perspicua et ardua ingenia in vnum hunc delirantem Johannem sint collata, vt vel omnes alios nesciuisse uel se solum scire affirmet. Ex cuius dictu clare constare videtur longa studia et vigiliis inediis frigoribus estu ac variis laboribus a plerisque Germanis perpessis [139b] exquisita ingenia absque artinm humanitatis gustu adeo usque orba fuisse et aliena. Si enim hec optimus rei publice protector, eximius Brutns, facundus ac eloquentissimus vir, dum se et moribus et gestis et habitu et vita liberande rei publice causa insauire simularet, tam insulse tamque nude protulisset uerba, hercule illa suo simulate fatuitatis habitui congrnissent, queque simulare[1]) coeperat, vtendo prescriptis verbis verificasset. Quem igitur tuum Johannem fore iudicem, ex iam dictis et elicere et imaginare poteris. Quis enim tam rudus [!] ingenio, vt ignoret, quis tam obtuso, suffocato, calligato[2]) intellectu, vt non cognoscat litteras Johannis nostri insanire aut potius Johannem ipsum insanire litteris snis. Que si mature librentur ipsarumque verba ac sententia [!] ponderentur, vnusquisque mentis compos Johannem tuum delirare cen- [140a] sebit. Si etenim et mihi pridem itidem doctissimus et eloquentissimus (ob quandam laudis vocem exortam) videbatur, ammodo lectis litteris rite de eius eloquentia aut scientia (vt rectius loquar) hesitare possum. Etsi nullo alio obstante obstaculo ab eius dementia retrotrahi aut abstinere voluit et debuit, que numero sunt infinito, saltem prouerbio attrito rustico et uulgari 'Chi se loda se esso biasma' ab eius incoudita ac insulsa opinione reuocari debuerat et abstinere. Qnis enim (dic queso) vnquam, et si omnes doctissimos et eloquentissimos superiorum etatum viros, quibus omnibus longe ac magis longe quam Johanni tuo perspecta est ipsa eloquentia et cibo quodam Tulliano nutriti ac educati: quorum se huic scientie, que ars humanitatis intitulatur, non dico patrocinium assumpsisse, sed nec quicquam adscripsisse profiteatur? A quibus is noster Johannes nti lux a tenebris, [140b] nox a die differt. Qui etiam nondum gustauit, sed quodammodo obnubilatam[3]) artem humanitatis vidit: longeque ab eo est omnis humanitas.

1) *In der Hs.* simnlaret.
2) *Dahinter* ingi *durchstrichen.*
3) obnubilatem *in der Hs.*

Mediusfidius quippe: si is Johannes veris rationibus et maturioribus consiliis fuisset vsus, se non patrocinium sumpsisse, sed necdum corticem artis humanitatis attigisse aut primos terminos imbibisse profiteretur. O stolidum hominem! O arrogantem atque elatam mentem! O vane glorie refertam ceruicem! Cum profitendo se artis humanitatis patrocinium sumpsisse [1]), non scientiam, non eloquentiam, non humanitatem, sed crassam [2]) ac supinam eius inscitiam ac dementiam profiteatur. Nisi forte quispiam obicere uellet [3]) ipsum non patrocinium rhetorice sumpsisse, sed potius, vt rhetorica sibi patrocinium prestet, dixerit [4]). Quod equidem nichil inficit. Idem enim est dicere vel quod ipse patrocinium rhetorice assumpserit, vel se sub patrocinio rhetorice constituisse dixerit. Vtroque enim modo: [141a] aut quia [5]) se patrocinium rhetorice sumpsisse aut se [6]) sub ipsius patrocinio posuisse profitetur, cum ipsa rhetorica res sit inanimata nec loqui possit, sed potius idem Johannes vt instrumentum ipsius rhetorice locutus sit. Et sic vtraque sententia in vnum tendunt finem. Magnas insuper ait se composuisse epistolas, quas magni pendit, earundemque plerosque doctissimos ac prestantissimos viros copiam appetisse [!]. In quibus (vt accepi) contra utrumque Canonicum videlicet Jus [7]) et Ciuile inuebitur: seque nonnulla inibi in Jurisperitos ac in ipsum ius facete a vera ratione haud differentia dissernisse. Vellem edepol et luce clarius illas visere: et propter earundem eloquentiam et propter hominis scientiam. Non enim existimo paruam rem aut uulgarem esse, cum qua ius ciuile inpugnari potuit, hominemque esse potius diuini quam humani ingenii, qui solus tot tantorumque doctissimorum ac clarissimorum virorum [141b] ac legislatorum doctrinam summam et cœlestem improbarit. Maxima enim debet esse auctoritas et novum scientie genus per eum repertum aut potius diuinitus inspiratum: quo vel Juris utriusque prudentiam a tanto tempore, citra cuius initii e memoria est [!], summis illustrissimorum virorum seuerissimorumque Imperatorum ac legislatorum auctoritate comprobatam ac scientia illustratam flocipenderit vel contra ipsam innectus sit [8]), quibusue [9]) in partibus correxerit, quasque causas quasue auctoritates in medium adduxerit. Nonne hic ignarus est, si contrarium asseueraret pontificum et Imperiale ius summam fore philosophiam, cum nulla res, nullus ordo, nullaque conditio in illis absque graui maturaque et ponderata sententia omni excluso errore sancitum sit et reperiatur? Vellem et demum videre, quibus modis aut ex quibus causis iuris pontificii et legalis scientiam corripuerit, quibus auctoritatibus strauerit, quibus [142a] verbis Accursium glosatorem virum approbatum atque eruditissimum tam impudenter (ut asserit) inuaserit [10]), vbi, vnde aut in quo loco emendauerit et qua se

[1]) *Brief Rots Cod. lat. Mon. 519, fol. 121a:* Itaque sumpsi eius [*scil. artis oratorie*] patrocinium.

[2]) c *über schlecht ausgekratztem* g.

[3]) uellet *steht am Rand und ist durch Einschaltungszeichen in den Text gezogen.*

[4]) dixerit *am Rand.*

[5]) *Das* a *ist nachträglich angefügt.*

[6]) se *am Rande.*

[7]) Jus *am Rande.*

[8]) vel-sit *am Rande, durch Zeichen in den Text eingeschaltet.*

[9]) ue *übergeschrieben.*

[10]) *Rot a. a. O. fol. 118b:* Auctor illius supersticionis iam pridem inueterate fuit Accursius; qui si reuinisceret, peniteret eum erroris sui qui tam false Vlpiani

ratione aut auctoritate tueatur. Qui enim fuerunt — respondeat — ipsorum Jurium latores, qui eorumdem interpretes, nisi iustissimi, doctissimi et prestantissimi viri optimarumque artium peritissimi? Nonne et Tullius ipse Rhetorum princeps, fons eloquentie, pater latine lingue, legislator fuit? Quid enim aliud censeri iura possunt quam vera philosophia, recta ratio, summa rhetorica, sine quibus nobis omnia cum beluis communia forent? Sola enim ab illis ratione et legibus discrepamus. Quis enim Rhetorum vsquam fuit etiam doctissimus, qui quicquam contra sacras leges et sanctissimos canones inuectus sit? Saltim aliquis priscorum et auctoritate fulgens? Demosthenem ne se grecum, an Tullium latinum censet? Quorum [142[b]] quisque dicendo, ut apud omnes legimus, ceteros longe antecellit. Nec tamen se quispiam eorum Rhetorice artis patrocinium sumpsisse nec multo dicendo valere ut is noster Johannes affirmat. Si enim, mi Alberthe, sane haec animaduerteris,[1]) absque grani excessu ac reprehensione Johannem ipsum sicco pede haud transire posse, quin etiam claram dederit causam suo edicto reuocandi: maxime, cum se dyalogum quendam texere, vtque verbis suis vtar, et iuris dignitatem enucleare remque exemplis patefacere ac sarcire, que sola romana curia sibi plurima suppeditabat, seque ab institutis Quintilliani et preceptis Rhetorice Tulliane in ea re haud secessisse[2]), vtque ille sue littere pluribus et publice exiberentur, orauit, vt tanta facundia, tanta eloquentia, tantaque dicendi vis noui oratoris omnibus patefieret. Multosque in arte humanitatis discendi la [143[a]] bores se perpessum asseuerat solumque ipsum in Romana curia inter Germanos illam sequi, nonnulla aliaque deridenda, que potius obticenda quam narranda fuissent. Et si non monitionibus doctrinis ac prouerbiis a tali[3]) insolentia abstinere et se retrahere voluisset, saltim humanitate motus (cuius se facit[4]) professorem) ne eius uerba et iactantia ab operibus forent aliena, ab huiusmodi suis deliramentis debuit abstinere remque ipsam dicta eiusdem uerba iactantie maturius ponderare humanitatemque operibus, non sermonibus adimplere, cum procul dubio crudelitate potius quam humanitate sit fretus. Dic, egregie vir, que enim maior iniuria, que maior blasfemia, que granior inertia ipsis Germanis irrogari potuit quam eosdem dici a mundi initio adeo usque artem humanitatis ac optimarum artium ignorasse nec quempiam[5]) ex eis in illis [143[b]] operam dedisse. In ipso autem solo (etiam in Romana curia, vbi tot Germani doctissimi viri conueninnt) fore repertam et per eum acquisitam, quasi exul ab ipsis et incognita foret. Hocne humanitatem an crudelitatem vis, mi Alberte, iudicem? Quid enim crudelius, quid inhumanius, quid honori Germanorum contrarius et sibi ipsi diaculo nocinius esse potest, quam ipsos dicere ignaros et ab arte humanitatis expertes seque fore primum Germanorum, qui et eiusdem patrocinium assumpsit et in eadem vacauit durosque labores perpessus sit. O quantum detestanda

textum quendam de testa. mili. interpretans ad suam uoluntatem detorsisset et nescio quod priuilegium auri portandi vobis indulsisset.

[1]) *Hier fehlt ein Wort wie* 'intelleges.

[2]) *Hier fehlt etwa* dixit.

[3]) *Dahinter* abs *durchstrichen.*

[4]) *Dahinter* press *durchstrichen.*

[5]) quispiam *in der Hs.*

illius est humanitas, qui in patriam patriotas scribeudo tam seue inuebitur nec amiois uec parentibus, cousauguineis, sociis nec et ipsi patrie pepercit. An ue boc, mi Alberte, an ue hoc bumauitatem an crudelitatem existimes? Homo [1]) is insolentissimus, uou laudaudus, sed potius omui laude prinaudus et diris [144ᵃ] verberibns snbigeudus. Qui si maledicere cousueuerat aut didicerat, saltem in extraueos uou iu patriotas, iu iuimicos non amicos, in iguotos uou notos, in malinolos nou beuiuolos, in crudeles uon bumanos, iu ignaros uon doctos eius malediceudi detraheudique veuenum enomere debuisset, et bos quos laudare nolebat, saltem nec vituperaret. Et si non ob patrie amorem, saltem ue se stolidum et ingratum exiberet, ne se inuidum omuibus Germauis redderet, ue patrie et patriotis detraheret, tacere debuisset. Vis euim aperte coguoscere, mi Alberthe, Johanuem tuum non humauitatem, sed crudelitatem didicisse? Ex boo acoipe argumeuto. Quis euim saue meutis neget artem rhetorice aut ipsam rhetoricam uou esse fuudatam sub ratioue? nemo certe. Si igitur rhetorica fundata est iu ratioue, — qnid euim ratiouem dicere possumus quam ipsam philosopbiam? Quidquid euim a ratioue fieri contigerit, [144ᵇ] reprobatur a philosophis, cnm ratio sit ipsa philosophia; — sequitur: si tuus Johannes foret (vt asserit) hnmauarum artium professor, esset et pbilosopbus, cum rhetoricam rationem ratiouem philosophiam comprobauimns. Et si philosopbus (vt ita loquamur), quis euim vuquam pbilosophorum [2]) fuisse legitur, qui iu amicos, affiues ac socios et maxime patriam fuerit inhumauus? certe nullus. Qualiter igitur Jobauues tuns, quem philosophum nostro argnmeuto creauimns, (qni potins philocopus mereretur uomeu) inbumauitatis euitet iu hoc, vt omues Germauos ab arte humauitatis esse expertes qnadam ignauie macula deturpando asserit et se primus (quasi uullus alius) inter eos fore, cui oratoria ars suppeditatur, oratorque uominari nult seque patrociuium rhetorice assumpsisse dicit, quid tibi videtur? Si euim quispiam extraneus et foreusis a patria sua hec uerba ipso audieute protulisset, uouue [145ᵃ] ad [3]) vltimum usque supplicium huiusmodi causam ac defensiouem Germauorum et patrie et proprii houoris amore iuisse debuisset [4])? Si enim sibi crndelis, qnibus humanns esse potest pbilosophus ille nouns? Legimus Mucium Sceuolam Romanum iusiguem ac prestantem et auimo et scieutia virnm ob amorem et deliberatiouem patrie meubrum suum passum [5]) esse vri vitamqne eius, vt patriam ab obsidioue Porsenne liberaret, in manus iuimicorum dedisse. Is vero uoster Johauues contrarium couatur : uon solum patriam uou defeudit, sed potius iuiuriam inferre uititur. Heu nephas boc et detestabile crimeu! Vere si ipsi Germani buinsmodi vsurpatiouem et eorum bonoris et patrie liberatiouem, surreptiouem ac reprobaudam opiuionem recte animadnerterent, enndem nou verbis, sed verberibus mactare atque punire debereut. Qualis euim illi meus, que [145ᵇ] audacia, qualis iusulsitas, vnde baec belua banc eius fundauit temeritatem! Existimabat forsitau nullum fore iu Germauia, qne tam louga et ampla est patria ac iuter ceteras maxima, qui

[1]) bomos *in der Hs.*
[2]) *Dahinter* esse *durchstrichen.*
[3]) ad *am Rande.*
[4]) debuissent *in der Hs.*
[5]) *Aus* passe *verbessert.*

ob patrie amorem hanc eius opinionem improbaret ipsorumque defensionem susciperet, quam etiam ipse Johannes (fuisset si sane mentis) suscipere debuisset. O virum importabilem, virum detestabilem, ergastulo et carcere dignum, qui non in barbaros sed Germanos, non in alienos sed proprios, non in vnum sed omnes tam sene tanqne acriter studuit insanire atque inuehere. Vere, celeberrime Alberthe: si is Johannes presens afforet et eum rationibus vincere non possem, ob patrie nostre defensionem, honorie augmentationem et oris obstructionem saltem pugnis eundem plectere conarer. Non possum, mi Alberthe, non egre ferre istinsmodi [146ᵃ] hominie inertiam et preuimia ire accensione, plura haud exarare possum. Judicinm tnnm in hoc expecto et litteras tuas, in quibus te non ambigo a mea sententia dinersnrum et me ex illis non minus volnptatis qnam vtilitatis accepturum. Vale.

BERLIN. MAX HERRMANN.

Erwiderung.

Zum Geschlecht Ulrichs von Liechtenstein.

Herrn Anton Schönbachs gestrenge Kritik über meine Frauendienst-Ausgabe in Nr. 31 der Deutschen Litteraturzeitung vom 4. August d. J. lasse ich zunächst auf sich beruhen. Mit den philologischen Einzelheiten, soweit sie überhaupt erwähnenswerth scheinen, werde ich mich über kurz oder lang zu beschäftigen haben, und die andern Wunderlichkeiten und Thorheiten werden wohl auch einmal gelegentlich abgethan. Nur einen einzigen bestimmten Angriff will und muß ich sogleich abwehren, weil ich ihn durch einen Unterlassungsfehler verschuldet und insofern auch verdient habe.

Geradezu in Erstannen hat mich in Herrn Schönbachs Kritik die folgende Auslassung gesetzt: „Nur eine Angabe (in der Einleitung) ist mir als seltsam aufgefallen: S. XX wird Ulrich als „ein Ahnherr des jetzt noch blühenden fürstlichen Hauses Liechtenstein“ bezeichnet, indeß Jacob Falke in seiner „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein“ 1, 248 ff., nachweist, daß die steirischen Liechtensteiner im 17. Jahrh. völlig erloschen sind, auch (vgl. ebenda S. 14 ff.) mit dem österreichischen Hause gar nicht verwandt waren“. Wie? das schreibt Herr Schönbach, das kann er schreiben? Ich lebte des Glaubens, daß ich ihn in dieser Frage auf meiner Seite habe, weil ich mich auf seine Seite stellte. Und nun, welche Enttäuschung! Jetzt fällt es ihm seltsam auf, daß ich seine eigene Meinung vertrete!

Den Ausdruck „Ahnherr“ gebrauchte ich nicht in speciellem, sondern in allgemeinem Sinne; ich wählte das poetischere Wort für das gewöhnlichere „Vorfahr“. Ich folgte der bekannten alten, früher allgemein giltigen Ansicht, weil die Gründe, welche Falke für die völlige Verschiedenheit der beiden Häuser Liechtenstein geltend machte, mich nicht durchaus überzeugen konnten. Allerdings wäre es in der Ordnung und meine Pflicht gewesen, dieser Frage wenigstens in einer Anmerkung zu gedenken; ich hätte es thun sollen, schon um mir den Rücken zu decken. Ich wußte nicht und glaubte nicht, daß Falkes Ansicht bei den Historikern, insonderheit bei den österreichischen allgemein angenommen worden sei. Und wer war es denn, der mich irre gemacht, mich in meinen Zweifeln, die ich auch heute noch nicht

völlig überwunden habe, bestärkt hat? Kein anderer als eben Herr Schönbach. Ich glaubte seiner Autorität vertrauen zu dürfen, weil er ein geborener Österreicher ist und sich mit der Genealogie der Liechtensteiner genauer beschäftigt hatte[1]).

In seinem Aufsatze „Zu Ulrich von Liechtenstein" in der Zeitschrift 26, 307 ff. ist von jener genealogischen Frage und von Falkes Nachweise auch kein Sterbenswörtchen die Rede. Und in seinem Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie 18, 620 ff. ist zwar Falkes Werk unter den Litteraturangaben mit aufgeführt, aber die alte und die neue Ansicht, welche doch die Leser und Benutzer besonders hätten interessiren müssen, sind gleichfalls ganz mit Stillschweigen übergangen. Dagegen heißt es gleich zu Anfang: „**Liechtenstein**: Ulrich von L. (bei Judenburg in Obersteiermark, der Murauer Linie des Geschlechtes angehörig ...)" .. Also wohlgemerkt! es steht Linie und der Singular: des Geschlechtes! Hier ist doch so deutlich wie nur irgend möglich ausgesprochen, daß der Biograph nicht zwei völlig verschiedene Familien oder Häuser, sondern zwei Linien, nicht zwei völlig verschiedene Geschlechter, sondern ein einziges Geschlecht annimmt; oder mit andern Worten, daß Herr Schönbach die beiden Häuser Liechtenstein als genealogisch zusammengehörig betrachtet und hiermit der neuen Ansicht Falkes stillschweigend und sie vornehm ignorirend entgegentritt. Denn Falke polemisirt ausdrücklich (S. 13) gegen Hormayrs Annahme und Angabe einer Trennung des Hauses Liechtenstein in die beiden „Linien"; bei ihm, wie besonders in die Augen fallend in den Überschriften zu den einzelnen Abschnitten und zu den Stammtafeln entgegentritt, ist das steirische Haus das Haus Liechtenstein-Murau im Gegensatz zu dem österreichischen Hause Liechtenstein-Nikolsburg. Eine Speciallinie Murau innerhalb des Hauses Liechtenstein-Murau gibt es nicht. Eine etwaige Ausrede, mit jenen Worten in der Biographie sei Ulrich als Angehöriger einer Murauer Linie des steirischen Geschlechtes bezeichnet, gilt also nicht. Bei der bekannten und neidlos anzuerkennenden Schärfe seiner Schreibweise ist auch durchaus nicht anzunehmen, daß Herr Schönbach in seinem biographischen Artikel sich in gesuchtem Lakonismus ungeschickt und irreführend ausgedrückt habe; vielmehr tritt durch eine Vergleichung der jüngst geäußerten Ansicht in der Zeitung (1888) und der früheren im Artikel (1882. 1883) zwischen beiden ein unversöhnlicher Widerspruch zu Tage, über dessen Ursache ich mir kein Urtheil erlaube. Sicher ist, daß Herr Schönbach ein sehr kurzes Gedächtniß hat und auch Andern ein kurzes Gedächtniß zutraut. Im Übrigen werde ich mich hüten, künftighin auf seine Autorität mich zu verlassen.

ROSTOCK, Mitte August 1888. REINHOLD BECHSTEIN.

[1]) Daß mich Schönbach irre gemacht, habe ich auch in einem Privatschreiben an Jacob von Falke berichtet, nachdem er meine Ausgabe im Feuilleton der Wiener Zeitung Nr. 62. 63 vom 15. und 16. März d. J. überaus freundlich und anerkennend, abgesehen von der in Rede stehenden genealogischen Frage, besprochen hatte. Aus einer Stelle seiner Antwort — zu wörtlicher Anführung bin ich nicht berechtigt — geht hervor, daß er Herrn Schönbach in eben dieser Frage auch als seinen Gegner betrachtete.

MISCELLEN.

Ein Scherz Simrocks mit Adalbert von Chamisso.

Während seines Aufenthaltes in Berlin als junger Mann verkehrte Simrock viel mit Chamisso und war bei diesem gern gesehen, weil Simrock bei seiner reichen Kenntniß von Sagen und epischen Stoffen ihn mit Material versehen konnte, während Chamisso als geborener Franzose sich arm an Stoffen fühlte.

Eines Tages gingen beide an einem Laden vorüber. 'Sehen Sie, Herr von Chamisso, der Mann kann Ihnen helfen' — auf dem Schilde stand der Name 'Stoffregen'.

Dergleichen kleine Geschichten aus seinem Leben erzählte Simrock mit einem anmuthigen Humor um die Lippen, gewöhnlich nach der Mahlzeit, bei der er, auch wenn Gäste da waren, seinen sammtenen Schlafrock anbehielt, was den Eindruck der Gemüthlichkeit erhöhte. K. BARTSCH.

Nibelungenfehde.

A ist verstummt,
Nur leis es brummt
'Könnt' ich ihn packen,
Wie wollt' ich zwacken
Den bösen Streiter!'
Der ist ganz heiter.

Nun sehn wir C
Vereint mit B,
Durch Compromiss
Schloß sich der Riß:
Was will man weiter?
Ich bin ganz heiter.

K. B.

Mittheilungen.

Professor Dr. H. Gering in Halle folgt zu Beginn des Sommersemesters einem Rufe an die Universität Kiel.

Der Privatdocent Dr. v. Waldberg an der Universität Czernowitz ist zum a. o. Professor ernannt worden.

Dr. Alois Pogatscher hat sich an der Universität Graz für englische Philologie habilitirt.

† am 19. November 1888 zu Bonn Professor Dr. Nicolaus Delius.